Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

KONINKLIJKE BIBLIOTHEEK
0489 3316
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Digitized by Google

Digitized by Google

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Rudolf von Gottschall.

Jahrgang 1880.

Erster Band.

Königl. Bibliothek zu Berlin.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1880.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ewe.

Eine litauische Dorfgeschichte

von

Ernst Wichert.

I.

Das litauische Grenzdorf Naujokat-Peter-Purwins besteht von alters her aus zwei großen und vier kleinern Höfen, die Eigenkathen nicht gerechnet, die auf abgezweigtem Weidelande erbaut sind. Seit unvordenklichen Zeiten saß auf dem hintersten von den beiden großen Höfen die Familie Naujoks, auf dem vordern die Familie Purwins, und von ihnen hatte unzweifelhaft das Dorf den Namen angenommen. Der Zusatz „Peter" war einmal zur Unterscheidung eingeschoben, als auch einer der kleinern Höfe durch Kauf oder Heirath in den Besitz eines Naujoks oder Purwins gekommen war. Uebrigens bestand, soweit sich die ältesten Leute erinnern konnten, Feindschaft zwischen den Besitzern der beiden großen Höfe, die gar keinen andern Grund hatte, als daß jede der beiden Familien wegen ihres Besitzes als die erste und angesehenste betrachtet werden wollte. Kam es auch selten zu offenem Streit, so fehlte doch nie die Gelegenheit zu eifersüchtigem Uebelwollen, und hielt man sich in Worten zurück, so gönnte man einander doch nichts Gutes.

Jetzt war Eigenthümerin jenes Hofes die Urte Naujokene, Witwe des vor etwa zwei Jahren verstorbenen Wirths Martin Naujoks, eine Frau in den Vierzigern. Sie hatte keine Kinder, und die Kinder ihres Mannes aus dessen erster Ehe waren sämmtlich abgefunden und auswärts angesessen oder im Dienst. War auch infolge dessen das Grundstück nicht schuldenfrei, so galt die Naujokene doch für eine „reiche" Frau, und man fand es ganz in der Ordnung, daß sie trotz ihres vorgeschrittenen Alters viel umworben wurde. Heirathete sie nicht einen Naujoks, so war freilich die alte Beziehung zwischen dem Hofe und der Familie auch äußerlich aufgehoben. Daraus hätte sie sich aber nichts gemacht, wäre ihr nur der Freier genehm gewesen.

Der vordere Hof war noch im Besitz der Purwins, und es hatte nicht den Anschein, als ob sie da so bald aussterben sollten. Der alte Adam Purwins kränkelte zwar, seit er einmal nach dem Verkauf von Flachs betrunken aus der Stadt gekommen, aus dem Schlitten gefallen und die Nacht über im nassen Schnee liegen geblieben war, wollte doch aber das Grundstück noch nicht abgeben und ein Ausgedinge nehmen. Seine beiden Söhne Ansas und Jurgis waren zu Hause

Digitized by Google

und halfen als Knechte in der Wirthschaft, auch die jüngste Tochter Ewe diente beim Vater. Eine ältere Tochter war in der Gegend von Kinten verheirathet und gut versorgt. Die Frau lebte schon lange nicht mehr.

Das war einer von den Gründen, weshalb die Wirthschaft schon seit Jahren eher zurück als vorwärts ging. Die Hausfrau fehlte, und Ewe konnte das Mannsvolk nicht in Ordnung halten. Sie war auch selbst von leichter Art und so ohne Aufsicht der Mutter aufgewachsen, leidenschaftlich und nicht daran gewöhnt, sich Beschränkungen ihres Willens aufzulegen. Lieber ging sie abends mit den andern Mädchen singend auf der Dorfstraße hin und her, als daß sie zu Hause nach dem Rechten sah, und zur Winterszeit in der Spinnstube wußte sie zwar die schönsten Geschichten zu erzählen und ausgelassene Scherze zu treiben, kam aber mit der Arbeit schlecht vorwärts. Die Magd that im Stall und in der Klete *) was sie wollte, und die alte Gaidullene, die Wohnungsrecht und ein kleines Ausgedinge hatte, nahm sich was ihr gefiel. So sah man's denn schon dem Strohdach und den Lattenzäunen an, daß die Purwins zurückkamen. Es war auch bekannt, daß Ansas und Jurgis viel mit den Juden verkehrten, welche Waaren über die Grenze schmuggelten, auch selbst ritten. Ewe war schon zwanzig Jahre alt geworden und es hatte sich noch kein Mann für sie gefunden. Irgendein Habenichts konnte da freilich nicht werben. Uebrigens behandelte sie die jungen Burschen übermüthig genug, als ob's ihr gar nicht darauf ankäme, so bald die langen blonden Zöpfe unter das Kopftuch zu stecken. Neckte man sie, so sagte sie wol lachend: „Ich hab' schon meinen Schatz im Gedanken, und der wird mein Mann, oder keiner." Manchmal fügte sie auch das Reimsprüchlein bei: „Er hat ein Pferd, ich hab' 'ne Kuh; was sonst noch fehlt, gibt Gott dazu." Niemand nahm's für Ernst.

Mit der Naujokene stand sie nicht auf gutem Fuß. Das verstand sich eigentlich von selbst wegen der alten Rivalität der Höfe; aber auch sonst hätten sie schlecht miteinander gestimmt. Die Naujokene gehörte zur Sekte der „Frommen", zeigte ein strenges Wesen und sah meist verdrießlich aus. Ewe meinte, sie schneide dem lieben Gott ein Gesicht, weil er sie täglich älter statt jünger werden lasse, und sie gehe nur so oft in die „Versammlungen", um sich den geduldigsten Mann auszusuchen. Die Witwe dagegen schalt sie ein leichtsinniges Ding und gab zu verstehen, daß man sich nicht wundern solle, wenn bei den Purwins „etwas passire". Sie sprachen beide laut genug, daß man's über die Dorfstraße hören konnte.

Eines Tages, Anfang September, stand Ewe im Garten hinter der Klete und schlug mit einer Bohnenstange die kleinen rothbäckigen Aepfel vom Baum, die sich mit der Hand nicht erreichen ließen. Den blauen Rock hatte sie vorn faltig aufgenommen und unter das bunte Band gesteckt, mit dem die Weste unter der Brust geschnürt war, und so hing er wie eine Tasche, in die sie nun die Aepfel sammelte, um sie dann in den Flechtkorb von Weidenruthen auszuschütten. Sie schlug mitunter in der Ungeduld so kräftig zu, daß ein ganzer Ast abbrach; aber das kümmerte sie wenig: der liebe Gott mochte einen andern wachsen lassen.

*) Ein besonderes Gebäude zur Aufbewahrung von Vorräthen neben dem Hause.

Digitized by Google

Schon mehrmals war hinter dem Vorrathshause her ein häßliches altes Weib bis dicht an den Lattenzaun getreten, um in den Garten zu spähen. Das schwarze Kopftuch ließ vom Gesicht nicht viel mehr erkennen als die kleinen stechenden Augen, die Habichtsnase und den breiten zahnlosen Mund. Nun klopfte die Alte mit der knöchernen Hand gegen das Querbret und rief hinüber: „Hole nur nicht im Eifer zu weit aus mit der Stange, Töchterchen. Dort steht mein Apfelbaum, wie du weißt, und ich will nicht, daß die Früchte ins Gras fallen, bevor sie reif sind. Was da am Boden liegt, sammelt doch der auf, der es findet."

„Sorge nicht, Gaidullene", antwortete das Mädchen, „ich schlage nur nach dem, was mir gehört, und ich habe genug Aepfel für den Sommer und Winter. Was von deinem Baum abfällt, ist wurmstichig, und meinetwegen mag es im Grase verfaulen, ich bücke mich nicht danach. Thut's ein anderer, so passe ihm auf. Ich habe freilich sagen hören, daß die Gaidullene sich gerade den Baum mit den süßesten Aepfeln zu ihrem Ausgedinge ausgesucht hat."

„Wer die Wahl hat, nimmt das beste Stück", sagte die Alte, „und die Verschreibung ist in allem andern nicht zu meinem Vortheil, das hab' ich alle Tage erfahren. Dein Großvater hat mich überlistet, als ich ihm vor dreißig Jahren mein Käthnergrundstück nebenan abtrat. Ich hätte lieber mit dem Peter Naujoks verhandeln sollen, dem's auch paßte. Wir haben zu viel Branntwein getrunken, bevor wir aufs Gericht gingen, und da war er sehr freigebig. Hinterher aber hat er mich gezwackt, wie er konnte. Dein Vater hat's nicht besser gemacht und sich einmal im Proceß sogar zwei Scheffel Korn abgeschworen. Dafür wird der Teufel seine Seele greifen. Ich muß auf das Meinige sehen, sonst bleibt mir nur gerade genug zum Verhungern."

Ewe lachte, daß die weißen Zähne in der Sonne glänzten. „Kommst du wieder auf die alten Geschichten!" rief sie. „Ich denke, du hast nicht zu klagen; denn ich passe dir wenig auf. Deine eiserne Kuh gibt so viel Milch, daß sich die Leute wundern, und dein Getreide hat so gut gereicht, daß du neulich noch einen Sack an den Abroms verkaufen konntest. Es geschah des Abends spät über den Zaun, und ich kann nicht dafür, daß ich's zufällig gesehen habe."

Der Alten zitterte das Kinn vor Aerger. „Du liebst spitze Reden, Töchterchen", knurrte sie, „das wird dir dein Mann abgewöhnen müssen. Aber Gott weiß, daß du mir unrecht thust. Meine Kuh gibt gute Milch, weil ich nicht träge bin, den Pflock täglich dreimal auszuziehen und an anderer Stelle einzuklopfen; das Getreide war ehrlich erspart, und wenn ich auf meinen Apfelbaum aufpasse, so weiß ich wohl, wer lieber süße Aepfel als sauere ißt. Damit will ich sonst nichts gesagt haben, Töchterchen."

Sie zog sich hinter die Ecke der Klete zurück. Ewe zuckte die Achseln und setzte trotzig den Mund auf. Die Hand wie ein Dach gegen die Sonne vor die Stirn haltend, lugte sie zum Wipfel auf und setzte die Stange wieder in Bewegung. Dabei schwenkte sie dieselbe nun wirklich so weit rückwärts, daß der Nachbarbaum getroffen werden mußte, und es rasselten denn auch von dort durch das Laub ein paar Aepfel ins Gras. Sie lachte dazu.

Indessen hatte sich auf der Dorfstraße mit ziemlich müden Schritten ein junger

Digitized by Google

Mann genähert. Er trug die blaue, mit vielen kleinen Knöpfen besetzte Tuchjacke der Litauer, ein Beinkleid von weißer Leinwand und eine Soldatenmütze mit Schirm. Seine Stiefel waren grau bestäubt; an dem Stock, den er über die Schulter gelegt hatte, hing ein Bündel. Er war groß und schlank gewachsen; das kleine Bärtchen über der Oberlippe gab ihm ein keckes Aussehen, und trotz der Müdigkeit hielt er sich gerade. Die kurze Pfeife aber brannte nicht mehr und pendelte mit der Hand, die sie hielt, beim Gehen.

Jetzt, dem Strauchzaun gegenüber, warf er einen Blick in den Garten hinein und stand still. Er beobachtete eine Weile das geschäftige Mädchen, und das Gesicht wurde freundlicher. Dann machte er eine halbe Wendung und trat einige Schritte näher. Eben bückte Ewe sich, um ihre Ernte in den Rock zu sammeln. Sie wurde aufmerksam, richtete sich sogleich wieder auf und ließ den Apfel fallen, den sie gefaßt hatte. „Mikelis", rief sie, offenbar freudig überrascht, „bist du's denn wirklich?"

Der so Angeredete sprang über den flachen Graben, stützte sich auf der Kante vor dem Strauchzaun gegen den Stumpf einer Weide und nickte dem Mädchen zu. „Grüß Gott, Ewe", sagte er; „es ist hübsch, daß du mich nicht vergessen hast."

Sie wurde roth im Gesicht und nestelte den Haken des Mieders zu, der sich über der vollen Brust bei der Arbeit gelöst hatte. „Nun, so lange bist du doch noch nicht fort", entgegnete sie und trat dabei näher. Sie streckte den Arm mit dem weiten, weißen, am Querder roth und blau gestickten Aermel über den Zaun und schüttelte ihm die Hand. „Bist du nun ganz frei?"

„Meine drei Jahre sind um", antwortete er. „Eigentlich fehlt noch ein Monat, aber einige von der Compagnie sind früher entlassen, da sie sich gut geführt haben. Da komm' ich nun nach Hause und treffe zuerst dich — das ist ein gutes Zeichen."

„Geb's Gott", sagte sie lachend, „ich gönne dir gern alles Gute. Warum bist du denn nicht ein einziges mal auf Urlaub gekommen, Mikelis?"

„Von Berlin war's zu weit, und ich hatte auch nicht so viel Geld. Und dann . . . ich wußte auch nicht einmal, ob ich meinem Schwager, dem Adam Grillus, recht käme! Nach dem ersten Jahre mußte ich ihm schreiben, daß ich mein Erbtheil von hundert Thalern in zwei Raten heraushaben wollte, und darüber ist er sehr ärgerlich gewesen, weil er das Geld in der Stadt zu hohen Zinsen aufnehmen mußte. Ich konnt' ihm aber nicht helfen."

„So hast du dein Erbtheil verbraucht, Mikelis?"

„Bis auf den letzten Groschen. Bei der Garde in Berlin ist mit dem Tractament nicht auszureichen, und wenn man sich nicht lumpen lassen will, muß man von dem Seinigen zulegen und zu rechter Zeit einen blanken Thaler auf den Tisch werfen. Es geht da flott her bei der Garde."

„Wie wird's dir nun bei uns gefallen?" fragte sie, die Augen senkend.

„Hoffentlich gut!" versicherte er. „Ich hätte wol in Berlin bleiben können; mein Major bot mir einen guten Dienst an. Aber es zog mich zurück in die Heimat, wo ich doch werde schwer arbeiten müssen. Einen Tag und eine Nacht

Digitized by Google

bin ich auf der Eisenbahn gefahren und dann noch einen halben Tag; darauf bin ich ein paar Stunden zu Fuß unterwegs — es ist nicht viel anders als zwischen gestern und heut. Aber wie ich nur auf litauischen Boden trat, war mir's gleich, als hätt' ich alles Fremde vergessen, das ich in den drei Jahren angelernt, und könnte kein Wort deutsch mehr sprechen. Als was ich geboren bin, als das will ich auch sterben."

Ewe lachte. „So sagt ihr alle, wenn ihr zurückkommt; späterhin aber zeigt sich's doch bald, daß ihr nicht mehr mit ganzem Herzen bei uns seid. Die Feldarbeit wird euch zu schwer, und ihr spielt lieber im Wirthshause die Herren."

Er seufzte. „Wenn ich's nur mit dem Meinigen zu thun hätte, Ewe! Da wollt' ich gern arbeiten und mich keine Mühe verdrießen lassen. Aber das väterliche Grundstück hat nun die Schwester, weil ihr Mann Geld mitbrachte und das Nothwendigste auszahlen konnte. Wir andern Geschwister mögen sehen, wie wir in der Welt durchkommen. Wenn aber einer nicht der Wirth ist, so ist er der Knecht, und vom Knechtslohn läßt sich schwer sparen. Man muß sehen, ob man beim Reiten über die Grenze Glück hat. Da ist bald ein gut Stück Geld verdient, und nach ein paar Jahren reicht's vielleicht aus, etwas zu kaufen, wenn auch nichts Großes. Der Wirth zu werden, darauf kommt's an."

„Du hättest dein Erbtheil doch nicht verbrauchen sollen, Mikelis."

„Es ging nicht anders. Ich hab's gar nicht in der Art, zu verschwenden oder durchzubringen, und wenn ich nicht sparsam gewesen wäre, hätt's nicht einmal so weit gereicht. Ich hab's aber klug genug angefangen, daß die hundert Thaler sich verdoppelten. Die Kameraden waren immer bald mit ihrem Gelde fertig, und dann liehen sie von mir bis zum nächsten Zahltag gegen Zinsen, so viel ich auch forderte. Ich hab' auch gelernt, wie man ein Papier schreibt, das sie Wechsel nennen. Darauf muß sofort gezahlt werden, was geschrieben steht, und es geht keinen was an, weshalb so oder so viel geschrieben ist. Unter den Leuten wird man klug. Hätt' ich noch einmal die hundert Thaler, ich wollt' sie wol auch hier zu brauchen verstehen." Das sagte er recht wohlgefällig und die Augen blitzten dazu listig.

Ewe zupfte an ihren Westenbändern und blinzelte von unten auf. „Du mußt dich reich einheirathen", sagte sie ausforschend.

„Das kann kommen", meinte er, den Kopf aufwerfend. „Wir kennen einander gut genug und haben uns schon als Kinder versprochen — willst du mich jetzt haben?"

Sie schlug ihm mit der Hand auf den Arm und zeigte lachend die weißen Zähne. „Du wärst mir schon recht", antwortete sie, „aber ich bin nicht reich."

„Nun — dein Vater hat den großen Hof."

„Aber es sind Schulden darauf, und die Brüder werden mir nicht viel lassen. Ich bin das jüngste Kind. Nimmt der Vater ein Ausgedinge, so bleibt vom Kaufgeld nicht viel übrig, und heirathet er noch einmal, so kann ich als Magd dienen gehen."

„Er wird doch nicht!"

„Wer weiß? Er klagt oft, daß wir's ihm in der Krankheit nicht recht machen. Eine Frau, meinte er, hat eine weichere Hand."

Digitized by Google

„Mancher hat auch schon Schläge bekommen."

„So oder so — zum Wirth kann ich dich nicht machen."

Er rückte die Mütze von der Stirn zurück und zog die Achseln auf. „Es ist schade, Ewe — wir hätten ein gutes Paar abgegeben. Eh' ich wegging, dacht' ich bestimmt . . . und auch in Berlin . . ."

Sie wurde blutroth im Gesicht. „Sprich nicht dummes Zeug", sagte sie, doch gar nicht ärgerlich. „Gespaßt ist genug. Das hast du wol auch draußen gelernt, wie man so dreist mit den Mädchen spricht."

„Es ist schade", wiederholte er und rückte das Bündel auf seiner Schulter zurecht.

Ewe faßte in ihren Rock und brachte eine Hand voll Aepfel vor. „Willst du?" fragte sie.

„Gib, ich bin hungerig und ich weiß nicht, ob mein Schwager mich zu Tisch ladet." Er steckte die Aepfel in seine Tasche und biß in den letzten sogleich hinein. „Wir sehen uns nun öfter", sagte er, „und wollen gute Nachbarschaft halten wie früher." Damit grüßte er und ging.

II.

Michel Endrullis hatte es nicht weit bis zu seines Schwagers Hof. Grillus empfing ihn nicht ganz so unfreundlich, als er erwartet hatte. „Ich wußte ja", meinte er, „daß deine Zeit bald um sein müßte. Festlegen kannst du dich nicht bei mir, aber es ist gerade in der Wirthschaft viel zu thun, und Arbeiter sind schwer zu haben. Wenn meine Frau damit zufrieden ist, magst du fürs erste bleiben, und ich will dir Lohn geben, soviel andere bekommen."

„So mag's gehen", antwortete Michel Endrullis. „Aber daß es nachher nicht Streit gibt — du weißt doch, daß ich mit meinem Erbtheil noch nicht ganz abgefunden bin?"

„Was —? Die hundert Thaler hast du bekommen."

„Ja. Aber in der Verschreibung steht: Hundert Thaler und ein Pferd."

Grillus kratzte den Kopf. „Steht das?"

„Lies nach, wenn du's vergessen hast. Das Pferd will ich nun haben, und es muß ein gutes Pferd sein, auf das ich mich verlassen kann."

„Ein besseres, als ich selbst habe, kann ich dir doch nicht geben."

„Auf dem Pferdemarkt hat man die Auswahl."

„Dränge mich nicht, Mikelis. Willst du's mit Geld ausgleichen, so sage, was du forderst. Zahle ich nicht gleich, so zahle ich mit guten Zinsen."

„Nein, ich will das Pferd haben."

„So komm in den Stall. Du sollst wählen dürfen — nur den Fuchs nehme ich aus."

Sie gingen in den Stall. Die Frau kam mit. „Fange nicht gleich wieder Händel an", bat sie ihren Bruder.

Die Pferde wurden hinausgeführt, besehen, zur Probe geritten. „Da ist keins für mich passend", sagte Michel Endrullis, „als der Fuchs."

Digitized by Google

Es gab Lärm und Streit. Endlich mußte Grillus sich doch fügen. Die Schwäger kamen überein, daß Michel vorläufig im Hause bleiben und für seinen Unterhalt arbeiten, das Pferd aber noch den Herbst über im Stall lassen sollte. Der Wirth dürfte es in der Wirthschaft brauchen, müßte ihm aber dafür das Futter geben. Wolle Michel es „zum Reiten" brauchen, so stehe das bei ihm.

Darauf wurde noch denselben Abend mit den Nachbarn ein guter Trunk gethan.

Als die Nächte dunkel wurden, ritt Endrullis für die Juden mit Spiritus über die Grenze. Auch die beiden Purwins waren dabei. Für den Gewinn kaufte er ein kurzes Gewehr. Einmal kam's auch zu einem Gefecht mit russischen Soldaten, und einer von ihnen erhielt einen Schuß. Im Dorfe erzählten sich die Mädchen von seiner Waghalsigkeit, und Ewe sagte: „Wenn er auf dem Fuchs sitzt, sieht er aus wie ein General. Das macht, weil er bei der Garde gedient hat." Es war bald gar kein Geheimniß mehr, daß sie ganz toll in ihn verliebt war. Endrullis ließ sich's gefallen, band sich aber doch nicht. Dazu war er, wie er selbst rühmte, „zu klug".

Täglich führte ihn sein Weg, wenn er zur Feldarbeit ging, auch an dem Hofe der Naujokene vorbei. Die Frau sah er oft in der Thür stehen und grüßte freundlich. Sie war immer sehr ordentlich und reinlich gekleidet, als ob sie zur Kirche gehen wollte. Die Mägde wußten sich etwas darauf, daß ihre Herrin stets sechs Röcke übereinander trüge; denn das war ein Zeichen von Wohlhabenheit. Uebrigens wählte sie dunkle Farben, wie es einer Witwe zukam, schwarz oder schwarzblau, und trug die Jacke hoch bis unter das Kinn zugehakt, nur den weißen Hemdenkragen ein wenig überstehend. Die Figur sah stattlich genug aus und auch das Gesicht war noch ziemlich glatt, wenn sie es stillhielt. Sprach sie freilich, so zog die Stirn Falten, und wurde sie ärgerlich, so röthete sich plötzlich die Nase und das Kinn. Das geschah, wie die Dienstleute behaupteten, gar nicht selten.

Michel Endrullis gefiel ihr, vielleicht nicht zum wenigsten deshalb, weil er auch der Ewe Purwins gefiel. Er hielt sich noch immer so gerade, wie er's von seiner Dienstzeit her gewohnt war, bürstete täglich seine Jacke und behandelte die Pferde gut. Die Arbeit schien ihm leicht von der Hand zu gehen; früh morgens war er schon auf und abends, wenn er vom Felde zurückkam, pfiff er ein lustiges Stückchen. Eines Tages rief sie ihn zu sich heran und sagte: „Gedenkst du bei deinem Schwager zu bleiben, Mikelis?"

„Den Winter über vielleicht", antwortete er, „wenn wir uns so lange vertragen."

„Und was wirst du dann anfangen?"

„Ich werde mich nach einem Dienst umsehen müssen; denn kaufen kann ich nichts."

Sie musterte ihn wohlgefällig. „Ich will dir einen Vorschlag machen, Mikelis. Du weißt, daß eine Witfrau es schwer hat, mit fremden Leuten zu schaffen, in den Ställen nach dem Rechten zu sehen und das Feld ordentlich zu bestellen. Sie muß da einen haben, dem sie Vertrauen schenken kann. Nun war aber dein Vater ein guter Freund meines verstorbenen Mannes, und dich kenne ich von Kindesbeinen an. Beim Militär hast du dich gut geführt und auch Ordnung gelernt. Willst du als Knecht in meinen Dienst treten, so kann's gleich zu Martini

Digitized by Google

richtig werden. Ich will dich über die andern Leute setzen und dich auch sonst halten wie eines Nachbars Sohn. Den Lohn magst du selbst bestimmen, und um ein paar Thaler werde ich nicht dingen. Willst du dir das überlegen?"

„Da ist nicht viel zu überlegen", entgegnete er. „Muß ich dienen, so diene ich dir so gern als einem andern, und mir kann's gefallen, hier im Dorf zu bleiben und den Wirth zu spielen, solange ich's nicht wirklich bin. Ich hoffe, daß du mit mir zufrieden sein wirst."

„So schließen wir also gleich ab", sagte sie offenbar erfreut und reichte ihm die Hand zu.

„Das heißt . . .", wendete er zögernd ein, „wenn dir auch meine Bedingung recht ist."

„Was ist das für eine Bedingung?"

„Ich hab' ein Pferd, das ist mein einziges Besitzthum, und davon will ich mich nicht trennen. Willst du's in deinen Stall nehmen und ihm Futter geben, so mag es auch in der Arbeit mithelfen. Wenn ich aber reiten will, so bin ich so weit mein eigener Herr und habe niemand zu fragen; denn es kommt mir darauf an, daß ich außer dem Lohn etwas verdiene. Mein Vater ist Wirth gewesen und mein Großvater auch — da will ich nicht zurückbleiben. Kann ich's nicht erben, will ich's erwerben."

Darauf ging die Naujokene gern ein, und als nun Martini herankam, zog Michel Endrullis bei ihr als Knecht an, nicht wie die Knechte sonst, sondern reitend auf seinem Fuchs. Die Ewe rief ihm spöttisch nach: „Halt dein Herz fest, Mikelis." Er aber wendete sich zurück und antwortete lachend: „Meine Mutter ist lange todt und eine zweite brauche ich nicht."

Das war wol ganz ernst gemeint. Aber es zeigte sich doch bald, daß Ewe nicht ohne Grund gewarnt hatte. Nachdem einige Monate vergangen waren, wußten die Mägde kichernd zu erzählen, wie gut der Mikelis gehalten würde. So schlimm die Frau oft gegen sie sei, so höre er doch nie ein böses Wort, könne schalten und walten, wie er wolle. Bei Tisch schiebe sie ihm die fettesten Bissen zu, und zu Weihnachten habe sie ihm eine noch ganz neue Tuchjacke und den besten Pelz von ihrem verstorbenen Manne geschenkt. Wenn sie Sonntags zur Fahrt nach der Kirche so viel Röcke anziehe, daß sie kaum auf dem Schlitten Platz habe, so wisse man wohl, daß sie sich nicht allein für den lieben Gott ausputze. Man hatte ihr auch schon aufgepaßt, wie sie mit Endrullis in der Klete gewesen war und ihm die Kasten mit Leinenzeug und Betten aufgeschlossen hatte. Davon sprach nun das ganze Dorf, und die meisten sagten: „Der macht da sein Glück! Die Naujokene ist noch in den Jahren — und bringt nicht einmal Kinder mit. So gut trifft's selten einer." Ewe nur nannte sie ein altes Weib und einen Drachen. Wenn sie ihr begegnete, zog sie ihr ein Gesicht, und in der Kirche setzte sie sich recht geflissentlich in ihre Nähe, als ob sie dem Michel Endrullis zeigen wollte, was für ein Unterschied zwischen ihnen sei.

Michel war ein schlauer Bursche und merkte ganz gut, wie die Sache stand. Er war nur mit sich selbst nicht einig, ob er zugreifen sollte. Zu einem solchen Hofe kam er auf andere Weise nicht. Wäre nur die Ewe nicht gewesen —! Da

Digitized by Google

war nun sein Herz arg zwiegespalten: die Ewe hätte er gern gehabt — aber den großen Hof auch. Und eine Thorheit, meinte er, dürfe er unter allen Umständen nicht begehen; dazu sei er denn doch zu weit „in der Welt herumgekommen".

Eines Abends paßte er Ewe auf, als sie aus der Spinnstube nach Hause ging. „Laß das die Naujokene nicht merken", zog sie ihn auf, „daß du mir im Dunkeln nachgehst"; hing sich aber doch an seinen Arm.

„Warum?" fragte er keck und faßte ihre Hand.

„Die Leute sprechen davon, daß es im Dorfe bald eine Hochzeit geben wird."

„Das könnte wol sein, wenn dein Vater und deine Brüder wollten."

„Wenn du mich meinst, Mikelis, zur Hochzeit gehören denn doch allemal zwei."

„Gewiß! Sind zwei einander gut, das ist unter ihnen bald richtig gemacht. Aber ..."

Ewe drückte zum Zeichen des Einverständnisses seine Hand und lehnte sich an seine Schulter. „Was meinst du?" Ihr glühten die Backen. Er hätte jetzt alles von ihr verlangen können, was sie zu geben vermochte. So gern hätte sie ihn für sich gewonnen.

„Sprich mit deinem Vater und deinen Brüdern", sagte er. „Sie werden dir den Hof nicht überlassen; aber vor Jahren ist das Käthnergrundstück des Gaidullis zugeschrieben worden. Vielleicht sind sie einverstanden, daß es wieder abgeschrieben wird und dir als Erbtheil zufällt. Du kannst sagen, du wüßtest einen, der dir etwas Geld leihen würde, wenn's durchaus zur Abfindung nöthig wäre, und wie du hinterher zu Haus, Stall und Scheune kämest, das ginge sie nichts an. Hast du das Land, so wird das andere sich finden."

Ewe fühlte sich arg enttäuscht. Sie ließ den Kopf hängen. Und doch war's schon etwas, daß er ihretwegen Käthner werden wollte, da er ohne sie ein großer Wirth werden konnte. „Sprich du selbst mit dem Vater, Mikelis", bat sie.

„Nein — das kann nicht geschehen. Mein Name darf gar nicht genannt werden. Wird aus der Sache nichts, so will ich freie Hand behalten —"

„Bei der Urte ...!"

„Da oder wo anders."

Sie biß die Lippe. „Es wird dich gereuen, Mikelis, eine alte Frau genommen zu haben."

„Ich habe sie ja noch nicht genommen."

„Jetzt ist sie süß wie Honig und zahm wie ein Täubchen. Hat sie erst, was sie will, so wird sie ihr Teufelsspiel anfangen. Ins Zuchthaus kommen denke ich mir nicht so schlimm, als an so etwas zeitlebens gebunden sein."

Er schnippte mit den Fingern in die Luft. „Pah! Wer der Wirth ist, ist der Herr. Aber ich will nichts gesagt haben. Bekommst du das Land, so darfst du dir meinetwegen keine Sorge machen. Wenn nicht, so muß freilich jeder zusehen, wie er sich am besten in die Welt schickt. Der Arme kann nach seinem Herzen nicht viel fragen."

Sie machte sich hastig von ihm los. Gleich aber fiel sie ihm wieder um den Hals.

„Wenn du mir gut wärst, Mikelis, wie ich dir gut bin ..."

Digitized by Google

„Ich bin dir gut, glaub's nur. Aber so unvernünftig . . .“ Er küßte sie.

„Lieber unvernünftig, als zu wenig! Mikelis, thu's nicht!“

„Was?“

„Ach, geh!“

„Sprich mit deinem Vater, Ewe.“

„Und wenn nicht —“

„Man muß es abwarten.“

Sie seufzte recht schwer, löste ihre Hand und lief fort.

Das Weibsvolk ist doch recht närrisch, dachte Endrullis. Er hatte jetzt nur die Hand nach rechts oder links auszustrecken.

III.

Ewe sprach nun auch mit den Brüdern und sprach mit dem Vater; aber zu dem gewünschten Ziele kam sie nicht. Am ehesten war noch Jurgis geneigt ihr zuzustimmen, da er selbst für sich wenig zu hoffen hatte. Ansas aber wollte von der Abtrennung des Käthnerlandes nichts wissen. Es sei eine gute Wiese dabei, und ohne die lasse sich nicht wirthschaften. Purwins war krank und dachte nur darauf, wie er sich ein möglichst großes Ausgedinge sicherte. Nun wußte ihn Ansas zu überreden, die Angelegenheit schnell zu ordnen, damit Ewe ihn in Ruhe ließe. Sie fuhren also aufs Gericht und schlossen den Vertrag ab. Für Ewe wurde eine Summe eingetragen, die erst nach des Vaters Tode fällig sein sollte.

Nun war für Michel Endrullis die Sache entschieden. Er meinte bewiesen zu haben, daß er genügsam sei. Ewe war nun einmal nicht zu haben; sie selbst mußte es nun ganz natürlich finden, daß er unter solchen Umständen „sein Glück“ nicht von der Hand wies. Ehrlicher als er konnte kein Mensch verfahren.

Er wollte nun aber auch recht schlau vorgehen und lieber gebeten sein als bitten. Darum sagte er nach Ostern der Wirthsfrau, bis zum nächsten Martini sei's zwar noch weit hin; er wolle ihr's doch aber nicht vorenthalten, daß er darüber hinaus nicht zu bleiben gedenke. Sie möge sich danach bei zeiten einrichten.

Urte fragte verwundert, ob es ihm bei ihr an etwas fehle und wo er's besser zu haben hoffe. Michel antwortete ausweichend; auf die Dauer könne es doch nicht so bleiben, und so sei es besser, er gehe wieder nach Berlin zurück und nehme seines Majors Anerbieten an. Ein tüchtiger Mensch komme draußen schneller und leichter zu etwas. Das sei doch so eilig nicht, meinte sie; sie habe sich an ihn gewöhnt und könne ihn schwer missen. Nun trumpfte er. Er habe gehört, daß sie zum Herbst wieder heirathen wolle. Und sei's nicht zum Herbst, so sei's doch sicher zum Frühjahr. „Bei deinem künftigen Manne will ich nicht als Knecht dienen, da ich jetzt halb wie der Herr angesehen bin.“

Die Naujokene war aber auch nicht auf den Kopf gefallen und merkte, daß er sie ausforschen wollte. Das war ihr ein gutes Zeichen, und sie sah ihn daher freundlich an und antwortete: „Es kommt vielleicht nur auf dich an, Mikelis, ob du ganz wie der Herr angesehen sein willst.“

Digitized by Google

Das war deutlich genug, aber er that doch, als ob er sie noch nicht verstünde. „Das Grundstück kann ich dir nicht abkaufen", sagte er.

„Und ich will's auch nicht verkaufen", erwiderte sie. „Wenn dir's aber gefällt, kannst du's umsonst haben und noch die Wirthin dazu. Höre, ich will mit dir unter vier Augen ganz offen sprechen, weil ich wohl sehe, daß du zu bescheiden bist, mir's in meinen Jahren anzutragen. Ich brauche einen Wirth, und der muß jung und kräftig sein, damit ich im Alter eine gute Stütze habe. Du hast dich in dieser kurzen Zeit gut bewährt, Mikelis, und ich kann dir auch in Zukunft Vertrauen schenken. Willst du mich heirathen, so kannst du noch vor Martini der Wirth sein und das Gerede der Leute hört von selbst auf. Dumm wird dich wahrlich kein Mensch schelten, wenn du's thust."

Das meinte Endrullis auch, und so wurden sie noch in derselben Stunde einig. Am andern Tage wußte es das Dorf, und es war da keiner, der dem armen Burschen nicht sein Glück neidete. Er selbst trug den Kopf auch gewaltig hoch. Nur wenn er zufällig der Ewe begegnete, senkte er ihn tief und sah zur Seite, als ob er sich schämte. Es ärgerte ihn, daß er ihr nicht dreist ins Gesicht sehen konnte — aber er konnte nicht. Sie sagten ihm alle, daß er klug gehandelt habe, und er war doch selbst davon überzeugt; aber in ihrer Nähe wußte er, daß er eine große Dummheit mache; das sagte ihm das Herz. Er konnte doch nicht los davon.

Schon nach wenigen Wochen wurde das Aufgebot bestellt. Zu Johanni gab's Hochzeit und alle Nachbarn waren dazu geladen. Ewe blieb nicht zu Hause und war so ausgelassen lustig, als ob ihr nichts Glücklicheres hätte begegnen können. Als sie aber mit dem Bräutigam tanzte, flüsterte sie ihm zu: „Jetzt lache ich vor den Leuten, diese Nacht allein in meiner Kammer werde ich weinen. Denn ich weiß doch, daß du an mich denkst, Mikelis." — „Es hat nicht anders sein können, Ewe", antwortete er leise, „du mußt das vergessen." — „Versuch's doch selbst", sagte sie. „Wenn du hättest wollen, wir wären irgendwo zusammen in Dienst gegangen." — „Es wäre ein elendes Leben geworden, Ewe." — „Wer weiß...?" Sie machte sich los und tanzte mit andern. Die Urte Endrullene redete sie immer „junge Frau" an und zog dabei den Mund so spöttisch, daß die Gäste wol merkten, wie's gemeint war.

„Du wirst deine Tochter besser in Zucht nehmen müssen", sagte Urte innerlich verärgert dem alten Purwins, „sie hat eine lose Zunge." Nachts gab es argen Lärm vor dem Hause, mehr noch, als es selbst der Brauch in Litauen will. Ewe hatte die jungen Bursche angestiftet, und nun flogen die alten Töpfe gegen die Fensterladen und trommelten die Weidenknüttel auf der Hausthür. Gegen Morgen mußte der Gemeindevorsteher aus dem Bett und Ruhe gebieten.

Vom andern Tage ab ging's in der Wirthschaft wie zuvor. Es war keine Veränderung zu bemerken, außer daß Endrullis nun der Wirth hieß. Er wollte es freilich auch sein; deshalb hatte er ja geheirathet, und Urte schob ihn in den ersten Wochen gern überall vor, damit er als der Herr bei denen zu Ansehen komme, mit denen zusammen er vorher gedient hatte. Nur die Schlüssel behielt sie, und alles mußte durch ihre Hand. Darüber kam's dann zum ersten Streit.

Digitized by Google

Und als erst einmal die Kräfte sich gemessen hatten, galt's auch ferner für beide Theile sich behaupten. Bei der Wirthsfrau war die alte Gewohnheit, das Regiment zu führen, allzu stark geworden, und Endrullis wollte gerade beweisen, daß er nicht nur zum Schein der Herr sei. Fuhren sie zusammen nach der Stadt oder zur Kirche, oder arbeiteten sie auf dem Felde, so verkehrten sie ganz gut und freundlich miteinander. Es war ihm nur nicht ganz wohl dabei zu Muthe, wie sie ihm auf Schritt und Tritt aufpaßte, daß er sich im Kruge nicht zu lange verweilte und während der Predigt nicht nach den hübschen Mädchen hinüberschielte und auf dem Felde nicht mit den jungen Mägden scherzte. Am liebsten hätte sie ihn fortwährend unter Augen gehabt. Manchmal besuchte er das Wirthshaus, nur um zu zeigen, daß er sich „von der Alten nicht einsperren" lasse.

Den Sommer über ging's bei alledem leidlich. Die Ernte fiel reichlich aus, und der Acker wurde wieder mit aller Sorgfalt bestellt. Als dann aber der Herbst mit seinen frühen Abenden und finstern Nächten herankam, und die Juden anfragten, mit wie viel Pferden man ihnen helfen wolle, da schüttete Endrullis seinem Fuchs die doppelte Portion Hafer, klopfte ihm den Hals und sagte: „Wir müssen auch dabei sein." Die Urte wollte davon nichts wissen. Es gefiel ihr nicht, daß ihr Mann sich die Nächte durch mit dem Judenpack herumzutreiben gedachte; auch fürchtete sie von dem Verkehr mit den wilden ledigen Burschen üble Folgen. Ob er's denn nöthig habe zu reiten? Und es schicke sich für ihn auch nicht. Darauf aber wollte er nicht hören; er meinte nur, sie gönne ihm die Freiheit nicht und wolle nicht, daß er ein Stück Geld in die Tasche bekomme, das sie ihm nicht nachrechnen könne. Deshalb fruchteten ihre Bitten nichts, und als sie sich erzürnte und ihn mit Scheltreden anfiel, wurde er nur um so hartnäckiger und sagte: „Schweige still! Den Fuchs habe ich in die Wirthschaft eingebracht und habe mir vorbehalten, ihn zu satteln, wann es mir gefällt, schon als ich zu dir zog. Hast du darin deinem Knecht nicht Vorschrift machen dürfen, sollst du's deinem Mann noch weniger." Er that, was ihm gefiel.

Meist ritten die Schmuggler vom Hofe des Purwins ab, da Ansas und Jurgis sich eifrig betheiligten. So hatte nun Endrullis häufiger die erwünschte Gelegenheit, sich dort aufzuhalten, und manchmal vergingen Stunden, bis die Pferde bepackt waren und die Kundschafter die Nachricht brachten, daß die russische Patrouille vorbeipassirt sei. Ewe half bei den Pferden, und so sah und sprach er sie oft. Er meinte seiner Pflicht genug gethan zu haben, wenn er sie nicht geradezu aufsuchte, und sie ging ihm nicht aus dem Wege. Es blieb ihm nicht unbemerkt, daß sie sich besonders gern an seinem Fuchs etwas zu schaffen machte, Sattelgurt und Zaumzeug untersuchte und das Thier mit Brot und Zucker fütterte. Streichelte sie den glatten Hals, oder kämmte sie mit den Fingern die krause Mähne, so ging's ihm warm durch die Glieder, als ob sie ihn selbst liebkoste. Und so war's sicher auch gemeint. Wollte er aber einmal ihre Hand greifen, oder ihre Schulter umfassen, so entschlüpfte sie ihm wie eine Schlange. „Du meinst es ja doch nicht ernst", sagte sie, und darauf wußte er freilich nichts zu antworten.

Einmal warf sie ihm vor, daß er allzu waghalsig reite. Die andern hätten davon viel erzählt. „Du reitest wie einer", sagte sie, „dem das Leben nicht lieb ist."

Digitized by Google

„Mir ist auch das Leben nicht lieb", entgegnete er schnell. „Wenn du wüßtest, Ewe . . ."

„Ich habe dir's ja vorausgesagt", unterbrach sie ihn. „Aber du hast nun den großen Hof und bist Wirth, wie du gewollt hast — das muß dir genug sein. Wenn dich ein Unglück träfe — der Urte wegen wäre mir's nicht leid; aber . . ."

„Aber —?"

„Ich weiß eine, die dich mehr betrauern würde als sie . . . und die hat wahrlich schon genug um dich geweint. Du sollst nicht um dein Leben reiten."

Er schlug mit der Hand in die Luft.

Dieser Verkehr gerade war's, was Urte am meisten peinigte; denn das Mädchen war ihr verhaßt. Sie rief eines Tages die alte Gaidullene zu sich herein, beschenkte sie mit Mehl und Flachs und sagte ihr: „Passe auf, was da auf dem Hofe geschieht, wenn ich nicht dabei bin. Es soll auch ferner dein Schade nicht sein." Die Alte verstand recht gut, was sie meinte, und versprach die Augen offen zu haben. „Ja, ja —", knurrte sie, „mit einem jungen Mann hat man seine liebe Noth, und die Ewe ist eine wilde Katze, vor der man sich hüten muß. Sie sind Nachbarskinder und haben einander immer gern gehabt."

Eines Morgens nach einer sehr stürmischen Nacht, in der man jenseit der Grenze viel schießen gehört hatte, kam Michel Endrullis auf schweißbedecktem Pferde ins Dorf zurückgesprengt, jagte an seinem Hofe vorbei und sprang erst vor dem des Purwins ab. Er klopfte heftig an die Läden und rief: „Macht auf! es ist ein Unglück geschehen." Ewe öffnete, der alte Purwins lag krank im Bette und stöhnte. „Was gibt's", fragte er, „daß du solchen Lärm machst?" Endrullis sah ganz verstört aus, von seiner Stirn tropfte Blut. „Heiliger Gott!" rief Ewe, „du bist verwundet." — „Das hat wenig zu sagen", antwortete er, immer die Augen scheu abwendend, „aber deine Söhne, Adam . . ." Der Alte richtete sich hustend auf. „Was ist's mit denen? Ihr habt mit den Russen einen Kampf gehabt!" — „Ja, der Zug ist verrathen — sie haben uns im Gebüsch an dem Bach, durch den wir reiten mußten, aufgelauert — zwanzig und mehr Mann. Wir bekamen gleich eine Salve, ehe wir sie noch bemerkten, und zwei von den Unsern stürzten vom Pferde. Wir wollten zurück, aber hinter uns war nun auch der Weg gesperrt. Wir sparten das Pulver nicht: das nützte in der Dunkelkeit und gegen die Uebermacht wenig, eine ganze Compagnie muß auf dem Platz gewesen sein. Einige sprangen ab und suchten sich zu Fuß durchzubringen. Der Ansas war gleich unter den ersten gefallen, weil er voranritt —"

„Ansas — gefallen!" schrien Purwins und Ewe zugleich auf.

„Ich hörte die Russen sagen: der ist todt. Jurgis hielt das Pferd auf und nahm's an dem Zügel, um die Waaren zu retten. Das war ihm hinderlich, er konnte nicht so rasch fort, als er sollte. Ich ritt dicht an ihn heran und rief ihm zu: laß los, wir wollen zusammen durchbrechen! Er war eigensinnig. Da umringten uns die Reiter und wollten uns gefangen nehmen. Wir kehrten unsere abgeschossenen Gewehre um und schlugen mit den Kolben um uns. Sie aber schossen mit Pistolen. Plötzlich schrie Jurgis auf, warf sich hintenüber und stürzte zu Boden. Zwei von den Fußsoldaten hoben ihn auf und schleppten ihn

Digitized by Google

fort — ich weiß nicht, ob er auch todt oder nur verwundet ist. Ich hatte etwas Luft bekommen, warf den Fuchs herum und jagte davon."

Ueber diese traurige Nachricht gab's nun ein Jammern und Wehklagen im Hause und bald im ganzen Dorfe. Seit Jahren war kein solches Unglück passirt. Und nun zwei Brüder! Ewe machte sich sogleich marschfertig und ging über die Grenze, im Cordonhause nachzufragen, ob wenigstens Jurgis noch lebe. Man hatte ihn nach einer kleinen Stadt gebracht, in der sich ein Gefängniß und ein Hospital befand. Der Offizier dort hatte Mitleid und führte sie an ein Bett, auf dem Jurgis, von zwei Kugeln in die Brust getroffen, lag und mit dem Tode rang. Er starb wenige Stunden nach ihrer Ankunft in ihren Armen. Man sagte ihr, daß sie ein Fuhrwerk holen und die Leiche nach Preußen hinübernehmen dürfe. Ansas hatte man liegen lassen, wo er gefallen war. Noch denselben Abend brachte Ewe auf einem Leiterwagen die beiden Leichen über die Grenze und auf den Hof. Die ganze Dorfschaft hatte sich versammelt und sang Klagelieder; nur die Naujokene fehlte.

Adam Purwins, tief erschüttert von diesem Unglücksfall, überlebte seine Söhne nur wenige Monate. Bald nach Weihnachten erlag er seiner Krankheit.

IV.

So blieb nur Ewe auf dem Grundstück zurück. Ihre Schwester war abgefunden; sie konnte sich als die alleinige Erbin betrachten. Nach den unvermeidlichen Verhandlungen bei Gericht wurde sie als die Eigenthümerin des Grundstücks eingetragen; der zweite große Hof in Naujokat-Peter-Purwins gehörte ihr, das große Ausgedinge ihres Vaters und der Erbtheil des Jurgis wurden gelöscht — sie war ganz unvermuthet eine wohlhabende und ganz selbständige Besitzerin geworden.

Michel Endrullis schlug sich vor den Kopf. Wer hätte das ahnen können! Diese Veränderung der Dinge in einem Jahre! Er war so klug und hatte so viel gelernt in Berlin und wußte so trefflich in der Welt Bescheid, aber das war nicht zu berechnen gewesen. Nun hatte er die alte Frau geheirathet und mußte zusehen, wie die hübsche Ewe irgendeinen jungen Burschen zum Manne nahm, der vielleicht nicht einmal beim Militär gedient hatte, und ihm den Hof zubrachte. Er war fortwährend in so ärgerlicher Stimmung, daß die Urte sich einmal über das andere verwunderte. Sie konnte ihm nichts recht machen und hörte immer nur unfreundliche Worte. Die gab sie dann mit Zinsen zurück, und so hatte der Hader kein Ende.

Ewe schien übrigens auch jetzt gar keine Eile zu haben, aus ihrem ledigen Stande zu treten. An Bewerbern hatte sie wahrlich nicht Mangel. Alle jüngern Söhne in der Nachbarschaft herum bemühten sich nicht wenig ihr zu gefallen, und die Freiwerber stürmten das Haus. Als erst Gras auf den Grabhügeln ihres Vaters und ihrer Brüder gewachsen war, zeigte sie sich auch ganz so munter und frohgelaunt wie früher, sang auf der Dorfstraße und ging zum Tanz; aber ein Jawort war ihr nicht abzugewinnen. „Ich bin noch lange nicht so alt wie die

Digitized by Google

Naujokene", sagte sie wol, „und die hat noch einen jungen Mann bekommen. Den Hof dazu hab' ich nun auch —"; oder ein andermal: „Ich habe schon einen, dem ich gut bin, und auf den warte ich. Es dauert mir nicht zu lange."

Nur in einem Punkte hatte sie sich verändert: so lässig sie früher in der Wirthschaft gewesen war und fünf gerade gehen ließ, so genau und umsichtig wurde sie jetzt. Ueberall war sie hinter den Leuten her und hielt streng auf Ordnung. Die schadhaften Dächer wurden ausgebessert, die Wände weiß gekalkt, die Zäune ergänzt, die Wege und Stege von Gras gereinigt. Die Urte Endrullis sollte ihr in nichts voraus sein; sie wollte auch einen so hübschen Hof haben wie sie. Die alte Gaidullene hatte gehofft, daß nun die guten Tage für sie kommen würden; aber das war eitel Täuschung. Soviel die Verschreibung besagte, so viel empfing sie und nichts mehr. Wollte die Altsitzerin sich etwas herausnehmen, gleich war sie hinterher und zeigte ihr die Wirthin. „Ich sehe wohl", sagte die Alte, „du bist deines Vaters Kind, und ich werde jetzt keinen bessern Frieden haben als zuvor. Du gönnst dem Armen nur knapp sein Stückchen Brot und bist nur immer auf deinen Vortheil bedacht. Aber vergiß nicht, daß auch der Reiche gute Freunde brauchen kann und daß man in der Noth bei denen nicht anklopfen soll, die man im Uebermuth schlecht behandelt hat. Keiner weiß voraus, wer ihm einmal nützlich sein kann, und schon manchem ist ein Bein gestellt, der sich fest auf den Füßen glaubte. Ich drohe wahrlich nicht, aber was geschieht, das geschieht oft auch ohne unser Gebot." Ewe lachte dazu. „Die Leute sollen nicht sagen", antwortete sie, „daß ich zu jung und unerfahren zur Wirthin bin. Willst du für mich arbeiten, so sollst du deinen Lohn haben."

Auf dem Felde war sie die Fleißigste. Wenn sie früh morgens, das weiße Kopftuch zierlich umgeknüpft und die lange Harke über der Schulter, hinaus und am Hause des Endrullis vorüberging, sang sie mit lauter Stimme und grüßte neckisch ins Fenster hinein. Michel stand da oft und wartete auf ihr Vorüberkommen, oder er richtete es so ein, daß er eben vor der Thür oder im Garten zu thun hatte. Die Aecker und Wiesen grenzten auch an mehr als einer Stelle, und es konnte gar nicht ausbleiben, daß sie bei der Arbeit einander nahe kamen und über den Rain hin Worte wechselten oder in der Mittagshitze unter demselben Baume den Schatten suchten. Urte sah schel dazu und ließ es nicht an bissigen Bemerkungen fehlen; aber Michel that, als ob er sie nicht verstand, und Ewe hatte eine noch spitzere Zunge als sie. Recht ihre Lust schien sie daran zu haben, die Eifersucht der Frau zu stacheln.

Ganz anders benahm sie sich gegen Michel als zuvor, da sie noch ihres Vaters Magd war. In diesem Kopfe gestalteten sich die Dinge nach eigenem Gesetze. Sie hatte nun den großen Hof gerade so wie Urte; das änderte auch nach ihrer Schätzung die ganze Sachlage wesentlich. Urte hatte jetzt nichts mehr vor ihr voraus; Michel verlor nichts, wenn er sie aufgab. Warum sollte sie nicht nehmen, was ihr doch gehörte? Weshalb sollte sie die verhaßte Gegnerin schonen? Gewissensbedenken kamen ihr gar nicht — jetzt nicht. In ihren Augen hatte Urte ihr Recht verloren; es hatte ja nie einen andern Grund gehabt, als weil sie die Wirthin war und Ewe eine Magd. Nun stand Wirthin gegen Wirthin; das einzige Hinderniß,

Digitized by Google

das ihrer Liebe entgegentrat, hatte ein Zufall beseitigt, der ihr eine himmlische Schickung schien. Sie konnte glücklich sein — und wollte glücklich sein.

Michel verstand Ewe; sie dachte ja zum Theil mit seinen Gedanken: wenn sie ihn mit den grauen Blitzaugen ansah, lief's ihm heiß durch die Adern, und reichte sie ihm zum Willkommen die Hand, so war's ihm, als ob seine Finger sich gar nicht mehr lösen könnten. Weil ich einmal einen dummen Streich gemacht habe, sagte er sich, soll ich dafür mein Leben lang büßen? Er wartete nicht mehr auf ein zufälliges Zusammentreffen, sondern ging abends fort — ins Wirthshaus angeblich oder auf die entfernte Weide am Bach, nach dem Vieh zu sehen — und umschlich den Hof und Garten, ob Ewe sich nicht blicken lassen würde. Selten vergeblich.

Eines Tages war die alte Gaidullene bei Frau Urte zum Besuch. Sie hatten sich wol eine Stunde lang eingeschlossen und dann wurde Kaffee gekocht und Kuchen aufgetragen. Den Mägden blieb es nicht unbemerkt, daß der Korb, den die Altsitzerin leer mitgebracht hatte, ihr schwer am Arm hing, als sie sich entfernte. An demselben Abend gab es Lärm auf dem Purwins'schen Hofe. Urte war ihrem Manne nachgeschlichen und hatte sich hinter einem Holzstapel am Gartenzaune versteckt. Als sie nun in der Jasminlaube leise sprechen und lachen hörte, sprang sie vor und überraschte Michel und Ewe, wie sie zusammen auf der Bank saßen und einander umarmt hielten. Mit einem Hagel von Scheltworten drang sie auf das Mädchen ein und fiel sie mit den Nägeln an. „Eine schlechte Person bist du", rief sie zornig, „eine Verführerin! Treib's mit wem du willst, aber meinen Mann locke nicht. Ich will dir das dreiste Gesicht ..." Michel trat zwischen beide und schob Urte zurück. „Mit mir hast du's zu thun", sagte er. Aber Ewe brauchte gar keinen Vertheidiger. „Wer hat ihn gelockt?" gab sie's der Frau zurück. „Du — du — du! Ich brauchte ihn wol zu locken? Sind wir nicht als Nachbarskinder miteinander aufgewachsen? Sitzen wir heute zum ersten mal zusammen in dieser Laube? Hat er mir nicht lange, bevor er dem König diente, gesagt, daß er mir gut sei, und hinterher, daß er mich nicht vergessen habe in Berlin? Wenn du ihn nicht herangelockt hättest, wär's noch beim alten. Der Hof hat ihn geblendet. Aber jetzt hab' ich auch Haus und Hof, und wenn ich nicht so reich bin wie du, so bin ich doch jung und lustig und nehm's mit dir auf. Ist er dein Mann, so halte ihn fest; wenn er aber zu mir kommt, so mag ich ihn nicht abweisen, und willst du's durchaus unter die Leute bringen, so hab' ich wahrlich nichts dagegen. Denn ich weiß wohl, wen sie auslachen werden. Und nun wag's nicht noch einmal, dich so hinterlistig auf meinem Hofe betreffen zu lassen. Sonst könnten die Hunde dich für eine Diebin halten und dir den Rock zausen. Hier bin ich die Herrin!"

Urte kochte vor Wuth. Sowie sie anfangen wollte, schnitt Ewe ihr wieder das Wort ab. Michel fand's gar nicht so übel, daß die beiden Frauen um ihn zankten, und hielt sich klug zurück. Endlich faßte Urte seinen Arm und zog ihn mit sich fort. „Leb' wohl, Ewe", sagte er zum Abschied. „Ist's so weit gekommen, so mag's nun auch weiter gehen."

Er hatte diesmal keine friedsame Nacht. Urte holte zu Hause nach, was sie

Digitized by Google

bei Ewe nicht hatte anbringen können, und wenn er meinte, es sei nun genug und er könne sich auf die Seite legen, fing sie dieselbe Litanei aus einem andern Register von neuem an. Und das war immer der letzte Vers vom Liede: „Ich leid's nicht, Mikelis! und wenn ich dich noch einmal bei der Ewe finde und du auch nur ein freundliches Wort mit ihr sprichst, so ist's aus zwischen uns. Das Grundstück gehört mir, und du bist die letzte Zeit Wirth gewesen." Er verhielt sich trotzig.

Am andern Tage hatte sie sich beruhigt und versuchte es nun auf andere Weise, ihn zu sich zurückzuziehen. Sie hätte ihn doch ungern verloren und redete sich's willig ein, daß er nur den kleinsten Theil der Schuld trage und bald wieder zu Verstand kommen werde. Als er sich zum Mittagessen einfand, machte sie ihm freundliche Vorstellungen, die auch nicht ohne Wirkung zu bleiben schienen. Er hatte sich's schon selbst überlegt, daß die Geschichte ein schlimmes Ende haben könnte und seine Lage sehr unsicher geworden sei.

Nun faßte sie ihn von seiner schwachen Seite. „Du bist sonst ein so vernünftiger Mann, Mikelis", sagte sie schmeichelnd, „ein so kluger Mann — weit über deine Jahre klug und verständig. Hätt' ich dich sonst geheirathet und hier zum Herrn eingesetzt? Nun bist du aber wie blind, daß du nicht siehst, wie die Ewe, die schlaue Hexe, dich nur zum Narren hält. Sie hat auf dich gerechnet und verzeiht dir's nicht, daß du von ihr abgegangen bist und eine kluge Wahl getroffen hast. Deshalb hat sie sich auch so bissig gegen mich gezeigt und mich mit höhnischen Reden aufgezogen, wo sie nur konnte. Dich aber hat sie so lange in Ruhe gelassen, als ihr Vater und ihre Brüder lebten; denn sie wußte wohl, so dumm würdest du nicht sein und in ihr Netz gehen, wenn du Haus und Hof zu verlieren hättest. Nun aber trumpft sie auf und meint dich überlisten und fangen zu können. Ich sage dir, sie ist eine boshafte Hexe und hat dir's nicht verziehen. Unfrieden möchte sie zwischen uns säen und uns auseinanderbringen — ja wohl! Aber wenn ihr das gelungen ist, wird sie dir ein anderes Gesicht zeigen. Sie hat's gerade nöthig, auf dich zu warten! Die Freier laufen sich nach ihr die Hacken ab. Und, gib Acht! Wenn sie dich erst so weit hat, daß du nicht sicher zurückkannst, schlägt sie dir auch dort die Thür zu. Dann stehst du auf der Landstraße, und das ist die Rache der Listigen. So verdient's auch der Dumme."

Michel horchte auf. Was Urte ihm da zu erwägen gab, war nicht leichtsinnig von der Hand zu weisen; es ging ihm schwer genug im Kopf herum. Ewe war ihm freilich gut gewesen, und es hatte den Anschein, sie sei's noch. Aber er hatte sie doch arg gekränkt und zurückgesetzt. So eitel er war, fühlte er doch, daß er eigentlich gar keinen Anspruch auf ihre fortdauernde Neigung hätte. Wenn sie handelte, wie Urte argwöhnte, konnte er ihr's kaum übel nehmen. Und ein wenig boshaft war sie wirklich. Er beschloß, sich nicht auf Gnade und Ungnade in ihre Macht zu geben.

V.

Einige Tage ließ er vorübergehen. Es war Erntezeit und auf dem Felde viel zu thun. Ewe ging ihren gewöhnlichen Geschäften nach und schien sich um ihn

Digitized by Google

gar nicht zu bekümmern. Hatte Urte recht? oder geschah's aus Schlauheit, weil sie aufpaßte? Wie hübsch sie war, wie flink, wie munter bei der Arbeit! Mit den Leuten hatte sie immer etwas zu plaudern und zu scherzen, da konnte es ihnen nicht schwer werden. Am liebsten hätte er die Sense auf die Schulter nehmen und zu ihr übergehen mögen — „desertiren" nannte er's bei sich selbst. Aber was dann weiter? Völlig blind machte ihn die Leidenschaft doch nicht. Im Gegentheil meinte er die Augen recht groß aufsperren zu müssen, daß er nicht in eine Falle gehe. Er hatte immer allerhand Praktiken im Kopfe, und wenn das Herz noch so laut sprach. Eines Abends, als Ewe im Graben am Wege unter einem Weidenbaum ausruhte, wußte er's so einzurichten, daß er nach seinem andern Roggenstück vorbeigehen mußte. „Ewe", sagte er, „es kann so nicht bleiben. Darf ich morgen in der Frühe zu dir kommen? Ich habe etwas Wichtiges mit dir zu besprechen."

Sie wendete den Kopf ein wenig zurück, nur so viel, daß sie einen raschen Blick über ihn hinstreifen lassen konnte. „Ich locke dich nicht", entgegnete sie. „Wenn's aber dein ernstlicher Wille ist, so thu', was du mußt. Wie ich gesinnt bin, weißt du."

„Doch nicht so ganz. Darum muß ich dich geheim sprechen. Schicke deine Leute voraus aufs Feld. Ich werde früh fortreiten, den Fuchs im Wäldchen lassen und den Bach entlang hinter den Erlen zurückgehen. Dann durch deinen Roßgarten. Schließe die kleine Hinterthür am Stall nicht. Soll's so sein?"

Sie besann sich eine kurze Weile. „Das ist aber die letzte Heimlichkeit, Mikelis", sagte sie. „Wenn du nicht den Muth hast, geradeaus deinem Herzen zu folgen, so bleibe lieber fort. Einen Schatz, der's nicht ehrlich meint, finde ich alle Tage."

„Ich mein's ehrlich, Ewe", versicherte er, „aber ich muß Gewißheit haben, daß auch du's ehrlich meinst."

Statt zu antworten lachte sie hell auf. Er konnte das nehmen, wie er wollte.

Am andern Morgen geschah's, wie verabredet. Ewe erwartete ihn im Stall. „Die Gaidullene ist zu Hause", bemerkte sie, „und dem alten Weibe ist nicht zu trauen. Meinetwegen freilich mag sie erzählen, was sie will. Aber wenn du Bedenken hast . . ."

„Ewe", sagte er, „ich bedenke nur, was jeder andere an meiner Stelle auch bedenken müßte, wenn er bei Verstande ist. Wär's nur so zum Pfarrer zu gehen und sich trauen zu lassen! Aber bis dahin ist für uns beide leider noch ein weiter Weg."

Sie hob trotzig das Kinn. „Aber man muß doch den ersten Schritt thun."

„Der erste Schritt ist bald gethan, Ewe. Aber wenn er gethan ist, stehen wir sehr ungleich. Hab' ich mit der Urte gebrochen, so verliere ich Haus und Hof."

„Und bei mir findest du wieder Haus und Hof, Mikelis."

„Das kann sein, Ewe . . . aber es kann auch nicht sein."

„Wie kann es auch nicht sein?"

Sie sah ihn forschend an, und die Nasenflügel bewegten sich, als wollte sie zornig aufwallen. „Mistrauft du mir, Mikelis?" fragte sie und zog ihre Hand aus der seinen.

Digitized by Google

Er haschte sogleich wieder danach. „Ich vertraue dir, Ewe", antwortete er, „daß du's jetzt gut meinst. Aber was mit der Zeit geschieht . . ."

„Mikelis —!"

„Ich sage: wenn wir gleich zum Pfarrer gehen könnten! Das kann doch nicht sein. Und ich weiß nicht, ob dir nicht hinterher ein anderer besser gefällt . . ."

„Du denkst schlecht von mir."

„Gewiß nicht, Ewe. Aber es kann sich selbst keiner so weit trauen. Sonst wär's ja auch nicht nöthig, daß der Pfarrer aus zweien ein Paar machte."

Sie senkte die Augen und zog die Lippe wie zum Lachen. „Es ist auch nicht nöthig, wenn zwei einander wirklich lieb haben", entgegnete sie. „Haben sie einander nicht lieb, so hält das auch nicht."

Er nickte. „Freilich! Aber vom guten Willen hängt's doch ab — von dem allein. Und man weiß nicht, ob es beim guten Willen bleibt, wenn der eine Theil sich gebunden hat und der andere fühlt sich frei. Ich will nicht zum Gespött werden. Und wenn du's auch nicht so meinst, so wird's doch nach meinen stillen Gedanken so sein, und daraus kann nichts Gutes werden. Besser ist's, du bindest dich auch, damit wir für alle Fälle gleichstehen. Dann ist kein Zweifel, daß wir früher oder später glücklich zum Ziel kommen."

„Wie soll ich mich binden?" fragte sie.

Er lächelte überlegen. „Gib mir eine Verschreibung, Ewe."

„Daß ich dich heirathen will, wenn du mit der Urte auseinander bist?"

„Das könnte wenig nützen. Nein — über irgendeine runde Summe, die du mir zahlen willst, wenn du hinterher zurücktrittst."

Sie setzte die Lippe auf. „Ich werde nicht zurücktreten."

„Dann ist's ja so gut, als ob nichts verschrieben wäre. Nur daß ich etwas in Händen habe!"

„Du bist allzu klug, Mikelis."

Er zuckte die Achseln. „Willst du, ich soll dir vertrauen, und vertraust du mir nicht?"

„Was soll ich dir verschreiben, Mikelis?" fragte sie nach kurzem Bedenken. „Du hast recht: es ist besser so — zu deiner Beruhigung, und damit du mir nicht den Vorwurf machen kannst, ich hätte dich von Haus und Hof gebracht. Will du gleich das Grundstück?"

„Nein . . . Nur daß wir ungefähr gleich stehen —"

„Nenne nur die Summe — es ist gleichviel. Denn ich weiß doch, daß ich nie wanken werde."

„Schreibe fünfhundert Thaler."

„Wie du willst. Aber wie soll ich schreiben?"

„Wie wir's abgemacht haben. Am Hochzeitstage wird das Papier zerrissen, und es gilt nur, wenn du sagst: ich will dich nicht."

Sie lachte. „Dann gilt's nie. Es ist närrisch, daß ich so an dir hänge, aber ich kann's nicht ändern. Schreibe mir's vor und ich will unterschreiben."

„Das Klügste ist's", sagte er, „wir machen einen Wechsel. Darauf schreibst du nur oben fünfhundert Thaler und quer auf der einen Seite deinen Namen,

Digitized by Google

so ist alles in Ordnung. Soll das Papier einmal gelten, so gilt's, ohne daß irgendein Mensch zu erfahren braucht, was zwischen uns verhandelt ist. Ich weiß damit Bescheid. In meiner Brieftasche hab' ich noch von Berlin her so einen Zettel, auf dem schon das meiste gedruckt steht. Willst du, so lasse ich ihn dir zurück. Du kannst dich ja dann noch bedenken."

„Gib nur", sagte sie, „da ist nichts zu bedenken. Ich will sogleich zum Schulzen gehen und dort schreiben — der hat Tinte. Dann komm auf dem Felde unter die Weide und hole dir das Papier ab. Ist's nun in Ordnung?"

Er zog den schmalen Papierstreifen aus seiner Brieftasche und zeigte ihr, indem er den Arm um ihre Schulter legte, wo sie die Zahl und wo den Namen zu schreiben hätte. Das schien ihr viel Spaß zu machen. „Und das Ding gilt dann fünfhundert Thaler?" fragte sie. „Damit steckt man ja ein halbes Grundstück in die Tasche."

„Soviel geschrieben steht", versicherte er, „so viel gilt's."

„Wenn aber das Papier verloren geht —?"

„So ist's als ob man das Geld verloren hätte."

„Dann verwahre es doch nur gut", scherzte sie, „damit dir's niemand wegnimmt. Kannst du mir das Papier nicht zurückgeben, so heirathe ich dich nicht, und wenn schon die Trauung beim Pfarrer bestellt wäre."

Damit gab sie ihm einen leichten Schlag auf die Schulter und ließ ihn zur Thür hinaus. Lieber wäre ihr's gewesen, wenn er auf solche Gedanken nicht gekommen wäre. Aber es gefiel ihr doch auch, daß sie mit einem Federstrich über eine solche Summe verfügen konnte, und daß er auf sich etwas hielt.

Eine Stunde später auf dem Felde winkte sie ihn heran und gab ihm den Wechsel mit ihrer Schrift. „Ist's nun richtig?" fragte sie.

„Es ist richtig", antwortete er und schüttelte ihr die Hand. „Wann kann ich bei dir anziehen?"

„Heute noch, wenn du willst."

„Gut! Ich will sehen, ob in der Wirthschaft alles in Ordnung ist, daß die Urte mir nichts Schlimmes nachsagen kann. Braucht sie mich da noch, so komme ich, wenn ich fertig bin."

Dagegen hatte sie nichts zu erinnern.

Den Wechsel verwahrte er sorgsam in der Brieftasche. Er fühlte sich nun so sicher, daß ihn die Verhandlung mit der Urte gar nicht mehr beängstigte. Und so sagte er ihr denn beim Mittag geradeheraus, wozu er entschlossen sei. Urte legte den Löffel fort und stand auf. „Hast du sonst einen Grund", fragte sie, „weshalb du von mir gehst?"

„Nein — aber der ist gut genug."

„So ist es mir keine Schande, wenn du gehst. Du aber wirst ernten, was du gesäet hast. Ich rathe dir gut: geh' nicht! Die Ewe wird dich verderben. Ich sehe dich noch einmal als Bettler an meine Thür klopfen, nachdem die Ewe dich vom Hofe gejagt hat. Ich rathe dir gut: geh' nicht!"

Aber er ging doch. Nichts nahm er mit als den Fuchs, den er eingebracht hatte, seine Kleider und den verdienten Lohn aus seiner Knechtzeit und von den Schmuggelritten. Ewe empfing ihn mit offenen Armen.

Digitized by Google

Als nun Urte sah, daß ihr Mann Ernst machte, lief sie zu Janis Piklaps, dem Gemeindevorsteher, klagte ihm und forderte, er solle es nicht leiden, daß ihr solches Unrecht geschehe und Ewe ihren Mann bei sich aufnehme. Der zuckte aber die Achseln und meinte, zu ändern sei's doch einmal nicht. Ein anderer in seiner Stelle hätte auch lieber eine junge als alte Frau. „Glaube nur nicht", schloß er, „daß der Mikelis wieder von der Ewe abzubringen sein wird. Der ist in Berlin klüger geworden als wir alle, und hat sich gut vorgesehen, daß sie ihm nicht den Stuhl vor die Thür setzen kann. Die Ewe ist bei mir gewesen und hat ihren Namen auf einen Wechsel über fünfhundert Thaler geschrieben mit meiner Tinte und Feder. Als sie das that, wußte ich nicht, weshalb es geschah; aber nun begreife ich wohl, was sie mit ihrer Antwort auf meine Frage meinte. Sie lachte und sagte: ich kaufe mir einen Mann. — Endrullis hat den Wechsel in der Tasche, glaube mir, und bekommt er nicht die Frau, so bekommt er das Geld. Der ist ein Schlauer!"

Darüber erschrak Urte sehr. Denn es war kein Zweifel, daß Piklaps recht hatte, und wie er die Sache ansah, so mußte sie ja nach ihrer Meinung jeder Verständige ansehen. Sie hatte sich noch Hoffnung gemacht, es werde ihm nicht lange in abhängiger Stellung bei Ewe gefallen; war er aber so gut gesichert, dann kehrte er gewiß nicht zu ihr zurück. Nun überlegte sie sich's, wie sie der Ewe am besten einen Tort thun könne. „Sie meint, ich werde mich von Mikelis scheiden lassen", rief sie, „damit sie ihn heirathen kann. Aber am Altar soll sie seine Frau nicht werden! Ich thu's nicht, er gehört mir! Und wenn ich sie vor den Menschen nicht auseinanderbringen kann, vor Gott werde ich sie schon auseinanderbringen. Der Herr Pfarrer soll ihnen das Abendmahl verbieten und ihnen von der Kanzel ins Gewissen reden. Und wenn's zehn Scheffel Weizen kosten sollte und manchen Stein Flachs! Ich bin reich genug dazu."

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Ovid.

Von

Rudolf von Gottschall.

Ein Schneegewölk, vom Sturm getrieben,
Weht frostig über den Euxin;
In diesen Wolken steht's geschrieben:
So soll mein Leben arm an Lieben
Und arm an Glück vorüberziehn.
Die Wogen, die ans Ufer branden,
Sie kommen aus kimmer'scher Nacht,
Wo über unwirthbaren Landen
Der Stern am Pol verdrossen wacht.
O düst'rer Gruß der schwarzen Wellen,
Die hoffnungslos am Strand zerschellen!

Und wie der Pontus der Sarmaten
Dehnt endlos grau die Steppe sich:
Da knistern keine goldnen Saaten,
Den ewig wandernden Penaten
Winkt keine Stätte heimatlich.
Da liegt die Oede unermessen
So schlummertrunken hingestreckt,
Als ob die Erde ganz vergessen,
Daß sie der Sonne Kuß geweckt:
So traumlos ohne Blütensegen
Gähnt mir ringsum die Welt entgegen.

O rauhe Pflicht für den Poeten,
Der stets nur Amor's Waffen trug;
Jetzt heißt es auf die Wälle treten;
Es nahn die Schwärme wilder Geten,
Emporgescheucht wie Mottenflug.

Digitized by Google

Sie nahn wie ein gespenst'ger Schrecken,
Ihr Pfeil ist spitz, ihr Schwert ist scharf;
Da gilt's, sich mit dem Schild zu decken,
Den einst Horaz beiseite warf:
Den Dichtern, welche Ew'ges schaffen,
Ziemt andrer Ruhm und andre Waffen.

Doch wird das Herz mir schwer und bange.
Noch ist des Geistes Flug nicht matt.
Er trotzt des Schicksals dumpfem Zwange,
Und preist mit letztem Schwanensange
Noch deinen Zauber, ew'ge Stadt.
O glühnde Bilder, selig Sinnen,
In das der Geist sich gern verliert:
Da mit dem Kranze der Corinnen
Seh' ich die heitre Stirn geziert,
Kein Cäsar darf dem Dichter wehren,
Der Liebe süße Kunst zu lehren.

Und meine duft'gen Blätter fliegen
Von Haus zu Haus, von Hand zu Hand:
Sie lehren euch in Amor's Kriegen
Zu nahn, zu sehen und zu siegen,
Ob locker auch der Liebe Band.
Sie lehren euch, ein Glück zu schenken,
Das jeden seinen Sinn entzückt,
Des Gottes Pfeile leis zu lenken,
Daß ihrer Wunden Schmerz beglückt.
Mit seinem süßen Zwang versöhne
Der Witz der spielenden Camöne.

So wird mein Lied der Freuden Quelle,
Die herrlich in der Stille blühn:
Es lockt mich über manche Schwelle
Ein Flüsterwort mit Zauberschnelle,
Ein holdes feuriges Erglühn.
Ein Wort des Danks tönt mir entgegen,
Ein Wort der Liebe folgt ihm schnell:
Ein jeder Vers wird mir zum Segen,
Ein jeder Spruch der Freuden Quell.
Um solcher Weisheit Schatz zu mehren,
Vergess' ich lernend auf das Lehren.

Da naht ein Zug, beim Fackeltanze,
Im Venustempel dem Altar,
Und über's Forum schweift im Tanze

Digitized by Google

Mit Thyrsusstab, im Epheukranze,
Im Mondlicht die Bacchantenschar.
Wie glühn die Blicke, die Gesichter
Vom Rausch, den Bacchus angefacht.
Wie sprühn die trunknen Fackellichter
Auf der enthüllten Reize Pracht!
Da rast des Pindus wildes Fieber
Durch die verschlafne Stadt am Tiber.

Voran, im üpp'gen Rausch sich wiegend,
Das Enkelkind Octavian's:
Das Haar gelöst, im Winde fliegend,
An des Geliebten Brust sich schmiegend,
Stürmt sie dahin, die Braut Silan's.
Das Capitol der alten Tugend,
Der neuen Herrschaft Palatin
Sehn grollend die berauschte Jugend
Im Reigentanz vorüberziehn.
Mich feiert sie als ihren Meister:
Mir huld'gen ihre Taumelgeister.

Mir ward das Lächeln der Mänade
Und ihre Gunst verhängnißvoll:
Zum Abgrund ging's auf jähem Pfade;
Es war mein Licht des Cäsar's Gnade,
Und in die Nacht stieß mich sein Groll.
Nicht länger wand ich Blumenketten
Im Spiel der Liebe freudenreich.
Die mich umkost, die Amoretten,
Verfolgten mich, Lemuren gleich.
Das heitre Lächeln meiner Muse
Ward mir zum Antlitz der Meduse.

Und doch — Erinnrung lebt im Herzen,
Vergangenheit wird Gegenwart.
Da leuchten die erloschnen Kerzen,
Da mischen Küsse sich mit Schmerzen,
Die Liebe winkt, die Liebe harrt!
Und wenn sich Glutenwolken ballen
Im Westen, wo die Sonne sinkt:
Ich seh den Purpurvorhang wallen,
Dahinter üpp'ge Schönheit winkt,
Und in der endlos öden Steppe
Bau' ich mir zum Olymp die Treppe.

Digitized by Google

Und lehnt im Winkel Amor's Bogen
Und ist sein Köcher öd' und leer:
Von ihrer Tauben Flug umflogen
Steigt Venus aus dem Schaum der Wogen:
Ambrosisch Licht entströmt dem Meer.
Wenn rings die dichten Flocken schwärmen,
Wenn eis'ger Panzer deckt die Flut,
Muß altes Lied mein Herz erwärmen
Und meiner Träume ros'ge Glut,
Und wenn am Herd die Flammen knistern,
Hör' ich Corinna traulich flüstern.

Mein Lied hat' keine Feuerzungen,
Kein Aar ist's, der zur Sonne schwebt:
Doch nimmer ist sein Klang verklungen;
Erworben bleibt, was ich errungen,
Es stirbt nicht mehr, was ich erlebt.
Und du, im glänzenden Palaste,
Gefeiert als der Herr der Welt;
Ich, der Verbannte, der Verhaßte,
Der Wüste wildem Schwarm gesellt:
In Einer Glorie der Flammen
Schmilzt einstens unser Bild zusammen!

Digitized by Google

Der Aberglaube in der Wissenschaft.

Von

Wilhelm Wundt.*)

Zwischen Glauben und Wissen, oft über beide sich in weitem Umfange erstreckend, liegt das schwankende Gebiet des Aberglaubens. Während die Gegenstände des Wissens durchaus nur der vorstellbaren Wirklichkeit angehören, und während der Glaube sich bezieht auf das Uebersinnliche, das von uns als ein Gegenstand sittlicher Forderungen gedacht wird, besteht das Wesen des Aberglaubens darin, daß er dem Uebersinnlichen sinnliche Gestalt gibt, indem er in die natürliche Weltordnung übernatürliche Mächte in sinnlich wahrnehmbarer Form eingreifen läßt. Während sich daher Glaube und Wissen nicht nur miteinander vertragen, sondern in gewissem Sinne sogar einander ergänzen, spielt der Aberglaube gegenüber beiden die Rolle eines unbefugten und zugleich gefährlichen Eindringlings. Er schädigt den Glauben, weil er die Gegenstände desselben vermengt mit unwürdigen und oft lächerlichen Erzeugnissen der sinnlichen Einbildungskraft; und er bringt das Wissen in Verwirrung, weil er in die Thatsachen der Erfahrung Einflüsse eingreifen läßt, die sich jeder wissenschaftlichen Nachweisung entziehen, und die an die Stelle methodischer Untersuchung ein planloses Spiel phantastischer Einfälle setzen.

Nicht immer hat der Aberglaube die Gestalt besessen, in der wir ihn heute bekämpfen. Jene Scheidung des Uebersinnlichen und Sinnlichen, aus welcher die bleibende Trennung des Glaubens und Wissens ihren Ursprung nimmt, ist eine späte, noch heute nicht immer festgehaltene Errungenschaft der Philosophie, zu der sich das ursprüngliche Bewußtsein des Menschen geradezu im äußersten Gegensatze befindet. Die mythologischen Vorstellungen der Völker enthalten noch ungesondert den Schatz ihrer religiösen und sittlichen Ueberzeugungen und den allgemeinsten Inhalt ihres Wissens. Ueberall versucht das mythologische Denken die Erfahrungen, die sich auf den Lauf dieser Welt und auf das menschliche Leben beziehen, abzuleiten aus einem unmittelbaren Eingreifen übersinnlicher Mächte, und die letztern denkt man sich in sinnlichen Formen, welche den Gegenständen der Erfahrung entlehnt sind. Jede Mythologie trägt daher den Doppelcharakter einer religiösen Glaubenslehre und eines wissenschaftlichen Systems an sich. Es ist klar, daß auf dieser

*) Nach einem am 16. Oct. 1879 im Kaufmännischen Verein zu Leipzig gehaltenen Vortrag.

Digitized by Google

Stufe des Denkens von einem Aberglauben in unserm heutigen Sinne nicht die Rede sein kann. Höchstens dort, wo fremdartige mythologische Vorstellungskreise sich begegnen, kann der eine den andern als einen Irrglauben zurückstoßen. Aber selbst in diesem Falle legt das Bewußtsein der nationalen Sonderung den Gedanken nahe, daß jedem Volke seine besondern Schutzmächte zukommen; die heimischen Götter werden zwar als die höhern und bessern betrachtet, ohne daß jedoch darum die Wirklichkeit jener fremdartigen Göttergestalten geleugnet würde. So hat noch das Christenthum bei seiner Ausbreitung die heidnischen Götter, die es verdrängte, als falsche Götter, als böse Dämonen und teuflische Mächte, die Verehrung derselben als ruchlosen Aberglauben verpönt. Die Objecte dieses Aberglaubens galten als schädlich und unsittlich, keineswegs aber als unwirklich; und in demselben Sinne nannte die mittelalterliche Kirche den Teufels- und Hexenglauben einen Aberglauben, nicht weil es ein Irrthum sei, an Teufel und Dämonen zu glauben, sondern weil es als die tiefste religiöse und sittliche Verirrung betrachtet wurde, sich jenen bösen Mächten zu ergeben.

In den religiösen Vorstellungen der Vergangenheit hat daher der Aberglaube seine hauptsächlichste Wurzel. Wie die Mythen der Urzeit noch heute in den Märchen unserer Kinderstuben anklingen, so fließt in dem Volksaberglauben ein Strom uralter Glaubenserinnerungen, dessen Ursprung freilich dem Bewußtsein der Lebenden völlig entrückt ist, so daß oft genug einst sinnvolle Beziehungen gänzlich ihre Bedeutung verlieren. Noch heute findet man vielfach in deutschen Landen die Meinung verbreitet, daß ein begegnender Rabe Unglück bedeute, daß das nächtliche Heulen des Hundes einen Todesfall verkünde oder daß es Schaden bringe, am Donnerstag eine Reise anzutreten. Aber wer denkt noch daran, daß der Rabe der Vogel Wodan's, der Hund das den Nornen geweihte Thier ist, und daß der Donnerstag vom heidnischen Donnergott seinen Namen trägt?

Dennoch hat man die Erscheinungen des Aberglaubens nur zur Hälfte erklärt, wenn man auf die verschwundenen Glaubensvorstellungen hinweist, aus denen sie als vereinzelte und unverstandene Reste in die Gegenwart hereinreichen. Warum sind sie nicht mit den mythologischen Anschauungen, mit denen sie ursprünglich zusammenhängen, gleichzeitig vergessen worden? Wie wäre dies erklärlich, wenn nicht in der Beschaffenheit der abergläubischen Vorstellungen etwas enthalten wäre, wodurch sie das menschliche Gemüth unüberwindlich fesseln? So können wir denn auch keineswegs etwa alle Züge unsers Volksaberglaubens auf ältere Glaubensvorstellungen zurückführen. Gewisse abergläubische Meinungen gibt es, die zwar keinem mythologischen System fehlen, die aber gerade deshalb, weil sie uns überall, bei allen Völkern der Erde begegnen, nicht nothwendig als Ueberlebsel unserer mythologischen Vergangenheit betrachtet werden müssen: so der Glaube an Gespenster, an die Vorbedeutung der Träume, an die Bedeutung gewisser symbolischer Handlungen. Ferner sehen wir, daß an historische Ereignisse, an bedeutende Persönlichkeiten, an epochemachende Erfindungen, wie das Schießpulver, die Buchdruckerkunst, abergläubische Vorstellungen geknüpft werden. Mehr aber als durch alles das wird wol jene unvertilgbare Neigung des menschlichen Geistes durch die Existenz einer besondern Abart des Aberglaubens bezeugt, welche darin besteht,

Digitized by Google

daß abergläubische Vorstellungen in das Gebiet der Wissenschaft eindringen, in das Gewand derselben sich kleiden oder sich solcher Waffen bedienen, die dem Arsenal wissenschaftlicher Forschung entlehnt sind. In dem Nachfolgenden soll der Versuch gemacht werden, die Kennzeichen dieses wissenschaftlichen Aberglaubens zu untersuchen und die hauptsächlichsten Entwickelungsformen, in denen er vorkommt, zu schildern.

Der wissenschaftliche Aberglaube tritt in zwei Gestalten auf, in einer mildern und verborgenern und in einer mehr offenkundigen. Die erste ist der Aberglaube in der Wissenschaft: eine Summe abergläubischer Meinungen hat sich dabei in eine sonst legitime Wissenschaft eingedrängt und macht deren Besitz unsicher. Die zweite strengere Form ist die der abergläubischen Wissenschaft: hier ist das Object der betreffenden Wissenschaft selbst ein Gegenstand des Aberglaubens und damit auch ihr ganzer Inhalt. Nicht immer ist die Grenze zwischen beiden Formen deutlich zu erkennen. Es gibt kein noch so berechtigtes wissenschaftliches Gebiet, das in dem Jugendalter seiner Entwickelung von abergläubischen Beimengungen völlig verschont geblieben wäre, und mitunter haben die abergläubischen Zugaben den wissenschaftlichen Inhalt weit überwuchert: so in der Chemie während ihrer alchemistischen Periode und in der Medicin der Wunderärzte des 15. und 16. Jahrhunderts. Völlig abergläubische Wissenschaften aber waren die Astrologie, die im Mittelalter vielbetriebene Chiromantie, die Kunst, aus den Händen zu weissagen, die Nekromantie, die sich mit den Hülfsmitteln für das Citiren verstorbener Personen beschäftigte, und für die, wie Cardanus erzählt, dereinst sogar eine Professur an der Universität Salamanca errichtet war.

In allen seinen Gestalten hat der wissenschaftliche Aberglaube dies mit dem Volksaberglauben gemein, daß er das unmittelbare Eingreifen übersinnlicher Kräfte in die sinnliche Erfahrung voraussetzt, womit sich dann in der Regel die Annahme verbindet, jene übersinnlichen Kräfte seien dem gewöhnlichen Naturlaufe entzogen, sodaß ihre Wirkungen als Wunder erscheinen, die infolge verborgener Weisheit oder geheimnißvoller Veranstaltungen dem Menschen irgendwie dienstbar gemacht werden könnten. Durch diese Kennzeichen unterscheidet sich der Aberglaube einerseits von dem gewöhnlichen Irrthum, andererseits von den ihm verwandten Anschauungen des Mysticismus.

Es hat nicht blos wissenschaftliche Irrthümer, sondern sogar irrthümliche Wissenschaften gegeben, die darum doch keineswegs abergläubischer Natur waren. So beruhte Lavater's Physiognomik, trotz der abergläubischen Neigungen ihres Urhebers, doch nur auf irrthümlichen Vorstellungen. So besaß ferner die Schädellehre Gall's, die von der Voraussetzung ausging, daß die Modellirung des knöchernen Schädels eine wissenschaftliche Erkenntniß der geistigen Anlagen des Menschen gestatte, durchaus nur den Charakter einer irrthümlichen Wissenschaft. Jene Voraussetzung war falsch, und alle auf sie gebauten Folgerungen waren daher haltlos; dennoch war das phrenologische System von der Vermengung des Uebersinnlichen mit der sinnlichen Erscheinung, welche überall das Merkmal des Aberglaubens ausmacht, sehr weit entfernt.

Digitized by Google

Aber nicht blos von dem Irrthum, von welchem der wissenschaftliche Aberglaube nur eine specielle Form ist, sondern auch von der ihm nahe verwandten und häufig in ihn übergehenden Geistesrichtung des Mysticismus muß er unterschieden werden. Jeder Aberglaube ist Wunderglaube: er beruht auf der Annahme einer gelegentlichen Durchbrechung der natürlichen Causalität durch übernatürliche Kräfte, und in seinen verschiedenen Richtungen verfolgt er demgemäß stets die Tendenz, das Wunder zu menschlichen Zwecken zu benutzen. So geht der Volksaberglaube bald darauf aus, die Zukunft vorauszusehen, bald sucht er durch symbolische und magische Handlungen auf dieselbe Einfluß zu gewinnen; er will Schätze heben, Krankheiten heilen, das Leben verlängern, Steine in Gold verwandeln, auf boshafte Weise den Nebenmenschen schädigen, oder er meint doch, daß es geheime Mittel gebe, um solche Wirkungen hervorzubringen. Auch wo dem Abergläubischen nichts vorliegt als irgendeine, wie er glaubt, übernatürliche Erscheinung, ein auffallender Traum oder ein vermeintliches Gespenst, da legt er doch stets dieser Erscheinung eine Beziehung zu menschlichen Zwecken bei: der Traum weissagt die Zukunft, das ruhelose Gespenst verkündet bevorstehendes Unheil oder es deutet auf eine begangene Schuld hin.

Der Mysticismus hat nun mit dem Aberglauben die Voraussetzung gemein, daß sich das Uebersinnliche in der sinnlichen Erscheinung verwirkliche. Aber nicht erst in der Durchbrechung der natürlichen Causalität soll sich das Walten geheimnißvoller überirdischer Mächte verrathen, sondern die ganze sinnliche Weltordnung selbst erscheint ihm in den Aether des Uebersinnlichen getaucht: die Gegenstände der Erfahrung sind symbolische Abbilder oder unvollkommene Gestaltungen übersinnlicher Ideen. Der Mystiker hält daher fest an der Erkennbarkeit des Uebersinnlichen. Da all unser Erkennen gebunden ist an die Formen unserer Vorstellungen, so gibt auch er nothgedrungen dem Uebersinnlichen sinnliche Gestalten. Da er sich aber der Einsicht in die beschränkte Beschaffenheit der menschlichen Erkenntniß nicht verschließt, so ist er überdies geneigt, besondere Formen des Erkennens vorauszusetzen, die nur auserwählten Geistern zutheil werden, eine übernatürliche Erleuchtung, welche ebensowol durch die Unmittelbarkeit wie durch die geheimnißvolle Weise ihres Eintritts sich von den verwickelten, aber klaren und allgemein zugänglichen Methoden der gewöhnlichen wissenschaftlichen Forschung unterscheide. Leicht verbindet sich überdies mit der Vorstellung abweichender Formen der Erkenntniß die andere, daß dieselben auf einen engern Kreis Eingeweihter und Auserwählter beschränkt bleiben. Fast immer hat daher die mystische Wissenschaft den Charakter der Geheimlehre an sich getragen.

Wie man sieht, unterscheidet sich der Mysticismus von dem normalen Betriebe der Wissenschaft nicht sowol durch seine letzten Voraussetzungen über das Wesen der Dinge, als durch die Anwendungen, die er von diesen Voraussetzungen macht für die Deutung der Erfahrung und des Erkenntnißprocesses. Daß die sinnliche Welt einen übersinnlichen Grund und Zweck als ihre Ergänzung fordert: dies ist eine Voraussetzung, deren Berechtigung ausdrücklich oder stillschweigend in der Regel von der wissenschaftlichen Forschung zugestanden wird. Aber weil das Uebersinnliche sich nothwendig unserm Wissen entzieht und daher dem Gebiet des

Digitized by Google

Glaubens zufällt, so sind alle wissenschaftlichen Richtungen, welche die normale äußere und innere Erfahrung als die einzige Quelle der Erkenntniß ansehen, darin einig, daß das ausschließliche Gebiet der Wissenschaft die natürliche Weltordnung sei, und daß in die Erklärung dieses Gebietes nicht Voraussetzungen eingestreut werden dürfen, welche dem Gebiet des Glaubens oder des Uebersinnlichen angehören. Indem der Mysticismus fast regelmäßig darauf hinauskommt, als seine Erkenntnißquelle eine besondere und höhere Art innerer Erfahrung anzusehen, deren das menschliche Gemüth nur in gewissen ekstatischen Zuständen theilhaftig werde, steckt auch in ihm noch ein Rest des Zauber- und Wunderglaubens. Denn der Zustand der mystischen Erleuchtung trägt allerdings gegenüber den gewöhnlichen Erkenntnißformen den Charakter des Wunders, und die Hülfsmittel, die man zu seiner Herbeiführung verwendet, sind zauberhaften Veranstaltungen manchmal nahe verwandt. Immerhin bleibt zwischen Aberglauben und Mysticismus der wesentliche Unterschied, daß jener durchweg von praktischen Zwecken, dieser ausschließlich von theoretischem Interesse geleitet wird: er will nicht Schätze erringen und Zauberthaten vollbringen, sondern er begnügt sich damit, zu wissen, „was die Welt im Innersten zusammenhält". Vermöge seiner egoistischen Zwecke ist der Aberglaube meistens inconsequent. Er verbindet die heterogensten Vorstellungen, wie er sie gerade für seine Bedürfnisse brauchen kann; ja nicht selten läßt er den erfahrungsmäßigen Verlauf der Erscheinungen im ganzen unangetastet, um denselben nur dort, wo er es nöthig hat, durch Wunder- und Zauberkräfte unterbrechen zu lassen. Der Mysticismus nimmt die ganze Ordnung der sinnlichen Welt in sein mystisches Gedankengewebe auf; er strebt nach einem innern Zusammenhange seiner Ideen und trägt daher von vornherein einen wissenschaftlichern Charakter an sich. Hierdurch erklärt es sich, daß abergläubische Vorstellungen, wenn sie in die Wissenschaft aufgenommen werden, meistens von selbst sich allmählich zum Mysticismus ermäßigen, und daß umgekehrt mystische Ideen, sobald sie in weitere Kreise dringen, stets dem Aberglauben neue Nahrung bieten.

Der wissenschaftliche Aberglaube läßt zwei Entwickelungsformen unterscheiden. Bei der einen, welche wol als die normalere und jedenfalls als die ursprünglichere bezeichnet werden kann, finden gewisse weitverbreitete Bestandtheile des Volksaberglaubens Eingang in die Wissenschaft, werden von dieser in wissenschaftlichem Sinne umgestaltet und, wenn es gut geht, schließlich zu mystischen Anschauungen veredelt. Die zweite Entwickelungsform nimmt umgekehrt in der Wissenschaft selbst ihren Ursprung: sie geht hier meistens aus mystischen Vorstellungen, namentlich aus Hypothesen von mystischem Charakter hervor und kann, wenn sie eine weitere Ausdehnung gewinnt, schließlich wieder auf den Volksaberglauben befruchtend zurückwirken.

Paracelsus, der berühmte Wunderarzt des 16. Jahrhunderts, erzählt von sich selbst, manches tiefe Geheimniß und viele heilkräftige Mittel seines Arzneischatzes habe er von Scharfrichtern, Hüttenarbeitern und alten Weibern erfahren. Und ähnlich galt bei zahlreichen seiner Zeitgenossen der Volksaberglaube als eine Quelle verborgener Weisheit. Was die Alchemisten und Astrologen aus dieser Quelle

Digitized by Google

geschöpft hatten, das verarbeiteten sie in ein mystisches System, in welchem die einzelnen abergläubischen Meinungen in eine gewisse Verbindung gebracht und von allgemeinen Ideen beherrscht waren. So kommt es, daß der wissenschaftliche Aberglaube des 15. und namentlich des 16. Jahrhunderts eine wahrhaft einzigartige Stellung einnimmt in der Geschichte unserer Cultur. Zu keiner Zeit war, außerhalb wie innerhalb der Wissenschaft, der Aberglaube eine so furchtbare Macht geworden. Während der Dämonenglaube in den zahlreichen Hexenverfolgungen seine Opfer forderte, blühten Scheinwissenschaften aller Art: Magie, Alchemie, Astrologie, Chiro- und Nekromantie. Dicht nebeneinander wohnen hier der mächtigste geistige Fortschritt und der dunkelste Irrwahn. Ein Melanchthon ist Verehrer der Astrologie, ein Johann Reuchlin vertieft sich in das Studium der Kabbala; Cardanus, dem die Mathematik epochemachende Erfindungen verdankt, treibt mit Vorliebe die absurdeste unter den abergläubischen Künsten, die Chiromantie; Paracelsus, der ärgste unter allen phantastischen Schwärmern, ist gleichzeitig der Reformator der Medicin, der eindringlich von der verstandeslosen Befolgung Galenischer Autorität auf die eigene Beobachtung der Krankheiten hinweist. Selbst bei denjenigen Humanisten und Naturforschern, die den groben Aberglauben verwerfen, bricht sich derselbe meistens dennoch in einer gemilderten Form Bahn. Während Pico von Mirandola Vorbedeutungen, Astrologie und Magie lebhaft bekämpft, wendet er sich mit größtem Eifer der mystischen Geheimlehre der Kabbala zu. Während der Physiker Porta in seiner zu Ende des 16. Jahrhunderts erschienenen „Magia naturalis" eine Anzahl gangbarer Zauberkunststücke als natürliche Wirkungen natürlicher Ursachen enthüllt, gibt er sich gleichzeitig den schrankenlosesten theosophischen Einfällen hin und sucht eine Menge von Naturerscheinungen aus einer mystischen Sympathie und Antipathie der Dinge abzuleiten. Ja selbst der große Astronom Kepler, obgleich er die gemeine Sterndeuterei als eine Einbildung bezeichnet, da es Ueberhebung sei, zu meinen, die Gestirne kümmerten sich um das Schicksal des Einzelnen, ist doch selbst der festen Ueberzeugung, daß große Ereignisse in der Geschichte, wie Krieg, Pestilenz u. dgl., durch Constellationen und Kometenerscheinungen vorausverkündet würden; dem Bestreben aber, die Gesetze des Weltalls auf mystische Zahlenverhältnisse zurückzuführen, hat er einen großen Theil seiner Lebensarbeit gewidmet. Eine solche Verbindung des geistigen Fortschritts mit abergläubischen Verirrungen erscheint uns heute kaum begreiflich. Dennoch liegt dieselbe tief begründet in den eigenthümlichen Bedingungen der Zeit. Die scholastische Wissenschaft in ihrer starren Abgeschlossenheit und in ihrer Beschränkung auf den Kreis der Gelehrten und Kleriker hatte dem Fortwuchern des Volksaberglaubens keinen Widerstand entgegengesetzt. Die Naturerkenntniß war durch die Autorität der Alten nicht gefördert, sondern gehemmt worden, da man sich dem fertigen Begriffssystem, das sie überlieferten, gefangen gab. Als nun die Reformation auf kirchlichem, der Humanismus und die Naturforschung auf wissenschaftlichem Gebiete den Autoritätsglauben erschüttert hatten, war es nicht nur begreiflich, daß man sich allerorten nach neuen Hülfsquellen der Erkenntniß umsah, sondern daß man auch, in einem dunkeln Drange nach Wahrheit, der noch nicht gezügelt war von den Regeln wissenschaftlicher Kritik, oft genug die trübsten

Digitized by Google

Quellen vorzog und aus ihrer Tiefe ungeahnte Schätze zu heben meinte. In den Zaubermitteln der mittelalterlichen Medicin, in den Künsten der Magier und Alchemisten, in der Geheimlehre der jüdischen Kabbala hoffte man jene Weisheit zu finden, welche bei den scholastischen Philosophen und bei dem von ihnen vergötterten Aristoteles vergeblich gesucht worden war. Bei diesem nahen Zusammenhange des wissenschaftlichen Aberglaubens der Renaissancezeit mit den besondern Culturbedingungen derselben würde es ein verhängnißvoller Irrthum sein, wenn man etwa in allgemeingültiger Weise die Vereinbarkeit des geistigen Fortschritts mit abergläubischen Verirrungen annehmen wollte. Dort hatte das Licht der Erkenntniß allmählich die Nacht mittelalterlicher Barbarei zu verscheuchen; begreiflich daher, daß tiefe Schatten derselben noch in den aufgehenden Tag hineinreichten. Heute würden diese Schatten, wenn sie, was Gott verhüte, weiter um sich greifen sollten, eine wieder anbrechende Nacht bedeuten. Denn gerade der edelste Schatz, den das Zeitalter der Erneuerung der Wissenschaft in heißem Kampfe errungen, die Gewißheit einer unverbrüchlichen Gesetzmäßigkeit der Weltordnung, wird durch den wissenschaftlichen Aberglauben der Gegenwart wieder in Frage gestellt.

Indem sich der Aberglaube zunächst zum Mysticismus ermäßigte, haben sich manche schwärmerische Ideen des 16. Jahrhunderts in philosophisch abgeklärter Form in kommende Zeiten gerettet, und sind wirksam geblieben zum Theil noch bis in unsere Tage. Die Spuren der phantastischen Weltanschauungen deutscher und italienischer Naturphilosophen sind in dem System eines Spinoza trotz seiner unübertroffenen dialektischen Verstandesschärfe deutlich zu erkennen. Der von den Schwärmern des 16. Jahrhunderts in verschiedenster Gestalt wiederholte Gedanke der Beseelung der Welt und aller einzelnen Dinge hat mächtig auf Leibniz gewirkt, und mit dem Worte, daß der Mensch ein Mikrokosmus, eine Welt im Kleinen, sei, das er mit Vorliebe gebraucht, hat Paracelsus schon dem Grundgedanken seiner mystischen Weltanschauung Ausdruck gegeben. Natürlich ist es die Philosophie, welche unter allen Wissenschaften am dauerndsten diese Nachwirkungen des Mysticismus aufweist. Indem sie sich mit den allgemeinsten Problemen des menschlichen Erkennens und Handelns beschäftigt, kann sie der Frage nach dem Verhältniß der sinnlichen Welt zu dem Uebersinnlichen nicht ganz aus dem Wege gehen, und sobald sie dieses letzte ihrer Probleme irgendwie zu lösen versucht, tragen solche Lösungsversuche naturnothwendig einen mystischen Charakter an sich. Darum begegnet es auch so leicht, daß der Inhalt eines philosophischen Systems, namentlich wenn er seiner logischen Form entkleidet wird, dem außerhalb Stehenden als phantastische Schwärmerei erscheint, oder daß Ein Philosoph den andern einen Schwärmer schilt. Selbst die Vorstellungen einer übernatürlichen Erleuchtung und eines magischen Geheimwissens scheinen in blassen Nachbildern von den mittelalterlichen Theosophen und Schwarzkünstlern her noch in neuere Zeiten hinüberzureichen, wenn man sich da und dort bemüht, die esoterische von der exoterischen Lehre eines Philosophen zu scheiden, oder wenn man andeutet, nur eine kleine Zahl von Adepten sei in den tiefern Sinn eines philosophischen Systems eingedrungen.

Digitized by Google

Wenn es nun aber auch als die normale Entwickelungsfolge betrachtet werden kann, daß der Volksaberglaube zuerst in die Wissenschaft Eingang findet, um sich dann allmählich in dieser zum Mysticismus zu ermäßigen, so fehlt doch anderseits keineswegs die umgekehrte Reihenfolge der Erscheinungen: aus dem wissenschaftlichen Mysticismus gehen abergläubische Vorstellungen hervor, die, indem sie populär werden, den Volksaberglauben mit neuen Formen bereichern können. Es ist begreiflich, daß diese Umkehrung nur spätern Culturzuständen eigen sein kann. In der That haben wir es hier zum Theil mit ganz modernen Erscheinungen zu thun, obgleich es übrigens auch in dem für die Geschichte des wissenschaftlichen Aberglaubens vorzugsweise belehrenden Zeitalter der Renaissance an solchen Rückwirkungen nicht gefehlt hat.

Bei dieser Entwickelung des Aberglaubens aus dem Mysticismus erscheint die Wissenschaft, die wir sonst als die größte Gegnerin des Aberglaubens rühmen, ganz im Gegensatze zu diesem ihrem Beruf als die Erzeugerin und Pflegerin aller möglichen Formen verderblichen Irrwahns. Um eine so befremdende Erscheinung zu verstehen, müssen wir bedenken, daß jede Wissenschaft ihre mystische Ader hat, die unter begünstigenden Verhältnissen über den ganzen Organismus derselben die Herrschaft gewinnen kann. Auf die Philosophie habe ich in dieser Beziehung schon hingewiesen. Wenn jedes metaphysische System vermöge der Natur seiner Probleme einen mystischen Zug an sich trägt, so wird es begreiflich, daß nicht blos bei einzelnen Denkern, sondern während ganzer Perioden der Geschichte der Mysticismus die gesammte Weltanschauung durchdringt. Schon in die Anfänge der abendländischen Philosophie ragt das Pythagoräische Lehrsystem mit seiner mystischen Zahlensymbolik, das später auf die Platonische Philosophie einen so bedeutsamen Einfluß gewann. Gegen den Ausgang der griechischen Philosophie begegnen uns in den Systemen der Neupythagoräer und Neuplatoniker durchaus mystische Weltanschauungen, die es zum Theil geradezu darauf absehen, neben der Erneuerung mythologischer Vorstellungen auch den mannichfachsten Formen des populären Aberglaubens eine Stütze zu bieten. Von da an ist der Mysticismus in der Philosophie nicht mehr erloschen, und Schelling's theosophische Speculationen zeigen deutlich genug, daß noch unsere Zeit mythologisirende Verirrungen der Philosophie erleben kann, welche dicht an die Grenze des Aberglaubens heranreichen.

Aber bei dieser Wiederbelebung des Aberglaubens durch den Mysticismus ist die Philosophie keineswegs die einzige Mitschuldige. Von der Mathematik könnte man vielleicht denken, sie schließe durch die abstracte Natur ihrer Gegenstände und durch die energische Anwendung der Verstandeskräfte, die sie fordert, mehr als jedes andere Gebiet jenes mystische Halbdunkel aus, in welchem der Aberglaube gedeiht. Dennoch ist gerade die Mathematik eine der fruchtbarsten Erzeugerinnen mystischer Anschauungen. Die abstracte Natur ihrer Objecte scheint nicht selten ein gewisses Gegengewicht zu finden in phantastischen Conceptionen, denen sich der Mathematiker über die Dinge seiner eigenen oder fremder Wissenschaften hingibt. Dabei fordert aber die Beschaffenheit der ma-

Digitized by Google

thematischen Begriffe zu einer eigenthümlichen Form mystischer Ideen heraus, welche letztern sich dann jeder andern Art von Mysticismus bereitwillig als Werkzeuge darbieten. Der religiöse und der philosophische Mysticismus ist des öftern Gegenstand historischer Darstellung gewesen; die Geschichte des mathematischen Mysticismus hat noch niemand geschrieben. Und doch würde diese Geschichte von um so höherm Interesse sein, weil gerade er von jeher auf wissenschaftliche Geister den größten Einfluß ausgeübt und dieselben nicht selten phantastischen Ideen oder selbst abergläubischen Vorstellungen geneigt gemacht hat, denen sie unter andern Umständen wol auf das äußerste widerstrebt hätten.

In drei Formen ist diese Art des Mysticismus aufgetreten. Die erste und älteste ist die Mystik der Zahlen. Sie ist eine Tochter der Zahlensymbolik und hat ihrerseits wieder den Zahlzauber, eine im Mittelalter vielgepflegte Form des Aberglaubens, geboren. Die Zahlensymbolik betrachtet die Zahl als ein Symbol der Dinge, welche gezählt werden können. Jeder, auch der wissenschaftliche Gebrauch der Zahlen, beruht auf Symbolik: dem Mathematiker ist 1 das Symbol eines einzelnen Denkobjects, 0 das Symbol einer nicht existirenden Größe. Diese Symbolik wird willkürlich und phantastisch, wenn eine deutlich erkennbare Beziehung zwischen der Zahl und dem Gegenstande nicht existirt, wenn also z. B. wie in dem Pythagoräischen Lehrsystem: 1 die Vernunft, 2 die Meinung, 4 die Gerechtigkeit, 5 die Ehe, 7 die Zeit bedeuten soll u. s. w. Eine solche phantastische Zahlensymbolik ist zugleich Zahlenmystik, wenn sich mit ihr die Vorstellung verbindet, daß die Zahl eine geheimnißvolle Kraft in sich trage, welche sie von dem Gegenstande entlehnt habe, dessen Symbol sie ist; die Zahlenmystik endlich führt fast unvermeidlich zu dem Zahlzauber, wie er im Mittelalter mit jenen mehr oder weniger sinnlosen Zahlenformeln getrieben wurde, welche Goethe in seinem Hexeneinmaleins ergötzlich verspottet hat. Die zweite relativ unschädlichste Form des mathematischen Mysticismus lehnt sich an den Unendlichkeitsbegriff an. Dieser ist namentlich zu theosophischen Speculationen mannichfach verwerthet worden. So löst Nikolaus Cusanus, ein tiefer, aber mystischer Denker des 15. Jahrhunderts, das Problem der Dreieinigkeit Gottes, indem er bemerkt, die Trinität werde dargestellt durch ein Dreieck mit unendlichen Seiten, in welchem diese, eben weil sie unendlich sind, in eine einzige zusammenfallen. Endlich die dritte und jüngste Form ist von geometrischen Vorstellungen ausgegangen. Der Raum hat drei Dimensionen, warum kann er nicht vier oder mehr haben? Dem Mathematiker, der aus Anlaß dieser Frage die begrifflichen Eigenschaften räumlicher Mannichfaltigkeiten von mehr als drei Dimensionen untersucht, kann das Recht hierzu nicht bestritten werden. Sobald dagegen an die reale Möglichkeit solcher übersinnlicher Räume geglaubt wird, so werden derartige Speculationen mystisch, und sie werden abergläubisch, wenn man etwa der Meinung huldigt, daß irgendwelche zauberhafte Wirkungen von einer vierten oder höhern Dimension aus sich ereignen können. Dieser dritten Form des mathematischen Mysticismus wird gewöhnlich ein ganz moderner Ursprung zugeschrieben. Doch scheint schon ein englischer Mystiker des 17. Jahrhunderts, Henry More, der Erfinder nicht nur der vierten Dimension, sondern selbst derjenigen Ansicht zu sein, welche dieselbe als das Reich der Geister be-

Digitized by Google

trachtet. Denn er bemerkt ausdrücklich, daß die Seelen der Thiere, Menschen und Engel der vierten Dimension angehören.*)

Neben der Mathematik ist seit alter Zeit die Astronomie eine ergiebige Quelle des Mysticismus und abergläubischer Verirrungen gewesen. Wie der Glaube an die geheimnißvolle Macht der Himmelserscheinungen die frühe Ausbildung dieser Wissenschaft vor allem bestimmt hat, so eröffnete hinwiederum die Astronomie durch ihre Fortschritte ihrer mystischen Zwillingschwester, der Astrologie, neue Hülfsquellen. Wenn der Astronom im Stande war, Sonnen- und Mondfinsternisse vorauszuberechnen, so mußte dies in den Augen der abergläubischen Menge als ein sicheres Zeichen der weissagenden Kraft erscheinen, welche dem Sternkundigen zu Gebote stehe. Diesem selbst aber wurde, solange die erhabene Gesetzmäßigkeit der Himmelserscheinungen ihren eigentlichen Ursachen nach ein Räthsel war, der Gedanke nahe gelegt, in dem mystischen Zusammenhange dieser Erscheinungen mit dem irdischen Geschehen, vor allem mit dem menschlichen Leben und dessen Schicksalen, sei die Lösung jenes Räthsels zu finden. Unter allen abergläubischen Wissenschaften des Mittelalters hat daher die Astrologie weitaus die höchste Ausbildung erreicht. Schon der nicht geringe Umfang mathematischer und astronomischer Kenntnisse, der zu ihrem Betrieb erforderlich war, stellte sie weit über die planlosen Versuche der Magier und Alchemisten. In der Blütezeit dieser mystischen Künste schätzte man daher die übrigen vorzugsweise dann, wenn sie auf der Grundlage eines soliden astrologischen Wissens geübt wurden. So bestand die Chiromantie geradezu in einer Uebertragung gewisser astrologischer Deutungen auf die Linien der menschlichen Hand. Paracelsus verlangte von dem Arzte, er müsse vor allem Astrolog sein; denn die Wirkungen der Heilmittel seien von den Constellationen abhängig; jedes Kraut und jedes Mineral, das der Arzt anwende, habe seine „astralische" Bedeutung, und die sechs Pulse des menschlichen Körpers seien den sechs Planeten unterthan. In diesen Worten ist der Charakter des wissenschaftlichen Aberglaubens jener Zeit deutlich ausgesprochen. Die theoretische Basis desselben ist die Astrologie, sein hauptsächlichstes praktisches Ziel das aus allen möglichen mystischen Hülfsquellen schöpfende ärztliche Handwerk.

Dies führt uns schließlich auf diejenige Wissenschaft, deren Einfluß der dauerndste gewesen ist, auf die Heilkunde. Die Wirkung der Medicin auf den Aberglauben ist aber eine durchaus nur ihr eigenthümliche. Während bei andern Wissenschaften bestimmte Ideen zuerst eine mystische Richtung nehmen, um dann in abergläubische Vorstellungen umzuschlagen, während also hier die Quellen der letztern stets auf theoretischem Boden liegen, ist der praktische Zweck der Heilkunde von vornherein ein den Zwecken des Aberglaubens verwandter. Die Wurzel des Aberglaubens ist der Wunsch und sein Gebiet ist die Zukunft: theils will er zukünftige Ereignisse vorauswissen, theils und vor allem möchte er die Zukunft nach Willkür gestalten. Aus dem Wunsche entspringt aber auch die Heilkunst: jeder von uns wünscht seine

*) „Henrici Mori Cantabrigiensis opera" (3 Bde., London 1679). Die betreffenden Stellen sind von J. E. Erdmann mitgetheilt in den Beilagen zu seiner „Geschichte der neuern Philosophie", Bd. 1, Abth. 2, S. LXXIV fg.

Digitized by Google

Gesundheit zu erhalten oder wiederzuerlangen, wenn sie verloren ist. Einen unvertilgbaren Bestandtheil des Aberglaubens bilden daher jene Vorstellungen, die sich auf die Erhaltung der Gesundheit und die Beseitigung der Krankheiten beziehen. Schon im Volksaberglauben nehmen die abergläubischen Heilmittel und Heilverfahren einen weiten Raum ein, und vor allem ist es der wissenschaftliche Aberglaube aller Zeiten, der hierauf ausgeht. Kaum hat es jemals einen abergläubischen oder den Aberglauben anderer ausbeutenden Schwärmer oder Schwindler gegeben, der nicht mit seinen sonstigen Eigenschaften auch die des Wunderdoctors verbunden hätte, und unendlich viele Menschen, die sich sonstigen Wunderthaten gegenüber kühl und skeptisch verhalten, verschmähen es nicht, den Wunderarzt zu consultiren. Diese Form der Ausbeutung des Aberglaubens hat sich daher stets als die ergiebigste erwiesen. Alle andern abergläubischen Richtungen in der Wissenschaft sind theils in medicinischen Aberglauben übergegangen, theils haben sie aus demselben ihren Ursprung genommen, und selbst solche Zeiten, die andern Formen des Aberglaubens im ganzen abgewandt sind, pflegen dieser doch nicht zu entgehen. Im vorigen Jahrhundert verübte ein Pater Gaßner Wundercuren durch Teufelsbeschwörung, ersann ein Mesmer den thierischen Magnetismus als Universalmittel und verfiel schließlich ein Schwindler Cagliostro, als ihm seine sonstigen Hülfsquellen versagten, auf die Rolle des Wunderdoctors.

In der Gegenwart sind hauptsächlich zwei Gestaltungen des wissenschaftlichen Aberglaubens verbreitet, von denen die eine jetzt etwa ein Jahrhundert alt ist, die andere aber, obgleich sie kaum den vierten Theil dieser Lebensdauer besitzt, eine Ausdehnung gewonnen hat, durch welche sie die Grenzen eines blos wissenschaftlichen Aberglaubens weit überschreitet. Jene ältere Form ist der animalische Magnetismus, diese jüngere der Spiritismus. Beide Gestaltungen sind nicht ohne Einfluß aufeinander geblieben; namentlich hat die ältere auf die jüngere eingewirkt. So führt der in dem Spiritismus zu so großem Ansehen gelangte Begriff des „Mediums“ zunächst auf Ideen Mesmer's zurück, die freilich ihrerseits wieder allverbreiteten abergläubischen Vorstellungen verwandt sind. Die mannichfachen Wechselwirkungen dieser Gestaltungen des modernen Aberglaubens sind wol der Anlaß gewesen, daß man beide zuweilen als verwandte Erscheinungen betrachtete. Dennoch ist dies keineswegs richtig; vielmehr können sie geradezu als typische Beispiele für die zwei verschiedenen Entwickelungsformen des wissenschaftlichen Aberglaubens, die wir oben unterschieden, angesehen werden.

Der thierische Magnetismus ist aus mystischen Vorstellungen hervorgegangen, die andern in der nämlichen Zeit in der Wissenschaft verbreiteten Ideen durchaus ähnlich sind. In der Dissertation vom Jahre 1766, mit welcher Anton Mesmer seine Laufbahn eröffnete, „über den Einfluß der Planeten auf den menschlichen Körper“, hören wir einfach einen Naturphilosophen des vorigen Jahrhunderts. Selbst die einer viel spätern Zeit angehörenden naturphilosophischen Schriften eines Schelling und Oken stehen im wesentlichen auf dem nämlichen Boden. In jener Erstlingsschrift behauptete Mesmer, durch die nämliche Kraft, welche die Erscheinungen der Ebbe und Flut erzeugten, wirkten die Planeten und unsere

Digitized by Google

eigene Erde auf den menschlichen Körper. Die Naturkraft, welche alle diese Wirkungen hervorbringe, sei der Magnetismus. Auf ihm beruhten namentlich alle periodischen Veränderungen in Krankheiten, welche demnach als Erscheinungen betrachtet werden müßten, die dem Wechsel von Ebbe und Flut ganz und gar entsprächen. Dies ist eine phantastische Hypothese, die ebenso viel werth ist wie hundert andere, die in der Periode unserer Naturphilosophie aufgetaucht sind: sie ist mystisch, aber nicht abergläubisch. Die Wendung zu letzterm vollzog sich aber freilich sehr bald. Zunächst behauptete Mesmer, durch Bestreichen mit Magneten oder auch nur durch die räumliche Nähe derselben könnten Krankheiten, die von Störungen im Nervensystem herrührten, geheilt werden. Dann wollte er entdeckt haben, die magnetische Kraft sei in einzelnen Menschen, insbesondere auch in ihm selber, in besonderer Stärke angehäuft. Demgemäß ließ er bei seinen Curen die Magnete weg und führte mit der Hand die Bestreichungen aus. Bald erklärte er endlich, schon die Berührung oder der Blick des Magnetiseurs seien wirksam, ja dieser vermöge seine wunderbare Kraft an äußere Gegenstände mitzutheilen, z. B. an Eisenstäbe, an Flaschen, die mit Wasser gefüllt sind u. dgl. Hiermit war nun offenbar die Sache in das Stadium der Zauberei übergetreten, und selbst seine wissenschaftliche Form verlor dieser Aberglaube immer mehr, je mehr Mesmer, namentlich in seinen spätern Tagen, darauf ausging, seine Heilungen als Wunder erscheinen zu lassen, die nur er allein vollbringen könne, und auf einen Theil des wissenschaftlichen Apparats, den er anfänglich für nöthig hielt, verzichtete.

In völlig entgegengesetzter Weise hat sich die Entwickelung des modernen Spiritismus vollzogen. Er ist von einigen dem Volksaberglauben aller Zeiten gemeinsamen Vorstellungen ausgegangen, wozu später erst Versuche hinzutraten, diese Vorstellungen in eine Art von wissenschaftlichem System zu bringen und sie auf bestimmte mystische Ideen zurückzuführen. Hier haben wir es also mit der gewöhnlichen Entwickelungsform des wissenschaftlichen Aberglaubens zu thun, wie sie namentlich auch den reichern Gestaltungen des letztern im 15. und 16. Jahrhundert durchweg zu Grunde lag. Nichtsdestoweniger besitzt der Spiritismus eigenthümliche Entstehungsbedingungen, durch die er bisjetzt einzig dasteht in der Geschichte der menschlichen Verirrungen, und die ihn für den Völkerpsychologen zu einem Phänomen vom höchsten Interesse machen.

Wenn jemand die Frage aufwürfe, wie eine Mythologie sich ausnehmen möchte, die nicht in einer grauen vorhistorischen Vergangenheit und in der Kindheit der Völkerentwickelung, sondern mitten im Licht der Geschichte, unter modernen Culturverhältnissen und unbeeinflußt von historischen Traditionen entstände, so würde wol jeder zu einer solchen Frage den Kopf schütteln. Nun, die amerikanische Nation hat das Problem gelöst, und diese Lösung ist der Spiritismus. Seine Entwickelung ist in Aller Erinnerung; in diese Entwickelung haben traditionell überkommene Vorstellungen sichtlich in so geringem Maße eingewirkt, daß die Anklänge, die sich finden, großentheils ebensowol auf gemeinsame psychologische Entstehungsbedingungen, wie auf eine directe Uebertragung zurückgeführt werden könnten. Die ersten Regungen des Spiritismus gehen auf die vor etwa 30 Jahren von der Neuen Welt aus sich epidemisch auch über Europa verbreitenden Erschei-

Digitized by Google

nungen des Tischrückens zurück. Daran reihten sich die Manifestationen der Klopfgeister. Nun entstand die Vorstellung, daß bestimmte Menschen, die sogenannten Medien, in einen intimern Rapport mit den Geistern zu treten vermöchten. Zugleich wurde jetzt erst in bestimmterer Weise die Ansicht ausgebildet, daß die Geister, die auf verschiedenen Wegen — mündlich, schriftlich oder sogar mittels eigens erfundener Instrumente — ihre Gedanken den Medien mittheilten, verstorbenen Menschen angehörten. Endlich behauptete man, daß die Geister gelegentlich in einer ihrem einstigen Körper gleichenden leiblichen Hülle erscheinen könnten; und hieran reihten sich schließlich Mittheilungen der Geister und Medien über das Jenseits und die Schicksale der Seele nach dem Tode. Betrachten wir diese ganze Entwickelung vom Standpunkte des Mythologen, so ist dieselbe vor allem dadurch merkwürdig, daß sie als die vollständige Umkehrung der Mythenentwickelung historischer Völker erscheint. Während diese um so farbenreicher und phantasievoller ist, je weiter wir sie zurückverfolgen, um dann allmählich zu versiechen und endlich in unverstandenen Resten im Volksaberglauben weiter zu leben, sehen wir umgekehrt jene mythologische Neubildung von einer allverbreiteten, aber schon abgeblaßten Form des Volksaberglaubens, von dem Gespensterglauben ausgehen, der noch dazu anfänglich in seiner phantasielosesten Form, in der des Klopfgeistes auftritt. Daraus entwickeln sich Rudimente eines Ahnencultus, und an letztern schließt sich endlich, freilich nicht ohne die Mitwirkung classisch gebildeter Geister, denen die Vorbilder hellenischer und germanischer Mythologie nicht ganz unbekannt geblieben sind, ein Cyklus mythologischer Vorstellungen, die sich auf das jenseitige Leben beziehen. Wie in dieser seiner ganzen Entwickelung, so ist der Spiritismus aber auch darin eine abnorme, von den verwickelten Culturbedingungen, unter denen er entstanden, beeinflußte Erscheinung, daß er in allen seinen Entwickelungsphasen die Tendenz besitzt, sich in ein wissenschaftliches Gewand zu hüllen. Schon für die Erscheinungen des Tischrückens nahm man wunderbare Naturkräfte in Anspruch, die meistens mit dem animalischen Magnetismus in Beziehung gebracht wurden. Im weitern Fortgange wurde in den Psychographen und andern Vorrichtungen zu Gunsten der Medien und Geister die wissenschaftliche Technik in Anspruch genommen. Zugleich entwickelte sich unter der Führung von Jackson Davis und Allan Kardec, der beiden Häupter spiritistischer Sekten, eine reiche, noch immer im Wachsthume begriffene Literatur, welche den Anspruch erhebt für wissenschaftlich gehalten zu werden.

Während aber der wissenschaftliche Aberglaube früherer Jahrhunderte in der Astrologie, also in der mystischen Verwerthung astronomischer Thatsachen gipfelte, sind jetzt hauptsächlich die Gebiete der Elektricität und des Magnetismus von Einfluß auf ihn geworden. Hierin wirkt der mächtige Aufschwung dieser Zweige der Physik in dem Jugendalter des animalischen Magnetismus noch deutlich nach. Nur in beschränktern wissenschaftlichen Kreisen haben nebenbei mystische Raumspeculationen einen gewissen Einfluß ausgeübt. Die Ausbeutung zu heilkünstlerischen Zwecken spielt endlich auch in diesem Falle eine Hauptrolle, obgleich sie bei dem sogenannten „Mediumismus" mehr zurücktritt als bei dem ältern „Mesmerismus". Immerhin hat Jackson Davis in seinem auch ins Deutsche über-

Digitized by Google

tragenen Werke „Der Arzt" ein vollständiges spiritistisches System der Pathologie und Therapie geschaffen, das freilich von den Phantasien der thierischen Magnetiseure erheblich beeinflußt ist. Auch der Inseratentheil der großen spiritistischen Journale Amerikas ist in dieser Beziehung von belehrendem Interesse. Nachdem (unter der für solche Anzeigen stehenden Vignette eines Frauenkopfes, der einen von Strahlen umgebenen Stern auf der Stirn trägt) mehrere hellsehende Medien und in der Handhabung des Psychometers geübte Damen dem Publikum zu Auskunftsertheilungen jeder Art, über Charakter, Anlagen, Geschäfts- und Heirathsaussichten, ihre Dienste angeboten, folgt die Reihe der medicinischen Annoncen. Ein Herr Dr. N. heilt alle chronischen Krankheiten durch magnetisirte Briefe, das Stück zu 5 Sh.; meistens ist Ein Brief zureichend, in hartnäckigen Fällen stehen mehrere zu Gebote, die dann billiger abgelassen werden. Eine Mrs. B. empfiehlt sich als diagnostisches Medium für Krankheiten; sie braucht weder Name, noch Alter, noch Geschlecht zu kennen, eine zugesandte Haarlocke oder die Handschrift des Patienten ist zureichend. Ein Mr. B. heilt auf psycho-magnetischem Wege in der Nähe oder auf Distanz. Ein Mr. S. hat zwei Pulver erfunden, ein positives und ein negatives: das erste heilt alle hitzigen Krankheiten, das zweite diejenigen, die einen niederschlagenden Charakter besitzen, wie Lähmung, Blindheit u. dgl. Eine der beiden Nummern des „Religio-philosophical Journal" von Chicago, der ich diese Notizen entnehme, enthält außerdem eine Zuschrift des auch in Deutschland bekannt gewordenen Mediums Herrn Slade an den Herausgeber, datirt aus San-Francisco vom 16. Aug. 1879. Herr Slade erzählt hierin, er sei durch eine Apoplexie mehrere Wochen lang auf der rechten Seite vollständig gelähmt gewesen, und von mehrern Aerzten sei das Uebel für unheilbar erklärt worden; nach der Voraussage der Geister sei aber am 15. Aug. eine plötzliche und vollständige Heilung eingetreten. Zum Beweis dieser wunderbaren Heilung schreibt Herr Slade den Brief mit der zuvor gelähmten Hand. Für den Kundigen leidet es wol keinen Zweifel, daß dieser Brief die Bedeutung einer Reclame besitzt, welche uns darauf vorbereitet, daß das berühmte Medium aus dem Fach der Nekromantie in dasjenige der Zaubermedicin überzutreten beabsichtigt. Schon im Mittelalter war es eine Sitte der Wunderdoctoren, daß sie ihre Kunst zuerst durch eine Cur an sich selbst erprobten.*)

Die charakteristischen Formen des Aberglaubens der Gegenwart, sowol der

*) Ich kann diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne den mir zum Theil unbekannt gebliebenen Zusendern aus verschiedenen Städten Amerikas für die Uebermittelung des obengenannten Journals zu danken, zu der sie, wie ich vermuthe, durch meinen offenen Brief an Herrn Ulrici in Halle („Der Spiritismus eine sogenannte wissenschaftliche Frage", Leipzig 1879) veranlaßt wurden. Wenn sich auch die von einem der Herren Zusender angedeutete Hoffnung meiner Bekehrung zum Spiritismus nicht erfüllt hat, so will ich doch nicht leugnen, daß ich von der enormen Verbreitung des wissenschaftlichen und unwissenschaftlichen Aberglaubens in Amerika ein meine frühern Vorstellungen weit übertreffendes Bild empfangen habe. Der sonstige Inhalt jener „Religiös-philosophischen Zeitung" ist übrigens hinreichend durch die Bemerkung charakterisirt, daß bei den regelmäßigen Lesern derselben die oben mitgetheilten Inserate ihren Erfolg nicht verfehlen werden.

Digitized by Google

Mesmerismus wie der Spiritismus, sind bisjetzt auf die Kreise der sogenannten gebildeten Stände beschränkt geblieben. Schon hierdurch spielen sie, so sehr sie in einzelnen Zügen den alten Traditionen des Volksaberglaubens sich nähern mögen, doch stets in das Gebiet des wissenschaftlichen Aberglaubens hinüber. Dereinst wird dies wahrscheinlich anders werden. Wie in den Volkstrachten die höfischen Moden einer vergangenen Zeit, so begegnen uns in den Kalenderprophezeiungen, in den Weissagungen der Kartenschlägerinnen und anderm vereinzelte Reste des wissenschaftlichen Aberglaubens früherer Jahrhunderte, die nun neben dem ursprünglichen aus mythologischen Quellen entstandenen Volksaberglauben von Geschlecht zu Geschlecht sich vererben. Aehnlich mögen in künftigen Zeiten die Medien und Magnetiseure noch die Dörfer unsicher machen, nachdem sie längst aus den Städten verschwunden sind.

Doch, wenn neue Kleidertrachten im Gewühl der Großstädte entstehen, so mag dies natürlich scheinen; daß die Keime für neue Formen des Aberglaubens auf dem nämlichen Boden gedeihen, ist vielleicht befremdlicher. Und dennoch ist auch dies wol begreiflich. Der Bauer ist in seinem Wissen und Glauben und demgemäß auch in seinem Aberglauben conservativ. In den Kreisen der „Gebildeten" dagegen, wo man die altmodischen Formen des Volksaberglaubens mitleidig belächelt, erblühen phantastische Vorstellungen in Fülle, sobald sie es nur verstehen, sich mit herrschenden wissenschaftlichen Richtungen scheinbar in Einklang zu setzen oder sich selbst ein wissenschaftliches Gewand umzuhängen. Darum hat die Abart des wissenschaftlichen Aberglaubens eine so große Bedeutung für die Erzeugung neuer abergläubischer Vorstellungen. In der Gegenwart aber hängt sie mit geistigen Strömungen zusammen, die, obgleich sonst weit divergirend, doch bei diesem Punkt sich vereinigen.

Auf der einen Seite hat jene Schärfung der Gegensätze, welche durch den Kampf der kirchlichen Richtungen eingetreten ist, dazu geführt, daß eine extreme Partei selbst des Aberglaubens sich als Waffe bedient, wie dies nicht blos die Wunderthaten von Marpingen und Lourdes, sondern manche verwandte Erscheinungen auch im protestantischen Lager bezeugen.*) Ist diese Richtung nicht von besonderer Sympathie für den profanen Aberglauben erfüllt, so ist sie doch mit ihm eines Geistes Kind. Wenn sie ihn verwirft, so hat sie höchstens das Recht, in jenem mittelalterlichen Sinne den Begriff des Aberglaubens auf ihn anzuwenden, nach welchem dieser zwar verderblich, aber nicht nothwendig ein Irrthum ist.

Von anderer Seite begünstigt der philosophische Mysticismus, wie zu allen Zeiten, so auch heute das Aufkommen abergläubischer Vorstellungen. Hier übt, mehr als Schelling oder Baader, Schopenhauer's Philosophie, indem sie eine Erkenntnißtheorie von durchsichtiger Klarheit mit einer mystischen Metaphysik vereinigt, gerade auf Leute von wissenschaftlicher Bildung nicht selten einen bestechenden Zauber aus. Sind auch sicherlich die meisten der Anhänger und Nach-

*) Vgl. Dr. W. Mannhardt, „Die praktischen Folgen des Aberglaubens", in Holtzendorff's „Zeit- und Streitfragen", Heft 97, 98.

Digitized by Google

folger dieses Philosophen weit davon entfernt, die Kunstleistungen eines Slade als wissenschaftliche Offenbarungen zu bewundern, so lassen sich immerhin in den mystischen Bestandtheilen der Weltanschauung Schopenhauer's und in den ihr verwandten Ansichten Eduard von Hartmann's unschwer die Quellen entdecken, die auf einzelne Geister ihre berauschende Wirkung üben. Hat doch Schopenhauer selbst schon des Paracelsus Sätze über magische Fernwirkungen mit beifälliger Zustimmung citirt und den animalischen Magnetismus als eine wichtige Bestätigung seiner Metaphysik willkommen geheißen.

Eine dritte, von dieser scheinbar weit abliegende und doch ihr innerlich verwandte Quelle modernen Aberglaubens ist der wissenschaftliche Skepticismus. Schon manchmal hat er sich mit dem Mysticismus verbündet. Wer den Glauben an phantastische Einfälle oder an Wunder fordert, der muß zuerst die Sicherheit der wissenschaftlichen Ueberzeugung beseitigen. Und wer einmal zu der Erklärung gekommen ist, daß alle Dinge gleich möglich sind, und daß man daher nichts mit Sicherheit wissen könne, der ist schon nahe daran, alles zu glauben, was ihm angenehm dünkt. Der Skepticismus pflegt vor allem bei der Causalität des Geschehens seine Hebel anzusetzen, indem er entweder erklärt, ein ursächlicher Zusammenhang der Natur sei nicht allgemein erwiesen, oder das Wesen der Causalität bestehe keineswegs in einer unabänderlichen Regelmäßigkeit des Geschehens, wie dies die wissenschaftliche Voraussetzung ist, sondern nur darin, daß wir in unserm Denken für alles, was geschieht, irgendein beliebiges anderes Ereigniß als Ursache annehmen. Von beiden Gesichtspunkten aus behauptet man, alle Schlüsse von vorausgegangenen auf künftige Erfahrungen seien irreleitend, jeder thatsächlichen Wahrnehmung komme das gleiche Recht zu; wenn uns daher irgendwo unter Bedingungen, welche keine Täuschung vermuthen lassen, eine Erscheinung gegeben werde, welche der bisherigen Auffassung als ein Wunder gelte, so sei dieselbe trotzdem von dem nämlichen thatsächlichen Werthe wie irgendeine in unzähligen Beobachtungen sichergestellte Erfahrung.

Hier liegt nun der Punkt, wo auf die Verbreitung des Aberglaubens diejenigen Umstände einen wesentlichen Einfluß gewinnen, die man als die thatsächlichen Grundlagen desselben bezeichnet. Der Aberglaube stützt sich ja so gut wie das Wissen schließlich auf bestimmte Thatsachen. Der Unterschied besteht nur darin, daß bei jenem, wie bei jedem Irrthum, die Thatsachen falsch gedeutet werden. Wer an die prophetische Vorbedeutung der Träume glaubt, wer einen Schatten oder ein Phantasma seines eigenen Gehirns für ein Gespenst hält, dem sind immerhin der Traum, der Schatten oder schließlich selbst das subjective Phantasma als wirklich existirende Thatsachen gegeben. In einer Zeit nun, in welcher, wie in der unsern, die Thatsachen so viel gelten, in welcher man mit Vorliebe von der „Logik der Thatsachen" redet, um damit anzudeuten, daß die einfältigste Thatsache mehr werth sei als alle Logik, in einer solchen Zeit kann die Thatsache, selbst wenn sie in der ungewöhnlichen Form des Wunders oder der Zauberei auftreten sollte, ihres Eindrucks auf die Gemüther nicht verfehlen. Aber wenn man nachfragt, was denn unter jener vielgerühmten Thatsache zu verstehen sei, die wir von allen Einmengungen unsers Denkens befreien und

Digitized by Google

dann als das allein Wirkliche anerkennen sollen, so vermißt man selbst bei den Philosophen dieser Richtung die befriedigende Antwort. Jedermann ist darüber einig, daß die ungeprüfte, aus allem Zusammenhang gerissene subjective Wahrnehmung eine solche Thatsache noch nicht sei, sondern daß die Wahrnehmung einer sorgfältigen Kritik unterworfen werden müsse, ehe wir sie mit Sicherheit auf eine objective Thatsache beziehen dürfen. Wie soll aber eine solche Prüfung anders ausgeführt werden als mit Hülfe unsers Denkens? Und woher soll dieses Denken die Bürgschaft seiner Sicherheit nehmen, wenn es nicht auf die in der wissenschaftlichen Forschung längst geübte Maxime sich stützt, daß der logische Zusammenhang unsers Erkennens und eben darum auch der ursächliche Zusammenhang unserer Erfahrung ein unverbrüchlicher sei? Wer den einen Grundstein entfernt, dem fällt das ganze Gebäude zusammen, und er wird unvermeidlich zu dem Geständniß getrieben, daß es überhaupt nur eine subjective Wahrheit gebe. Dann hat freilich ein beliebiges Traumbild das nämliche Recht wie die wissenschaftlich verbürgte Thatsache, und mit der subjectiven Meinung ist abergläubischen Vorstellungen jeder Art Thür und Thor geöffnet. Man sieht also, daß jene angebliche „Logik der Thatsachen", indem sie der Logik den Rücken kehrt, nothwendig auch alle thatsächliche Gewißheit zum Fenster hinauswirft.

Die Vertreter der verschiedenen Formen des modernen Aberglaubens haben es nun allerdings nicht an der Behauptung fehlen lassen, daß sie sich mit der exacten Wissenschaft insofern auf einen Boden stellen, als sie den Prüfungen derselben die vorgeblich beobachteten Thatsachen bereitwillig unterwerfen wollen, eine Aufforderung, die zugleich von dem Hinweis begleitet zu sein pflegt, eine solche Prüfung, und zwar in einem dem Aberglauben günstigen Sinne, habe in der That von seiten verschiedener Vertreter der Wissenschaft bereits stattgefunden. Es wiederholt sich hierin ein Charakterzug, der dem wissenschaftlichen Aberglauben aller Zeiten gemein ist, und durch den er sich vom Volksaberglauben wesentlich unterscheidet: dieser flieht die wirkliche Wissenschaft, jener drängt sich ihr auf, damit sein eigenes Gebaren um so sicherer für ein wissenschaftliches gehalten werde. Mit der Aufforderung zu unbefangener Prüfung hat es aber freilich sein eigenthümliches Bewenden. Zunächst wird diese Prüfung in der Regel nur unter Bedingungen zugelassen, welche eine wissenschaftliche Untersuchung thatsächlich ausschließen und für welche Gründe beigebracht werden, die selbst schon dem zu prüfenden Gebiet abergläubischer Vorstellungen entnommen sind, während sie auf den unbefangenen Beobachter durchaus nur den Eindruck von Veranstaltungen zum Zweck absichtlicher Täuschung hervorbringen. Kein wirklich unbefangener Beobachter kann sich auf eine derartige Prüfung einlassen, bei der für ihn die Wahrscheinlichkeit, das Opfer einer Täuschung zu werden, allzu groß ist. Aus diesem Grunde ist auch auf die oft hervorgehobene Betheiligung einzelner wissenschaftlicher Forscher an solchen Untersuchungen nichts zu geben. Wer unter jenen abergläubischen Erschwerungen sich zu einer wissenschaftlichen Controle herbeiläßt, der verräth ebendadurch schon, daß er selbst kein unbefangener Beobachter ist. Wenn nun aber je einmal das Schicksal es so günstig fügt, daß eine den wissenschaftlichen Anforderungen entsprechende Untersuchung geführt werden kann, so

Digitized by Google

wird den Resultaten derselben, sobald sie den abergläubischen Wahn zu zerstören drohen, wie dies in solchem Falle regelmäßig der Fall ist, entweder das Zeugniß anderer völlig uncontrolirter angeblicher Beobachtungen entgegengestellt, oder solche unliebsamen Resultate werden mit staunenswerther Beharrlichkeit todtgeschwiegen.

So fordern noch fortwährend wandernde Magnetiseure die wissenschaftliche Forschung heraus, während schon vor bald hundert Jahren eine Commission der Französischen Akademie, welcher ein Benjamin Franklin und Lavoisier angehörten, eine Untersuchung dieser Form des wissenschaftlichen Aberglaubens geliefert hat, die für alle ähnlichen Fälle als Muster gelten sollte. Diese Untersuchung hat mit völliger Evidenz gezeigt, daß erregbare Personen, wie sie zu den Versuchen der Magnetiseure ausgewählt zu werden pflegen, genau dieselben Zufälle wie beim sogenannten Magnetisiren auch dann erfahren, wenn sie nur glauben, daß sie magnetisirt würden, wenn man ihnen also zum Beispiel sagt, daß hinter einer Tapetenwand der (in Wirklichkeit gar nicht vorhandene) Magnetiseur auf sie einwirke; während dagegen die thatsächliche Einwirkung des Magnetisirens sie völlig unberührt läßt, wenn sie nichts davon wissen. Die Untersuchung hat also bewiesen, daß hier einzig und allein die Einbildungskraft ihre freilich oft erstaunlichen Wirkungen äußert.*)

Nur in einem Punkte ist die Arbeit der französischen Commission unvollständig geblieben. Sie hat nicht beachtet, daß die Manipulationen des Magnetisirens in dazu disponirten Individuen wirklich Zustände hervorrufen können, welche von seiten der physiologischen Forscher, die sich in neuerer Zeit mit denselben befaßten, theils als schlafartige (hypnotische), theils als schreckhafte (kataplegische) bezeichnet wurden. Ich glaube, daß die hierin angedeuteten beiden Hypothesen über das Wesen des so genannten magnetischen Schlafes, diejenige von Czermak, welcher denselben als einen wirklichen Schlaf auffaßt, der durch Sinneseindrücke von bestimmter Beschaffenheit hervorgerufen werde, und diejenige von W. Preyer, welcher darin einen Zustand von Angst oder Schreck sieht, beide für gewisse Erscheinungen zutreffen, ohne doch die eigentliche Natur der psychischen Veränderung, die hier vorliegt, richtig zu bezeichnen.**) Indem Czermak durch sorgfältige Versuche feststellte, daß Erscheinungen, die denjenigen des „thierischen Magnetismus" verwandt sind, durch bestimmte physiologische Einwirkungen auf Sinnesorgane und Nervensystem auch bei Thieren entstehen können, hat er sich um die Aufklärung dieser Frage ein großes Verdienst erworben. Aber die beiden Hypothesen, die ich anführte, sind offenbar deshalb einseitig geblieben, weil sie zu ausschließlich die Beobachtungen an Thieren im Auge haben. Die eine greift, wie mir scheint, einen Folgezustand, die andere eine besondere

*) Ein ausführlicher Auszug aus dem Bericht der französischen Commission vom Jahre 1784 findet sich in der Schrift von Dr. E. Sierke, „Schwärmer und Schwindler zu Ende des 18. Jahrhunderts" (Leipzig 1874), S. 176 fg.

**) Vgl. W. Preyer, „Die Kataplexie und der thierische Hypnotismus" (Jena 1878). („Sammlung physiologischer Abhandlungen.") Vgl. außerdem einen Aufsatz desselben Verfassers in der „Deutschen Rundschau" (October 1878).

Digitized by Google

Species eines Vorganges heraus, den wir nach seiner allgemeinsten psychologischen Natur als Willenshemmung bezeichnen sollten. Gerade die Erscheinungen am Menschen dürften der Mehrzahl nach unter diesen allgemeinern Begriff gehören. So wird von einzelnen Magnetiseuren ein Versuch ausgeführt, welcher zuweilen an völlig unverdächtigen Personen gelingt und ein schlagendes Beispiel einer solchen Willenshemmung liefert, die weder Schlaf noch Schreck ist. Der Magnetiseur stemmt den Daumen seiner Hand gegen den Rücken oder eine andere passende Körperstelle des Magnetisirten, welcher sich in aufrechter Stellung befindet: sobald nun ein Zustand partieller Betäubung eingetreten ist, folgt die Versuchsperson allen Bewegungen, die der Magnetiseur ausführt, was von diesem natürlich auf eine in seinem Daumen befindliche magnetische Kraft bezogen wird. Ich möchte mich fast anheischig machen, diesen Versuch an jedem aufrecht stehenden Menschen, dessen Aufmerksamkeit stark abgezogen ist, mit Erfolg auszuführen. Wenn wir uns in aufrechter Stellung an irgendeinen Widerstand leistenden Körper anlehnen, so sind wir unwillkürlich geneigt, diesem nicht blos nachzugeben, sondern ihm selbst activ durch eigene Bewegungen zu folgen, und es fordert eine energische Willensanstrengung, um solche Bewegungen zu unterdrücken. Freilich ist zuzugeben, daß der Schreck einen besonders intensiven Fall von Willenshemmung darstellt; aber bei den Magnetisirversuchen scheint derselbe doch kaum in Betracht zu kommen. Andererseits ist nicht zu verkennen, daß die Willenshemmung ein Zustand ist, welcher zum Schlaf disponirt, und in der That scheint es, daß dieser sowol beim Magnetisiren der Menschen wie bei den entsprechenden Versuchen an Thieren zuweilen eintritt.

Vollkommen bestätigt wird diese Auffassung durch eine Reihe sorgfältiger Beobachtungen, welche soeben von den Herren Dr. med. Opitz, Professor Dr. Rühlmann und Professor Dr. Weinhold in Chemnitz aus Anlaß der Vorstellungen des Magnetiseurs Hansen ausgeführt worden sind.*) Die Versuche der genannten Beobachter erstrecken sich auf ungefähr 100 Personen. Die große Mehrzahl der letztern war den Einflüssen des „Magnetisirens" überhaupt unzugänglich. Bei einer Minderzahl von 8—10 Procent traten die Erscheinungen ein. Es geschah dies aber ebenso gut wie durch die Manipulation des sogenannten magnetischen Streichens durch eine Menge anderer höchst unschuldiger Anläße, zum Beispiel durch gleichförmig sich wiederholende Schalleindrücke, durch wiederholtes Berühren mit einem beliebigen Stäbchen, ja durch die bloße Lenkung der Aufmerksamkeit auf ein bestimmtes Glied des Körpers und die gleichzeitig erweckte Vorstellung einer außerordentlichen Einwirkung. Durch das vorhergehende Fixiren eines hellen Gegenstandes wurde stets der Eintritt der Zustände erheblich erleichtert. Von einem geheimnißvollen Rapport zwischen dem Behandelnden und dem Behandelten zeigte sich aber keine Spur, wie denn auch die Fähigkeit zu magnetisiren keineswegs an bestimmte Personen gebunden war. Die Erscheinungen selbst bestanden stets in

*) Separatabdruck aus der „Chemnitzer Zeitung" vom 3. Nov. 1879. Erst nach Satz dieses Aufsatzes geht mir eine Schrift von Professor Dr. Weinhold zu: „Hypnotische Versuche" (Chemnitz 1879), welche eine ausführlichere Mittheilung enthält.

Digitized by Google

einer Aufhebung der willkürlichen Bewegung, die von einer theilweisen oder selbst vollkommenen Aufhebung des Bewußtseins begleitet war. „Ist es gelungen", so berichten die Beobachter, „einen hierzu geeigneten Menschen in diesen eigenthümlichen Zustand zu versetzen, ohne ihn gleichzeitig vollständig bewußtlos zu machen, so ist man im Stande demselben jede beliebige Vorstellung einzureden; er ißt eine rohe Zwiebel mit größtem Behagen für eine Birne, trinkt Salzwasser für Wein, hält einen Stuhl für ein Pferd, folgt willenlos der Hand und selbst dem Auge eines andern, tanzt und kniet auf Befehl, kurz er hat thatsächlich nahezu allen eigenen freien Willen verloren; seine Sinnesorgane functioniren nur noch höchst unvollkommen und nur infolge intensiver äußerer Anregungen." Von wesentlichem Einflusse auf die Herbeiführung dieses Zustandes der Willenlosigkeit und partiellen Bewußtlosigkeit ist aber, darin stimmen die chemnitzer Beobachtungen durchaus mit denen der französischen Commission überein, vor allem die feste Ueberzeugung der Individuen, daß etwas Ungewöhnliches mit ihnen geschehe.

Gewiß sind diese Erscheinungen auf den ersten Blick höchst auffallend; aber sie tragen nicht im mindesten den Charakter des Wunderbaren an sich. Auffallend sind sie nur deshalb, weil sie selten vorkommen. Im übrigen entsprechen sie vollständig den Gesetzen des normalen Bewußtseins. Wirkungen der Einbildungskraft und Hemmungen des Willens von qualitativ durchaus gleicher Beschaffenheit können wir fortwährend an uns selbst und an andern beobachten. Der einzige Unterschied liegt darin, daß sie in jenen Fällen krankhaft gesteigert sind. Nirgends also handelt es sich um eine neue Naturkraft oder um wunderbare magische Wirkungen, sondern um Aeußerungen uns allen wohlbekannter psychischer Kräfte, die nur in einer etwas ungewöhnlichen und darum überraschenden Form auftreten.

Freilich läßt sich nicht von allen Kunstleistungen der Magnetiseure dies sagen, sondern es kommen darunter noch ganz andere Dinge vor, wie zum Beispiel scheinbare Wahrnehmungen ohne die Hülfe der äußern Sinne, für welche die uns bekannten physiologischen und psychologischen Gesetze keinerlei Anhaltspunkte darbieten. Bei einer etwas eingehendern Prüfung haben sich aber stets solche Erscheinungen als im höchsten Grade der Täuschung verdächtig erwiesen, und noch niemals ist es wissenschaftlichen Beobachtern gelungen, sie mit Erfolg zu wiederholen. Nur zu leicht werden jedoch gerade hier solche schwindlerische Leistungen mit den thatsächlich begründeten Erscheinungen zusammengeworfen. Der Magnetiseur macht etwa an einer Anzahl unverdächtiger, zum Theil vielleicht uns wohlbekannter Personen A, B, C die im ganzen erklärbaren, wenn auch für den Neuling auffallenden Versuche. Dann schiebt er gelegentlich solche an einem unbekannten Individuum X ein, welche nur durch ein Wunder oder durch eine Täuschung möglich sind. Erkundigen wir uns näher, so erfahren wir, daß jener X bei vielen Vorstellungen des Herrn NN in geschlossenen und ungeschlossenen Cirkeln sich einzustellen pflegt. Man rechnet aber natürlich darauf, daß der unbefangene Zuschauer dasjenige, was er an seinen Bekannten A, B, C gesehen hat, mit den erstaunlichern Leistungen jenes X vermengen werde, und diese Rechnung schlägt selten fehl.

Digitized by Google

Alle Vermuthungen, welche auf eine natürliche Deutung gewisser Erscheinungen im letztern Sinne ausgehen, werden nun stets von den Betheiligten selbst als unwürdige Verdächtigungen zurückgewiesen, und manchmal stimmt in ihre Entrüstung sogar ein Chorus Unbetheiligter ein, die der Meinung sind, auch in solchen Fällen dürfe niemand der Täuschung bezichtigt werden, der nicht überwiesen sei. Hierbei übersieht man aber einen sehr wichtigen Umstand. Betrachten wir nämlich Erscheinungen, die den offenbaren Charakter der Zauberei an sich tragen, als Täuschungen von verhältnißmäßig unschuldiger Art, so muß dies von jedem Unbefangenen als die mildeste Auffassung anerkannt werden, die ihnen überhaupt gegeben werden kann. Von einem Hereinspielen unbekannter Naturgesetze darf ja, wenn man nicht das Wort „Naturgesetz" in unverantwortlicher Weise misbraucht, bei Erscheinungen nicht die Rede sein, welche der allgemeinen Gesetzmäßigkeit der Natur, von der jedes einzelne Naturgesetz nur ein specieller Fall ist, schnurstracks entgegenlaufen. Wäre aber die Wunderdeutung die einzig zulässige, so könnten sowol der niedrige sinnliche Charakter der Erscheinungen wie die unerfreulichen moralischen Folgen aller dieser Verirrungen keinen Zweifel daran aufkommen lassen, daß wir es hier mit teuflischen Mächten zu thun hätten. In der That lassen sich bereits Stimmen vernehmen, die sich einer derartigen Auffassung zuneigen. Die Wiedererweckung des Dämonen- und Hexenglaubens in einer neuen Gestalt würde daher die unvermeidliche Folge sein, wenn wir jene mildeste und nach meiner Ansicht allein berechtigte Annahme einer Täuschung aufgeben wollten. Ueberdies kann ja diese Auslegung auf unzählige Fälle sich berufen, in denen derartige Täuschungen theils thatsächlich nachgewiesen wurden, theils mit äußerster Wahrscheinlichkeit sich ergaben.*)

So nützlich nun aber auch solche Enthüllungen sind, und so dringend es sich daher die Presse zur Pflicht machen sollte, denselben die weiteste Verbreitung zu geben, so darf man sich doch nimmermehr der Hoffnung überlassen, daß diese Nachweise auf diejenigen, die einmal in die Netze des Aberglaubens verstrickt sind, anders als in höchst vereinzelten Fällen belehrend oder gar bekehrend ein-

*) In einem an mich gerichteten Briefe, dessen Veröffentlichung er mir anheimgibt, erklärt Herr Pfarrer L. K. in W. als Ausdruck seiner eigenen Ueberzeugung, die aber „von einer großen Anzahl auch gelehrter Theologen und Männer der Wissenschaft auf diesem Gebiete" getheilt werde: die einzige Deutung der Experimente des Herrn Slade, die ihm auf biblischem Standpunkt möglich scheine, sei die, daß die Erscheinungen „entweder von im Zustand der Unseligkeit verstorbenen Menschen, oder von Dämonen (Teufeln), oder endlich von beiden" herrührten. Was den Zweck der Manifestationen betrifft, so ist Herr K. der Ansicht, die Dämonen und Geister verfolgten die Absicht: a) sich zu unterhalten, b) die Lebenden zu foppen, c) sie „von wahrhaft nützlichen Beschäftigungen und der ernsten Erforschung sittlicher, religiöser oder wissenschaftlicher Probleme auf das trügerische, unfruchtbare und gefährliche Gebiet des Aberglaubens abzuziehen". Herr K. vertritt also den correcten mittelalterlichen Begriff des Aberglaubens. Ich kann mich seiner Ansicht nicht anschließen, da ich den Dämonen, die in der menschlichen Brust wohnen, ebenso wenig eine persönliche Sonderexistenz wie dem Hunger oder dem Durste zuschreibe. Aber ich muß doch anerkennen, daß mir seine Ansicht vom Standpunkte des Gespensterglaubens aus die weitaus wahrscheinlichste zu sein scheint.

Digitized by Google

wirken werden. Der gewöhnliche Irrthum läßt sich belehren. Der Aberglaube trotzt allen Einwänden; und ist er irgendwo genöthigt, eine verlorene Position aufzugeben, so ist er sofort bereit, eine neue dafür einzunehmen. Darum würde es auch ein chimärisches Hoffen sein zu meinen, der Aberglaube werde jemals durch die Wissenschaft völlig vernichtet werden. Nichts ist mehr geeignet diese Hoffnung zu widerlegen, als gerade die Erscheinung des wissenschaftlichen Aberglaubens. Die Wissenschaft, indem sie dem vielköpfigen Ungeheuer ein Haupt abschlägt, muß es geschehen lassen, daß ihm an anderer Stelle ein neues wächst, das noch dazu scheinbar ihr eigenes Gesicht trägt. Ebenso wie wir vielleicht von den furchtbaren Pestepidemien früherer Zeiten verschont bleiben werden, ebenso mögen wir uns auch der Hoffnung hingeben, daß die wirkliche Erkenntniß immer im Uebergewicht bleibe über das abergläubische Scheinwissen, und daß die zunehmende Cultur des Geistes den Aberglauben mildere Formen annehmen lasse, in denen er für die Sittlichkeit und öffentliche Wohlfahrt minder gefährlich ist. Doch der Aberglaube selbst wird, wie der Schmerz und die Krankheit, nur mit dem Menschen von der Erde verschwinden.

Nichtsdestoweniger werden wir auch hier einem unthätigen Fatalismus nicht huldigen dürfen. Gerade jene Cultur des Geistes, welche den Aberglauben unschädlich machen soll, wird ja durch ihn selber am meisten bedroht. Wer einen Einblick gethan hat in die ungeheuere Verbreitung, welche spiritistischer Unfug jeder Art in Amerika bereits gewonnen, der wird die optimistische Ueberzeugung, daß der modernen Cultur von diesen Verirrungen keine Gefahr mehr drohe, nicht unbedingt theilen können. Aber wirksamer als durch vereinzelte Aufklärungen, bei denen die Ohren der Betheiligten doch immer taub bleiben, wird die Wissenschaft den modernen Aberglauben bekämpfen, indem sie ihn bei seinen ursprünglichen Quellen aufsucht. Wenn ihm erst der wundergläubige Dogmatismus und der wissensfeindliche Skepticismus ihre Hülfe versagen, dann wird er von selbst in jene Grenzen eingeschränkt werden, in denen er, wie jedes Uebel, nun einmal ein unvertilgbares Erbtheil der menschlichen Natur ist.

Digitized by Google

Zur Charakteristik der Parteien im Deutschen Reichstage.

Von

H. B. Oppenheim.

Die Fractionen im Deutschen Reichstage sind geschichtlich zurückzuführen auf Parteibildungen im preußischen Staate. Der Norddeutsche Bund hat die Ausbreitung preußischer Zustände und Anschauungen befördert, das neue Deutsche Reich fand die formulirten Gegensätze bereits vor. Einer freiern Entfaltung politischer Gesammtvorstellungen waren die Noth der Zeit und das Bedürfniß hastiger thatsächlicher Begründung nicht günstig. Aber die breiteste parlamentarische Grundlage war als Nothwendigkeit erkannt worden, und das Wesen des Parlamentarismus ruht in den Parteien.

Nicht immer decken sich die Begriffe Partei und Fraction; aber bei gesunden Voraussetzungen ist eine Fraction die zu parlamentarischen Zwecken bewerkstelligte Vereinigung auf Grund einer, in einem namhaften Theile der Bevölkerung wurzelnden, politischen Anschauungsweise, deren Anhänger sich im Lande als Partei zusammenschließen. Eine Fraction, die sich nicht auf eine Partei stützt, wird sich nicht lange halten. Mehr oder weniger hängen die sich in Parteien oder Fractionen darstellenden Gruppen mit Standes- oder Klasseninteressen zusammen, und nur zu oft versteckt sich das Sonderinteresse hinter einem angeblich höhern theoretischen oder principiellen Standpunkt. Die Interessenvertretung ist aber nur so weit vollberechtigt, als sie aufrichtig eingestanden wird und offen Stellung nimmt; denn nur dadurch verbleibt sie in den richtigen Grenzen.

Die Mehrzahl der historisch gewordenen Parteien vertrat ursprünglich die Forderungen getrennter Gesellschaftsklassen; die Mehrzahl der modernen Parteien vertritt politische Dogmen, deren Inhalt sich, wenn sie auf dem Rechtsboden einer fertigen, sogenannten geschriebenen Verfassung sich aufbauen, nach dem Mehr oder Weniger von Freiheit oder Autorität abstuft, wobei freilich unter Freiheit oft Verschiedene Verschiedenes verstehen.

Das Parteiwesen in England hat den engen Rahmen des alten, mehr historischen als dogmatischen Gegensatzes zwischen Whigs und Tories gesprengt, ohne ihn ganz zu beseitigen. Noch immer besteht von dem traditionellen Gegensatz so viel, um die Bildung verantwortlicher Ministerien aus den wechselnden Majoritäten zu erleichtern. Wo die Parteien solche Aufgaben haben, werden sie

Digitized by Google

durch den praktischen Zweck in ihrer innern Entwickelung und Entfaltung gefördert, aber auch controlirt und gezügelt. Da wird auf der einen Seite das oft bedenkliche Theoretisiren abgeschwächt; andererseits wird die Neigung zu Coalitionen gedämpft, aus denen man zwar momentane Mehrheiten, aber weder kräftige parlamentarische Entschließungen noch gar lebensfähige Regierungen bilden kann.

Darum auch sind nur große Parteien existenzberechtigt und fruchtbar; kleine Fractionen arten in Sektirerei oder factiösen Eigennutz aus, leiden an Rechthaberei und verursachen mehr innere Friction als die großen. Alle diese Momente bezeichnen die höhere oder geringere Reife des politischen Gemeinwesens. Hätte sich das Parteileben im Norddeutschen Bunde und dann im Reiche nicht an das concrete preußische anlehnen müssen, was schon durch die Identität der Führer geboten war, so würden sich wahrscheinlich die dogmatischen Gegensätze von Einheitsstaat, Bundesstaat oder Staatenbund viel schärfer herausgekehrt haben, während sie nun durch den Zusammenhang mit ältern politischen Programmen von ihrer Schroffheit viel verloren. Allerdings haben sich die alten Parteien nach den neuen Aufgaben modificiren müssen, auch abgesehen von der Einwirkung neuer Wählerklassen und neuer Wahlkreise. Denjenigen Parteien, welche für die deutsche Frage in ihren Programmen keinen Raum gehabt, war die Alternative gestellt, sich umzugestalten oder von der Oberfläche zu verschwinden. Die Zeit war damals der Parteibildung ebenso günstig, als die jetzige ihr ungünstig ist.

Die Entwickelungsgeschichte der gegenwärtig bestehenden Parteien kann nicht auf einen näher liegenden Knotenpunkt zurückgeführt werden als auf die Begründung der „Deutschen Fortschrittspartei" in Preußen. Wie man auch über die spätern Phasen dieser militirenden Partei und über die parlamentarischen und sonstigen, aus dem unruhigen Treiben ihrer frühesten Lebensjahre angenommenen Gewohnheiten denken möge: ihre Begründung war eine der ersten und bedeutendsten Bethätigungen eines gereiftern politischen Denkens in Deutschland. Zum ersten mal war eine entschieden liberale Partei nicht auf allgemeinen staatsrechtlichen Begriffen errichtet worden, sondern auf bestimmten, historisch gegebenen und thatsächlich erreichbaren Forderungen. Die sich anschließenden Anhänger der 1848er Demokratie gaben ihre unfruchtbare pessimistische Enthaltsamkeitspolitik auf und die bisher vertrauensseligen oder vom Gefühl der eigenen Schwäche durchdrungenen Constitutionellen („Gothaer") ihren lange Zeit unverwüstlichen Optimismus. Die Parole, die Regierung „nur nicht zu drängen", war ohnedies längst abgethan, da es sich herausstellte, daß die Regierung der „Neuen Aera" durch ihre ersten freien Gewährungen und durch ihre eigene Existenz dem Liberalismus schon genug gethan zu haben glaubte und schon auf dieser Basis die Gegenleistungen forderte, welche selbst wieder einen Bruch mit dem constitutionellen Princip enthielten. Durch die kühne Bezeichnung als Deutsche Partei und durch die naturgemäß sich ergebende Anlehnung an den über Deutschland sich ausbreitenden „Nationalverein" wahrte sie sich den idealen Hintergrund, ohne welchen jede populäre Bewegung rasch zerfällt. Den ersten Begründern lag der Gedanke an die Durchführung staatsrechtlicher Conflicte

Digitized by Google

noch durchaus fern. Sie glaubten an die allseits getreue Beobachtung der Verfassung und erstrebten deren so nöthige, weitere Ausbildung, nicht Auslegung. Ob Conflicte hätten vermieden werden können, ob es wohlthätig gewesen wäre, sie zu vermeiden — darüber steht uns kaum heute ein Urtheil zu; wie hätte man es von jenen Männern damals verlangen oder erwarten können! Der Grundgedanke jener Parteibildung war sogar ein eminent friedlicher: Einfügung der bisher schmollenden Demokratie in das concrete öffentliche Leben unter rückhaltsloser Anerkennung der Verfassung, Fortbildung der thatsächlich gegebenen, zumeist höchst unfertigen Staatseinrichtungen nach den wörtlichen Verheißungen der (in einer reactionären Epoche und unter reactionären Einflüssen geschaffenen) Verfassung selbst, Lösung der deutschen Frage im Sinne des specifisch preußischen und selbst des dynastisch-preußischen Interesses. Der süddeutsche Radicalismus warf dieser Deutschen Fortschrittspartei vor, daß sie zu preußisch sei, und hielt sie eine Zeit lang für ein heimliches Regierungswerkzeug.

In einer solchen, die concreten Verhältnisse mit den großen nationalen Zielen und Aufgaben vermittelnden Parteibildung lag gegen die bisherigen Bestrebungen ein entschiedener Fortschritt, und zwar ein Fortschritt auf der Bahn der constitutionellen Entwickelung, welche allein möglich ist durch Ausgleichungen und Vergleiche. Das veränderte Ziel setzte auch eine veränderte Methode voraus. Die praktische Behandlung der deutschen Frage in bundesstaatlicher Richtung verlangte offenbar ein verständnißvolles Zusammengehen der Partei mit der Regierung und der Regierung mit der Partei. In diesem Sinne faßte auch ein Theil der hervorragenden Mitglieder der Fortschrittspartei, die Twesten, von Forckenbeck, von Unruh, Lasker, ihre Aufgabe auf und versuchten selbst der Militärfrage ihren Conflictstachel zu nehmen. Nachdem dies mislungen war, bekam die andere Seite (von Hoverbeck, Waldeck, Virchow u. a. m.) das Uebergewicht. Fast jede Partei setzt sich aus solchen im Innern auszugleichenden Widersprüchen zusammen; überall gibt es gleichsam Opportunisten und Intransigientes, praktische Politiker und Principienreiter, selbst innerhalb der gemäßigten Parteiprogramme. Indem die Mehrheit der Fortschrittspartei durch die Ungunst der Umstände in ihre alte Oppositionsart zurückgedrängt wurde, verfehlte sie ihren eigentlichen Beruf.

Nach Königgrätz und der Indemnitätseinholung des Ministeriums mußten die beiden Bestandtheile, die sich offen befehdeten, auseinanderfallen. Es war nur ein Zufall, oder vielmehr ein thatsächlicher Irrthum, daß die praktisch handelnde Minorität sich als den ausscheidenden Theil betrachtete und nach einem neuen Namen sich umsah; denn, genau betrachtet, setzten gerade diese „nationalliberalen" Mitglieder die frühere Tradition fort und stellten die ersten leitenden Gedanken der Deutschen Fortschrittspartei reiner dar als die Zurückgebliebenen. Am bestimmtesten trat das gerade in der wichtigsten aller Fragen, der deutschen Frage, hervor. Während sich das bundesstaatliche Programm in den Nationalliberalen concentrirte, gewann bei der Fortschrittspartei der bisher ziemlich isolirte Waldeck für seinen preußischen Annexionismus einen stärkern Anhang; daneben machte sich noch preußischer, holsteinischer und sonstiger Particularismus nach Zeit und Gelegenheit geltend. Und man nannte sie nicht mehr die Deutsche, sondern die

Digitized by Google

Preußische Fortschrittspartei, während in einigen Provinzen und mehrern Mittelstaaten der ältere Name noch weiter getragen wurde von neuern, mehr nationalliberalen Vereinigungen.

In der Regel vollziehen sich solche Trennungen, wie die eben besprochene, nicht ungestraft, wie unvermeidlich sie auch sein mögen. Jeder der losgelösten Theile verbeißt sich tiefer in seine Einseitigkeiten. Zwar spielte sich die Fortschrittspartei niemals als eine wirklich radicale Partei auf; ein solcher Act der Klarheit würde sogar die Auseinandersetzung mit ihr sehr erleichtert haben. Sie ging vielmehr so weit, die Ersprießlichkeit der politischen Compromisse im Princip anzuerkennen; nur in jedem einzelnen Fall meinte sie, daß mehr zu erreichen gewesen wäre. Wenn man sich trotziger angestellt, mehr Selbständigkeit bewiesen, wenn große Majoritäten zuerst mit ihr gestimmt hätten, dann würde die Regierung nachgiebiger gewesen sein. Nichts war weniger zu billigen als diese Art des Angriffs, welche zum Beispiel unaufhörlich und unermüdlich gegen den Abschluß der Norddeutschen Bundesverfassung gerichtet war; — diese nörgelnde Kritik, welche sich an die Vollendung aller großen legislativen Arbeiten, und zuletzt noch der Justizgesetze knüpfte. Den Grundsatz der Compromißschließung gelten lassen und die einzelne Negotiation schmähen, das ist im wesentlichen nur eine Kritik der Intelligenz der Verhandelnden, zu der man nur berechtigt sein könnte, wenn man ein einziges mal handelnd und verhandelnd seine eigene Ueberlegenheit bewiesen hätte. Es ist schon im täglichen Handel und Wandel unberechtigt, zu glauben, daß man durch Trotz, Eigensinn oder Vorspiegelungen die preisbestimmenden Regeln des Verkehrs beeinflussen könne; die Berechnung der bewegenden Kräfte und Interessen steht schließlich auch dem Gegner zu Gebote. Wenn zum Beispiel jetzt die deutsche Reichsregierung, um ihr Silber theuerer zu verkaufen, sich anstellt, als ob sie es behalten wolle, so wirkt das eben nur so lange, als sie es wirklich behält; aber ehe sie es losschlägt, muß sie auch diese ihre Absicht verrathen.

Noch offener liegen die entscheidenden Momente bei den parlamentarischen Verhandlungen vor. Die Compromisse richteten sich nach den wirklichen Majoritäten; sie wären freilich anders ausgefallen, wenn die Fortschrittspartei ihre alte Majorität bewahrt hätte; dazu hätten aber wiederum Conflicte gehört, also die Verneinung der Ausgleichungen.

Gerade unter den durch 1866 veränderten Verhältnissen und Stimmungen konnte die Sache des Fortschritts nur durch die gemäßigte nationalliberale Partei gerettet werden. Der alten Fortschrittspartei wären die Liberalen und die Nationalen aus den neuen Provinzen nicht beigetreten. Diese scheuten die Conflictluft, sie wollten in das neue Verhältniß nicht Zerwürfnisse mit hereinbringen, deren Erbschaft sie ablehnen durften. Sie täuschten sich nicht darüber, daß sie durch eine versöhnliche und in den allgemeinen Fragen entgegenkommende Haltung am besten für die materiellen Interessen ihrer annectirten Heimatländer und für die Erhaltung der „berechtigten Eigenthümlichkeiten" derselben sorgten.

Was bedeuten Programme gegen den lebendigen Inhalt einer Partei! Die überwiegende Anzahl der Mitglieder aus den neuen Provinzen gab der national-

Digitized by Google

liberalen Partei ihr eigenes Gepräge und beeinflußte nicht blos die Auswahl der in Angriff genommenen Aufgaben, sondern auch die Art ihrer Lösung. Die Fortschrittspartei dagegen rekrutirte sich größtentheils aus der frondirenden Bevölkerung der größten Städte der alten Provinzen; daneben stritt sie in Ostpreußen ohne Vermittelung und mit wechselndem Kriegsglück gegen die altconservative Partei um eine Reihe von Wahlsitzen, und sah sich in Rheinland und Westfalen auf ihrem Terrain von einem mit Schlauheit liberalisirenden Klerikalismus bedrängt, dem es mit den eigentlich politischen Fragen niemals Ernst war. Sie verblieb also im wesentlichen in den alten Gefechtspositionen. In der Conflictzeit waren die Mittelparteien rasch verschwunden; jetzt reorganisirten sie sich. Aber auch die conservative Partei erhielt Zuwachs. Das alles konnte natürlich im ganzen nur auf Kosten der äußersten Linken geschehen. Dagegen hat die vermittelnde Partei, welche sich von rechts abzweigte, die freiconservative Partei, niemals den Umfang und die Bedeutung gewinnen können wie die von links abgezweigte nationalliberale. Unter des Grafen Bethusy-Huc Führung vereinigten sich diejenigen Mitglieder der conservativen Partei, welche, verfassungstreu und dem bundesstaatlichen Programm zugeneigt, auf die neue Entwickelung unter Bismarck's Aegide einzugehen und dem leitenden Staatsmann einen sichern Anhang, eine Art parlamentarischer Leibgarde, zu bilden gesonnen waren. Es war zumeist hoher Adel, besonders aus Schlesien. Die Botschafter und andere hohe Posten, später sogar einige bürgerliche Fachminister wurden dieser Fraction entnommen. Während in dieser Weise der höhere Adel ein beachtungswerthes Lebenszeichen von sich gab, verblieb der Kleinadel, d. h. das eigentliche Junkerthum, zum größten Theil in den Reihen der von der Kreuzzeitung vertretenen staatlichen und kirchlichen Reactionspartei, welche für das Fürstenrecht gegen die Annexionen protestirte, wie von dem entgegengesetzten Extrem aus Johann Jacoby für seine Auffassung von dem Selbstbestimmungsrecht der Völker. Auch unter den Altconservativen hatte Graf Bismarck seine Anhänger, welche die Partei umzustimmen versuchten; aber die Anstrengungen der Wagener-Dummerwitz und von Blankenburg trugen mehr zur innern Auflösung der Partei bei als zu deren zeitgemäßer Umgestaltung.

Die Statistik der Parteien in dem 1866 neugewählten Abgeordnetenhause wird von L. Parisius*), mit entsprechender Vertheilung der „Wilden" unter die ihnen nächststehenden Parteien, folgendermaßen angegeben:

1) Die Fraction der Conservativen 123; 2) die freiconservative Vereinigung 19; 3) die altliberale Fraction (die frühern „Gothaer") 26; 4) die Fraction des Centrums (Katholiken) 15; 5) die Fraction des linken Centrums 65; 6) die Deutsche Fortschrittspartei 83; 7) die Polen 21.

Ein Blick auf dieses Tableau genügt, um das Zufällige und Unlogische der damaligen Parteigliederungen nachzuweisen. Man nannte Fraction oder gar

*) Vgl. „Deutschlands politische Parteien und das Ministerium Bismarck" (Berlin 1877), S. 77. Für die Zahlenverhältnisse der Parteien haben wir uns mehrfach an dieses fleißig gearbeitete, aber höchst einseitig darstellende Buch des eifrigen Fortschrittsmannes gehalten.

Digitized by Google

Partei, was oft kaum eine Nuance war und nur durch gewisse Persönlichkeiten oder Traditionen zusammengehalten ward. Die nationalliberale Partei, welche sich erst im Verlauf dieser Landtagssession, nach den entscheidenden Abstimmungen über die Indemnität und die Anleihe, abschließend constituirte, setzte sich sowol aus bisherigen Mitgliedern des linken Centrums wie der Fortschrittspartei zusammen. Die kleine katholische Coterie unter den beiden Reichensperger stimmte sehr oft oppositionell. Dagegen waren die Altliberalen (unter Georg von Vincke) ministerieller als die Freiconservativen; sie lösten sich in der nächsten Zeit (1868) auf und lieferten den Freiconservativen einen Theil ihrer Mannschaft.

Die liberale Partei hatte keine selbständige, in sich ruhende Majorität mehr. Dies zeigte sich noch deutlicher in dem constituirenden Reichstage des Norddeutschen Bundes. Das allgemeine Stimmrecht hatte diesmal für den Kenner keine überraschenden Resultate gegeben. Die Einflüsse der Modalitäten des Wahlrechts treten in bewegten Zeiten hinter der Macht der leitenden politischen Gedanken zurück. In der Gewährung des allgemeinen Stimmrechts liegt an sich schon, für den Anfang wenigstens, ein Moment der Befriedigung. Es war allerdings weder im allgemeinen erfreulich, noch dem Verfassungswerke besonders günstig, daß die östlichen Provinzen für den Reichstag noch conservativer wählten als für den Landtag. Die Fortschrittspartei bestand, trotz des Beitritts der sächsischen, bundesfeindlichen Demokraten, nur noch aus 19 Mitgliedern. Die conservativen Particularisten aus dem Königreiche Sachsen hatten sich mit den preußischen Freiconservativen zusammengefunden! Auch Hannover schickte etliche Particularisten, und zwar die verbissensten; aber selbst das conservative Altpreußen lieferte noch einige (z. B. von Gerlach). Die nationalliberale Partei wurde durch den Zuwachs aus den neuen Provinzen, besonders Hannover, und den kleinern Bundesstaaten zur tonangebenden Partei.

Die Mehrheit derselben wollte auf jeden Fall die Bundesverfassung zu Stande bringen, womöglich auf liberaler Grundlage. Den Gedanken einer Verwerfung faßten die Kleinstaatler nicht, welchen der Anschluß an ein großes, ein wirkliches Staatswesen als das höchste Gut erschien. Weniger für politische Krisen abgehärtet als ihre wettergebräunten Gefährten aus der preußischen Conflictzeit, bildeten die Nationalliberalen der neuen Provinzen alsbald die Schattirung, welche man später als den rechten Flügel bezeichnete, deren natürlicher und auch besonders dazu befähigter Führer von Bennigsen von Anfang an war und blieb.

Die nationalliberale Partei war und ist nicht die einzige Partei, welche sich aus der Vermittelung heterogener politischer Bestandtheile aufbaut, die das gemeinsame Ziel vereinigt. Darin liegen gerade die eigentlichen Aufgaben der Parteibildung. Selbst in einer Partei wie das (katholische) Centrum, das doch mit ganz andern Macht- und Zuchtmitteln zusammenzuhalten und zu discipliniren ist als eine liberale Vereinigung, machen die nebeneinanderlagernden Elemente fremdartigen Ursprungs sich zu zeiten geltend. Wenn sich die Nationalliberalen aus Preußen mit den Nationalliberalen aus den neuen Landestheilen über ein sorgsam berathenes Programm (erst im Juni 1867) vereinigten, so war darum doch die

Digitized by Google

schärfere oder mildere Betonung der einzelnen Punkte noch keine gleichmäßige. Die politische und moralische Verpflichtung, von den alten freiheitlichen Postulaten keins aufzugeben, eine Gewissens- und Ehrensache für die alten Mitglieder, schien die hinzugetretenen Genossen nicht in gleicher Weise zu binden. Eine ideale und eine pragmatische Auffassung traten sich alsbald entgegen. Dazu kam noch, daß, wie gewöhnlich, die Gegenstände, welche zunächst in Frage kamen, und die Punkte, über welche eine sorgfältige Vereinbarung stattgefunden hatte, ganz verschiedene waren. Die Programme mit entfernten Zielpunkten und Zukunftsidealen sind für die Agitation unentbehrlich; sie enthalten die Antworten auf viele unvermeidliche Fragen; aber sie enthalten selten den nächsten Feldzugsplan und sie dürfen unvorhergesehenen Ereignissen gegenüber nicht die Freiheit der Bewegung erschweren. Ein gesundes Parteileben besteht aus dem fortwährenden Vermitteln auftauchender Gegensätze, bevor dieselben im Plenum zum Austrag kommen. Manchmal aber kann nicht verhindert werden, daß der Riß mitten durch eine Partei selbst geht, sodaß er auch äußerlich nicht verkleistert werden kann. So etwas begegnet natürlich den Mittelparteien leichter als den extremen, namentlich wenn die Fülle der Gesichtspunkte noch nicht durch eine mehrjährige gemeinsame Gedankenarbeit bedeutender Führer vereinfacht worden ist. Auch die „entschiedenern" Fractionen sind bei uns bindenden Parteibeschlüssen abhold, vorbehaltlich zwingender Fälle. Man weiß, daß man sich heute von diesem und morgen von jenem trennen müßte, um sehr bald die verlorenen Glieder aufzusuchen und von neuem zu sammeln.

Es gibt Parteien, welche weniger im Lichte der Oeffentlichkeit wandeln und deshalb solche Vorgänge besser verschleiern mögen als die nationalliberale Partei, die sehr bald ein kleines Vorparlament darstellte und um so mehr taktische Blößen gab, je mehr sie Positives leistete. Es fehlte ihr an der nöthigen Charlatanerie, von der eine gewisse Portion zur Wirkung auf die Menge und zur Feststellung öffentlicher Meinungen gebraucht wird.

Dies alles geben wir zur Erklärung, weder als Rechtfertigung noch als Entschuldigung. Die meisten Fehler, welche der nationalliberalen Partei vorgerückt werden, sind allen Parteien gemein, wenigstens allen denen, welche ideale Zwecke verfolgen. Die reinen Interessencliquen halten sicherlich mehr auf die Unterwerfung unter bindende Parteibeschlüsse. Die nationalliberale Partei hatte außerdem in der Zeit ihres Glanzes noch unter dem andern um sich greifenden Uebel zu leiden, daß sich nämlich falsche Brüder, besonders von rechts, zahlreich einfanden, um unter populärer Flagge zu segeln oder weil sie unter keiner andern Firma gewählt worden wären. Leider ist in Deutschland jede Partei wie ein Wirthshaus, wo ein jeglicher nach Belieben einkehren mag. Die Gefahr dieses Verhältnisses kann dringender werden, wenn erst ein gewisses Rowdiethum noch besser mit dem allgemeinen Stimmrecht umzuspringen lernt oder wenn eine Regierung gewisse Intriguen beabsichtigt.

Manche der erwähnten Vorwürfe hängen mit üblichen Misverständnissen zusammen. Wenn man z. B. häufig über den Mangel an Einheit in der liberalen Partei klagt, so verwechselt man Fraction und Partei. An und für sich gestattet,

Digitized by Google

ja erheischt der Inhalt des Liberalismus eine mehrfache Vertretung, nach verschiedenen Auffassungen und Methoden, in zwei oder drei Fractionen, die sich vertragen sollen, aber nicht verschmelzen. So namentlich in gesunden, normalen Verhältnissen. Die Momente, in welchen eine rührende Eintracht die ganze liberale Partei umspannt und alle Meinungsschattirungen verschwinden, sind ausnahmslos die, wo eine gewaltthätige Regierung die Grundrechte antastet. Nur in der Abwehr ist man einig, selten oder nie im positiven Schaffen. Der böse Wille der Gegner einigt fester und schneller als der gute Wille und die besten Vorsätze im eigenen Lager. Dazu kommt noch, daß unter solchen Umständen der Zwietracht stiftende Ehrgeiz seine Rechnung nicht findet und die Schar der sogenannten Ministercandidaten zu verschwinden pflegt.

Aus den Wahlen zum ersten ordentlichen Reichstage des Norddeutschen Bundes (am 31. Aug. 1867) gingen keine erheblichen Veränderungen hervor. Die conservative Partei zählte an 70 Mitglieder, die freiconservative Partei ungefähr halb soviel, die altliberale (kurz vor ihrem Untergange) ungefähr das Viertel davon. Daneben hatte sich, aus schleswig-holsteinischen Föderalisten, eine kurzlebige „Bundesstaatlich-constitutionelle Vereinigung" gebildet, deren Führer, der Sachse Oehmichen, sich später zur Fortschrittspartei schlug, während ihre nordalbingischen Mitglieder sich der von Bockum-Dolffs geleiteten „Freien Vereinigung" anschlossen, die gleichfalls keinen besondern Existenzgrund hatte. Die nationalliberale Fraction trat mit 83 Mitgliedern an und verstärkte sich im Laufe der Session von rechts und links. Die Fortschrittspartei zählte 31 Mitglieder, wovon zwei Drittel Preußen waren. Den Rest des Hauses bildeten eine kleine Polenschar, etliche professionelle Socialdemokraten und etliche noch nicht ausgegorene Socialdemokraten, die sich noch „Volkspartei" nannten.

Die Neigung, nach eigenthümlichen Combinationen eigene Fractiönchen oder Gruppen zu bilden, zeigt sich vorzugsweise in der Jugend des Parlamentarismus, unter einer neuen Verfassung oder einem neuen Wahlgesetze, etwa zum Beginn einer neuen parlamentarischen Aera, und dann zumeist unter Abgeordneten, die nicht sowol wirkliche Leistungen und thatsächliche Erfolge im Auge haben, als sie nach dem Scheine des Einflusses und einer parlamentarischen Rolle streben. Mit der Zeit und dem steigenden Nachdruck der Ereignisse verschwinden solche Schemen und ergibt sich die Vereinfachung der Entscheidungen nach bestimmten großen Gegensätzen.

Zu diesen ungeeigneten und unnützen parlamentarischen Conventikeln gehört im Grunde auch die socialdemokratische Coterie, welche später in dem ihr günstigsten Augenblicke, nachdem sich ihre verschiedenen Bekenntnisse zu gemeinsamer Action vereinigt hatten, es auf höchstens 12 Mitglieder bringen sollte, deren ganze parlamentarische Aufgabe in der Erregung von Lärm, gegenseitiger Erbitterung und in der Wiederholung stereotyper Reden bestand. Man wirft es dem allgemeinen Stimmrecht vor, daß es solchen Extremen den Eingang in die Landesvertretung verschaffe. Allein wenn die einzige beim allgemeinen Stimmrecht zu bedenkende Gefahr darin bestände, daß es an etlichen vereinzelten Exemplaren enthüllt, was in der Tiefe der Volksseele sich begibt, und für die Zu- oder Abnahme solcher

Digitized by Google

krankhaften Zustände einen Gradmesser schafft, so möchte es immerhin in seiner Unantastbarkeit anerkannt werden.

Ein wenig hat sich auch damals schon die katholische — noch nicht ultramontane — Partei, weniger der Zahl als dem persönlichen Gehalte nach, modificirt. Da es einmal zu den unverbrüchlichen Maximen der Curie gehört, in Deutschland mit Oesterreich zu gehen und der Liebe Müh' von seiten Preußens umsonst sein zu lassen, so wurde das Verhältniß der katholischen Abgeordneten etwas weniger gemüthlich. Zwar glaubten sie noch nicht an eine principielle Feindseligkeit der preußischen Regierung, und dem Erzbischof Ledochowski machten damals seine polnischen Landsleute einen gewissen Gouvernementalismus zum Vorwurf. Aber in der Stille säuberte doch die Partei allmählich ihre Repräsentanz von den friedlichern und liberalern Elementen.

In den Streitigkeiten um die Berufung des Concils (durch die Bulle vom 29. Jan. 1868) hatten die Fanatiker den Sieg davongetragen. Noch aber gelang es Windthorst und Mallinckrodt nicht, eine ultramontane Partei zu bilden, als dieselben bei gewissen Schuldebatten (über Abschaffung des Schulgeldes, Einrichtung confessionsloser Schulen) den Versuch wagen wollten. Durch Windthorst war das Welfeninteresse von Anfang an mit dem katholischen verquickt. Allmählich erst wurde die katholische Agitation selbständig organisirt, besonders durch die Conferenz der deutschen Bischöfe in Fulda (September 1868) und die darauffolgende Generalversammlung der Katholischen Vereine in Düsseldorf.

Die Jahre bis zum Deutsch-Französischen Kriege waren so außerordentlich fruchtbar und reich an positiven und überaus nützlichen Leistungen der Reichsgesetzgebung, daß die Schärfe und Bitterkeit der Parteigegensätze, wenigstens unter den drei großen vorwärts gerichteten Parteien, dadurch in wohlthätiger Weise abnahm. Im preußischen Landtage dagegen, wo man keinen Delbrück hatte, dafür einen Theil der alten Minister und überdies das Herrenhaus als Hemmschuh, nahmen die Streitigkeiten von Zeit zu Zeit wieder die alte Färbung an, bis die verhaßtesten Conflictminister einzeln und nach langen Kämpfen gestürzt wurden.

Indessen vor wie nach dem großen Kriege schien es zu der Signatur der Verhältnisse oder vielmehr zu den Eigenheiten des Bismarck'schen Parlamentarismus zu gehören, daß sich in jeder Session irgendein Streitpunkt zu einer Höhe dramatischer Spannung zuspitzte, die an wirkliche Conflicte erinnerte, sodaß die ganze Verständigung, auch über Fernliegendes, gefährdet erschien. Bald war es die Verfügung über die Kriegsanleihe zur Abfindung der Depossedirten; bald §. 17 des Bundes-Schuldengesetzes, nach dessen Annahme durch den Reichstag die Regierung mit einer rücksichtslosen Unterbrechung maritimer Bauten und Reducirung der Marine selbst vorging; dann wieder der Kampf um die Todesstrafe, von deren Gutheißung das Inslebentreten des neuen Strafgesetzbuches abhing; später der Fall Majunke, die ewige Präsenzziffer im Militärgesetz u. a. m.

Nicht alle Differenzpunkte sind geeignet, zu solchen Krisen auszuwachsen; aber man kann momentan auch unbedeutendere Dinge so aufbauschen, als ob sie zu einem Bruch zwischen den staatsrechtlichen Factoren führen müßten. Anfangs hatte niemand den §. 17 des Bundes-Schuldengesetzes, welcher eine wirksamere Controle

Digitized by Google

des Reichstages bezweckte, als das trojanische Pferd betrachtet, welches die bewaffneten Feinde in seinen Flanken trug; noch hatten später bei dem Majunke'schen Fall die vorsichtigsten Abgeordneten in der Zurückweisung eines staatsanwaltlichen Uebergriffes irgendeine so vulkanische Materie gewittert. Wie viel bei solchen Begebenheiten auf Naturell und Temperament zu schieben, wie viel einer die Schmälerung des Parlamentarismus oder die Zersetzung der Parteien erzielenden Taktik anzurechnen sei: das steht fest, daß die Art, wie diese Kämpfe selbst in der Zeit, da Bismarck sich auf die nationalliberale Partei stützte, geführt und von der Regierungspresse ausgebeutet wurden, weder für die politische und gesellschaftliche Bildung dieser Kreise sprachen, noch zur Anerkennung und Einbürgerung des parlamentarischen Systems beitragen konnten. Merkwürdige Charakterproben ergaben sich auch aus solchen Krisen, aber die Wählerschaften waren selten reif genug, daraus die nöthigen Erfahrungen zu ziehen.

Ein seltsames Zwischenspiel in der Entfaltung des Norddeutschen Bundes und einen schrillen Miston in dem lauten Ruf nach deutscher Einheit bildete das Zollparlament, das von seinem ersten Auftreten an deutlich den Weg bezeichnete, den man nicht wandeln durfte. Fünfundachtzig süddeutsche Abgeordnete, aus constitutionellen Staaten gewählt, welche sich auf ihren althergebrachten Liberalismus viel zugute thaten, gewählt nach demselben allgemeinen Stimmrecht wie die norddeutschen Mitglieder, bildeten nach Abzug von etwa 24 Nationalliberalen eine Phalanx der Reichsfeindlichkeit, zu welcher sich der Particularismus mit dem Ultramontanismus, die engherzigste Kirchthurmsdemokratie mit der kosmopolitischen Volkspartei, und die süddeutsche Kanzleiherrschaft mit der bornirtesten Schutzzöllnerei verbündet hatten. Die Regierungsleute blieben dabei schlau im Hintergrunde, aber sie zogen die Fäden und leiteten die Manöver. Es ist gut, daß das Deutsche Reich nicht darauf warten mußte, bis es sich aus dem Zollparlament „langsam und organisch", wie so manche gehofft hatten, entwickeln würde; es hätte lange warten können. An Anregungen, Aufregungen, Provocationen fehlte es nicht; aber diese merkwürdige Gesellschaft, welche sich in Norddeutschland nur mit den reactionärsten Coterien verständigen konnte, verschloß sich jeder nationalen Demonstration. Die handelspolitische Reaction lag ihr zu sehr und fast ausschließlich am Herzen. Daß dies alles weit entfernt war, das wahre Bild des süddeutschen Nationallebens abzugeben, haben die nächsten Jahre in Krieg und Frieden überzeugend dargethan. Der Beweis ist nicht blos bei dieser Gelegenheit erbracht worden, daß eine Nationalvertretung, welche lediglich für bestimmte materielle Zwecke berufen wird, keine wahre und echte Vertretung ist, sondern eine Fälschung enthält und eine um sich greifende Demoralisirung im Gefolge hat.

Alle diese kleinen Dinge schienen von dem großen Kriege wie weggewischt. Aber während die Völker einig waren, feilschten die Regierungen, und die deutsche Einheit, welche ihren natürlichen Umfang erlangte, verlor an ihrem rechtmäßigen Inhalt und an Intensität. Preußens Vorortsstellung ist zwar eine überwiegende geblieben, aber um dies Verhältniß sachgemäß und lebensfähig auszubilden, wird

Digitized by Google

es einer fortschreitenden Fusion gewisser Reichsbehörden mit den preußischen Behörden bedürfen, sowie der Uebereinstimmung in den Steuersystemen. Es ist unmöglich, in der Wirklichkeit jene Abstractionen des Bundesstaatsrechtes durchzuführen, welche davon ausgehen, daß zwei voneinander unabhängige constitutionelle Systeme übereinander aufgebaut seien, und daß die formale Gleichberechtigung zwischen Großmacht und Kleinstaaten als eine natürliche Grundlage zu betrachten sei. Wenn auch die bleibende Form des monarchischen Bundesstaates noch nicht gefunden ist: jedenfalls wird sie, in Deutschland wenigstens, auf dem, gesetzlich zu normirenden, engern Zusammenhang der Bundesorgane mit den Institutionen des leitenden Staates beruhen. Noch ist der Particularismus so wenig aus dem Wege geschafft, daß er noch neuerdings bei Gelegenheit des Tarifgesetzes von 1879, zur Ueberraschung von In- und Ausland, einen wichtigen Sieg davontragen konnte.

Seit 1871 haben die centrifugalen Kräfte nicht blos den quantitativen Zuwachs erhalten, sondern auch einen neuen Stützpunkt, nämlich in der ultramontanen Partei, welche dem Particularismus aus leicht erkennbaren Gründen einen eifrigen Vasallendienst widmete, sodaß man bei ihrem bedeutendsten Führer lange Zeit zweifelte, ob er in erster Linie dem welfischen Interesse verpflichtet sei und erst in zweiter Linie der Curie, oder umgekehrt.

Mehr als früher waren nun die Parteien von provinziellen Verschiedenheiten beeinflußt; selbst in der ultramontanen Partei unterschieden sich die bairischen Mitglieder wesentlich von den preußischen. Bei einer so zahlreichen Partei von laxer Observanz und schwankendem Programm wie der nationalliberalen, in welcher von Anfang an die Hannoveraner einen so compacten und dadurch überaus einflußreichen Bestandtheil gebildet hatten, verstand es sich wol von selbst, daß auch die Mitglieder anderer Provinzen, und nun gar anderer Bundesstaaten, zuweilen eine itio in partes befürchten ließen, ohne daß es übrigens jemals wirklich dazu gekommen wäre. Den constitutionell geschulten Hannoveranern darf man deshalb sicherlich eine gewisse Mäßigung nachrühmen.

Solche Zustände spiegeln sich auch auf den ferner liegenden Gebieten. So mag beispielsweise daran erinnert werden, in welcher irrationellen Weise in der Wintersession 1874—75 die ständige Justizcommission von 28 Mitgliedern zu Stande kam. Bekanntlich existiren bindende Verabredungen, denen gemäß die Commissionsmitglieder von den Fractionen je nach deren numerischer Stärke, d. h. nach einem (durch den „Seniorenconvent") für die gegebene Wahlperiode festgestellten Maßstabe ernannt werden. Dies ist ungeschriebenes Recht, denn selbst in der Geschäftsordnung sind die Fractionen nicht officiell anerkannt, sondern formell geschehen die Commissionswahlen durch die „Abtheilungen", in welche die gesammten Abgeordneten durch das Los vertheilt sind. Das Verfahren ist etwas verwickelt, aber es wäre schwer, auf einem einfachern Wege den Zweck zu erreichen, daß eine Commission gleichsam das verjüngte Bild des Hauses sei und dessen wahren Willen ermittele, die Formulirung desselben vorbereite. Man kann sich denken, daß in wichtigen Fällen die Vertretung der Fraction in der Commission ein viel bestrittener und umworbener Gegenstand sein mag, besonders wenn in

Digitized by Google

der Fraction selbst noch verschiedene Richtungen unausgeglichen nach Geltung ringen. Da muß auch die Commissionswahl innerhalb der Fraction den verschiedenen Ansichten gerecht werden. Am leichtesten bewährt sich das Verfahren, wo es sich um rein politische Fragen handelt, in welchen ja jeder Abgeordnete seinen Mann stehen muß, und wo die Gegensätze sich ziemlich zu Stichentscheiden, nach Ja oder Nein, scharf abheben. Wo es aber auf umfassende Specialkenntnisse aus andern Facultäten ankommt, ist es doch klar, daß die Fähigkeiten und die entscheidende Ueberlegenheit von der Vorsehung nicht gerade nach den numerischen Fractionsverhältnissen vertheilt werden. Man fühlte das allgemein, als es sich um die wichtigste aller Commissionen, die mit ganz besondern Befugnissen ausgestattete Commission zur Bearbeitung der großen Gerichtsordnungsgesetze handelte, aber trotzdem hätte keine Fraction auch nur einen Zipfel ihres zugewogenen Rechtes um irgendeinen Preis aufgegeben. Diesmal aber wurde die Einseitigkeit des Fractionsinteresses noch potenzirt durch den Provinzialismus. Nicht blos jedes Rechtsgebiet wollte womöglich in jeder Fraction vertreten sein; es genügte z. B. den Sachsen nicht, daß die Deutsche Reichspartei einen ansehnlichen Juristen von da stellte, sie wollten auch in den andern Fractionen durchdringen; den Badensern genügte es nicht, daß sämmtliche rheinische Juristen mit dem französischen Rechte vertraut sind, auch die geringen Eigenheiten des badischen Landrechtes rangen nach besonderer Geltung und Anerkennung. Es war unmöglich, alle Ansprüche zu befriedigen; am Ende fand sich, daß die juristischen Mitglieder aus Preußen, welche sich gleichsam als Wirthe ihren Gästen gegenüber befanden, noch am nachgiebigsten gewesen waren, nicht ohne später zeitweilig Reue darüber zu empfinden, und auch nicht ohne noch einen guten Theil anderweitiger Verstimmung und Erbitterung ungelöscht gelassen zu haben. Ich habe dieses Beispiel weitläufiger ausgeführt, um zu zeigen, wie der Particularismus, dessen Vertretung nach der Grundanlage der Reichsverfassung auf den Bundesrath eingeschränkt sein sollte, sich auch im Reichstage fest eingenistet hat. Es gibt in Deutschland nichts, das so unverbrüchlich festkittet, wie der Gemeingeist der engern Kreise. Die Stamm- oder Fractionskneipe bildet für manchen den Horizont seiner Welt. Es prägt sich da ein Corpsgeist aus, der noch gar zu oft dem studentischen Corpsburschenwesen geschmacklose Formen und Uebertreibungen entlehnt.

Doch kehren wir von dieser längern Abschweifung zu unserm Ausgangspunkte zurück. Wir alle erinnern uns noch freudig jener einträchtigen Erhebung, in welcher während des Krieges die innern Parteiungen fast verschwanden. Die Neuwahl des Reichstages, welche Ende August 1870 hätte stattfinden müssen, wurde, mit einer etwas zweifelhaften und nicht unbedenklichen, aber nur schwach angegriffenen Auslegung der legislativen Befugnisse, auf das Ende des Jahres verschoben. Sie fand in Wirklichkeit erst im März 1871 statt. Wenn etwa der Entwurf der unter den Fürsten berathenen Reichsverfassung mit seinen bairischen Reservatrechten und ähnlichen Enttäuschungen abkühlend hätte wirken können: die kriegerischen Erfolge waren so überwältigend, daß sie nicht die volle Würdigung der innern Misverhältnisse gestatteten und alle Gesichtspunkte mit dem ver-

Digitized by Google

führerischen Sonnenlicht der nationalen Wiedergeburt vergoldeten. Sieht man doch noch heutzutage an dem größten Theile der deutschen Nation, wie mächtig der jenen Ereignissen entlehnte Zauber Bismarck's wirkt, daß man meint, er könne auch in den innern Angelegenheiten nicht irren und werde schließlich alles zum Besten hinausführen.

Da die Landtagswahlen innerhalb des gesetzlichen Termins stattfanden, so wurde diesmal früher zum Abgeordnetenhause als zum Reichstage gewählt, und zwar in der Zeit der äußersten Theilnahmlosigkeit (November 1870). Aus bekannten Gründen pflegt die Indifferenz den Conservativen zugute zu kommen und namentlich die Wahl von Beamten zu fördern. Diesmal war die Gefahr nicht groß und auf keiner Seite fanden besondere Befürchtungen statt. Nur die Klerikalen hatten sich in der Stille gerührt und in den katholischen Wahlkreisen des Westens die liberal schillernden Abgeordneten durch entschiedenere Klerikale zu ersetzen gesucht. Sie stießen dabei auf keinen Widerstand von seiten der Regierung. Die nationalliberale Partei gewann beträchtlich, und zwar ohne besondere Kraftanstrengung, da ja doch die eigentliche Agitation nicht in ihr Stimmregister fällt; der politische Moment mußte von selbst für sie werben. Die Fortschrittspartei hatte wiederum Stimmen verloren und sich in demselben Maße, besonders auf publicistischem Gebiete, schroffer gegen die verwandte Partei abgeschlossen, in deren Stimmenmehr von nun an die Entscheidung fallen sollte. Im Abgeordnetenhause saßen jetzt 55 Freiconservative neben 116 Conservativen; die Altliberalen und das linke Centrum hatten sich verflüchtigt; 123 Nationalliberale kamen auf 50 Fortschrittler, und die neuorganisirte klerikale Partei zählte 59 Mitglieder, mit denen gerechnet werden mußte. Aber ihre Organisation im Landtage erschien nur als Vorspiel für ihre Reichstagsaction; die ganze Fraction, mit Windthorst, Peter Reichensperger und Karl von Savigny an der Spitze, erließ für die Reichstagswahlen einen Aufruf, in welchem sie ihre Aufgabe „als parlamentarische Partei" einestheils in der Schonung der berechtigten „Besonderheiten" dem Einheitsstreben gegenüber erblickten, anderntheils „wie die politische, so auch die kirchliche Freiheit und das Recht der Religionsgesellschaften gegen mögliche Eingriffe der Gesetzgebung sowol als gegen feindliche Parteistrebungen entschieden gewahrt wissen wollten".

Diese frühzeitige Kriegserklärung war noch durch nichts provocirt worden, und es ist höchst wahrscheinlich, daß noch andere Interessen, als die von der Curie mit dem neuesten Dogma vertretenen, gewisse Führer zur Ergreifung der Waffen verleiteten. In Süddeutschland wurden überwiegend Reichstreue gewählt; in die „parlamentarische" Bewegung des Ultramontanismus trat der Süden mit seinem ganzen Gewicht erst durch die nächsten Wahlen ein.

Obgleich die kleinen Fractionen, wie schon erwähnt, eine geringe Lebensfähigkeit bewiesen, bildete sich doch noch einmal aus vereinzelten Resten untergehender Fractiönchen, welche zumeist einmal ihre Zeit und ihre Bedeutung gehabt hatten, eine neue Spielart, die sich „Liberale Reichspartei" (neben der „Deutschen Reichspartei" der im Landtage als „freiconservativ" bezeichneten Mitglieder) nannte, von den andern aber allerhand billige, jedoch nicht ganz unverdiente Spitznamen

Digitized by Google

erhielt, welche spöttisch darauf hinwiesen, daß sich hier ehrgeizige oder strebsame Leute verschiedenster Richtungen und Antecedentien auf ein ziemlich unklares und mannichfacher Deutung und Verwendung zugängliches Programm zusammenthaten, welches zwar nicht viel unbestimmter und undeutlicher lautete als manches andere, allgemein gehaltene Programm, welches aber weniger als andere Programme von der politischen Vergangenheit seiner Träger die Gewähr und den gemeinsamen Inhalt erhielt. Mehr als eine Legislaturperiode hat diese Formation nicht erlebt.

Je mehr das politische Leben heranreift, desto weniger ist es der Gefahr ausgesetzt, von solchen Kreuzungen gefälscht zu werden. Der Satz, daß das Ueberflüssige nicht schade, ist auch hier unrichtig. Die Abgeordneten, welche sich in keine der historisch gewordenen Parteiformen schicken können, passen in der Regel nicht in die Parlamente. Selbst wenn es sich um neue, um originelle Auffassungen handelte, würde als Regel gelten, daß dieselben erst in der Presse sich Bahn brechen und Anhang gewinnen, ehe sie die parlamentarischen Parteiformen beeinflussen können. Allerdings sind auch die großen Parteien nicht unveränderlich und nicht unsterblich und haben auch sie zumeist klein angefangen. Allein nicht jeder Moment, nicht jede Situation sind zur neuen Parteibildung geeignet; es gehört dazu vor allem ein fruchtbarer und zur parlamentarischen Wirksamkeit herangereifter, in weiten Kreisen zündender Gedanke.

Mit der ersten Handlung des ersten Deutschen Reichstags vollzog sich auch die Absonderung, die Isolirung der ultramontanen Partei. Sie stimmte gegen die von allen Parteien vereinbarte Adresse an den Kaiser, weil dieselbe ihrer, auf Intervention zur Wiederherstellung des Kirchenstaates gerichteten, Agitation einen deutlichen Protest entgegenstellte. Wenn einmal in der obersten Leitung der ultramontanen Partei der Bruch mit dem Deutschen Reiche beschlossen war, so benutzte sie gewiß gern eine Gelegenheit, welche sie von der feierlichen Gutheißung und Begrüßung der neuen Reichsgewalt dispensirte und ihre intime Allianz mit dem Particularismus bestätigte. Zwar bekennt sich der Ultramontanismus an sich nicht zu bestimmten politischen Grundsätzen; er hat durchaus nicht immer der fürstlichen Territorialhoheit zur Seite gestanden, er hat schon ebenso oft der radicalen und auch der nationalen Demagogie secundirt. Aber in dem gegebenen Falle war seine Stellung schon durch die Analogie bestimmt, welche in Bezug auf das Territorialfürstenthum und die allgemeine Reaction zwischen Italien und Deutschland stattfand.

Die Geschichte des „Culturkampfes" haben wir hier nicht zu erzählen. Mit welcher Heftigkeit und Erbitterung, Energie und Zähigkeit er bis vor Jahresfrist, und zumal in den ersten Jahren geführt wurde, lebt noch in jedermanns Erinnerung. Die preußische Regierung hatte schwere Fehler ihrer Vorgänger gut zu machen, welche der Curie gegenüber nicht blos auf wichtige Staatshoheitsrechte verzichtet hatte, sondern auch eine staatsverrätherische Praxis hatten einreißen lassen. Der Krieg wurde geführt im Staate und im Reiche, durch die Mittel der Verwaltung und mit Gesetzen, vor dem Landtage und vor dem Reichstage. Ein mittelalterliches Streitobject, aber mit modernen Waffen, mit allen Finessen eines

Digitized by Google

ausgebildeten Parlamentarismus umstritten. Zuweilen nahm sich die Conjunctur aus, als handle es sich um Investiturstreitigkeiten, oder um eine solche kirchenpolitische Fehde, in welcher ein mittelalterlicher Papst den König mit Excommunication und sein ganzes Land mit dem großen Bann bedrohte, wenn ihm nicht der geheischte Vasallendienst wenigstens symbolisch geleistet würde. Zum ersten mal in Deutschland konnte der katholische Fanatismus seine Anhänger zählen und der erstaunten Welt den Umfang seiner Herrschaft zeigen. Es bedurfte des allgemeinen Stimmrechts für diesen Nachweis, aber nicht das allgemeine Stimmrecht hat diese Gefahr geschaffen. Allerdings hat auch niemand sie vorhergesehen; da es sich um das allgemeine Stimmrecht handelte, dachte niemand an die Untiefen der Ignoranz, des Vorurtheils, des Aberglaubens und der Unduldsamkeit, welche noch heute und für lange Zeit die angebauten Gebiete des deutschen Geistes durchschneiden. Welche Reichsversammlung hat wol jemals so viele sogenannte Reichsfeinde beherbergt, als der Deutsche Reichstag zur Zeit des blühenden Culturkampfes, wenn man nämlich mit dem Stigma der Reichsfeindschaft diejenigen belegen will, welche sich als Partei außerhalb der Verfassung bewegen und sich bei der Verfolgung ihrer Parteiinteressen zum Gesammtorganismus in directen Widerspruch stellen.

In dem Maße, als der klerikale Widerstand sich in den untersten Volksschichten ausbreitete, mußte sich auch die Auffassung dieses Conflicts vertiefen. Das Zahlenverhältniß der Confessionen in Gesammtdeutschland war ja an sich schon ein anderes als in Norddeutschland oder Preußen allein. Dazu kam der Zuwachs zweier neueroberter, noch widerspenstiger Provinzen, von den Polen im Osten nicht zu reden. Um der gegenwärtigen Zerwürfnisse, um der Aufgaben willen, welche der Zukunft vorbehalten wurden, mußte die Reichsgewalt unbedingt Siegerin bleiben. Offenbar hätte der leitende Staatsmann nicht daran gedacht, die verwickelte Angelegenheit in kurzer Frist gleichsam wie ein Duell zwischen Kirche und Staat ausfechten zu wollen, wenn er alle Schwierigkeiten derselben zum voraus übersehen hätte. Es handelte sich im Grunde nicht um eine acute Krankheit, welche, wenn nicht mit Arzneien, doch mit Eisen oder Feuer zu heilen wäre, sondern um eine tief eingewurzelte, chronische Krankheit, welche von der Schule aus behandelt werden sollte. Freilich wäre damit den Bedürfnissen und Verlegenheiten des Augenblicks nicht abgeholfen worden. Zum großen Theil mußten die Gesetze die Form von Noth- oder Gelegenheitsgesetzen annehmen, unter welchen dereinst, nach einem ganzen oder halben Siege, das Bleibend-Nützliche von dem Zeitweilig-Wirksamen ausgesondert werden müßte. Je nachdem es specifisch preußische oder allgemein deutsche Schäden betraf, wurde der Landtag oder der Reichstag angegangen. So, um von den wichtigern Vorläufern der eigentlichen Maigesetze zu sprechen, eröffnete das Schulaufsichtsgesetz beim Landtage den Reigen und markirte Bismarck's neue Politik energisch genug. Herr von Mühler hatte es noch, neben andern, eingebracht, aber Falk übernahm die Erbschaft. Doch auch Mühler würde, wie gewisse Präcedenzfälle glaubhaft machen, den Widerstand der ultraconservativen Partei nicht gebrochen haben, zu dessen Ueberwindung es vielmehr der Einwirkung aus höchsten Regionen bedurfte. Die Hochtories, denen

Digitized by Google

Bismarck die Fehde ankündigte und ihre bevorstehende Beseitigung (bei den nächsten Neuwahlen) prophezeite, waren in den Gewissensconflict gerathen zwischen ihrer Unterthanentreue und ihren tiefbegründeten katholisirenden Sympathien. Bekanntlich überdauern die conservativen Parteien in Preußen den Bruch mit der Regierung nicht lange; sie verschwinden dann zeitweise aus den Landesversammlungen; aber, wenn sie wiederkehren, so kommen sie in der Regel mit denselben Fehlern, Einseitigkeiten und denselben Interessen wieder, höchstens diese letztern ein wenig modificirt durch den Drang der Selbsterhaltung.

Beim Reichstage wurde zuerst, und zwar schon vor dem Schluß des Jahres 1871, der sogenannte „Kanzelparagraph", welcher die politische Agitation des Priesters in der Kirche untersagte, auf Baierns Betreiben und gegen einen in Baiern vorzugsweise empfundenen Nothstand durchgeführt. Die Einführung der obligatorischen Civilehe, der erheblichste und wirkungsreichste Fortschritt in dieser ganzen kirchlich-staatlichen Gesetzgebung, wurde zuerst in Preußen vollzogen, dann aber, nach Jahresfrist, in verbesserter Form und mit reichhaltigern Consequenzen auf das Reich übertragen. Es handelte sich also, wie man schon aus diesen kurzen Erwähnungen sieht, theils um organische Einrichtungen, theils um Zwangs- oder Zuchtmittel; ferner theils um die Befreiung der Schule von dem Druck der Kirche, theils um die Erziehung der Geistlichkeit selbst und den Schutz der niedern Geistlichkeit gegen die ungezügelte Maßregelung der Obern.

Eine durchgreifende Umwälzung auf einem so umfassenden Gebiete, geeignet, alle Leidenschaften zu wecken, alle Ueberzeugungen zum Ausdruck zu bringen, konnte von der Regierung nur in Angriff genommen oder vollzogen werden, wenn ihrer Initiative eine entschiedene Mehrheit bereitwillig zu Hülfe kam. Der Culturkampf mußte die Parteiverhältnisse stark beeinflussen und allmählich verändern. Ein so entschlossenes Zusammenwirken der Regierung mit der liberalen Partei war bisher in Deutschland noch nicht erlebt worden. Die äußere Wirkung, daß die zweifelhaften oder schwankenden liberalen Mehrheiten nunmehr, durch gouvernementalen Zuwachs, in überwältigende Majoritäten sich verwandelten, ist so hoch nicht anzuschlagen, wie die innere Wirkung, daß die liberale Partei sich zu einer großen Mäßigung, einer wahrhaft seltenen Selbstbeherrschung entschließen mußte, um die in Deutschland so üppig wuchernden Sondermeinungen zur Zeit und für den gemeinsamen Zweck zurückzudrängen. Es kam dazu, daß die nationalliberale Partei ihren oppositionellen Charakter scheinbar ganz verlor, während die ultramontane Partei dagegen mit dem Radicalismus schön that und von Grundrechten perorirte. Die liberale Partei mußte manche Versuchung zurückweisen, welche ihr von dieser Seite in den Weg gestellt wurde, und die Beschränkung, welche das praktische Leben gebeut, auf die Irrgänge der Parteitaktik anwenden lernen.

Die liberale Partei schloß sich dem Culturkampfe, der ihre Reihen füllte und die Regierung an ihre Seite nöthigte, zum größten Theil freudig an; die weisern unter den ernsthaften Anhängern der Freiheit thaten es nicht ohne stille Bedenken und schwerwiegende Vorbehalte. Die ausnahmsweise Sachlage schuf gewissermaßen die Fiction einer parlamentarischen Majoritätsregierung aus der liberalen Partei, eine Fiction, der doch wieder die realen Voraussetzungen, die Stützpunkte

Digitized by Google

und die Garantien, fehlten. Das Gros der Partei wiegte sich in dieser angenehmen Vorstellung und nahm es mit den Anforderungen an die innere Gesetzmäßigkeit einzelner Maßregeln weniger genau als die Minderheit, welche man „doctrinär" schalt. So z. B. bei dem Jesuitenausweisungsgesetz. In solchen Dingen ist es schwer, das richtige Maß einzuhalten; schwer, einer mächtigen Strömung gegenüber feste Punkte zu behaupten, oder der gegebenen Richtung zu folgen, ohne das Steuerruder aus den Händen gleiten zu lassen. Man mag sich z. B. daran gewöhnen, über die gewissenhafte Wahrnehmung der „Grundrechte" überlegen zu lächeln, besonders wenn diese dem Liberalismus zugehörigen und der liberalen Partei theuern Rechtsbegriffe tagtäglich in dem Munde der geschworenen Gegner der Freiheit den frivolsten Misbrauch erfahren. Aber wer fände es nicht bedenklich, eine aus dem Absolutismus hervorgegangene Regierung fortwährend mit außerordentlichen Vollmachten zu versehen! Heiligt auch der Zweck die Mittel nicht, so bestimmt er sie doch. Die liberale Partei war, bis auf einige Sonderlinge, klug genug, sich nicht von dem alten Trugsatz der freien Kirche im freien (?) Staate narren zu lassen. Wenn die Kirche frei ist, so herrscht sie oder sie ringt nach Herrschaft; ist der Staat wirklich frei, so hat er gerade die Mittel, sich einer solchen Kirche zu erwehren, um seine Freiheit zu behaupten. Die Anwendung des Cavour'schen Trugsatzes (den Cavour selbst ja nicht als eine ewige Wahrheit betrachtete) wird bei uns auch von den Hochtories für eine protestantische Kirchenherrschaft gefordert, deren Durchführung neben der katholischen ganz absonderliche und dem freien Staate keineswegs förderliche Zustände schaffen müßte.

Zur Bezeichnung der Wendung innerhalb der liberalen Partei muß ein Wahlaufruf der Fortschrittspartei, aus Virchow's Feder, hervorgehoben werden, der im März 1873 auf die bevorstehenden Landtagswahlen berechnet war. In diesem wahrhaft patriotischen Document, welches weit über die Grenzen der einzelnen Partei hinaus eine warme und unbedingte Billigung und Zustimmung fand, wird „die Nothwendigkeit erkannt, die Regierung in einem Kampfe zu unterstützen, der mit jedem Tage mehr den Charakter eines großen Culturkampfes der Menschheit annimmt". Es wird freilich nicht verhehlt, daß die Partei zu den wenigsten der neuen Gestaltungen „ohne Bedenken ihre Zustimmung ertheilen konnte". Das war hier selbstverständlich; selbst die Mehrzahl der nationalliberalen Partei hätte Aehnliches sagen können. Wenn diese Partei in ihrem Wahlaufruf erklärte, daß sie bei den Wahlen eher mit den Conservativen als mit den „Reichsfeinden" stimmen würde, so sagte sie auch etwas, das sich aus der Gesammtlage von selbst ergab. Solchen Combinationen gegenüber pflegt der Gegner über unnatürliche Coalitionen zu klagen, ohne sich selbst vorkommendenfalls das Gleiche zu versagen, was bei den Wahlen, wie bei den Abstimmungen in den Versammlungen hundertmal unvermeidlich ist, und um so unvermeidlicher, je bestimmtere Ziele man verfolgt.

Wie oft hat nicht die liberale Partei von dem heuchlerischen Freiheitsdrang des Centrums Vortheil gezogen, ohne dafür Dank oder Rücksicht zu schulden! Es stimmt eben jeder nach seinem eigenen Interesse, und die Motive sind nicht vor Gericht zu stellen.

Digitized by Google

Das war aber die goldene Zeit der nationalliberalen Partei, wo sie für ihre nationalen und culturfreundlichen Ziele auf die Stimmen der Freiconservativen, für die rein freiheitlichen auf die der Fortschrittspartei und sehr oft auch des Centrums rechnen konnte. In den Reichstagswahlen vom Januar 1874 erreichte sie ihren numerischen Höhepunkt mit 152 Stimmen, zu welchen im Laufe der Legislaturperiode noch einige hinzutraten. Gegen das Ende dieser Periode wollte ein Zusammentreffen verschiedener Umstände, daß das ganze Präsidium des Hauses aus ihrer Mitte gebildet war. Die Verhältnisse im Innern dieser Partei hatten sich, bei dem ungleichartigen Zuwachs, auch nicht immer gleichbleiben können. Wenn man ihr schon früher die angeblichen innern Widersprüche vorgeworfen, so beruht das im allgemeinen mehr auf der chicanösen Auslegung boshafter Widersacher. Fast in allen Parteien stehen sich ein rechter und ein linker Flügel gegenüber; sie haben nur nicht überall eine principielle Bedeutung von derselben Tragweite wie in der nationalliberalen Partei. Historisch hat sich die Sache nun so entwickelt, daß der linke Flügel auf dem alten Programm jener ersten, aus der Fortschrittspartei hervorgegangenen Mitglieder stand und mit Bewußtsein stehen blieb, während die zweite Schicht, vorzugsweise die aus den neuen Provinzen, besonders Hannover, und den Bundesstaaten hinzugekommenen Mitglieder enthaltend, mehr nach rechts neigte. Die Führer dieser beiden Gruppen wußten aber sehr wohl, daß sie zusammenhalten und ihre Auffassungen ausgleichen müßten, um entscheidend einzugreifen. Nun hatte sich allmählich eine dritte Schicht angesetzt, welche sich von der eigentlichen Tradition und dem ursprünglichen Programm der Partei noch weiter entfernte und sich von den Freiconservativen kaum mehr specifisch unterschied: ehrenwerthe Collegen, welche nicht minder von der Popularität des Parteinamens angezogen, als von der Verbindung mit der Regierung gelockt waren, Neophyten, welche an dem Schatz der guten Werke theilnahmen, ohne zu deren Ansammlung beigetragen zu haben. So erhielt die Partei allmählich drei Gruppen, und der Führer der hannoverischen Mitglieder als Chef der Mittelgruppe eine präsidirende Stellung, welche er bei mehrern wichtigen Anlässen im Sinne wirklicher Vermittelung zu verwerthen vermochte. Der neue rechte Flügel wurde seitdem vielfach von den in der Stellung von Universitätsprofessoren befindlichen Mitgliedern beeinflußt, aber nicht eigentlich geleitet. Es fand sich keine Persönlichkeit, welche wie Lasker den linken Flügel und von Bennigsen die Mitte, so den rechten Flügel vertrat.

Solange die Culturkampfsgesetze noch zu beschließen waren, bemerkte man kaum etwas von auflösenden Elementen innerhalb der Partei. Der Culturkampf aber wurde nicht nach den Regeln der Strategie zu Ende geführt; er wurde sistirt, nachdem einige feste Punkte erobert, andere wieder preisgegeben waren. Der Reichskanzler geht selbstverständlich nicht nach Canossa; aber er hat momentan einen Cultusminister, welcher gegen eine solche Ferienreise vielleicht keine sehr heftige Abneigung empfände. Die Sache ist noch nicht aus, der gesicherte Friede ist noch in weitem Felde; aber er wird schwerlich von Berlin aus dictirt werden.

Unterdessen hat sich die ultramontane Partei, als Hülfstruppe der conservativen, für des Reichskanzlers wirthschaftliche Plane verwenden lassen; denn die Zielpunkte

Digitized by Google

der Bismarck'schen Politik sind allmählich ganz verschoben. Wir können hier nur für unsere besondern Gesichtspunkte andeuten, was sich, schon seiner Neuheit und mangelnden Abgeschlossenheit wegen, für eine historische Darstellung nicht eignet. Seit Delbrück's Abgang und seitdem Bismarck sein Reichs-Eisenbahnproject anbahnte, begann die neue Aera mit ihren raschen und abenteuerlichen Wendungen. Das Reichs-Eisenbahnproject, verfrüht selbst in den Augen der besonnenern Anhänger eines deutschen Staatsbahnsystems, rief namentlich in den andern Bundesstaaten eine Erregung hervor, deren Schärfe sich bei den nächsten Reichstagswahlen besonders gegen die Nationalliberalen, als Bismarck's vermeintliche Bundesgenossen, richtete. Nicht mehr Glück hatte der Reichskanzler mit seinem zweiten Project, dem Tabacksmonopol. Nun fiel auch Camphausen.

Bismarck hatte sich so oft über ministerielle „Frictionen" beschwert; jetzt wurden die Ministerien immer nichtssagender; unter dem Druck seiner mächtigen Hand gingen auch die unabhängigen Parteien ihrer Auflösung entgegen. Der Parlamentarismus wurde geschwächt, aber die Regierung wurde nicht einheitlicher organisirt. Ein Versuch, die Nationalliberalen gegen Abgabe einiger Portefeuilles seinen Planen als Vorspann dienstbar zu machen, hatte scheitern müssen. Zwar das Ziel, dessen Erstrebung ihn mit Ungeduld erfüllte, wäre ihnen kein Hinderniß gewesen. Auf beiden Seiten wollte man die finanzielle Selbständigkeit des Reiches und die Erschließung beträchtlicher eigener Finanzquellen. Es ist die Aufgabe der Regierung, in diesen Dingen die Initiative zu ergreifen; keine Partei kann mit Erfolg Steuersachen und Finanzsysteme bearbeiten, wenn sie nicht an der Regierung theilnimmt. Man mag das System der Matricularbeiträge verwerflich finden; es durch Besseres zu ersetzen ist trotzdem äußerst schwer, wenn nicht unmöglich, solange die Organisation der Reichsbehörden so durchaus unfertig und die Frage der Regierungsverantwortlichkeit ungelöst ist. Die technische Schwierigkeit wird hier durch die constitutionelle potenzirt.

In einer solchen Lage hat die liberale Partei nur die Pflicht und den Beruf, die Verfassung intact zu erhalten und von deren Verheißungen nichts zu vergeben. Ueber positive Schöpfungen, wie die hier erforderlichen, werden parlamentarische Vereinbarungen erst zu Stande kommen, nachdem die Wissenschaft, die Presse und die öffentliche Meinung ihre Beschlüsse vorbereitet und zum allgemeinen Bewußtsein gebracht haben. Dies war bisher noch nicht geschehen; im Gegentheil, des Publikums und selbst der Publicistik hatte sich eine Stimmung bemächtigt, welche fruchtbaren und zweckmäßigen Gestaltungen im höchsten Grade zuwiderlief. Eine allgemeine Verwirrung hatte die Gemüther ergriffen. Die wirthschaftliche Noth und die Unbehaglichkeit neuer Zustände wurden der ganzen Reformgesetzgebung und der Handelsfreiheit in Rechnung gestellt und die nationale Partei speciell für Gesetze verantwortlich gemacht, an welchen die anklagenden Parteien selbst mitgearbeitet und manchmal sogar eine gewisse Initiative bewährt hatten. Freilich soll nicht geleugnet werden, daß die abgelaufene Epoche die Signatur der nationalliberalen Partei getragen, und daß erst durch die Existenz dieser Partei die wirklichen Leistungen dieser fruchtbringenden Epoche ermöglicht worden sind. Sie hat vor allen Dingen die wirkliche Arbeit gethan und die positiven Ziele ins Auge

Digitized by Google

gefaßt, unbekümmert um die populären Stichworte, ja mit einer Rücksichtslosigkeit gegen das populäre Verständniß ihrer eigenen Handlungsweise, wie sie in diesem Grade keiner andern Partei jemals nachgerühmt werden konnte. Darum wurde sie so häufig als „Sündenbock" misbraucht, daß bei der urtheilslosen Menge auch von den unbegründeten Vorwürfen vieles hängen blieb. Wie gefahrlos und bequem war es nicht für die fortschrittlichen Catonen, daß wohlthätige Gesetze, wie z. B. das Preßgesetz oder die Justizgesetze, von denen alle Parteien und alle Volksklassen die reichhaltigsten Vortheile zogen, durch die Bemühungen und die Selbstverleugnung der nationalliberalen Partei zu Stande gebracht wurden, und daß man noch obendrein dieselbe für die von der Regierung aufgenöthigten Beschränkungen oder sonstige Mängel verantwortlich machen und bei den Wahlen chicaniren konnte, während man selber vielleicht, weil man gar nichts geschaffen und überhaupt nichts gethan hatte, auf der luftigen Höhe seiner souveränen Kritik unangreifbar blieb. Wer handelt, beschränkt sich und bietet Blößen; wer nichts thut, kann alles tadeln und vieles versprechen.

Wir schreiben hier keine Apologie, sondern eine Erklärung; wir beschönigen nichts, aber wir suchen das objective Urtheil einer spätern Generation zu errathen. Für die allgemeine reactionäre Strömung, von der sie überflutet worden, wird man die nationalliberale Partei nicht verantwortlich machen können; vielleicht aber wird man finden, daß sie sich in festern Positionen derselben besser hätte erwehren können. Sie mußte und sollte es darauf ankommen lassen, mit Ehren zu fallen, statt der Gefahr eines Zersetzungsprocesses ausgesetzt zu sein, welcher die Form rettet und den Inhalt bedroht. Die Mittelparteien sind zum Glück von zäherm Leben als man denkt, weil sie nämlich unentbehrlich sind. Nach dem rühmlichen Wirken von mehr als einem Decennium, einer langen Frist in dem Leben der Parteien, ist eine durch die veränderten Umstände herbeigeführte Verdunkelung nur zu erklärlich.

Um die allmähliche Minderung ihrer Stellung und ihres Ansehens, wie sie sich bei jeder Neuwahl deutlicher kundgab, historisch zu verfolgen, müßte man einerseits den Spuren einer wohlberechnenden, im Dunkeln schleichenden, mit einer kryptogamen Schmuzpresse sondergleichen wühlenden, reactionären Verschwörung nachgehen, in welcher sich Ultramontane, Agrarier, Zünftler, Socialreactionäre (diese Species ist noch zu wenig erforscht), allgemeine Confusionarien, verzweifelte Speculanten und Glücksritter begegneten, deren Spitze zunächst sogar gegen Bismarck gerichtet war, solange er mit den Nationalliberalen ging. Zu der künstlich genährten, künstlich gesteigerten Unzufriedenheit mit der ganzen modernen Gesetzgebung, einer Unzufriedenheit, deren Verbreitung unter dem großen Publikum eine so große Gedankenlosigkeit verräth, daß von Undankbarkeit daneben nicht mehr die Rede sein kann, trat die wirthschaftliche Depression und Begriffsfälschung.*)

*) Hierüber verweisen wir auf die vortreffliche Schrift des Dr. Th. Barth: „Zur Entwickelungsgeschichte der heutigen reactionären Wirthschaftspolitik. Volkswirthschaftliche Zeitfragen" (5. Heft, Berlin, Leonhard Simion, 1879).

Digitized by Google

Der Sieg der schutzzöllnerischen Strömung war vorauszusehen; er ward unvermeidlich, sobald sich die Reichsgewalt mit ihrem ganzen Gewicht auf diese Seite warf. Die Leute, welche die volle Handelsfreiheit kaum vom Ansehen kannten, redeten sich ein, bittere Enttäuschungen mit ihr erlebt zu haben. Der Freihandel ist ja selten populär, weil er auf nüchternem Denken beruht und seine Wohlthaten in kleinen, aber unendlichen Portionen an alle vertheilt, während das Schutzzollsystem sich an sichtbare und greifbare Sonderinteressen wendet. Der Unterschied ist aber auch, daß der Freihandel mehr hält, als er verspricht, während die Schutzzollpolitik mit ihren Verheißungen sehr bald in Verlegenheit geräth und immer neuen Credit begehrt. Wie bald auch das Viertelstündchen des Rabelais dem Schutzzollsystem schlagen wird: als zur letzten Reichstagssession die große Interessenverschwörung fertig war, da ging es wie ein Taumel durch die Reihen, und mancher war selbst erstaunt, sich auf der Bank der Schutzzöllner zu finden.

Nicht am mindesten erstaunt mußten freilich diejenigen sein, auf deren Schultern das Gelingen des ganzen Planes ruhte, die Hochtories, die Agrarier, denen das Princip der Handelsfreiheit bisher zu den unumstößlichen Dogmen gehört hatte. Von den Eisenzöllnern verführt, opferten sie für ein Linsengericht die wahren Lebensinteressen der Landwirthschaft. Schwerlich werden sie lange darüber in Zweifel bleiben, wer bei diesem Tauschgeschäft den kürzern gezogen.

Der nationalliberalen Partei ist der Vorwurf nicht zu ersparen, daß sie für diesen großen parlamentarischen Kampf nur dürftig vorbereitet war. Sie trat den entscheidenden Problemen nicht geschlossen entgegen; sie sah sich genöthigt, die wichtigsten wirthschaftlichen Fragen als offene zu behandeln; damit stieg sie zur Zeit von der Höhe einer großen Partei herab. Der Augenschein lehrt aber, daß die Fundamente der Volkswirthschaft heutzutage keine offenen Fragen mehr sind, daß die ganze ethische und staatsrechtliche Entwickelung unsers Staatswesens damit zusammenhängt. Der Antrag Franckenstein und was sonst den Particularisten wohlgefällig ist, hängt ebenso eng mit dem Zolltarif zusammen, wie die conservative Mehrheit im neuen Abgeordnetenhause mit der Maybach'schen Eisenbahnpolitik.

Eine Partei, die sich erhalten will, muß sich verjüngen, sich erneuern: selbstverständlich in dem Geiste, aus dem sie emporgewachsen ist, also die nationalliberale Partei in dem Geiste der Mäßigung, der Unabhängigkeit, der deutschen Einheit und der wirthschaftlichen Freiheit. Darauf weist sie ihre rühmliche Vergangenheit hin. Man mag aus manchen Gründen daran zweifeln, daß die nächsten Legislaturperioden uns ein blühendes Parteileben bringen werden; dann ist es die Aufgabe der Presse, ohne Rücksicht auf die parlamentarischen Fractionen, im Lande die politischen Anschauungen zu fördern, zu verbreiten und die Gestaltung großer und lebensfähiger Parteien anzubahnen, ohne welche ein wirklich constitutionelles Leben auf die Dauer nicht möglich ist. Es gibt Zeiten, wo den Parlamentsrednern die wichtigere Aufgabe zufällt, und andere, deren erlösendes Wort der Tagespresse zu sprechen vorbehalten ist. Mir däucht, wir müßten uns auf eine Epoche der letztern Art vorbereiten.

Digitized by Google

Stand und Aufgaben der heutigen Paläontologie.

Von

Carl Vogt.

Wenn nicht nur in allen Naturwissenschaften, sondern auch in solchen Zweigen der menschlichen Erkenntniß, welche den exacten Forschungen ferner zu liegen scheinen, die gewaltigen Wellenbewegungen sich verspüren lassen, welche Darwin's mächtiger Anstoß erzeugt hat, so darf es kaum wundernehmen, daß die Paläontologie oder Versteinerungskunde, aus deren Rüsthaus Darwin selbst sich so manche Waffe holte, in der ersten Reihe der Wissenschaftszweige steht, welche einen fast gänzlichen Umschwung erlitten haben. Es mag deshalb vergönnt sein, auch in diesen Blättern einen Blick auf die vorweltlichen Wesen und deren heutige Bearbeitung zu werfen, welche sich von der frühern Anschauungsweise wesentlich dadurch unterscheidet, daß sie die wirkliche, durch Zeugung und Abstammung bekundete Verwandtschaft der ausgestorbenen Typen mit den heutigen Repräsentanten der organischen Welt nachzuweisen sich bemüht, ohne die Dazwischenkunft einer außerhalb der Organismen existirenden Schöpferkraft in Anspruch zu nehmen.

Von dem Banne der Kirche hatte sich die Paläontologie schon bei ihrem Entstehen befreit, nicht aber von dem Drucke religiöser Vorstellungen oder naturphilosophischer Grübeleien. Noch in der Jetztzeit spuken, wenn auch erheblich abgeblaßt, die periodisch eintretenden Revolutionen und Kataklysmen, durch welche, nach längern Zwischenzeiten ruhiger und stetiger Entwickelung, unser Erdball von Grund aus umgestaltet worden sein sollte. Bergketten waren während solcher Revolutionen erhoben, Continente versenkt, Meeresboden an die Oberfläche gebracht worden und nach solchen Schreckensperioden, als deren letzte die allgemeine Sündflut erschien, war jedesmal durch ein schöpferisches Werde! eine neue organische Bevölkerung des Erdballs in das Leben gerufen worden, besser und schöner als die vorhergehende, aber mit derselben nur durch die Einheit der Idee oder des von Anfang an festgestellten Schöpfungsplanes, nicht durch materielle Bande verknüpft.

Dieser Art waren die Vorstellungen, welche man sich noch in der neuesten Zeit machte und die von manchen Forschern noch heute festgehalten werden. Ja, man kann sagen, daß diese Anschauungen, wenn sie auch nicht mehr mit derselben Sicherheit und in dem ganzen Umfange wie noch vor wenigen Jahren vertheidigt werden, dennoch heutzutage noch einer großen Anzahl von Forschungen und Arbeiten

Digitized by Google

gewissermaßen unbewußt zu Grunde liegen. Sie beruhen in der That auf Beobachtungen, die an beschränkten Localitäten mit großer Schärfe durchgeführt werden können, die sich aber als unzureichend erweisen, sobald man den Versuch macht, ihre Resultate über weitere Strecken und durch die ganze Reihe der uns bekannten Ablagerungen auszudehnen.

In frühern Zeiten drehte sich die Versteinerungskunde, ohne in Einzelheiten einzugehen, hauptsächlich um die Natur der Petrefacten selber, um ihre Entstehung im allgemeinen. Jener verfocht den Satz, daß sie nur Naturspiele seien, unvollkommene Versuche einer schöpferischen, den Gesteinen innewohnenden Kraft, die sich damit beschäftigt habe, aus mineralischem Stoffe die Erzeugnisse und Gestalten der organischen Welt nachzubilden; dieser im Gegentheil leitete alle Versteinerungen, mochten sie gefunden werden, wo es auch sei, in der Tiefe oder in mehr oberflächlichen Schichten, von der Sündflut her, welche alles Lebende vernichtet habe. Die Geschichte aller Wissenschaften lehrt uns ja, daß das Alterthum stets von dem Allgemeinen erst zu dem Besondern überging, daß die Speculation zuerst die Wege glaubte anbahnen zu können, auf welchen die Beobachtung nachhinken sollte, warum hätte es in der Versteinerungskunde anders gehen sollen?

Die streng wissenschaftliche Beobachtung trat erst mit dem Ende des vorigen und dem Anfang unsers Jahrhunderts in ihre Rechte ein, indem sie einerseits durch Vergleichung der versteinerten Reste mit den gleichartigen Theilen jetzt lebender Organismen deren Unterschiede und Uebereinstimmung zu erkennen suchte, andererseits die Lagerungsverhältnisse ergründete und auf die Verschiedenheit der Versteinerungen, die sich in verschiedenen Schichten fanden, weitere Schlüsse baute.

Betrachten wir zunächst den letztern Standpunkt, von welchem aus vorzüglich die Geologen von Fach die Untersuchungen weiter förderten.

Es konnte bald keinem Zweifel mehr unterliegen, daß in den verschiedenen aufeinander lagernden Schichtengruppen, die durch das Wasser abgesetzt waren und von welchen demnach die untern auch die ältern, die oberflächlichen die jüngern sein müssen, auch verschiedene Versteinerungen sich fanden, die man ihren äußern Merkmalen nach unterscheiden konnte. Man überzeugte sich sehr bald, daß viele dieser Versteinerungen über weite Strecken sich verbreiteten und überall fast aufgefunden wurden, wo man dieselbe Schichtengruppe nach andern Merkmalen unterscheiden konnte. Je tiefer man in die Materie eindrang, je schärfer man die Unterschiede der verwandten Arten auffaßte, je genauer man namentlich einzelne, oft nur beschränkte Localitäten Schritt für Schritt untersuchte, desto mehr wurde man zu dem Schlusse gedrängt, daß jede Schichtengruppe ihre eigenthümlichen Versteinerungen enthalte, die für dieselbe charakteristisch seien und auch dann die Schicht erkennen lassen, wenn andere Merkmale im Stiche ließen. Zu denjenigen Thatsachen, welche das größte Aufsehen erregten und dieser Betrachtungsweise eine, wie es schien, unwiderlegliche Grundlage verschafften, gehörte die vor etwa 60 Jahren gemachte Entdeckung Alexander Brogniart's, des berühmten Mitarbeiters von Cuvier, welcher nachwies, daß die harten, schwarzen Felsgesteine der Diablerets in den waadtländischen Alpen dieselben Versteinerungen enthielten wie die weichen,

Digitized by Google

hellen Grobkalke, welche um Paris herum als Bausteine ausgebeutet werden. Man glaubte damals noch, daß die Alpen, weil das höchste, auch das älteste Gebirge seien, und sah sich nun plötzlich vor eine Thatsache gestellt, welche auf den mächtigen Kämmen und Gipfeln derselben Schichten nachwies, die mit dem verhältnißmäßig so jungen Grobkalk in demselben Meere abgesetzt worden sein mußten.

So mußte es denn kommen, daß man die Versteinerungen als „Medaillen der Schöpfung" ansah, wie sich der Engländer Mantell ausdrückte, als Gegenstände, welche wie Medaillen und Münzen zu bestimmten Zeiten in den Schichten der Erde vergraben wurden und nun an das Tageslicht gebracht durch ihre unterscheidenden Merkmale gewissermaßen die Jahreszahlen ersetzten, welche auf den Münzen eingegraben sind. Man glaubte das relative Alter einer Schicht zu kennen, ihren Platz zwischen den über- und unterlagernden Schichten genau präcisiren zu können, sobald man eine größere oder geringere Anzahl von Versteinerungen in dieser Schicht gesammelt hatte, welche mit anderwärts vorgefundenen Arten identisch waren. Gleiche Versteinerungen, gleiche Schichten, gleiches Alter, war das die Geologie der durch Ablagerung aus dem Wasser gebildeten Niederschläge beherrschende Princip. Diese Identificirung durch die Versteinerungen wurde um so mehr Gesetz, als man sich überzeugen mußte, daß die andern Merkmale, nach denen man die Schichten identificiren konnte, häufig fehlten. Daß Schichten von sehr verschiedener mineralogischer Zusammensetzung gleiche Fossilien enthalten konnten, also gleichalterig sein mußten, hatte das erwähnte Beispiel von den Gesteinen der Alpen und des pariser Beckens gelehrt, dem viele andere sich anreihten; daß Gesteine von gleicher Zusammensetzung, wie Kalke und Sandsteine, oft sehr verschiedene Versteinerungen enthalten, wußte man ebenfalls schon längst. Der alte rothe Sandstein, welcher unter der Steinkohle liegt, läßt sich in Handstücken meist gar nicht von gewissen sogenannten bunten Sandsteinen unterscheiden, die in den Vogesen und dem Schwarzwalde entwickelt sind und hoch über den Kohlengebilden liegen, von denen sie durch mächtige Schichtensysteme getrennt sind. Dennoch enthalten beide, mineralogisch nicht zu unterscheidende Sandsteine durchaus verschiedene Versteinerungen, die selbst der Laie nicht miteinander verwechseln kann.

Ebenso häufig ließ die relative Lagerung im Stiche. An solchen Orten freilich, wo sich die Schichten in ungestörter Reihenfolge niedergeschlagen haben, wo b auf a und c auf b liegt, ist es möglich, aus der Lagerung allein das relative Alter zu bestimmen, das einzige, welches der Geologie zugänglich ist; an solchen Orten kann man darauf schwören, daß b jünger als a, c jünger als b sein muß und daß diese Schichten andern entsprechen, wo die gleiche Reihenfolge der Schichtung sich entwickelt hat. Aber Localitäten solcher Art sind selten; an dem einen Orte war der Boden während der Zeit, wo b sich absetzte, über das Niveau der Gewässer erhoben, b wurde also dort nicht abgesetzt und c ruht unmittelbar auf a; an einem andern Orte wurde b zwar abgesetzt, dann aber wieder weggewaschen, sodaß c wieder unmittelbar auf a ruht. Die bloße Vergleichung der Schichtenlagerung mußte also in solchen Fällen, die sich hundertfach wiederholen, ein durchaus ungenaues Resultat ergeben und aus der Verwirrung konnte einzig und allein die Vergleichung der Versteinerungen erlösen.

Digitized by Google

Hierzu kam, daß die damalige Geologie überall die großartigen Revolutionen witterte, von denen ich schon sagte. Jede Aenderung der Schichtenstellung sollte durch solche allgemeine Erdrevolutionen ebenso bedingt gewesen sein, wie die Aenderung der Fauna und der Flora. Wo man die Spuren solcher Revolutionen nicht nachweisen konnte, supponirte man ihre Existenz nichtsdestoweniger und damit war denn die allgemeine Theorie fertig, nach welcher eine große Anzahl von Schöpfungsperioden angenommen wurde, welche alle durch eine Totalerneuerung des organischen Lebens auf der Erde eingeleitet und durch eine Totalvernichtung desselben geschlossen worden sein sollten.

Das System war in seiner ganzen Starrheit noch nicht vollendet, als sich schon bedeutende Lücken darin zeigten. Schichtensysteme, welche an dem einen Orte vollkommen scharf voneinander begrenzt sich zeigten, flossen an einem andern so ineinander über, daß sich durchaus keine Scheidung herstellen ließ; wohl charakterisirte Arten, die hier auf eine bestimmte Schichtengruppe beschränkt waren, griffen dort weit über diese Gruppe nach oben wie unten hinaus. Alcide d'Orbigny, welcher mit äußerster Consequenz die scharf abgeschnittenen Schöpfungsepochen festzuhalten strebte, kam sogar auf den Gedanken, solche langlebige Arten seien bei jeder Revolution, die über sie erging, zwar vernichtet, beim Beginne der folgenden Lebensperiode aber aufs neue erschaffen worden. Doch mit dieser sonderbaren Idee kippte das System selbst um. Je weiter man den Thatsachen folgte, desto mehr mußte man sich überzeugen, daß keine scharfen Abschnitte in der Erdgeschichte existirten, daß man den Beginn einer neuen Lebensperiode ebenso wenig mit einem, wenn auch nur relativen Datum bezeichnen könne als denjenigen einer Periode einer Menschengeschichte.

Für den Durchbruch der heute geltenden Anschauungen, wonach keine plötzlichen Sprünge, sondern nur allmähliche Uebergänge die Verschiedenheit der aufeinanderfolgenden Floren und Faunen bedingt haben, arbeiteten außer diesen directen Beobachtungen noch mancherlei andere Umstände.

Ich habe bisjetzt nur von den kleinern Schichtengruppen gesprochen, deren Inhalt an Versteinerungen eine verhältnißmäßig geringe Zeitdauer in der Erdgeschichte repräsentirt. Aber man hatte größere Epochen unterschieden, die wesentlich durch das Erscheinen und Verschwinden gewisser typischer organischer Formen charakterisirt wurden. Das Erscheinen der placentalen Säugethiere charakterisirt noch heute die Tertiärperiode, das Verschwinden der Ammonshörner bezeichnet das Ende der Kreideperiode. Versuchte man aber die in dem Thierreiche auf diese Weise gewonnenen Resultate auf das Pflanzenreich anzuwenden, so gerieth man in unlösliche Widersprüche. Die großen Abschnitte, welche durch das Erscheinen neuer Formen, wie z. B. der Dicotyledonen, bezeichnet wurden, fielen in keiner Weise mit den auf das Thierreich basirten Epochen zusammen. In der so vollständigen Reihe der Kreide- und Tertiärgebilde, welche am Fuße der Felsengebirge Nordamerikas einen so ungeheuern Raum einnehmen, setzen die Botaniker die Grenze zwischen Kreide und Tertiär in ein ganz anderes Niveau als die Zoologen, und jeder der streitenden Theile hat recht, sobald man seinen Standpunkt annimmt.

Digitized by Google

Wie wäre es also möglich, diese Thatsachen zu versöhnen mit der Annahme durchgreifender Revolutionen? In dem Pflanzenreiche geht die Entwickelung ununterbrochen fort, während sie im Thierreiche plötzlich unterbrochen scheint!

Mit der Ausdehnung der geologischen Forschungen über die Grenzen Europas hinaus mußten ebenfalls manche Schranken fallen. Man überzeugte sich, daß schon in den ältesten Epochen die organische Welt nicht minder in mehr oder minder abgegrenzte Provinzen zerfiel, als dies heute der Fall ist. In der That müßte derjenige, der das Grundprincip der frühern Medaillentheorie, wonach gleiche Organismen Gleichzeitigkeit, ungleiche dagegen Altersverschiedenheit beweisen, auf die heutige Schöpfung anwenden wollte, zu dem höchst sonderbaren Resultat kommen, daß die heutige Flora und Fauna Australiens oder Südamerikas einer andern Zeit angehören als diejenige Europas. Abgesehen von den durch den Menschen eingeführten Pflanzen und Thieren ist kein einziger Organismus in den bezeichneten Ländern mit denjenigen Europas identisch.

Während das Gewicht dieser Einwürfe gegen die abgeschnittenen Schöpfungsperioden mehr und mehr zunahm, hatte sich auch mittlerweile ein vollständiger Umschwung in den geologischen Anschauungen, besonders durch Lyell, vollzogen. An die Stelle der gewaltigen Revolutionen war die allmählich, stetig wirkende Evolution getreten; die Hebungen der Continente und Gebirge gelten heute nicht mehr für plötzliche Vorgänge, sondern vielmehr für das Resultat langsamer, durch Summirung molecularer Kräfte hervorgebrachter Bewegungen. Mit dem Siege dieser Anschauungen, der jetzt ja wol auf der ganzen Linie errungen ist, waren auch die einzelnen Schöpfungsacte gestürzt und für immer begraben.

Wir stehen also jetzt an einem Wendepunkte der Versteinerungskunde in ihrer Anwendung auf die Unterscheidung der Schichtengruppen und größerer Schichtensysteme. Es handelt sich nicht sowol darum, einzelne Schichten durch Leitmuscheln zu charakterisiren, um deren Einreihung in der Aufeinanderfolge zu bestimmen; das gehört gewissermaßen zum A-b-c der Wissenschaft, über das hinaus man aus dem Studium der Versteinerungen selbst sowol wie aus der Combination der geologisch festgestellten Thatsachen die Art und Weise zu ergründen sucht, wie die allmählichen Umänderungen platzgegriffen haben und welche Ursachen zur Herbeiführung dieser Umänderungen mitgewirkt haben mögen.

In erster Linie stehen hier die Bedingungen, unter welchen die Schichten, welche Versteinerungen führen, sich abgesetzt haben. Das süße Wasser hat andere Bewohner als die See; Torfmoore werden von andern Pflanzen gebildet als Wälder und Wiesen. Die Ueberreste von Landreptilien, Säugethieren, Landschnecken u. s. w. werden sich in Schichten finden, die durch stehende Gewässer, Seen und Moräste, durch Flüsse und Bäche gebildet wurden; sie werden sogar in Schichten angetroffen werden, welche in Buchten und Mündungen abgelagert wurden und dort mit den Strandbewohnern des Meeres, die solche Brakwasser, Tümpel und Aestuarien bewohnen, mehr oder minder gemischt erscheinen. Krokodile und andere Reptilien behagen sich ebenso gut in den Lagunen, die mit der offenen See in Verbindung stehen, als in Binnenseen, und manches Museum enthält Knochen von solchen Krokodilen aus der Jurazeit, auf welchen sich Austern angesiedelt haben. Andererseits steigen gar

Digitized by Google

manche Seefische, wie Schollen und Haie, weit in die Flußmündungen herauf und gelangen so in Ablagerungen, deren Gehalt an Blättern, Landschnecken und Flußfischen deutlich ihre Herkunft vom süßen Wasser bekundet. Eins der glänzendsten Beispiele dieser Art bieten die lithographischen Steine von Solnhofen und Umgegend in Baiern. Offenbar wurden diese Kalkschiefer aus einem höchst feinen Kalkschlamme gebildet, welcher sich auf dem Boden eines stillen, tief in das Land eingeschnittenen, von Wäldern umgebenen Fjordes ablagerte. Wenn die Thiere unter sonst günstigen Bedingungen der Umhüllung in den Schlamm geriethen, so zeigen diese Kalkschiefer die merkwürdigste Erhaltung des Eindruckes selbst der Weichtheile. Gallertartige Medusen und Quallen, die an den Strand geworfen in wenigen Stunden zu einem formlosen Schleime zerfließen, sind in ihren Abdrücken ebenso wohl erhalten als die feinen Wedel der Tange und Algen, welche am Boden angesiedelt waren; die Borstenhaare, welche die Fühlhörner und Beine der Krebsthiere besetzen, sind ebenso gut unterscheidbar als die Umrisse der Weichtheile der Tintenfische. Zwischen den Tausenden von Meeresbewohnern, welche uns diese Schichten überliefert haben, finden sich aber Reste von Landthieren nicht minder gut erhalten; Libellen, Wasserjungfern, Schmetterlinge zeigen das netzförmige Gitterwerk ihrer Flügel mit überraschender Deutlichkeit, und der Archäopteryx, jenes zwischen Eidechsen und Vögeln in der Mitte stehende Wesen, das man auch den „Urvogel" genannt hat, läßt die feinsten Bärtchen an seinen Schwungfedern und Dunen erkennen. Diese alle sind ebenso unzweifelhaft Landthiere als die Flugechsen (Pterodactylus), die in denselben Kalkschiefern vorkommen. Woher diese auffallende Mischung, wenn sie nicht dem Umstande zu verdanken ist, daß diese fliegenden Thiere den Fjord zu übersetzen suchten, in das Wasser fielen, in demselben ihren Tod fanden und nun beim Hinabsinken auf den Grund von dem Kalkschlamm sofort umhüllt wurden?

Wenn hier die Schlüsse gewissermaßen auf flacher Hand liegen, so sind sie häufig nicht so leicht, sobald es sich um die Entzifferung der Verhältnisse in Meeresablagerungen handelt. Unsere Erforschungen des Meeresgrundes sind ja immer noch in ihrer Kindheit, wenn auch in der neuesten Zeit durch die Bemühungen der Engländer und Amerikaner Bedeutendes geleistet wurde. Mein Freund Greßly war es zuerst, der bei der Erforschung seines heimatlichen Juragebirges in der Westschweiz auf den außerordentlichen Einfluß aufmerksam machte, welchen die Constitution des Meeresgrundes auf die Vertheilung der Bewohner desselben ausübt. Der Schlammgrund beherbergt eine von den Ansiedlern auf dem Felsgrunde durchaus verschiedene Fauna und Flora; das Korallenriff zeigt andere Bewohner auf der Außenseite, wo die Wellen gegen die von den Polypen aufgeführte Mauer branden, als auf der Innenseite in der wenig tiefen Lagune, welche den dünnschaligen und leicht zerschellbaren Thieren einen willkommenen Zufluchtsort bietet. Greßly faßte diese, durch den Grund gegebenen Existenzbedingungen unter dem Namen der „Facies" zusammen, welcher Name auch in der Wissenschaft geblieben ist; diese oder jene Muschel, sagte er, kommt in der Schlammfacies des obern Jura, jene Schnecke in der Korallenfacies vor, und indem er diese Bezeichnungen anwandte, faßte er in dem einen Worte die Resultate langjähriger und mühsamer vergleichender Forschungen zusammen, welche die ganze Summe der Beobachtungen

Digitized by Google

enthielten, die man über die Existenzbedingungen der jetzt lebenden Meerthiere gemacht hatte.

Hier ist der Ort, des bedeutenden Einflusses zu erwähnen, welchen die Tiefseeforschungen auf die paläontologischen Anschauungen geübt haben. Während man früher die Ausnahme, welche Forbes in dem Aegäischen Meere constatirt hatte, zur allgemeinen Regel erhob und glaubte, daß über eine gewisse, verhältnißmäßig geringe Tiefe hinab kein organisches Leben mehr in der See existire, sah man sich jetzt genöthigt, anzuerkennen, daß Thiere mannichfaltiger Art noch in den größten Tiefen vorkommen, daß demnach alle Schichtengruppen, die man bisher ihrer Versteinerungslosigkeit wegen als in großer Tiefe abgelagert ansprach, ihre Herkunft nicht allein durch diesen Charakter documentiren konnten.

Aber diese Forschungen zeigten noch mehr. Sie bewiesen, daß in großer Tiefe, wo eine ziemlich gleichmäßige und verhältnißmäßig niedere Temperatur selbst in den Meeren der heißen Zone herrscht, auch eine große Gleichförmigkeit der Organismen obwalte, so zwar, daß gewisse Typen eine Verbreitung fast über die ganze Erde beanspruchen können. Daraus erklärte sich auch theilweise die ungemein große Verbreitung gewisser verwandter Typen in ältern Ablagerungen. Es waren offenbar Tiefenthiere, welche, den in der Tiefe hergestellten Existenzbedingungen folgend, sich nach und nach überall hin verbreitet hatten, wo diese Bedingungen vorhanden waren, unter welchen die gleichförmige, keinem Wechsel der Jahreszeiten unterworfene Temperatur gewiß die größte Rolle spielt.

Dem Satze der scharf begrenzten geologischen Epochen brachten die Tiefseeforschungen vollends den Gnadenstoß bei. Wie war es möglich, diesen Satz festzuhalten gegenüber der Thatsache, daß auf dem weiten Boden des Meeres, welches Europa von Amerika trennt und den man seiner Benutzung wegen das Telegraphenplateau genannt hat, noch heute dieselben niedern Thiere der Kreide ähnliche Ablagerungen erzeugen, welche zur Kreidezeit schon in derselben Richtung thätig waren? Kein Mikroskopiker hat an den runden winzigen Schälchen, welche einer niedersten Klasse von Thieren, den Foraminiferen, angehören und unter dem Namen „Globigerina" in die Register der Wissenschaft eingetragen sind, unterscheiden können, ob sie dem heutigen Tiefenschlamme oder den weißen Kreideklippen der englischen und französischen Küsten entnommen seien. Diese in Tiefen von 3000 Metern und mehr in ungeheuern Mengen sich ablagernden Thierchen haben also von der weißen Kreide an durch die ganze Tertiärperiode hindurch fortgelebt; sie haben gelebt während der Ablagerungen der Nummulitengesteine, des Grobkalkes, der Molasse, deren jede an manchen Orten mehr als 1000 Meter mächtig ist; sie haben die letzten Erhebungen der Pyrenäen, der Alpen, der Karpaten überdauert, von dem Himalaja und dem Kaukasus nicht zu reden, und die Erhebungen dieser Gebirge sollten ja, nach den ältern Ansichten, die einschneidendsten Revolutionen in der Erdgeschichte gewesen sein!

Die Globigerinen stehen nicht allein. Auch in höhern Thierklassen kamen ähnliche Erscheinungen vor. Die schöne Gruppe der Seelilien (Crinoiden), die von den ältesten Schichten an in so mannichfaltigen Erscheinungsformen sich ent-

Digitized by Google

wickelt, schien in der heutigen Schöpfung fast ausgestorben. Das Schleppnetz brachte aus der Tiefe eine Menge der interessantesten Formen dieser, den Stachelhäutern (Echinodermen) angehörenden Klasse herauf, und heute spricht man von Crinoidenwäldern ebenso wie von Globigerinenschlamm als von normalen Erscheinungen des Tiefgrundes. Viele Thiere der Tiefsee haben sich in solcher Weise den dort herrschenden Bedingungen des Druckes, der Temperatur, des Dunkels angepaßt, daß sie in höhern Niveaus nicht leben können; andere im Gegentheil können den Wechsel des Niveau vertragen, während viele andere Formen, die in geringer Tiefe leben, sich den Bedingungen der Tiefsee nicht anpassen können. Diese Verhältnisse erklären, warum an gewissen Orten in ältern Schichten gewisse Arten ausdauern, andere verschwinden. Größere oder geringere Niveauschwankungen, durch seculäre Hebungen und Senkungen veranlaßt, haben Folgen hervorgerufen, die sich jetzt auf sehr einfache Weise erklären lassen, während man sie früher der unmittelbaren Einwirkung schöpferischer Kräfte zuschrieb. Eine biegsame Koralle, Lophelia prolifera, wächst noch heute in großen Tiefen um die Küsten des nördlichen Norwegen, wo ich sie selbst erbeutet habe. In der Bucht von Christiania gibt es Stellen, wo die Korallenbäume fast unmittelbar unter dem Niveau sichtbar sind, festgeheftet an den Felsengrund. Aber alle diese Korallen sind todt; sie sind, wie Sars nachgewiesen hat, stumme Zeugen der langsamen Erhebung Norwegens, die nach der Eiszeit statthatte und die Korallen in Niveaus brachte, in welchen sie nicht mehr fortleben konnten. Andererseits dürfte es nach den Beobachtungen, welche in tiefen Süßwasserseen gemacht wurden, kaum zweifelhaft sein, daß alle in der Tiefe lebenden Arten ursprünglich Strandthiere waren, welche nach und nach in die Tiefe geriethen und den dort herrschenden Verhältnissen sich anpaßten.

Ueberraschend sind die Aufschlüsse, welche die Tiefseeforschungen uns über die am Grunde des Meeres sich bewegenden Strömungen und deren Einfluß gegeben haben. Carpenter hat im Westen Englands, Pourtalès in der Umgegend von Florida Stellen nachgewiesen, wo in großer Tiefe sich entgegengesetzte Strömungen berühren, von welchen die eine kaltes, die andere warmes Wasser führt. Mit diesen Strömungen werden Materialien sehr verschiedener Art weiter geschwemmt, sodaß die Schichten, welche sich unter ihrem Einflusse absetzen, einen durchaus verschiedenen mineralogischen Charakter tragen. Und erst die Thiere! Im Westen der Scheidelinie, welche Carpenter in dem Ocean festgestellt hat, finden sich Thiere der hochnordischen See, welche die polare, von Nord nach Süd strömende Wassermasse mit sich führt; im Osten dieser Scheidelinie, die sich an der Oberfläche durch nichts fühlbar macht, liefert der Seegrund südliche Typen, die mit dem Golfstrome nach Norden hinwandern. Um die Küsten der so scharf vorspringenden Halbinsel Florida herum hat Pourtalès ein halbes Dutzend solcher Zonen nachgewiesen, deren Aufzählung hier unnöthig ist, die aber alle sich durch die Verschiedenheit der innerhalb ihres Bereiches lebenden Typen unterscheiden und entgegengesetzte Richtung der Strömung und verschiedene Temperaturgrade erkennen lassen.

Früher betrachtete man den Tiefseeboden vom paläontologischen Standpunkte aus als ein Ganzes von ermüdender Einförmigkeit, wo überall dieselben versteinerten Reste sich finden mußten; diesen Forschungen zufolge müssen wir uns an den

Digitized by Google

Gedanken gewöhnen, daß wir in Schichten, welche auf dem Boden desselben Meeres in großer Tiefe abgelagert wurden, nichtsdestoweniger eine reiche Mannichfaltigkeit verschiedener Gesteine und verschiedener organischer Einschlüsse finden können. Die Paläontologie findet sich damit vor ganz neue Aufgaben gestellt. Dem schon öfter erwähnten Grundprincip, daß verschiedener mineralogischer Charakter und verschiedene fossile Einschlüsse auch verschiedenes Alter der Ablagerung documentiren, wird auf diese Weise der Boden entzogen. Ja, wenn man überall der Fortsetzung der Schichten unbedingt folgen und nachweisen könnte, wie an der Grenze die von zwei verschiedenen Meeresströmungen hergebrachten Materialien und Organismen sich allmählich mischen, ja dann wäre es leicht, über diese Schwierigkeiten hinwegzukommen; aber meist ist dies unmöglich und die Verfolgung der Schicht nur in den seltensten Fällen thunlich, indem die Bedeckung durch Vegetation oder durch andere Schichten oder die Wegführung und Zerstörung der Schicht in weiten Erstreckungen Hindernisse in den Weg legen. Wir müssen offen gestehen, daß die bisherigen Bestimmungen der Gleichalterigkeit vieler Schichten, die man früher vollkommen gesichert glaubte, jetzt mit vollem Rechte angezweifelt werden können und daß es harter Arbeit, von bedeutendem Scharfsinne unterstützt, bedürfen wird, um diese Zweifel zu beseitigen oder zu bestätigen. Ich weiß sehr wohl, daß die meisten Geologen sich gegen diese, aus den Tiefseeforschungen gezogenen Folgerungen in heftigster Weise auflehnen und denselben jeden Werth für die Beurtheilung ihrer Schlüsse absprechen; aber das hindert nicht, daß dieselben früher oder später Berücksichtigung finden müssen und daß es eine wesentliche Aufgabe der nächsten Zukunft sein wird, die Grundlagen der Anwendung der Paläontologie auf die Schichtenordnung in ihrer ganzen Ausdehnung zu revidiren.

An die Tiefseeforschungen knüpft sich noch ein neues Arbeitsfeld für die Paläontologie an. Die Meerthiere wandern offenbar in der Richtung derjenigen constanten Strömung, welche in der Tiefenzone herrscht, die sie vorzugsweise bewohnen. Mit dem Polarstrome, der westlich von den Hebriden im weiten Becken des Oceans von Nord nach Süd flutet, verbreiten sich die bei Spitzbergen und Jan-Mayen an der Oberfläche lebenden Meeresbewohner in der Tiefe nach Süden hin; mit dem entgegengesetzten Aequatorial- oder Golfstrome wandern die südlichern Arten längs der englischen und norwegischen Küste gegen Norden hinauf. Ob diese Wanderungen passiv oder activ, ob sie von jugendlichen Larven oder von geschlechtsreifen Thieren ausgeführt werden, ist in Beziehung auf das Resultat vollkommen gleichgültig; es genügt, sich vor Augen zu halten, daß alle im freien Wasser lebenden Thiere, wenn sie auch während der größten Zeit ihrer Existenz an den Boden gefesselt sein mögen, dennoch während einer gewissen Epoche des Lebens sich der freien Ortsbewegung erfreuen und dieselbe zu Wanderungen benutzen. Ja, wir können dreist behaupten, daß sämmtliche Organismen, Pflanzen wie Thiere, insofern man sie als Arten und nicht als Individuen in einem gewissen Stadium auffaßt, wandern und wandern müssen; daß die Ortsbewegung, möge sie nun kleine oder große Entfernungen umspannen, ein Fundamentalgesetz für die organische Welt ist und daß schließlich jede Art um die ganze Erde herumkommen

Digitized by Google

könnte, wenn keine Hindernisse vorhanden und die Zeit, die ihr zu der Wanderung gelassen wird, hinlänglich wäre. Die festsitzenden Pflanzen wandern durch ihre Samen- und Keimkörner, welche von Luftströmungen, Insekten und Vögeln getragen werden; die Thiere durch ihre Bewegungsorgane oder durch die Strömungen des Wassers und der Luft. Die Wanderungen der Vögel durch die Luft, der Fische und der Walthiere durch das Wasser, die sich periodisch in gewissen Jahreszeiten wiederholen, sind nur der extreme Ausdruck dieser Reisen, die von allen Organismen vollzogen werden.

Diese Wanderungen sind aber, wie ich neulich an einem andern Orte nachzuweisen versucht habe, von außerordentlicher Tragweite für paläontologische Betrachtungen. Sie müssen in gleicher Weise wie jetzt in frühern Epochen stattgefunden und die Physiognomie gewisser Ablagerungen um so mehr umgestaltet haben, als sie in langsamer und stetiger Weise vollzogen wurden. Die Zurücklegung einer jeden Wegstrecke erfordert Zeit und diese Zeit wird um so bedeutender bemessen werden müssen, je geringer, bei activ wandernden Thieren, die Bewegungsfähigkeit und bei passiv wandernden Organismen die Chancen des Zufalls sind, durch welchen sie befördert werden.

Wie verhalten sich nun diese Wanderungen zu dem organischen Inhalte der Schichten? Sind weit voneinander entlegene Schichten, welche dieselben Thiere und Pflanzen enthalten, gleichalterig? Die geologischen Perioden, in welchen die einzelnen Schichtengruppen abgelagert wurden, können freilich nicht nach Jahrhunderten bemessen werden; aber nichtsdestoweniger gibt es Gründe genug, welche die Annahme wahrscheinlich machen, daß Wanderungen dieser Art sich über mehrere geologische Perioden ausgedehnt haben können. Barrande hat schon vor längerer Zeit darauf aufmerksam gemacht, daß in den silurischen Schichten Böhmens, die zu den ältesten, überhaupt bekannten Ablagerungen gehören, sich sogenannte Colonien befinden, die er nicht anders zu erklären wußte, als daß er annahm, Bewohner der benachbarten silurischen Becken am Fichtelgebirge seien infolge von Durchbrüchen der sonst streng geschiedenen Gewässer nach Böhmen hinübergewandert, hätten sich dort eine Zeit lang festgesetzt, seien dann aber wieder ausgestorben.

Für viele Landthiere hat man gleiche Vermuthungen. Es gibt eine Menge von Ablagerungen aus der mittlern Tertiärperiode (Miocenzeit) in Europa und Asien, von welcher diejenigen der Sivalikhügel am Fuße des Himalaja in Ostindien, die von Pikermi am Pentelikon in Griechenland und die von Sansans am Fuße der Pyrenäen vielleicht die vergleichbarsten sind. Jede dieser Ablagerungen enthält ihr eigenthümliche Ueberreste, wie z. B. Sivalik das riesige Sivatherium, Pikermi das nicht minder gewaltige Helladotherium, beide den Wiederkäuern angehörig, Sansans den höchst menschenähnlichen Affen Dryopithecus. Alle diese Ablagerungen haben zugleich auch höchst übereinstimmende Typen, wenn nicht die gleichen Arten, so doch als Gattungen verwandt: Nashörner, Schweine, Mastodonten, Fleischfresser, Antilopen u. s. w. Neben diesen einander entsprechenden Typen finden sich aber in den Sivalikhügeln Elefanten, Flußpferde und Ochsen, die in Pikermi und Sansans gar nicht vorkommen, wohl aber in den Ablagerungen der jüngsten Periode, des Pliocen, in Europa in Menge auftreten. Es gibt wol keine Pliocenlager in

Digitized by Google

Europa, wo nicht diese Typen sich vorfänden, während noch in keiner europäischen Miocenschicht eine Spur davon gefunden wurde. Muß man da nicht auf den Gedanken kommen, daß Ochsen, Elefanten und Flußpferde von Ostindien, wo sie zuerst auftraten, gen Westen wanderten und erst in der Pliocenperiode, nach vielleicht Jahrtausende dauernder, langsamer Wanderung in Europa ankamen?

So gibt es der Beispiele noch gar manche. Man hat vielleicht in der letzten Zeit Misbrauch mit diesen Wanderungen getrieben, indem man von der unbewiesenen Ansicht ausging, daß jede Art nur einmal an einem bestimmten Orte sich habe entwickeln können. Diese Anschauung führte natürlich zu der ganz consequenten Schlußfolgerung, daß Typen, welche einen sehr ausgedehnten Verbreitungsbezirk besaßen, auch nothwendig große Wanderungen ausgeführt haben müßten und daß solche Typen, welche z. B. in der Miocenzeit in Amerika, in der Pliocenzeit in Europa sich zeigen, von dem einen Continent auf den andern hingewandert sein müßten. Aber dieser Misbrauch hindert nicht, daß innerhalb gewisser Grenzen die durch Hindernisse, wie Meere, hohe Bergketten, Wüsten u. s. w. abgesteckt wurden, die Annahme dieser Wanderungen ihre volle Berechtigung hat und Berücksichtigung verdient. Hier tritt dann aber auch, wo es sich um Ablagerungen handelt, welche fossile Reste einschließen, die innige Wechselwirkung zu Tage, durch welche die einzelnen geologischen Disciplinen miteinander verknüpft sind. Demjenigen, welcher solche Wanderungen behauptet, liegt es auch ob, zu beweisen, daß diese Wanderungen möglich waren infolge der Vertheilung der Continente und der Meere, der Bergketten und der großen Ströme und zu einem solchen Nachweise gehört die Combination aller Thatsachen, kann man wol sagen, welche die Geologie überhaupt zu Tage fördern kann.

Ich werde auf diese Wanderungen und Ortsveränderungen noch zurückkommen, denn jedenfalls konnten dieselben nicht ohne Rückwirkung auf die wandernden Typen selbst ausgeführt werden, nicht ohne Anpassung an die verschiedenen Lebensbedingungen, durch welche die Wanderer sich durcharbeiten mußten. Das Studium dieser Einflüsse und ihrer Wirkungen gehört aber einer andern Richtung der paläontologischen Studien an, bei deren Besprechung sie einen Platz finden werden. Aus dem Gesagten mag aber schon zur Genüge für den aufmerksamen Leser der Schluß hervorgehen, daß die Standpunkte, von welchen aus heutzutage die geologische Seite der Paläontologie bearbeitet werden muß, und auch wird, ganz andere sind als diejenigen, auf welche man in frühern Zeiten fußte.

Graf Gaston de Saporta, einer der bedeutendsten Forscher im Gebiete der fossilen Pflanzen, sagt in der Einleitung zu seinem soeben erschienenen vortrefflichen Werke: „Die Pflanzenwelt vor der Erscheinung des Menschen" („Le monde des plantes avant l'apparition de l'homme"): „Man hat sich lange Zeit damit begnügt, die organischen Wesen gewissermaßen nur als Individuen zu beschreiben, ohne sich anders um ihre gegenseitigen Verwandtschaften zu kümmern, als um diese als bequemes Mittel für die Klassifikation zu benutzen. Aber nach so vielen Entdeckungen, welche das Gebiet der Paläontologie so ungemein vermehrt haben, schien es mir geboten, alle Anstrengungen zu machen, um den wahren Inhalt der

Digitized by Google

allgemeinen Gesetze kennen zu lernen, welche die Entwickelung der organischen Welt beherrschen.

„Ich habe also nicht nur die ältern vegetabilischen Perioden und die bestimmten Gestalten beschreiben wollen, welche jede dieser Perioden charakterisiren, sondern ich beabsichtigte auch die Fragen zu behandeln, welche die Untersuchung so verwickelter und mannichfaltiger Erscheinungen aufwirft, und die Theorien zu beleuchten, durch die man sie zu erklären sucht. Entschlossen, mich nicht in sterile Discussionen zu verirren oder Lösungen aufzusuchen, die gegenwärtig nur zu Phantastereien führen könnten, glaubte ich doch alle Schwierigkeiten, welche das Studium der fossilen Wesen aufwirft, in ihrer Realität dem forschenden Geiste zeigen zu sollen, der über den äußern Schein hinaus den Grund der Dinge zu schauen sucht."

Diese Worte mögen wol richtig die Aufgabe bezeichnen, welche die Paläontologie heute zu lösen versucht. Unsere Zeit verschmäht deshalb jene herrlichen Arbeiten eines bewundernswürdigen Scharfsinns und einer unausgesetzten Mühewaltung nicht, durch welche Cuvier die Grundmauern der vergleichenden Paläontologie aufführte, die später von seinen Nachfolgern weiter ausgebaut wurden, unter welchen R. Owen den ersten Platz einnimmt; aber sie will weiter hinauf, oder tiefer hinab als diese Vorgänger und an der Hand der gewonnenen Thatsachen und der Evolutionstheorie, welche Darwin begründete, in das Dunkel der wirklichen Verwandtschaft und der Stammesentwickelung ihre Leuchte tragen.

Man darf wol sagen, daß es keine Wissenschaft gibt, welche so sehr die Combinationsgabe, ja die Einbildungskraft des Forschers in Anspruch nimmt als diese Richtung der Paläontologie, die zwar auf der minutiösesten Vergleichung der fossilen Reste unter sich sowol als auch mit den entsprechenden Theilen jetzt lebender Organismen beruht, aber von dieser Grundlage aus sich zu weitern Schlüssen erhebt. Während demjenigen, der sich allzu sehr dem Spiele seiner Einbildungskraft hingibt, mit absoluter Sicherheit das Schicksal des Ikarus vorausgesagt werden kann, läuft auch der Besonnenste Gefahr, an einer der vielen Klippen zu stranden, welche sich auf dem Wege befinden.

Die Unzulänglichkeit des paläontologischen Materials, wie Darwin sich ausdrückte, ist keine leere Entschuldigung, wie manche behaupten wollten, sondern in der That eine nur zu bedeutende Calamität. Alle Reste, welche uns die Vorzeit in den Ablagerungen aufbewahrt hat, sind ja eben nur Reste, deren Weichtheile abhanden gekommen sind. Von den Wirbelthieren sind nur die Skelete, von den Wirbellosen nur die Schalen und harten Theile erhalten. Schon dies ist ein empfindlicher Mangel — aber die Paläontologen sind so genügsam, daß sie den Fund eines vollständigen Skelets bejubeln, als hätten sie das ganze Thier mit Fleisch und Blut vor sich. Meistens sind aber nur einzelne Theile des Skelets erhalten. Ich habe neulich, behufs eines andern Zweckes, die Zahl derjenigen fossilen Eidechsen und Krokodile zu erheben gesucht, deren Füße man genau kennt; es sind nur einige wenige und sie bilden einen ungemein kleinen Procentsatz gegenüber der Zahl derjenigen, von welchen uns die Kiefer oder die Zähne bekannt geworden sind. Ebenso kennen wir von ungemein zahlreichen Säugethieren nur die Zähne oder die Kiefer, vielleicht noch einige Knochen der Fußwurzel,

Digitized by Google

aus welchen dann die Verwandtschaft mit ähnlichen Typen erschlossen und die wahrscheinliche Structur des ganzen Thieres hergestellt werden muß. Aehnlich geht es mit allen übrigen Thierklassen; es gibt nur wenige Typen, wie z. B. diejenigen der Seeigel und Seelilien, bei welchen die durch Versteinerung erhaltbaren Theile zugleich diejenigen sind, welche über die ganze Organisation den ausgiebigsten Aufschluß gewähren.

In diesem Gebiete der unmittelbaren Vergleichung und der aus derselben abzuleitenden Folgerungen sind Cuvier und Owen unbestritten Meister geblieben. Auf ihren Schultern ruht das Gebäude, welches die Nachfolger aufzurichten bestrebt sind; ihre Schriften und Abhandlungen müssen immer aufs neue in Betrachtung gezogen werden, sobald es sich um thatsächliche und in engere Kreise eingezwängte Verwandtschaften und Beziehungen der Typen zueinander handelt.

Ich sage ausdrücklich, wenn es sich um in engere Kreise eingezwängte Beziehungen handelt. Cuvier war es, welcher zuerst das sogenannte „Gesetz der Correlation" aufstellte, dem zufolge ein jeder Organismus eine gewisse Harmonie der einzelnen Bildungen aufweisen müsse, ohne welche er nicht bestehen könne. Die ganze Fassung der Cuvier'schen Nachweise für dieses Gesetz läßt unschwer errathen, daß für Cuvier eine jede Art der Ausdruck einer Stufe in dem allgemeinen, prästabilirten Schöpfungsplane war, den der Schöpfer von Anfang an mit ungemeinem Scharfsinn und sorgfältiger Abwägung aller Ursachen und Wirkungen aufgestellt haben sollte. Ein mit platten Hufen versehenes Thier konnte diesem Gesetze der Correlation zufolge, das wesentlich aus der lebenden Schöpfung abgeleitet war, keine scharfen Eckzähne noch Fleischzähne in den Kiefern besitzen; ein knöcherne Hörner tragendes Thier mußte nothwendig ein Wiederkäuer sein u. s. w. Innerhalb bestimmter Grenzen erwies sich die Anwendung dieses Gesetzes ungemein fruchtbar; die Dickhäuter, Rüsselthiere, Nashörner und ähnliche Typen der ältern Tertiärgebilde fügten sich demselben so, daß Cuvier aus einem einzigen Fersenbeine, einigen wenigen Backzähnen die Verwandtschaft der Thiere darlegen und ihre wahrscheinliche Gestalt restauriren konnte. Aber schon bei Anwendung des Gesetzes auf entfernter stehende Gruppen der Säugethiere zeigten sich bedenkliche Schwächen; viele der scheinbar begründetsten Schlußfolgerungen erwiesen sich als nicht zutreffend oder sogar ganz irrig, sobald spätere Funde Theile der Thiere an das Licht brachten, welche bisher unbekannt geblieben waren, und den Reptilien gegenüber erwies sich das Gesetz als vollkommen haltlos. Heute, wo die Forschungen sich weiter ausgedehnt haben, läßt das Gesetz fast gänzlich im Stiche, sobald es sich um weiter entfernte oder um solche Typen handelt, welche gewissermaßen außerhalb des Bekannten stehen. So sind die hörnertragenden Dinoceraten aus den Tertiärschichten Nordamerikas keine Wiederkäuer und sogar mit scharfen, großen Eckzähnen bewehrt; so habe ich ganz in neuester Zeit nachgewiesen, daß die Structur der vordern Extremitäten von Archäopteryx, welche so prachtvoll entwickelte Schwungfedern tragen, die einen wahren Vogelflügel zusammensetzen, dennoch in keiner Weise mit Hülfe des Gesetzes der Correlation erschlossen werden konnte und daß Owen in der Restauration dieser ihm nur durch einige Bruchstücke bekannten Extremität nothwendig fehlgreifen mußte, obgleich er folgerichtig

Digitized by Google

aus dem Umstande, daß Archäopteryx Beine und Flugfedern eines Vogels besaß, den Schluß gezogen hatte, daß auch das Skelet des Flügels demjenigen des Vogels analog gebaut sein müsse. „Hätte Cuvier", sagt Professor Marsh in einer mir während des Druckes dieser Zeilen zugekommenen Abhandlung ganz richtig, „unzusammenhängende Stücke eines eocenen Tillodonten vor sich gehabt, so würde er die Backzähne einem seiner Dickhäuter, die Schneidezähne einem Nager und die Zehenklauen einem Fleischfresser zugeschrieben haben."

Die Erklärung dieser Abweichungen und Widersprüche findet sich leicht, wenn wir die von Darwin in die Wissenschaft eingeführte Descendenztheorie unsern Anschauungen zu Grunde legen. Jeder Organismus erscheint danach als die Resultante zweier, einander oft bekämpfender Einwirkungen, der Vererbung einerseits, der Anpassung andererseits. Die vererbten Eigenschaften sind das Familiengut, die durch Anpassung erworbenen das persönliche Gut des Inhabers, das wieder durch Vererbung zum Familiengute hinzugefügt werden kann. So werden dann durch die Einwirkungen der äußern Medien, welchen die Anpassung gerecht werden muß, Eigenschaften aufgepfropft, die bei fortdauernder Anpassung in stets auffallenderer Weise sich aussprechen und sehr häufig mit den ursprünglich vererbten Eigenschaften in Widerspruch kommen. Die rudimentären Organe überhaupt, die in den verschiedenen Organismen eine so bedeutende Rolle spielen, sind ein Beweis für diese Ueberwucherung der primitiven Vererbung durch fortgesetzte Anpassung. Gegenüber den Combinationen, welche auf diese Weise entstehen können und wirklich entstehen, kann also das Gesetz der Correlation keine Anwendung finden. Täglich aber werden Typen von versteinerten Thieren und Pflanzen entdeckt, welche in diejenigen Combinationen, wie sie die heutige Schöpfung uns bietet, in keiner Weise passen wollen und die uns so lange als abnorm oder wenigstens sonderbar erscheinen, bis wir die Mittel und Wege entdeckt haben, auf welchen sie zu Stande gekommen sind.

Wenn aber der Satz richtig ist, daß alle Organismen Resultanten von Vererbung und Anpassung sind, so müssen wir auch nothwendig zu der Folgerung gelangen, daß alle Organismen, mögen sie jetzt leben oder früher gelebt haben, directe Nachkommen von Voraltern sind, die vor ihnen auf der Erde existirten. Versteinerte Pflanzen und Thiere, die wir in einer gewissen Schicht finden, müssen also Ahnen besessen haben, die in früher abgelagerten Schichten zu finden sind, wenn ihre Erhaltung überhaupt möglich war; sie können Nachkommen gehabt haben, die sich dann in spätern Schichten finden werden, sie können aber auch ohne Nachkommen zu Grunde gegangen sein.

Diese Erkenntniß bildet, man kann wol sagen, den Angelpunkt der gegenwärtigen paläontologischen Forschung, insofern sich dieselbe von den geologischen Rücksichten losgelöst hat, die wir früher charakterisirten. Man sucht die Beziehungen zu erkennen, welche die versteinerten Arten an und für sich zu andern Versteinerungen und zu den jetzt lebenden Wesen besitzen; man sucht aber namentlich im Bewußtsein, daß es sich hier um materielle, directe Descendenz handelt, zu erforschen, ob diese Arten in genetische Beziehung zu solchen Wesen gebracht werden können, welche in frühern oder spätern Perioden der Erdgeschichte gelebt haben.

Digitized by Google

Haeckel, der seine großen Verdienste um die Wissenschaft durch vorzeitigen, der alten Naturphilosophie nachgebildeten, phantastischen Luftbau ohne genügende thatsächliche Stützen vielfach verdunkelt hat, ist wenigstens im Schaffen bezeichnender Namen oft sehr glücklich gewesen. Die Erforschung der Stammesverwandtschaft, der Phylogenie, liegt jetzt den meisten paläontologischen Forschungen zu Grunde.

Es geht schon aus der Natur der Objecte hervor, daß der experimentelle Beweis der Abstammung eines fossilen Wesens von einem andern niemals erbracht werden kann. Es wird hier immer der auf Homologie gegründeten Schlußfolgerungen bedürfen, um die einzelnen Typen aneinanderzuketten, und diejenigen, welche sich mit der Descendenztheorie überhaupt nicht befreunden können, werden stets die bekannten Einwürfe gegen solche Verkettungen erheben. Man kann niemand beweisen, daß Pferd und Esel, Hund und Wolf von einem gemeinsamen Ahnengeschlechte abstammen, wenn auch die Aehnlichkeiten des Skelets noch so groß, die Zwischenformen zwischen den extremen Angehörigen der beiden Arten noch so zahlreich sein mögen. Je weiter aber diese miteinander zu verbindenden Glieder einer phylogenetischen Kette voneinander entfernt sind, je weniger Zwischenformen bekannt sind, welche die Distanz verringern können, desto gewichtiger werden auch die Einwürfe sein, die erhoben werden können, und desto mehr Recht haben die Kritiker, zu verlangen, daß man die Zwischenräume nicht mit Springstangen übersetze, unbekümmert, ob man vielleicht auf einen falschen Weg gerathen sein könnte.

Man erlaube mir, zur Erläuterung dieser Worte auf einige vielfach erörterte Beispiele kurz hinzuweisen.

Cuvier hatte nachgewiesen, daß unter den sogenannten „Dickhäutern", welche die Umgegend von Paris zur Zeit der Ablagerung der Gipse von Montmartre bevölkerten, Gattungen existirten, welche durch die Bildung ihrer Füße den Tapiren näher standen als andere. Bei den Paläotherien und ähnlichen Gattungen zeigte er, daß die vorhandenen Zehen sich um eine größere Mittelzehe gruppirten, welche dem Fuße seinen wesentlichen Charakter aufdrückte. Andere Gattungen dagegen, wie Anoplotherium und Verwandte, zeigten nicht diese vorwaltende Mittelzehe, sondern eine vorherrschende Neigung, den Fuß symmetrisch zu spalten, sodaß, wie bei den Schweinen, zwei Zehen auf der einen, zwei auf der andern sich fanden, die fünfte aber meist weggefallen war. Während Cuvier diesen Verschiedenheiten im Baue der Füße keine vorwiegende Bedeutung beimaß und die sämmtlichen Hufthiere noch in der gemeinschaftlichen Ordnung der Dickhäuter selbst mit Elefanten zusammenließ, legten seine Nachfolger mehr Gewicht darauf und theilten die Hufthiere in Unpaarzeher (Perissodactylen), welchen die Nashörner und Tapire angehören, während die Paarzeher (Artiodactylen) die Flußpferde und Schweine umfassen. Bald aber mußte man sich durch die fortgesetzten paläontologischen Untersuchungen überzeugen, daß in gewissen Gruppen dieser beiden Ordnungen eine allgemeine Tendenz sich zeigte, die Fußbildung durch Verringerung der Zehenzahl und dieser entsprechende Verschmelzung einzelner Knochen der Beine zu vereinfachen, und je weiter man forschte, desto mehr kam man auf Zwischenformen,

Digitized by Google

welche diese Vereinfachung in thatsächlicher Weise und allmählicher Weiterbildung nachwiesen. So wurde man inne, daß den heutigen einzehigen Pferden Formen vorhergingen, bei welchen zwar nur eine Mittelzehe den Boden berührte, aber zwei kürzere Seitenzehen existirten, welche in Afterklauen endeten; diesen wieder andere mit vollständigen drei Zehen und diesen noch ältere mit vier- und fünfzehigen Füßen, bei welchen die Mittelzehe nur ein geringes Uebergewicht besaß. Dank den großartigen Forschungen der Nordamerikaner, unter welchen namentlich Marsh, Cope und Leidy zu nennen sind, kennen wir jetzt eine vollständige Reihe von Typen, die von den ältesten Tertiärzeiten anfangend bis zu dem jetzigen Pferde in der ungezwungensten Weise sich aneinander anschließen und nicht nur in der Bildung der Füße, sondern auch in derjenigen der Zähne und der ganzen Structur des Skelets die fortschreitende Staffel uns vor Augen führen.

Aehnliche Reihen lassen sich auch bei den Paarzehern nachweisen, wo durch Gruppen, welche Leidy sehr richtig „wiederkäuende Schweine" genannt hat, die Reduction der Füße und der Zähne von Thieren mit vierzehigen Füßen und einem vollständigen Gebisse sich bis zu den Wiederkäuern vollzieht, bei welchen nur zwei Zehen die Erde berühren und die Zahl der Zähne bedeutend verringert ist. Freilich sind die in den Wiederkäuern gipfelnden Reihen nicht so vollständig wie bei den Pferden, aber wenn man auch unter den vierzehigen Dickhäutern der ältern Tertiärschichten nicht mit Bestimmtheit die Ahnen der Kamele, der Moschusthiere, der Antilopen bezeichnen kann, so ist doch die Abstammung im ganzen und die fortschreitende Entwickelung wol keinem Zweifel unterworfen.

So haben wir denn in jeder dieser Ordnungen eine oder mehrere abgeleitete Reihen, die nach einer bestimmten Richtung hin sich entwickelt haben, während andere Gruppen, die von denselben Typen ausgehen, eine solche Ausbildung nicht zeigen. Pferde und Wiederkäuer lassen eine Specialtendenz, wenn ich mich so ausdrücken soll, erkennen, um die größtmögliche Schnelligkeit im Laufe zu entwickeln, während Nashörner, Tapire und Schweine, die demselben Boden angehören, sich nur sehr wenig verändert haben und heute noch im großen Ganzen dieselben Charaktere zeigen, welche sie schon in den ältesten Tertiärschichten aufzuweisen hatten.

Viele Gruppen scheinen uns freilich gänzlich unvermittelt, entweder weil ihre Wurzeln offenbar über die Tertiärzeit hinausreichen und bisjetzt keine Spur von Säugethieren in der unmittelbar vorhergehenden Kreidezeit gefunden wurde, oder aber weil vielleicht diejenigen Lagerstätten noch nicht ausgebeutet wurden, in welchen die Uebergangstypen zu finden sind. So erscheinen uns Fleischfresser, Nager, Fledermäuse u. s. w. als ahnenlose Wesen, weil ihre Stammältern in der Kreidezeit gelebt haben müssen; so wissen wir noch nicht, von welchen in den ältern Tertiärgesteinen gefundenen Säugethieren die erst in den mittlern und obern Tertiärschichten deutlich erkennbaren Nashörner und Flußpferde abzuleiten wären, oder ob diese Stammformen überhaupt noch nicht gefunden sind.

Wir könnten noch eine Menge von unvollständigen Reihen anführen, begnügen uns aber, um auf das Maß von Wahrscheinlichkeit, welches hier in Frage kommt, aufmerksam zu machen, nur noch ein Beispiel anzuführen. Wir können mit Gewißheit sagen, daß die jetzigen zahnlosen Vögel von zahntragenden Reptilien und

Digitized by Google

zwar eidechsenartigen Reptilien abstammen müssen; wir können dies behaupten, weil wir zahntragende Vögel aus der Kreidezeit, befederte und beflügelte Reptilien aus der Jurazeit und auf zwei Vogelbeinen gehende Reptilien aus den noch ältern Schichten des bunten Sandsteins kennen; aber diese uns bekannten Wesen bilden nur einzelne Wegweiser auf einem langen Pfade, dessen Schlängelungen noch unsern Blicken entrückt sind. Diese Wegweiser fehlen oft aber auch ganz. Niemand kann die Typen bezeichnen, aus welchen sich die Seedrachen, wie Ichthyosauren und Plesiosauren, die Flugechsen (Pterodactylen) u. s. w. entwickelt haben mögen, und ebenso wenig können wir ihnen Nachkommen zuschreiben, die aus ihnen sich entwickelt haben mögen. War dies überhaupt der Fall?

Es ergibt sich schon aus diesen Beispielen, daß es vollkommen irrig wäre, wenn man diejenigen Resultate, welche an der Ausbildung einer bestimmten Gruppe gewonnen wurden, nun auch auf andere ausdehnen und behaupten wollte, alle Typen müßten sich in derselben Weise entwickelt haben. Es gibt gewiß Formen, die nur brechen, aber nicht biegen; die sich keiner Veränderung der Lebensbedingungen anpassen und deshalb, wenn eine solche eintritt, zu Grunde gehen; es gibt im Gegentheil andere, welche ein ungemein großes Anpassungsvermögen besitzen und infolge dessen, wie in einem Kaleidoskop, fast beständig ändern. Die Zeit, innerhalb welcher diese Aenderungen vor sich gehen, ist ebenfalls sehr verschieden; während gewisse Typen lange aushalten, dann vielleicht scheinbar plötzlich umschlagen, sehen wir bei andern sehr schnelle Aenderungen und bei noch andern eine höchst langsam erfolgende, durch fast ununterscheidbare Stufen fortschreitende Ausbildung nach gegebenen Zielen. Die einen gestalten ihre Formen erst infolge von Wanderungen oder von Abschließung ihrer Wohnsitze, z. B. auf Inseln, die vom Festlande abgerissen sind; die andern verändern sich in mannichfachster Weise innerhalb kleiner Wohnsitze und kurzer Zeiträume, welche durch die aufeinander lagernden Schichten angedeutet sind. Das überraschendste Beispiel solcher Wandlungen auf beschränktem Raume und in beschränkter Zeit hat Hilgendorf an einer kleinen Schnecke (Paludina multiformis) aus dem Süßwasserbecken von Steinheim in Schwaben nachgewiesen. Alle diese verschiedenen Erscheinungsweisen in Einklang zu bringen einestheils mit den physikalischen Umänderungen in der Gestaltung der Oberfläche, mit dem Wechsel der Klimate, welche die Geologie uns nachweisen kann, und andererseits mit den innern Bedingungen, welche die Organisation der Lebewesen diesen selbst auferlegt, ist demnach die Riesenaufgabe der heutigen Paläontologie, deren Erfüllung stets wieder durch die Unvollständigkeit der Documente und die Unzulänglichkeit der versteinerten Reste beeinträchtigt wird.

Freilich finden diese die geschichtliche Entwickelung der Typen betreffenden Studien eine bedeutende Stütze an der individuellen oder vielmehr Artentwickelung der jetzt lebenden Organismen, oder, um mich der Haeckel'schen Namen zu bedienen, die Phylogenie (Stammesentwickelung) geht Hand in Hand mit der Ontogenie (Artentwickelung). Wenn schon das anonyme Werk eines Engländers („Vestiges of the natural history of creation"), das ich vor jetzt dreißig Jahren unter dem Titel „Natürliche Geschichte der Schöpfung" übersetzte, auf diese Beziehungen hinwies, die der Engländer namentlich aus den Untersuchungen entlehnt, die

Digitized by Google

Agassiz über die fossilen und ich über die Entwickelung der heutigen Fische angestellt hatten, so muß man doch sagen, daß zuerst Dr. Fritz Müller in Desterro (Brasilien) mit voller Schärfe den Satz aussprach, jeder Organismus durchlaufe bei seiner Entwickelung aus dem Ei eine ähnliche Reihe von Phasen, wie sie der Stamm bei seiner Entwickelung durch die Epochen der Erdgeschichte durchlaufen habe. Der Satz ist vollkommen richtig, sobald man das Schwergewicht auf die einzelnen Organe und nicht auf die ganze Organisation legt. Sobald man sich aber in dieser Weise beschränkt, erscheint die Ontogenie von so ungemeinem Gewicht für die Paläontologie, daß man dreist behaupten kann, sie sei deren wesentlichste Stütze, namentlich wenn es sich um höhere Typen handelt. Man kann wol sagen, daß derjenige Forscher, welcher sich heute erfolgreich mit Untersuchungen über die Stammesgeschichte der Wirbel- und Gliederthiere beschäftigen will, nothwendig ein tüchtig durchgebildeter Embryologe sein muß. Vor wenigen Jahren noch würde man über eine solche Behauptung gelächelt haben; heute ist sie selbstverständlich, und dieser Umstand beweist schon allein, welchen ungemeinen Umschwung die Wissenschaft erlitten hat.

Ich will an einem Beispiele klar legen, weshalb ich soeben die Restriction analoger Phasen und die Beschränkung auf einzelne Organe betonte. Alle Fische haben während ihres ganzen Lebens, die Amphibien meist nur während ihres Larvenlebens Kiemen; bei erwachsenen Reptilien, Vögeln und Säugethieren sieht man keine Spur davon. Aber alle diese höhern Wirbelthiere haben im Embryonalzustande Kiemenbogen, die sie später verlieren oder umwandeln, noch ehe sie ausgebildet sind. Wir haben also eine fortschreitende Entwickelungsreihe bei den Embryonen der anfangs kiementragenden, dann kiemenlosen höhern Wirbelthiere, die auch denjenigen Stufen entspricht, welche wir in den ausgewachsenen Thieren erkennen. Aber diese Stufen lassen sich auch in der Paläontologie und in der Erdgeschichte nachweisen. Die ältesten Wirbelthiere sind nur kiementragende Fische; ihnen folgen kiementragende Amphibien und dann erst kiemenlose höhere Wirbelthiere. Das Organ geht somit bei dem Embryo der höhern, weiter entwickelten Thiere analoge Wandlungen durch wie in der Entwickelung des Wirbelthiertypus überhaupt. Dasselbe kann man von dem Skelet, kurz von allen Organen sagen, welche im versteinerten Zustande uns überliefert sind, und wir müssen annehmen, daß dieses Gesetz auch für diejenigen Organe gilt, welche die Paläontologie nicht mehr zu untersuchen im Stande ist.

Folgt nun daraus, daß auch der Organismus im ganzen, als eine aus verschiedenen Organen zusammengesetzte Einheit, analoge Wandlungen durchgeht?

Mitnichten!

Der Kampf um das Leben legt den ausgebildeten Thieren andere Bedingungen auf als den noch in den Eihäuten eingeschlossenen Embryonen; wenn auch jedes einzelne Organ sich nach gemeinsamen Regeln entwickelt, so wird doch das Zusammenwirken derselben und ihre relative Ausbildung zueinander himmelweit verschieden sein. Das ausgewachsene Kiementhier muß sich ernähren, sich fortpflanzen; um dies zu können, muß es ausgebildete Geschlechtswerkzeuge, functionsfähige Sinnesorgane, ein zur Auffassung der Sinneseindrücke befähigtes Nervensystem,

Digitized by Google

eine schützende Hautorganisation haben — kurz, es muß die zum Kampf um das Leben nöthigen Organe ausgebildet haben, wenn es mit seinen Kiemen überhaupt existiren soll. Der Embryo dagegen bezieht weder Nahrung noch Sinneseindrücke von außen her; er ist noch nicht im Stande, sich fortzupflanzen; der Darm mit seinen Nebenorganen, das Nervensystem und die Sinnesorgane, Skelet, Muskeln und Haut werden also bei ihm vielleicht nur erst angelegt sein und jedenfalls noch unfähig, zu functioniren, wenn er schon Kiemenbogen und Kiemenspalten besitzt. Ein kiementragender Embryo gleicht durch diese Bildung einem Fische, aber er ist kein Fisch und wird niemals einer werden. So hat der Vogelembryo einen Fuß, der durch die Anlage der verschiedenen provisorischen Knorpeltheile einem Reptilienfuße gleicht und damit auch documentirt, daß sich der Vogelfuß aus dem Reptilienfuße entwickelt hat; aber damit ist es doch kein Reptilienfuß; denn solange er auf diesem Stadium verharrt, ist der Fuß nicht zu brauchen und der Vogelembryo selbst nicht auf einer Stufe, wo er ihn brauchen könnte. Durch diese Verschiebungen der Entwickelung können auch bei erwachsenen Thieren die seltsamsten Combinationen eintreten. Um nur ein Beispiel anzuführen, so besitzen die Lungenfische (Dipnoi), zu denen das merkwürdige, seit der Trias in Australien fortlebende Genus Ceratodus gehört, ein durchaus embryonales Skelet mit knorpeliger, ungetheilter Wirbelsäule (Chorda) und knorpeligem Schädel, während sie durch gleichzeitige Kiemen- und Lungenathmung sich den Fischmolchen nahe stellen.

So müssen wir denn anerkennen, daß neben den allgemeinen Entwickelungsgesetzen der Organe, welche in der Phylogenie und in der Ontogenie gleiche Geltung haben, noch für jeden Typus specielle Richtungen bestehen, nach welchen die einzelnen Organe in ihrer Zusammenstellung ausgebildet werden, und daß gerade diese Specialrichtungen durch die Aufhäufung der erworbenen Charaktere sich zu erblichen Tendenzen entwickelt haben, welche dem Organismus als Ganzem ihren Stempel aufdrücken.

Die Verkennung dieser so wichtigen Verhältnisse hat uns gerade in der letzten Zeit so viele Verirrungen einer ausschweifenden Phantasie gebracht, und Aufgabe der heutigen Paläontologie ist es, durch genaue, auf Thatsachen gegründete Analyse und Kritik zu scheiden, was der einen und der andern Richtung angehört.

In der Verfolgung dieser Studien findet sich nun ein Gebiet, welches jetzt erst als Arbeitsfeld für die Paläontologie auftaucht, wo die Untersuchungen über die Wanderungen der vorweltlichen Organismen zusammentreffen mit den Forschungen über ihre Stammesherkunft und zugleich eine Lösung der letzten Fragen sich vorbereitet, welche die Wissenschaft überhaupt sich stellen kann. Man erlaube mir, um diesen etwas mystisch klingenden Satz zu erläutern, noch einmal auf die Phylogenie des Pferdes, von welcher ich schon sprach, zurückzugreifen.

Die Reihe ist, wie schon gesagt, in Amerika vollständig. In den tiefsten Tertiärschichten findet sich dort ein Thier, Eohippus, kaum größer als ein Fuchs, mit vollständigen vier Zehen vorn und hinten und den Rudimenten einer fünften Zehe, dessen Zähne schon den Pferdecharakter bekunden. Ihm folgt in den obern Eocenschichten Orohippus, an dessen Vorderfüßen die fünfte Zehe verschwunden, die vierte Zehe verkürzt ist, während der Hinterfuß nur drei Zehen besitzt. Folgt

Digitized by Google

im untern Miocen eine weitere Stufe, Mesohippus, wo die vierte Vorderzehe sehr verkürzt ist. So weit hat Amerika bisjetzt die ältesten Stufen allein und wir suchen noch in unserm Continent entsprechende Ahnen unter den mit Paläotherium verwandten Geschöpfen, ohne sie bestimmt bezeichnen zu können, da wir von den meisten Gattungen nur Zähne, nicht aber die Füße kennen. Von nun an aber ändert sich die Sache. Im mittlern Miocen findet sich in Amerika Miohippus, in Europa Anchitherium; beide haben drei vollständige Zehen an allen Füßen, mit vorwiegender, dickerer Mittelzehe und ein winziges Rudiment eines vierten Fingers am Vorderfuße. In den Grenzschichten zwischen Miocen und Pliocen lebten in Amerika Protohippus, in Europa Hipparion, beide Gattungen ausgezeichnet durch drei Zehen an beiden Füßen, wovon aber nur die mittlere den Boden berührt, während die beiden andern in der Luft schweben als Afterklauen. Dann folgt im Pliocen Amerikas Pliohippus, wo diese beiden Afterzehen keine Hufe mehr tragen, und endlich in den Diluvialschichten beider Continente die heutige Gattung Equus, wo diese Zehen ganz unbedeutende, stiletförmige Anhänge der großen Mittelzehen geworden sind.

Die Reihen setzen sich also in beiden Continenten von den mittlern Tertiärschichten an fort ohne Unterbrechung; in Amerika starb der ganze Stamm mit den Diluvialschichten aus, in Europa blüht er noch heutzutage und eine seiner Arten, das Hauspferd, hat sich durch den Menschen wieder über die ganze Erde verbreitet.

Doch dies ist eine Frage von geringerer Bedeutung; die Hauptfrage ist, wie müssen diese Parallelreihen, die sich seit dem Miocen documentiren, angesehen werden? Voneinander unabhängig waren sie jedenfalls seit dem Miocen; Hipparion ist ebenso gewiß Nachkomme von Anchitherium, wie Protohippus von Miohippus, und das Diluvialpferd des alten Continents kann mit derselben Sicherheit von Hipparion abgeleitet werden, wie das amerikanische Diluvialpferd von Protohippus. Beide Reihen laufen also hüben und drüben in derselben Gattung Equus zusammen. Die Arten sind verschieden; das krummzähnige Diluvialpferd Amerikas (Equus curvidens) unterscheidet sich von dem europäischen, aber es gehört derselben Gattung Equus an und unterscheidet sich weniger von den übrigen europäischen Arten, als Miohippus sich von Anchitherium, Protohippus sich von Hipparion unterscheidet.

Die einfache Betrachtung dieser Reihen lehrt uns also, daß gleichartige Wesen von verschiedenen Richtungen aus sich entwickeln können.

Wollten wir diese Schlußfolgerung nicht gelten lassen, so müßten wir beständige Wanderungen zwischen beiden Continenten annehmen, die offenbar aus andern Gründen nicht stipulirt werden können.

So drängt sich denn auf diesem Gebiete die Frage nach dem Ursprunge der verschiedenen Stämme und Wurzeln auf, von welchen aus die Organismen sich entwickelt haben.

Haeckel hat bekanntlich mit äußerster Consequenz den Standpunkt festgehalten, daß jeder Stamm auf eine einzige Urform zurückzuführen sei; die Stammbäume seines ganzen monophyletischen Systems beruhen auf der Annahme, daß ein Urwurm, ein Urwirbelthier u. s. w. sich aus niederer Wurzel hervorgebildet, in seinen

Digitized by Google

Nachkommen sich immer mehr zu Urfischen, Uramphibien, Urreptilien specialisirt, und daß jeder dieser secundären Urtypen sich wieder weiter divergirend entwickelt habe. Da nun ein solches Urthier nur an einem bestimmten Orte entstanden sein kann, so führt dann folgerichtiges Denken auch zu der Annahme, daß diese Abkömmlinge durch Wanderungen sich nach und nach, stets in ihrer Specialisirung fortfahrend und in zahlreiche Arten sich zerspaltend, über die Erde ausgebreitet haben.

Man kann sagen, daß diese monophyletische oder monochthone (einstammige und einortige, um es deutsch auszudrücken) Anschauung jetzt schon in ihrer Exclusivität gründlich beseitigt ist, daß man die Entstehung der Typen aus einer einzigen Wurzel und an einem einzigen Orte nur dann annehmen kann, wenn sie wirklich bewiesen ist. In einem Aufsatze, der die neuern Forschungen über die Thierwelt in den Alpenseen und deren Modificationen behandelt, sagt von Ihering: „Von den ältesten, zur Gasträa hinführenden Formen leitet Haeckel die sämmtlichen höhern Typen ab, wobei er wieder für jede einzelne größere Gruppe des Systems eine einzige Art als Ausgangspunkt voraussetzt. Und wie hier für die Typen, Klassen u. s. w. je ein einheitlicher Ursprung angenommen wird, so lassen auch Darwin, Weismann u. a. jede einzelne Art nur ein einziges mal und an einem einzigen Orte entstanden sein. Diese Auffassung nun, soweit sie sich wenigstens auf den Ursprung der Arten bezieht, ist durch die besprochenen Forschungen beseitigt. Pisidium Foreli (eine kleine Süßwassermuschel), welches sowol im Bodensee als im Genfersee in der Tiefenregion lebt, hat sich in jedem See selbständig von Pisidium nitidum (einer am Strande lebenden Art) abgezweigt. Ja noch mehr! Es liegt nicht der mindeste Grund vor, anzunehmen, daß in jedem einzelnen See die Bildung der gesammten Tiefsee-Thierwelt sich mit einem male und gleichzeitig vollzogen habe; es wird sich vielmehr jedesmal, sobald ein befruchtetes oder trächtiges Pisidium in die Tiefe verschlagen wird, mit ihm derselbe Umbildungsproceß wiederholen können und gewiß auch oft wirklich wiederholen."

Was aber von den Arten gilt, muß auch von den größern Gruppen gelten. Ich habe oben die Reihen der Pferde erwähnt; Marsh hat nachgewiesen, daß die Zahnvögel der Kreide, von welchen die heutigen Vögel abstammen, weit größere Verschiedenheiten unter sich zeigen als die heutige gesammte Vogelwelt; ich habe schon längst darauf aufmerksam gemacht, daß der Parasitismus ursprünglich sehr fern voneinanderstehende Typen einander nähert. So wird man dann mehr und mehr zu der Ueberzeugung kommen, daß neben der Spaltung in abgeleitete Formen, worauf Darwin und seine meisten Nachfolger bisjetzt allein abstellten, auch wieder eine Zusammenbeugung der Typen stattfinden kann, welche aus verschiedenen Wurzeln abgeleitete Formen erzeugt, die sich stets mehr und mehr nähern und schließlich uns jetzt als einheitliche erscheinen. In diese Mannichfaltigkeit, welche der grübelnden und starren Systematisirung freilich sehr störend entgegentritt, Licht zu bringen, ist die Paläontologie vor allem berufen.

Zum Schlusse dürfen wir noch einer Anwendung der so gewonnenen Kenntnisse gedenken. Die heutige Schöpfung mit ihrem Gewirr von Formen kann nicht verstanden werden, ohne daß man die Geschichte ihrer Ahnen zu Hülfe ruft; ebenso

Digitized by Google

wenig ist es aber auch möglich, die Vertheilung der Floren und Faunen, die Vergesellschaftung dieser Formen und ihre geographische Verbreitung zu begreifen, wenn man die Beziehungen zu den Ahnen und deren Wanderungen vernachlässigt. Wallace in seinem vortrefflichen Werke über die geographische Verbreitung der Thiere, Saporta in seinem ganz neuerdings erschienenen Buche über die Pflanzen vor dem Auftreten des Menschen haben in dieser Beziehung weite Gesichtspunkte eröffnet, die jedenfalls zu fernern Untersuchungen Anregung geben werden. Die Stammesgeschichte der jetzt lebenden Thiere einerseits, die frühere Vertheilung von Land und Wasser andererseits gewähren hier Lösungen von Räthseln und Aufklärungen über Thatsachen, die wir auf anderm Wege vergeblich suchen würden. Wenn wir Australien z. B. mit Ausnahme einiger Fledermäuse und Mäuse, die auf mehr oder minder zufälligem Wege eingeführt sein können, nur von Beutelthieren bewohnt sehen, welche die niedersten Formen der Säugethiere und zugleich die ältesten sind, da wir deren Spuren bis in die Zeiten der Trias, des Keupers hin verfolgen können, so dürfen wir mit vollkommener Sicherheit schließen, daß Australien schon vor der Entwickelung der placentalen Säugethiere, also jedenfalls seit der Kreidezeit, wenn nicht schon früher, von allen übrigen Erdtheilen durch Meeresstrecken getrennt war, welche für die Säugethiere und deren Verbreitung unübersteigliche Hindernisse in den Weg legten. So werden wir, wie ich vor kurzem nachgewiesen habe, durch ähnliche Verhältnisse gezwungen, anzunehmen, daß Madagascar wenigstens seit Beginn der mittlern Tertiärperiode, seit dem Miocen, von dem Festlande getrennt war, während andererseits dieselben Verhältnisse uns darthun, daß England erst nach der jüngsten Tertiärperiode sich vom Festlande löste und die Straße von Gibraltar erst in derselben Zeit durchgerissen wurde.

Ich gebe mich der Hoffnung hin, meinen Lesern durch die vorstehenden Zeilen bewiesen zu haben, daß die Paläontologie ein selbständiger Wissenschaftszweig geworden ist, in welchem alle biologischen Wissenschaften nicht nur, sondern auch die zoologischen Forschungen convergiren. Die Zoologie mit ihren besondern Doctrinen, wie besonders vergleichende Anatomie und Embryologie, die Botanik mit ihren einzelnen Zweigen, die sämmtlichen zoologischen Forschungen finden hier nicht nur unzählige Anhaltspunkte, sondern sie erhalten ebenso viel Licht, als sie abgeben. Bisjetzt hat man, selbst in den größten Universitäten und Lehranstalten, die Paläontologie nur als einen untergeordneten Zweig der Geologie behandelt. Unsere Zeit verlangt gebieterisch, daß sie auf eigene Füße gestellt, um ihrer selbst willen betrieben, gelehrt und gelernt werde, und man kann dreist behaupten, daß dieses Bedürfniß von der nächsten Zukunft anerkannt werden wird, wenn man sich jetzt auch noch so sehr dagegen sträubt.

Digitized by Google

Hans Makart.

Von

Friedrich Pecht.

Es gibt auf der Welt doch nichts so Bezauberndes wie der Anblick einer wahrhaft genialen Kraft: wir meinen eine jener angeborenen, urwüchsigen Begabungen, denen das Produciren als selbstverständlich gilt, die das Größte und Ueberraschendste mit derselben Leichtigkeit schaffen, mit der wir andern essen und trinken oder gehen. Eine Kraft, die, obwol absolut neu und eigenthümlich in ihrer Auffassung wie in der Wahl ihrer Mittel, dennoch die Gesetze aller Production so in sich trägt, daß sie dieselben überall in ihrem Wirken vollkommen rein darstellt, ohne sich je viel um dieselbe bekümmert zu haben, eins jener Talente, bei denen alles Inspiration ist, an deren eigenster Natur Studium, Erfahrung, Theorie wenig zu ändern, das sie nur zu entwickeln, zu bereichern vermögen.

Sind diese wunderbaren Organisationen die geborenen Führer und Herrscher in ihren Gebieten, denen sich alles instinctiv unterordnet, denen jeder schon darum folgt, weil er sie nicht überholen kann, so bleiben sie doch die Kinder ihrer Zeit und Nation, sind nur der höchste und vollendetste Ausdruck beider. Jede ist darum stets im eminenten Grade national; oder wer wäre englischer als Shakspeare, deutscher als Goethe? Die aufsteigenden Völker unterscheiden sich von den herabsinkenden nur dadurch, daß sie dieses letzte und höchste Vermögen der Menschheit hervorbringen, während diese dazu nicht mehr im Stande sind. Es gibt vielleicht nichts, was den Glauben an die Zukunft unsers Volkes so zu stärken vermöchte, als daß jene Urkraft gerade jetzt bei uns in einigen so durchaus merkwürdigen Individuen aufgetreten ist. Suchen wir nun eine solche geniale Begabung auf dem Felde der Politik, der Staats- und Kriegskunst, so brauche ich die beiden großen Männer, welchen unsere Nation ihre Wiedergeburt verdankt, ja nicht erst zu nennen; daß wir aber im Reich der Kunst nicht minder ein solches Paar besitzen: Richard Wagner und Hans Makart, das wird ja von vielen heute noch bestritten. Und doch könnte man ebenso gut bestreiten, daß die Sonne leuchtet, das Feuer brennt. Der Zufall hat es gewollt, daß ich Gelegenheit hatte, die Jugend beider Männer und ihre Entwickelung im interessantesten Stadium jahrelang in nächster Nähe zu beobachten, und beim letztern sogar einigen Einfluß auf sein Schicksal zu äußern, vor allem aber hier durch meine eigene künstlerische Bildung in der Lage war, genauer sehen zu können als die meisten andern. Das Resultat dieser Gunst des Geschicks will ich hier flüchtig skizziren.

Digitized by Google

Ich sage Gunst des Geschicks. Oder wer hätte nicht schon in unsern Tagen Herrn Moritz Busch beneidet, daß er sechs Monate lang täglich Zeuge sein konnte, wie deutsche Geschichte gemacht ward? Nun, wie sich ein Stück deutscher Kunsthistorie abwickelte, das konnte ich nicht nur sehen, sondern ich hatte auch sofort die bestimmte Empfindung, daß das hier der Fall sei, eine Erkenntniß, die demjenigen, der nicht selber Künstler ist, denn doch versagt bleiben dürfte, und mir z. B. bei Wagner aus Mangel an musikalischer Bildung durchaus nicht aufging, obwol ich seinerzeit den „Rienzi" wie den „Fliegenden Holländer" entstehen sah.

Wenn ich nun im Verlaufe eines langen Lebens aus Neigung und Beruf gleich häufig Gelegenheit hatte, die Entwickelung unzähliger halber und ganzer künstlerischer Talente zu beobachten, so ist mir doch nie auch nur entfernt eine so merkwürdige Begabung erschienen wie die Hans Makart's. Schon um ihrer Einseitigkeit halber; denn während die Talente zweiten und selbst ersten Ranges sich gewöhnlich eine mannichfache und reiche Bildung anschaffen, besaß Makart außerhalb seines Faches eigentlich gar keine, und ich fürchte sehr, daß er bis heute z. B. selbst mit der Orthographie auf dem gespanntesten Fuße steht, von Arithmetik nur sehr unbestimmte Begriffe hat, von Philosophie, Geschichte und andern schönen Dingen ganz abgesehen, um die er sich nie oder nur spät gekümmert. Nichtsdestoweniger ist der Instinct des Genies auch hier überall bei ihm so stark, das reichste Leben und der beständige Umgang mit bedeutenden Menschen haben ihn so rasch erzogen, daß wir in seinen Werken überhaupt nicht nur eine ganz bestimmte Weltanschauung, sondern auch überall, wo er historische Zustände schildert, oft das merkwürdigste Verständniß derselben wie die bewunderungswürdigste Fähigkeit wahrnehmen, sich in die entlegensten Zeiten und Sitten zu versetzen. So offenbarte er schon in seiner frühesten Zeit z. B. ein Verständniß Shakspeare's, um das ihn die tiefsten Kenner des großen Briten hätten beneiden dürfen. Sind doch sein Falstaff, seine Kleopatra ebenso wunderbar verstanden als seine Schilderung des altvenetianischen Lebens in der Caterina Cornaro, des flamändischen in Karl V. Das war nun die reinste Intuition, und sicher hat er sich diese Dinge, wenn überhaupt, erst viel später begrifflich klar gemacht, als er sie lebendig vor sich sah. Denn wie reich dieser Mann auch begabt sei, so gehört doch die Sprache nicht zu den Talenten, welche Mutter Natur ihm verliehen; seine berühmte Schweigsamkeit beruht großentheils auf seinem Ungeschick, dieselbe zu handhaben, obwol er uns auch da, wenn er einmal warm geworden, durch die Schärfe seiner Bemerkungen oft überrascht und beweist, daß er viel und tief nachsinnt. Nur nicht in der Form der Abstraction: Makart's Denken ist durchaus Schauen, er hat wunderbar überraschende, ja durch Scharfsinn und Bestimmtheit wahrhaft blendende Vorstellungen über die Dinge dieser Welt, aber keine Gedanken; wenigstens wird ihm der Ausdruck derselben schwer, und er ist auffallend unbeholfen darin. Ja selbst die Seite des Gemüths ist bei ihm, wenn auch unzweifelhaft vorhanden, doch sehr gegen die Ausbildung der Phantasie und der Sinne zurückgetreten.

Wie entsteht nun eine Natur von so bewunderungswürdiger Kraft der Einseitigkeit? Hier muß ich freilich gleich eine Einschränkung machen und behaupten, daß wir alle, die wir uns universeller Bildung rühmen, meist noch viel einseitiger

Digitized by Google

entwickelt sind als Makart, nur eben nach der Verstandesseite hin, wie er nach der Seite der Anschauung. Wir haben unzählige Philosophen und sonstige Gelehrte, Juristen und Staatsmänner, die in Bezug auf die Beobachtung der sinnlichen Erscheinung, ja nach der künstlerischen Seite hin überhaupt weit ungebildeter, unendlich barbarischer sind als Makart nach der Seite der begrifflichen Abstraction, ohne daß das irgend auffiele, weil sie eben das Instrument der Sprache vorzugsweise ausgebildet haben und nun auf dem Fahrzeug der Phrase mit Leichtigkeit über alle Untiefen ihres Wissens und Verstehens hinwegsegeln. Makart fällt nur darum auf, weil er in seiner Jugend das außerordentliche Glück hatte, mit der modernen Verstandescultur, oder vielmehr mit dem geisttödtenden Formalismus moderner Erziehungsweisheit ganz verschont zu bleiben. Durch wunderbare Fügung des Geschicks ist er aufgewachsen ohne Schulmeister, wie einer jener großen Künstler der Renaissance, und da er zufällig auch ihre Begabung hatte, so ist er jetzt auch ein solcher geworden, zu unserm und seinem Besten.

Hans Makart ist am 29. Mai 1840 in Salzburg geboren, wo sein Vater Zimmeraufseher in jenem herrlichen Lustschlosse Mirabell war, das durch die geschmackvolle Pracht seiner Ausstattung im üppigsten Stile des vorigen Jahrhunderts, wie durch seine reizenden Gartenanlagen inmitten der herrlichsten Natur gleich berühmt ist. Der Knabe erhielt also schon im zartesten Alter jene Eindrücke des sinnlich Schönen, des Glanzes und der Pracht, wie er sie später so vollendet wiederzugeben lernte; seine Phantasie füllte sich mit einem Reichthum an Farben und Formen, den er, wenn er in einem norddeutschen Dorfe geboren wäre, niemals hätte entwickeln können. Ueberdies war das künstlerische Talent in der Familie traditionell. Der Vater wie ein Bruder desselben, welcher Pfarrer in Tirol war, zeichneten und malten mit Leidenschaft; ein Bruder der Mutter, der Onkel Büssemeyer, Schloßverwaltungscontroleur in der kaiserlichen Residenz, hatte viel decoratives Talent, zeichnete und malte Wappen, machte kalligraphische Arbeiten und andere solche Dinge, durch die er früh viel Einfluß auf den Knaben gewann. Da die Mutter auch eine kleine Anstellung in der kaiserlichen Residenz hatte, so kam Makart immer dahin und begeisterte sich vorzugsweise für die dortigen Fresken, wie er denn auch heute noch mit Entzücken von diesen Schlössern spricht. Der phantasievolle und leichtlebige, allgemein beliebte Vater, der, ein ganzer Oesterreicher, nur an Genuß dachte, kam, viel in jeder Art verbrauchend, darüber zuletzt in Conflict mit seinem Amte und ging 1848 plötzlich in die weite Welt, wo er verschollen ist. Auf der armen Mutter lag jetzt die ganze Last der Erziehung der Kinder, die sie nach ihrer Art betrieb, indem sie dieselben, wie es scheint, einfach machen ließ, wozu sie Lust hatten, und nur dafür sorgte, sich ihre Liebe zu erhalten. Das gelang ihr nun bei ihrem Hans vortrefflich, der noch immer sehr an ihr hängt und sie längst zu sich genommen hat. Er soll ein unendlich harmloses Kind gewesen sein, das sich, im Schloßhofe sitzend, ganze Tage damit vergnügen konnte, aus einem Häufchen Sand Schlösser und Paläste zu bauen. Dieser Bautrieb war so stark in Makart, daß er fast lieber Architekt als Maler geworden wäre, und einst, als Semper berufen worden war, in München ein Festtheater

Digitized by Google

zu bauen, ganz im stillen auch Pläne dazu machte, die mich durch ihre Genialität nicht wenig überraschten. Dafür lernte er jetzt zunächst in der Schule gar nichts, schon weil er immer hinter ihr herumlief und vorzog, in der so malerischen Stadt oder in der paradiesischen Gegend herumzuschweifen, was die Mutter sehr natürlich fand. Still und in sich gekehrt, ein Träumer, wie er es noch ist, galt er sehr lange eigentlich als eine Art „Trottel" und war der Schrecken aller klugen Vettern und weisen Basen; selbst noch als er in die höhern Klassen der Schule kam, obwol er dort beim Zeichenunterricht alsbald seine Mitschüler weit überragte und sie besonders durch sein grenzenloses Formgedächtniß in Erstaunen versetzte, da er alles, was er anscheinend auch nur flüchtig gesehen, sofort mit allen Einzelheiten, wenn auch vorläufig noch ungeschickt, doch immer höchst eigenthümlich wiederzugeben vermochte. Glücklicherweise war der Lehrer J. Mayburger ein wirklich gebildeter Künstler, der rasch auf das große Talent des Knaben aufmerksam wurde und dasselbe in aller Weise förderte. Er vermittelte ihm auch bald mancherlei Unterstützung, ja verkaufte schon früh Arbeiten von ihm an allerhand hohe Personen, sodaß Makart noch mit vieler Liebe an ihm hängt. Auch dem Onkel Büssemeyer mußte er jetzt viel bei seinen kalligraphischen Kunststücken helfen und durfte sich dafür beständig in den Schlössern herumtreiben.

Als er auf diese Weise allmählich 16 Jahre alt geworden, beschloß die Familie, vorzüglich auf Mayburger's Betrieb, ihn Künstler werden zu lassen, um so mehr, als der zerstreute, einsilbige und unpraktische Mensch zu allem andern völlig unbrauchbar erschien. Mit einem Stipendium und Zeugnissen ausgerüstet ging er also nach Wien an die Akademie, wo er aber von den dortigen Pedanten bald als „talentlos" wieder weggeschickt ward, weil er sich in ihre geistlosen Forderungen absolut nicht zu fügen wußte, sondern vorzog, in den Sammlungen herumzuschweifen, Rubens und die Venetianer dort zu studiren und nebenher auch seine Phantasie mit den Genüssen der Hauptstadt zu füllen. Denn daß bei diesem Leben, welches der Phantasie sehr viel, Verstand und Gemüth wenig bot, sich allmählich eine glühende Sinnlichkeit in ihm entwickelte, ist bei einer so reichen Natur selbstverständlich. Sieht man indessen die Zeichnungen, die er damals schon machte, so kann man nur erstaunen über das Armuthszeugniß, das sich die Kunstanstalt an der blauen Donau mit ihrem Consilium abeundi ausstellte. Natürlich war es ein schrecklicher Schlag für ihn; denn jetzt, als er zu Fuß in größter Armuth heimkehrte, hatten alle diejenigen recht, die ihn von je für einen Taugenichts gehalten. Er aber ward nun immer in sich gekehrter und verließ die Wohnung der Mutter in der Residenz oft tagelang nicht mehr.

Um diese Zeit kam glücklicherweise der geschickte münchener Landschaftsmaler Schiffmann auf einige Zeit nach Salzburg und heirathete sogar in die Familie. An ihn schloß sich jetzt Makart an. Jener gewann bald großes Interesse für den jungen Menschen, gab ihm den ersten Unterricht im Oelmalen und vermittelte bei der Verwandtschaft, daß man noch einen Versuch mit ihm in München machen sollte, wohin er ihn alsbald entführte, nachdem er ihm eine Unterstützung von 100 Fl. beim Erzbischof Tarnoczki verschafft. Schiffmann nahm ihn nun in sein eigenes Haus auf und brachte ihn zu Piloty, der ihn aber, obwol sein Talent rasch

Digitized by Google

erkennend, doch wegen Ueberfüllung der Schule nicht gleich in dieselbe eintreten lassen konnte: dies wurde ihm erst nach zwei Jahren möglich. Diese beiden Jahre, in denen Makart nun ganz auf sich selbst und Schiffmann angewiesen war, wurden aber für ihn entscheidend. Der letztere, überhaupt ein sehr gebildeter Mann, war auch leidenschaftlicher Kunstkenner, Sammler von Geräthen, Waffen, Costümen, und steckte Makart alsbald mit dieser Liebhaberei an, der nun am Tage in den Museen unermüdlich die Alten studirte und abends Pausen nach Ornamenten, Architekturen, Costümstücken machte, oder eigene Compositionen zeichnete, während classische Dichter, vor allem Shakspeare, oder Geschichtswerke u. dgl. vorgelesen wurden. Was er von Bildung besitzt, dazu hat er in dieser Zeit den Grund gelegt. Hier entstand auch schon sein erstes Oelbild, ein Stillleben, dann ein Tilly nachts auf dem Schlachtfelde, welche beide der getreue Mayburger sofort an den salzburger Kunstverein und an die verwitwete Kaiserin verkaufte. Ferner zwei lebensgroße Porträts des Onkels und seiner Frau, die sich bereits durch die große und malerische Auffassung im Geschmack des Rubens auszeichnen.

Der außerordentliche Vortheil dieses zweijährigen Aufenthalts bei Schiffmann bestand darin, daß Makart sich hier mit seinem grenzenlosen Talent bereits eine ganz selbständige, zumeist den Alten entlehnte Kunstanschauung, nicht minder eine eigenthümliche Maltechnik bildete, die er nie mehr aufgab, selbst als er dann später 1861 in die Piloty'sche Schule eintrat. Im Gegentheil formte er bald durch sein Beispiel die Ueberlieferungen der Schule um. Diese war damals auf ihrem Höhepunkte, und ihre aus aller Herren Ländern zusammengeströmten Schüler bildeten eine Art von Sekte, die nicht nur ihr eigenes Kunst-, sondern auch Moralsystem ausbildete, das mit dem landläufigen jedenfalls weniger Aehnlichkeit hatte als mit dem des Epikur.

In dieser Umgebung fiel mir eines Tages bei einem Besuche, den ich dort 1863 machte, neben dem Böhmen Max ein blasser, klein, aber sehr zierlich gebauter junger Mann mit üppigen schwarzen Locken und so dunkelglühenden Augen auf, wie ich sie seit denen Ludwig Tieck's und Paul Delacroix' nicht mehr gesehen. Er malte an einem Lavoisier, der noch im Gefängniß seinen chemischen Untersuchungen nachging. Mit den Arbeiten der übrigen Schüler und der greifbaren, gemeinen Deutlichkeit aller Dinge auf denselben hatte dies dünn hingetuschte Rembrandt'sche Nachtstück gar nichts gemein; keine nüchterne Abschrift der Natur, sondern durchaus idealistisch aufgefaßt, war es eine freie Farbenphantasie. „Der hat ein merkwürdiges coloristisches Talent, der wird noch von sich reden machen", sagte mir Piloty, als wir das Zimmer verlassen; ich aber, ohne weiter viel darauf zu geben, konnte doch die glutvollen Schlangenaugen nicht mehr vergessen und nannte darum zum ersten mal seinen Namen öffentlich, weil er mir durchaus den Eindruck einer genialen Natur gemacht.

Ein Jahr später stellte er schon ein kolossales Bild aus, eine „Siesta" betitelte Nachmittagsunterhaltung vornehmer venetianischer Adelsgesellschaft in einer Villa an der Brenta, die bereits das allgemeinste Aufsehen erregte. Zunächst durch die grenzenlose Kühnheit der Mache, dann durch den coloristischen Idealismus, der sich in dieser Production mit wahrhaft bezaubernder Glut und Energie aus-

Digitized by Google

prägte. Obgleich hier mehr als irgendwo sonst an die Venetianer anlehnend, erschien Makart doch ganz selbständig. Vor allem, und darin lag die ungeheuere Neuerung, war das Bild, der sonst so peinlichen Modellmalerei der Schule entgegen, eine völlig freie Schöpfung der Phantasie; von unmittelbarer Naturnachahmung trug es keine Spur, wie denn Makart ihrer auch heute noch nicht recht fähig ist und ihm daher eigentliche Porträts selten gelingen.

Hier konnte ich also dem jungen Künstler zum ersten mal den Tribut der öffentlichen Anerkennung zollen und mit voller Ueberzeugung ihm eine große Zukunft voraussagen; denn wie viel talentvolle Künstler auch schon aus der Piloty'schen Schule hervorgegangen — ich erinnere nur an Th. Schütz, Ferd. Piloty, F. Wagner, Liezenmayer, Grützner, Lenbach —, so war dieser doch zweifellos der weitaus begabteste. Mit dem zuletzt genannten machte er nun alsbald eine Reise nach London zu jener berühmten historischen Ausstellung von 1863, wo beiden besonders die Porträts von Reynolds einen großen Eindruck hinterließen. Auf dem Rückwege besuchte er dann noch Paris zum ersten mal, begann überhaupt jenes nomadisirende Leben, das seiner künstlerischen Sprache bald den so ganz kosmopolitischen Stempel aufdrückte, sie im Verein mit seinem Idealismus und seiner starken Subjectivität in so scharfen Gegensatz zur bisherigen realistischen, ganz an ihre Umgebung gebunden stellte.

Die nächsten Jahre nun wurden nur meist kleinern Arbeiten gewidmet: so entstand vor allem jener Falstaff, der von den lustigen Weibern zu Windsor in den Wäschkorb gepackt wird; ein Bild voll bezaubernder Heiterkeit und Anmuth, wo zugleich die Charakteristik des dicken Ritters so meisterhaft gelang, wie das eben nur der reinsten Inspiration des Genies möglich ist. Außerdem malte er eine Leda, mehrere Porträts, den Ritter mit den Nixen nach Heine und unzählige meist höchst geniale Skizzen zu Compositionen, Perlen, die er leider mit großer Achtlosigkeit verschleuderte. Dann als Frucht der ersten Reise nach Italien eine herrliche Cypressenlandschaft: Erinnerung an die römischen Ruinen, die er 1867 zur Ausstellung nach Paris schickte, wo sie aber, hoch gehängt, kaum beachtet ward, obwol sie voll traumhaft-schwermüthigen Reizes sicherlich die orginellste und poetischste Schöpfung dieser Gattung auf der ganzen Ausstellung war.

Man bilde sich nur nicht ein, daß es selbst dem größten Talent so leicht werde, durchzudringen, wenn der Besitzer desselben durch seine Persönlichkeit gar nichts dazu beiträgt, und sicherlich war der unscheinbare, zugleich stolzbescheidene und zurückhaltende, schweigsame Makart am allerwenigsten geeignet, Propaganda für sich zu machen. Das überließ er in genialer Sorglosigkeit seinen Bildern. Zunächst den jetzt erscheinenden modernen Amoretten, jener zauberischen Schöpfung, deren Ausstellung im Herbst 1868 in München wie eine Explosion wirkte. Er hatte das als Fries zur Verzierung eines Tanz- oder Speisesaals gedachte Bild ursprünglich nur für die Decoration des Ateliers bestimmt, das er bezogen, nachdem er dasjenige Piloty's verließ, mit dem er im Grunde nie sehr innig zusammengehangen. Zwei Gruppen von Backfischen darstellend, die tanzten und spielten, auf Goldgrund gemalt, überraschte es die Freunde so, daß sie in ihn drangen, es als selbständige Schöpfung zu geben; er malte also in der Geschwindigkeit noch

Digitized by Google

ein überhöhtes Mittelstück dazu, den Triumphzug einer Art vierjähriger Maikönigin darstellend, die, obwol ganz modern, doch von Faunen und andern Jungen getragen, von Freundinnen umspielt wird. Das Ganze war ein tolles Durcheinander von Figuren, die sich halb als Kinder, halb als Erwachsene geben, ganz modern costümirte und nackte Idealfiguren, sodaß einem beim Anblick zu Muthe ward, wie wenn man einen Champagnerrausch hätte: so mischten sich die drolligste Naivetät und glühendste Sinnlichkeit bestrickend, blendend und entzückend untereinander. Die Erscheinung des Ganzen ist aber so künstlerisch, der Rhythmus seiner Bewegung so edel, daß von Cynismus hier keine Rede sein konnte; die Grazien hatten ihn bei jedem Strich so treu begleitet, daß alles entsündigt war. Dennoch erregte eine solche herausfordernde Production das entrüstete Geschrei der Frommen, die das Bild nicht am wenigsten umlagerten, und ich hatte nur zu thun, den Ketzer vor dem Verbranntwerden zu bewahren und seiner Genialität die verdiente Anerkennung zu sichern. Ist doch den Deutschen nichts so schwer, als vorbehaltslos und ohne Widerspruch anzuerkennen, daß zweimal zwei vier sei!

Von München wanderten die Amoretten nach Wien zur gerade stattfindenden Ausstellung im Künstlerhause. Aber obwol sie weitaus das bedeutendste Bild da waren, so beachtete sie doch kein Mensch, weil die dortige Kritik, deren Hauptgeschäft ja scheint, jahraus jahrein jedes echte Talent zu bekämpfen, sofort mit solcher brutaler Bosheit darüber herfiel — verrucht nannte man die liebliche Schöpfung sogar —, daß das eingeschüchterte wiener Publikum sie nicht einmal anzusehen, geschweige denn zu bewundern wagte. Glücklicherweise kam ich gerade dazu, um Berichte über die Ausstellung für die „Neue Freie Presse" zu schreiben, und machte meiner Indignation über diese infame Behandlung eines so glänzenden einheimischen Talents sehr ungebunden Luft. Am andern Tage ward das Bild sofort verkauft und von da an ebenso belagert vom Publikum, als vorher ignorirt. Indeß ging der Kampf gegen diesen Apostel der Sinnenlust selbstverständlich jetzt erst recht an und sollte bald ganz andere Dimensionen annehmen!

Durch meine erfolgreiche Vertheidigung war ich mit Makart näher bekannt geworden und besuchte ihn jetzt öfters. Da zeigte er mir nun im Sommer 1868 eine Anzahl Compositionen zu den sieben Todsünden, die er im Winter abends componirt und gleich ziemlich fertig gezeichnet hatte, in der Absicht, sie später aneinandergereiht zu einem friesartigen Bilde zu vereinigen. Es waren Scenen, wie man sie sich etwa in einem mittelalterlichen Freudenhause denken mag, aber mit einer Orginalität, Kühnheit und sinnlichen Glut aufgefaßt, mit einer Schönheit gezeichnet, wie dies nur irgendein alter Meister, aber sicherlich kein moderner vermocht hätte. Natürlich konnte ich ihn nur ermuntern, diese Arbeit auszuführen, da der glänzendste Erfolg vorauszusehen war, wenn er sie nur halbwegs so gut malte, als er sie componirt hatte. Abgeschreckt, wie er es durch die Behandlung der Amoretten war, zögerte er indeß noch, kam aber schon einige Tage nachher, um mir mitzutheilen, daß er sich nun doch zur Ausführung entschlossen und bereits die Leinwand bestellt habe. Als ich neugierig nach etwa 14 Tagen wieder hinging, wurde ich fast starr vor Erstaunen, denn von dem etwa 24 Fuß langen

Digitized by Google

und 4 Fuß hohen, mehr als 100 Figuren, inmitten der reichsten Renaissancearchitektur, zählenden Bilde war bereits fast ein Drittel fertig auf die weiße Leinwand hingemalt. Oder vielmehr getuscht, denn er hatte hier zuerst wieder jene längstvergessene wunderbare Art des Rubens, alles Halbdunkel auf den Bildern nur so leicht hinzutuschen und dadurch die merkwürdige Klarheit und das Schimmernde desselben zu erreichen, mit vollem Erfolg wieder aufgenommen und damit einen traumhaften Reiz erzielt, den er später selber nie mehr überboten hat. In sechs Wochen fehlte nur noch ein kleines Stück und die Retouchen. Jetzt ging er aber nach Venedig und Wien, sodaß er erst im October zurückkehrte. Im November ward er fertig. Er taufte aber jetzt seine Composition: Die Pest in Florenz, im Hinblick auf jene furchtbare Epidemie des Jahres 1450, von der berichtet wird, daß sich angesichts des unvermeidlichen Todes alle Bande der Ordnung und Zucht gelöst hatten, Männer und Frauen nur noch dem wildesten Sinnengenusse fröhnten, um den Jammer des Lebens zu vergessen.

Das Bild zerfällt in drei Theile. Wir sehen uns auf dem ersten in der Vorhalle eines Palastes, wo Geldwechsler ihren Sitz aufgeschlagen haben, während junge Verschwender Anleihen machen und, angelockt von schönen Frauen, eintreten, beide umgeben von dem sie beneidenden und hungerigen oder sterbenden Volke. Das Mittelbild führt uns dann in ein öffentliches Bad voll Männer und Frauen in den üppigsten Gruppen, von dem Stufen hinauf in reiche Gemächer führen, alle gefüllt mit Scenen der Wollust, die nur durch den außerordentlichen Schönheitssinn, den der Künstler dabei entwickelt, indem er alles mehr errathen als sehen läßt, nicht unerträglich frech werden, sondern mehr wie ein glühender Traum wirken. Das dritte Bild beginnt dann mit einem Bacchanal, wo die aufflammende Eifersucht zu Streit und Mordscenen führt, mit denen das Ganze endigt.

Die Wirkung, welche diese bis heute kühnste und genialste Schöpfung des Künstlers machte, ist nur mit der zu vergleichen, die seinerzeit der Dante in der Unterwelt des Delacroix in Paris als erste Kriegserklärung der romantischen gegen die classicistische Kunst hervorbrachte. Der Münchener Kunstverein ward nahezu gestürmt. Abscheu vor diesem gewaltsamen und frechen Auftreten des die Zeit beherrschenden Materialismus, und Bewunderung vor dem Genie, das selbst diesen gefährlichsten Stoff doch zu beherrschen gewußt und ihn durch eine vollendet schöne Form überwunden, die brutale Lust dennoch gebändigt und vergeistigt hatte, hielten sich hier die Wage. Daß dem münchener Classicismus damit das Todesurtheil gesprochen, aber nicht minder auch dem bereits herrschenden Naturalismus der Vernichtungskrieg erklärt, daß erst jetzt eine in ihrer Art vollständig befreite, wahrhaft lebendige und eigenthümliche Kunst damit angekündigt war, das sollte sich viel später zeigen. Im Gegentheil begann jetzt zunächst der Kampf überall in hellen Flammen aufzuschlagen, wo diese Pest ihren verheerenden Einzug hielt. Wurde sie doch selbst im Paris des Empire mit tugendhafter Entrüstung vom Salon zurückgewiesen. Kein Kunstwerk hatte in Deutschland je so nachhaltig aufregend gewirkt, mit einziger Ausnahme vielleicht von Gallait's Abdankung Karl's V.; steht diese doch an genialer Kraft und Kühnheit tief unter Makart's Production, wie man heute wol ruhig feststellen kann. Denn hat dieser auch später

Digitized by Google

viel vollendetere und großartigere Kunstwerke geschaffen, so doch keins mehr von dieser wilden Naturgewalt und Verwegenheit.

Er machte dieser sinnlichen Periode jetzt sofort ein Ende durch die Verheirathung mit seiner schönen Geliebten, die nun als anmuthvolle Frau noch einige Jahre auf seinen Bildern dieselbe Rolle spielt wie Helene Froment auf denen des Rubens. Die wiener Kunstkritik hatte zwar auch diesmal alle möglichen Anstrengungen gemacht, auf anderer Kosten sich den Schein der Tugend und des Ernstes zu geben, dennoch aber nicht verhindern können, daß jetzt der Kaiser den jungen Genius einlud, nach Wien zu kommen, und ihm dort ein herrliches Heim anwies, das Makart mit seinem unvergleichlichen decorativen Geschick bald zu einer Sehenswürdigkeit der Donaustadt umschuf.

Da mit der Verheirathung und Uebersiedelung nach Wien seine revolutionäre und vielleicht auch interessanteste Periode abschließt — denn fortan bildet er nur das Gewonnene allerdings sehr viel besser und großartiger aus —, so ist es hier vielleicht an der Zeit, diese bisherigen Errungenschaften näher ins Auge zu fassen. Kann heute kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß Makart das größte malerische und coloristische Talent ist, welches seit Rubens aufgetreten, ein Talent, dem sämmtliche moderne Nationen gegenwärtig nichts von gleichem Werthe entgegenzustellen haben, so konnte damals doch noch nicht davon die Rede sein. Dazu braucht es eine lange Reihe von Productionen als Beweis einer genügend nachhaltigen Kraft, wie Makart sie seither mit fortwährend wachsender Gediegenheit geliefert. Zu jener Zeit stand nur erst fest, daß er der erste deutsche Maler war, der infolge seines auf einem unermeßlichen Formgedächtniß beruhenden Phantasiereichthums und dem bezauberndsten technischen Geschick wieder vollkommen frei und zugleich im höchsten Grade reizvoll und eigenthümlich so zu produciren verstand, wie es die Alten thaten. Ein Mengs oder Knoller thun dies allerdings auch, aber beiden fehlt die Originalität der Empfindung; beide großen formalen Talente hatten auch gar keinen eigenthümlichen Inhalt, keine selbständige Naturauffassung, die im Gegentheil Makart im höchsten Grade eigen ist. Denn mit der Bezeichnung eines großen coloristischen Talents charakterisirt man ihn so wenig vollständig als etwa Correggio, mit dessen naiv-glühender Sinnlichkeit er eine überraschende Aehnlichkeit hat. Wie im Gehalt und der Form war aber Makart auch in den technischen Mitteln völlig neu, damals sogar noch mehr als jetzt, wo er sich Rubens und Paul Veronese in denselben mehr genähert und ungefähr die Mitte zwischen beiden hält. Gewiß hat er besonders die Technik der alten Meister gründlicher studirt und besser verstanden als irgendein anderer deutscher Künstler. Auch darin unterscheidet er sich sofort von aller bisherigen neudeutschen Kunst, daß bei ihr das sittliche Pathos durchaus vorherrscht, daß ihr das, was sie sagen will, die Hauptsache und die Form, das Wie blos Nebensache ist, weshalb sie es so selten oder nie zu vollendeter Freiheit brachte. Bei Makart im Gegentheil gibt es bis heute gar keinen ethischen Gehalt; die sinnliche Schönheit ist ihm alles; auch er schafft eine neue ideale Welt voll Glanz und Zauber, aber sie ist das reinste Epikuräerthum; Makart ist schon hier der Prophet der Sinnenlust, wie er es seither

Digitized by Google

geblieben ist. Deshalb verbindet sich bei ihm mit der verzehrendsten sinnlichen Glut eine gewisse innere Leere und Kälte; seine Menschen sind mehr oder weniger seelenlos, wie die der Zopfmaler. Von diesen unterscheidet sie aber sehr zu ihrem Vortheil die reinere Naturempfindung; sie bewegen sich alle mit ebenso vollkommener Freiheit als Natürlichkeit; bei ihm trifft man so wenig als bei Rubens irgendetwas von jenem koketten und gezierten Wesen, von dem selbst Correggio, der Vater des Zopfes, nichts weniger als frei ist. Bei Makart spielt niemand Komödie, gibt es wol überhaupt kein Pathos, auch keinerlei falsches. In dieser vollendeten Natürlichkeit seiner Personen und doch einem Benehmen derselben, das ihrem Stand und Charakter durchaus entspricht, liegt sogar nächst dem coloristischen Reiz sein unbedingt größter Vorzug, durch den er sich speciell sehr von seinem Vorgänger Piloty und noch viel mehr von Kaulbach unterscheidet, bei dem es Natur kaum mehr gibt. Dagegen ist die Scala der Empfindungen, die er darstellt, verhältnißmäßig ebenso klein als der Gestaltenreichthum unermeßlich. An den Menschen interessirt ihn eben nichts als ihr Aussehen; um das Innere kümmert er sich herzlich wenig, er ist alles eher als ein Seelenmaler, und hierin steht selbst Paul Veronese hoch über ihm, der ihm sonst so sehr in der Neigung zur heitern Festlichkeit verwandt ist, ihn an Erfindung kaum übertrifft. Noch mehr Rubens, obwol auch diesem das Leben doch ein äußerlicher Vorgang ist, den er freilich in unendlich mannichfaltigerer Weise beobachtet hat als sein naiver salzburger Nachfolger, der davon, zumal damals, noch sehr wenig gesehen und sich lediglich mit der Oberfläche der Dinge beschäftigt hatte.

So ist denn auch jenes Gemälde, das jetzt auf der Hochzeitsreise in Rom entstand, die scheintodte Julia, welche auf dem Bette liegt, umgeben von den jammernden Aeltern, während schon der Hochzeitszug naht, im Grunde ein mehr heiteres als tragisches Bild, und von Tiefe der Empfindung dabei nicht die Rede.

In Wien endlich eingerichtet und im Genuß der glücklichsten Häuslichkeit, entfaltete er alsbald eine unermeßliche Thätigkeit, bei der unstreitig der Einfluß der herrlichen Venetianer in der dortigen Galerie wohlthätig auf ihn wirkte. Denn er studirte jetzt Tizian kaum weniger als früher Rubens. Dies zeigt sich besonders in den beiden Abundantia-Bildern, die zunächst entstanden, mit Kindern umgebene herrliche Frauengestalten, die durch sich selbst wie durch ihre wundervoll gemalte Einrahmung von Früchten, Blumen und Schmuck aller Art den Begriff ebenso vortrefflich personificiren, wie die glänzendste Seite des Makart'schen Talents, die decorative, vortrefflich zeigen. Diese überaus einsichtsvolle Ausnützung der Poesie des Contrastes zur Erzielung sinnbethörenden Reichthums findet man hier im blendendsten Licht und ihn zu größerer und edlerer Formengebung erheblich fortgeschritten. Das Bedeutendste, was nach diesen beiden Bildern unter einer Unzahl von Arbeiten entstand, die mit unglaublicher Leichtigkeit hervorgebracht, aber auch oft ziemlich leichtsinnig waren, ist die Verzierung des Arbeitscabinets des Herrn Dumba, eines reichen Industriellen, mit Bildern, die seine Arbeiten und Liebhabereien in einem allerliebst humoristisch erfundenen Kinderfries und der Decke darstellen. Die Wirkung des Ganzen ist eine so köstliche, daß sich hier unwider-

Digitized by Google

leglich zeigt, wie sehr Makart zur Ausführung großer monumentaler Arbeiten, die ihm doch leider bis heute nicht übertragen wurden, geeignet wäre. Es ist eine Fülle von Erfindung aufgespeichert in dem Dutzend Scenen, die er im Fries aneinandergereiht, und er entwickelt in den Kleinen, welche die Beschäftigungen der Großen mit komischem Ernst treiben, rechnen und fabriciren oder malen und musiciren, einen drolligen Humor, der sich sonst sonderbarerweise kaum mehr bei ihm findet. Außerdem entstanden in dieser Periode von größern Arbeiten auch noch die vier Tageszeiten, unter denen besonders die Nacht durch ihre herrliche Erfindung glänzt.

Ist es ein wunderliches Armuthszeugniß, das sich die wiener Architekten, deren starke Seite die Verwendung von Malerei und Sculptur bei ihren Bauten überhaupt nicht scheint, dadurch ausstellten, daß sie bis heute Makart's Genie nicht zu verwenden wußten, obwol ein von ihm ausgemalter Bau alles überstrahlen dürfte, so mußte es überhaupt eigenthümlich genug berühren, daß man den Künstler zwar nach Wien berufen hatte, ihm aber dort nichts zu thun gab, also nur, wie tausendmal in Deutschland, wieder aufs neue bewies, daß, als man den eigentlichen Stein der Weisen, das Genie besaß —, der Weise dem Stein fehlte.

Makart war aber nicht der Mann, sich dadurch abschrecken zu lassen, sondern stellte sich im Gegentheil die Aufgaben jetzt selbst, die ihm der Staat hätte stellen sollen. Wer hat indeß nicht schon erlebt und erlebt es noch täglich, daß die Welt beständig nach dem Messias schreit und, wenn er da ist, nichts mit ihm anzufangen weiß, als höchstens ihn ans Kreuz zu schlagen! Wenn man mit einigem Recht bei Makart bedauert, daß seine Kunst des höchsten Reizes, der Vereinigung sittlicher mit sinnlicher Schönheit, entbehrt, so sollte man auch berücksichtigen, daß die Hauptschuld daran diejenigen trifft, welche seine Kraft für die edelsten Aufgaben der Kunst, die nur der öffentliche Dienst, also Kirche und Staat stellen können, nicht zu benutzen verstanden. Dagegen verhätschelte ihn jetzt die elegante Welt, die sein Atelier als einen modischen Salon benutzte und, wie sie eine natürliche Abneigung gegen allen Ernst und alle Tiefe hat, nur Sinnengenuß sucht, so dieser Richtung bei dem Maler erst recht Vorschub leistete. So gerieth denn Makart jetzt auf die Idee, seine Caterina Cornaro zu malen. Ist alle Kunst ihrer innersten Natur nach religiös, d. h. spiegelt sie unsere Weltanschauung, unsere Begriffe von Glück und Elend, Tugend und Laster ab, leiht sie unsern diesfallsigen Idealen Gestalt, so that auch er das jetzt nicht weniger mit diesem Bilde, das die denkbar geistvollste Verherrlichung des wiener Epikuräerthums ist, genau so wie später sein Karl V. Beide Bilder zeigen uns, wie der Himmel aussieht, den sich die heutige Welt träumt. Er unterscheidet sich nicht einmal sehr von dem, dessen Darstellung die Hauptaufgabe der kirchlichen Kunst des 18. Jahrhunderts ausmacht. Wie man dort die heilige Jungfrau, umgeben von andern berühmten heiligen Damen, auf ihrem himmlischen Wolkenthron die Huldigungen der Fürsten, Bischöfe und Prälaten sowie besonders jugendlich schöner Engel mit kokettem Lächeln entgegennehmen sieht, so sehen wir hier die schöne, eben zur Tochter der Republik erklärte Königin von Cypern, umgeben von ihrer Familie, auf dem Throne sitzend, die Huldigungen ihrer neuen Unterthanen und einer Deputation der Republik entgegen-

Digitized by Google

nehmen. Sie thut das hier indeß mit so viel natürlicher Anmuth, die Huldigenden sind überdies so überaus interessant dargestellt, daß dies Fest der Schönheit aller Art ganz bezaubernd wirkt. Makart entfaltete hier alle Reize seiner Palette in dem riesigen Bilde mit einer Ueberlegenheit, welche der unermeßlichste Beifall lohnte, da Frauen und Männer ihr Ideal von irdischem Glück hier gleich lockend verkörpert fanden. Erschien das Bild doch wie gerufen gerade in jener Periode höchster Ueppigkeit, die dem „Krach" eines schwindelhaften Erdenparadieses unmittelbar vorausging, und sicherlich besitzt dasselbe in diesem merkwürdigen Kunstwerk sein bedeutendstes Denkmal.

Auch für ihn blieb der Zusammenbruch all der Herrlichkeit so wenig aus als für andere; denn fast noch während er am Bilde malte, verlor er bereits das liebliche Original seiner Caterina durch einen frühen Tod und mit ihr alle Freude an dem unerhörten Erfolg seiner Schöpfung, die, zur wiener Weltausstellung fertig geworden, ebenso das genialste Kunstwerk derselben blieb, wie es fünf Jahre später sein Karl V. auf der pariser noch unbestrittener war. Seit der „Pest" zeigt sich hier denn auch allerdings ein gewaltiger Fortschritt, nicht in der Erfindung, die dort gewiß genialer ist, aber in der künstlerischen Kraft der Darstellung. Vor allem in der Herausbildung von Charakteren, deren hier schon eine große Anzahl glücklich erfundener vorhanden ist. Oder doch von lebendigen Menschen voll Blut und Leben, während die Gestalten der „Pest" bei aller Schönheit noch meistens etwas Schemenhaftes, wenig Individuelles haben, sodaß sie einem nicht recht im Gedächtniß haften wollen.

Makart, der, um seinen Verlust zu vergessen, erst nach Italien gegangen war, stürzte sich nun nach der Rückkehr völlig in den Strudel des wiener Genußlebens, da seine unglaublich stahlkräftige Natur ihm das erlaubte, ohne seine immense Arbeitskraft irgendwie zu beeinträchtigen; vielleicht weil er innerlich vollkommen gleichgültig dabei bleibt. Denn eigentlich hat er doch keine Leidenschaft als die Production; alles andere gleitet ziemlich spurlos an diesem merkwürdigen, anscheinend nie seinen Gleichmuth verlierenden Charakter ab, der etwas von der Natur eines Spiegels zu haben scheint, der zwar die ganze Welt in sich aufnimmt, aber nur um sie zurückzustrahlen, und selber völlig kühl bei diesem Geschäft ist. Deshalb wird man auch von seinen Bildern wol geblendet, entzückt, gefesselt, aber niemals eigentlich erwärmt, oder gar gerührt und erschüttert.

Etwas vertieft scheint ihn indeß sein Verlust doch zu haben; denn schon gleich seine nächste Schöpfung, ein Theatervorhang mit der Scene aus dem „Sommernachtstraum", da Titania Klaus Zettel's schöne lange Ohren bewundert und Puck die Handwerker schreckt, zeigt neben der herrlich traumhaften landschaftlichen Scenerie und Stimmung ein Talent der Charakteristik aller einzelnen Figuren, wie es nur einem großen Meister eigen. Besonders der sich so ganz als deutscher Biedermann fühlende Zettel ist unübertrefflich. Shakspeare mit seiner nervigen Charakterzeichnung wirkte überhaupt immer sehr glücklich auf unsern Meister, denn unmittelbar nachher entstand die auf ihrer Prachtgalere dem Antonius entgegenfahrende Kleopatra, ein Meisterstück der Auffassung, das man ihm kaum zugetraut hätte. Dabei hatte er sich in den fremdartig antik orientalischen Charakter der Scene mit solcher Leich-

Digitized by Google

tigkeit eingelebt, es weht uns eine so südliche Glut aus dem Bilde entgegen, daß man hätte meinen können, es gehöre der Schule von Alexandria und nicht der des rauhen Isarathens. Sein beständiger Umgang mit den höchsten wiener Kreisen spiegelt sich nicht minder darin. Die verführerische Königin ist ganz und gar vornehme Dame, ja sie besitzt all die Größe, die ihr der Dichter leiht, ist nicht nur eine geschickte Buhlerin. Ueberdies ist ein machtvoller Zug, ein Leben und eine Bewegung in der ganzen Composition, die höchst erquicklich wirken.

Er selber ging erst jetzt mit einigen Freunden nach Aegypten und brachte dort in Kairo den Winter zu. Während diese fleißig arbeiteten, fuhr er bald zu den Pyramiden, bald tagelang in den Bazars herum und lebte so den Freuden der Geselligkeit, daß er immer erst spät nach Mitternacht in sein Haus zurückkam. Nichtsdestoweniger brachte er im Frühjahr heimkehrend eine ganze Galerie von Halbfiguren und sonstigen studienartigen Bildern mit, die er mit staunenswerther Raschheit gleich nach der Natur auf die Leinwand hingeworfen. Das bedeutendste war eine antike Jagd auf dem Nil in lebensgroßen Figuren mit reizend erfundenen Einzelheiten, ein kolossales Bild, das er in etwa drei Wochen unter allen möglichen Zerstreuungen gemalt.

Schon vor der Reise nach Aegypten im Herbst 1875 hatte ihm eine Fahrt zum Rubensfest nach Antwerpen die des Dürer dahin ins Gedächtniß zurückgerufen und die Art, wie dieser den Einzug des jungen Karl V. dort beschreibt. Das gab ihm nun den Gedanken zur bedeutendsten von allen seinen bisherigen Schöpfungen ein, jenem berühmten Bilde, mit dem er unstreitig eine neue und zwar die gediegenste Phase seiner künstlerischen Thätigkeit bezeichnet. Die Auffassung des Stoffes unterscheidet sich nur dadurch von der Caterina, daß er hier einen jungen schönen Fürsten zum Gegenstand des fast leidenschaftlichen Interesses der Frauen macht, wie dort die schöne Frau zu dem der Huldigung aller Männer. Daß er überdies Antwerpen an die Stelle der Königin der Adria setzt, hat dabei weniger zu bedeuten, da es doch eigentlich wie dort Wien ist, das er schildert, wenn er auch die Flamänder nicht weniger glücklich charakterisirt als die Venetianer. Nur die Frauen sind sämmtlich so unzweifelhafte Wienerinnen mit all ihrem sinnlichen Reiz und ihrer frischen Anmuth, daß das Bild eigentlich eine Verherrlichung der Frauenwelt an der blauen Donau heißen müßte. Und eine seines Talents dazu, das es bis dahin noch nie zu solch wunderbar reicher und zugleich vollendet classischer Leistung gebracht hatte. Ich habe schon erwähnt, daß das Bild auf der pariser Ausstellung unter den 6000 besten Werken der Künstler aller Länder so unbestritten den ersten Platz einnahm, die weitaus bedeutendste künstlerische Potenz zeigte, daß dies selbst die Franzosen, wenn auch übellaunig genug, anerkennen mußten. Es gibt aber auch andere, noch sicherere Maßstäbe zur Beurtheilung der schöpferischen Kraft. Zunächst den ihrer nachhaltigen Wirkung, durch die sich die eigentlich classischen Kunstwerke gerade allein von allen andern unterscheiden. Ich habe das Bild zuerst in Makart's Atelier in den ersten Anfängen, dann beinahe fertig gesehen, es hierauf in Paris während zehn Wochen fast alle Tage betrachtet und es nichtsdestoweniger eben jetzt während der münchener Ausstellung mit unvermindertem Interesse ein Dutzend mal genossen, ohne daß es jemals

Digitized by Google

von seinem Zauber verloren hätte. Das versuche man einmal mit andern Bildern! Es unterliegt denn auch für mich gar keinem Zweifel, daß hier Makart ziemlich auf gleicher Höhe mit Paul Veronese, dem ihm verwandtesten Existenzmaler, steht. Denn wenn auch selbst jetzt noch seine Köpfe und die Carnation überhaupt hinter der des Erben der Tizian und Giorgione immer etwas zurückstehen, so ist dafür seine Erfindung reicher, das Ganze dramatischer, ja er versteht sich auf die Poesie der malerischen Contraste sogar noch besser als jener. Selbst der herrliche Paul hat niemals Früchte und Blumen, Geräthe und Schmuck wie Stoffe aller Art mit solchem Reiz gemalt, sie mit gleicher Geschicklichkeit zur Hebung der Carnation zu benutzen verstanden, und jedenfalls nackte Figuren auch kaum mit größerer Anmuth componirt, als es hier die vielangefochtenen Mädchen sind, die dem jungen Kaiser voraufgehen. Offenbar leitete hier den Maler dasselbe malerische Bedürfniß, das Rubens und Paolo durch ihre Verbindung allegorischer Figuren mit wirklichen befriedigten. Auch die Makart'schen Damen sehen durchaus so aus, wie es etwa personificirte Regententugenden thun würden, um so mehr, als sie ja auch symbolisch ausgestattet erscheinen. Ebenso wenig bleibt Makart in der Natürlichkeit zurück, mit der sich alle Figuren bewegen; im Gegentheil sind die seinigen hier sogar noch mehr bei dem, was sie thun, als die des Venetianers, die doch gar zu oft blos das Sichsehenlassen zu ihrem Hauptgeschäft machen. Wie dem auch sei, das ist sicher, daß kein Moderner, selbst der geistvolle Delacroix nicht, jenem großartigen Italiener auch nur halb so nahe gekommen ist wie Makart in diesem Bilde. Dabei kann wol von Congenialität, aber von Nachahmung nicht im entferntesten die Rede sein; unser Salzburger hat im Gegentheil Rubens und die Reize seiner Palette kaum weniger studirt, wenn er auch dessen universellerm, überlegenem Talent nicht so nahe gekommen ist.

Darüber aber kann kein Zweifel sein, daß er der Rubens unserer Zeit, der vollendetste künstlerische Ausdruck jener Periode großartigen Aufschwungs des germanischen Stammes ist, in der wir stehen.

Leider hat die österreichische Regierung ebenso wenig verstanden, sich dieses herrliche Werk zu erhalten, als alle frühern; sie hat es Deutschland wol in dem Gefühle überlassen, daß es mit ihrer germanischen Mission nicht allzu viel mehr auf sich habe. Während man sich also das Bleibende entgehen ließ, was er schuf, gebrauchte man sein Talent nur zum Arrangement jenes Festzugs, der gestern gesehen und heute schon vergessen ist, ein wie bewunderungswürdiges Talent Makart auch in Composition der einzelnen Gruppen entfaltete. In der Art, wie sie das Genie zu nutzen wissen, unterscheiden sich eben die aufsteigenden von den sinkenden Völkern und Perioden nicht weniger als in seiner Erzeugung.

Digitized by Google

Petersburger Reflexe
des Deutsch-Französischen Krieges.

Eine Reminiscenz

von

Friedrich Meyer von Waldeck.

Frankreich hatte den Krieg erklärt. Nach allen Zugeständnissen um des Friedens willen dennoch den Krieg erklärt! Europa sah in banger Erwartung den kommenden Dingen entgegen. Die drei Nationalgruppen der Bevölkerung Petersburgs schauten in sehr verschiedener Stimmung und mit stark divergirenden Wünschen in die Zukunft. Die Russen waren in zwei Lager getheilt: Herz und Hoffnung der einen war auf französischer, der andern auf deutscher Seite. Die petersburger Franzosen, welcher politischen Farbe sie auch angehören mochten, Imperialisten, Legitimisten, Orléanisten und Republikaner: alle erwarteten sie mit stolzer Zuversicht neuen Kriegsruhm für die Adler Frankreichs, und nicht der leiseste Zweifel stieg in ihnen auf, daß es anders kommen könnte. Die Deutschen an der Newa sahen den künftigen Ereignissen mit schwerem Ernst, aber gefaßt in die Augen. Sie glaubten, wie alle Welt, Frankreich sei vortrefflich zum Kriege gerüstet, Deutschland unvorbereitet. Die Denkenden und Erwägenden unter ihnen waren der Ansicht, das so unversehens überfallene Vaterland werde in den ersten Schlachten unterliegen, schließlich aber doch als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen. Der Aufruf des greisen Königs an sein Volk, seine Ansprache an die Armee befestigten die Stimmung ruhiger, aber muthvoller Erwartung.

Der blutige August des Jahres 1870 begann. Die sogenannten saarbrücker Siege des dritten Napoleon weckten lauten Jubel unter den petersburger Franzosen und Franzosenfreunden. Wir Deutschen wurden noch stiller als zuvor, wir hatten etwas der Art kommen sehen. Da brach der Schlachtendonner und Siegesruf von Weißenburg herein, dann von Wörth, von Mars-la-Tour, Gravelotte, Sedan... und es wurde auch bei uns an der Newa ganz anders, als man geglaubt, gehofft und gefürchtet. Ich will hier einige der Streiflichter und Schatten zu schildern versuchen, die der große Krieg in seinen Ereignissen und Folgen bis in die ferne russische Residenz warf. Bei diesen Erinnerungen habe ich vorzugsweise die drei Bevölkerungsstämme im Auge, die ich bereits genannt: die Russen als das zahlreichste Element der Einwohnerschaft, als die herrschende Nationalität, deren Reaction den Kriegsereignissen gegenüber am meisten ins Gewicht fiel; die Franzosen, auf welche

Digitized by Google

die Welt der Thatsachen den eigenthümlichsten Eindruck hervorrief, und die deutschen Landsleute endlich, deren Verhalten während und nach Beendigung des Kampfes den Leser vermuthlich am meisten interessirt.

Zunächst also zu den Russen, und zwar in aufsteigender Linie.

Den stark entwickelten Hang zu geistigen Getränken und einigermaßen verworrene Eigenthumsbegriffe abgerechnet, gibt es keinen trefflichern und liebenswürdigern Menschen als den gemeinen Mann in Rußland. Er ist friedfertig, offenherzig, gefällig, mitfühlend und barmherzig bis zum Uebermaß, höflich gegen jedermann und von dem achtungsvollsten Benehmen gegen Gebildete und Höherstehende. Er ist tief religiös, ohne jegliche Unduldsamkeit; nationale Antipathien und Vorurtheile sind ihm völlig fremd. Nur in dem Muselman sieht er den Erbfeind seines Landes und in dem Franzosen den in seine Grenzen einbrechenden Eroberer älterer und neuerer Zeit. Der gemeine russische Mann, welcher nicht nur den Bauer, sondern auch den niedern Handwerkerstand in sich schließt, liebt in dem Deutschen den friedlichen Mitbürger, ehrt in ihm die Eigenschaften, die ihm selbst abgehen, und sieht zu ihm auf, wie zu einer höhern Natur. Hat er einige Kenntnisse von der Geschichte seines Vaterlandes, so gedenkt er mit Stolz der russisch-deutschen Waffenbrüderschaft und hält dieselbe auch in künftigen Tagen für eine selbstverständliche Sache. Es begreift sich, daß diese Bevölkerungsschicht während des Krieges mit all ihrer Sympathie und voll begeisterter Anerkennung auf deutscher Seite stand. Während der Mittagsruhe der Arbeiter, am Feierabend, besonders aber an Sonn- und Festtagen, sah man sie gruppenweise um einen Vorleser versammelt, welcher die neuesten Kriegsnachrichten aus dem auf gemeinsame Kosten erworbenen Zeitungsblatt vortrug, und häufig vernahm man im Kreise bei der Erzählung von den Heldenthaten der deutschen Armee den Ausruf „Molodzy“ („Forsche Kerls“), und vor allem galt ihre Bewunderung dem königlichen Heldengreise an der Spitze der deutschen Heere. Nicht selten ist es mir vorgekommen, daß russische Krämer, Handwerker und Arbeiter das Redactionsbureau der deutschen „Sanct-Petersburger Zeitung“ aufsuchten, um sich über die von mehrern russischen Zeitungen verbreiteten, erdichteten französischen Siege sichere Auskunft zu erbitten.

Ganz anders war es in der niedern Beamtensphäre, unter den Lehrern und Literaten. Hier wurde von jeher die Ueberlegenheit des deutschen Geistes am drückendsten empfunden, hier war stets der Hauptsitz des Deutschenhasses. Nichts wäre diesen Kreisen erwünschter gewesen, als eine Demüthigung der deutschen Nationalität. Hier wurden die Nachrichten von den Siegen der deutschen Waffen mit einem Ingrimm aufgenommen, der sich nicht einmal zu verbergen für nöthig hielt. Die russischen Zeitungen, welche die politischen Bedürfnisse dieser Bevölkerungsschicht zu befriedigen pflegten, reproducirten denn auch mit Vorliebe die Phantasmagorien der französischen Blätter, erfanden auch wol mitunter auf eigene Rechnung Specialtelegramme mit deutschen Niederlagen, die von dem erfreuten Leserkreise mit Jubel begrüßt wurden.

Damit wären wir denn bei der Tagespresse der Residenz angelangt, die selbstverständlich in jener Zeit eine bedeutende Rolle zu spielen berufen war. Während die

Digitized by Google

deutsche „Sanct-Petersburger Zeitung" mit nicht minderer Energie für die deutsche Sache eintrat, wie sie es im Jahre 1866 gethan, während die kurze Zeit vorher neu begründete „Nordische Presse" das gleiche Streben bekundete und das „Journal de Saint-Pétersbourg" im Gegensatz zu seiner Haltung im Jahre 1866 vollkommen gerecht und unparteiisch über dem Kampfe der beiden kriegführenden Nationen stand, war die gesammte russische Presse Petersburgs durchaus französisch gesinnt, und die einzelnen Blätter unterschieden sich nur durch die mehr oder weniger starken Nuancirungen, mit denen sie ihren Sympathien und Gefühlen Ausdruck gaben. Die anständigste Haltung bewahrte damals die russische „Sanct-Petersburger Zeitung" unter der Redaction des wackern Valentin Korsch. Das Aeußerste an antideutscher Verbissenheit leisteten der „Golos" und die „Börsenzeitung", welche letztere eines schönen Tages ein Extrablatt verbreitete mit der telegraphischen Nachricht, daß die französischen Truppen eine deutsche Heeresabtheilung von 40000 Mann gefangen genommen: eine Kunde, deren Quelle, soviel ich mich entsinne, bis heute unbekannt geblieben.

Im schroffsten Gegensatz zur russischen Journalistik stand die russische Armee. Neben manchen recht bedeutenden Fehlern birgt der russische Offizier — denn nur von diesem, als dem geistigen Element des russischen Heeres, kann hier die Rede sein — einen trefflichen Kern. Er weiß die Eigenschaften, die zu erwerben sein leichter Sinn ihm versagt, bei Standesgenossen anderer Nationen wohl zu beurtheilen und zu schätzen; er ist mit unbedeutenden Ausnahmen frei von jeder nationalen Befangenheit und hat seit 1866 einen tiefwurzelnden Respect vor dem deutschen Soldaten und seinen Führern. Eine nicht geringe Anzahl gründlich gebildeter russischer Offiziere war ins deutsche Hauptquartier commandirt, um den Ereignissen des Krieges in unmittelbarster Nähe zu folgen. Die von ihnen einlaufenden Berichte bekundeten neben der strengsten Unparteilichkeit eine volle Sachkenntniß und ein sicheres Urtheil. Mehrere von ihnen haben sich während des jüngsten Russisch-Türkischen Krieges in hohen Stellungen reiche Lorbern erworben. Unter solchen Umständen war es nicht zu verwundern, daß die russische Armee den gewaltigen Thaten des deutschen Heeres mit Sympathie und Begeisterung folgte, um so mehr, da ihr Kriegsherr hierin mit dem glänzendsten Beispiel voranging.

Die obere Beamtenwelt, welche in Petersburg so ziemlich identisch ist mit der höhern Aristokratie und dem Hofe, war in den Gesinnungen, die sie den kriegführenden Mächten entgegentrug, in auffallender Weise verschiedenartig gefärbt. Demonstrativ nach außen zeigten alle eine gewisse schwärmerische Begeisterung für die deutschen Erfolge. Denn Kaiser Alexander stand mit dem ganzen Enthusiasmus seiner edeln Seele auf der Seite seines ehrwürdigen Oheims, und in welchem monarchischen Lande lassen die Sphären der obersten Tausende eine andere Gesinnung zu Tage treten als die ihres Souveräns? Aber wo sie sich unbemerkt glaubten, da kehrten die vom Deutschenhasse inficirten Elemente der höhern Schichten eine andere Seite heraus. Bei dieser Gelegenheit will ich nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß die in Rußland als Deutschenhasser gekennzeichneten hohen Beamten in zwei wesentlich verschiedene Klassen zerfallen. Die einen sind ehrliche russische Patrioten, die das bekannte „Italia farà da se", allzu wörtlich genommen,

Digitized by Google

auf Rußland übertragen und den verzeihlichen Wunsch hegen, Rußland möge seine Culturentwickelung nur der russischen Arbeit und nicht der Thätigkeit anderer Volksstämme verdanken. Sie entbehren gern die fremde Kraft, wo sie mit der russischen ausreichen, gehen aber in ihrem Patriotismus nicht so weit, die sich darbietende Hülfe zu verschmähen, wo sie mit den eigenen Mitteln zu kurz kommen. Da nun im russischen Staatsdienste neben den Russen das deutsche Element das stärkste Contingent zu stellen pflegt, so ist der exclusive Patriotismus jener Würdenträger hauptsächlich gegen die Deutschen gerichtet, deren hervorragende Eigenschaften sie wohl zu würdigen verstehen. Ein eigentlicher Deutschenhaß ist ihnen im wahren Sinne des Wortes nicht schuld zu geben. Selbstverständlich gönnte diese Kategorie dem deutschen Volke seine schwer errungenen Siege von ganzem Herzen. Anders war es mit denen, welche eine unüberwindliche Antipathie gegen die Deutschen überhaupt erfüllt. Bei ihnen tobten der Neid und Groll über die Erfolge der verhaßten Nationalität um so intensiver, wo sie die bergende Hülle abwerfen konnten, je weniger diese gehässigen Gesinnungen öffentlich zur Schau getragen werden durften, und es ist mir bekannt, daß ein Staatswürdenträger seiner Wuth über die deutschen Siege dadurch Luft zu machen pflegte, daß er den in seinem Ressort dienenden deutschen Beamten eine Zeit zur Audienz anberaumte, wo er sich ruhig zum Frühstück setzte. Hatte ein solcher Beamter, der zuweilen selbst Excellenz war, stundenlang gewartet und wagte endlich, den mächtigen Vorgesetzten an seine Anwesenheit erinnern zu lassen, so beliebte es dem edeln Herrn nicht selten, in Gegenwart seiner versammelten Familie dem meldenden Diener zu antworten: „Der v—e Deutsche kann warten!“

Aber dergleichen Persönlichkeiten und Vorfälle standen durchaus vereinzelt in der höhern Gesellschaftssphäre Petersburgs und kamen nicht in Betracht gegen den Glanz der Verehrung und Begeisterung, der von dem Oberhaupte des russischen Reiches sich über die Thaten des deutschen Volksheeres und seiner Führer ergoß. Dieser reiche Schatz aufrichtigen Wohlwollens, zugleich eine mächtige politische Stütze, war eine wahre Erquickung und Stärkung der Deutschen in Rußland, und was er Deutschland genützt hat, wissen dessen große Staatsmänner am besten. Es heißt zwar, daß aus dem Wörterbuche der Politik die Dankbarkeit gestrichen sei, aber nicht rühmlich wäre es für das deutsche Volk, wenn es vergessen könnte, was ihm Kaiser Alexander während jenes gewaltigen Krieges gewesen.

Den petersburger Franzosen hätte es sicher niemand verargt, wenn sie der Verlauf des Krieges in die allerunangenehmste Stimmung versetzt hätte, um so mehr, als ihre Erwartungen durch die vaterländische Presse und das Hervorkitzeln der imperialistischen Gloire fieberhaft gespannt und durch die Posaunen der saarbrücker Siege im höchsten Grade aufgeregt waren. Als jedoch statt der Promenade nach Berlin das stolze Frankreich von der deutschen Invasion völlig zu Boden geschlagen wurde, fanden sie sich äußerlich mit trüber Resignation in ihr Schicksal, warfen die Last der Verantwortung auf die Schultern der Napoleoniden und ließen die innerlich heftig kochende Wuth an einer Persönlichkeit aus, die auch nicht die leiseste Beziehung zu dem Unglück Frankreichs hatte. Es ist dabei nicht außer Acht zu lassen, daß die französische Colonie Petersburgs wenig gebildete Elemente einschließt. Selbst

Digitized by Google

die französischen Lehrer der Residenz stammen mit geringen Ausnahmen aus der Schweiz, und die französische Bevölkerung an der Newa rekrutirt sich vorzugsweise aus den Kreisen der Kaufleute und Handwerker. Unter den letztern bilden die Modistinnen und Friseure bei weitem die Mehrzahl.

Der Franzose hat noch in viel höherm Grade als der Reichsdeutsche das Bedürfniß politischer Lektüre, und in keiner französischen Familie Petersburgs fehlt beim Morgenkaffee das „Journal de Saint-Pétersbourg". Das Blatt, von jeher officiöses Organ des Auswärtigen Amtes, ist seit längerer Zeit dem jedesmaligen Chefredacteur in Pacht gegeben, sodaß man von seiten der Regierung in geeigneten Fällen den Inhalt, als von einem unabhängigen Herausgeber herrührend, dementiren kann. Neben seinem officiösen Charakter ist das „Journal de Saint-Pétersbourg" aber naturgemäß die tägliche politische Frühkost aller petersburger Franzosen, sowie derjenigen, welche die französische Sprache jeder andern vorziehen.

In Ländern mit wenig entwickeltem öffentlichen Staatsleben steht die Zeitungsredaction in ganz andern Beziehungen zu dem Leserkreise ihres Blattes, als man im westlichen Europa gewohnt ist. Der Chefredacteur wird gewissermaßen als der verantwortliche Berichterstatter für jede einzelne Familie betrachtet, für jedes Wort, das am häuslichen Herde gefällt, gepriesen und für jeden Ausdruck, der das Misfallen erregt, gerichtet. Es ist unglaublich, wie dies ununterbrochene Kritisiren, Loben und Mäkeln, das den Leiter eines Blattes wie Vogelgezwitscher verfolgt, wo er sich sehen läßt, die Nerven überreizt und wie ihn endlich jede leichte, wenn auch keineswegs begründete Ausstellung an seiner Zeitung verstimmt und verletzt.

In diesem Verhältniß standen zu jener Zeit alle Directoren der russischen periodischen Presse zu ihren Lesern; in demselben Verhältniß stand ich zur deutschen Colonie und der Herausgeber des „Journal de Saint-Pétersbourg" zur französischen.

An der Spitze des französischen Blattes stand damals Victor Capellemans, ein Mann im Anfang der Vierziger, Belgier, von vorzüglicher Bildung und hervorragender schriftstellerischer Begabung. Mit diesen Eigenschaften, für seine Stellung von unschätzbarem Werthe, vereinigte er ein treffliches Gemüth, einen ehrlichen und aufrichtigen Charakter, und während er im gewöhnlichen Leben sehr ernst erschien, überraschte er zuweilen mit den Lichtblitzen eines köstlichen Humors. So stand er himmelweit über seinen Vorgängern und seinem Nachfolger.

Nach Vollendung gründlicher Studien widmete sich Capellemans der journalistischen Carrière und wurde Mitarbeiter der „Indépendance belge". Zu jener Zeit sah man ihn nicht selten in dem Cercle artistique et littéraire zu Brüssel, wo er, wenn er in guter Stimmung war, die Gesellschaft durch den Vortrag komischer Volksscenen im Marollendialekt in die ausgelassenste Heiterkeit zu versetzen pflegte. Nicht allein besaß Capellemans die vollendetste Meisterschaft in der Handhabung dieser Mundart, einer Mischung von Vlämisch und Französisch, wie sie in dem Marollenviertel, einem Stadttheile Brüssels, vom Volke gesprochen wird; er hatte auch ein entschiedenes Talent für Erfindung komischer Situationen und Dialoge, die er in

Digitized by Google

jenem Idiom zu recitiren pflegte. Das Sujet der bekannten Operette „Die Fledermaus", von Johann Strauß, ist nichts anderes als eine der vielen von Capellemans im Marollendialekt vorgetragenen Geschichten, kam aus Belgien nach Frankreich („Le réveillon") und von dort nach Wien. Als Herzog von Brabant brachte der jetzige König der Belgier häufig seine Abende im Cercle artistique zu, und sein größtes Vergnügen war dann der Vortrag einer Scene im Marollendialekt von Victor Capellemans, um welchen Genuß der Prinz den jungen Schriftsteller stets zu bitten pflegte.

Zunächst wurde Capellemans Director des „Nord" und dann als Chefredacteur des „Journal de Saint-Pétersbourg" in die nordische Residenz berufen. Hier war er bald der erklärte Liebling des Auswärtigen Amtes, dessen Chef den geistreichen Mann in jeder Weise zu fördern suchte. So wurde er, obgleich nicht im Staatsdienst und ohne Rang, zu einer Art Chroniqueur de la Cour ernannt, zu allen Hoffesten eingeladen und seine Berichte wurden trefflich honorirt.

Nun kam der Krieg von 1870. Capellemans hatte in der Leitung des officiösen Organs selbstverständlich nicht völlig freie Hand; er hätte weder für die eine noch für die andere der kriegführenden Mächte gegen die Intentionen des Auswärtigen Amtes Partei nehmen dürfen. Aber der stricten Unparteilichkeit zwischen Deutschland und Frankreich, die ihm vorgeschrieben war, hätte er immerhin einen Ausdruck geben können, der seine Sympathie für die eine oder die andere Seite deutlich genug kundgegeben haben würde. Für Capellemans jedoch war diese Unparteilichkeit Herzens- und Gewissenspflicht. Seine Sympathien waren eher auf französischer als auf deutscher Seite, aber als klarer Kopf und ehrlicher Mann betrachtete auch er den Krieg als ein Unglück, das von dem imperialistischen Frankreich auf die frivolste Weise heraufbeschworen worden war, und das „Journal de Saint-Pétersbourg" war im Jahre 1870 — die schweizer Blätter mit eingeschlossen — die gerechteste und unparteiischste aller in französischer Sprache geschriebenen Zeitungen.

Das war der petersburger französischen Colonie ein Stich ins Herz. Daß eine französische Zeitung, daß ein Blatt, welches sie täglich zu lesen pflegten, für welches sie ihr Geld ausgaben, nicht für Frankreich in die Schranken trat, war in ihren Augen ein Verbrechen an der Majestät ihres unverletzlichen großen Vaterlandes. Und nun begann eine Kette von Beleidigungen, Kränkungen, persönlichen Verfolgungen des armen Redacteurs, die sich bis zu den raffinirtesten Infamien steigerten und ihm geradezu das Leben verbitterten. Man vergegenwärtige sich dabei die fast unerträgliche Arbeitslast, die beständige Aufregung durch die politischen und Kriegsereignisse, den Mangel an jeder Pause der Ruhe und Erholung, den Druck der kolossalen Verantwortlichkeit, die eine Epoche wie der Deutsch-Französische Krieg für den Chefredacteur einer großen und dazu officiös-russischen Zeitung im Gefolge haben. Ich selbst, der ich in jener Zeit einem durchaus mit mir sympathisirenden Leserkreise gegenüberstand und das materielle Leben mit ängstlicher Pedanterie geregelt hatte, um den an mich herantretenden Anforderungen nicht zu erliegen, ich war bereits nach den ersten Kriegsmonaten körperlich so heruntergebracht, nervös so überreizt, daß auch in den wenigen nächtlichen Arbeitspausen der Schlaf mich floh und ich die Freude über jeden neuen Sieg

Digitized by Google

meiner deutschen Brüder mit einer Art krampfhafter Nervenerregung büßen mußte. Während die Strapazen für Capellemans dieselben blieben, sah er sich den Nichtswürdigkeiten einer geistig beschränkten Menge preisgegeben, die ihn Tag und Nacht mit Chicanen hetzte, die sich von Nadelstichen zu Keulenschlägen steigerten. Ich vermied in jener Zeit jeden Tropfen eines alkoholischen Getränks, er hatte die unglückselige Gewohnheit, bei der Nachtarbeit, um sich frisch zu erhalten, seine Zuflucht zu schwerem spanischen Wein zu nehmen.

Ich will den Leser mit der Aufzählung aller der empörenden Dinge verschonen, die dem wohlgesinnten, gutmüthigen Schriftsteller von der petersburger französischen Colonie angethan wurden. Briefe mit den pöbelhaftesten Invectiven regnete es in die Redaction des „Journal de Saint-Pétersbourg", Packete mit dem scheußlichsten Inhalt wurden Capellemans unter jeder nur denkbaren Form zugesandt. Einst — er war etwa ein halbes Jahr mit der anmuthigen Tochter eines lütticher Professors verheirathet — als er mit seiner jungen Gattin am Arm das Michaeltheater verließ, überfielen ihn im Foyer mehrere französische Cocotten, welche ihn mit den bodenlosesten Gemeinheiten überschütteten, indem sie die intimsten Beziehungen zu dem Verfolgten fingirten. Das mag genug sein.

So war es denn kein Wunder, daß das arme, gehetzte Wild schließlich zusammenbrach und seine kranken Nerven den Dienst versagten. Wenn vor einigen Jahren ein Schriftsteller von dem tragischen Ende meines braven Collegen sprach und sich auf einen von allen Publicisten zu beherzigenden Artikel de Sarcey's berief, der die warnende Ueberschrift an der Spitze trug: „Gare nos moëlles!" („Tragen wir Sorge für unser Rückenmark"), so möchte ich doch wissen, wie der arme Redacteur unter den geschilderten Verhältnissen für seine Nervensubstanz hätte Sorge tragen sollen.

Ein öffentlicher Schritt, den Capellemans noch im Jahre 1870 that, ließ bereits an der normalen Function seiner Geisteskräfte Zweifel aufkommen. An dem trefflichen französischen Theater Petersburgs wirkte seit längerer Zeit eine dramatische Größe Frankreichs, Dupuis. Er war nicht allein ein bedeutender Künstler, eine anerkannte Autorität in Theaterfragen; sein ehrenwerther Charakter, seine achtunggebietende Persönlichkeit ließen ihn auch außerhalb des Theaters eine bedeutende Rolle in der französischen Colonie spielen, die in ihren Angelegenheiten gern auf seine Stimme hörte. Capellemans appellirte öffentlich in seinem Journal bezüglich seiner politischen Haltung an das unparteiische und gerechte Urtheil Dupuis'. In seiner Geradheit und Ehrlichkeit glaubte er noch in jener Zeit an die Unparteilichkeit und Gerechtigkeitsliebe eines Franzosen, der seinem niedergeschmetterten Vaterlande gegenüberstand. Dupuis schwieg.

Dann kam ein zweites Symptom, das die Freunde des leidenden Mannes ernstlich um ihn besorgt machte. Bei aller Arbeit, Aufregung und Heimsuchung hatte er es zu Wege gebracht, eine Broschüre über die Friedensfrage zu schreiben, die Ende 1870 erschien.*) Sie enthält eine Art politisch-dramatischen Gedichts, den Bericht

*) Vgl. Victor Capellemans, „Ce que pourra être une réunion préparatoire aux délibérations de l'assemblée constituante de France" (Brüssel, Petersburg, Moskau 1870), S. 28.

Digitized by Google

über die Sitzung einer fingirten Gesellschaft vorläufig zusammengekommener französischer Deputirten der Constituante, welche sich über den bevorstehenden Friedensschluß berathen. Ein Redner nach dem andern tritt auf. Sie wollen nur von einer an Deutschland zu zahlenden Kriegsentschädigung hören. Ein Winzer, Deputirter der Gironde, meint, Jules Favre habe sich geirrt, wenn er die Ansicht vertheidige, Frankreich dürfe nichts abtreten. Natürlich wird er dafür auf das heftigste angegriffen. Der Winzer entgegnet: „Wenn Elsaß und Lothringen dadurch gerettet werden könnten, daß ein Franzose sich ans Kreuz schlagen ließe — er habe daheim eine alte Mutter, eine junge Frau und vier Kinder — kniend würde er darum bitten."

Der Winzer vertritt bei Capellemans den gesunden Menschenverstand; er spricht im schlichten Volkston und ist für die Abtretung. Er sieht in ihr keine Schande: der Besiegte werde durch seine Niederlage ebenso wenig entehrt als dadurch, daß der Sieger ihm sein Eigenthum nehme. Während er die Abtretung vertheidigt, vergießt er die bittersten Thränen. „L'Allemagne nous sait vaincus", sagt er, „mais cela ne lui suffit pas. Elle craint, en nous lâchant, nos revanches et, par Dieu, elle a raison de craindre." (Beifall.) Er schildert die leichtsinnige Art, wie man den Krieg angefangen, mit der unleugbaren Absicht, das linke Rheinufer mit Frankreich zu vereinigen. „Nous avons fait la guerre, pour diminuer la Prusse et pour empêcher l'unité de l'Allemagne." Es sei nichts zu machen. Wenn Preußen, es ist immer nur von Preußen die Rede, Elsaß und Lothringen nehme, thue es nur, was Frankreich ihm habe zufügen wollen. Um andere Bedingungen zu erhalten, müsse man mit Preußen nicht von der Ehre Frankreichs sprechen: das nütze zu nichts, gehe auch die Deutschen nichts an; von den eigenen Interessen müsse man mit ihnen reden.

Ein pariser Advocat bekämpft die Abtretung und will lieber untergehen. Ein anderer Abgeordneter der Hauptstadt vertheidigt dieselbe und bezeichnet den fortgesetzten Widerstand als Selbstmord.

Man verlangt, der Winzer solle sein Project formuliren. Er thut das in der Art, daß Frankreich der Hauptsache nach seine Grenzen behält, aber seine Festungen in Elsaß und Lothringen schleift und sich verpflichtet, keine dort wieder zu errichten.

Es werden Stimmen in der Versammlung laut, welche behaupten, wenn dieser Antrag an die Oeffentlichkeit trete, würde man ihn von einem Preußen verfaßt glauben.

Der Winzer ist bereit, die Reinheit seiner Ueberzeugung und seines Gewissens zu bethätigen, und hofft damit dem Vaterlande einen großen Dienst zu erweisen. Er zieht ein Messer, stößt sich dasselbe, ehe man ihn daran verhindern kann, in die Brust und stürzt zu Boden.

Ungeheuere Aufregung. Die Sitzung wird aufgehoben. Nach einiger Zeit versammelt die Glocke des Präsidenten abermals die Deputirten und es wird ihnen mitgetheilt, die Wunde des Winzers sei nicht tödlich und Hoffnung für seine Wiederherstellung vorhanden. Die Versammlung vertagt sich bis zur ersten öffentlichen Sitzung. Der Autor spricht in einer Randbemerkung die Ansicht aus, dem Winzer habe kein anderes Mittel zu Gebote gestanden, die Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit seiner Gesinnung zu beweisen.

Digitized by Google

Es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß Capellemans in seinem Vigneron sich selbst geschildert, und daß seinem verdüsterten Geist eine ähnliche That vorschwebte, um durch sie die Reinheit der eigenen politischen Gesinnung zu bekräftigen.

Kurze Zeit vor dem Friedensschluß saßen wir nachts in seinem Zimmer beieinander. Wir hatten eine gemeinsame Arbeit beendigt und plauderten über die Chancen des Friedens. Er vertrat den Standpunkt seines Girondisten und war gegen jede Abtretung; ich versicherte ihm, Deutschland werde sich nur bei der Rückgabe von Elsaß-Lothringen beruhigen können. Da gerieth er in eine ganz sonderbare Aufregung und schrie wie im Fieberparoxysmus immerfort: „Pas d'annexion, pas d'annexion!" Dann beruhigte er sich allmählich, und als ich mich von ihm verabschiedete, sagte er mir Lebewohl auf längere Zeit. Er sei gebrochen, seine Gesundheit zerstört; er reise am andern Tage mit seiner Familie nach Belgien, um sich gründlich zu erholen. Wir schieden. Die Lampen im Treppenflur brannten nicht mehr, er leuchtete mir selbst die Treppe hinunter, und während ich die zahlreichen Stufen hinabstieg, rief er mir fortwährend mit heiserer Stimme nach: „Pas d'annexion, pas d'annexion!"

Ich sah ihn nicht wieder. Am folgenden Tage reiste er. In Berlin nahm er seine Wohnung in einem der ersten Hotels Unter den Linden und schickte am Tage nach seiner Ankunft Einladungskarten zum Diner an die Mitglieder des diplomatischen Corps. Das kam den Herren freilich etwas sonderbar vor: den meisten jedoch war er von Petersburg her als Persönlichkeit von politischer Bedeutung bekannt, man hatte ihn in den ersten Kreisen der Residenz, bei den Ministern, bei Hofe gesehen — man kam. Eine Zeit lang benahm sich Capellemans bei Tische nicht ungewöhnlich. Dann erhob er sich, klopfte an sein Glas und alles erwartete einen Trinkspruch. Statt dessen eröffnete er seinen Gästen, er sei ihnen eine Darlegung der Motive schuldig, die ihn zur Einladung der Versammelten veranlaßt. Bis dahin hätten sie ihn nur als Politiker und Schriftsteller gekannt, aber keine Ahnung davon gehabt, daß er gleichzeitig der erste Tenor des Universums sei. Als solcher wolle er sich ihnen heute vorstellen. Und nun begann er mit fürchterlicher Stimme eine bekannte italienische Arie zu singen. Die Gesellschaft erhob sich bestürzt, die arme Frau sank bewußtlos nieder — Capellemans war wahnsinnig.

Er wurde nach Lüttich in eine bekannte Anstalt gebracht und war nach Verlauf mehrerer Monate auf dem Wege der Genesung: da brachen bei ihm die Schwarzen Pocken aus und sein geschwächter Körper erlag der furchtbaren Krankheit. Wenn es später hieß, der bekannte belgisch-russische Publicist sei in der Zwangsjacke gestorben, so ist das buchstäblich genommen nicht wahr. Auch ohne das bleibt sein Geschick traurig genug.

Von diesem trübseligen Widerschein des großen Krieges in der französischen Colonie Petersburgs wenden wir uns zu den hellen, erquicklichen Reflexen unter den deutschen Ansiedlern an der Newa.

„Wir Deutschen in fremden Landen wissen nichts von Thüringen, Schlesien, Pommern oder einem andern Bruchtheil des Stammlandes; wir haben immer

Digitized by Google

nur an Deutschland gedacht und wollen es nur mit Deutschland zu thun haben. Nachdem Schiller's Genius das große Wunder vollbracht, alle Deutsche an Einem Tage Eines Sinnes zu machen, ist es ein trauriger Anblick, die in seinem Namen gestifteten Vereine wieder uneins werden zu sehen. Wüßte man in Deutschland, wie sich diese Centrifugalwuth von fern ausnimmt, man würde sich vielleicht anders verhalten. Wir können nur von Herzen wünschen, daß dies bald geschehen und daß unser Beispiel etwas dazu beitragen möge."

Diese Worte schrieb ich am 15. Febr. 1860 im Namen des petersburger Schiller-Comité an den verstorbenen Karl Gutzkow, als damaligen Generalsecretär der neu ins Leben getretenen Schiller-Stiftung. Wir petersburger Deutschen hatten damals für dieses segenversprechende Institut die nicht geringe Summe von 6273 Thlrn. in unserer Mitte zusammengebracht, und als dieselbe dem Vorort Weimar zugestellt war, erhob sich unter verschiedenen Localvereinen ein eifersüchtiger Streit um den Besitz des Kapitals. Ich habe jene Worte hier angeführt, weil sie die Gesinnung der petersburger Colonie dem Vaterlande gegenüber, vor nun bald zwanzig Jahren, gründlich documentiren und, wie ich glaube und hoffe, die Gefühle aller im Auslande lebenden Deutschen ausdrücken. In den Gemüthern der in der Fremde lebenden Deutschen war die Einheit des Vaterlandes stets eine anerkannte, vollzogene Thatsache, während Deutschland selbst noch vom schnödesten Particularismus zerrissen wurde. Sobald der Deutsche die Grenzen der Heimat überschritten hat, sobald die Laute einer fremden Sprache ihn rings umgeben, liegen alle jämmerlichen Localanschauungen hinter ihm; er ist unionistischer und patriotischer gesinnt als seine Landsleute daheim.

Nachdem ich dies vorausgeschickt, wird es dem Leser verständlich, von welcher enormen Reflexwirkung der Krieg gegen Frankreich auf die deutsche Colonie Petersburgs werden mußte. Ehe ich jedoch auf eine Schilderung der einzelnen Erscheinungen eingehe, ist es nöthig, ein Bild dieser sehr bedeutenden und hervorragenden Colonie zu entwerfen. Die in Petersburg wohnenden etwa 60000 Deutschen bilden keineswegs in ihrer Gesammtheit die Bevölkerungsgruppe, welcher man die Bezeichnung „deutsche Colonie" geben kann.

Sie bestehen zunächst aus Reichsdeutschen, Einwanderern aus Deutschland, welche in der Regel ihre nationalen, oft sogar ihre provinziellen und localen Eigenthümlichkeiten treu bewahren. Der Name dieser Kategorie schließt jedoch keineswegs einen politischen Begriff ein. Viele Reichsdeutsche treten in den russischen Staatsdienst oder sehen sich durch andere Umstände veranlaßt, ihre frühere Staatsangehörigkeit aufzugeben und die russische anzunehmen. Erfüllen sie auch die Pflichten gegen ihr neues Vaterland mit Treue und Hingebung, so bleiben sie doch mit geringen Ausnahmen in ihrem Wesen, Fühlen und Denken Deutsche; dasselbe gilt auch von ihren Nachkommen. Im Gegensatz zu diesem weitern Begriff der Reichsdeutschen will ich diejenigen, welche ihre politische Staatsangehörigkeit beibehalten haben, mit dem Ausdruck „Reichsangehörige" bezeichnen.

Eine zweite Kategorie der deutschen Bewohner Petersburgs bilden die dort ansässigen baltischen Deutschen, die aus den Ostseeprovinzen Kurland, Livland und Estland eingewandert sind. Sie unterscheiden sich in mancherlei wesentlichen Dingen

Digitized by Google

von den Reichsdeutschen, halten aber noch hartnäckiger und inniger an ihrem Deutschthum fest als diese, wie denn der Mensch den Besitz vor allem andern hoch zu schätzen pflegt, den er zu verlieren in Gefahr war.

Noch eine dritte Gruppe von petersburger Deutschen gibt es, die wir russische Deutsche nennen wollen, welche in der Regel von ihrem Deutschthum nichts übrigbehalten haben als den Familiennamen, zuweilen noch die Sprache und das protestantische Bekenntniß. Es sind die Nachkommen Deutscher der beiden obengenannten Kategorien, welche in die russische Armee oder den Staatsdienst eintraten, oder eingebürgerter Kaufleute, die sich meist im Innern des Reiches aufgehalten, nur unter Russen gelebt, mit Russinnen verheirathet, ihre nationale Charakteristik vollkommen eingebüßt haben. Sie stehen der eigentlich deutschen Gesellschaft Petersburgs fern, theilen weder ihre Geselligkeit noch ihre Interessen, und kommen nicht in Betracht, wenn von der petersburger deutschen Colonie die Rede ist, die, wenn man nicht nach überwundener deutscher Art engherzige politische Grenzen ziehen will, aus den genannten Reichsdeutschen und den baltischen Deutschen gebildet wird.

In der That ist es auch bis zum Kriege der Jahre 1870 und 1871 niemand eingefallen, dergleichen politische Absonderungen vorzunehmen. Baltische Deutsche und Reichsdeutsche, mochten die letztern noch reichsangehörig sein oder nicht, lebten friedlich und einträchtig miteinander, bildeten eine und dieselbe Gesellschaft, mit denselben geistigen und socialen Interessen. Ihre Kinder wurden in denselben Privat- und öffentlichen Schulen erzogen; dieselben evangelischen Kirchen umschlossen alle, sie erhielten und verwalteten miteinander dieselben Wohlthätigkeitsanstalten, gehörten denselben wissenschaftlichen und literarischen Vereinen an, nährten ihr politisches Bewußtsein an denselben deutschen Tagesblättern, amusirten sich in den nämlichen Clubs und Gesellschaften, bildeten gemeinschaftlich das Hauptcontingent des Publikums im deutschen Theater und sangen einträchtig in derselben Singakademie und Liedertafel.

Zwei Momente haben diese herzerfreuende Einigkeit der petersburger deutschen Colonie in erhebender Weise bethätigt: die Schiller-Feier im Jahre 1859 und der länger als drei Jahrzehnte bestehende Deutsche Wohlthätigkeitsverein. Wenn bei der erstern das projectirte öffentliche Fest, ohne Verschulden der deutschen Colonie, nicht zu Stande kam, wandte sich das Interesse in verstärktem Maße der Schiller-Stiftung zu. Der Wohlthätigkeitsverein, dessen von der Regierung revidirte und bestätigte Statuten ihm nicht gestatteten, andere als dem deutschen Staatsverband angehörige Nothleidende zu unterstützen, schöpfte dessenungeachtet den Hauptstock seiner Mittel aus den Beiträgen aller Mitglieder der deutschen Colonie und baltische wie Reichsdeutsche unterzogen sich ohne Unterschied in selbstloser Aufopferung der Last seiner Verwaltung. Wenn dann und wann unter den baltischen Mitgliedern des Vereins die Thatsache, daß ihre Armen von dem Verwaltungsausschuß abgewiesen werden mußten, eine kleine Verstimmung hervorrief, so wurde diese immer schnell durch das Bemühen des Vorstandes beseitigt, auf privatem Wege für die nothleidenden Ostseeprovinzialen Unterstützungen aufzubringen.

Digitized by Google

Der Ausbruch des Krieges und der Verlauf seiner Ereignisse versetzte die deutsche Colonie an der Newa selbstverständlich in ungeheuere Aufregung. Zu dieser, kaum passiv zu nennenden Theilnahme, kam der Umstand, daß eine beträchtliche Anzahl Reichsangehöriger, die in verschiedenen Sphären der nordischen Hauptstadt lebten, zu den Fahnen einberufen wurde. Junge Aerzte baltischer Abstammung oder überhaupt dem russischen Staatsverbande angehörig, traten in die deutsche Armee ein. Einer der begütertsten Kaufleute der Colonie, ein Lübecker, gelobte für jeden deutschen Sieg dem Wohlthätigkeitsverein hundert Rubel, und es war gut, daß seine Kasse einen tüchtigen Choc auszuhalten vermochte, sonst hätte die deutsche Armee ihm leicht den Bankrott ansiegen können. Die baltischen Deutschen blieben in ihren Sympathien nicht im geringsten gegen die Reichsdeutschen zurück; vielleicht sogar traf sie nicht mit Unrecht der Vorwurf, in der Kundgebung ihrer Gefühle unvorsichtig weit gegangen zu sein.

Natürlich nahm man sofort die Sammlung von Leinwand, Charpie, Verbandzeug und Geld für die Verwundeten und ihre Hinterbliebenen in die Hand. Dabei wurden politische Unterschiede gemacht, die früher nicht existirt hatten. Eine Anzahl meist jüngerer Männer trat zu den genannten Zwecken als Comité zusammen, erklärte, daß nur Reichsangehörige in ihre Mitte aufzunehmen seien, begann, ohne weitere Rücksicht zu nehmen, ihr Sammelwerk und drängte dadurch eine Schar Aelterer zurück, welche die Reichsangehörigkeit nicht besaßen, sich aber bis dahin um die Angelegenheiten der Colonie hochverdient gemacht hatten. Natürlich war es diesen nicht darum zu thun, auch jetzt eine Rolle zu spielen, noch weniger aber in solch heiliger Sache einen Zwiespalt unter den Landsleuten hervorzurufen; sie traten bereitwillig in den Hintergrund und überließen der jüngern Generation die Arbeit und den nicht ausbleibenden Lohn.

Die deutsche Presse Petersburgs hielt unter dem Zujauchzen der Colonie das Banner Deutschlands hoch. Telegraphisch trefflich bedient, brachte sie die Kriegsnachrichten fast gleichzeitig mit Berlin. Am 6. Aug. hatte der Siegesjubel von Wörth alle Gemüther in freudige Begeisterung versetzt, am 7. stand an der Spitze der deutschen „Sanct-Petersburger Zeitung" ein Leitartikel, betitelt „Die Ansprüche des Siegers", in welchem die von einem berliner Blatte ausgesprochene Rückforderung von Elsaß und Lothringen als einzige und gerechte Sühne für den Ueberfall freudig begrüßt wurde.

Aber auch düstere Schatten warf der Krieg in die Mitte der deutschen Colonie. Mit Stolz und Verehrung betrachtete sie den preußischen Gesandten Prinzen Heinrich VII. Reuß als ihre Spitze. Er ist bekannt genug als treuer und aufopferungsvoller Arbeiter an dem Glück und der Größe Deutschlands, aber nicht minder warm, wie für das große Vaterland, empfand er stets für den ärmsten und unbedeutendsten seiner Landsleute, und wo es galt hülfreich einzutreten für Kummer und Leid, für Noth und Bedrängniß, war er der Colonie stets ein treuer und kluger Führer.

Kein Wunder, daß bei der allgemeinen Liebe und Verehrung, welche dem Prinzen von jedermann gezollt wurde, die Kunde wie ein Blitzschlag alle Herzen traf, daß sein Bruder, der tapfere Reiterführer, eins der vielen Opfer gewesen,

Digitized by Google

welche der berühmte Reiterangriff bei Vionville unter Deutschlands edelster Jugend hinweggerafft. Die allgemeine Sympathie, welche in der „Sanct-Petersburger Zeitung" ihren Ausdruck fand, blieb nicht ohne wohlthuende Wirkung auf das tieferschütterte Gemüth des Prinzen, dessen Antwort, eines deutschen Fürsten würdig, den Landsleuten kundgab: Trost und Linderung im Schmerze gewähre ihm das Bewußtsein, daß auch sein Haus berufen worden, in großer Zeit ein schweres Opfer für das Vaterland zu bringen.

Der 2. Sept. hatte die Nachricht von der rings um Sedan wüthenden Schlacht verkündet. Der Morgen des 3. brach an. Ich saß in meinem Cabinet am Schreibtisch, zu neuem Schaffen kaum gestärkt durch wenige Stunden unruhigen Schlafes, niedergedrückt von der Last der Arbeit und Verantwortung. Ein Zufall hatte mir die Vergünstigung verschafft, von telegraphischen Nachrichten früher Kenntniß zu erhalten als irgendjemand. Durfte ich auch von dem, was ich auf solche Weise erfahren, keinen unmittelbaren öffentlichen Gebrauch machen, so war doch in jener Zeit eine um wenige Stunden früher erworbene sichere Kunde zur Orientirung von unschätzbarem Werth. So traf mich denn, um etwa 10 Uhr morgens, die Nachricht von der Capitulation der französischen Armee und der Gefangenschaft Napoleon's. Ich war allein. Die Freude erschütterte meine Nerven, wie es das herbste Unglück nicht hätte zu Wege bringen können. Ich brach in einen Strom von Thränen aus und schluchzte wie ein Kind. Ein Gehülfe, der nebenan arbeitete, trat ein, um zu sehen, was mir widerfahren. Ich deutete auf das Blatt Papier, das die verhängnißvolle Thatsache enthielt, und dem Gefährten ging es nicht anders als mir. Als wir unsere Fassung einigermaßen wiedererlangt, frug mein Mitarbeiter: „Ob der Prinz wol die Nachricht schon empfing?" „Schwerlich", entgegnete ich, stürzte hinaus, ohne zu bedenken, daß ich mich noch in sehr lückenhafter Morgentoilette befand, warf mich in einen Wagen und war in wenigen Augenblicken im Hotel der Gesandtschaft. Prinz Reuß war zu Hause. Als er mich erblickte, rief er: „Um Gottes willen, wie sehen Sie aus, was ist Ihnen widerfahren?" Sprechen, erzählen konnte ich nicht. „Lesen Sie, Durchlaucht!" Der Prinz sah in das Blatt, blickte mich an und sah wieder in das Papier: „Und ist das sicher?" „Durchaus sicher." „Das ist die Nemesis", sagte Prinz Reuß, „aber es ist fatal für uns, daß er gefangen ist!" Ich eilte nach Hause.

Zwei Stunden später fuhr ich wieder durch die große Morskaja. Mein Wagen konnte kaum Platz finden. Die ganze Straße war dicht gefüllt mit den Equipagen des Hofes und der höchsten Aristokratie, welche dem preußischen Gesandten ihre Glückwünsche darbrachten.

Und so ging's von Sieg zu Sieg bis nach Paris. Zu leiden hatten auch wir von Neid und Misgunst der oben charakterisirten Deutschenhasser, deren Verfolgungen gegen mich aus der Theorie in die Praxis übergingen und so geschickt und sicher ins Werk gesetzt wurden, daß selbst der weitreichende Einfluß des Prinzen mich nicht zu schützen vermochte.

Und endlich kam der Friede, der heiß und lange ersehnte Friede. Man athmete wieder auf. Nach dem ungeheuern Verlust an seinen edelsten Söhnen hatte das

Digitized by Google

Vaterland wenigstens keine neuen Opfer mehr zu bringen, und König Wilhelm der Siegreiche kehrte heim als Kaiser des geeinigten Deutschen Reiches. Prinz Reuß versammelte die Spitzen der deutschen Colonie zu einem fröhlichen Fest um sich und zum ersten mal erklang an den Ufern der Newa ein freudiges Hoch auf den Deutschen Kaiser, das in allen Herzen den Widerhall eines reichen Glückes hervorrief.

Die erste und größte Errungenschaft, welche aus dem wunderbar glücklichen Kriege für die petersburger Deutschen hervorging, war die stark veränderte Stellung, die sie der russischen Regierung gegenüber in ihren Beamten, die sie in der gesammten russischen Gesellschaft einnahmen. Als ich im Jahre 1851 die russische Metropole zum ersten mal betrat, wurde ich mit einem Oberlehrer Dr. Meyer aus Reval verwechselt, welcher, politisch compromittirt, das Reich hatte verlassen müssen. Ich erschien vor dem Oberpolizeimeister Galachow; wir deutschen Kleinstaatler waren damals im russischen Reiche vollkommen schutzlos. Die Unterhaltung war französisch. Er fragte nach meiner Heimat. Unmöglich konnte ich bei dem barsch und unhöflich sich geberdenden General die Bekanntschaft mit dem kleinen Fürstenthum Waldeck voraussetzen. „Ich bin aus Deutschland", war meine Antwort. „Ich kenne kein Deutschland", sagte der General, „Preußen, Baiern, Sachsen u. s. w. sind mir bekannt, ein Deutschland existirt nicht."

Da hatten nun allerdings die letzten zwanzig Jahre viel geändert. In Petersburg residirte ein Botschafter des Deutschen Kaisers, ein Consul des Deutschen Reiches, die energisch für jeden Reichsangehörigen eintraten, wo er des Beistandes bedurfte. Aus dem zaghaften, schutz- und rechtlosen Unterthanen irgendeines Duodezländchens war ein Deutscher geworden, der stolz auf die Größe seines Vaterlandes in berechtigtem Selbstbewußtsein jedermann in dem fremden Lande gegenübertrat: „Civis Romanus sum!"

Und jedermann war erfüllt mit Achtung, Freundlichkeit und Zuvorkommenheit gegen alles, was den Namen eines Deutschen trug, und eher war den Landsleuten ein etwas allzu keckes und übermüthiges Auftreten, als den Russen der Mangel an Rücksicht und Anerkennung vorzuwerfen.

Die hier und da im Vaterlande vom Tode auferstehenden Sonderungsgelüste erregten uns im großen nordischen Reiche keine Furcht. Die Preußen bei Spichern und Mars-la-Tour hatten nicht geklügelt, für wen sie ins Feuer gingen; den Baiern bei Weißenburg, Wörth, Sedan und Orléans war Deutschland kein geographischer Begriff; die Sachsen bei Saint-Privat und Champigny, die Hessen bei Verneville hatten mit guten deutschen Klingen dreingeschlagen; die Würtemberger bei Villiers-sur-Marne, die Mecklenburger, Thüringer und Hanseaten in den Schlachten bei Le Mans hatten ihre Aufgabe nicht nach dem Umfange ihrer Staaten zusammengeschnürt; sie hatten alle gekämpft, geblutet und gesiegt für das eine und einzige deutsche Vaterland. Und so waren wir des starken Glaubens, daß auch im Werke des Friedens wie in der blutigen Arbeit des Krieges vor dem großen Einheitsgedanken jedes Sonderungsgelüst schwinden werde und müsse.

Digitized by Google

Die in Petersburg ansässigen Reserveoffiziere der deutschen Armee waren in die russische Residenz, in ihren bürgerlichen Beruf zurückgekehrt; das Eiserne Kreuz schmückte manchen dieser Braven. Sie hatten sich früher kaum gekannt. Jetzt traten sie zusammen zum Friedensfest, aus dem eine enge und innige Vereinigung hervorging. Ich werde es stets als eine der größten mir widerfahrenen Auszeichnungen betrachten, daß sie mich, den Kämpfer mit der Feder, für würdig hielten, an ihren Festen theilzunehmen als Mitstreiter und Kamerad. Aus ihrer Mitte ging die Idee zu dem großen Kaiserbanket hervor, das seitdem an jedem 22. März in Petersburg, im großen Saale des Hotel Demuth, gefeiert wird; ein Fest mit deutschen Farben und deutschen Fahnen, unter den Büsten der Kaiser Wilhelm und Alexander, mit deutschen Nationalhymnen und deutschen Reden, welchem jederzeit der deutsche Botschafter und sämmtliche deutsche Diplomaten der Newastadt beizuwohnen pflegen. Kaiser Alexander gibt an jenem Tage stets ein Festmahl zu Ehren seines erlauchten Oheims, zu welchem der deutsche Botschafter selbstverständlich geladen ist. Und wenn der Vertreter unsers Heldenkaisers sich von dem gastfreundlichen russischen Monarchen die Erlaubniß erbittet, sich vor dem Aufbruch der andern Gäste entfernen zu dürfen, um dem Festbanket seiner Landsleute beizuwohnen, pflegt Kaiser Alexander dem Botschafter stets einen herzlichen sympathischen Gruß an die versammelten Deutschen aufzutragen.

Die ersten Symptome der gänzlich veränderten Stellung aller Deutschen drangen im December 1871 in die Oeffentlichkeit, als Prinz Friedrich Karl mit den Paladinen des Kaisers einer Einladung des Zaren nach Petersburg Folge leistete. Sie wurden von Kaiser und Hof, von der russischen Armee und dem russischen Volke geehrt, wie es ihren Thaten und ihrem Ruhme gebührte; aber zum ersten mal betrat eine deutsche Deputation das Winterpalais, zum ersten mal konnten die petersburger Deutschen einem Prinzen ihres Kaiserhauses und Feldmarschall des Reiches eine Adresse überreichen und ihn in der Residenz der russischen Kaiser begrüßen. Die Deputation bestand aus Repräsentanten aller Stände, aller Gauen Deutschlands. Sie wurde vom Prinzen Reuß eingeführt, vom deutschen Consul vorgestellt. „Die Blätter der Geschichte", hieß es in der Rede an den Prinzen Friedrich Karl, „werden Ihren Namen bis zu den spätesten Geschlechtern tragen, aber in der Herrlichkeit Ihres Ruhmes werden Sie den herzlichen Gruß, den innigen Glückwunsch deutscher Landsleute nicht verschmähen, die Sie, erlauchter Prinz und Feldmarschall, in diesen nordischen Gefilden willkommen heißen."

Und nicht zu den geringsten Wahrzeichen der angebrochenen neuen Zeit gehörte es, daß bei der Anwesenheit des Prinzen Friedrich Karl in Moskau der ärgste Feind aller Deutschen, der Redacteur der „Moskauer Zeitung", Katkow, sich dem erlauchten Gast vorstellen ließ und nach einer bezüglichen Bemerkung des Prinzen den Muth hatte, seine ganze aggressive Haltung und polemische Wirksamkeit gegen Deutschland und alles Deutschthum zu verleugnen.

Ein noch bedeutenderes Moment in der Wandlung des Verhältnisses sämmtlicher Reichsdeutschen in Rußland war der 23. Dec. 1871. Längere Zeit vorher wurden Karten in Riesenformat den Hofchargen, den drei obersten Rangklassen,

Digitized by Google

sämmtlichen Notabilitäten Petersburgs zugesandt, welche die wenigen Zeilen enthielten: „L'Ambassadeur de Sa Majesté l'Empereur d'Allemagne, Roi de Prusse, ayant été admis à présenter ses lettres de créance à Sa Majesté l'Empereur de toutes les Russies, a l'honneur de prévenir M. . . . . ., qu'il sera chez lui le 23 Décembre depuis 9 heures du soir." Das ist die gebräuchliche Form, in welcher der Botschafter eines Monarchen den hoffähigen Persönlichkeiten der Residenz, in welcher er beglaubigt ist, mittheilt, daß er sie in der Eigenschaft als Stellvertreter seines Souveräns zu empfangen bereit ist. So sah denn Petersburg zum ersten mal, wie alles, was zur Umgebung des Kaisers, zu den Spitzen der Hierarchie und der Gesellschaft gehörte, in langer Wagenreihe in die große Morskaja strömte, um dem Vertreter des Deutschen Kaisers, und in seiner Person dem geeinigten Deutschen Reiche, seine Huldigung darzubringen. Und in der That entsprach dieser Empfang durchaus seiner großen Bedeutung. In dem Vestibule des schönen Botschafterhotels saßen Beamte vom Ministerium des russischen Kaiserhauses und notirten jeden Eintretenden, damit der Botschafter den Gekommenen durch Besuch oder Karte ihre Höflichkeit erwidern könne. Im großen Saal versammelten sich die Geladenen, alle in großer Gala, und wanderten einer nach dem andern in das anstoßende Prachtzimmer, wo das Bild des Deutschen Kaisers sich unter einem Thronhimmel befand. Vor demselben ragte die schlanke Gestalt des Prinzen Reuß in glänzender Ulanen-Generalsuniform und er empfing mit verbindlichen Worten die Glückwünsche der Vorüberziehenden. In andern Gemächern wurden Erfrischungen gereicht. Das Kommen und Gehen dauerte bis Mitternacht. So waren das Deutsche Reich und sein Kaiser auch formell in Rußland vorgestellt und hatten die huldigende Anerkennung der russischen Nation entgegengenommen.

Aber alles das wurde tief in den Schatten gestellt durch den überschwenglichen Festjubel bei dem Besuch, welchen Kaiser Wilhelm im April 1873 dem Freunde und hochherzigen Neffen in Petersburg abstattete. Von dem Moment, wo Kaiser Alexander den ehrwürdigen Oheim in Gatschina empfing, bis zu dem Augenblick, wo der kaiserliche Zug den hohen Gast von derselben Station wieder entführte, waren jene Tage eine lange Kette von Huldigungen, die das russische Volk der deutschen Nation in ihrem edelsten Repräsentanten darbrachte. Der Einzug der beiden Monarchen in die Residenz bot einen nie gesehenen Anblick. Alle Häuser und Straßen prangten im reichsten Schmucke von Blumen, Guirlanden und Flaggen. Zum ersten mal hatte man officiell den Wunsch laut werden lassen, daß die Bewohner Petersburgs sich bei der Verzierung ihrer Häuser der deutschen Farben bedienen möchten, und hatte eine große Anzahl solcher Fahnen und Flaggen ihnen zur Verfügung gestellt; zum ersten mal sah man überall in bekränzten Nischen auf Balkons und Fensterbrüstungen neben der Büste des russischen Kaisers die eines andern Monarchen, Wilhelm's des Siegreichen. Nun folgte Fest auf Fest, die sich einander an Großartigkeit und Glanz überboten. Ueberall, wo der Deutsche Kaiser sich zeigte, sammelte sich das russische Volk zu vielen Tausenden und jubelte ihm begeistert entgegen. Es ist hier nicht der Ort, jene prachtvollen Festlichkeiten aufzuzählen und zu beschreiben, mit denen Kaiser Alexander

Digitized by Google

den geliebten Gast ehrte: es ist bekannt, daß die Feste des russischen Hofes an Pracht und Reichthum nirgends ihresgleichen finden. Nur zweier Momente will ich hier gedenken, die zur deutschen Colonie Petersburgs in unmittelbarer Beziehung standen, des Empfangs der deutschen Deputationen bei Kaiser Wilhelm und seiner Anwesenheit in dem Concert, das der Verwaltungsausschuß des Deutschen Wohlthätigkeitsvereins zu Ehren des greisen Monarchen veranstaltete.

Die deutschen Reichsangehörigen hatten um die Vergünstigung gebeten, ihrem ruhmgekrönten Kaiser eine Adresse überreichen zu dürfen. Se. Majestät hatte dem Gesuch willfahrt, zugleich aber den Wunsch ausgesprochen, auch den Verwaltungsausschuß des Deutschen Wohlthätigkeitsvereins zu empfangen. Für beide Audienzen war der 18. April anberaumt. Am Morgen dieses Tages wurde zuerst die Deputation der Reichsangehörigen dem Kaiser vorgestellt. Sie überreichte ihm eine mit künstlerischer Vollendung ausgestattete Adresse, in der es unter anderm hieß: „Mit frohem Muthe haben auch wir, jeder in seiner Stellung und nach seinen Kräften, alle mit patriotischem Stolz an der großen Umwandlung theilgenommen, welche die Vorsehung dem Vaterlande als die Frucht einmüthiger Anspannung der gesammten Volkskraft unter Ew. Majestät ruhmreicher Führung beschieden hat. Begeisterten Herzens haben auch wir eingestimmt in den Jubelruf aller Deutschen, als es Ew. Majestät gefallen hat, durch die Annahme der von den deutschen Fürsten und den Freien Städten unter der begeisterten Zustimmung des ganzen Volkes dargebotenen Kaiserkrone das lange ersehnte, endlich vollendete Einigungswerk der deutschen Nation zu weihen. Mit gehobener Brust geben auch wir uns der Hoffnung hin, daß es unserm theuern Vaterlande vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opferwilligen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche ihm seine jetzige Sicherheit gewährt." Wenn auch nicht ganz glücklich im Ausdruck, so entsprachen doch diese Worte den Gesinnungen und Gefühlen sämmtlicher petersburger Deutschen.

Die Antwort des Kaisers lautete: „Ich danke Ihnen, meine Herren, für die patriotischen Gefühle, die Sie mit solcher Wärme hier ausgesprochen haben. Es ist allerdings in Deutschland eine Umgestaltung vor sich gegangen, wie sie zwar längst ersehnt worden, deren Vollendung aber so bald nicht erwartet werden konnte. Diese Umgestaltung begann mit dem Jahre 1866, sie wurde vollendet 1870 und 1871. Vor allem hat dazu die deutsche Armee beigetragen, welche, ich kann es sagen, Thaten vollbracht hat, wie sie in keiner Geschichte, wenigstens nicht in der deutschen, bisher zu verzeichnen gewesen sind. Neben den ruhmreichen Thaten der Armee ist es aber die einmüthige, opferwillige Hingebung der ganzen Nation in allen Gauen des Vaterlandes und selbst weit über diese hinaus gewesen, welche das große Werk so wesentlich gefördert hat. Sie sind alle den Thatsachen gefolgt; Sie wissen es, wie Gottes Fügung uns zum Siege geführt hat in dem Kriege, zu dem wir, man kann es nicht anders bezeichnen, wie — durch einen Ueberfall gezwungen worden sind; denn es ist Ihnen die Wahrheit bekannt, daß der Friede bereits gesichert erschien, als die Kriegserklärung erfolgte! Nun, die Vorsehung hat unsere gerechte Sache mit Erfolg gekrönt, und sie wird unsere Hoffnung erfüllen, daß Deutschlands Geschicke sich auf der gegenwärtigen Höhe erhalten und im Frieden sich

Digitized by Google

segensreich fortentwickeln. Die Einheit ist eine Thatsache, und sie wird von Jahr zu Jahr immer schönere Früchte tragen. Und ein solches Reich in der Mitte Europas ist eine Bürgschaft für den Frieden überhaupt. Es ist ein glückliches Gefühl für uns alle, die wir jetzt leben, daß die Vorsehung uns auserwählt hat, dies zu erreichen, und so werden unsere Hoffnungen, wie Sie dieselben so schön ausgesprochen haben, ja auch in Erfüllung gehen."

Der Kaiser ließ sich die Mitglieder der Deputation durch ihren Sprecher vorstellen und unterhielt sich längere Zeit mit jedem einzelnen.

Nach kurzer Pause wurde der Verwaltungsausschuß des Deutschen Wohlthätigkeitsvereins bei Sr. Majestät eingeführt, welcher mehrere Angehörige der frühern Deputation zu seinen Mitgliedern zählte. Nachdem der Präsident des Vereins, der Botschafter Prinz Reuß, den Ausschuß in seiner Gesammtheit und den damaligen Vicepräsidenten besonders Sr. Majestät vorgestellt, sprach der Kaiser seine Freude darüber aus, die Vertreter eines Vereins vor sich zu sehen, dessen edle und segensreiche Wirksamkeit ihm bekannt sei. Er wandte sich dann zu dem Vicepräsidenten mit einigen sehr schmeichelhaften Worten über dessen persönliches Wirken, worauf letzterer eine kurze Ansprache an Se. Majestät richtete, in welcher er die Geschichte und die Verhältnisse des Vereins berührte. Er schloß mit der Bemerkung, die Zusammensetzung des Vereins und seiner Verwaltung (aus russischen und deutschen Staatsangehörigen) habe ihnen nicht die Möglichkeit gewährt, ihre Liebe und Ergebenheit für den Kaiser in einer mit Worten geschriebenen Adresse niederzulegen. Der einzige sichtbare Ausdruck ihrer treuen Anhänglichkeit für Deutschland und seinen Kaiser, auf den sie vor Sr. Majestät hindeuten könnten, wären über hundert deutsche Greise und Kinder, denen das Asyl des Vereins ein sorgenfreies Los bereite, wären dritthalbtausend deutsche Arme, die der Verein im Laufe des Jahres unterstützt. Kaiser Wilhelm betonte hierauf besonders, der beste Beweis der Liebe für die alte Heimat sei, den nothleidenden Brüdern in der Fremde hülfreich beizuspringen. Der Kaiser unterhielt sich dann auf das liebenswürdigste mit jedem einzelnen Mitgliede des Ausschusses, wobei das enorme Gedächtniß Sr. Majestät sich wieder glänzend bewährte.

Der Höhepunkt jener Tage war das oben erwähnte Concert des Deutschen Wohlthätigkeitsvereins. Dasselbe fand in dem größten und glänzendsten Local Petersburgs, der Dworjanskaja Ssobranje, dem Saale der Adelsversammlung, statt, der bequem 6000 Menschen zu fassen vermag. Kaiser Wilhelm hatte sein Erscheinen bereitwilligst zugesagt und ausdrücklich versprochen, in seiner Begleitung den Fürsten Bismarck und den Grafen Moltke mitzubringen. Alle Vorbereitungen waren auf das vorzüglichste getroffen. Die besten musikalischen Kräfte Petersburgs, und das will etwas heißen, hatten auf das bereitwilligste ihre Mitwirkung zugesagt. Der Saal war glänzend decorirt, die kaiserliche Loge mit den Büsten der beiden Kaiser, umgeben von einem Meere blühender Hyacinthen — nach der Kornblume dem Kaiser Wilhelm die liebste — geschmückt. Das Concert fand am Sonntag Vormittag statt. Der enorme Saal war ausverkauft, und das Publikum bestand seiner größern Hälfte nach aus Russen. In den Morgenstunden hielt Kaiser Alexander seinem Gaste zu Ehren eine große Parade ab. Kaiser

Digitized by Google

Wilhelm hatte dem Comité mittheilen lassen, er könne erst nach der zum Beginnen anberaumten Zeit eintreffen, man solle sich dadurch nicht am pünktlichen Einhalten des Programms hindern lassen und namentlich nicht ein Musikstück unterbrechen, wenn Se. Majestät zufällig während der Ausführung eines solchen den Saal betreten würde. Das letztere traf ein. Der berühmte Violinist Auer trug gerade eine Solopièce vor, als der Kaiser mit glänzendem Gefolge, geleitet von dem Prinzen Reuß und den vier Herren des Comité, die Estrade der Kaiserloge betrat. Das Publikum war von den Wünschen des hohen Herrn unterrichtet und verhielt sich still und stumm. Kaiser Wilhelm setzte sich und winkte den Prinzen Reuß an seine Seite. Der Botschafter machte Sr. Majestät bemerklich, daß das Publikum sich darauf gefreut habe, Bismarck und Moltke (die sich im Hintergrunde der Loge befanden) neben ihm zu sehen. Sogleich rief der Kaiser die beiden hervorragendsten Größen des Reiches zu sich und ließ sie zu seiner Rechten und Linken Platz nehmen. Inzwischen ging unter sehr mangelhafter Aufmerksamkeit der Zuhörer das Musikstück zu Ende. Kaum war der letzte Laut verhallt, so intonirte das gewaltige Orchester mit all seiner Kraft die deutsche Nationalhymne und das gesammte Publikum erhob sich wie Ein Mann. Und als der letzte Ton der Hymne verklungen, zitterten die Wände des hohen Saales von dem dreifachen Hurrah, das dem Deutschen Kaiser in der Hauptstadt Rußlands aus freiem Impuls von Deutschen und Russen gebracht wurde. Als das Publikum bei den ersten Tönen des „Heil dir im Siegerkranz" aufstand, erhob sich auch Kaiser Wilhelm sichtbar bewegt mit seinem Gefolge und setzte sich erst wieder, als die im Saale Versammelten Platz genommen hatten.

Kaiser Wilhelm blieb bis zum Schluß des Concerts und sprach beim Fortgehen den Veranstaltern seinen freundlichsten Dank aus, wobei er mit feinem Verständniß auf die Details der ausgeführten Musik einging. Nach Abzug der enormen Kosten brachte das Concert dem Wohlthätigkeitsverein einen Ueberschuß von nahe an 3000 Rub.

Auf der Station Gatschina, wo sich ein herrliches Lustschloß befindet, hatte Kaiser Alexander den Gast bei seiner Ankunft empfangen, dorthin begleitete er ihn zum Abschied. Wer zugegen war, als die beiden Monarchen sich zärtlich umarmten, als der aufrichtigste Trennungsschmerz beide überwältigte, Kaiser Wilhelm sich endlich losriß und schnell in den Salonwagen eilte, Kaiser Alexander ihm nachschaute, beständig die Worte „Auf Wiedersehen!" rief und ihm dabei die hellen Thränen über die Wangen rollten, wer gesehen, wie der unmittelbar neben dem Kaiser stehende Thronfolger-Cesarewitsch, von dem Anblick tief erschüttert, von gleicher Rührung ergriffen war: der lächelt über das feindselige Gekläff officiöser und nichtofficiöser Blätter in unsern Tagen; der weiß, solange diese beiden Kaiser leben, hat es keine Noth mit einem Bruch zwischen Deutschland und Rußland.

Und das wünschen wir auch für alle Zukunft beiden Reichen wie der trefflichen deutschen Colonie an der Newa!

Digitized by Google

Das neue deutsche Lustspiel.

Ein literarischer Essay

von

Rudolf von Gottschall.

Wenn der Tageskritik, die es mit den einzelnen dramatischen Erscheinungen zu thun hat, oft der allgemeine Ueberblick verloren geht, so ist es wünschenswerth, daß größere Revuen, denen die Pflege der höhern Tendenzen der Cultur und Literatur am Herzen liegt, sich der Bedeutung des Einzelnen für das Allgemeine lebhafter erinnern und auch das Publikum vom augenblicklichen Genuß zu kritischer Selbstbesinnung zurückrufen. Wenn überhaupt irgendetwas der Revision bedarf, so ist es die Theaterkritik, die kaum für eine literarische Instanz mehr gelten kann; sie ist das Stiefkind der Redactionen und wird, abgesehen von einigen großen Hauptorganen, oft den unberufensten Händen anvertraut. Aesthetische Maßstäbe werden kaum noch angelegt, noch weniger kommt ein literargeschichtlicher Standpunkt zur Geltung. Dieser würde doch mindestens verlangen, daß ein Drama auch im Zusammenhange mit dem ganzen Entwickelungsgange des Autors besprochen würde, in seinem Verhältniß zu den frühern Werken desselben; doch die Ignoranz der meisten, oft ganz unreifen Theaterreferenten ist so groß, daß ihnen für solche Kritik die nöthigen Handhaben fehlen würden. Den Grundgedanken des Dichters zu verfolgen und darauf hin sein Werk zu zergliedern: das erscheint ihnen ebenso überflüssig, wie das Maß seiner Bedeutung nach dem Gedankeninhalt des Werkes und seiner stilistischen Vollendung oder Unfertigkeit zu messen. Im Gegentheil, alles, was ein dichterisches Gepräge trägt, ist ihnen in tiefster Seele verhaßt, und es ist ein Glück, daß nicht die Werke unserer classischen Dichter zum ersten mal dieser kritischen Meute vorgeworfen werden. „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir!“ — das würden die Unsterblichen, wenn auch vergeblich, ihnen zurufen. Da der fade Witz zur Signatur der Zeit gehört und die neuen Sapphos berühmt macht und vielbewundert, so gefällt sich das Feuilleton der entlegensten Provinz in solchen Witzhaschereien meistens auf Kosten der Dichter. Hierzu kommt das Cliquenwesen und die von den Theateragenturblättern überkommene Reclame oft für die schlechtesten Productionen, die Reclame des Erfolges, dessen eifrigste Propaganda das Winkelfeuilleton ist. Daß zu einem Geschmacksurtheil ein gebildeter Geschmack gehört: diese triviale Wahrheit muß der Praxis der Gegenwart gegenüber paradox erscheinen.

Digitized by Google

Dies gilt alles in erhöhtem Maße von der Kritik des Lustspieles. Die ernste Dichtung fordert noch mehr zur Prüfung nach dramaturgischen Maßstäben heraus: das Lustspiel wird von den lässigen Berichterstattern nur nach seiner zwerchfellerschütternden Wirkung beurtheilt. Daß auch das Lustspiel ein aus einem Grundgedanken heraus geschaffenes Kunstwerk sein muß, daß neben der Lebenswahrheit seiner Charaktere ein Odem geistiger Freiheit, der es durchweht, zu seinen ästhetischen Existenzbedingungen gehört: das gerieth hierüber gänzlich in Vergessenheit. So kommt es, daß die Grenze zwischen Posse und Lustspiel nicht blos vom Publikum, sondern auch von der Kritik verwischt wird, und daß die Production selbst sie nicht mehr beachtet. Auch nach der andern Seite hin, nach derjenigen des Schauspiels, findet eine Grenzverrückung statt, sodaß das Lustspiel in seiner reinen dem Gattungsbegriff entsprechenden Gestalt fast von der Bühne zu verschwinden droht. Nun sind wir zwar gewiß nicht für ein rigoristisches Fächerwesen; wir geben zu, daß das Possenelement wie das Schauspielelement mit in das Lustspiel eingreifen darf; doch darf es nicht über dasselbe übergreifen, und das Lustspiel nicht die gleichgültige Mitte sein, in welcher Schauspiel und Posse zusammentreffen, sondern es muß sein eigenartiges Wesen siegreich aufrecht erhalten und jene Elemente sich dienstbar machen.

Wenn unsere deutsche Literatur in den Trauerspielen von Schiller vorleuchtende Muster der Tragödie hat, so fehlt es dagegen unserm Lustspiel an den classischen Vorbildern, welche durch den Respect der Nation geheiligt sind. Wir haben nur Ein classisches Lustspiel, das sich seit einem Jahrhundert auf der Bühne erhalten hat: Lessing's „Minna von Barnhelm"; die Situations- und Charakterdarstellung in diesem Stück sowie die regelrechte Technik desselben schweben den bessern Lustspieldichtern noch immer als nachahmenswerthes Muster vor. Ein aus dem Geist der Zeit herausgedichtetes Sittenlustspiel wird, wie auch dieser Geist sich von Jahrhundert zu Jahrhundert wandeln mag, immer verwandte Bahnen einschlagen. Doch erschöpft dieser Singleton der Lessing'schen Muse so wenig alle Varianten des komischen Bühnenspiels, ist so sehr an die Eigenart des Verfassers gebunden; daß eine große Zahl von Lustspielversuchen immer ohne ein deutsches classisches Vorbild geblieben ist. Da sprangen denn die Fremden ein, Aristophanes, Shakspeare, Molière, und viel von deutscher Art und deutschem Wesen ging in den Nachdichtungen verloren, zu denen die fremden Muster anregten. Lessing's „Minna von Barnhelm" ist mehr auf die Gestaltung des bürgerlichen Schauspiels von Einfluß geworden als auf diejenige des eigentlichen Lustspiels: es war die Schule Iffland's, welche in erster Linie an Lessing anknüpfte. Goethe's Lustspiele sind Jugendversuche, Bluetten und Kleinigkeiten; Schiller übersetzte zwei französische Lustspiele ohne höhern komischen Werth. Es ist bedauerlich, daß unsere beiden größten Dichter das Lustspiel beiseiteließen, obgleich sie beide eine komische Ader hatten. Man braucht blos an „Wallenstein's Lager", an einzelne Scenen der „Räuber", an den Mohren im „Fiesco" zu erinnern, um Schiller's Talent für das Bühnenkomische außer Zweifel zu stellen; die epigrammatische Schärfe, die er in seinen Xenien bewiesen, würde seinem Lustspieldialog sehr zugute gekommen sein. Ohne Frage würde er, wie auch die dramatische Skizze seines Weinberggedichtes

Digitized by Google

beweist, das derb Komische bevorzugt haben: es ist eine alte Erfahrung, daß pathetische Talente, wenn sie sich auf das Gebiet der Komik wagen, hier dem nachdrücklichsten Genre derselben zu huldigen pflegen. Goethe's graziöse und harmonische Natur würde dagegen für das Genre, welches wir jetzt das feine Salonlustspiel nennen, besonders veranlagt gewesen sein, wie auch seine Jugendstücke, seine Sing- und Schäferspiele beweisen: freilich fehlt seinem Genius auch nicht der Pferdefuß des Mephistopheles, der Schwefeldunst des Cynismus, der sich durch viele Scenen seines „Faust" verbreitet. Doch unsere classische Epoche hatte das Lustspiel gleichsam nicht in ihr Programm aufgenommen; es stand ihren idealen Tendenzen ferner; die Wiedergeburt deutscher Dichtung, die sie anstrebte, lag nicht auf diesem Wege. Bei den Romantikern spielten alle Schattirungen der Komik, Ironie, Satire, phantastische Laune, kecker Witz, eine große Rolle; aber es war eine gärende Masse, welche jede Form zersprengte und sich am wenigsten der Bühnenform einfügte. Außer der Aneignung Shakspeare's haben sie sich überhaupt kein Verdienst um das deutsche Theater erworben. Ihre eigenen komischen Schöpfungen waren, wie diejenigen Brentano's und Arnim's, oft von absurder Genialität und im Stil der Puppenkomödie gehalten oder, wie diejenigen Ludwig Tieck's, von einer Expansion, die jeden Bühnenrahmen verschmähte und die freiesten und kecksten Phantasiespiele an Stelle einer wohlmotivirten, sich in organischem Zusammenhang entwickelnden komischen Handlung setzte.

Das eigentliche Muster unserer Lustspieldichtung, derjenige Autor, der die noch heute gültige Schablone für das Lustspiel zuerst zur Anwendung brachte, ist August von Kotzebue, und auch das moderne Rührstück weist im wesentlichen auf diesen Autor zurück, der dem Drama des second empire geistesverwandter ist, als die Anhänger des letztern zugeben möchten. „Menschenhaß und Reue" ist nicht nur über die französischen Bühnen als ein Repertoirestück gegangen, das sich lange Zeit hindurch bewährt hat; die Eulalia Kotzebue's gehört ganz in das Reich der Camelliendamen, in das Gebiet der larmoyanten Liederlichkeit; nur ist Kotzebue milder und weicher und nicht so schroff in Stil und dramatischer Behandlungsweise wie der jüngere Dumas. Die sogenannten socialen Conflicte, selbst die Ehebruchsdramatik ist also von älterm Datum auf deutscher Bühne, als die neuen Regeneratoren derselben, die Schöpfer der realistischen Dramatik nach französischem Muster, glauben. Man kann auf diese Rechnung auch die Probe mit der Kritik machen; denn alles, was mit Recht gegen die neufranzösische Dramatik geltend gemacht worden ist, wurde seinerzeit von einer ernsten Kritik, die aber dem Enthusiasmus des Publikums gegenüber nur die Anschauungen einer kleinen Gemeinde vertrat, eingewendet. So sagte Huber in der „Jenaischen Literaturzeitung" (1793): „An den Werken des Herrn von Kotzebue hat die Kunst Gelegenheit, zu prüfen, was es ist, das in denselben so viele gefallene Mädchen und Weiber, unschuldige Verführer und Verführte, gegen die Convenienzen u. s. f. zu Felde ziehende Helden u. s. f. zur süßesten Ergötzlichkeit unsers großen Haufens zusammenbringt. Der dünne Firnis moralischer Sentenzen und nothdürftiger Gemeinsprache der Empfindung und Tugend kann diese Richterin am wenigsten bestechen; der Grund ist weichliche

Digitized by Google

Verwöhnung, schlecht verhüllte Sinnlichkeit und jene aller Kraft und aller Tugend entgegengesetzte in der Menschheit so allgemeine Anlage des Egoismus und der schlaffen Nachsicht gegen sich selbst, die den schwachen Damm vermißt, ohne ihn durch eigene Stärke ersetzen zu können. Dieser Kreis ist der wahren Kunst so fern wie der wahren Sittlichkeit, und dieser Kreis ist es, in welchem unser Aftermusen Geschmack und Herz zugleich verderben oder die schon vorhandene Verderbniß durch einen lügenhaften Anstrich von Gefühl und Originalität bestärken." Und sowie der jüngere Dumas gegen seine Ankläger geharnischte Vorreden schleuderte, in denen er nachwies, daß er ein sehr energischer Anwalt der öffentlichen Moral sei, so erklärte auch Kotzebue in seinen Vorreden und selbstbiographischen Skizzen, daß in seinen Schauspielen gewiß die reinste Moral herrsche, die jemals von der Kanzel und von der Bühne herab gepredigt worden sei, daß in dem dicksten Bande Predigten nicht mehr Moral enthalten sei als in seinen Schauspielen, die überdies nicht so langweilig seien wie jene.

Wenn es in neuerer Zeit Mode geworden ist, den Namen Kotzebue's als eine herabsetzende Bezeichnung zu gebrauchen und neuere Poeten damit zu vernichten, daß man sie mit Kotzebue in Eine Linie stellt, wie das Julian Schmidt nacheinander mit Karl Gutzkow und Paul Lindau gethan hat, so glauben wir, daß hierin eine Unterschätzung der Verdienste des deutschen Lustspieldichters liegt, dessen Dichtweise doch für die Lustspielproduction eines Jahrhunderts mehr oder weniger maßgebend geblieben ist. Wohl aber mag das Schicksal Kotzebue's lehren, daß der eitle Tagesruhm keine Garantie für die Werthschätzung der spätern Literaturgeschichte gewährt. Wir sehen zwischen Goethe und Schiller auf der einen und Kotzebue auf der andern Seite eine unausfüllbare Kluft: es ist kein Zweifel, daß Kotzebue's Zeitgenossen in ihrer großen Mehrheit, daß besonders das ganze deutsche Theaterpublikum nicht die kritischen Augengläser besaß, um diese Kluft zu entdecken. Wol begannen die angesehenen kritischen Organe, besonders nach dem Erscheinen des Pasquills „Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn", Front gegen Kotzebue zu machen, so namentlich die „Jenaische Literaturzeitung" und die „Neue Bibliothek der Schönen Wissenschaften"; er hatte nicht blos die Romantiker, er hatte schon früher einen Schütz, Knigge, Eschenburg u. a. zu seinen Gegnern; doch auch Schiller wurde von den Romantikern, besonders von Friedrich Schlegel aufs tiefste herabgesetzt, und wenn Manso Kotzebue angriff, so hat dieser breslauer Gymnasialdirector Schiller und Goethe wahrlich ebenso wenig geschont, welche er die Sudelköche von Weimar nannte. Dagegen standen die weimarischen Koryphäen bei dem Theaterpublikum jener Zeit nicht entfernt in gleicher Gunst wie Kotzebue, der entschiedene Liebling desselben. Und zu diesem Publikum gehörten die vornehmsten und gelehrtesten Kreise. Weder Schiller noch Goethe sind Mitglieder der berliner Akademie der Wissenschaften geworden wie jener: als Kotzebue nach der Ermordung des Kaisers Paul von Petersburg nach Berlin kam, wurde er wie der größte deutsche Dichter gefeiert, bei weitem mehr als Schiller und Jean Paul während ihrer Anwesenheit in der preußischen Residenz; er wurde zum Vorleser der Königin ernannt; seine Stücke hatten in Berlin einen unglaublichen Erfolg, der gegen die Achtungserfolge der Schiller'schen Tragödien ungemein abstach, von

Digitized by Google

Goethe gar nicht zu sprechen, dessen „Natürliche Tochter" ja in Berlin ein lärmendes Fiasco machte. Die Spreehauptstadt hat überhaupt sehr oft den Ton angegeben für die Moden in der Literatur, niemals zu Gunsten des Classischen und Dauernden, das sich oft erst im Widerspruch gegen die Tagesmeinung und die Kritik der preußischen Residenz durchsetzte, sondern zu Gunsten des seicht Witzigen, oberflächlich Packenden, wie ja auch später die Triumphe Saphir's in Berlin bewiesen. Nicht blos in den Kreisen der Theatergenießlinge, des unterhaltungsbedürftigen Publikums in Berlin, sondern auch bei Hofe und in der Gelehrtenwelt dieser Stadt galt Kotzebue lange Zeit hindurch für den ersten Dramatiker und er konnte auf seine literarischen Gegner herabsehen mit dem stolzen Bewußtsein, „daß wol nur das bischen Ruhm des Verfassers den Herren unleidlich sei".

Der Rückschlag der öffentlichen Meinung, durch welchen für Kotzebue das Capitol auf einmal zum Tarpejischen Felsen ward und der ruhmgekrönte Sieger zum gnadenlos verurtheilten Delinquenten, war ein so gewaltthätiger, wie er selten in der Literaturgeschichte nachzuweisen ist; durch alle Literatur- und Schulbücher verurtheilt, gehört Kotzebue nicht mehr in die Kreise der Unsterblichen. In moralischer Hinsicht der Frivolität, in politischer des Vaterlandsverrathes angeklagt, nach einem leichten und lustigen Leben einen ernsten und tragischen Tod findend, der nur Sympathie für den Mörder erweckte, nicht für den Ermordeten, gehört Kotzebue längst nicht mehr zu den Größen des Parnasses, ja es würde für eine unbefugte Auszeichnung gelten, ihn unsern Unsterblichen nahe zu bringen. Wenn früher die strenge Kritik seine Schamlosigkeit gerügt, so geiselte später die burschenschaftliche Literaturgeschichtschreibung seine Vaterlandslosigkeit. Wachler ging damit voran, die andern folgten. Kotzebue's Miscredit wurde ein nationaler. Gleichwol that ein nationales Institut ihn nicht in Acht und Bann: die deutsche Bühne bewahrte auf ihrem Repertoire manche seiner Lustspiele; manche erschienen in neuern Bearbeitungen, wo das Colorit der Zeit und Gesellschaft eine Auffrischung verlangte. Einige seiner am schärfsten verurtheilten Stücke, wie „Die beiden Klingsberg", hielten sich auf dem Repertoire durch das ausgezeichnete Spiel einzelner Darsteller. Und hier ist denn auch der Punkt, wo eine unbefangene Würdigung Kotzebue's wieder einsetzen muß: er reicht zwar als Lustspieldichter nicht an Molière, auch nicht an Sheridan heran, doch mit den andern französischen und englischen Lustspieldichtern der letzten Jahrhunderte darf er wol den Wettkampf eingehen, und unsere deutsche Lustspieldichtung ist zwar moderner geworden, doch abgesehen von vereinzelten Anläufen nicht viel über Kotzebue hinausgegangen. Auch hat er mit Ausnahme des historischen Lustspiels schon alle Lustspielgattungen gepflegt, die auf der deutschen Bühne seitdem zur Geltung gekommen sind. Das bürgerliche Lustspiel mit Familienverwickelungen, mit der Satire auf Vorgänge des kleinbürgerlichen Lebens, wie „Die deutschen Kleinstädter", die heute so genannte französische Komödie, das schauspielartige Lustspiel, wie: „Die Stricknadeln", ja selbst Lustspiele in Versen fehlen nicht, und seine Satire wagt sich selbst an Gegenstände der Wissenschaft, wie er die Kant'sche Philosophie in der „Sucht zu glänzen" und die Phrenologie in den „Organen des Gehirns" für die Lustspielsatire zum Thema machte: ein Vorgang, den sogar das neuere komische Bühnenstück wenig nach-

Digitized by Google

geahmt hat, denn die gegenwärtige Lustspielschablone reicht kaum für vorübergehende Satire und flüchtige Streiflichter derselben aus.

In allen diesen Stücken zeigte Kotzebue ausnehmende Lebendigkeit, er bewährte einen frischen Dialog, einen oft schlagenden Witz und das echte theatralische Blut: ja bei aller leicht hingeworfenen Improvisation ist der Aufbau dieser Stücke keineswegs ein unsolider: wir finden in ihnen sehr geschickte scenische Combinationen, eine ineinandergreifende Handlung; ja es glückt dem Dichter öfters, zwei anscheinend gesonderten Kreisen der Handlung denselben Mittelpunkt eines Grundgedankens zu geben: ein Vorzug, der ja mehrern Stücken Shakspeare's nachgerühmt wird und als ein ästhetischer Vorzug betrachtet werden muß. Was Kotzebue fehlt, ist die Größe der Weltanschauung und der Adel der Gesinnung: beides Eigenschaften, die auch der Humorist, ja der leichtgeflügelte Lustspieldichter nicht entbehren darf. So tonangebend aber ist dieser Dichter, trotz seiner leichtfertigen Gesinnung, doch durch die Vielseitigkeit seines Talentes und seiner sichern Treffer geworden, daß sich das neue Lustspiel nach den Rubriken gruppiren läßt, die seine Productionen an die Hand geben.

Das bürgerliche Lustspiel knüpft an Kotzebue's „Kleinstädter" und andere Komödien unsers productiven Lope de Vega an, wobei es die Grenzlinie gegen den Schwank und die Posse hin so wenig streng bewahrt, wie es jener selbst gethan hat. In jüngster Zeit ist der Einbruch der Posse in das Lustspiel als die herrschende Regel zu betrachten, nachdem lange einer der beliebtesten Autoren diesem Einbruch mit allen Kräften zu wehren und seinen Stücken den reinen Lustspielcharakter zu wahren gesucht hat. Wir meinen Roderich Benedix, einen Dramatiker, auf den die vornehme Kritik stets mit Achselzucken glaubte herabsehen zu dürfen und der doch gerade in Bezug auf sein künstlerisches Streben einen hohen Rang einnimmt: denn seine Compositionen hatten stets einen einheitlichen Grundzug und er war darauf bedacht, dem Conversationston eine reine, sprachlich geläuterte Haltung zu sichern und alles Saloppe, was aus diesem Ton herauszufallen drohte, zu vermeiden. Freilich, das Lustspiel, für welches Benedix den Ton angab, trägt den Charakter einer eng abgeschlossenen Bürgerlichkeit, die ans Spießbürgerliche grenzt; es hat engere geistige Horizonte, als wir sie bei Kotzebue finden. Innerhalb dieser Schranken aber, auf dem Boden des häuslichen und Familienlebens als komisches Mariagespiel, den Traualtar im Hintergrunde, bewegt es sich in einer reichen Fülle von Varianten, mit oft glücklicher Erfindungsgabe und mit dem ebenso glücklichen Streben nach Lebenswahrheit der Situationen und Charaktere. Heitere, meistens wohlmotivirte Verwickelungen und Verwechselungen, die sich allerdings in vielen Stücken in typischer Weise wiederholen, gehören zur Eigenart dieser bürgerlichen Komödie. Ein romantisches Ingredienz derselben bildet das studentische Leben, das ja in einer Art Contrast zum Philisterthum steht. Mit dem „Bemoosten Haupt" begann Roderich Benedix seine erfolgreiche Laufbahn als Lustspieldichter: den Kern der Gesinnung, gegenüber flachen gesellschaftlichen Formen, brachte er stets zu siegreicher Geltung; Lebensfrische und Charaktertüchtigkeit als Eigenschaf-

Digitized by Google

ten deutschen Studententhums blieben ihm ein willkommenes Ferment der dramatischen Handlung auch in spätern Stücken. Sein „alter Magister" ist der alt gewordene Student; in seinen Professoren, wie in „Die Hochzeitsreise", ist noch derselbe Gegensatz zwischen innerer Tüchtigkeit und äußerer Formlosigkeit vorherrschend, wenn diese auch den Charakter der Pedanterie angenommen hat. In seinen „Relegirten Studenten", einem seiner letzten Stücke, kehrte er noch einmal zu dieser Jugendliebe zurück. Das Studentenleben in seiner deutschen Eigenart ist fremden Nationen unbekannt: durch die Vorliebe des Dichters für Darstellung desselben erhielten seine Stücke einen deutschnationalen Zug.

Damit hängt es zusammen, daß Benedix sittliche, ja oft äußerlich moralisirende Tendenzen verfolgt, im Gegensatz zu Kotzebue's Frivolität, dem er die Lustspielschablone entlehnte. Bei seiner religiösen Freigeisterei, die ans Renommistische grenzte, war er in Bezug auf Moral ein pedantischer Poet. Manche seiner Stücke, wie z. B. das vortrefflich componirte Lustspiel „Das Lügen", sind nur eine dramatische Beweisführung zu Gunsten moralischer Axiome; auch an Moralpredigten fehlt es in seinen Stücken nicht; doch durchweht diese Scenen nicht eine dumpfe puritanische Stubenluft, nur der Odem eines sittlichen Ernstes, der die ästhetische Freiheit hier und dort zu sehr vermissen läßt. Gegen gewisse Gebrechen der Zeit, wie gegen eine Emancipation der Frauen, die sich darin gefallen, männliche Kleider anzulegen, wandte er sich, wie in „Doctor Wespe", öfters mit zu directer Strafpredigt, und so hat er die feine Satire und Ironie des Lustspieldichters, die komische Symbolik, häufig gegen die doctrinäre Moralpredigt umgetauscht. Er sah die Aufgabe des Lustspiels nicht wie A. W. Schlegel darin, daß es uns klüger, sondern darin, daß es uns besser mache; aber er verfolgte zu gerade Wege, die sich zu wenig in den mäandrischen Linien des Humors bewegten, um diesen Zweck zu erreichen. Seine Moral war zu sehr plane Katechismusmoral, nicht die feinere sociale Moral, welche sich in der schwierigern Casuistik gesellschaftlicher Verwickelungen zu bewähren hat.

Man könnte Benedix den Menander des neuen Lustspiels nennen, wenn er sich nicht von dem sybaritischen Vertreter der neuen attischen Komödie gerade durch seine Sittenstrenge unterschiede. Die geläufigen Stoffe derselben würden eher an die neufranzösische Dramatik erinnern; nichts liegt Benedix ferner als die Hetärendramatik. Gleichwol hat er manche Stoffe mit den Stücken des Menander und Philemon gemein. Die „Zärtlichen Verwandten" z. B. sind ein echt neuattischer Lustspielstoff; denn das Parasitenthum zu geiseln war eine Hauptaufgabe jener Komödie. „Aschenbrödel" aber hatte das gleiche Grundthema wie viele jener Stücke, die das Schicksal aufgefundener Kinder behandelten. Eine Inschrift nennt den Menander die Sirene des Theaters, den glänzenden Genossen der Liebe, und preist ihn als denjenigen, der die Menschen gelehrt habe, ein angenehmes Leben zu führen, indem seine Komödie stets mit dem erfreulichen Schauspiel einer Hochzeit schließe. Dies Lob darf Benedix in erhöhtem Maße für sich in Anspruch nehmen, denn seine Thalia führt stets mehrere Paare zum Traualtar. Der klare, geschmackvoll einfache Stil des Menander wird von den alten Rhetorikern vielfach gepriesen: Klarheit, Einfachheit und grammatikalische Sauberkeit sind auch die

Digitized by Google

bemerkenswerthen Vorzüge der Benedix'schen Diction, und was der Grammatiker Demetrios an Menander's Stil hervorhebt, die vollkommene Angemessenheit für theatralischen Vortrag, darf man auch der Theatersprache von Benedix nachrühmen. Freilich, ihr fehlt der Sentenzenreichthum Menander's, wie der eigentliche blitzende und leuchtende Esprit, jener leichtgeflügelte Lustspieldialog, wie er selbst Kotzebue eigen ist; der Witz liegt bei Benedix mehr in den Situationen; doch Klarheit und Gediegenheit ist der dramatischen Diction dieses Autors nicht abzusprechen; sie bezeichnet die gefällige Mitte des Conversationstons im Lustspiel.

Die neue attische Komödie war eine Reaction gegen die komische Dithyrambik des Aristophanes, welche Fragen der Aesthetik, Politik und Gesellschaftswissenschaft in das fliegende Gewand ihrer schwunghaften Satire kleidete oder in possenhafter Symbolik zu theatralischer Anschauung brachte. Wir haben in Deutschland nie eine aristophanische Komödie besessen: unser bürgerliches Lustspiel ist nicht aus der Reaction gegen dieselbe hervorgegangen, sondern autochthon auf unserm vaterländischen Boden erwachsen, wenngleich französische und englische Muster, besonders die englische Komödie des 17. und 18. Jahrhunderts, die Komödie Congreve's, Farquhar's, Cumberland's, Sheridan's nicht ohne Einfluß blieben. Bei uns fragt es sich umgekehrt, ob sich aus dem bürgerlichen Lustspiel eine aristophanische Komödie herausbilden werde? Wie diese Stücke unsers Benedix, unsers modernen Menander, sind, vermeiden sie absichtlich alles Tendenziöse, was aus dem Familienrahmen herausfällt, jede weitere satirische Perspective auf neue Gestaltungen des Staats- und Kunstlebens, jede Polemik gegen maßgebende Richtungen, jedes, auch das leiseste Rütteln an den bestehenden Institutionen, und in dieser harmlosen Hingabe an das Zufallsspiel theatralischer Verwickelungen ist die Komödie von Benedix wiederum derjenigen des Menander verwandt. Der Unterschied, daß diese in einer Zeit politischer Auflösung spielte, in der alexandrinischen Epoche, in welcher der Gemeinsinn die stärkste Einbuße erlitten hatte und bei der allgemeinen Zersplitterung der Einzelne nur an das eigene Geschick und das der Familie dachte, während die spätern Lebensjahre von Benedix in die Zeit der großartigen Wiedergeburt Deutschlands, des mächtig erwachten Nationalgefühls fallen: dieser Unterschied hat sich auch in Bezug auf die nachgeborenen Lustspieldichter bedeutungslos erwiesen. Weder Tragödie noch Lustspiel hat aus den großen Ereignissen irgendwelchen Aufschwung genommen zu größern Gesichtspunkten und Perspectiven; es ist uns kein Aristophanes erschienen, und wenn Graf Platen sang: „Nur ein freies Volk ist würdig eines Aristophanes", so ist es entweder noch mit der deutschen Freiheit nicht sonderlich bestellt, oder es fehlt die Gunst des Glücks, welche der Nation die Dichter schenkt, deren sie würdig ist.

Ja, das bürgerliche Lustspiel selbst hat seit dem Hinscheiden von Roderich Benedix Rückschritte gemacht; es ist, durch possenartige Elemente zersetzt, ein Possenlustspiel geworden. Der Altmeister dieser Gattung wußte sie auf einem Niveau zu halten, auf welchem sie ihre Eigenart bewahren konnte. Man mag den Stücken von Benedix

Digitized by Google

geistige Engbrüstigkeit vorwerfen; aber ihre ästhetische Taille war tadellos. Sie waren echte Lustspiele in der rechten Mitte zwischen dem Schauspiel und der Posse, nicht eine Vermischung von beiden. Gleiches Lob läßt sich zwei Autoren zollen, die jünger als Roderich Benedix waren, als sie in die dramatische Arena traten: Ernst Wichert und Gustav zu Putlitz; es ist das gesunde deutschbürgerliche Leben, das sich in ihren Lustspielen ausprägt. „Der Narr des Glücks" von Ernst Wichert hat einen guten Lustspielgedanken: nur gemahnt das französische Komödienmotiv, das in die kleinbürgerliche Sphäre eingreift, etwas fremdartig. „Ein Schritt vom Wege" aber ist ein glückliches Lustspielimpromptu, das uns von Hause aus in die heitere und unbefangene Stimmung versetzt, welche für die muntern Eingebungen Thaliens empfänglich macht. Die Verwickelungen und Verwechselungen des Lustspiels ergeben sich unbefangen aus dem ursprünglichen Motiv. Auch die Lustspiele „Spielt nicht mit dem Feuer", „Gut gibt Muth" von Gustav zu Putlitz, der sich vorher durch ansprechende einactige Bluetten einen Namen bei dem Theaterpublikum gemacht hatte, illustriren Axiome der Lebensmoral in bürgerlichen Verhältnissen mit gesunder Situationskomik und Beherrschung der theatralischen Routine. Auch Wichert und Putlitz halten ihre Stücke wie Benedix auf der mittlern Höhe des Lustspiels. Es ist keine pedantische Einseitigkeit, wenn auf die Sonderung der ästhetischen Gattungen Gewicht gelegt wird. Die literarischen Entwickelungsgänge haben zwar auch ihre Zwischenstufen, auf denen sich aus der Kreuzung verschiedener Gattungen eine neue entwickelt; aber die Kritik darf diesem Darwinismus nicht huldigen, wenn ihm auch die Literaturgeschichte Rechnung tragen muß. Hierin gilt es zur Fahne Lessing's zu schwören: das auf sich selbst stehende Kunstwerk muß sich zur Rechten und zur Linken scharf abheben von den Grenzgattungen. Das Lustspiel muß eben Lustspiel sein, nicht mit verschwimmenden Grenzen in das Schauspiel und die Posse übergehen.

Dieser letztern Grenzverrückung macht sich das jetzt auf den Bühnen herrschende bürgerliche Lustspiel schuldig: ja der Literarhistoriker ist in der günstigen Lage, eine ganz bestimmte Thatsache anführen zu können, welche den Kreuzweg kennzeichnet, an welchem die Lustspieldichtung zur Posse abschwenkte: wir meinen das Zusammenarbeiten von Roderich Benedix und G. von Moser, aus welchem das vielgegebene Lustspiel „Das Stiftungsfest" hervorging. Hier zeigte sich der Altmeister als hartnäckigen Vertreter jenes ästhetischen Standpunktes, der das Lustspiel als solches in seiner Eigenart erhalten will. Gustav von Moser, der ein Talent glücklicher Improvisation besitzt und einen Bühnenhumor, welcher die kleinsten Requisiten ergötzlich zu verwerthen weiß, sucht gern für den soliden Unterbau seiner Dramen unterstützende Talente. So zog er Benedix heran, um für einen glücklichen Stoff: „Das Stiftungsfest", einen tüchtigen Mitarbeiter zu haben. Beide entwarfen das Stück gemeinsam; Benedix schrieb den Text der Conversation mit seinem saubern Lustspielstil und reiste dann von dem schlesischen Rittergute Moser's nach Leipzig zurück. Jetzt begann G. von Moser seiner improvisatorischen Laune zu folgen und dem Stück allerlei komische Lichter aufzusetzen, die Actschlüsse durch scenische Sätzchen drastisch zu gestalten, Scenen einzuschieben, wie die Einsperrung der Liebenden im letzten Act, und anderes. Benedix setzte sich gegen diese

Digitized by Google

Veränderungen zur Wehr, er fand, daß das Lustspiel dadurch zur Posse herabgesetzt worden; er hielt also an dem reinen Lustspielstil fest. Auch einigten sich die beiden Autoren nicht: ein jeder ließ das Stück in der Gestalt aufführen, die er ihm selbst gegeben und die er für die angemessene hielt: wir haben zwei „Stiftungsfeste", die in die gesammelten Werke der beiden Dichter aufgenommen sind. Dieser Vorfall mag zur Illustration der Thatsache dienen, daß die in Frankreich übliche Mitarbeiterschaft bei dramatischen Werken bei den deutschen Autoren noch auf große Schwierigkeiten stößt; für uns hat sie insofern Bedeutung, als sie den Protest des reinen Lustspiels gegen das hereinbrechende possenhafte Element an einem einzelnen maßgebenden Fall beleuchtet.

Die breitere Wirkung blieb natürlich dem schwankartigen Lustspiel Moser's gesichert, und der Autor zögerte nicht, jetzt die mit Glück betretene Bahn weiter zu verfolgen. Rasch nacheinander schuf er zwei Lustspiele, welche den Erfolg des „Stiftungsfestes" erreichten, wenn nicht übertrafen: „Ultimo" und „Der Veilchenfresser". Beide Stücke enthalten auch einzelne Lustspielscenen von echtem Gehalt: gleichwol ist der Abfall von dem Niveau des Benedix'schen Lustspiels nach dem Gebiete der Posse hin nicht zu verkennen. Es fehlt in diesen Stücken jedes sinnige Verweilen, welches der Lustspielmuse unerläßlich ist, und diese Hast, diese athemlose Jagd nach komischen Effecten prägt sich schon in dem Dialog aus, der sich nirgends zu einem zusammenhängenden Periodenbau entschließt, sich in lauter abgerissenen Sätzen, Aperçus, Gedankenblitzen, die mehr aus der komischen Situation aufleuchten, als aus dem humoristischen Genius des Autors, ergeht. Auch die Composition hat bei weitem nicht die Geschlossenheit, welche den Lustspielwerken von Benedix eigen ist: namentlich in „Ultimo" schiebt sich eine breite Scenenmosaik, nur äußerlich eingeheftet und nicht vom Lichte des komischen Grundgedankens beleuchtet, zwischen Anfang und Ende der Handlung ein. Besser ist der „Veilchenfresser" componirt: auch hier tritt freilich die Haupthandlung gegen die Episoden in den Hintergrund; aber die heitere Gestalt des Helden beherrscht beides gleichmäßig. In den spätern Lustspielen Moser's: „Der Hypochonder", „Der Sklave", „Onkel Grog" u. a., verleugnet sich zwar nicht die gute Laune des Autors, welche durchaus sympathisch wirkt, der frische resolute Bühnenschritt seiner Muse und das Füllhorn komischer Einfälle, über welches sie gebietet: aber der Mangel an künstlerischer Freiheit, die Compositionslosigkeit überwiegen allzu sehr in diesen Stücken, sodaß bei dem Fehlen des ernsten Haltes, den das Lustspiel verlangt, die schwankartigen Elemente zu sieghaft in den Vordergrund treten. Es sind meistens glückliche Gedanken, die der Autor hat; aber sie sind nicht genugsam ausgetragen. „Onkel Grog" fängt um einige Acte zu früh an, wodurch die Composition zersplittert wird; im „Hypochonder" ist die Hypochondrie des Helden nicht der herrschende Charakterzug desselben, sodaß daraus die Verwickelungen des Stückes hervorgehen. Der herzgewinnenden Munterkeit der Moser'schen Thalia fehlt der feste Halt einer soliden dramatischen Architektur, an den sie sich anlehnen könnte.

Eine Reihe von Lustspieldichtern, die meistens auf allen Bühnen heimisch sind, tummelte sich nun auf dem breiten Wahlplatze der schwankartigen Komödie.

Digitized by Google

Leopold von Schweitzer, der socialistische Agitator, der nach einem schwunghaften Debut auf dem tragischen Kothurn sich ganz der Erfindung heiterer Lustspielverwickelungen hingab, Julius Rosen, ein sehr productives Talent mit kecken Improvisationen, Rudolf Kneisel, Michael Klapp u. a. Von Schweitzer's Lustspielen haben „Epidemisch" und „Großstädtisch" den meisten Erfolg gehabt; es sind kecke Anläufe, Quidproquos; der socialistische Agitator versteht sich auch auf den Bühneneffect; es sind glückliche Griffe im Detail; aber doch ist die Productionsweise eine atomistische; die Scenen sind mehr zusammengeweht als ineinandergefügt; die Motivirung ist eine flüchtig skizzirte. Auch waren die Themata meistens nicht neu; „Großstädtisch" ist eine Variante jener seit Kotzebue's Zeit beliebten Satiren auf die Kleinstädterei. Kecke scenische Schlaglichter beleuchten alle diese Stücke, denen aber die solide Charakteristik fehlt; es sind mehr scharf ausgeschnittene Silhouetten als Menschen von Fleisch und Blut. Julius Rosen hat mehr Sinn für künstlerische Composition; besonders sein bestes Stück: „O diese Männer", beweist dies; er gruppirt seine Gestalten um einen Grundgedanken, der auch in allen komischen Situationen ausstrahlt. Das ist auch in „Größenwahn" und andern Stücken von ihm der Fall, während einige Lustspiele: wie „Kanonenfutter", „Citronen", diese innere Einheit vermissen lassen. In der Erfindung komischer Motive ist Rosen sehr glücklich; doch die Handlung bewegt sich bei ihm meistens ohne jede Spur von Selbstbesinnung, oft purzelbaumartig, oft wie aus der Kanone geschossen; daher der schwankartige Anstrich auch dieser Stücke. Es kommt dazu die Lust an Uebertreibungen und der Mangel an Motivirung, wie es aus solcher Ueberstürzung in der Führung der Handlung hervorgeht. Viele Verwickelungen sind nur dadurch möglich, daß die mitwirkenden Personen in langen Unterredungen nicht sagen, was sie auf dem Herzen haben und was sie sich gegenseitig zuerst mittheilen müßten. Und so enthielten auch Rudolf Kneisel's Stücke, wie „Die Tochter Belial's", „Emma's Roman", „Das einzige Gedicht" u. a. ganz gute komische Motive, doch die Durchführung ist allzu flüchtig und possenhaft.

In allen diesen Stücken grenzt die Charakterzeichnung bisweilen an die Caricatur; es fehlt eben der gediegene solide Grundton, die Lebenswahrheit, der Ernst, der dem schalkhaften Lächeln und selbst dem muntern Gelächter der Thalia zu Grunde liegen muß. Diese Stücke haben fast alle weniger Halt als die lustigsten Lustspiele von Kotzebue und seiner anerkannten Nachahmer, eines Blum und Töpfer, welche freilich auf dem Lustspielparnaß der Italiener und Engländer freibeuterten. Je mehr die berliner Posse als solche auf den Aussterbeetat gesetzt ist: desto mehr bereichert sich das Lustspiel mit seinem vorweggenommenen Erbe. In der Posse, in welcher das Couplet selbst der widerwilligsten Situation und dem ungeeignetsten Vertreter aufgepfropft wird, werden die Charaktere meist nur mit dicken Kohlenstrichen gezeichnet; die Situationen hängen an den lockersten Angeln der Motive; Wirkungen ohne Ursache häufen sich, und solche Leichtfertigkeit überkommt das Lustspiel von der Posse, deren Stelle es zum Theil vertritt, seitdem der Geschmack für ein wesentliches Ingredienz derselben, die Gesangskomik, zu erlöschen droht.

Merkwürdig ist es, wie ein Autor, der von dieser Gesangsposse herkommt, den Weg zur Solidität der Benedix'schen Dichtweise zurückgefunden hat, ja auch

Digitized by Google

in Bezug auf die Vorliebe für directes Moralisiren diesem Autor geistesverwandt ist. Wir meinen L'Arronge, der zuerst mit Gesangspossen debutirte, dann mit seiner Posse „Mein Leopold" mit Benutzung der äußerlichen Form und des scenischen Rahmens eine ernstere Tendenz verfolgte, in „Hasemann und seine Töchter" auch die Form der Gesangsposse gänzlich abstreifte und besonders mit „Doctor Klaus" einen glänzenden Bühnenerfolg errang. Das possenartige Element ist zwar in diesen Stücken reichlich vertreten, aber meistens in gesonderten Scenen below stairs, wie in den überaus komischen Auftritten, in denen der Kutscher des Doctor Klaus als Winkelpraktikant auftritt. Doch trotz einer großen Eintönigkeit der Erfindungen — in mehrern Stücken spielen kranke Kinder hinter der Scene mit — und trotz der stets sich wiederholenden Tendenz, die verzärtelnde Liebe der Aeltern zu den mehr oder weniger ungerathenen Kindern zu geiseln, haben diese Lustspiele doch wieder eine solidere Charakteristik und überhaupt mehr dramatisches Rückgrat als die Stücke der vorher erwähnten Autoren.

Neben dem bürgerlichen Lustspiel, welches in seiner jüngsten Gestalt an die Posse streift, geht das Salonlustspiel einher, welches neuerdings nach französischen Vorbildern in das Schauspiel, das weinerliche Lustspiel, die Comédie larmoyante, überzugehen droht: mindestens sind hier die Grenzen so verwischt, daß eine kritische actio finium regundorum kaum Erfolg haben dürfte. Ob auf dem Titel des Stückes die Bezeichnung „Schauspiel" oder „Lustspiel" steht, macht in Bezug auf die Sache selbst keinen Unterschied.

Freilich, auch die Grenzen gegen das bürgerliche Lustspiel sind nicht immer festzuhalten. Im ganzen wird man von dem Salonlustspiel sagen müssen, daß es in einem höhern Ton gehalten ist und weitere geistige Perspectiven hat als das bürgerliche Familienstück. Wenn auch der aristokratische Pli, die feinern Formen der höhern Gesellschaft dort bei weitem mehr hervortreten, so sind sie dennoch durchaus nicht unerlaßliche Bedingungen: wohl aber gibt es einen größern Reichthum geistigen Lebens hier zu verwerthen und die psychologische Entwickelung, die bei den heitern Zufallsspielen der bürgerlichen Komödie und ihren einfachen Motiven keine Rolle spielen kann, tritt hier in den Vordergrund. Damit hängt es zusammen, daß auch mancherlei, was an sociale Reform anklingt, in den Rahmen dieser Lustspiele sich einfügt: besonders die Misstände des ehelichen Lebens und die ganzen Zustände, die das gesellschaftliche Correlat zu demselben bilden, werden namentlich von der französischen Comédie, die ja auch auf deutschen Bühnen eine große Rolle spielt, in dramatische Handlung umgesetzt. Daneben wird von Kunst, Literatur, von Philosophie und Politik im Dialog gehandelt, und einzelne Momente derselben spielen auch in die Action mit hinein. Mit Einem Wort, das Salonspiel hat eine höhere geistige Bedeutung als das bürgerliche, geht mehr auf psychologische Motive zurück und schlägt einen vornehmern Ton an.

Schon Kotzebue verließ den engen Rahmen seiner „Kleinstädter", wenn er die Phrenologie in den „Organen des Gehirns" und die Kant'sche Philosophie in der „Sucht zu glänzen" zu Gegenständen seiner dramatischen Satire machte; doch hatte diese Satire so derbe Formen, daß sie die Lustspiele, die sie beherrschte, nicht in

Digitized by Google

eine geistig vornehmere Sphäre erheben konnte. Der eigentliche Schöpfer des deutschen Salonlustspiels ist Eduard von Bauernfeld; ja, in einem seiner ersten Stücke: „Bürgerlich und Romantisch", einem Lustspiel von ungezwungener Führung der Handlung und glücklicher Charakteristik, einem der besten und nachhaltigsten Repertoirestücke deutscher Bühne, hat er die gesellschaftlichen Contraste behandelt, welche den Gegensatz des bürgerlichen Lustspiels und des Salonlustspiels bilden. Mit ausnehmender Lebenswahrheit, in köstlichen kleinbürgerlichen Genrebildern ist der philiströse Familienkreis dargestellt, in welchem der junge Badearzt Sittig seine Lebensgefährtin sucht. Die Scenen zwischen Katharina von Rosen aber und dem Baron Ringelstern sind mit der ganzen geistigen Feinheit und dem attischen Humor des Salonlustspiels durchgeführt. Was Bauernfeld „romantisch" nennt, ist in Wahrheit „modern": es bezeichnet den höhern Conversationston, die geistige Fernsicht, die feinere psychologische Motivirung. Diese fehlt in allen seinen Stücken nicht; ja, manche derselben sind zu sehr als Seelengemälde zu betrachten; die äußere dramatische Handlung tritt bisweilen gegen die novellistischen Vorgänge des Seelenlebens zu sehr zurück. Einige dieser Stücke, wie „Krisen", das auf einer Erzählung Feuillet's beruht, verleugnen die Wahlverwandtschaft des Autors an der Donau mit demjenigen an der Seine nicht, obschon auch hier Charaktere wie Lämmchen die deutschbürgerliche Komödie innerhalb der französischen Salondramatik vertreten. Doch der Stil des Salondramas ist in allen diesen Stücken vom „Tagebuch" an bis zu „Aus der Gesellschaft" und „Moderne Jugend" mit Feinheit und Grazie ausgeprägt. In dem Lustspiel „Großjährig" ließ Bauernfeld selbst die politischen Gegensätze in allgemein verständlicher Symbolik auf der Bühne sich aussprechen.

Der vornehmern Gattung des Lustspiels gehört eins der beliebtesten Stücke unsers Repertoire an: „Die Journalisten" von Gustav Freytag, welches sich ebenfalls im Salon, und zwar im politischen Salon, bewegt, aber stark durchschlagende bürgerliche Elemente in sich aufgenommen hat, wie den Charakter Piepenbrink's, welcher der Träger eines Haupterfolges in dem Stücke ist. Nicht französische Muster, sondern englische bestimmen die Darstellungsweise Freytag's: es ist der Pinsel von Dickens-Boz, mit dem er seine Charaktere malt; die heitere Natürlichkeit, das große Geschick, womit die politischen Parteien, wenn auch in ihren Umrissen kenntlich, doch in halbe Verschleierung gehüllt sind, welche eine zwiespältige Parteinahme seitens des Publikums ausschließt, das köstliche Album journalistischer Charakterköpfe, unter denen Bolz, der immer in neuer Auflage erscheinende Lieblingsheld Freytag's, ein Mann des gemüthlichen Humors und der liebenswürdigen Impertinenz, sich besonders hervorthut: dies alles sicherte dem Stücke einen nachhaltigen Bühnenerfolg, um so mehr, als die geistige Feinheit des Autors in der Durchführung sich nicht verleugnete.

In das uneingeschränkte Lob, welches Heinrich Laube dem Stücke zollt, mag man eher einstimmen als in seine uneingeschränkte Bewunderung des „Geheimen Agenten" von F. W. Hackländer. Auch dieses Stück ist ein echtes Salonlustspiel; es spielt sogar auf dem glatten Parket des Hoflebens. Die Composition ist durchaus ineinandergreifend, und das Gespenst des geheimen Agenten, das der Prinz zu

Digitized by Google

seinem Privatgebrauch herbeibeschworen und das solche Verwirrung in allen Hofkreisen anrichtet, hat eine Legitimation, welche die Aesthetik des Komischen respectiren muß. Gleichwol dreht sich die ganze Handlung um die Intriguen kleiner Höfe, ein Thema, das keine weiten Perspectiven bietet und eigentlich nur eine in einen höhern gesellschaftlichen Kreis verlegte Variante auf die Kleinstädterei ist. Ueberdies sind die albernen Hofmarschälle und ähnliche Chargen des Hofstaates schon aus unsern classischen Dichtern zur Genüge bekannt. So muß man sich diesem Stücke gegenüber auf Anerkennung der geschickt angelegten Intrigue beschränken; es ist ein modernes Degen- und Mantelstück, dessen Held in ein gespenstiges Incognito gehüllt ist; nachhaltigen Eindruck kann es nicht hervorrufen.

Den eleganten Ton des Salons hat von den neuern Dramatikern keiner so glücklich getroffen wie Adolf Wilbrandt, dessen vielseitiges Talent ebenso in der Tragödie heimisch ist. Wilbrandt gehört im Lustspiel der Bauernfeld'schen Schule an: das Herüberwirken neufranzösischer Einflüsse ist nicht in störender Weise bemerkbar. In den reizenden Einactern „Jugendliebe" und „Unerreichbar" herrscht die feine Grazie des echten Lustspiels; die Schwierigkeit, eine Handlung mit dramatischer Gliederung in einen Act zusammenzudrängen, eine Entwickelung, ja, einen Umschlag der Gesinnung und Neigung innerhalb einer so kurz gemessenen Bühnenzeit zu bieten, ist von dem Dichter mit Glück überwunden. Freilich muß das Publikum und die Kritik kleine Zugeständnisse an die Illusionen der Bühne und an die dramatische Uhr machen, die nicht ganz nach der Stadt- und Rathsuhr geht. In den größern Salonlustspielen Wilbrandt's fehlt indeß die ausdauernde Kraft des Humors, wir möchten sagen, das dramatische Wachsthum. Die Klippe für Wilbrandt den Lustspieldichter, ist Wilbrandt der Novellist. Die Novelle hat andere Voraussetzungen als das Lustspiel; sie greift in der Handlung ebenso zurück wie vorwärts, sie liebt das feine psychologische Problem. Das Lustspiel „Die Maler", in seiner Art ein Cabinetsstück mit sprudelnder Frische des Dialogs und hinreißender Heiterkeit der Situationen, hat doch auch einen novellistischen Zug. Die Wandlungen in dem Verhältniß zwischen Oswald und seiner Verlobten Leonore sind für das Lustspiel zu plötzlich, zu brüsk: es fehlen jene motivirenden Vermittelungen, welche die Novelle ausführen kann. Dagegen ist die junge Malerin Elsa, die sich aus einer grauen Motte in einen schönen Schmetterling verwandelt und sich aus dem Sächlichen ins Weibliche übersetzt, eine originelle dramatische Gestalt, und bei ihr ist es auch ausreichend motivirt, wie sie die Kunst aufgibt und ihr Herz findet. „Die Vermählten" sind mit sehr bunter theatralischer Handlung doch eigentlich eine dramatische Novelle, der es an genugsam markirten Einschnitten fehlt und deren spleenhafte Voraussetzung von bizarrer Art ist, wie überhaupt die komischen Arabesken und Figuren an Barockschnitzwerk erinnern. Doch sind die Verwickelungen gewandt und der Ton des Ganzen ist fein und elegant. Einen stark novellistischen Beigeschmack hat auch die „Fahrt nach Riva"; einleuchtender ist die dramatische Entwickelung in der Comédie „Auf den Bretern", in welcher eine Künstlerin, die infolge einer aus Liebe geschlossenen Ehe auf die Bühne verzichtet, unglücklich durch solchen Verzicht, wieder zu ihrer Kunst zurückkehrt, die Heldin ist.

Digitized by Google

Alle diese Stücke zeugen nicht nur von großer Bühnengewandtheit, sie haben eine Feinheit des Tons und der Haltung, eine geistige Feinheit in der Behandlung der Stoffe, welche durchaus wohlthuend berührt und geignet ist, auch dem deutschen Salonlustspiel auf den vornehmen Bühnen eine Stätte zu bereiten.

Gleiches Lob kann man der Paul Lindau'schen Dramatik spenden, die sich ebenfalls durch graziöse Haltung der conversationellen Formen hervorthut und nur bisweilen einzelne kecke Feuerwerke des Esprit und geflügelte Worte liebt, die an den Kalauer streifen. Der Autor begann als echter Jünger der französischen Comédie in seiner „Marion", in welchem Stücke die gefallene Frau die in der Boulevarddramatik beliebten Stadien ihres Falls durchmacht. Das Stück hatte einige gut arrangirte Effectscenen, verleugnete aber die pariser Muster zu wenig. Gänzlich emancipirt von solchen gewagten Voraussetzungen hatte sich der Autor in seinem erfolgreichen Schauspiel „Maria und Magdalena", in welchem eine ernste und rührende Handlung sich aus den allzu harmlosen Voraussetzungen einer Pensionsliebe und den stilistischen Uebungen einer Schülerin entwickelt. Die Wurzel dieser Handlung gehört dem eng umzäunten dramatischen Gärtchen der Benedix'schen Muse an; ihre Krone wiegt sich mit feingefiedertem Laubwerk im Aether der effectvollen Boulevardsdramatik, deren Technik der gelehrige Jünger sich mit vielem Geschick angeeignet hat; den Dank dafür stattete er ihr in den Lobreden ab, mit denen sein Held das französische Drama feierte, wobei er das Lob des deutschen nicht etwa einem Pedanten, sondern einem Schurken in den Mund legte. „Diana", das zweite Stück, hatte gewagte Voraussetzungen und einen unmöglichen Actschluß. Gegenüber diesen Comédies, denen sich später noch „Tante Therese" und „Johannistrieb" anschlossen, zwei Stücke, in denen, trotz einzelner Salon- und Atelierscenen, die bürgerliche Rührung und die sentimentale Beleuchtung, ja eine gewisse herbstliche Stimmung, wie sie die Liebe alter Jungfrauen und Junggesellen mit sich bringt, überwog, ist „Der Erfolg" ein echtes Lustspiel, von überraschend dürftiger einfacher Handlung, aber mit so reichen Feuilleton-Aarabesken ausgestattet, daß die Stimmung des Publikums eine heiter angeregte bleibt und den Geschicken eines Bühnendichters vor, bei und nach der Aufführung eines Stückes nicht ohne Antheil folgt.

Ein jüngerer Autor, Hugo Bürger (Lubliner), ist in die Bahnen Paul Lindau's getreten mit seiner „Gabriele", einer echten Comédie, und seinem Lustspiel „Eine Frau ohne Geist". Beide Stücke hatten am berliner Hoftheater großen Erfolg; auch spricht sich ein Talent für Situationsmalerei und psychologische Detailzüge in denselben aus; doch seine Darstellungsweise entspricht nicht den Regeln, welche die Dramaturgie als endgültig für dramatische Compositionen festgestellt hat. Sie geht in der Motivirung in die Breite, ohne damit die Motive zu verstärken, und schiebt novellistische Illustrationen mit zurückliegender Vergangenheit, lange Erzählungen breit in die bereits vorgeschrittene und zum Schluß eilende Handlung ein. Außerdem gehen zwei Handlungen bei ihm nebeneinander her, die weder durch äußern Causalnexus, noch durch einen gemeinsamen Grundgedanken miteinander verknüpft sind. Dadurch erscheinen seine Stücke nach der einen Seite schwerfällig durch die Häufung der Motive, nach der andern locker und zusammenhanglos durch

Digitized by Google

das gleichgültige Nebeneinander zweier selbständigen dramatischen Strömungen. Die französischen Einflüsse, besonders diejenigen Victorien Sardou's, zeigen sich in vielen Einzelheiten der Bürger'schen Stücke: wir erinnern in der „Frau ohne Geist" an die Briefscenen, die uns die pattes de mouche lebhaft ins Gedächtniß zurückrufen, an die Mitwirkung des Geruchsinnes bei dramatischen Combinationen. Werner riecht den im Kamin verbrannten Brief, ähnlich wie sich die abenteuernde Gräfin in „Dora" als Diebin des Documents durch den Parfum verräth, mit dem sie alle Actenstücke durchduftet hat.

In „Gabriele", einem Stück von weit größerm Zusammenhalt als „Die Frau ohne Geist", ist die Verwickelung selbst in einer äußerst complicirten Weise eingeleitet: es bedarf dazu einer so genauen Localaufnahme, wie sie bei Criminalprocessen erforderlich ist. Ohne das Verhältniß der Räumlichkeiten zueinander versteht man den ganzen Conflict nicht; „das Logis" ist die Mutter desselben, der diftelnde Verstand der Vater. In der weitern Ausführung, so viel Peinliches sie bietet, zeigt sich das Talent des Autors in manchen Scenen, die mit psychologischer Feinheit ausgeführt sind; die Lösung muß aber wieder an jene Voraussetzungen anknüpfen. „Gabriele" trägt indeß das Gepräge des Schauspiels, der Comédie larmoyante, deutlich an der Stirn. Dagegen ist „Die Frau ohne Geist" ein wirkliches Lustspiel, mit einem echten Lustspielmotiv, das aber weder an und für sich genügend erklärt noch genügend ausgebeutet ist. Dies Mädchen wird theils für dumm gehalten, ohne es zu wollen, theils stellt sie sich dumm. Diese doppelte Motivirung spielt ineinander; doch bleibt sie ohne dramatisch eingreifende Wirkung; denn schon im zweiten Acte läßt sie die Maske fallen und erobert sich durch ihre Klugheit einen Mann. Es folgt dann noch ein Nachspiel, das ihr zu einem wohlfeilen Triumphe über eine Nebenbuhlerin verhilft. Dies an einen Vorgang des frühern ersten Actes sich anrankende Nachspiel bietet allerlei Detail, das auf der Bühne sich wirksam macht, ist aber mühsam zusammengeklügelt. Eine zweite Geschichte, die Novelle der Bettlerin von Santa-Croce, schiebt sich ohne jede äußere oder innere Beziehung auf die Haupthandlung breit in dieselbe ein. Der Dialog des Stückes hat zwar keinen schlagenden Witz, doch er hält, mit wenigen Ausnahmen, die rechte Mitte eines gefälligen Conversationstons ein.

Wenn wir das deutsche Salonlustspiel oder die Comédie in dieser ihrer neuesten Gestalt näher ins Auge fassen, so finden wir Versündigungen gegen die Grundregeln des dramatischen Schaffens, die zum Theil sich auf französische Vorbilder zurückführen lassen. Das Ueberwiegen des Novellistischen ist fast allen diesen Stücken gemeinsam; Lindau wie Bürger verstoßen gegen die dramatische Grundregel, daß das Publikum von Hause aus mit im Geheimniß sein muß; sie entrollen erst allmählich im Laufe des Stückes eine hinter demselben liegende Vergangenheit, statt uns eine vor unsern Augen sich fortentwickelnde und nur dadurch spannende Handlung vorzuführen; sie benutzen das Effectmittel der Enthüllungen, das für das Drama schon deshalb ungeeignet ist, weil es ohne längere Erzählungen sich nicht in Anwendung bringen läßt. Die Erzählungen bei unsern Classikern — wir erinnern an die des schwedischen Hauptmanns in „Wallenstein's Tod", an die des Ritters Raoul in der „Jungfrau von Orléans" — schildern Vorgänge,

Digitized by Google

die sich entweder schon aus der dramatischen Handlung selbst als ihre Folge, die scenisch nicht mit dargestellt wird, entwickeln, oder, mit der Handlung selbst eng verwebt, gleichsam in ihren Zwischenacten spielen, oder, wie Wallenstein's eigene Erzählung, den Charakter des Helden in ein bedeutsames Licht stellen. Erzählungen und Novellen in spätern Acten, welche erst die Vorgänge der vorausgehenden erläutern, sind als nachhinkende Motivirungen durchaus zu verwerfen. Bei Wilbrandt ist dies weniger der Fall, und wenn wir von einem novellistischen Zug in seinen Lustspielen sprechen müssen, so bezieht sich dies auf die gewagten psychologischen Probleme, die er bisweilen behandelt und für deren Begründung der rasche Gang des Dramas nicht genügende Zeit übrigläßt.

So sehr die französischen Autoren die Technik beherrschen, so ist doch ihre Compositionsweise nicht mustergültig. Dies gilt besonders von Sardou, der in die Exposition stets eine Mosaik von Genrebildern aus dem Salon stellt, aus welcher allmählich erst die Handlung herauswächst zu einer oder zwei großen entscheidenden Hauptscenen. Es bedarf keines allzu scharfen Auges, um zu sehen, daß unser deutsches Salonlustspiel hierin ganz nach dem Muster Sardou's arbeitet; in jedem Stück von Lindau und Bürger ist dies nachzuweisen. Gleichwol ist das Ueberwuchern des Episodischen kein dramatischer Vorzug; es beeinträchtigt den starken Zug der fortschreitenden Handlung und kann zu einer Compositionslosigkeit führen, welche auch bis zum Schluß aus dem musivischen Nebeneinander mehrerer Neben- und Haupthandlungen nicht herauskommt.

Dagegen ist dem deutschen Salonlustspiel ein größerer Reichthum geistiger Perspectiven und ein gewandter, eleganter Dialog nachzurühmen, und damit ein Fortschritt über die Sphäre des bürgerlichen Lustspiels hinaus.

Eine andere Form des Lustspiels, das historische, gehört dem 19. Jahrhundert an, ist aber ebenfalls nicht aus deutscher Eigenart entsprungen, sondern von ihr bei der Aneignung nur umgeschaffen und vertieft worden. Der eigentliche Schöpfer desselben ist Scribe, der zuerst auf den Gedanken kam, Intriguen des Mantel- und Degenstückes auf historische Vorgänge anzuwenden. Es geschah dies stets im Sinne feiner Ironie, die im Nachweise der kleinen Ursachen für große geschichtliche Wirkungen triumphirt. Doch hatte das Lustspiel keine andere Aufgabe, als die Geschichte in solche ironische Beleuchtung zu rücken? Konnte es sich nicht auch komischer Charaktere und Situationen bemächtigen, welche die Geschichte an die Hand gab? Konnte es nicht, ohne Verspottung des geschichtlichen Geistes, ja mit Verherrlichung desselben eine Satire auf die Nichtigkeiten schreiben, welche sich der Entwickelung der Menschheit in den Weg stellten? Etwas vom scharfen Auge, aber engen Blick des Kammerdieners, für den es keine Helden gibt, darf dem Lustspiel für seine heitern Kleinmalereien nicht fehlen, aber es soll nicht aufgehen im Genrebilde. Das war die Art und Weise, wie deutsche Dramatiker das geschichtliche Lustspiel gestalteten, namentlich Karl Gutzkow in seinem „Zopf und Schwert". Hier wird die Geschichte nicht ironisch, sondern sogar prophetisch beleuchtet. Mit Cabinetsstücken der Anekdote wird der wackere Soldatenkönig illustrirt, aber in der Scene des Tabackscollegiums schlägt der Humor ein seelenvolles Auge auf und

Digitized by Google

in seinen „lachenden Thränen" spiegelt sich die geschichtliche Bedeutung des hausväterlich-tyrannischen Monarchen. Aehnlich wird im „Urbild des Tartuffe", einer Spiegelung des Lustspiels im Lustspiel, das Recht der freien Meinungsäußerung auch in satirischer Form im Kampfe mit den Interessen des Hofes und der Stände geschildert. Das Lustspiel „Pitt und Fox" des Herausgebers dieser Zeitschrift enthält eine heitere Kritik des englischen Parlamentarismus. Heinrich Laube schrieb in „Gottsched und Gellert" eine muntere Literaturkomödie mit den Contrasten zweier grundverschiedener literarischer Charaktere, und behandelte im „Statthalter von Bengalen" die pseudonyme Publicistik mit den komischen und ernsten Schicksalen, die sich an die Namenlosigkeit eines epochemachenden Autors heften. Der deutsche Genius ist es gewohnt, die Weltgeschichte als das Weltgericht anzusehen; er hütet sich davor, sie à la Scribe zu entschleiern; der deutsche Lustspieldichter sucht in ihr komische Motive, er verspottet die Mächte, die sich dem Fortschritt entgegenstellen; er zeigt die heitern Schwächen von Männern, die sich im Großen bedeutend bewegen; er corrigirt das französische Intriguenstück durch das Charakterstück. So mag diese neue Gattung immer neue Blüten treiben; sie ist vollkommen berechtigt, wenn sie auf dem Boden der modernen Interessen und Ideen bleibt, und nicht wie Felix Dahn in der „Staatskunst der Frauen" es gethan, für heitere Verwickelungen ein mittelalterliches Costüm wählt und ein solches auch im Denken und Empfinden wählen muß. Die Anlehnung an historische Daten macht nicht das Historische aus.

Die übliche Form unsers modernen Lustspiels ist der prosaische Dialog: das Lustspiel in Versen wird nur sehr ausnahmsweise gepflegt. Gleichwol schließt der komische Stil durchaus nicht den Vers aus, der sich gerade dafür eignet, epigrammatische Pointen des Dialogs mit besonderer Schärfe zuzuspitzen, überhaupt auch der Komik einen mehr monumentalen Charakter, den flüchtigen Einfällen die Bedeutung geflügelter Worte zu geben. Doch die realistische Richtung der Zeit findet in der Verssprache eine Entfremdung von der Naturwahrheit, welche im Anschluß an die Conversation des gewöhnlichen Lebens liegt. Den Conversationsschauspielern ist der Versdialog ein ungewohntes Hemmniß; auch ist es keine Frage, daß für eine Menge von Stoffen das Versgewand eine ungeeignete Einkleidung sein würde. Gleichwol sollte das Lustspiel mit idealer Physiognomie der deutschen Bühne erhalten bleiben, und die darauf hingehenden Bestrebungen verdienen volle Ermuthigung.

Die Hoffnung, daß die Entwickelung und Vertiefung der politischen Interessen der deutschen Bühne ein aristophanisches Lustspiel verschaffen würde, ein Lustspiel, das zugleich satirisch scharf und poetisch schwunghaft in kühnen Phantasiegestaltungen ein Abbild der politischen und socialen Welt auf die Breter zauberte, hat sich, wie oben erwähnt, durchaus nicht erfüllt. Der Vorgang Platen's, welchem einige Dichter, wie Prutz in der „Politischen Wochenstube" und Glaßbrenner, folgten, hat sich für die Bühne unfruchtbar erwiesen. Jene Dichtungen mit ihren Choriamben und Tetrametern, die zum Theil das dauernde Gepräge eines großen sprachschöpferischen Talentes trugen, verzichteten allerdings von Hause aus auf die Bühne, indem sie

Digitized by Google

nur den Eingeweihten literarischer Kreise verständlich und außerdem zu arm an einer greifbaren komischen Handlung waren. Doch eine Anknüpfung an diese in Bezug auf dichterischen Ausdruck classische Muster, mit größerer Rücksicht auf Bühnenerfordernisse und Bühnenwirkung erschien wohl möglich, und gerade die Zauberposse mit ihrer glänzenden scenischen Ausstattung und ihren fein erfundenen Phantasiegestalten enthält einen Keim, aus dem ein modernes aristophanisches Lustspiel hätte herauswachsen können. Ein satirischer Grundgedanke als geistiger Kern, die reich dotirte moderne Bühne mit ihren Decorationen, glänzenden Mitteln, ihren Maschinerien und Beleuchtungen, die aus dem Couplet sich gestaltende Parabase, eine Handlung, die neben dem Symbolischen das derb Komische zur Geltung brachte: waren hier nicht viele Möglichkeiten gegeben für die Wiedergeburt des aristophanischen Lustspiels im modernen Geist? Leider fehlte der echte Genius für solche Umgestaltung; aber auch die bequemen Neigungen der Theaterdirectionen und des Publikums waren ihr entgegen gewesen. Ohne Frage wird die alte Posse mehr und mehr auf den Aussterbeetat gesetzt; aber ihre Erbschaft tritt nicht die aristophanische Komödie an, sondern jenes bürgerliche Lustspiel, welches der mittlern und neuern attischen Komödie entspricht. Diese Wendung bezeichnet L'Arronge, der von der Gesangsposse herstammt und sich jetzt schon das Burgtheater erobert hat.

Das bürgerliche Lustspiel in Versen hat übrigens in Deutschland auch schon ein altes Datum: der vielgewandte Kotzebue hat solche Stücke gedichtet, ebenso seine Nachfolger, Müllner und Steigentesch. In Frankreich hat einer der gefeiertsten realistischen Lustspieldichter, Augier, mit geistig feinen Komödien in gewähltem Versgewand begonnen und eigentlich seinen Ruf begründet; auch Ponsard's Lustspiel „La bourse" trägt diesen vornehmen Charakter. Wir haben auf deutschen Bühnen, und zwar auf allen Repertoires ein beliebtes Lustspiel in Versen, es ist spanischer Herkunft: Moreto's „Donna Diana"; das meisterhafte Federballspiel der Pointen in demselben und die „fein ausgearbeitete Dialektik" der Empfindungen ist über jedes Lob erhaben. An dies Muster lehnt sich der Nibelungendichter Wilhelm Jordan in seinen Lustspielen „Die Liebesleugnerin" und „Durchs Ohr", welches letztere in jüngster Zeit die Bühnen sich erobert, mit unverkennbarer Deutlichkeit an. Große Sprachgewandtheit und geistige Feinheit zeichnen diese Stücke aus, deren Intrigue indeß nicht greifbar genug, gleichsam mit dialektischen Spinngewebefäden gewebt ist.

So weist unser neues Lustspiel zwar reges Leben auf, auch fehlt es nicht an Vielseitigkeit der Richtungen. Gleichwol ist es über Kotzebue im ganzen und großen nicht viel hinausgekommen, und der Einfluß der französischen Bühne, förderlich in Bezug auf äußere Technik, hat doch die deutsche Eigenart dramatischer Komik nicht zu freier Entfaltung kommen lassen.

Digitized by Google

Chronik der Gegenwart.

Literarische Revue.

Das Literaturjahr 1879 wird gerade nicht zu den glänzendsten in den „Annalen" unserer Literatur gehören, es hat kein Werk von großem sensationellem Erfolg aufzuweisen; doch solche Jahre in der Literatur sind überhaupt kaum mit den Schaltjahren in Eine Linie zu stellen; sie sind seltener als die ausgezeichneten Weinjahre. Auch hat der literarische Werth eine spätere Schätzung als der „Ausbruch" der Weinjahre, deren Vorzüglichkeit, deren minderer Werth von Hause aus erkannt wird; manches, was in der Literatur unscheinbar auftritt, gewinnt von Jahr zu Jahr an Bedeutung und erreicht eine nachhaltige Wirkung, während oft Erscheinungen, deren anfänglicher Glanz blendet, nach kurzem meteorischen Flug zerspringen. Doch gibt es zahlreiche Elemente, welche einem Aufschwung der Literatur hinderlich sind: die Journalistik geht zum großen Theile in dem Streben nach Pikanterien auf; der Saphir'sche Humor, der Ausdruck einer durchaus sterilen Epoche, gewinnt mit seinen Wortwitzen wieder die Oberhand; in allen Spalten der Zeitungen stecken diese modernen „Klatschrosen"; die Verhöhnung jedes ernsten Strebens, die Verleugnung jeder Pietät gegen anerkannte Talente ist zur Mode des Tages geworden; der Beifall gilt dem glücklichen Einfall, dem frechen Wort, sehr selten der künstlerischen That. Im Widerspruch mit allem, was sonst in den Einrichtungen des Staates und in den Sitten der Gesellschaft Gültigkeit hat, kann hier der unreifste Eindringling sich als Autorität geberden, der größte Rekrut dem verdienten General die Epauletten von der Uniform reißen. Und wenn er dies mit komischem Gesichterschneiden und mit irgendeinem guten Gassenwitz thut, so belohnt ihn dafür das allgemeine Gelächter. Man kann sagen, niemals hat der Commis-Voyageur so in der Literatur den Ton angegeben. Das aber sind ungesunde Zustände, die in solcher Weise nur in Deutschland existiren und dem Volke der Denker und Dichter vor dem übrigen Europa kein günstiges Zeugniß ausstellen. Der Cultus solcher Saturnalien in der Literatur darf sich nicht in Permanenz erklären, ohne die gedeihliche Fortentwickelung derselben zu gefährden; die Herrschaft der Hanswürste und Firlefanze darf ihr Forum nicht in einen Jahrmarktsplatz verwandeln und die Narren- und Eselsfeste dürfen nicht zu lange die Stelle der Panathenäen vertreten.

Das Theater entfremdet sich immer mehr der Literatur; der Zusammenhang zwischen beiden wird immer lockerer: man zähle nach, wie viele Stücke von dichterischer Bedeutung im Laufe eines Jahres noch zur Aufführung kommen. Selbst die ersten Hoftheater huldigen dem Cultus des Erfolgs in einer unglaublichen Weise und beugen sich vor dem Götzen des Kassenrapports mit ausschließlicher Ehrfurcht; statt den Geschmack des Publikums zu leiten, huldigen sie demselben in sklavischer Abhängigkeit. So geräth das Theater immer mehr auf eine schiefe Ebene. Ebenso pflegt den Cultus der Erfolgs die landläufige Theaterkritik. Wenn Iffland und Kotzebue wieder auferstehen könnten, sie würden jetzt die unerhörtesten Erfolge feiern; denn selbst ihre schwachen Nachahmer stellen auf den Bühnen die bessern Dichter tief in Schatten. Dies alles muß aber auf die dramatische Dich-

Digitized by Google

tung entmuthigend wirken: haben sich doch stets die besten dichterischen Kräfte vom Theater wieder zurückgezogen, Gutzkow in letzter Zeit, Brachvogel, Alfred Meißner u. a. Die Buchdramatik mit ihrem meist hoffnungslosen Appell an die Zukunft auf der einen, die nur auf flüchtige Unterhaltung berechnete Theaterdramatik auf der andern Seite: das sind dann wieder die auseinanderfallenden Bestandtheile, in welche sich die Harmonie einer neuclassischen Bühnendichtung auf zulösen droht, deren Stern in der That schon im fünften und sechsten Jahrzehnt am Horizont des deutschen Theaters aufging.

Noch stiefmütterlicher wird die neue Lyrik vom Publikum behandelt; die anerkannten Lieblinge der Nation, wie Geibel und Bodenstedt, erfreuen sich stets erneuter Auflagen ihrer Gedichte, in jedem Format, in jeder Schriftart, Perl- und Diamantschrift; neuauftauchende Talente finden kaum eine freie Bahn, nimmer geöffnete Arme für ihre Bemühung. Nur zufällig streifen die Feuilletons der Zeitungen solche neuerschlossene lyrische Blüten; im Boudoir legt man sie nicht mehr auf den Toilettentisch; im Salon spricht man nicht mehr von ihnen, selbst „den Besten seiner Zeit" kann ein Lyriker nicht mehr genug thun; denn auch diese Besten kümmern sich nicht mehr um sie. Nur dieser oder jener Name findet noch ein Echo, wenn fleißig gearbeitete Anthologien, die von Jahr zu Jahr mit wünschenswerther Umsicht erneuert werden, das letzte Asyl der aus allen ihren Positionen vertriebenen Lyrik, ihren Cultus pflegen.

Etwas festern Boden findet noch immer der Roman: er wurzelt in den Leihbibliotheken und die Leihbibliothek hat ihre regelmäßigen Leser. Hat ein Romanautor einen Namen, so unterhält man sich über seine neuesten Schriften in den Salons, ja so kann er Mode werden und es gehört zum guten Ton, seine Werke zu lesen. Seit zwei Jahrzehnten ist in Deutschland kein neuer Lyriker Mode geworden, wohl aber mehrere Romanschriftsteller. Viele Autoren werden nur so eifrig gekauft und gelesen, weil die Tyrannin Mode es verlangt; man langweilt sich bei der Lektüre aufs äußerste, und hält sich dann an schlechter Leihbibliothekenwaare dafür schadlos, die wenigstens das Verdienst hat, zu ergötzen und zu spannen, wenn auch das erste in roher, das letzte in haarsträubender Weise geschieht. Im übrigen ersetzt der Roman, auch nach der Ansicht der neuen Aesthetiker, die selbständige epische Dichtung und diese, die nur noch sporadisch auftaucht, kann nur noch durch ein vorzügliches Rhapsodenthum zur Geltung gebracht werden.

Es werden in Deutschland noch immer zahlreiche gute Gedichte verfaßt: wer die von Ernst Eckstein herausgegebene „Deutsche Dichterhalle" durchblättert, der findet darin viel Treffliches, und auch in den minder bedeutenden Gedichten herrscht eine geläuterte Kunstform, ohne welche die pflichtgetreue kritische Thorwacht des Herausgebers keinem der Dichter den Eintritt in diese Halle verstattet. Gedichte von dem Herausgeber selbst, von Gustav von Prittwitz-Gaffron, von Albert Möser, Ferdinand Meyer, Hans Herrig, Alexis Aar, und einer nicht geringen Zahl nach- und gleichstrebender Poeten sind alle empfehlenswerth durch ihre künstlerische Haltung und manche bekunden den glücklichen Wurf des echten Talents. Auch was die „Dichterhalle" an literarischen Plaudereien und kritischen Skizzen bringt, zeugt von dem ernsten Bestreben, der Poesie, trotz der Ungunst der Gegenwart, eine dauernde Stätte zu bereiten und sie selbst zu läutern und fortzubilden. Noch jüngere Kräfte, die sich erst einen Namen erkämpfen wollen, versammelt Rudolf Fastenrath in der „Neuen deutschen Dichterhalle", die sogar in ihrem Beiblatt „Orphelia" ein lyrisches Frauencoupé besitzt; außerdem ist die „Schweizer Dichterhalle" das Organ der Poeten des Alpenlandes. So scheint für lyrische Ablagerungen in Deutschland nicht der journalistische Boden zu fehlen, doch ... „die Botschaft hör' ich wol, allein mir fehlt der Glaube", der Glaube, daß dieser Cultus der Lyrik über die enge Gemeinde der Gläubigen hinausgehend das ganze

Digitized by Google

Volk erfaßt. Man könnte diese Blätter für lyrische Fachblätter erklären, so sehr man wünschen möchte, daß das große Publikum als solches ihnen seine Theilnahme zuwende; doch wie die juristischen Zeitschriften von Juristen, die medicinischen von Medicinern gehalten werden, so werden es die Dichter sein, die auf die „Dichterhalle" abonniren. Glücklicherweise ist die Zahl der Poeten und derjenigen, die es werden, d. h. im Lichte der Oeffentlichkeit dafür gelten wollen, in Deutschland Legion, und so ist auch jenen Blättern ein fröhliches Gedeihen gesichert, wenngleich sie gewiß alle an dem Ausfall enttäuschter Abonnenten leiden, d. h. solcher, welche auf sie abonnirten, im guten Glauben, sich selbst in ihnen gedruckt zu sehen, und welche nach dem Scheitern dieser Hoffnung dem deutschen Parnaß und allen auf ihm errichteten Dichterhallen den Rücken kehren.

Seitdem wir in dieser „Revue" zum letzten mal die wichtigern literarischen Erscheinungen besprochen, sind mehrere Gedichtsammlungen aufgetaucht, welche Beachtung verdienen. Am meisten gilt dies von den Gedichten von Heinrich Leuthold (Frauenfeld, Huber), einem schweizer Sänger, der im Verein mit Emanuel Geibel eine formvollendete Uebersetzung französischer Lyriker herausgegeben hat. Wir werden demnächst in unserer Zeitschrift über die traurigen Lebensschicksale dieses Dichters, der im Irrenhause einen frühen Tod gefunden, einen genauen Bericht aus competenter Feder bringen: dieser Lebenslauf gehört zu den literarischen Tragödien, an denen unsere deutsche Literaturgeschichte allzu reich ist, von den Zeiten Günther's bis zu denen Hölderlin's, Grabbe's und Lenau's. Doch würde man das Pathologische vergeblich in den Gedichten von Leuthold suchen; ein Zug von Verbitterung ist zwar in ihnen unverkennbar; sie richtet sich aber wesentlich gegen literarische Zustände, gegen das Vorherrschen des Jahrmarktsmäßigen auf dem Forum der Literatur, gegen die Literarfabriken, die 15000 Dampfdruckpressen und gegen die Nichtbeachtung der echten Talente. Diese Klagen sind so wohlbegründet, daß man nicht eine pessimistische Weltanschauung für sie verantwortlich machen darf. Leuthold hielt sich mit Recht für ein berufenes Talent, und weil er unbeachtet seitab stand von der großen Heerstraße der Literatur, während er vielfach „des Ruhmes Kränze auf der gemeinen Stirn entweiht" sah, brach sein Unmuth oft in bittere Strophen aus. Keineswegs aber gehörte er zu denen, welche mit Freiligrath in der Dichtung ein Kainsmal sehen; im Gegentheil, er theilte die Sangesfreudigkeit der echten Dichter; er sprach es aus,

wie der Genuß, der Seele Wohllaut hinzustreuen
Im Liede, eine göttliche erhabene Verschwendung ist.

In diesen Ghaselen und ähnlichen Gedichten zeigt er sich als echter Jünger Platen's: er beherrscht breitergossene Rhythmen mit vollkommener Sicherheit; seine Sonette sind wohlgefügt, seine Ghaselen ungezwungen, seine antiken Oden ohne Ueberladung mit Wortballast; ja er hat einige sehr melodisch gereimte sapphische Oden gedichtet, die wir als neuen thatsächlichen Beleg für unsere Empfehlung der gereimten antiken Strophen in der Poetik anführen können; farbensattes italienisches Colorit ist in den Sonetten, die Genua verherrlichen, in dem Liederkranze „Von der Riviera" und dem stimmungsvollen Gedicht „Die zerfallene Vigne". Ueber den Zusammenhang der meistens formschönen Gedichte mit den Lebensschicksalen des Dichters werden wir demnächst Auskunft geben.

Einer unserer productivsten Autoren ist Felix Dahn: er schafft historische Trauer-, Schau- und Lustspiele, Erzählungen, mehrbändige Romane und gießt besonders wie aus unerschöpflichem Füllhorn seine lyrischen Blüten und Früchte aus. Auf dem Gebiete epischer und dramatischer Gestaltung hat solche Productivität ein gutes Recht und reiche Talente haben sie immer bewährt. Mislicher steht es damit bei der Lyrik, welche leicht Gefahr läuft, sich in Improvisationen zu verzetteln. In rascher Folge mehrere Bände Lyrik aus der Feder eines einzigen

Digitized by Google

Autors: das ist des Guten zu viel und erweckt die gerechte Besorgniß, daß derselbe zu viel Wasser in die Tinte thut. Zwar überwiegt das Epische, fast ganz im mittelalterlichen Costüm, sagen- und skaldenhaft; doch auch die Lyrik nimmt noch einen ansehnlichen Raum ein und es finden sich Gelegenheitsgedichte, welche wol besser im Pulte zurückgeblieben wären: man merkt in ihnen zu sehr den Tritt des Pegasus, der bei Familienfesten die übliche Manége reitet und dabei wenig „Götterfunken" mit seinen Hufen stiebt. In stimmungsvollen Liedern, die zum Theil am Meeresstrande gedichtet sind, spricht sich eine sanfte Melancholie aus; sehr ansprechend sind einzelne derselben, wie das Gedicht „Versäumte Rosen"; doch der Dichter ist nichts weniger als ein schwarzgalliger Pessimist; er tröstet sich leicht mit seinem Stern, dem Stern der Dichtung. Das altnordische Costüm sehr vieler Balladen erscheint etwas fremdartig: diese Sagenkönige, die Harald Harfagr, Jarl Hartwik, Hako Heißherz wandeln am Tage der Gegenwart etwas schattenhaft; dabei sind die Stoffe craß und grell. Die schönsten Verse enthält das Gedicht „Sigün", eine Sage von der Treue. Eine Rhapsodie im lyrischen Stil ist „Lucifer vor den Pforten des Himmels"; in edelm Ton gehalten ist die griechische Ballade „Nausikaa". Auch altenglische Romanzen, in denen Robin Hood und Richard Löwenherz die Hauptrolle spielen, finden sich in der Sammlung: es sind Nachdichtungen der bekannten schottischen Muster und etwas schablonenhaft, wenngleich es einzelnen nicht an dramatischen Pointen fehlt. Noch erwähnen wir als eine sinnvolle Romanze den „Vampyr", ein Gedicht von jener Prägnanz, welche bei der Vieldichterei nur zu leicht verloren geht. Auch der Liedercyklus „Walther von der Vogelweide" enthält neben vielem Anmuthigen viel Manierirtes und erinnert bisweilen an ein ausgestopftes Vogelcabinet, in welchem schon der systematischen Vollständigkeit wegen alle Species des Geflügels vertreten sein müssen. Eine Specialität Felix Dahn's, die er mit Gustav Schwetschke gemein hat, ist die Dichtung in lateinischen Versen: hierin ist der Dichter Meister, und diese lateinischen Gelegenheitsgedichte zur Begrüßung des deutschen Kronprinzen und bei verschiedenen akademischen Festlichkeiten verdienen ohne Zweifel den Vorzug vor den deutschen, die in der Sammlung enthalten sind.

Die neuen Gedichte von Hermann Lingg: „Schlußsteine" (Berlin, Grote), sind ungleich in ihrem Werthe; viele verleugnen nicht die Löwentatze des geschichtsphilosophischen Lyrikers, seine Prägnanz, seine originelle Bildlichkeit, manche aber sind in der Form so ungelenk und unreif, daß man es kaum für möglich hält, daß dies die lyrischen Ergüsse eines Dichters sind, der in der Literatur eine mit Recht anerkannte Stellung einnimmt. Es geht die dunkle Sage, daß Lingg's erste Gedichte durch die Feile Emanuel Geibel's ihre edle, man möchte sagen, classische Haltung gewonnen haben; dann ist es zu bedauern, daß diese „Schlußsteine" nicht von einem ebenso formgewandten Dichter behauen wurden. An genialen Würfen fehlt es in der Sammlung nicht, und zwar sind sie auf den verschiedensten Gebieten der Lyrik zu finden: in den Liebeselegien der „Vergilbten Blätter", von denen einige den Tonfall echter Empfindung zeigen, in einzelnen Balladen, wie „Die Kämpfer von Eleusis", die in großem Stil gehalten sind, von schwunghafter Getragenheit selbst in den humoristischen Gedichten, unter denen das an Scheffel's Ton im „Gaudeamus" erinnernde „Der Kranke" eine treffliche Satire auf den Materialismus bringt; doch daneben wimmeln viele in der Form unschöne und entstellte Gedichte, Balladen, welche in ihrem ganzen Ton an den Leierkasten und die Jahrmarktspoesie erinnern, Gedichte, denen jeder melodische Tonfall fehlt und die reich sind an trivialen Wendungen; das Nebeneinander von poetischer Perlenfischerei und Steinklopferei ist für die deutsche Stillosigkeit bezeichnend. Daß ein anerkannter Meister der Lyrik gelegentlich so ins Schülerhafte verfallen kann, daß ein erprobter Dichter hier und dort solche Unsicherheit in der Behandlung der Form zeigt, das kann nur in Deutschland vorkommen, wo die Scheu vor dem

Digitized by Google

Schablonenhaften so groß ist, daß das Regellose oft für einen Beweis des Genies gehalten wird.

In einer zweiten Auflage liegen die Gedichte von Ernst Scherenberg (Leipzig, Ernst Keil) vor, Gedichte, die durch leichten Fluß, gefälligen Tonfall und oft durch erfreulichen Aufschwung die günstige Meinung für sich gewonnen haben. Die politischen Gedichte besonders gemahnen an Geibel's „Heroldsrufe", da sie die Wiedergeburt Deutschlands schon lange vorher mit unermüdlicher Hoffnungsseligkeit verkündeten und in warmpatriotischen Ergüssen die zeitgeschichtlichen Ereignisse, den Krieg mit Schleswig-Holstein, den Kampf gegen Oesterreich, den Deutsch-Französischen Krieg begleiteten. Der Grundzug dieser Lyrik ist der rhetorische: weniger kommt es dem Dichter darauf an, durch lebhaft colorirte Bilder in Kriegsscenen seine Begeisterung zu verkörpern, wie es zum Theil Freiligrath und auch Jensen gethan; bei ihm herrscht der Stil des patriotischen Liedes vor. Warmes Heimatsgefühl athmet der Cyklus „Verbannt"; einen Liebescyklus bilden die Gedichte, die unter der Ueberschrift „Helene" zusammengefaßt sind. In den „Dunkeln Stunden" herrscht kein pessimistischer Zug, nur die Sprache sanfter Wehmuth.

Einen moralisirenden Ton, oft mit sehr directen Nutzanwendungen, schlägt Gerhard von Amyntor an in seinen „Liedern eines Nachtwächters" (Bremen, Müller). Der Dichter hat durch edle Haltung und ein offen ausgesprochenes Misvergnügen mit der Zeitrichtung eine Gemeinde um sich versammelt, bei der seine Gedichte lebhaften Anklang finden. Als Nachtwächter concurrirt er durchaus nicht mit seinem kosmopolitischen Vorgänger, denn alles, was an den politischen Hahnenschrei erinnert, alles poetische Ansagen dessen, was die Glocke der Politik geschlagen hat, liegt ihm gänzlich fern. Er gibt Genrebilder aus dem Nachtleben der großen Städte, wobei besonders die Ausschweifungen der blasirten Jugend, die socialdemokratischen Nachtversammlungen und allerlei Auswüchse der Zeit, die bei Mondschein noch schärfer hervortreten als bei Tageslicht, gegeiselt werden: dazwischen findet sich manches liebliche Bildchen, vom matten Schein der Nachtlampe beleuchtet. Der Radicalismus, die freie philosophische Weltanschauung und auch manches andere, was seine gute Berechtigung hat, werden von Gerhard von Amyntor tapfer bekämpft; seine Sympathien sind bei den Theologen. Es ist nicht alles Poesie, was uns aus diesen Versen entgegentönt; aber alles ist der markige Ausdruck tüchtiger Gesinnung, mag man übereinstimmen mit den Tendenzen des Autors oder sie verwerfen.

Ein Geistesverwandter von Gerhard von Amyntor ist der Sohn von Justinus Kerner, Theobald Kerner, der einen Band Gedichte veröffentlicht hat. In diesen Dichtungen (Hamburg, Karl Grädener) findet sich der Hauch der weinsberger Idylle, stilles Naturgefühl, Träume in Waldeinsamkeit, Frühlingswünsche und mancherlei Reflexionen und Lebensbilder; überdies athmen sie die wärmste Pietät gegen den verstorbenen Vater. Eine gewisse Derbheit, die auch dem alten Kerner eigen war, der mit seinen Geistern sehr jovial verkehrte, verleugnet auch der Sohn nicht: sie äußert sich oft in geschmackloser Form, wie in der Apotheose der „Gurke". Die dichterische Einkleidung saß schon bei dem Vater nicht immer wie angegossen und auch bei dem Sohne schlottert sie oft etwas hin und her; humanen Sinn hat er mit dem Alten von Weinsberg gemein. Die kleinen Prosaskizzen, welche fast die Hälfte des Bandes einnehmen, sind Gedichte in Prosa, kleine Novelletten und Causerien. In einer Hinsicht ist Theobald Kerner indeß ein arger Ketzer. Die neue deutsche Lyrik ist durchweg auf den Preis des neuen Deutschen Reiches gestimmt: Theobald Kerner ist sehr misvergnügt mit der ganzen Gestaltung der politischen Verhältnisse; er kann eine Zeit nicht „groß" nennen, in welcher sich die Völker in Waffen befehden, in welcher das Faustrecht herrscht, und auch die neue Germania, „das Schwert Caroli in der Hand", imponirt ihm durchaus nicht; er ahnt so etwas von „Untergang und Verfall" und umschreibt die Herrschaft des Byzantianismus mit den Worten:

Digitized by Google

Gewalt vor Recht, Kanonengeist,
Gemeinheit aller Sorten,
Bedientenstolz ... ja traurig ist's
Auf dieser Welt geworden.

Es ist etwas starrköpfiges Schwabenthum in diesen Ergüssen!

Der dritte im Bunde der Dichter, welche der jüngsten deutschen Entwickelung, wenn auch nicht der politischen, feindlich gegenüberstehen, ist ein „posthumer" Poet: der dichterische Nachlaß des preußischen Cultusministers von Mühler hat soeben das Licht der Welt erblickt (Jena, Costenoble). Als Dichter ist Mühler in weitesten Kreisen bekannt durch sein Volkslied „Just aus dem Wirthshaus komm' ich heraus", ein Lied, dem sich einige andere, mehr gelehrte Humoresken gesellen, Pandektenlieder, gleichsam im Corpus juris gepreßte poetische Blüten. Unter den Balladen der Sammlung, die zum großen Theile als deutsche Geschichtsbilder zu betrachten sind, finden sich einige von anmuthender, krystallklarer Fassung, welche für des Dichters Formbeherrschung sprechen, unter den Liedern wenig bedeutende, aber doch manche von anmuthender Innigkeit. Die hyperorthodoxe Tendenz tritt besonders in dem letzten Abschnitte hervor: da erkennt man den Cultusminister, welcher für das Geistesleben in Preußen so lange Zeit hindurch verhängnißvoll gewesen ist; polemische Kriegslieder gegen den Protestantenverein und manches andere, was man als „synodale" Lyrik betrachten könnte, tritt hier unverschleiert vor uns. Auch einige Beiträge zur geistlichen Lyrik enthält die Sammlung; aber die kirchliche mit ihrer Angriffsstellung und ihren Souveränetätsgelüsten überwiegt.

Die Gedichte von Friedrich Röber (Berlin, Otto Janke) bewähren das Talent, welches dieser Autor aus dem Wupperthal bereits in seinen Dramen an den Tag gelegt hat. Stimmung ist ihm weniger eigen als Gestaltung: darum überwiegt das Epische, für welches die verschiedenartigsten Töne angeschlagen sind. Das wohlgelungene Gepräge der Anakreontischen Gemmen in einigen Anakreon-Gedichten wechselt mit nordischem Skaldenton und mit dem farbenreichen Colorit Victor Hugo'scher Balladendichtung. Auch einige reflectirende Gedichte in Distichen wirken anmuthend, indem sie der Weltanschauung des Dichters einen lapidaren Ausdruck geben.

Unsere lyrische Epik schlägt sehr verschiedene Töne an: bald ergeht sie sich in Erzählungen, bei denen der poetische Reiz vorzugsweise in dem landschaftlichen Colorit, im farbenreichen Zauber der Volkssitte liegt: bald gibt sie sich märchenhafter Romantik hin; dann wieder nimmt sie einen Anlauf zu Faustiaden, zu tiefsinniger Gedankendichtung, um welche das epische Gewand nur lose sich schmiegt und gleichsam hin- und herflattert im Luftzuge, der auf den Höhen des Geistes weht; dann wird sie plauderhaft und schlingt um den epischen Kern allerlei Arabesken der Reflexion und des Humors. Für alle diese Richtungen der lyrischen Epik weist das letzte Literaturjahr Vertreter auf.

Ernst Eckstein's „Murillo" (Leipzig, Richard Eckstein) wird auf dem Titelblatt „ein Lied vom Guadalquivir" genannt; damit ist die Physiognomie der Dichtung treffend bezeichnet. Der Dichter kennt Spanien aus eigener Anschauung: er hat überdies auf seiner Palette alle Farben, um das spanische Colorit, besonders das südspanische, andalusische wirksam wiederzugeben. Auf diesem reizvollen Hintergrunde führt er eine Künstlernovelle aus: Murillo, der Knabe aus Sevilla, entwickelt ein frühes Talent für die bildende Kunst. Trotz der Hindernisse, welche die eigene Armuth, welche die Chicane und die Eifersucht gefeierter Rivalen ihm in den Weg legen, erringt er den höchsten Preis vor König und Volk. Ein vornehmes Mädchen, das er glühend liebt, das Ideal seiner Madonna, wird sein Weib. Das alles ist in anmuthigen Versen erzählt, welche so phantasievoll plaudern wie der Springbrunnen der Alhambra im Mondschein. Einzelne Schilderungen

Digitized by Google

wie die Wanderung des jungen angehenden Künstlers durch die öde Landschaft der Mancha, sind von großer Anschaulichkeit. Und in der That bedarf es solcher trefflicher Vorstellung, um uns für den Stoff zu interessiren; denn die Heiligen, welche Murillo malt, diese Santa-Rufina und Santa-Justa, sind unserm modernen Bewußtsein sehr fremdartig, und wenn die Legende uns fesseln soll, so muß sie sich vom Goldgrunde echter Poesie abheben.

Ganz im Stil des romantischen Märchens ist der „Holzwegtraum" von Wilhelm Jensen (Stuttgart, Hallberger) gehalten; man glaubt Clemens Brentano und Achim von Arnim plaudern zu hören; es ist eine Feier des Liedes und der Liebe, die sich zuletzt im Waldesdunkel verliert. Der junge Geiger hat die Elfenprinzessin durch sein Spiel aus der Gewalt eines Unholds befreit; zum Dank weihten die Elfen seine Saiten. Er rührt das Herz eines Geizhalses, eines tyrannischen Fürsten, und kehrt dann zurück zu seiner Liebe in der Dachmansarde, mit der er in den Wald hinauswandert. Da legt er das glänzende Hofkleid ab und als die Geliebte darüber erschrickt, daß sie einem Bettler angehören soll, tröstet er sie mit den Zauberklängen seiner Geige. Allerlei barocke Parabasen schieben sich in die einfache Erzählung ein, die von Anfang bis zu Ende märchenhaft duftig ist und des Dichters eigenartige Begabung bewährt, welche alles Todte und Leblose phantastisch zu beseelen weiß.

Die epische Dichtung „Renatus", von Siegfried Lipiner, dem Dichter des „Entfesselten Prometheus" (Leipzig, Breitkopf u. Härtel), schlägt gänzlich andere Klänge an: es ist eine Gedankensymphonie mit mächtigen Fugengängen; doch ist der metaphysische Causalnexus nicht klar und einleuchtend; es fehlen die Bindeglieder des Gedankens, welche das Ganze zusammenhalten. Es handelt sich um die Wiedergeburt des letzten Menschen, Renatus, der den Höllenfürsten besiegt und das Paradies mit seiner Eva Angelika wiedergewinnt. Es hat zu allen Zeiten Sekten gegeben, in deren Dogmatik solche Wiedergeburt die erste Stelle einnahm; doch hat dieser Gedanke etwas Mystisches, und so ist auch der Verjüngungsproceß unsers Helden, der wie ein Erzengel dem Satan den Garaus macht, mehr symbolisch angedeutet als dichterisch ausgeführt. Der Grundgedanke der Dichtung ist optimistisch; sie trägt das Gepräge einer Theodicee; doch wie aus allen Paradiesen gähnt uns auch aus dem Eden, das Hilarion-Renatus am Schluß wiedergewinnt, die Langeweile einer Welt entgegen, aus welcher das negative Princip verschwunden ist. Die Darstellungsweise Lipiner's trifft besonders den Ton der Hymne; auch sind einzelne Kämpfe: der Vernichtungskampf der letzten Sterblichen sowie das Duell zwischen dem Helden und Satan, mit Lebendigkeit geschildert und Satan, der hier mehr Lucifer ist, als Mephisto, drückt seinen Hohn gegen Schöpfer und Erschaffenes nicht ohne einen grandiosen Zug aus. Im Grunde ist er ein blasirter, gelangweilter, dummer Teufel. Die dichterische Einkleidung steht übrigens hinter derjenigen des „Entfesselten Prometheus" zurück; die fortwährend wechselnden Rhythmen haben nicht immer melodischen Fluß und es finden sich oft Härten und wenig geschmackvolle Abkürzungen: einzelne Gedichte indeß haben echten Hymnenschwung.

Einen Stoff, den Ernst Eckstein in „Der Stumme von Sevilla" behandelt hat, wählte Alfred Friedmann sich zu abermaliger dichterischer Gestaltung in der „Feuerprobe der Liebe", die zugleich mit dem venetianischen Gedicht „Angiolina" in dritter Auflage erschien (Wien, Wallishauser). Dieser Stoff ist der italienischen Novelle „Filiberto" des Matteo Bandolo entlehnt und von Friedmann in eine moderne Rahmenerzählung eingefügt. Angiolina verlangt von ihrem Geliebten, daß er drei Jahre verstumme. Als Stummer übt er große Heldenthaten aus im Dienste des Königs Karl. Dieser bietet alle Aerzte auf, ihn zu heilen, vergeblich. Als die Mediciner verschiedenster Art den Stummen überlaufen, gibt der König ein Gesetz, das jeden dem Tode weiht, der sich der Cur des Stummen widmet, ohne ihn

Digitized by Google

zu heilen. Diesem Gesetz verfällt die reuige Angelina, die nach Frankreich zu ihrem Geliebten kommt, aber ebenso wenig sein trotziges Schweigen brechen kann; erst als sie schon auf dem Schaffot steht, rettet er sie. Die Friedmann'schen Ottave rime sind von einer harmlosen Geschwätzigkeit im Stile des Berni, Pulci und Ariosto, eines Kleeblattes, das seine Muse von Hause aus anruft; es ist der Ton der epischen Parodie, der nur den einen Nachtheil hat, daß er eine skeptische Stimmung hervorruft, auch gegenüber der Lyrik, die in einzelnen Gesängen, wie „Die neue Portia" und „Verlorene Liebesmüh'", mit dem Anspruch auf selbständige poetische Bedeutung und Geltung hervortritt.

Die Productivität auf dem Gebiete der Romanliteratur hält sich jahraus jahrein auf gleichem Stande, wenn auch einige der alten Stammhalter dahinsterben, wie Gutzkow, der noch in späten Jahren als Romandichter sehr productiv war. Auch Gustav Freytag ist in diesem Literaturjahre mit keinem neuen Bande seiner „Ahnen" erschienen. Wohl aber hat Friedrich Spielhagen mit seinem Roman „Plattland" (3 Bde., Leipzig, Staackmann) wiederum seinen zahlreichen Verehrern neue Freude gemacht. Zwar steht dieser Roman nicht auf der geistigen Höhe des frühern: „Sturmflut", welcher ein Gesammtbild der modernen Gesellschaft entrollte und ihre Krisen in geistvolle Parallelen stellte zu den Krisen der elementarischen Gewalten. Dennoch fesselt er durch seinen spannenden Inhalt, durch den Fluß und die Lebendigkeit der Darstellung, die hier, obschon der Held nicht selbst erzählt, einen fast autobiographischen Charakter gewinnt; denn der Held ist bei allem Geschehenen anwesend oder das Vergangene wird ihm erzählt. Das hat den Vorzug, daß die Handlung sich dadurch einheitlich gestaltet und, wir möchten sagen, auch einheitlich spiegelt in Geist und Gemüth der Hauptperson, dagegen die Schattenseite, daß die Vorgänge im Gemüth der andern von dem Autor nicht con amore geschildert werden können. Besonders ein weiblicher Charakter, die junge Maggie, wird dadurch in ein psychologisches Dämmerlicht gerückt; wir errathen die Motive ihrer Handlungsweise nur aus einzelnen Andeutungen. Doch für die Lösung so auffallender Widersprüche bedurfte es eines tiefern Blickes in das Innere des Mädchens. Das Feenkind mit den tiefen schönen Augen, das bei Beginn des Romans so glänzend angekündigt wird, verschwindet allzu spurlos von seiner Bildfläche. Die beiden Brüder Zempin, der burschenschaftliche Don Juan und der verstörte Vogelfreund würden, so markig und interessant sie gezeichnet sind, noch gewinnen, wenn der Autor ihnen, wir möchten sagen, einige Monologe zugetheilt, ihnen die Einkehr in ihr Inneres verstattet hätte. Die Vorgeschichte, die bis in die Befreiungskriege zurückgreift und an die Abenteuer einer französischen Kriegskasse anknüpft, ist spannend erzählt; es lüftet sich allmählich der Schleier, der auf diesen Begebenheiten ruht. Zum Schluß führen die Enthüllungen zu grellen Scenen, die zwar sehr effectvoll beleuchtet sind, aber sich etwas überstürzen. Eine ähnliche Häufung von Triumphen, welche der junge thüringische Baron über die neuvorpommerschen Damen davonträgt, findet sich am Anfang des Stückes und mag auch begründetem Tadel begegnen. Wenn auch in diesen Siegen die Liebenswürdigkeit des jungen Helden, nach dem bekannten Lessing'schen Recept, schärfer charakterisirt wird als durch eine glänzende Personalbeschreibung, so ist doch die Leichtigkeit der Eroberung für jene Damen wenig schmeichelhaft, und daß sie alle, die sanfte Edith, die leichtfertige Julia, die schwärmerische Maggie gleichmäßig so im Sturm gewonnen werden, wirft anfangs über die später schroff hervorgehobenen Nuancen der Charaktere eine allzu einförmige Verschleierung. Der Roman ist theils Idylle, theils Criminalgeschichte; wir geben der erstern den Vorzug. Landschaft und Volkssitte sind in lebendiger Weise geschildert und das erzählende Talent Spielhagen's bewährt sich von neuem.

Ein zweiter nicht minder beliebter Erzähler, Georg Ebers, hat in seinem

Digitized by Google

einbändigen Roman „Homo sum“ (Stuttgart, Hallberger) das Archäologische seiner altägyptischen Romane mehr in den Hintergrund treten lassen. Einsiedler des Sinai sind die Helden der Geschichte, vor allem Paulus, ein Anachoret, der unschuldig ein Märtyrerthum auf sich nahm und für einen andern in die Wildniß wanderte. Hier verweilt auch die schöne Gallierin Sirona, eine vortreffliche Zeichnung des Dichters. Paulus selbst, ein Anachoret, vermag das Leben in sich nicht zu ertödten und mit zitternder Hand schreibt er an die Wand seiner Höhle die Worte des Terenz: „Betet für mich, ich war ein Mensch!“ Auch die andern Einsiedler und Sirona selbst, die nach dem Tode des ungeliebten Gatten den Bildhauer Polykarp heirathet, kehren in das werkthätige Leben zurück. Die graue Tönung der Felsidylle wird durch mancherlei Geschicke und Empfindungen belebt. Das Ganze ist ein Negativbild, in welchem die Poesie der Einsamkeit zwar dargestellt, aber die Thätigkeit und menschliche Schöpferkraft verherrlicht wird.

Einen Pendant zu „Homo sum“ von Georg Ebers hat die phantasievolle Tochter der Frau Birch-Pfeiffer, Wilhelmine von Hillern, geschrieben in ihrer Erzählung: „Sie kommt doch!“ (Berlin, Paetel). Auch hier handelt es sich um ein homo sum, und sie, welche doch kommt und aus dem Anachoreten wieder einen Menschen macht: es ist die Macht der Liebe. Und so trägt sich's zu in den Höhlen des Wüstengebirges, des heiligen Sinai, wie in dem Felsenkloster Marienberg im obern Etschthal, in welches Wilhelmine von Hillern die Handlung ihrer Erzählung verlegt, und gleichartig ist das Einsiedlerthum des 12. Jahrhunderts mit dem des römischen Kaiserthums. Der Held dieser Erzählung ist das Kind einer vornehmen Frau, die wegen falschen Verdachts in die Heide verstoßen wird und dort zu Grunde geht. Das Kind aber, Donatus, wird in einem Kloster erzogen und dem Dienste der Kirche geweiht. Menschliche Anfechtungen und Versuchungen treten an ihn heran; seine schönen Augen locken die Schönheit und bahnen ihr den Weg zu seinem Herzen. Ein Fanatiker im Kloster, zu dem er gläubig emporsieht, mahnt ihn, lieber die Augen auszustechen, als ferner solcher Versuchung ausgesetzt zu sein — er thut es und wird deshalb wegen Selbstverstümmlung zur Klosterhaft verurtheilt. Doch sein Vater hat ihn entdeckt, er verlangt ihn zurück. Die Mönche und der Sohn selbst weigern sich. Da droht Graf Reichenberg mit einem Ueberfall; um das Kloster zu schützen, soll Donatus zur Herzogin wandern, die früher ihm warme Theilnahme bewiesen. Der ihn begleitende Mönch wird von den Räubern überfallen: da erbietet sich ein Mädchen, das schon bei der klösterlichen Procession ihn gesehen und sein Bild in ihr Herz aufgenommen hat, zur Führerin. Und sie kommt doch — es ist die Liebe. Sie wandern vergeblich von Ort zu Ort; überall ist die Herzogin kurz vorher gewesen; Donatus erkrankt, seine Führerin täuscht ihn über die Zeit. Als er nach Marienberg zurückkommt, ist das Kloster von dem Ritter zerstört. In höchster Alpeneinsamkeit haust der blinde Donatus als Anachoret, gepflegt von dem Mädchen, ohne daß er dasselbe erkennt: sie stirbt und er stürzt mit ihrer Leiche in den Abgrund. Ein grelles, oft schneidendes Colorit, eine fieberhafte Lebendigkeit der Darstellung, dabei stimmungsvolle Landschaftsmalerei und tiefsinnige Anachoretenweisheit charakterisiren diese Erzählung. Vieles darin ist verletzend grell, manches, wie die Wanderung des blinden Donatus mit dem Mädchen, ergreifend dargestellt und von eigenartiger Poesie durchdrungen.

Ein unermüdlicher Romanschriftsteller ist Levin Schücking, er weiß spannend zu erzählen, verschmäht aber dabei starke Ingredienzen nicht. So muß sein Roman „Die Herberge der Gerechtigkeit“ (2 Bde., Leipzig, F. A. Brockhaus) als ein Criminalroman betrachtet werden. Ein Erbschaftsstreit führt zu Verwickelungen greller Art, zu einem Todtschlag aus Nothwehr, einer Brandstiftung, um denselben zu verheimlichen, zu falschem Verdacht der verfolgenden Gensdarmerie, einem Duell zwischen dem Vertreter derselben und dem unschuldig Angeklagten, als dessen Schuldlosigkeit

Digitized by Google

erwiesen ist. Alle diese Verwickelungen gehen daraus hervor, daß ein Testator aus Mexico bei einer Reise durch Deutschland sein Testament bei einem kleinen Gericht deponirt, das die Nachricht seines plötzlichen Todes nicht erhält. Hin und wieder, wie in dem Gespensterspuk, folgt die Phantasie des Autors zu sehr ihren launenhaften Eingebungen; vieles aber ist aufs lebendigste dargestellt und der Schluß, der die jüngere Generation, auf welcher unverdientes Leid gelastet, zum Glück führt, befriedigend.

Ebenfalls reich an grellen Effecten ist der Roman „Sartino" von Max von Schlägel (2 Bde., Breslau, Schottländer). Ein Fabrikant, der den Vater seiner Frau gemordet hat und selbst bei neuesten Liebeshändeln einen gewaltsamen Tod findet, vertritt diese Nachtseiten des Romans. Die Liebe seiner Frau zu einem jungen Ingenieur, nach manchen launenhaften Abschweifungen zum glücklichen Abschluß führend, ist die ideale und psychologisch feiner ausgeführte Seite desselben.

A. von Winterfeld läßt kaum ein Literaturjahr vorübergehen, ohne einen einbändigen komischen Roman; er ist nicht immer gleich glücklich in seinen kühnen Griffen und arrangirt bisweilen eine komische Hetzjagd, die unserer Phantasie Unmögliches zumuthet. Der derbe Schwank färbt oft allzu sehr ab, auch bei den ernstern Partien der Handlung. Diesmal hat er mit seinem „König der Luft" (4 Bde., Jena, Costenoble) einen glücklichern Griff gethan; das geistige Proletariat ist oft mit tieferm Humor geschildert, besonders in den Anfangskapiteln, und der Held, ein Candidat der Philologie, den die Noth des Lebens bis in den Circus treibt, wo er als „König der Luft" gefeiert wird, der dann später eine Hauslehrerstelle annimmt und das Herz einer Grafentochter gewinnt, erweckt bei uns mehr Theilnahme, als dieser oder jener bisherige Heros Winterfeld's, der durch so viele triviale Schwänke wie durch hingehaltene Reifen hindurchspringt.

Fast die Mehrzahl der namhaften Novellisten hat auch in diesem Literaturjahr, sei es in den Spalten der Zeitungen und Romane, sei es in selbständigen Sammlungen, ihrer schöpferischen Phantasie freien Lauf gelassen; doch die Physiognomie derselben ist ja bekannt und irgendwelche neuen Züge oder eine neue Beleuchtung ist uns nicht entgegengetreten. Neu indeß in ihre Reihen sind zwei talentvolle Novellisten der „Gartenlaube" eingetreten: Victor Blüthgen („Bunte Novellen", 2 Bde., Leipzig, Bernhard Schlick) und E. Werber („Feuerseelen", Leipzig, Ernst Keil). Der erste, bereits durch phantasievolle Märchen bekannte Autor bewährt sich in diesen Novellen als lebendiger Erzähler, welcher besonders das Gebiet des Stimmungsvollen beherrscht. Nach dieser Seite hin dürfte die Erzählung „Die schwarze Keschke" den Preis verdienen. Es ist eine Dorfgeschichte, die am baltischen Gestade spielt, und die Heldin ein mährisches Mädchen. Eine „Locke der Lorelei" hat eine ansprechende Pointe. „Der Recensent" ist eine Theaternovelle, deren Heldin eine Primadonna von sehr zweifelhaftem Charakter, der man das Glück des Abschlusses nicht gönnt. E. Werber ist eine originelle Novellistin; in ihren Novellen ist ein gewisser großer Zug, der an den Kraftdramatiker erinnert, und neben dem Hyperbolischen der Empfindung zeigt sich, besonders in der am meisten charakteristischen Novelle: „Der Aërolith", ein Realismus naturwissenschaftlicher Darstellung, der an Jules Verne erinnert.

Digitized by Google

Politische Revue.

Anfang December 1879.

Es sind nicht gerade gehobene Gefühle, es ist nicht eine freudige und zukunftsvolle Stimmung, womit wir uns dem neuen Jahre 1880 nähern: weder die politische Lage im Innern des Deutschen Reiches noch die Beziehungen desselben nach außen geben Veranlassung dazu. Im Innern scheint die selbständige Kraft der Gesinnungen immer mehr zu erlahmen unter der Macht eines genialen Willens, welcher auf den Parlamentarismus einen bewältigenden Druck ausübt, unter dem die Parteien sich zersplittern, verschieben und zuletzt zu Mehrheiten zusammenrücken, wie der leitende Staatsmann sie wünscht. Wären das durch Gleichartigkeit der Tendenzen gebildete Mehrheiten, so würde die Situation sich wenigstens klar abzeichnen; aber eine große Partei, die im Reichstage ans Ruder gekommen, folgt der Politik der Regierung mit so vielen Vorbehalten, daß sie in jedem einzelnen Falle der Berathungen zu Widerspruch und Abfall ebenso bereit scheint wie zu treuer Gefolgschaft; das Centrum ist ein unberechenbarer Bundesgenosse und es wird im Interesse der Regierung liegen, es solange als möglich in der Schwebe zu halten; ein Abschluß der Verhandlungen mit der Curie würde zu früh das entscheidende Gewicht in die eine oder die andere Wagschale werfen. Was die Herrschaft der conservativen Parteien betrifft, so haben wir aus jener Epoche, welche man als die Aera Olmütz bezeichnen könnte, noch einen etwas bittern Nachgeschmack davon und können die Erneuerung derselben, wie sie sich im heutigen Abgeordnetenhause ausspricht, nicht mit Freuden begrüßen. Es gibt zwar außer den Heißspornen, die an das Evangelium Stahl's anknüpfen und nichts gelernt und nichts vergessen haben, unter den Conservativen eine große Zahl, die nicht in die Bahnen der alten Reaction einlenken möchte und an denen die Zeitereignisse nicht spurlos vorübergegangen sind; auch schließt der Bund der Alt- und Neuconservativen zahllose Differenzen und eine gelegentliche Secession nicht aus; denn die ultrafeudalen Strebungen liegen zu sehr außerhalb des Gesichtskreises der Gegenwart, als daß sich irgendeine Mehrheit für dieselben finden könnte, und extreme Don Quixoterien werden gewiß schon in den Parteiversammlungen beseitigt. Das aber ist in Preußen altes Geschick, daß sich Rückschläge der politischen Bewegung augenblicklich auf allen geistigen Gebieten fühlbar machen, und gerade dies ist die trübste Signatur des gegenwärtigen Zeitpunktes. Schon in vormärzlichen Zeiten galt Preußen für den Staat der Intelligenz, eine Bezeichnung, die von den Freunden dieses Staates mit begeistertem Ernst, von den Gegnern mit Spott und Hohn gebraucht wurde. Die Gleichmäßigkeit des regelmäßigen Volksunterrichts sowol wie die Pflege der Wissenschaft an den Hochschulen mochten den preußischen Staat, die Schöpfung des freidenkenden großen Königs, zu solchem Prädicat berechtigen. Vorübergehende Verfinsterungen haben den Glauben an diese geistige Leuchtkraft des preußischen Staates nicht zu erschüttern vermocht: gleichwol waren sie oft von längerer Dauer; die Zahl der Cultusministerien von Raumer bis Mühler, welche, der freien Wissenschaft und dem aufklärenden Schulunterricht abhold, kirchlichen Druck auf beide ausübten, ist größer als die der Minister, welche die gutpreußischen Traditionen der Fridericianischen Zeit wahrten, und nach dem Rücktritt des Ministers Falk, eines ehrenwerthen Vorkämpfers derselben, ist wieder eine streng kirchliche Aera eingetreten. Seines Herzens Neigungen hat Herr von Puttkamer mit liebenswürdiger Offenherzigkeit zu wiederholten malen enthüllt, und man darf annehmen, daß nur das Streben der Regierungsmaschine, eine gewisse Continuität in ihrem Gange festzuhalten, in der Praxis den vollständigen Bruch mit dem frühern System verhindert, der in den Gesinnungen des neuen Ministers sich bereits in unzweideutiger Weise vollzogen hat. Die Sitzungen der Generalsynode haben ebenfalls bewiesen, wie groß bereits die Herr-

Digitized by Google

schaft der orthodoxen Heißsporne geworden ist und wie dieselben mit vollen Athemzügen die Luft der neuen Aera einathmen.

Die Unklarheit der politischen Situation wird vermehrt durch die jetzt herrschende Interessenpolitik: schon ist die nationalliberale Partei im Reichstage dadurch zerklüftet und geschwächt worden und die Nationalliberalen des jetzigen Abgeordnetenhauses kämpfen wiederum nicht alle unter der gleichen Fahne. Dadurch ist die Entwickelung des Parlamentarismus lahm gelegt, die principiellen Gegensätze werden mehr und mehr fortescamotirt und die Kluft, die uns von den parlamentarisch regierten Staaten des Westens scheidet, erscheint mehr und mehr als eine unausfüllbare; selbst die bescheidensten Postulate der Parteien, die eine Kräftigung der Parlamentsgewalt anstreben, sind in den Hintergrund gedrängt. Es war dies ein genialer Schachzug des politischen Meisters, einen Ball in die Arena zu werfen, dem alles in tumultuarischem Wirrwarr nachläuft, sodaß die gesonderten Reihen der Parteistellung sich lösen. Die „Wirthschaftspolitik" war dieser Ball; er wurde von einem Theile der Linken aufgefangen, von einem Theile der Rechten fallen gelassen; so verschoben sich die Richtungen. Die Stimme derjenigen, welche behaupteten, daß der politische Liberalismus auch principiell für die Handelsfreiheit eintrete, verhallten unbeachtet; ebenso liefen Proteste gegen den Schutzzoll von der äußersten Rechten ein. Jetzt wiederum ist es die Reichs-Eisenbahnfrage, welche die Nationalliberalen des Abgeordnetenhauses, deren liberales Colorit allerdings weniger intensiv ist als früher, spaltet. Während ein Theil die Omnipotenz des Staates in wirthschaftlichen Dingen bekämpft, sieht ein anderer einen Fortschritt in der einheitlichen Gestaltung des Verkehrs. Was aber jene Garantien betrifft, welche dem Parlament das Recht der Entscheidung in den wichtigsten finanziellen Fragen sichern: so scheint auch hierüber nicht ein fester Einklang der Anschauungen innerhalb der liberalen Parteien zu bestehen. Der Trieb nach Neugestaltung des bisherigen Parteiwesens, das in vieler Hinsicht als abgelebt zu betrachten ist, indem manche Parteien bereits das Ziel erreicht haben, welches ihnen bei ihrem Zusammentreten vorschwebte, ist bisher noch in keiner Weise productiv geworden; es sind nur Losungen ausgegeben worden, die ganz folgenlos blieben. So ist die Atmosphäre unserer innern Politik schwül und bedrückend; es fehlen die anregenden, begeisternden Momente. Der Kampf der überzeugungstreuen Parteien um ihre Principien hat das Frischfreudige, wir möchten sagen, das Funkensprühende gekreuzter Schwerter: der Conflict der berechnenden Interessenpolitik gibt nur ein dumpfes und hohles Zusammenklappen und drückt den Epochen, in denen er herrscht, das Gepräge des Niederganges auf.

Die Machtstellung des Deutschen Reiches nach außen ist durch die deutsch-österreichische Allianz eine sehr starke geworden; aber die Nöthigung, durch welche der Abschluß derselben hervorgerufen wurde, erfüllt mit Befürchtungen für die Zukunft. Verkündeten doch schon die Vorkämpfer der Italia irredenta, daß das Jahr 1880 ein Jahr des Völkerkrieges sein werde, und es ist nicht mehr müßiges Phantasiespiel, in einer französisch-russischen Allianz eine Bedrohung des Deutschen Reiches zu sehen, die in der That zu dem ausgedehntesten und furchtbarsten Kriege führen müßte, welcher in dieser neuen kriegerischen die Umgestaltung Deutschlands bezeichnenden Aera zu verzeichnen sein würde. Daß das republikanische Frankreich auf eine günstige Zeit für seine Revanche wartet, ist wol kein Zweifel; sie ist der unausgesprochene Gedanke seiner Staatsmänner, die geheime Bewegkraft aller nationalen Gesinnungen. In Rußland sinnt man auf eine Revanche, deren Motive weit weniger einleuchtend sind; es sind dort die nationalen Instincte, die gegen das Deutschthum aufgeregt werden. In den verhältnißmäßig geringen Erfolgen Rußlands nach den ungeheuern Opfern, welche der letzte Krieg verlangte, kann doch nur dann ein Grund für die Gereiztheit gegen Deutschland gefunden werden, wenn Rußland an die Allmacht Deutschlands auf dem europäischen Areopag von Berlin glaubt.

Digitized by Google

Die Allianz zwischen Frankreich und Rußland bleibt eine permanente Drohung für das Deutsche Reich; sie ist zunächst nur eine Combination der Zukunft, aber der in Rußland jetzt offen gepredigte Deutschenhaß und die im stillen gärende Revanchepolitik in Frankreich beweisen zur Genüge, daß wir es hier mit einer der greifbarsten Möglichkeiten zu thun haben. Die Bundesgenossenschaft Englands würde die skandinavischen Staaten im Zaum halten, besonders Dänemark, wenn sich dies bei einer kriegerischen Wendung der Dinge verleiten ließe, den Versuch zur Wiedergewinnung des Verlorenen zu machen; der Bund mit Oesterreich gibt der centralen Stellung einen mächtigen Halt nach beiden Seiten hin: dennoch darf man sich darüber nicht täuschen, daß er auch die Angriffspunkte vervielfacht. So könnte Italien gerade dadurch leicht in die deutschfeindliche Allianz mit hereingezogen werden; denn Welschtirol und Triest stehen doch einmal auf dem Programm der nationalen Wünsche, und so sehr die Regierung sich gegen den ungeregelten Volksenthusiasmus und etwaige Freischarenzüge zur Wehr setzen würde, so sehr würde bei einem Kriege, der alle Staaten Europas in Mitleidenschaft zöge, der nationale Zug die Italiener in ein Lager treiben, das den Oesterreichern und damit auch ihren Bundesgenossen feindlich gegenüberstände. Ob Rußland die Hebel besitzt, die slawischen Völkerschaften Oesterreichs gegen die eigene Regierung aufzureizen und zu waffnen, mag fraglich erscheinen; doch wenn es das Banner des Panslawismus entrollt, das große Kriegs- und Siegesbanner des Moskowitenthums, so wird es an innerer Zerrüttung in dem vielsprachigen Oesterreich nicht fehlen; doch glauben wir gern, daß das Reich fest genug gefugt ist, um des anarchischen Völkergetümmels Herr zu werden. Daß aber die südslawischen Staaten, besonders Serbien, welchem das Vorrücken der Oesterreicher in Bosnien und Novibazar jedenfalls die unbequemste Folge des Berliner Friedens ist, zu den Bundesgenossen der Russen gehören würden und daß der Ansturm gegen die ausgedehnten Südgrenzen des Reiches ein allgemeiner sein und sich von den Vorthälern des Brenner bis zur Hochebene des Amselfeldes erstrecken werde: das erscheint uns ganz fraglos und gerade diese Thatsache würde eine Zersplitterung der österreichischen Heereskräfte nothwendig machen, welche das Aufgebot der gegen Rußland und Frankreich disponibeln Truppencorps wesentlich verringen müßte. So freudig wir daher auch die deutsch-österreichische Allianz in politischer und moralischer Hinsicht begrüßen, indem sie Bürgschaft dafür ist, daß alle deutschen Stämme zusammenstehen, wenn das Slawenthum und Franzosenthum sich die Hände reichen: so glauben wir doch, Oesterreichs militärische Macht durchaus nicht voll in dies Bündniß einreihen zu dürfen; denn ein großer Theil wird nöthig sein zur Abwehr gegen Feinde, welche vielleicht ohne dasselbe gar nicht auf dem Kampfplatze erschienen wären.

Nichts ist müßiger als eine politische Hypothesenjagd. Doch hier handelt es sich um thatsächliche Drohungen, die in gewaltigen Volksinstincten wurzeln, welche die Friedenspolitik der Staatslenker wol längere Zeit daniederzuhalten vermag, welche aber wie aufgehäufter Zündstoff von einem zufällig hereinfallenden Funken in Flammen gesetzt werden können.

Darum blicken wir trüben Sinns in das neue Jahr: die große Aera der Kriege ist nicht abgeschlossen. Der Ruin des Wohlstandes, dessen Aufschwung schon durch die Last der Militärbudgets und dessen unter dem Drange der Zeiten noch immer anwachsende Dimensionen gelähmt wird, steht bei einem ganz Europa entflammenden Völkerkriege in sicherer Aussicht. Die Steuervermehrung ist sicher, indem die indirecten Steuern zu den directen hinzutreten, ohne dieselben zunächst zu verringern; die Entlastung wird von Jahr zu Jahr vertagt und bleibt eine Verheißung der Zukunft. Unter den Waffen schweigen die Musen, sie schweigen aber auch im Frieden, wenn er nur eine schwüle Pause zwischen zwei Kriegen ist. Im geistigen Leben fehlt der rechte Aufschwung; die idealen Sprung- und Schwungfedern in Deutschland sind gelähmt. Und immer wieder das drohende Gespenst des Krie-

Digitized by Google

ges! Wir können die heutigen Kriege nicht mehr mit den frühern vergleichen; seit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, die ja auch in Frankreich und Rußland zur Geltung gekommen ist, raffen die Kriege die besten Kräfte der Nationen dahin und zehren mehr als je an ihrem Marke.

Vielleicht bleibt der europäische Janustempel im Jahre 1880 noch geschlossen: wir wollen es hoffen!

Der preußische Landtag wurde am 28. Oct. von dem Kaiser und Könige im Weißen Saale des Königsschlosses in Berlin eröffnet. Der Kaiser dankte zunächst für die ihm aus allen Kreisen des Volkes gewidmete Theilnahme bei dem im Frühjahre gefeierten Feste. Hierauf sagte er: „Die Finanzlage und der Staatshaushalt werden, infolge der Mehreinnahmen, welche auf Grund der Steuerreform im Reiche aus den Erträgen der Zölle und der Tabackssteuer den einzelnen Staaten zufließen sollen, im Laufe der nächsten Jahre allmählich erhebliche Veränderungen und Erleichterungen erfahren. Dieselben könnten jedoch bei der Aufstellung des Etats für das nächste Jahr noch nicht von entscheidender Bedeutung sein." Weiterhin hieß es: „Im letzten Verwaltungsjahre haben die Einnahmen zur Bestreitung der Ausgaben nicht hingereicht, auch ist eine Erhöhung des Matricularbeitrags für das laufende Jahr nothwendig geworden. Bei dem auf den meisten Gebieten der Erwerbsthätigkeit fortdauernd lastenden Drucke haben die Ausgabebedürfnisse des Staates in den regelmäßigen Einnahmen des nächsten Jahres ihre Deckung nicht vollständig finden können, die zur Ergänzung erforderlichen Mittel werden wiederum im Wege der Anleihe zu beschaffen sein."

In diesen beiden Stellen der Thronrede wird die preußische Finanzlage geschildert und zwar als eine relativ ungünstige. Die Nothwendigkeit einer neuen Anleihe zur Deckung der laufenden Ausgaben kann nicht mit Freuden begrüßt werden. Wenn die Thronrede weiterhin einen Gesetzentwurf über die Verwendung der dem Staatshaushalt aus dem Ertrage der Reichssteuern zufließenden Mehreinnahme zu Klassen- und Einkommensteuererlassen in Aussicht stellt, so liegt darin nur das Zugeständniß der Regierung, daß sie an den gegebenen Verheißungen festhält, indem sie zur Erfüllung derselben die ersten gesetzlichen Schritte thut: an eine thatsächliche Erleichterung ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht zu denken, noch weniger an eine Entlastung der Communen, welche schon der Reichskanzler als letztes Ziel seiner Steuerpolitik ins Auge gefaßt hat. Wohl aber stellt die von der Thronrede angekündigte Einführung einer Steuer vom Ausschank geistiger Getränke und vom Kleinhandel mit Branntwein sowie die Besteuerung des Wanderlagerbetriebes zu Gunsten der Communen diesen vermehrte Einkünfte in Aussicht.

Am wichtigsten ist der Passus der Thronrede, welcher auf das Eisenbahnwesen Bezug nimmt: „Durchdrungen von der Ueberzeugung, daß nur im Wege entschlossener Durchführung des Staatseisenbahnsystems die Eisenbahnen der öffentlichen Wohlfahrt mit solchem Nachdruck und Erfolg dienstbar gemacht werden können, wie dies die Interessen des Landes mit wachsender Stärke erheischen, hat meine Regierung mehrere Verträge vereinbart, welche die Ueberführung wichtiger Actieneisenbahnunternehmungen in die Hände des Staates zum Gegenstand haben." Gleichzeitig wird die Ausführung neuer Eisenbahnlinien, die Verbesserung der Wasserstraßen in Aussicht gestellt.

Daß die Verwaltungsreform nicht, wie manche befürchteten, auf den Aussterbeetat gesetzt ist, geht aus der Thronrede klar hervor. Zunächst erscheinen Abänderungen in der Einrichtung der höhern Verwaltungsbehörden geboten, um eine gleichmäßige Organisation der allgemeinen Landesverwaltung einzuführen; auch soll die Verwaltungsgerichtsbarkeit auf das ganze Staatsgebiet ausgedehnt und für die Landestheile, welche die entsprechenden Kreis- und Provinzialordnungen nicht besitzen, Uebergangsbestimmungen getroffen werden.

Digitized by Google

Auch der am 1. Oct. in Kraft getretenen Reichs-Justizgesetze gedenkt die Thronrede: das erstrebte Ziel einheitlicher Handhabung der Rechtspflege ist damit erreicht und so die große nationale Aufgabe, ein einheitliches deutsches Recht herbeizuführen, ihrem Abschlusse wesentlich näher gebracht. Nach der Ankündigung einer allgemeinen Jagdordnung hieß es am Schluß: „Indem Ihnen hiermit wiederum ein ausgedehntes Feld wichtiger und mühevoller Arbeit eröffnet ist, darf ich das Vertrauen hegen, daß Sie meiner Regierung bereitwillige Unterstützung gewähren werden, um nächst den allgemeinen Aufgaben der Gesetzgebung besonders das Werk wirthschaftlicher Neugestaltung, welches durch die Reichsgesetzgebung hoffnungsvoll angebahnt ist, auch auf dem Boden der preußischen Staatseinrichtungen im Interesse aller Volkskreise erfolgreich durchzuführen. In der versöhnlichen Wirkung solchen gemeinsamen Strebens wird sich um so leichter auch der Ausgleich mancher Gegensätze finden lassen. Es ist mein sehnlicher Wunsch, daß die beginnende Session den Frieden, der mir dringend am Herzen liegt, auch im Innern nach allen Richtungen fördere und dadurch eine segensvolle Bedeutung gewinne."

In der That, so reich das dem Landtage vorgelegte Programm auch ausgestattet ist: es fehlen darin die Fragen, in denen die politischen Parteien als solche heftig aufeinanderplatzen könnten. Der Staatseisenbahnfrage stehen sie nicht geschlossen gegenüber; die Ausdehnung der Verwaltungsreform wird nur von der äußersten Rechten bekämpft werden; gerade auf dem eigentlichen Streitgebiete, demjenigen des Cultusministeriums, der Kirche und Schule, finden sich keine Vorlagen, ja die Thronrede streift dasselbe mit keinem Wort. Es soll also für diese Session ein Noli me tangere sein und besonders die Centrumspartei ohne irgendwelche Beunruhigung für die Vorlagen der Regierung stimmen können.

Das Uebergewicht der Conservativen zeigte sich von vornherein bei der Präsidentenwahl: Herr von Bennigsen, der durch langjährige Praxis und maßvolle Haltung ein Recht hatte, auch von den Freiconservativen gewählt zu werden und auch manchen Conservativen genehm war, mußte zurücktreten gegen den Candidaten der letztern, Herrn von Köller, dem die Leitung der Geschäfte des Landtags anvertraut wurde. Wir finden diese Thatsache der Situation vollkommen angemessen: der erste Präsident soll die Mehrheit der Kammer vertreten, seine Wahl dies zum Ausdruck bringen. Diese Mehrheit gehört den Conservativen gegenüber den Liberalen: das Centrum schließt sich hierin ihnen an. Zu Vicepräsidenten wurden von Benda und von Heereman gewählt: so kamen auch die der Zahl nach am nächsten stehenden Parteien zu ihrem Recht. Die Fortschrittspartei stimmte meistens mit weißen Zetteln.

Die bisherigen Verhandlungen des Landtages verliefen im ganzen in jenen friedlichen Gleisen, welche die Thronrede als wünschenswerth bezeichnet hatte; doch fehlte es nicht an einigen stürmischen Zwischenfällen, ja selbst die Sammlung der „geflügelten Worte" ist vom Ministertisch aus bereichert worden.

Den Etat legte der Finanzminister Bitter am 31. Oct. dem Abgeordnetenhause vor; nach seinen Angaben beträgt das Deficit im Extraordinarium und im Ordinarium in runder Zahl 47 Mill. Reichsmark. Der Minister sprach sich für eine Reform der Stempelsteuer und für eine Bank- und Börsensteuer aus. Die Etatdebatte begann am 1. Nov., am 11. Nov. die Debatte über das Eisenbahngesetz. Hier war es unvermeidlich, daß die Gegensätze heftig aneinanderprallen würden: unter den Gegnern der Vorlage fanden sich Mitglieder der Fortschritts- und der Centrumspartei; unter ihren Vorkämpfern Conservative und Nationalliberale. Virchow hob die Verdienste der Privatbahnen hervor und erklärte sich gegen die Concentration des Eisenbahnwesens in der Hand eines Ministers. Minister Maybach vertheidigte mit vieler Beredsamkeit das Princip der Staatseisenbahnen, unter Hinblick auf die Schattenseiten, welche die omnipotenten Gesellschaften in England und die sechs großen Gesellschaften in Frankreich dem Verkehr

Digitized by Google

entgegenstellen; er betonte, daß in Frankreich sich in einer Commission von 30 Mitgliedern keine Stimme gegen den Ankauf der sämmtlichen französischen Bahnen erhoben habe. Gegen das gemischte Eisenbahnsystem führt er namhafte Autoritäten ins Feld, die es als eine kaum qualificirbare Theorie bezeichnen, deren Unwirthschaftlichkeit kolossale Verschwendungen nach sich ziehe. Das Staatsbahnsystem führe beträchtliche Ersparungen herbei und könne den Bedürfnissen des Landes in weit höherm Maße gerecht werden. Manche persönliche Interessen würden freilich verletzt, diejenigen der Directoren, der Börse . . . und hier ließ sich der Minister durch den Schwung der Rede zu einer Wendung hinreißen, welche einen Sturm des Unwillens an allen deutschen Börsen erregte, trotz der einschränkenden Erklärung, die er sich in der nächsten Sitzung zu geben veranlaßt sah; er erklärte nämlich betreffs der Börse: „Diesem Giftbaum des Wucherns mit einer Menge von Papieren die Wurzel zu beschneiden und die Aeste zu kürzen halte ich geradezu für ein Verdienst der Regierung."

Richter griff den Minister Maybach wegen seiner Aeußerung über die Börse aufs schärfste an. Am 15. Nov. wurde die Eisenbahndebatte fortgesetzt. Berger erklärt sich gegen den Erwerb von Privatbahnen durch den Staat; er sieht darin eine neue Staatsindustrie von gewaltigem Umfang, rühmt die ausgezeichnete Verwaltung der deutschen Privatbahnen und verlangt vor allen Einfluß und Controle des Parlaments, die so groß sei, daß sie auch einen Minister zu entfernen vermöge, wenn es dessen Leistungen für ungenügend halte. Alles Gute im Bahnverkehr sei bisher von den Privatbahnen ausgegangen, die Staatsbahnen seien auf segensreiche Neuerungen immer erst nach langem Kampfe eingegangen.

Berger sprach offenbar für die Minderheit des Abgeordnetenhauses; den Standpunkt der Mehrheit vertrat Miquel in einer längern Rede, welche auf den Minister Maybach einen „angenehmen" Eindruck machte. Gleichwol verlangte auch er bei Festsetzung der Tarife nicht blos die Mitwirkung der Landesvertretung, sondern auch einen unabhängigen Vertretungskörper aller betheiligten Kreise. Auch gegen ein überstürztes Vorschreiten auf diesem Gebiete erklärte er sich.

In der That ist es die Garantiefrage, welche in erster Linie stehen wird bei der Abstimmung über den Ankauf der Privatbahnen durch den Staat. Im Princip ist die Mehrheit der nationalliberalen Partei dafür; ebenso scheint auch das Centrum, im Widerspruch mit frühern Anschauungen, und trotz der reservirten Haltung, die es bisher in dieser Frage beobachtet, für den Ankauf sich zu erklären; auch ein großer Theil der Conservativen verlangt, wie die Nationalliberalen, „Garantien". Die Zusammensetzung des Eisenbahnrathes und seine Competenz wird für die Commissionsberathungen und die Verhandlungen im Plenum bei der zweiten Lesung das wichtigste Thema sein und am meisten den Zwiespalt bei sonst übereinstimmenden Meinungen hervorrufen.

Die sonstigen Verhandlungen des Abgeordnetenhauses betrafen entweder Fragen von provinziellem Interesse oder können füglich bei einem zusammenfassenden Schlußüberblick Berücksichtigung finden. Das Geplänkel der politischen Parteien war nicht sehr lebhaft; nur die wirthschaftlichen Fragen führten bisweilen zu heftiger Polemik, besonders zwischen den Vertretern des Centrums und der Fortschrittspartei.

Die Haltung der russischen Regierung ist im ganzen eine entgegenkommende; im Widerspruch mit den russischen Volksinstincten und den Aeußerungen der russischen Blätter. Die Reise des russischen Kronprinzen nach Wien und Berlin bezeugt, daß man in Petersburg einzulenken willens ist. Der Kronprinz gilt für deutschfeindlich und für einen Anhänger des Panslawismus. Wenn er gerade als Träger einer friedlichen Mission an den Höfen in Wien und Berlin erscheint, so ist dies immerhin ein bedeutsames Zeichen dafür, daß der Kaiser selbst wieder

Digitized by Google

Anknüpfungen mit den Höfen der „Heiligen Allianz" und des „Drei-Kaiser-Bündnisses" aufsucht. Freilich drücken die Beziehungen der Fürsten allein nicht mehr der Politik eines Zeitalters ihre maßgebende Signatur auf. Rußland steht außerhalb des deutsch-österreichischen Bündnisses; es ist keine Frage, daß die Spitze desselben gegen den östlichen Nachbarstaat gerichtet ist; mindestens gilt das Wort „Tertio non contrahitur".

Der russische und der deutsche Reichskanzler sind ausgesprochene Gegner; ein bedeutendes Zugeständniß für eine friedliche Politik läge in dem Rücktritt des Fürsten Gortschakow. Zwar würde nicht Schuwalow, der in Berlin persona grata ist, an seine Stelle treten, obschon er von dem londoner Botschafterposten abberufen wurde; er scheint im Gegentheil in Petersburg in Ungnade gefallen zu sein. Die Regierung soll die Vertreter der hervorragenden Preßorgane ermahnt haben, jede Polemik gegen Deutschland und Oesterreich aufzugeben und auch England gegenüber eine gemäßigte Haltung zu beobachten.

Alle diese Strömungen in den Kreisen des Hofes und der Regierung können als vorübergehende nicht für die russische Politik charakteristisch sein; die Gegenströmungen, die aus der Tiefe kommen, sind zu mächtig. Auch ist die Thatsache der Anhäufung höchst bedeutender Truppenmassen besonders an der österreichischen Grenze nicht widerlegt, und der Versuch dazu ist unglücklich genug ausgefallen. Noch kurz vor dem Besuch des russischen Thronfolgers in Wien konnte der ungarische Minister Tisza auf die feindliche Stellung Rußlands mahnend hinweisen.

In Asien stehen die Angelegenheiten des Zarenstaates ebenfalls nicht günstig: der Echec, den die russischen Truppen durch die Turkomanen erfuhren, bildet einen höchst unangenehmen Contrast zu der Besetzung Afghanistans durch die Engländer. Nur die Russen in Merw konnten den Engländern in Kabul ein Paroli bieten. Es wird daher alles russischerseits aufgeboten werden, um die Hauptstadt der Turkomanen in ihre Gewalt zu bekommen.

In Oesterreich-Ungarn sind beide Parlamente in Wien und Pesth thätig. Die ihnen vorgelegten Budgets für 1880 zeigen, daß die Regierungen beider Länder bestrebt sind, das Deficit sowol durch Ersparnisse zu vermindern wie auch durch neue Steuern: eine Ergänzungssteuer, im Betrage von 4 Mill. Fl. auf das höhere Einkommen gelegt, Erhöhung des Einfuhrzolls und Einführung einer Verbrauchsteuer von Mineralöl, Erhöhung der Stempelgebühren und Erhebung einer Gebühr von dem Personen- und Reisegepäcktransport auf Bahnen und Dampfschiffen. Das Deficit für Oesterreich ist auf $12^{3}/_{10}$ Mill. Fl. veranschlagt, dasjenige für Ungarn auf 18 Mill. Der Präsenzstand der Armee ist, jener Ersparnisse wegen, wesentlich herabgesetzt worden; 40000 Mann sind auf $5^{1}/_{2}$ Monate in ihre Heimat beurlaubt worden. In Oesterreich soll das Staatsbedürfniß gedeckt werden, ohne dafür einen neuen Credit in Anspruch zu nehmen.

Bei der Adreßdebatte im wiener Herren- und Abgeordnetenhause kam es zu heftigen Parteikämpfen. Im Herrenhause hat die Verfassungspartei, im Abgeordnetenhause haben die „Autonomen" die Majorität. Im Herrenhause sind alle Amendements der Autonomisten einfach verworfen worden und die Adresse der Verfassungstreuen ist zur Annahme gelangt. Im Abgeordnetenhause wurde der Entwurf der erstern, welcher den Wunsch nach Decentralisation der Verwaltung und nach Heranziehung lebenskräftiger autonomer Organe zu den Aufgaben derselben enthält, angenommen, dagegen der sehr entschiedene Entwurf der Verfassungstreuen zurückgewiesen; hier sprach man den Czechen, nach ihrem Eintritt in den Reichstag und nach ihrer „Angelobung" der Verfassung, geradezu das Recht ab, irgendeine Modification der Staatsgrundgesetze zu verlangen, sei es auch auf gesetzlichem Wege.

Die Debatten über das Wehrgesetz sind aus den Ausschüssen der reichsräthlichen Verfassungskörper noch nicht in das Plenum gedrungen. Die als Grundlage

Digitized by Google

angenommene Regierungsvorlage will die Heeresstärke auf 800000 Mann im Kriege und auf eine Friedenspräsenz von 255000 Mann für zehn Jahre weiter normiren. Die Liberalen im Wehrausschuß wollen die Friedensstärke auf 230000 Mann herabsetzen. Dieser Antrag ist mit vielen andern Amendements gefallen; doch bedarf die Vorlage, da sie eine Verfassungsänderung in sich schließt, im Plenum einer Zweidrittel-Mehrheit, und es ist, trotz aller Bemühungen der Regierung, fraglich, ob sie diese finden wird. Graf Taaffe versammelte bei sich die Vorstände sämmtlicher Parteien des Reichstages und suchte ihnen den Zusammenhang der Wehrvorlage mit der ganzen gegenwärtigen Weltlage klar zu machen; er deutete an, daß Oesterreich Bundesgenossen und Freunde verlieren würde, wenn man in ihm, bei der Schwächung seiner Heeresmacht durch kurze Kündigungsfristen, keinen ebenbürtigen Bundesgenossen mehr sehen würde. Der pesther Reichstag berieth inzwischen über die bosnische Vorlage. Hier handelt es sich um eine Streitfrage, welche das gemeinsame Verfassungsrecht der Staaten diesseit und jenseit der Leitha berührt. Die Regierung erklärt diese Angelegenheit für eine solche, welche beiden Reichshälften gemeinsam ist und deshalb vor die „Delegationen" gehört. Davon wollen aber die zahlreichen Gegner des Dualismus im pesther Abgeordnetenhause nichts wissen; eifersüchtig auf jeden Einfluß der Delegationen wollen sie sogar die Regierungsgrundlage nicht als Grundlage der Verhandlungen anerkennen: dies setzte Tisza indeß, obschon mit geringer Majorität, durch. Die Gegner brachten einen Zusatz ein, dem zufolge das Ministerium den verfassungsmäßigen Einfluß auf die durch das gemeinsame Ministerium zu leitende Verwaltung Bosniens ausüben möge. Die beiden Gesetze, die das Kreuzfeuer der beiden Unter- und Oberhäuser diesseit und jenseit der Leitha noch auszuhalten haben, sind bisher noch nicht als reife Früchte vom Baume der Gesetzgeburg der Regierung in den Schos gefallen.

Die innere Lage Oesterreichs ist kaum als eine gedeihliche und normale zu betrachten. Wenn die Czechen in den Regierungskreisen jetzt „gefeiert", ihre Führer vom Hofe ausgezeichnet werden, ihre Adressen für die Gleichberechtigung der Staatsgenossen in Böhmen und Mähren eine freundliche Aufnahme finden: so ist daran wol nicht blos die Freude über die Heimkehr des „verlorenen Sohnes" schuld, sondern auch das Bestreben, die trotzigsten Vorkämpfer des Slawenthums, deren panslawistische Sympathien vielfach ihre Fäden bis Moskau und Petersburg ausgestreckt haben, enger an den Thron zu fesseln, in einer Zeit, in welcher die Drohungen des östlichen Slawenreiches leicht den ernsten Kampf heraufbeschwören und dann durch die Bande nationaler Zusammengehörigkeit die staatliche lockern könnten. Die deutsch-österreichische Allianz hat inzwischen auf dem Boden der wirthschaftlichen Interessen sich noch nicht in gewünschter Weise durchzusetzen vermocht. Die österreichischen Delegirten, welche von den Regierungen von Wien und Budapest auf Grundlage vereinbarter Instructionen nach Berlin abgesandt worden, sind unverrichteter Sache zunächst wieder zurückgekehrt: die Conferenzen müssen also von neuem aufgenommen werden. Die neue deutsche Wirthschaftspolitik erschwert ein Verständniß über gegenseitige Zollerleichterungen; sie kann doch nicht alle errungenen Positionen an einer so wichtigen Landesgrenze gleich wieder aufgeben.

Ueber die Lage der Dinge in Frankreich, wo die Volksvertretung wieder in der Hauptstadt tagt, über die Krisis in Neu-Bulgarien, den türkisch-englischen Conflict, die Situation in England, speciell die Gegnerschaft Beaconfield's und Gladstone's, das neue Ministerium Cairoli in Italien werden wir das nächste mal eingehender berichten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Ewe.

Eine litauische Dorfgeschichte

von

Ernst Wichert.

(Schluß.)

VI.

Täglich wol zehnmal sagte sich's die Urte vor: „Ich thu's nicht, er gehört mir! Und wenn ich sie vor den Menschen nicht auseinanderbringen kann, vor Gott sollen sie nicht zusammengehören!“ Sie meinte eine Zeit lang, sie dürfe nur beharrlich bei ihrer Weigerung festhalten, so müßte sich das ganz von selbst ergeben. Und auf ihren harten Kopf durfte sie sich verlassen.

Wäre dabei nur nicht ein schweres Bedenken gewesen. „Es wird dir doch nichts übrigbleiben, als zur Scheidung zu gehen“, meinte Janis Piklaps eines Tages, als sie die Abgaben zu zahlen kam.

„Weshalb glaubst du das?“

„Ich habe über die Sache im Dorf sprechen hören, und die Leute haben recht. Da wir gute Nachbarn sind, will ich dir's nicht vorenthalten. Du und der Mikelis, ihr lebt in Gütergemeinschaft, nicht wahr? Oder habt ihr vor der Trauung einen Vertrag gemacht, daß jedem Theil das bleiben soll, was er einbringt?“

„Nein, das nicht.“

„Siehst du wol! Also gehört von allem ihm soviel als dir. Wenn ich nun heute zu ihm gehe und sage: Mikelis, verkaufe mir den rothen Ochsen mit dem weißen Stern, oder den fünfjährigen Schimmel oder den Wagen mit dem eisernen Tritt, und er sagt Ja und nimmt das Kaufgeld, was willst du thun, wenn ich mir das gekaufte Stück aus deinem Stall oder von deinem Hofe abhole? Da er der Mann ist, hat er darüber zu verfügen und darf die Frau nicht einmal fragen. Und so wenn ein anderer zu ihm kommt und um Getreide oder Holz handelt. Er kann dir die Zäune abbrechen und das Dach abdecken lassen, wenn es ihm gefällt. Willst du widerstreben, so kommt dir der Executor auf den Leib, denn das Gericht muß dem Käufer beistehen. Wenn Mikelis will, kann er dich nackt ausplündern.“

Die Frau wurde kreideweiß. „Ist es so nach dem Gesetz?“ stotterte sie.

„Ich glaube, es ist so; und sie wollen sich erkundigt haben. Ich sage dir's nur, damit du dich danach richten kannst, denn Endrullis wird's ja nicht thun.“

Digitized by Google

Das sagte er keinesweges sehr zuversichtlich und fügte auch hinzu: „— es sei denn, daß er dich ärgern, oder zu irgendetwas zwingen will, oder daß er selbst in Noth ist.“

Urte schüttelte den Kopf. „Darauf ist wenig Verlaß. Hat er das Recht, es zu thun, so thut er's auch. Sind die andern schon so klug, so ist er sicher noch klüger. Und warum soll er mich schonen? Ich bin ihm verhaßt, weil ich ihm im Wege stehe. Aber ich glaub's noch nicht, daß es sein Recht ist, und ich rathe dir, den Leuten zu sagen, daß sie ihr Geld in der Tasche behalten sollen. Von meinem Hofe kommt nichts herunter, als was ich selbst abgebe.“

Sie sprach doch nur so, um ihn nicht merken zu lassen, wie schlecht ihr zu Muthe war. Zu Hause ließ sie dann auch sogleich den Wagen anspannen und fuhr nach der Stadt. Dort ging sie zum Anwalt und trug ihm die Sache vor. Er erhielt Vollmacht, den Scheidungsproceß einzuleiten.

Uebrigens hatte der Herr ein Wörtchen fallen lassen, das sie begierig aufnahm und sie ganz froh stimmte. Sie hütete sich wohl, davon im Dorf zu sprechen, um nichts vor der Zeit zu verrathen. Nur als Piklaps meinte, er habe also doch recht gehabt, antwortete sie grinsend: „Wir beide werden geschieden; aber die Ewe soll er doch nicht heirathen.“ Der Schulze achtete nicht sonderlich darauf. Das spräche so der Aerger aus ihr, dachte er.

Endlich erging das Erkenntniß: die Endrullis'schen Eheleute waren geschieden. Als Michel die Ausfertigung mit dem Adler oben und dem großen Siegel unten ausgehändigt erhielt, faßte er Ewe um den Hals, tanzte mit ihr durch die Stube und rief: „Nun bin ich frei und nun will ich dir Wort halten. Unsere Probezeit ist vorüber.“

Kaum war die Entscheidung rechtskräftig, so ging er zum Pfarrer, das Aufgebot zu bestellen. Das Erkenntniß hatte er mitgenommen, und das war gut; denn der Geistliche sagte gleich, daß er's erst einsehen müßte. Und als er's eingesehen hatte, zog er die Stirn in Falten. „Nach diesem Erkenntniß“, sagte er, „darfst du eine andere Ehe überhaupt nur eingehen mit gerichtlicher Erlaubniß, und wie ich das Gesetz kenne, wirst du die niemals erhalten zu einer Heirath mit Ewe Purwins, weil sie es war, die deines Weibes Rechte verletzt hat. Trenne dich von ihr noch diese Stunde, damit deine Sünde nicht wachse.“

„Nimmermehr!“ rief Endrullis und riß dem Geistlichen das Blatt aus der Hand. „Ich sehe wohl, daß du uns nicht helfen willst, weil wir auf deine Ermahnungen nicht gehört haben. Aber ich werde mein Recht weiter suchen. Du bist noch nicht der König!“

Damit verließ er das Pfarrhaus. Ewe war sehr bestürzt, als sie erfuhr, was der Pfarrer gesagt hatte.

Sie senkte den Kopf und zupfte an ihrem weißen Aermel. „Mikelis, Mikelis“, sagte sie, „ich fürchte, du bist der Urte doch nicht klug genug gewesen. Ich habe gehört, daß sie gedroht hat: wir beide werden geschieden, aber die Ewe soll er doch nicht heirathen! Gewiß hat sie's vorausgewußt, daß es so kommen müßte, oder der Anwalt hat es ihr so bei den Gerichtsherren besorgt. Sie ist nie in der Stadt gewesen, ohne für ihn etwas auf den Wagen zu laden.“

Digitized by Google

„So gibt's ja noch einen andern Anwalt in der Stadt!“ rief Endrullis, „und mein Geld ist auch nicht zu verachten. Ich sage dir, es ist nur dummes Zeug, und der Pfarrer thut wichtig.“ Er holte den Geldbeutel aus dem Versteck hinter dem Bett vor, zählte sich eine Summe in die Tasche, sattelte den Fuchs und ritt fort.

Er erfuhr nichts Tröstliches. Ohne den gerichtlichen Consens ging's wirklich nicht. Und der Advocat sagte gleich: „Das steht da nur geschrieben, damit sie ihn dir verweigern können, wenn du wegen der Ewe Purwins kommst. Sonst kannst du jetzt heirathen, wen du willst.“

Endrullis sprach kein Wort, sondern zählte fünf Thaler auf den Tisch. Dann sah er den Anwalt listig an und fragte: „Willst du's nun besorgen?“

Der Herr zuckte die Achseln. „Damit läßt sich's nicht machen. Du mußt warten, bis die Urte gestorben ist.“

„Das dauert mir zu lange.“ Er zählte noch zehn Thaler auf. „Geht's nun?“

„Dein Geld thut's nicht, Endrullis. Verschaffe mir eine Schrift von der Urte, daß sie dir verzeiht und in deine Heirath mit der Ewe willigt, so will ich versuchen, dir den Consens zu verschaffen.“

Endrullis griff tief in seine Tasche. Es klapperten da noch einige Silberstücke, und er legte sie zu den andern. „Geht's nun ohne das? So dumm ist die Urte nicht.“

Der Anwalt schüttelte den Kopf. „Ich kann dir keinen andern Rath geben.“

„Nicht?“

„Nein.“

Der Litauer strich das Geld langsam vom Tisch und steckte es wieder in die Tasche. „Was hast du für deine Versäumniß zu fordern, Herr?“

Der Anwalt verwies ihn deshalb an seinen Schreiber.

Und so ging nun Endrullis von einem zum andern und hörte überall dasselbe, zuletzt auch auf dem Gericht. Nach einigen Tagen kam er ganz verstört nach Hause. Ewe las es ihm gleich vom Gesicht ab, daß er nichts Gutes mitbrächte. Sie weinte und klagte: „Nun bist du frei, Mikelis, aber wir beide kommen nimmer ehelich zusammen.“ Es war ihr jetzt nicht mehr gleichgültig wie früher, als sie nur ihr Stück durchsetzen wollte. Sie wußte auch, daß die Leute einen Unterschied machen würden. Damals hieß es: „Was weiter? die Hochzeit ist nur aufgeschoben.“ Jetzt rechnete niemand mehr darauf, zu Gast gebeten zu werden.

Er mochte noch nicht daran glauben, schrieb Eingaben in deutscher und litauischer Sprache an das Obergericht, an die Herren Minister, auch an seinen Major, zuletzt an den König — es half alles nichts. Er war in so gereizter Stimmung, daß jeder sich fürchten mußte, in seine Nähe zu kommen, und selbst Ewe ihm scheu aus dem Wege ging, soviel sie konnte. Eines Tages sagte er zu ihr: „Ich will mich deinetwegen demüthigen und zur Urte gehen. Wenn ich sie bitte — vielleicht verzeiht sie mir.“

Ewe seufzte und antwortete: „Es wird vergeblich sein.“

„Dir wär's wol lieb“, fuhr er sie zornig an, „wenn's vergeblich wäre. Du brauchst dann dein Wort nicht zu halten.“

„Mikelis!“ rief sie, „das hab' ich nicht verdient. Alles that ich dir zu Liebe,

Digitized by Google

was ich konnte. Und wenn du willst, so geh' ich selbst zur Urte, sie um die Schrift zu bitten. Früher hätt' ich mir eher die Zunge abgebissen, als ihr ein gut Wort gegeben ... jetzt bin ich nicht mehr zu stolz."

„So geh", sagte er, „du richtest vielleicht mehr aus als ich. Und ich fürchte auch, daß ich heftig werde, wenn ich das boshafte alte Weib sehe, und alles verderbe."

Ewe kam traurig zurück. „Sie ist hart wie Stein", schluchzte sie. „Ich hab' ihr in meiner Noth den Rock geküßt, und sie hat mich mit dem Fuß fortgestoßen."

Er ballte die Faust. „So soll sie auf mich nicht warten. Meinetwegen kann's bleiben, wie es ist. Haben wir uns so lange ohne des Pfarrers Segen beholfen, mag's auch weiter so gehen. — Bist du's zufrieden, Ewe?"

Sie nickte zustimmend, aber antwortete nicht. Das verdroß ihn. Er ging hinaus und warf die Thür hinter sich zu. Auf dem Hofe spaltete er Holz, und so grimmig schwang er die Axt, daß die Splitter nach allen Seiten flogen.

Eines Abends fuhr ein kleines Wägelchen mit einem Pferde zwischen der Gabeldeichsel ins Dorf. Auf dem tiefen Strohgefäß saß ein alter Mann, der in der einen Hand lose die Leine, in der andern ein Buch hielt. Er hatte die Pelzmütze aus der kahlen Stirn geschoben und eine große Brille auf der Nase. Es war kaum möglich, daß er bei der stoßenden Bewegung des Wagens lesen konnte, aber er sah doch ins Buch. Wer ihm begegnete, grüßte ehrerbietig. Vor dem Hause der Ewe Purwins hielt er an und stieg ab. Der Knecht Jons Toleikis eilte sofort vom Hofe herbei und nahm ihm die Leine ab.

Der Alte mit dem langen weißen Haar war der Vorsteher der Sekte der „Frommen", die sich wegen ihrer Zusammenkünfte zu religiösen Uebungen „Surimkimniker" nennen. Er hieß der „Engel", weil er besonders von Gott mit der Rede begabt war und seine Gebote zu verkündigen hatte. In hohem Ansehen stand er auch bei denen, die nicht zur Sekte gehörten; selbst die Geistlichen in den Kirchdörfern behandelten ihn mit großer Zuvorkommenheit, da sie seinen Einfluß bei den Litauern kannten. Hätte er von einem Pfarrer behauptet, er sei nicht rechtgläubig, so würde der bald vor leeren Bänken gepredigt haben. Ewe ging ihm mit gesenktem Kopf entgegen und küßte ihm demüthig die Hand. Ihr ahnte, weshalb er kam.

„Ewe Purwins", begann er, „ich vernehme zu meiner Betrübniß, daß du großes Aergerniß gibst durch deinen Lebenswandel. Du hast einen Mann von seiner Frau getrennt, und so ist's, als ob du selbst die Ehe gebrochen hast. Aber das ist geschehen, Kind, und nicht mehr zu ändern. Willst du dich dieserhalb mit Gott versöhnen, so frage an, welche Buße dir bestimmt ist. Das Fleisch ist schwach, und sündige Menschen sind wir alle. Weshalb ich aber zu dir komme, das hat nicht den Zweck, dich zu solcher Buße zu mahnen, sondern das öffentliche Aergerniß zu beseitigen. Du hast gehofft, nach der Scheidung dich mit Endrullis verbinden zu können zu einem christlichen Ehebunde. Nun thut aber das Gericht, wie ich höre, Einspruch, und der Herr Pfarrer weigert sich mit Recht, den Segen über euch zu sprechen. Du hast also weiter keine Entschuldigung, wenn du dich an diesen Mann hängst, der dir nicht angehören kann, sondern verharrst in sträflichem Un-

Digitized by Google

gehorsam. Darum schickt der Heilige Geist mich zu dir, daß ich dich mahne, von ihm abzulassen und ihn seine Wege zu weisen. Wenn du aber auf seine Stimme nicht achtest, so werden alle Frommen und Gottesfürchtigen im Lande Wehe über dich rufen, und du wirst in der Kirche allein sitzen in deiner Schande, von den Gerechten gemieden. Vernimm es und thue danach!" Dann öffnete er sein Buch und las näselnd und halb singend einen Psalm.

Ewe kniete nieder, faltete die Hände und betete. Endrullis kam dazu und wagte nicht zu unterbrechen. Als der Alte aber geendet hatte, trat er heran und fragte, was diese Litanei solle. „Ich bin nicht gekommen, mit dir zu reden", antwortete jener salbungsvoll, „sondern mit diesem Mädchen, über das du Gottloser keine Gewalt hast. Ich weiß wohl, daß du schon lange nicht mehr in der Kirche gewesen bist, denn Gottes Wort ist dir ein Stachel im Herzen, und so will auch ich nicht vergeblich sprechen."

Endrullis lachte auf. „Die Urte ist nicht umsonst zu den Frommen gegangen. Ich merke, daß sie da Trost gefunden hat. Sie schickt dich wol, hier unter uns Unfrieden zu säen?"

„Mich schickt niemand als der Heilige Geist", sagte der Alte, hob die Hände hoch auf und schritt langsam hinaus. Er fuhr sogleich wieder ab, ohne sich im Dorf zu verweilen.

Daß er nicht ohne Erfolg Ewe ins Gewissen geredet hatte, mußte Endrullis bald erkennen. War sie schon vorher oft traurig gewesen und kopfhängerisch im Hause herumgegangen, so verlor sie jetzt alle Munterkeit und zeigte in seiner Gegenwart ein scheues Wesen, das ihn wol besorgt machen mußte. Sie klagte zwar nicht laut, forderte ihn auch nicht auf, das Haus zu verlassen; wenn er sie aber liebkoste, schob sie seine Hand sanft fort, und wenn sie etwas zu ihm sprach, klang's wahrlich, wie sonst gar nicht ihre Art war. „Es kann nicht anders sein", sagte er einmal seufzend, „ich muß jetzt zur Urte."

Einen so schweren Gang hatte er noch sein Leben lang nicht gemacht. Sein Herz war voll Grimm und in Gedanken kamen ihm böse Worte auf die Zunge. Und doch sollte er bitten! Als er zum Hofthor hineinging, sahen ihm die Leute von der Dorfstraße verwundert nach, und er ärgerte sich darüber. Als er an die Thür der Wohnstube klopfte, in der er Urte am Webstuhl arbeiten hörte, biß er die Lippe mit den Zähnen. Es mußte doch sein.

„Urte", sagte er finster, nachdem er eingetreten war, „es ist nicht zu unserm Glück gewesen, daß du mich einmal angerufen hast. Ich kann dir nichts Uebles nachsagen, aber alt und jung paßt nicht zueinander — das hättest du besser bedenken können als ich. Nun ist's gekommen, wie's gewöhnlich so kommt, wenn etwas in der Ehe nicht richtig ist, und ich bin trotzig fortgegangen und hab' gemeint, die Dinge nach meinem Willen zwingen zu können. Es ist auch so weit alles in Ordnung, daß wir geschieden sind und ich der schuldige Theil bin, und ich begehre nichts von dem, was dir gehört. Du aber trittst mir in den Weg und willst mich unfrei machen, solange du lebst, und mir vorenthalten, was mir gehört. Hätt' ich gewußt, daß es so kommen könnte, ich hätte wol andere Mittel gehabt, uns zur Scheidung zu bringen, und dein Vortheil wär's nicht gewesen. Nun

Digitized by Google

freilich muß ich dich bitten! Aber so schlecht, hoff' ich, wirst du nicht sein, daß du aus Rachsucht die Bitte abschlägst. Unterschreibe ein Blatt, daß ich die Ewe heirathen kann."

Die Frau hatte unbeweglich dagesessen und ihn ohne Unterbrechung aussprechen lassen. Nur das graue Auge blitzte mitunter unruhig. Nun warf sie das Webeschiffchen drei-, viermal hin und her durch den Aufzug und ließ die Kämme knarrend sich auf- und abbewegen, als wollte sie ihn einer Antwort gar nicht würdigen. Vielleicht dachte sie aber inzwischen auch nur auf eine recht schneidige, und so richtete sie nun den Kopf ins Genick und entgegnete: „Ich habe dir's vorausgesagt, Mikelis, daß du noch einmal als Bettler an meine Thür klopfen würdest. Das war nun wol damals anders gemeint, aber es trifft auch so zu und wird noch besser zutreffen, wenn wir länger leben. Als ein Bettler kommst du, und ich antworte: was bin ich dir schuldig? Als du arm warst, hab' ich dich reich gemacht; als du ein Knecht warst, habe ich dich zum Herrn eingesetzt. Und wie hast du mir vergolten? Statt mit Dank, mit Undank, statt mit Treue, mit Untreue, statt mit Lohn, mit Schimpf. Und nun soll ich dir dazu helfen, daß alles dies ungeschehen sei? Was bin ich dir schuldig? Nicht einmal so viel als einem Bettler. Geh! ich habe nichts weiter mit dir zu thun."

Er trat einen Schritt vor und faßte den Ständer des Webegestells. „Bringe mich nicht in Verzweiflung, Urte", rief er, „es könnte dich gereuen! Ich will nicht umsonst gebeten haben."

Sie trat ans Fenster, um im Nothfall den Knecht rufen zu können.

„Dir könnt' ich vielleicht verzeihen", antwortete sie, „aber der Ewe nimmermehr. Will sie aufheben, was ich fortwerfe, das kann ich nicht hindern; aber was ich dir war, das wird sie dir nicht! Kann ich ihr's sonst vergelten, so geschieht's gern. Und nun geh! Ich habe dir nichts mehr zu sagen."

„Urte, gib mir den Schein!"

„Nein!"

„Ich will ihn dir abkaufen mit allem, was ich besitze."

„Mit dem Wechsel, den die Ewe dir geschrieben hat — nicht wahr? Ha, ha, ha!"

Er erschrak. „Was weißt du von dem Wechsel?"

„Ich weiß davon."

„Urte, ich bin nicht umsonst über die Grenze geritten — ich hab' mir etwas erspart. Und wenn's nicht genug ist — der Jude braucht mich und borgt mir mehr."

„Geh! Ich mag dein Geld nicht. Zu verkaufen bin ich nicht wie du."

„So mag der Teufel dir's bezahlen!" schrie er wild und warf die Thür hinter sich zu.

VII.

So war nun das letzte vergeblich versucht. Hätte er sich nur auf Ewe fest verlassen können! Die aber schien jetzt, da sie sich in der Noth beweisen sollte, ganz den Muth verloren zu haben. Er ließ sie nicht aus den Augen, und was er sah, konnte ihm nicht gefallen. Es kam zu Vorwürfen, zu harten Reden. Und dann gingen sie tagelang stumm und verschlossen nebeneinander her. Michel

Digitized by Google

war so verbittert, daß er ihr schon das Schlimmste zutraute. „Warum weinst du?“ fragte er barsch.

„Weil ich traurig bin“, antwortete sie sanft.

„Und warum bist du traurig?“

„Weil es uns so schlecht geht, Mikelis.“

„Es geht uns nicht schlecht. Du hörst nur zu viel auf andere Leute.“

„Sie sprechen ja gar nicht mit mir.“

„Was geht es dich an? Werden sie dich brauchen, werden sie auch wieder freundlich sein.“

„Die Frommen nicht, Mikelis.“

„Zum Teufel mit den Frommen! Ich glaube nicht daran, daß sie zwei voneinander beten können, wenn die nur selbst festhalten. Aber ich merke wohl, dir thut's schon leid.“

„Mikelis —!“

„Da es zur Heirath nicht kommen kann, willst du's so lange treiben, bis ich freiwillig vom Hofe gehe.“

„Es wäre vielleicht besser, du gingst.“

„Und dann käme ein anderer.“

„Ich denke an keinen andern, Mikelis. Aber so kann's doch nicht bleiben.“

Er griff nach seiner Brieftasche und legte sie vor sich hin. „Kann's nicht? Meinetwegen schon. Der Wirth auf deinem Grundstück kann ich freilich für jetzt nicht werden. Aber . . .“ Er klopfte auf seine Brieftasche.

Sie sah ihn fragend an, indem sie den Kopf in die Hand stützte. „Mikelis“, sagte sie dann, „es ist besser, wir trennen uns jetzt und geben den Frommen kein Aergerniß. Sie machen uns Schande in der Kirche.“

Er sprang wild auf. „Ist das dein ernstlicher Wille?“

„Verstehe mich nur recht, Mikelis. Ich bleibe dir gut, und du bleibst mir gut, und wir lassen nur das Unwetter vorüberziehen.“

Er knirschte mit den Zähnen. „Wegen des Wechsels, nicht wahr? Du willst nicht geradeaus mit mir brechen — ich soll der Dumme sein, der verspielt.“

Sie schüttelte den Kopf. „Wie soll mir deshalb Angst sein? Das Papier gilt ja doch nichts.“

„So! Warum gilt es nichts?“

„Weil du mir dein Versprechen gar nicht halten kannst, Mikelis. Wie kann ich da sagen: ich will nicht?“

Er sah sie ganz verdutzt an. „Ei du Schlaue!“ rief er. „Meinst du mich so zu überlisten? Ist's denn schon so gewiß, daß ich dir mein Versprechen nicht halten kann? Heute nicht und morgen nicht — allerdings. Aber wenn's zehn Jahre dauert, deine Unterschrift löscht nicht aus. Und mir soll's zu lange nicht dauern — mir nicht.“

Ewe wendete sich unwillig ab. „Wenn ich dich los werden wollte, wären mir fünfhundert Thaler nicht zu viel dafür.“ Sie fing heftig an zu schluchzen.

Er ärgerte sich, daß er so weit gegangen war, und reichte ihr die Hand hinüber. „Nimm's vernünftig“, sagte er. „Um was zanken wir denn?“

Digitized by Google

Diesmal kam eine Versöhnung zu Stande; doch traute er Ewe nicht mehr recht. Er beschloß zu bleiben, aber auch den Wechsel, seinen letzten Halt, besser zu sichern. In der Brieftasche mochte er bei Tage gut aufgehoben sein, wenn er sie bei sich trug; aber sie war ihm bei der Arbeit oft lästig. Und nachts legte er sie zwar unter sein Kopfkissen, aber er wußte auch, daß er fest schlief und schwerlich geweckt wurde, wenn sie ihm eine geschickte Hand hervorzog. Daß Ewe mit dem Gedanken umgehe, ihm das Papier mit ihrer Unterschrift fortzunehmen, wurde ihm mehr und mehr überzeugende Gewißheit. Es galt ihm jetzt nicht die fünfhundert Thaler, sondern in seiner Vorstellung war es der Schein, mit dem Ewe sich ihm für ihre Person anzugehören verpflichtet hatte; und so, meinte er, sehe sie's auch selbst an, daß sie sich frei wissen wollte. Daß sie sich ein Gewissen daraus machen könnte, ihn zu überlisten, wenn es irgend in ihrer Macht stehe, vermochte er sich eigentlich gar nicht vorzustellen, so lieb er sie hatte.

Eines Tages zu ungewöhnlicher Zeit ging er in das Futtergelaß neben dem Stall, wo er sich unbeobachtet glaubte, setzte sich auf die Schwelle, zog seine Jacke und Weste aus und schnitt mit dem Messer auf der linken Seite der Weste ins Unterfutter ein. Dann nahm er, nachdem er noch einmal in den Stall hineingespäht hatte, ob keiner ihm aufpasse, aus seiner Brieftasche den Wechsel, steckte ihn in den Schlitz und umnähte die Stelle mit ganz dichten Stichen. Nadel und Faden hatte er dazu mitgebracht. Dann zog er die Kleidungsstücke wieder an und entfernte sich. Er hatte nur nicht bedacht, daß auf der andern Seite des Futtergelasses die Schlafkammer der Altsitzerin lag und sich in der Breterwand Ritzen und Astlöcher befanden, durch die man sehen konnte, was in dem Mittelraum vorging.

Ewe fiel's gleich auf, daß Endrullis seine Brieftasche nicht mehr so ängstlich bewahrte, nachts nicht einmal mehr unter das Kissen steckte. Als er sie gar einmal beim Weggehen auf dem Tisch hatte liegen lassen, konnte sie sich nicht enthalten, ihm spöttisch nachzurufen: „Vergiß nicht die Brieftasche — ich hätt's sonst gar zu leicht, dir deinen Wechsel fortzunehmen. Du bist ja deshalb immer so in Sorge."

„Sieh doch nach", antwortete er, „ob du ihn da findest. Den hab' ich für alle Fälle besser bewahrt."

„Vor mir hast du dich ja auch in Acht zu nehmen", bemerkte sie achselzuckend.

Nun hätte sie aber doch gern herausgebracht, wo er das Papier gelassen hatte, das ihm von so großem Werth war. Es hatte gewiß seinen Grund, daß er mit der Weste schlief; und da zeigte sich ja auch eine Stelle abgenäht unter der linken Brust. Es verdroß sie, daß er vor ihr mit solchen Heimlichkeiten umging, und im Aerger sagte sie: „Du hast es gemeint, recht klug zu machen, Mikelis, aber wer zu klug sein will, wird dumm. Wenn du schläfst, kann ich dir freilich die Weste nicht ausziehen, aber was willst du thun, wenn ich den Zipfel mit der Schere abschneide? Sieh dich vor!"

Diese Reden bestärkten ihn noch mehr in dem Glauben, daß sie ihm aufpasse und auf eine Gelegenheit lauere, den Wechsel an sich zu bringen. Nur zu leicht konnte sie ihre Drohung wahr machen.

Deshalb schlich er, als er die Gaidullene mit einer Hacke auf der Schulter fort-

Digitized by Google

gehen sah, wieder in das Futtergelaß, zog die Weste aus, wickelte sie zusammen und steckte sie, soweit sein ausgestreckter Arm reichte, unter das Heu links von der Stallthür. Darauf warf er einige Bunde Stroh. Er hatte ganz den Kopf verloren.

Die Altsitzerin war aber leise in ihre Kammer zurückgekehrt und hatte am Astloch gelauscht. Noch denselben Abend machte sie einen Gang ins Dorf und am andern Morgen, als die sämmtlichen Bewohner des Hauses aufs Feld gegangen waren, steckselte sie die hintere Stallthür nach dem Roßgarten auf und entfernte sich dann ebenfalls.

Am zweiten Tage darauf sagte die Altsitzerin bei einem anscheinend zufälligen Begegnen auf dem Hofe zu Ewe: „Wenn du etwas suchen solltest, mein Töchterchen — ich weiß, wo es zu finden ist."

Ewe wurde aufmerksam. „Was meinst du?"

„Ich hoffe, daß du mir das Getreide nicht wieder so schlecht messen wirst, wie letzten Herbst. Als meine Verschreibung gemacht wurde, galt hier überall der alte litauische Scheffel und der hielt gut zwei Metzen mehr als der, den man in der Stadt braucht. Wir Litauer haben ihn stets von Weiden geflochten gehabt, und von diesen Neuerungen will ich nichts wissen."

„Wir wollen sehen, Mare. Aber wovon sprachst du vorhin?"

Die Alte hüstelte und sah nach allen Seiten um, ob sie nicht belauscht würden. „Es geht mich nichts an", sagte sie, „aber dich vielleicht — der Mikelis ist ja auch noch nicht dein Mann."

„Was sprichst du von Mikelis?"

„Nur was ich weiß, Töchterchen, nur was ich weiß. Ich wollte mir lieber die Zunge abbeißen, als etwas sagen, was ich nicht weiß. Er hat neulich seine Weste unter dem Heu in der Futterkammer versteckt — links von der Thür im Winkel, und Stroh darüber gelegt. Hä — hä — hä . . . um die Weste wird er wol nicht so besorgt gewesen sein. Aber ich sage nur, was ich gesehen habe, und es ist mir ganz gleich, ob du es ihm erzählst oder nicht."

„Schweige du nur still", bat Ewe, „daß es nicht ein anderer erfährt."

Die Alte grinste. „Lehre du mich, was ich zu thun habe." Damit kehrte sie ihr den Rücken und ging in ihre Kammer.

Ewe wußte nun, wo die Weste geblieben war. Bald hätte sie's lieber nicht gewußt; denn der Gedanke ließ ihr keine Ruhe mehr, daß sie Mikelis einen Streich spielen könnte. Sie wollte ihm den Wechsel nicht fortnehmen, aber ihn damit ängstigen, daß er verschwunden sei. Nur eine Weile. Dann sollte er ihn zurück haben und beschämt bekennen, daß er ihr mit seiner Heimlichkeit unrecht gethan. Es wäre eine Strafe für ihn, meinte sie, und zugleich ein gutes Mittel, sein Vertrauen wiederzugewinnen. Wer konnte aber auch wissen, ob die Alte reinen Mund hielt? Und wie leicht hatte es dann ein anderer, die Weste zu stehlen! Für sie selbst war es gar nicht unbedenklich, wenn das Papier mit ihrer Unterschrift in fremde Hände kam. Schon deshalb schien es klug einzuschreiten.

Nach einigen Stunden also, als Endrullis fortgegangen war, begab sie sich in den Stall und nahm einen Milcheimer mit, als ob sie die Kühe melken wollte. Auf dem Hofe arbeitete der Knecht Jons Toleikis; der sah sie hineingehen. Ewe

Digitized by Google

öffnete die Thür zum Futtergelaß und trat in den halbdunkeln Raum. Sie hob ein Bund Stroh fort und griff mit der Hand unter das Heu. Nicht lange durfte sie suchen, so fühlte sie etwas Weiches, das sie nun hervorzog. Es war die Weste. Sie schien nicht einmal zusammengerollt, sondern unordentlich untergesteckt zu sein. Als sie nach der Stelle tastete, wo das Papier eingenäht sein mußte, faßte sie zu ihrer Ueberraschung mit der Hand durch. Hatte sie das Aermelloch, oder die Tasche getroffen? Jede Vorsicht vergessend, ging sie rasch nach der Thür und stieß dieselbe auf, um sich im Hellen zu überzeugen, wie es damit stehe. So stand sie nun auf der Schwelle und hielt die Weste in der Hand. Ein viereckiges Stück Zeug mitsammt dem Futter war ausgeschnitten — gerade an der Stelle, wo vordem der Wechsel eingenäht gewesen war. Wer hatte das gethan?

Jetzt erst bemerkte sie, daß die Magd Erdme Pleikis ihr nachgegangen war, den Eimer genommen und zu melken angefangen hatte. Die sah ihr gerade ins Gesicht und auf die Hände. Rasch wickelte Ewe die Weste zusammen und warf sie in die Futterkammer zurück. Ebenso rasch aber fiel ihr ein, daß sie sich dadurch verdächtig machen könnte. Deshalb trat sie vor und sagte: „Hast du gesehen, Erdme, was ich da in der Hand hielt?"

„Es war des Endrullis Weste", bestätigte die Magd.

„Und ist dir etwas daran aufgefallen?"

„Ei freilich! Es war ein Stück ausgeschnitten wie mit der Schere."

„Ganz richtig. So habe ich sie dort in der Kammer gefunden. Wer kann das Stück ausgeschnitten haben?"

Erdme gab darauf keine Antwort. Als aber Ewe fortgegangen war, rief sie sogleich den Jons Toleikis vom Hofe herein und sagte: „Ueberzeuge dich, daß da in der Kammer die Weste des Endrullis liegt, von der ein Stück ausgeschnitten ist. Du weißt doch, daß ich nach der Wirthin in den Stall gegangen bin? Es ist gut, daß man sich's merkt. Ich will mich nicht hinterher ohne Grund beschuldigen lassen."

„Die Herrin ging vor dir hinein", bestätigte Jons.

„War's lange vorher?"

„Ich denke, keine Viertelstunde."

„Das ist lange genug", meinte die Magd. Sie ließ sich nicht weiter darüber aus, wozu die Zeit lang genug gewesen sei, und Toleikis fragte auch nicht danach.

Während sie noch an der Stallthür zusammenstanden, kam die Gaidullene aus ihrer Kammer. „Hast du gehört", erkundigte sich Erdme, „daß jemand im Futtergelaß gewesen ist?"

„Ich hörte das Stroh rascheln", antwortete die Alte, „und hinterher die Ewe sprechen. Sprach sie mit dir?"

„Ja, als sie aus der Futterkammer herauskam."

„Was geht es mich an?" sagte die Gaidullene und schlug mit der Hand in die Luft. Sie entfernte sich vom Hofe.

„Ich werde mich aber auf dich beziehen", rief Erdme ihr nach, „wenn es nöthig sein sollte."

Bald darauf kam Endrullis vom Felde zurück und brachte seinen Fuchs in

Digitized by Google

den Stall. Ehe er noch Gelegenheit gehabt hatte, mit Ewe zu sprechen, trat Jons Toleikis an ihn heran und sagte: „Daß du es nur weißt — auf dem Heu liegt deine Weste, und es ist ein Stück ausgeschnitten. Die Erdme meint, das könne nur mit der Schere geschehen sein."

Er wurde bleich und im nächsten Moment wieder feuerroth. „Wer hat mir das gethan?" lallte er mit schwerer Zunge. Er riß die Thür der Futterkammer auf und stürzte hinein. Gleich darauf kam er zurück, die Weste in der Hand. „Wer hat mir das gethan?" wiederholte er, aber jetzt schreiend. Die Adern auf seiner Stirn zuckten. „Ich bin bestohlen! Der Wechsel ist ausgeschnitten! Das ist eine Spitzbüberei. Ich bin bestohlen!" Er taumelte gegen den Ständer und stützte den Kopf an denselben; so hatte es ihn erschreckt.

Nun begann ein strenges Verhör. Bald wußte er, was die Dienstleute und die Altsitzerin mitzutheilen hatten. Schäumend vor Wuth eilte er ins Haus, faßte Ewe bei den Schultern, rüttelte sie derb und schrie: „Gib mir meinen Wechsel heraus, wenn dir das Leben lieb ist. Du hast ihn aus der Weste herausgeschnitten."

Sie suchte sich loszumachen. „Du bist toll", rief sie. „Was willst du von mir? Ich habe deinen Wechsel nicht."

„Lügnerin, schändliche Lügnerin!" herrschte er sie von neuem an und legte die Hand um ihren Hals. „Willst du's bestreiten, daß du in der Futterkammer gewesen bist, daß du die Weste unter dem Heu vorgezogen hast? Es ist noch an der Stelle zerwühlt."

„Laß mich los, Unsinniger", befahl sie streng, „oder ich wehre mich mit den Nägeln. Ich habe die Weste gefunden, aber das Stück Zeug war schon ausgeschnitten."

Er lachte wild auf. „Es war schon ausgeschnitten? Wer anders hat es ausgeschnitten als du? Wer anders als du konnte vermuthen, was in die Weste eingenäht war? Und hast du mir nicht gedroht? Du leugnest wol auch das! Ich weiß alles. Du bist mir nachgeschlichen, hast gesehen, wo ich die Weste versteckte —"

„Nein", unterbrach sie, immer bemüht ihn abzuschütteln. „Nein, das ist nicht wahr."

„Und wie erfuhrst du —?"

„Durch die Gaidullene. Frage sie, wie sie dahinter gekommen ist."

„Ich brauche sie nicht zu fragen. Es ist auch gleichgültig. Aber du hast doch die Weste unter dem Heu vorgezogen — du? Weshalb, du Arglistige? Antworte doch darauf —! weshalb?"

Ewe setzte trotzig den Mund auf und sagte: „Denke davon, was du willst. Ich habe deinen Wechsel nicht genommen und weiß nicht, wer ihn genommen hat. Ich fand die Weste so."

Er drang, die Faust ballend, wieder auf sie ein. Sie stieß ihn aber zurück und rief: „Besinne dich! Wenn ich vor Gott und den Menschen versichere: es ist nicht wahr —"

„So ist es doch wahr! Du hast mich betrogen", schrie er ganz außer sich.

Ewe stand eine Weile wie unschlüssig, was sie thun sollte. Ihre Lippe zuckte,

Digitized by Google

die Augen waren auf den Boden geheftet und blitzten nur manchmal auf, die Arme mit den geschlossenen Händen drückte sie straff an den Leib. „Gut denn —" sagte sie nach einer Weile dumpf, „so mag es wahr sein. Wenn ich aber so schlecht bin, als du meinst — was willst du länger hier? Mit einer Lügnerin und Diebin wirst du nichts gemein haben wollen. Geh! wir sind geschieden. Es ist aus zwischen uns. Geh!"

„Ihr hört's!" rief Endrullis den Dienstleuten zu. „Sie macht ein Ende — sie treibt mich fort. Deshalb ist's ja geschehen, daß sie sagen kann: geh! Ja, ich werde gehen. Aber aus ist's zwischen uns nicht! Erwarte von mir nichts Gutes. Ich will mein Recht haben! Und ich weiß noch Mittel, dich zum Geständniß zu zwingen."

Damit stürmte er fort. Und wieder zog er seinen Fuchs aus dem Stall, warf die zerschnittene Weste über den Sattel, schwang sich auf und jagte fort.

VIII.

Da war nun der Urte Drohung wahr geworden: es fehlte nicht mehr viel zu einem Bettler auf der Landstraße. Sein Herz war voll Bitterkeit. Hatte er Ewe geliebt, so meinte er sie jetzt um so tiefer hassen zu müssen. Wollte sie ihn verderben, warum sollte er sie schonen? Den Wechsel mußte er zurück haben, auf welche Weise immer. Ohne sich Zeit zur Ueberlegung zu gönnen, ritt er nach der Stadt und stieg bei einem Winkelschreiber ab, der von Geburt ein Litauer war und einige Jahre bei einem Anwalt gearbeitet hatte, dann aber fortgejagt war und jetzt auf eigene Hand prakticirte. An ihn pflegten sich alle seine Landsleute zu wenden, wenn sie etwas betreiben wollten, wozu sich ein Anwalt nicht hergab. Dem trug er seinen Fall vor und forderte guten Rath. „Ich will dir eine Eingabe machen", sagte der verschlagene Mann, „damit die Sache untersucht wird. Aber hüte dich, jemand zu beschuldigen. Damit muß man sehr vorsichtig sein. Sprich überhaupt zu andern gar nicht davon. Mögen die Herren den Fall untersuchen; es ist genug, wenn wir schreiben, was geschehen ist, und die Zeugen benennen. Kommt wider Erwarten nichts heraus, so können sie dir doch nichts anhaben."

Michel war mit allem einverstanden. „Das übrige ist mir ganz gleich", meinte er, „wenn ich nur meinen Wechsel zurückbekomme. Hilft er mir nichts gegen die Ewe, so soll mich doch die Urte nicht auslachen."

Im Dorfe logirte er sich wieder bei seinem Schwager ein und ritt mit Waaren über die Grenze, sich einen Verdienst zu machen.

Einige Wochen vergingen, ohne daß sich von der Thätigkeit des Schreibers eine Wirkung zeigte. Schon wurde er ungeduldig, als er erfuhr, daß Ewe, die Altsitzerin, Jons Toleikis und die Magd Erdme aufs Amt geladen seien. Wieder einige Wochen später erhielten dieselben Personen eine Vorladung aufs Gericht in der Stadt, und auch ihm wurde eine solche Schrift behändigt. Er wurde nicht recht klug daraus, um was es sich handelte. Als er am Terminstage in den Gerichtssaal gerufen wurde, sah er links vom Richtertisch die Ewe in einem abge-

Digitized by Google

grenzten Raume stehen. Gegenüber hatte der Staatsanwalt seinen Platz. Nun ging ihm ein Licht auf. „Das hab' ich nicht gewollt!" rief er laut.

„Was hast du nicht gewollt?" fragte der Vorsitzende.

„Daß die Ewe deshalb als eine Diebin bestraft werden soll."

„Aber du hast doch diese Eingabe für dich schreiben lassen?"

„Ja — weil ich meinen Wechsel zurück haben wollte."

„Den Wechsel, den die Ewe Purwins dir weggenommen hat."

Endrullis zögerte mit der Antwort. Er warf einen Blick seitwärts auf das Mädchen, das die Augen fest auf ihn heftete. „Ich weiß nicht, wer mir den Wechsel weggenommen hat", sagte er dann.

„Es wird sich ja finden", mischte sich der Staatsanwalt ein. „Ich bitte, weiter in der Sache zu verhandeln."

Ewe bestritt die Anklage; aber sie mußte zugeben, nach dem Wechsel gesucht und die Weste in der Hand gehabt zu haben, ohne genügend erklären zu können, was sie dazu veranlaßte. Die Gaidullene bezeugte, wie sie durch das Astloch in der Wand gesehen, daß Endrullis ein Papier in die Weste einnähte und sie dann unter das Heu schob, daß sie der Ewe Purwins davon Mittheilung gemacht und daß diese darauf in die Futterkammer getreten sei und an der bezeichneten Stelle gebückt gestanden und im Heu gewühlt habe. Weil sie aber die Thür hinter sich zugezogen, sei in der Kammer nur ein schwaches Dämmerlicht gewesen, sodaß sie nicht genau hätte sehen können, was sie dort that. Als Ewe dann aber die Thür aufgestoßen, hätte sie in ihrer Hand die Weste bemerkt; gleich darauf sei auch die Magd Erdme vom Stall her hinzugetreten. Sie hatte ihre Aussage so eingerichtet, daß sie mit aller Sicherheit den Eid leisten konnte. Was sie nicht gefragt wurde, das hatte sie ja nicht nöthig zu sagen. Die Aussagen der Dienstleute schlossen sich an. „Hat die Angeklagte gegen diese Zeugnisse etwas einzuwenden?" fragte der Vorsitzende.

„Nein", antwortete Ewe fest, „es ist alles so richtig. Aber die Weste hat mehrere Tage da unter dem Heu gelegen — es kann auch ein anderer den Wechsel ausgeschnitten haben."

„Kann — kann! Hast du gegen irgendjemand gegründeten Verdacht?"

Ewe senkte finster die Augen und schwieg.

„Hast du noch einen andern in der Futterkammer gesehen?" wandte der Richter sich an die Gaidullene.

„Nein", bestätigte dieselbe, „ich habe keinen andern gesehen. Gott soll mich strafen, wenn ich die Unwahrheit sage." Es war sicher so: sie hatte keinen andern gesehen; sie antwortete, wie sie gefragt wurde.

Ewe wischte rasch mit der Hand eine Thräne von der Backe fort.

„Aber warum sollte ich den Wechsel nehmen?" rief sie, von Angst getrieben. „Ich habe mich ja niemals geweigert, den Endrullis zu heirathen. Mag er's selbst sagen."

„Und würdest du ihn auch jetzt noch heirathen?" fragte der Richter.

Sie warf trotzig den Kopf zurück. „Jetzt —! Wenn ich seinetwegen bestraft werde...! Er wird mich dann nicht mehr fragen, ob ich will. Ich bin ihm zu

Digitized by Google

schlecht...." Sie setzte sich auf die Bank nieder, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, stützte den Kopf auf die Barrière und schluchzte laut.

Die Richter beriethen nur kurze Zeit. Dann verkündete der Vorsitzende den Spruch, der Ewe Purwins zu drei Wochen Gefängniß verurtheilte. „Ich bin unschuldig", sagte sie, „aber ich sehe wohl ein, daß ich dies leiden muß."

Sie bat, gleich ins Gefängniß gehen zu dürfen, damit man sie nicht von ihrem Hofe abhole, was ihr eine Schande wäre.

Als sie abgeführt wurde, drängte Endrullis sich an sie heran. „Geh nicht ins Gefängniß, Ewe", bat er dringend. „Ich selbst werde den König bitten, daß er dich begnadigt — noch heute schreibe ich."

Sie wendete das Gesicht ab. „Ich will nicht begnadigt sein", sagte sie, „du glaubst ja doch nicht, daß ich unschuldig bin."

„Ewe — wie kann ich...?"

Sie zuckte die Achseln. „Wie kannst du —?! — Gut — geh nur. Du hast ja nun deinen Wechsel."

Er griff nach ihrer Hand, aber sie wich ihm aus. „Geh nur!" Sie winkte Jons Toleikis heran und gab ihm Anweisung wegen der Wirthschaft. Dann folgte sie dem Gerichtsboten.

Die drei Wochen waren bis auf einen Tag vergangen. Michel Endrullis hatte in der ganzen Zeit keine rechte Ruhe gehabt. Meist ritt er in der Nacht jenseit der Grenze und schlief bei Tage. Es war ihm, als ob etwas sein Gewissen schwer belastete und ihm alle Freude am Leben verderbe. Der Wechsel war ihm ganz gleichgültig geworden; er verwunderte sich nur darüber, daß er sich deshalb mit der Ewe hatte erzürnen können. Und wenn sie ihn genommen und vernichtet hatte — war sie nicht so gut wie sein Weib gewesen? Nun sie ihm verloren war, meinte er sie gar nicht missen zu können. Und sie war ihm verloren ... nie konnte sie ihm verzeihen.

Am späten Abend, als er an seinem frühern Hofe vorbeiritt, stand die Urte am Heck und winkte ihn heran. „Was willst du?" fragte er, den Zügel anziehend.

„Komm auf dem Feldwege hinter das Haus, wo uns niemand sieht", antwortete sie. „Ich will dir unter vier Augen sagen, wo dein Wechsel geblieben ist."

„Du — ?"

„Ich. Die drei Wochen sind ja wol morgen herum? Da braucht's für dich kein Geheimniß mehr zu sein."

Die Worte klangen ihm so feindlich, daß es ihn durchschauerte. „Was weißt du von dem Wechsel?" fragte er zitternd.

„Das sollst du dort erfahren. Man kann nicht wissen, was man hier auf der Landstraße für Zeugen hat." Sie zeigte mit der Hand über das Haus hinweg und entfernte sich.

Er überlegte, ob er ihr folgen sollte. Einen Augenblick dachte er an die Möglichkeit, daß sie ihm einen Hinterhalt gestellt haben könnte. Mit ein paar Knechten aber meinte er's aufnehmen zu können. Er öffnete also nun sein Messer in der Tasche, sprang am Gartenzaun ab, band das Pferd an eine Latte und ging um

Digitized by Google

das Gehöft herum. Dort stand schon die Urte vor der hintern Hausthür. „Was hast du mir nun zu sagen?“ sprach er sie an.

„Daß ich meine Rache habe“, antwortete sie. „Die Ewe hat im Gefängniß gesessen, und einer von des Königs Gardisten heirathet keine Frau, die im Gefängniß gesessen und ihren ehrlichen Namen verloren hat.“

„Und das nennst du deine Rache?“

„Mit Fug und Recht; denn du mußt wissen, daß die Ewe unschuldig ist.“

„Unschuldig! Und wer...?“

Die Augen der Frau blitzten, wie die einer Katze, die auf die Maus lauert. „Ich habe den Wechsel aus deiner Weste geschnitten.“

Endrullis prallte zurück. „Du —?! Das ist nicht wahr. Wie konntest du wissen —?“

„Das ist gleichgültig, wie ich's erfuhr. Genug, ich hab's gethan, als ihr sämmtlich drüben auf der Sandscholle bei den Kartoffeln waret. Die hintere Stallthür fand ich offen. Ihr beide seid bestraft. Der Wechsel ist verbrannt. Aber damit du mir glaubst ... hier ist das ausgeschnittene Stück Zeug. Passe es nur in das Loch ein, es wird kein Fädchen fehlen.“ Sie warf ihm den Lappen zu.

„Hexe, verfluchte Hexe“, schrie er auf und stürzte sich mit dem Messer gegen sie, „nimm deinen Lohn!“

Sie mochte sich aber auf einen solchen Angriff gefaßt gemacht haben, sprang zurück, riß die Thür auf und flüchtete hinter dieselbe. Das Messer fuhr ins Holz. Er hörte nur noch ihr heiseres Lachen.

Da stand er nun und starrte die Wand an. In seinem Kopf wirbelte es, als ob da alle Trommeln seines Regiments gerührt würden. Ewe unschuldig — doch unschuldig! Und Urte war die Diebin gewesen. Gerächt hatte sie sich an ihm und ihr. Es war nichts wieder gut zu machen. Ewe hatte ihre Strafe verbüßt. Und hatte er jetzt Zeugen gegen das boshafte Weib? Wer würde ihm glauben?

Er steckte das Stück Zeug in seine Brieftasche und führte den Fuchs an der Hand durch das Dorf zurück in seines Schwagers Stall. Seine Schwester fragte, was ihm geschehen sei; er sehe so verstört aus. Ob er denn diese Nacht nicht reite? „Nein“, sagte er, „aber morgen früh. Ich will die Ewe aus der Stadt abholen.“

„Gib dich mit der schlechten Person nicht weiter ab“, meinte sein Schwager Grillus. Er aber faßte ihn dafür bei der Brust und schüttelte ihn. „Wer sie eine schlechte Person nennt“, schrie er, „der mag sich vor mir in Acht nehmen. Ich schone Schwester und Bruder nicht!“

Er brachte eine schlaflose Nacht zu. In der Frühe ritt er fort in der Richtung nach der Stadt. „Sie wird mir glauben“, tröstete er sich.

Nicht weit von den letzten Häusern der Vorstadt sprang er ab, legte sich in den Chausseegraben und ließ seinen Gaul neben sich grasen. Ewe mußte hier vorüberkommen. Und es dauerte keine Stunde, da kam sie wirklich. Sie hatte die Schuhe und Strümpfe ausgezogen und in ein Tuch geknüpft, das sie in der Hand hielt. Sie sang leise vor sich hin ein litauisches Wiegenlied, das recht

Digitized by Google

schwermüthig klang, und hatte die Augen auf den Boden gerichtet. „Ewe!“ rief er sie an.

Sie schrak zusammen. „Mikelis —! Was willst du hier?“

Er stand auf und trat an sie heran, das Pferd nach sich ziehend.

„Steige du auf“, sagte er, „der Weg bis zum Dorf ist weit.“

„Ich bin nicht müde“, entgegnete sie, „habe drei Wochen lang Zeit gehabt auszuruhen.“

Das fühlte er wie einen Stich ins Herz. „Ewe“, sagte er, „Gott weiß, daß ich dir nicht habe unrecht thun wollen.“ Er ging neben ihr hin und zog das Pferd am Zügel nach sich.

„Das mag sein“, antwortete sie, „aber es nützt mir nichts: ich habe doch einmal im Gefängniß gesessen. Und dir hilft's nicht über die Schande weg, mich da hineingebracht zu haben.“

„Ewe, wenn ich dir sage —“

„Du meinst's ja auch nicht, wie ich's meine. Und wenn du mir nicht glaubst, ist mir das andere gleichgültig.“

Er legte die Hand auf ihre Hand, die das Bündel trug. „Ewe — wenn ich jetzt noch sagen könnte: ich glaube dir! Aber ich weiß nun, daß du unschuldig bist, und ich weiß auch, wer schuldig ist . . .“

Sie trat einen Schritt zur Seite und blieb stehen. „Du weißt es . . .?“

„Die Urte hat den Wechsel ausgeschnitten — sie hat ihre Rache haben wollen.“ Er erzählte mit hastigen Worten, wie er dahintergekommen.

Ewe's eben noch bleiches Gesicht überzog sich mit flammender Röthe; die weißen Zähne waren fest verbissen und die Lippen ein wenig geöffnet; die Brust hob und senkte sich rasch. Das Bündel hatte sie mit beiden Händen gefaßt, und die Finger knüpften an dem Tuche. Sie sprach kein Wort, und Endrullis ließ ihr eine Weile Zeit, mit ihren Gedanken fertig zu werden. Erst nachdem sie eine Strecke vorwärts gegangen waren, fragte er: „Kannst du mir verzeihen, Ewe?“

„Verzeihen!“ rief sie; „das paßt nicht mehr zu uns beiden. Früher wär's vielleicht gut genug gewesen, aber jetzt . . .“ Sie brach in ein heftiges Weinen aus.

Er legte den Arm um ihre Schulter. „Was hast du, Ewe?“ fragte er bekümmert.

„Gott hat es so gefügt“, schluchzte sie, „daß wir nicht mehr voneinander können mit leichten Worten. Ich habe dich einmal zu lieb gehabt, und das wird bald offenkundig werden vor aller Welt. Da ist's mit dem Verzeihen nichts. Kann's nicht sein, wie es gewesen ist, so kann's doch auch nicht bleiben, wie es ist. Im Gefängniß, Mikelis, als ich ganz mit mir allein war, — da ist mir's zur Gewißheit geworden . . . Ach Gott, ach Gott! Warum hat das jetzt geschehen müssen?“

Er horchte auf und glaubte zu verstehen. „Ewe“, rief er, „ist's möglich —? Eine solche Hoffnung . . .! Ja, dann können wir nicht mehr voneinander; dann ist's nicht mehr genug, daß du mir verzeihst — dann mußt du mich wieder lieben, wie vordem . . . o, mehr noch, viel mehr!“ Er zog sie an sich und küßte ihr die Thränen von den Augen und Wangen.

Sie ließ es eine kurze Weile geschehen. Dann aber schob sie ihn mit Heftigkeit von sich ab und sagte: „Voneinander können wir nicht — und zusammen auch

Digitized by Google

nicht. Das rachsüchtige Weib, die Urte, steht zwischen uns. Es ist nur auf eine Weise gut zu machen — nur auf eine Weise. Ja, ja ... nur auf eine Weise. Wenn du ein Mann bist —!"

Sie brach ab und sah ihn mit einem herausfordernden Blick an, der ihn im Tiefsten erbeben machte. „Woran denkst du?" fragte er mit zitternder Stimme.

„Wenn du ein Mann bist —", wiederholte sie und ließ ihn wieder den Schluß errathen. Die Lippen zuckten höhnisch. „Wie bleich du geworden bist! Du bist Soldat gewesen und hast doch keinen Muth."

„Ich habe Muth, Ewe, aber ..."

„Aber? Siehst du! Du hast den Muth, dich und mich verächtlich zu machen. Aber den Muth, die Schande von uns abzuwenden und zu beweisen, daß du mich liebst und mir ehrlich Wort halten willst, den hast du nicht. Und jetzt nicht — nach dem, was die Urte dir gesagt hat und was ich dir gesagt habe. Geh! Du bist kein Mann!"

„Ewe — was soll geschehen ...?"

Sie lachte auf. „Ich weiß es nicht. Weißt du's nicht, so kannst du's von mir nicht erfahren. Aber laß mich allein! Ich verzeihe dir, weil ich dich verachte."

Endrullis riß die Jacke auf und griff in sein rothbuntes Halstuch, das ihn zu würgen schien. „Du sollst mich nicht verachten", sagte er, die Worte aus der Kehle zwingend. „Du hast ganz recht, Ewe — ich wäre kein Mann, wenn das ... Nur Geduld! man muß es klug anfangen. Es kann ja nicht anders sein — und die Hexe verdient's. Nur Geduld! Der Wechsel soll eingelöst werden."

Er reichte ihr die Hand hin und schüttelte die ihrige wie zur Bekräftigung seiner Worte. „Wir gehören zueinander", rief er, „und wenn Gott uns nicht zusammenbringt, soll's der Teufel thun. Ich fürchte mich nicht vor ihm. Nur Geduld!"

Auf der Chaussee näherten sich Fuhrwerke. „Es ist besser", fuhr er fort, „man sieht uns die nächste Zeit nicht beisammen. Ich habe oben an der Grenze zu thun. Die Juden wollen einmal ihr Glück an einer andern Stelle versuchen, man paßt ihnen hier schon zu sehr auf. Wenn sich etwas ereignen sollte — ich bin weit weg. Lebe wohl! Wenn wir uns wiedersehen, kannst du die Hochzeit bestellen."

Er schwang sich auf den Fuchs und jagte wie toll davon.

IX.

Acht Tage darauf fand man die Wirthsfrau Urte Endrullene des Morgens todt in ihrem Bette. Der Schädel war ihr gespalten; augenscheinlich war sie im Schlaf getroffen, und ein einziger Hieb hatte hingereicht, sie für ewig stumm zu machen.

Das Gericht wurde herausbefordert. Die Aerzte stellten fest, daß der Schlag von hinten her mit einem scharfen und wuchtigen Instrument geführt sein mußte, einer Axt oder einem Beil. Das Handbeil, das stets auf dem Herd lag, war vermißt worden und trotz allen Suchens nicht aufgefunden. Der Knecht schlief im Stall bei den Pferden, die Magd in einer entlegenen Kammer; sie hatten in jener Nacht nichts Verdächtiges wahrgenommen, nicht einmal die Hunde bellen gehört.

Digitized by Google

An dem hintern Giebel des Hauses war eine Leiter angelehnt; die Luke nach dem Heuboden stand offen, der hölzerne Riegel, welcher sonst die Lade von innen schloß, zeigte sich abgebrochen. Der Knecht meinte, es hätte keines großen Aufwandes von Kraft dazu bedurft, da das Holz morsch gewesen. Schon bei der letzten Heuernte wäre davon gesprochen worden, daß nächstens ein neuer Riegel eingezogen werden müsse. Der Heuboden war von dem übrigen Bodenraum nur durch eine leichte Holzwand getrennt; hier war am Schornstein, wo sie ohnedies nicht genau anschloß, ein Bret vom untern Nagel gelöst und zur Seite geschoben; durch die Oeffnung konnte sich ein Mensch zwängen. Nun war leicht die Treppe zu erreichen gewesen, die in den Herdflur hinabführte, von dort die Schlafstube. Zurück hatte der Eindringling nicht denselben Weg genommen, sondern ein Fenster in der anstoßenden Kammer geöffnet und durch dasselbe einen Sprung ins Freie gethan. Auf den Dielen waren Blutstropfen bemerkbar, die wahrscheinlich von dem Beil, das er in der Hand gehalten haben mußte, abgefallen waren. Unter dem Fenster befand sich ein Steinpflaster, das keine Fußspur festhalten konnte. Kästen und Schränke waren unversehrt bis auf eine Schieblade unten in dem großen eichenen Kleiderspind, in der die Wirthsfrau ihre Papiere aufbewahrte. Sie war mit dem richtigen Schlüssel geöffnet und offenbar durchsucht, da die Documente und Briefschaften theilweise auf dem Fußboden lagen. Ob irgendetwas von dem frühern Inhalt fehlte, ließ sich nicht ermitteln.

Die Untersuchung wurde mit aller Peinlichkeit geführt, ergab aber nicht das geringste Resultat. Unzweifelhaft war die Frau ermordet; sehr wahrscheinlich handelte es sich um einen Act der Rache, aber auf den Thäter führte keine sichere Spur.

Auch gegen Michel Endrullis lenkte sich natürlich der Verdacht, aus gewichtigen Gründen gegen ihn zunächst. Aber man wußte ja nichts davon, daß Urte ihm den Wechsel entwendet hatte, und selbst die Vermuthung, daß er sich ihrer habe entledigen wollen, um Ewe Purwins heirathen zu können, wurde dadurch sehr geschwächt, daß die Nachbarn bezeugen mußten, die beiden wären im Streit geschieden. Hatte er sich dann doch auch nicht gescheut, sie auf die Anklagebank zu bringen! Dazu kam, daß er seit jenem Gerichtstage nicht mehr im Dorfe gesehen war und nachweisen konnte, sich mehrere Meilen davon diesseit und jenseit der Grenze aufgehalten zu haben. In jener Nacht war er mit zwei Fäßchen voll Schnittwaaren hinübergeritten und hatte am Morgen ein Rencontre mit russischen Soldaten gehabt. Sie hatten ihn verfolgt, und sein Pferd war gestürzt; die kannten den Fuchs genau und wußten, welcher Reiter dazu gehörte, auch wenn derselbe ihnen zu Fuß im Heidegestrüpp entkommen war. Die Zeitangaben der Zeugen konnten freilich nicht für ganz zuverlässig gelten, zumal sie unter sich selbst erheblich abwichen; aber die Nacht stand fest, und es blieb mindestens höchst unwahrscheinlich, daß jemand, der abends spät und morgens früh dort gesehen war, in den wenigen Stunden, über die er sich nicht bestimmt ausweisen konnte, in dem Meilen weit entfernten Dorfe thätig gewesen war. So ergab sich nicht einmal genügender Grund zu seiner Verhaftung. Nachdem viel Tinte verschrieben war, mußte doch der Herr Staatsanwalt die Acten zurücklegen, da auf die dunkle That kein Licht fallen wollte.

Digitized by Google

Nun hielt Endrullis es nicht mehr für gewagt, sich wieder im Dorfe blicken zu lassen. Er kehrte bei seinem Schwager Grillus ein und arbeitete für ihn. Es hieß, er habe in Rußland sein Pferd verloren und könne deshalb nicht über die Grenze reiten. Die Nachbarn selbst meinten, er thäte am besten, sich mit Ewe wieder auszusöhnen, da ihrer Verbindung ja jetzt kein Hinderniß mehr entgegenstehe. Die Frauen übernahmen die Vermittelung und fanden Ewe nicht abgeneigt. Sie hatte ja auch in ihren Augen den besten Grund, sich dem Ausgleich nicht zu widersetzen. So kam's, daß Endrullis nach einigen Wochen wieder zu ihr zog und das Aufgebot bestellt wurde.

An dem Tage, als der Pfarrer ihre Namen von der Kanzel verkündete, waren sie in der Kirche. Endrullis kniete während des ganzen Gottesdienstes und hatte meist den Kopf auf die Arme gestützt, oder die Augen fest auf das Gesangbuch geheftet. Er versuchte auch mit zu singen, aber es war, als ob der Ton nicht aus der Kehle wollte. Als sein Blick einmal auf den gekreuzigten Christus über dem Altar fiel, dem die großen Blutstropfen unter der Dornenkrone über die Stirn perlten, schauerte er sichtlich zusammen und stützte die Schulter gegen den Holzpfeiler. Noch ehe der letzte Vers gesungen war, verließ er die Kirche. Er mußte an der Bank vorüber, auf der die Gaidullene saß; sie nickte ihm grüßend zu.

Er fuhr mit Ewe nach Hause. Die Altsitzerin konnte zu Fuß gehen, da in ihrer Verschreibung Kirchenfuhren nicht vorgesehen waren. Als er die Pferde abgeschirrt und gefüttert hatte, kam sie an der Stallthür vorbei und sagte: „Es hätte deine Braunen wenig beschwert, wenn die alte Frau auf den Wagen genommen wäre."

„Mach's ein andermal mit der Ewe aus", antwortete er, „sie ist die Wirthin."

„Und du willst der Wirth werden, darum halte ich mich an dich. Mit der Ewe spreche ich nur, wenn ich muß, aber dir rathe ich, keinen Platz frei zu lassen, wenn du am Kirchhof vorüberfährst. Es könnte da leicht jemand aufsitzen, der den Pferden zu schwer ist."

„Was willst du damit sagen?" fuhr er sie an. Es war zu merken, wie er erschrak und im Gesicht bleich wurde.

„Nichts, mein Söhnchen, nichts", zischelte sie, „es ist nur ein alter Aberglaube — der Herr Pfarrer hält nichts davon. Die Todten sind todt und begraben. Aber ich hätte letzte Nacht schwören mögen, daß die Urte unter den Erlen am Bach heranschlich und durch die Hinterthür in den Stall eintrat — in diesen Stall. Sie hatte ein weißes Tuch um den Kopf gebunden, damit der Schädel besser zusammenhielt."

„Was geht mich die Urte an?" rief er mit gepreßter Stimme, scheu in die Ecke des Stalles blickend.

Die Alte trat auf die Schwelle. „Sie ist doch deine Frau gewesen, Mikelis, und jetzt soll die Ewe deine Frau werden, und heut war das erste Aufgebot. Da ist's doch kein Wunder, daß sie sich meldet. Die Herren haben gesagt, daß sie mit einem Beil erschlagen sei. Du weißt doch, wo sie ihr Beil neben dem Herd zu verwahren pflegte? Bist ja lange genug in ihrem Hause der Wirth gewesen. Kein anderer weiß das so gut."

Digitized by Google

Er hob die Pferdeleine vom Pflock und schüttelte sie in der aufgehobenen Hand. „Fort da, du Hexe!“ schrie er, ganz blau im Gesicht. „Fort da, oder . . .“

Sie stand ganz ruhig. „Schlage mich nicht, Mikelis, es könnte dich gereuen“, sagte sie. „Alte Leute haben keinen festen Schlaf, und nicht immer wird man ihnen auf den Kopf sagen können, daß sie geträumt haben. Ich kann meine Zunge hüten, und wenn wir gute Freunde sind, Mikelis, nehme ich ins Grab mit, was ich weiß.“

Er ließ den Arm sinken und mühte sich zu lachen. „Was weißt du denn, was —?“ fragte er spöttisch. „Hast du belauscht, was die Elstern auf dem Dach zusammen plappern, oder hat dir die schwarze Katze mit den grünen Augen etwas erzählt? Die Erdme will behaupten, daß du sie stets zu dir ins Bett nimmst.“

„Sie kommt gern zu mir — hi, hi, hi! denn ich thu' ihr Gutes. In jener Nacht aber sprang sie von meinem Bett und schlüpfte durch das Loch unter der Thür. Es ist möglich, daß sie etwas gesehen hat mit ihren grünen Augen. Die Katzen sehen auch im Dunkeln.“

„Und ein altes Weib, das mit einer schwarzen Katze verkehrt, sollte man als Hexe verbrennen — hi, hi, hi!“

„Lache nur, mein Söhnchen, lache nur — du kannst lachen. Die Urte ist todt, und du wirst die Ewe heirathen und wirst hier der Wirth werden. Du kannst lachen. Aber sicher ist sicher. Warum willst du dich nicht mit mir gut stellen? Wenn ich Frieden habe, ist alles gut. Die Ewe gibt mir unreines Getreide und schlecht geschwungenen Flachs und sandiges Kartoffelland; sie streitet mir die Eier ab, die meine Hühner legen, und schlägt die Aepfel von meinem Baum, ehe sie reif sind. Und jetzt, nachdem ich gegen sie hab' zeugen müssen, treibt sie's gar arg und möcht' mich am liebsten vom Hofe jagen. Nicht die Stelle auf dem Feuerherd gönnt sie mir, worauf ich meinen Kochtopf stelle. Sieh zu, daß das anders wird, wenn du der Wirth bist. Ich kann schweigen, aber ich kann auch sprechen.“

„Die Ewe behandelt dich, wie du's für deine Lästerzunge verdienst. Was kannst du sprechen? Sag's in Teufels Namen.“

„Du bist klug, Mikelis, aber so dumm, wie du denkst, bin ich auch nicht. Du sollst mir noch hundert Thaler zahlen, damit ich nur still bin. Ich will dich etwas fragen, mein Söhnchen. Wo ist denn dein Fuchs geblieben?“

Er lachte. „Das ist kein Geheimniß. Er ist drüben gefallen, als die Grenzreiter mich verfolgten.“

„Und weshalb ist er gefallen? Er war ein kräftiges, schnelles Thier und hat dich schon manchmal gut durchgebracht. Aber in der Nacht war er so viele Meilen gelaufen, daß ihm die Knie zitterten, und hatte überdies ein Hufeisen verloren —“

„Wer will das behaupten . . .?“

„Einer, der die Fußspur im Bruchlande gesehen hat. Ich bringe da täglich meine Kuh auf die Weide, wo die Erlen anfangen. Auf dem harten Wege war freilich nichts davon zu bemerken. Das Eisen am rechten Vorderhuf, mein Söhnchen. Und wie mag's denn gekommen sein, daß hinten an unserm Holzstall ein Bret losgerissen und nur leicht mit den Nägeln wieder eingesteckt war? Wer da hineingegangen ist, hat sich tüchtig zwängen müssen.“

Digitized by Google

„Das kann wol sein. Wer aus des Nachbars Stall Holz holt, mag zusehen, wie er hinein- und hinauskommt — das hast du wol schon erfahren."

„Glaubst du? Passe nur gut auf, wenn du der Wirth bist. Aber zum dritten und letzten will ich dich fragen: wo sind die zwei Knöpfe von deiner Jacke geblieben, Mikelis?"

Er ließ scheu einen raschen Blick über seine Brust hinabgleiten. „Zwei?"

„Ja, zwei. Es sind ihrer freilich noch genug an der Jacke."

„Was geht es dich an?"

„Nichts. Aber wenn einer davon etwa gefunden sein sollte, was gibst du dafür? Hundert Thaler sind nicht zu viel."

Er trat vor und stieß sie gegen die Brust, daß sie von der Schwelle zurücktaumelte. „Keinen Pfennig, verdammte Hexe", schrie er, „keinen Pfennig! Meinst du klüger zu sein als die Gerichtsherren, und mich schröpfen zu können? Bin ich der erste, dem die Knöpfe an der alten Jacke nicht festsitzen? Trolle dich und hüte dich mir in den Weg zu kommen, wenn dir deine Knochen nicht weh thun sollen. Ich verstehe keinen Spaß."

Die Alte humpelte fort. „Wie du willst, mein Söhnchen, wie du willst", zischelte sie. „Aber wenn du dich anders besinnen solltest — hundert Thaler sind jetzt zu wenig. Du hast mich vor die Brust gestoßen, das kostet noch funfzig. Wenn du so viel Geld nicht gleich bei der Hand hast, ich bin auch mit einem Papier zufrieden — so einem, wie die Ewe dir gegeben hat. Du verstehst dich ja darauf. Vierzehn Tage will ich dir Zeit lassen, die Sache zu überlegen; aber vor der Hochzeit muß ich wissen, woran ich bin."

Endrullis biß die Zähne zusammen und murmelte etwas in sich hinein. Eine Weile stützte er den Kopf gegen den Pfeiler und versenkte sich in seine Gedanken. „Unsinn!" rief er dann. „Was kann sie wissen? Sie reimt sich's zusammen. Keinen Pfennig soll sie haben, aber bei nächster Gelegenheit eine tüchtige Tracht Schläge. Merkt sie, daß man Furcht vor ihr hat, so hört sie nicht auf zu fordern." Er sah dabei doch nicht aus, wie einer, dem wohl zu Muthe war.

Zu Ewe sagte er: „Das alte Weib hat nichts Gutes im Sinn. Nach ihren Jahren hätte der Teufel sie schon längst holen können." Und nachts, als er nicht schlafen konnte, weckte er sie und erzählte ihr, was die Gaidullene gesprochen hatte. Ewe antwortete nur: „So ist's Zeit."

X.

Hatte die Altsitzerin sich früher oft genug über Ewe's Unfreundlichkeit zu beklagen gehabt, so änderte sich nun plötzlich ihr Benehmen ganz und gar. Sie gab ihr gute Worte, zog sie zu leichter Arbeit im Hause heran und bezahlte sie dafür über Gebühr. Auch schenkte sie ihr einen neuen Rock und ein Tuch und ein schönes Gesangbuch, und einmal sagte sie ihr: „Du kannst es gut bei mir haben, wenn du auf meiner Seite stehst. Ich kann dem Mikelis nicht überall aufpassen, und ich glaube, die Erdme gefällt ihm mehr, als der Frau lieb sein kann. Habe die Augen darauf und laß mich wissen, was du siehst. Wir wollen zusammenhalten." Dabei zwinkelte sie listig mit den Augen.

Digitized by Google

Die Alte traute ihr doch nicht recht. Einige Tage vor der Hochzeit hatte Ewe Flinsen gebacken. Sie rief die Gaidullene hinein, gab ihr einen Topf Kaffee und bot ihr von dem Gebäck an. Sie theilte mit ihr, was sie auf dem Teller hatte, und aß selbst davon. „Sage mir, ob die Flinsen gut gerathen sind", bat sie, „ich will sie gerade so bei der Hochzeit für die Gäste backen lassen und die Eier nicht sparen." Auf einem andern Teller lag noch mehr davon. „Ich habe zu reichlich für die Probe Mehl genommen", fuhr sie fort, „und es bleibt mir zu viel übrig. Nimm diese Flinsen in deine Kammer mit und iß sie, wenn du Hunger hast." Sie streute dick Zucker darauf und wickelte sie in ein Papier. Die Alte dankte und ging.

Aber die Freigebigkeit der Wirthin kam ihr doch sehr verdächtig vor. Sie wußte, daß sich schon mancher Altsitzer in Litauen an solchen Flinsen den Tod gegessen hatte, und der Zucker hatte so eigen geglitzert. Sie entschloß sich rasch und warf das Päckchen beim Vorübergehen in den Schweinetrog.

Wenige Stunden später hörte sie Endrullis laut fluchen und wettern. Das größte von den Thieren war dem Verenden nahe. Die Magd wußte keine andere Erklärung zu geben, als daß das Schwein eine giftige Ratte gefressen haben müßte. Die Gaidullene hielt's für gerathen, sich eiligst aus dem Staube zu machen und nicht so bald wieder blicken zu lassen. Als Ewe ihre Kammer leer fand, meinte sie: „Die ist über Land gegangen und hat Wegekost mitgenommen. Wer weiß, in welchem Graben man sie findet."

Am Hochzeitstage, als sich in dem geschmückten Hause die Gäste schon versammelt hatten und die Fuhrwerke in langer Reihe vor der Thür standen, sie nach der Kirche zu bringen, und Ewe die Glückwünsche der Nachbarn in Empfang nahm: daß nun doch endlich alles so gekommen sei, wie es nach der richtigen Art hätte von Anfang an kommen müssen, fuhr auch ein städtischer Wagen auf der Dorfstraße vor. Er hielt vor dem Hause. Zwei Herren sprangen ab.

„Der Herr Kreisrichter!" lief's von Mund zu Mund, und alle Blicke richteten sich auf Endrullis, der Ewe bei der Hand hielt und scharf von der Seite ansah, als erwartete er von ihr einen Rath. „Schnell zu Pferde", zischelte sie, „und über die Grenze!"

Er trat ärgerlich mit dem Fuße auf. „An unserm Hochzeitstage —"

„Sie kommen deinetwegen, Mikelis."

„Sie können mir nichts beweisen. Laufe ich fort, so bin ich schuldig."

„Aber du bist frei."

Er blickte zum Fenster hinaus auf die Straße. Eben kam der Gensdarm angeritten. „Es ist auch zu spät zur Flucht. Ja — wenn der Fuchs noch im Stall stände —!"

Nun trat der Richter ein und sagte: „Michel Endrullis, es thut mir leid, daß ich das Hochzeitsfest stören muß. Ich will wünschen, daß ich dich und deine Braut nicht lange aufzuhalten brauche. Das Gericht hat aber guten Grund, bei dir eine Haussuchung zu halten. Ich frage dich: bist du in der Nacht, als deine abgeschiedene Frau ermordet wurde, hier im Dorfe gewesen?"

Digitized by Google

„Ich weiß nichts davon, daß sie ermordet ist", antwortete er, finster zur Erde blickend.

„Antworte geradeaus", forderte der Richter. „Bist du hier im Dorf gewesen oder nicht?"

„Ich bin drüben in Rußland gewesen — mein Pferd ist gefallen — es ist durch Zeugen erwiesen."

„Und hier im Dorfe warst du nicht? Sieh mich an!"

Endrullis bemühte sich, dem Richter fest in die Augen zu sehen. „Wer sagt, daß ich hier im Dorfe gewesen bin?"

„Das sollst du später erfahren. Ja oder nein?"

„Nein! Ich kann nicht durch die Luft fliegen."

„Wo sind die Kleider, die du damals getragen hast — in Rußland natürlich."

Endrullis warf den Kopf zurück. „Sie sind schon einmal untersucht, und es hat sich nichts Verdächtiges daran gefunden."

„Keine Blutspur, das ist richtig. Aber im Protokoll steht verschrieben, daß an der Jacke zwei Knöpfe fehlten. Die fehlten schon lange, nicht wahr? So hast du früher behauptet."

„Was ich gesagt habe, ist wahr."

„Zeige doch die Jacke noch einmal vor." Sie wurde herbeigebracht. Der Richter wickelte aus einem Stück Papier einen Knopf und verglich ihn mit denen an der Jacke. „Die Knöpfe stimmen genau überein, das wirst du selbst zugeben müssen."

„Es tragen viele Litauer solche Knöpfe, Herr."

„Aber dieser hat offenbar hier gesessen; die Fäden sind scharf durchgeschnitten und passen der Zahl nach zusammen."

Endrullis versuchte zu lachen. „Das kann ja sein, Herr. Wenn ich ihn verloren habe, kann ihn auch wol einer gefunden haben."

„Ganz richtig. Und weißt du auch, wo ihn einer gefunden hat?"

„Was geht mich das an?"

„An der hintern Ecke des Holzstalls hier auf dem Hofe neben einem losen Bret der Verkleidung."

Der Litauer besann sich einen Augenblick. Es kam nun darauf an, vorsichtige Antworten zu geben. „Warum soll er da nicht gefunden sein, Herr?" fragte er dann zurück. „Seit länger als einem Jahre gehe ich hier auf dem Grundstück herum und habe die Jacke immer getragen."

„Aber der Knopf ist dort gerade am Morgen nach jener Nacht gefunden."

„Das lügt die Gaidullene."

„Die Gaidullene? Wie weißt du, daß von der die Rede ist."

„Weil sie mir den Knopf für hundert Thaler angeboten hat, Herr. Ich habe sie ausgelacht und fortgejagt. Dafür rächt sie sich nun durch falsches Zeugniß."

Das ließ sich hören. „Gehen wir nach dem Stall", sagte der Richter. „Ist in jener Nacht jemand an der Stelle, wo das Bret losgebrochen sein soll, eingedrungen, so wird er auch wol einen Zweck dabei verfolgt haben. Wo ist der Stall?"

Endrullis zeigte widerwillig den Weg. Ewe, die ihn begleitete, sprach viel

Digitized by Google

von der Schlechtigkeit und Rachsucht der Altsitzerin, die für ein Quartier Branntwein falsch schwöre.

Im Stall lag Holz und Torf, an einen Hauklotz gelehnt auch eine Axt. In einer Ecke stand ein Spaten. „Steht der Spaten immer hier?" fragte der Richter. „Wozu wird er gebraucht?"

„Den Torfgrus einzusacken", erklärte Ewe, „aber der Stall ist lange nicht gereinigt." Endrullis war ganz still geworden.

Der Richter ließ das Holz hinauswerfen. Unter demselben zeigte sich am Boden eine Stelle, etwa einen Fuß im Geviert, von dunklerer Farbe. Die schwarze Erde lag hier obenauf, nur dünn mit Holzabfällen bestreut. „Hier wollen wir nachgraben."

Nach wenigen Minuten stieß der Spaten auf klingendes Metall. Bei diesem Klange zuckte Endrullis zusammen und Ewe warf ihm einen ängstlichen Blick zu. Der Richter bückte sich und hob aus dem Loch ein Beil. Die schartige Seite war mit einer dunkeln Masse überzogen, an welcher lange Haare hingen. „Nun —? Wem gehört das Beil, Endrullis?"

„Ich weiß es nicht. Es kann da lange gelegen haben. Das Grundstück gehört mir noch nicht."

Der Richter zeigte das Beil den Umstehenden. „Wem hat das Beil gehört?"

„Der Urte Endrullene", sagte der Ortsvorstand nach einigem Zögern. „Ich erkenne es an den drei Kreuzen am Stiel."

„Und mit diesem Beil ist sie erschlagen. Wer hat es hier vergraben, Endrullis?"

„Warum fragst du mich das, Herr?" Die Lippen zitterten merklich beim Sprechen.

„Das will ich dir sagen", antwortete der Richter, der sich nochmals über das Loch im Erdboden gebückt und mit der Hand die lose Erde durchsucht hatte. Er nahm jetzt einen kleinen Gegenstand auf und hielt ihn zwischen den Fingern ihm vor die Augen. „Da ist der zweite Knopf, der an deiner Jacke fehlt. Der erste war beim Zwängen durch die Bretöffnung sogleich abgetrennt und draußen niedergefallen; der zweite hing noch lose am Faden und fiel hier neben dem Beil in die Grube. Willst du noch die That leugnen?"

Endrullis schwieg. Seine Lippen waren blau, die Augen richteten sich stier auf den Knopf.

„Du hast das Beil in der Hand behalten", fuhr der Richter fort, „als du aus dem Fenster sprangst, und dann hast du es nicht fortwerfen wollen, damit es nicht die That vor der Zeit verrathen sollte. So bist du auf den Gedanken gekommen, es hier zu vergraben. Dein Pferd stand in der Nähe am Torfbruch unter den Erlen."

Endrullis schüttelte den Kopf, aber die Stimme versagte ihm. Ewe schluchzte laut und rief: „Er ist unschuldig — sie wollen ihn verderben."

Der Richter sprach die Verhaftung aus. Ewe hing sich an ihn und wollte ihn nicht fortlassen. Als der Gensdarm sie mit Gewalt von ihm trennte, riß sie ihren Brautkranz aus dem Haar und schleuderte ihn in die Grube. Dann brach sie zusammen.

Digitized by Google

In der letzten Stunde war sie um ihr Glück betrogen.

Aber auch jetzt noch gab sie den Mann, den sie liebte und der sich ihretwegen versündigt hatte, nicht verloren. Eines Tages rief sie Grillus zu sich und bat ihn, auf ihr Grundstück Acht zu geben; es könne sein, daß sie längere Zeit ausbleibe. Sie zog dann mehrere von ihren Röcken und Jacken übereinander; packte Wäsche in ein Bündel und ging zu Fuß fort, ohne zu sagen wohin.

Sie kam nach der Stadt und umkreiste das Gefängniß, ob Endrullis sich nicht erspähen ließe. Und endlich glaubte sie wirklich mit ihren scharfen Augen hoch oben hinter dem Eisengitter eines kleinen Fensters sein Gesicht zu erkennen. Die beiden Hände hatten die Eisenstäbe erfaßt und es reckte sich zwischen ihnen hinauf, gespenstisch bleich. Sie nahm ihr Kopftuch ab und winkte damit. Er schien aufmerksam zu werden und zu nicken. Aber die Entfernung war zu groß, um deutlich etwas erkennen oder sonst ein Zeichen der Verständigung geben zu können.

Ewe fragte einen von den Beamten, ob er nicht eine Magd brauche. Sie solle sich an den Herrn Inspector wenden, lautete die Antwort; der habe gerade eins von den Mädchen entlassen müssen, die in der Küche arbeiteten. „Ich denke, wir haben einander schon einmal gesehen", meinte der Inspector, der sich flüchtig ihrer erinnerte. „Ja", sagte sie, „und es geht mir seitdem schlecht. Wer im Gefängniß gesessen hat, bekommt schwer einen Dienst, und ich will doch gern arbeiten." Sie wurde als Magd angenommen.

In der Küche waren meist Gefangene beschäftigt. Einige derselben hatten täglich den Bedarf an Holz und Kohlen herbeizuschaffen, andere mußten das Brot und die großen Kübel mit den zubereiteten Speisen abholen und in die Corridore hinauftragen. Mit einem Blechmaß wurde dann in Gegenwart des Aufsehers jedem Gefangenen sein Theil in eine Schüssel eingeschöpft. Denen, die ihre Zelle nicht verlassen durften, wurde das Essen zugetragen. Ewe bewies sich so thätig und wußte sich bald so viel Vertrauen zu erwerben, daß sie bei diesen Vertheilungen oft zugegen sein und dabei helfen durfte. Durch gelegentliche Fragen erfuhr sie auch, wer in den einzelnen Zellen gefangen saß. Endrullis war in der letzten rechts im obersten Gange verschlossen.

Mitunter wurden die Gefangenen, gegen welche die Untersuchung noch schwebte, vormittags von den Schließern hinab und über den Hof nach dem Gerichtsgebäude zu ihrer Vernehmung vor dem Richter geleitet. Ewe wußte sich um diese Zeit in der Nähe der Ausgangsthür etwas zu schaffen zu machen und lauerte, bis die Reihe einmal an Endrullis käme. Lange wartete sie vergeblich. Endlich wurde er vorübergeführt, eine Hand und einen Fuß gekettet. Er stutzte, als er sie sah, verstand aber sogleich das Zeichen, das sie ihm gab, zu schweigen. Während sie den Finger der linken Hand auf den Mund legte, hob sie mit der rechten ein wenig den Rock. Das sollte für ihn Bedeutung haben, wie er sogleich merkte. Seine matten Augen glänzten einen Moment lebhafter.

Sie wußte, daß die Zellen der Gefangenen, die zum Verhör geführt wurden, bis zu deren Rückkehr unverschlossen zu bleiben pflegten. Die beiden Schließer begleiteten Endrullis über den Hof. Sie konnte, ohne daß es bemerkt wurde, hinaufeilen und in seine Zelle eintreten. Dort löste sie schnell die Bänder von

Digitized by Google

ihren untern Röcken, ließ sie zur Erde fallen, wickelte sie zusammen und schob das Päckchen in das Bett. Dazu brauchte sie nur wenige Secunden Zeit. Als der Aufseher zurückkam, war sie längst wieder in der Küche bei ihrer Arbeit.

Bald darauf fand sie einmal mittags Gelegenheit, eine kleine Feile, die sie von Hause mitgenommen hatte, in die Schüssel gleiten zu lassen, die für Endrullis bestimmt war. Sie zweifelte nun nicht, daß er in einer der nächsten Nächte die Eisenstäbe durchfeilen, die Röcke zu schmalen Streifen zerreißen und sich daran hinablassen würde. Entkam er glücklich aus dem Gefängniß, so erreichte er wol auch die Grenze und war in Sicherheit. Drüben hoffte sie dann mit ihm zusammenzutreffen.

Eines Morgens in der Frühe, sie war kaum vor einer Stunde eingeschlafen, wurde sie durch laute Stimmen in der Nähe ihrer Schlafstelle geweckt. Der Inspector verhandelte mit einigen Leuten, die von der Straße hereingekommen waren und von einem Unglücksfall berichteten. „Ist er todt?“ fragte der Inspector. „Mausetodt“, lautete die Antwort, „er muß sich auf dem Pflaster das Genick abgestürzt haben.“

„Und aus dem obersten Eckfenster, sagt ihr?“

„Da hängt wenigstens etwas wie ein Strick heraus. Er ist abgerissen und das längste Stück hat er noch in der Hand. Es scheinen lauter Streifen von Weiberröcken zusammengeknüpft zu sein. Wie kann das lose Gewebe auch einen schweren Menschen tragen?“

Der Inspector hatte sich inzwischen angekleidet und ging mit den Leuten fort; den Aufseher schickte er zur Revision der Zellen hinauf.

Ewe hatte sich im Bett aufgerichtet und gespannt gehorcht. Es war, als ob ihr das Herz stillstand; sie athmete nicht, aber in ihrer Stirn hämmerte das Blut mit fieberhaft raschen Schlägen. Eine Minute lang waren ihr die Glieder wie gelähmt; dann trieb die Angst sie auf. Nur mit einem Rock und Tuch bekleidet, stürzte sie hinaus dem Inspector nach.

Da lag einen Schritt von der Mauer Michel Endrullis regungslos. Die Leute richteten ihn auf, aber der Kopf sank zurück. Die Schädeldecke war zerbrochen, Blut stand vor dem Munde.

Ewe warf sich laut aufkreischend über den Todten. Sie hielt ihn so fest, daß es erst nach längerer Zeit den Männern gelang, sie von ihm loszureißen. Dann schien sie ganz kraftlos und ohne Willen; man mußte sie ins Haus tragen. Dort gab sie auf alle Fragen keine Antwort, kauerte in einer Ecke ihrer Kammer und wimmerte kläglich.

Sie wurde einige Wochen gefangen gehalten, dann aber entlassen, weil der Arzt ihren Geist für gänzlich verstört erklärte. Man hatte Grillus benachrichtigt, der sie nun mit einem Fuhrwerk abholte und in ihr Haus zurückbrachte.

Nach einigen Monaten gab sie einem Kinde das Leben. Es war ein Knabe, und sie nannte ihn, ehe er noch getauft war, Mikelis. Man hoffte, daß sie nun wieder zu gesundem Verstande kommen werde, und wirklich nährte und wartete sie das Kind mit größter Zärtlichkeit und Bedachtsamkeit.

Bald aber zeigte sich ein wundersam scheues Wesen. Sie ließ das Kind nicht

Digitized by Google

mehr vom Arme, nachts nicht von der Seite. Im Schlafe schreckte sie plötzlich auf und riß es mit gellendem Aufschrei an die Brust. Jeden, der sich dem Kinde näherte, verfolgte sie mit lauernden Blicken. Sie schien zu argwöhnen, daß man es ihr fortnehmen wolle. Ließ die Gaidullene sich nur auf der Schwelle sehen, so gerieth sie in heftiges Zittern, worauf ein Wuthausbruch zu folgen pflegte. Aus ihren abgerissenen Reden ließ sich entnehmen, daß sie von der Vorstellung gequält wurde, man wolle das Kind ins Gefängniß bringen und es für seinen Vater büßen lassen. „Sie sagen, es wird keiner mehr hingerichtet", murmelte sie, „aber so gewiß ist's doch nicht ... Er hat's gethan, aber ich hab's ihm geheißen ... und deshalb, meinen sie, gehört ihnen das Kind. Oben in der Zelle steht eine Wiege neben seinem Bett ... die Ketten haben sie versteckt, aber ich sehe sie unter dem Stroh liegen. Wenn einmal die Thür geschlossen ist, ist's vorbei ... und täglich schleifen sie das Beil — schirp, schirp, schirp — auf dem großen Schleifsteine. Hört nur: schirp, schirp, schirp ..."

Dann mochte ihr das Kind auch in ihren Armen nicht mehr sicher scheinen. Sie schlich heimlich mit ihm fort und versteckte es, bald in einer Kammer des Hauses, bald in einem Winkel der Klete, bald auf dem Heuboden. Mitunter mußte stundenlang gesucht werden, bis man es fand. Endlich schien die Gefahr für das junge Wesen so groß, daß man sich zu seinem Besten zu einem Gewaltschritt entschloß.

Als das Kind einmal wieder mit Mühe in seinem Versteck aufgefunden war, trug man es fort und brachte es zu ihrer Schwester, ohne daß sie es bemerkte.

Sie aber glaubte, man habe diesmal nicht hinter ihre Schliche kommen können, und gab darüber kindische Freude zu erkennen. Erst am andern Tage fing sie selbst an zu suchen, suchte in allen Winkeln und fand nichts. „Du hast das Kind gut versteckt", sagte ihre Schwägerin, „und kannst nun ganz ruhig sein. Das finden die Herren vom Gericht nicht."

Ewe sah sie lange lächelnd an und nickte dann zustimmend. „Das finden sie nicht."

Sie wurde nun ganz still und in sich verschlossen. Manchmal bewegte sie stundenlang die leere Wiege hin und her; das war ihre einzige Beschäftigung.

Nach einem Jahre fing sie an körperlich zu kränkeln und abzumagern. Speise und Trank mußte man ihr fast gewaltsam einflößen.

Eines Morgens fand man sie todt. Die kalte Hand lag auf dem Rande der Wiege.

Digitized by Google

Deutschthum und Judenthum.

Von

Ludwig Bamberger.

Es war eine interessante und lohnende Aufgabe für den Historiker und Patrioten, sich mit den eigenthümlichen Erscheinungen zu befassen, welche aus der Vermischung des jüdischen Elements mit modernem Volkswesen sich herausgebildet haben. Für den Historiker welch ein Stoff! Dies Hereinragen eines Stückes ältester Zeit in die Gegenwart, diese wundersame Lebenskraft, die eine so starke Individualität voraussetzt, und dennoch wieder diese wundersame Fähigkeit der Assimilation, welche auf der Möglichkeit beruht, Eigenes preiszugeben und Fremdes in sich aufzunehmen! Welch ein Gegenstand der Untersuchung, selbst wenn auch nur bis zum Anfang des Jahrhunderts zurückgegriffen würde, die mannichfaltige Art und Weise, wie bei den verschiedenen Nationen das vom Banne befreite Element sich eingelebt hat! Für den Beobachter deutscher Dinge endlich, welch eine Aufforderung, an den gerade bei uns so absonderlich und scharf hervortretenden Symptomen des Vorgangs auch die Grundzüge des deutschen Wesens selbst und dessen Verhalten zu socialen und politischen Aufgaben zu studiren! Das hätte dann geradewegs auf die Lösung des Problems hingeführt. Dem Patrioten konnte nicht entgehen, daß die Unsterblichkeit des heillosen Zwiespaltes nur eine besondere Art jenes großen deutschen Erbübels, jener Selbstzerfleischung ist, auf welche die politischen Leiden der Nation, die überwundenen und die noch zu überwindenden, zurückzuführen sind. Aus dieser Erkenntniß heraus war den Deutschen aller Confessionen zu zeigen, wie sie eben wieder einen Anlauf nehmen, sich das Leben schwer und sauer zu machen, indem sie den alten Hader unter neuen, guten oder schlechten Vorwänden in der widerwärtigsten Weise entfesseln.

Herr von Treitschke, der Historiker und Patriot, war wohl berufen, sich der Sache auf diese Weise anzunehmen und damit seine unleugbaren Verdienste um die Stärkung des nationalen Geistes durch eine schöne und edle That zu erhöhen. Ist ihm dies gelungen, als er jüngst in den „Preußischen Jahrbüchern" (Novemberheft 1879) der eben wieder emporlodernden Verfolgungswuth seine Aufmerksamkeit schenkte? Er scheint es zu glauben, und wahrlich, man sollte sich auch keiner als der besten Absicht von ihm versehen. Aber ich fürchte, er wird ziemlich allein

Digitized by Google

stehen mit diesem seinem guten Glauben. Die unduldsamen Eiferer und die pöbelhaften Bandenführer rühmen sich bereits, daß sie ihn zu den Ihrigen zählen, und die Befehdeten selbst werden schon dadurch allein zu dem Argwohn verführt, sein Eingreifen bedeute vor allem, daß nunmehr eine wohlbeglaubigte Autorität den Flibustiern, welche mit der Libellenfabrikation einträgliche Geschäfte machen, Kaperbriefe ausgestellt habe.

Eine tiefe und peinliche Aufregung hat sich der zunächst an der Sache Betheiligten, aber auch weiterer Kreise bemächtigt, und es kann nicht fehlen, daß Uebertreibung mit Uebertreibung beantwortet wird. Einzelne Citate aus dem Text des Angriffes gehen von Mund zu Mund, wie immer in verschärfter Fassung, und wer den Text selbst nicht gelesen hat, muß nach den umlaufenden Commentaren ihn für eine wahre Brandschrift halten.

Dem ist nun nicht so. Schon Treitschke's wie immer pompöse Schreibweise durfte dafür bürgen, daß er nicht gemeine Sache mit den Leuten mache, die es auf die Erregung niedriger Leidenschaften abgesehen haben. Zum Ueberfluß aber spricht er beinahe in jeder Zeile seiner Auslassung mit unverhaltenem Abscheu von dem Treiben, welches er selbst als zelotisch oder als roh und ekelhaft charakterisirt.

Wäre es mit der Form gethan, dieselbe könnte genügen, alle Klagen, welche gegen den Verfasser laut werden, zurückzuweisen. Aber leider hat er sich in der Sache eine zugleich so einseitige und sich selbst widersprechende Auffassung zu Schulden kommen lassen, daß es nur Wenigen gelingen wird, das Vertrauen in seinen guten Glauben zu bewahren, und ganz gewiß hat sich die erste und unmittelbare Wirkung seines Eingreifens als eine beklagenswerthe erwiesen.

Herr von Treitschke stellt die crasse Behauptung auf, daß bei vielen der Urtheilsfähigsten für ausgemacht gelte: die Juden seien Deutschlands Unglück! Und da er selbst nicht für denkbar hält, sie wieder rechtlos zu stellen oder auszutreiben, so mußte er seine Aufgabe darin finden, die Grundursache dieses angeblichen Unglücks zu prüfen, und, weil gewaltsame Heilmittel sich nicht bieten, auf besänftigende bedacht zu sein, auf Versöhnung, Verständigung, auf Ueberwindung vorhandener Schwierigkeiten. Er mußte, selbst wenn er noch so schlimm von den Juden denkt, den Antheil berücksichtigen, welchen der Fluch alter böser Ueberlieferung, das Erbe der vom blinden Glaubenseifer beherrschten Zeiten, an der Empfindungsweise des lebenden Geschlechtes hat. Er mußte, denen, die aus der Aufstachelung bestialischer Triebe ihr Gewerbe machen, entgegentretend, davor warnen, hier für alte unreflectirte Misgefühle nach neuen Rechtsgründen zu suchen. Er konnte daran erinnern, wie gerade der religiöse Hader am Mark des deutschen Lebens so zerstörend alle die Jahrhunderte her gezehrt und ganz allein unsere Staatsentwickelung hinter der unserer großen Nachbarnationen zurückgehalten hat. Er konnte daran erinnern, daß wir mit dem, wenn auch aufgedrungenen, Culturkampfe doch wieder die Erfahrung gemacht haben, wie jeder neue Ausbruch der alten Streitigkeiten die Kluft zwischen Deutschen und Deutschen erweitert und vertieft. Er konnte, ohne der Wahrheit Gewalt anzuthun, sagen, daß die Hand voll Juden, eine halbe Million auf dreiundvierzig Millionen, trotz all der lauten Rührigkeit, mit der sie sich bemerkbar machen, im großen und ganzen wenig zu

Digitized by Google

bedeuten vermöge, ja daß ihre guten Eigenschaften — und niemand kann sie ihnen abstreiten — sich sehr wohl verwerthen ließen, gerade um so mehr, je mehr ihr Ingenium vom germanischen verschieden wäre. Und hätte er mit solchem Mahnruf auch ein Wort an die Juden verbunden, dies oder jenes im Interesse des guten Einvernehmens ihnen zugemuthet, es wäre sicherlich auf günstigen Boden gefallen.

Nun schließt allerdings auch die Auslassung Treitschke's mit einer solchen Apostrophe. Aber leider steht dieselbe auf einer ebenso willkürlichen als ungerechten Voraussetzung, und, was noch mehr zu bedauern, sie bildet den Schluß einer Reihe grundloser Behauptungen, deren jede der beabsichtigten Wirkung geradezu entgegenarbeitet. Herr von Treitschke ruft den deutschen Juden zu, sie sollten gute deutsche Patrioten werden. Er bestreitet ihnen also diese Eigenschaft, aber er bringt nichts herbei, womit er diesen schweren Vorwurf begründet. Er beruft sich hauptsächlich auf einige Aeußerungen des Professors Grätz in Breslau, des gelehrten Verfassers einer bändereichen „Geschichte der Juden", und in einer neuerdings demselben Autor gewidmeten Polemik (Decemberheft 1879 der „Preußischen Jahrbücher") bringt er eine ganze Sammlung von Stellen aus demselben Werke, die allerdings lauten, als hätte sie ein Stöcker der Synagoge geschrieben. Was aber soll mit solchen Extravaganzen eines Einzelnen bewiesen werden? Genügt das Buch eines Mannes, um daraus den Geist einer großen Gesammtheit zu construiren? Erlaubt die strenge historische Methode, welche nach Herrn von Treitschke dem Botaniker Schleiden in dessen Schrift über die wissenschaftlichen Verdienste der Juden so gänzlich abgehen soll, mit Hülfe einer einzigen absonderlichen Erscheinung den Grundzug allgemeiner Zustände apodiktisch zu charakterisiren? Hätte der Ankläger auch nur mit einem Beleg darauf hingewiesen, daß die jüdischen Landsleute des breslauer Professors mit dessen grimmigen Ausfällen sympathisiren! Hätte er aus irgendwelcher Erfahrung zu melden gewußt, daß hier etwas mehr als die wunderliche Sinnesart eines Einzelnen zu Tage tritt! Aber nichts von allem dem vernehmen wir, dagegen wol, daß Herr von Treitschke das Buch von Grätz im Sommer 1879 gelesen hat. Ja so ist es. Die Lektüre eines Buches im letzten Sommer ist das historische Material, mit dem solche Anklageschriften verfaßt werden. Entfernen wir den Gedanken, die Spuren solcher Methode in andern Sphären der Literatur zu verfolgen; wir könnten sonst, um eine Anzahl Stufen herabsteigend, auf das Geheimniß der Leute stoßen, welche gegen das „Milliardenland" vielgelesene Schriften in Umlauf setzen.

Solche und die andern hier aufgehäuften Anklagen, die auf ebenso schwachen Füßen stehen, müssen in den Angegriffenen die Vorstellung erregen, daß sie es auch in Treitschke mit einem jener Verfolger zu thun haben, welche je nach Zeit und Umständen plausible Vorwände herausgreifen, um für das eigene, zur zweiten Natur gewordene Gefühl des Widerstrebens eine Beschönigung zu finden. Wenn es noch viele Juden in Deutschland geben sollte, die sich nicht für Deutsche halten, so würde Treitschke's Anklageacte sie in ihrem Gefühl der Fremdheit nur befestigen, und manchem sehr gut deutsch Gesinnten wird diese Incrimination für die nächste Zeit den Gedanken aufzwingen, daß er unter seinen eigenen Landsleuten von vielen unbelehrbaren Feinden umgeben sei. Gerade je mehr Herr von Treitschke

Digitized by Google

von der Ansicht ausgeht, daß der Einfluß der Juden im Verhältniß zu ihrer Zahl unleidlich groß sei, desto mehr mußte ihm am Herzen liegen, den Gegensatz überwinden, nicht ihn verschärfen zu helfen. Wie aber soll es auf die Angegriffenen wirken, wenn sie lesen, daß die neueste Aera der Verfolgung der Ausbruch „eines tief und lange verhaltenen Zornes" sei, eines Zornes, der damit gerechtfertigt wird, „daß der Instinct der Massen in den Juden eine schwere Gefahr, einen hochbedenklichen Schaden des neuen deutschen Lebens erkannt habe". Wenn dem so ist, dann haben auch die Leute sich ein großes Verdienst erworben, welche die Bewegung in Gang gebracht, welche in der cloaca maxima der niedrigen Leidenschaften den Schlamm aufgewühlt haben, der dann, stilistisch desinficirt, in die höhern Regionen der Publicistik emporgehoben, zur Befruchtung neuer Zwietracht über das Land gebreitet werden konnte.

Dem Schriftsteller, der den deutschen Juden vorwirft, daß sie weniger patriotisch seien als ihre Glaubensgenossen in andern gleich civilisirten Staaten, hätte es sehr nahe gelegen, zu fragen, wie es sich denn erkläre, daß die gehässige und cynische Art der Verfolgung, unter der sie zu leiden haben, jetzt ganz allein noch in Deutschland vorkommt. Ist es auch nur denkbar, daß dieser Ton mehr aus der Natur der Verfolgten herrühre als aus der Natur der Verfolger? Auch in England und Frankreich vollzieht sich die Verschmelzung nicht ohne Verdrießlichkeiten. D'Israeli's merkwürdige Laufbahn, der mächtige Einfluß der Rothschild in Frankreich und vieles andere hat zeitweise da und dort wieder auf den Unterschied der Rassen die Aufmerksamkeit hingelenkt. Aber nur ausnahmsweise hat anderwärts die Polemik den niedrigen boshaften Ton angeschlagen, der ihr in Deutschland anhaftet. Wer versöhnend wirken will, wie Herr von Treitschke es mit seiner Apostrophe versucht, darf nicht einen Ruf ergehen lassen, der die ganze rach- und beutelustige Meute um ihn sammelt, darf nicht dem wüsten Treiben mit einem ganzen Schwall der bedenklichsten Stichworte zu Hülfe eilen. Dieses mit seiner ausgesprochenen Absicht in Widerspruch stehende Verfahren findet freilich seine Erklärung darin, daß in ihm selbst die innern Antriebe einer gewissen Geistesrichtung stärker waren als der nicht zu bezweifelnde gute Vorsatz.

Vor allem steht er selbst unter der Herrschaft der erblichen Antipathie, und wo er Arzt sein will, ist er Patient. Durch alle Poren seines Wesens transspirirt die vorgefaßte Stimmung, welche die deutschen Juden als Fremdlinge ansieht. Würde er ihnen sonst vorwerfen, daß hier und da Juden Goethe, Fichte und Luther oder deutsche Eigenthümlichkeiten scharf getadelt haben? Weiß er nicht, daß Luther, Goethe, Fichte — und wer nicht? — von Deutschen aufs bitterste angegriffen worden sind?

Waren die Nicolai, Manso, Fulda, war Kotzebue, war der Judenhasser Wolfgang Menzel, waren alle jene „Philisterpfaffen", welche lange vor Börne durch ihre Polemik dem greisen Goethe das Leben zu verbittern suchten, etwa Juden? War der Judenhasser Schopenhauer, der über Hegel und Fichte und die „Lobesassecuranzgesellschaften der deutschen Professoren" endlose Ströme des Hasses und der Verachtung ausgoß, ein Jude? War der Bischof Ketteler, welcher erklärte, daß das deutsche Volk durch Luther's Reformation das Gewissen eingebüßt habe,

Digitized by Google

ein Jude? Ist Richard Wagner, welcher nicht zugeben kann, daß Felix Mendelssohn ein deutscher Componist gewesen sei, ein Jude? Ist der Judenhasser Dühring, welcher einen Helmholtz mit Schmuz bewirft, ein Jude? Leider, leider! ist die Geringschätzung deutscher Dinge, die Herabwürdigung und Verfolgung der besten deutschen Männer ein Charakterzug, welcher sprichwörtlich vorgeworfen wird

Der frommen deutschen Nation,
Die sich erst recht erhaben fühlt,
Wenn all ihr Würdiges ist verspielt.
(Goethe.)

Die herbe Kritik deutschen Wesens, deutscher Persönlichkeiten einigen Juden besonders anzurechnen, beweist, daß man sie eben nur als Geduldete, die das Gastrecht verletzen, ansieht, und ganz folgerichtig hält ihnen Treitschke dieses Unrecht auch als besondern Undank vor gegen das Land, das „sie schütze und schirme". Solcher unmittelbaren Empfindung kam dann das politische Bedürfniß des Augenblicks entgegen, und für beide war die Gelegenheit, einander in die Hände zu arbeiten, eine sehr willkommene.

Der Aufsatz, an dessen Schluß die Judenfrage behandelt wird, richtet seine Spitze gegen den Liberalismus. Sind schon die Juden von jeher liberal gewesen, so ist insbesondere einer der hervorragendsten Führer jenes parlamentarischen Liberalismus, der bei Herrn von Treitschke eben in Ungnade steht, ein Jude. Der Angriff gegen die Juden ist nur eine Diversion im heutigen großen Feldzuge gegen den Liberalismus, und ohne Zweifel hat dieser Zusammenhang das Seinige dazu beigetragen, Herrn von Treitschke auf dies Gebiet zu führen. Er behauptet, die Erregung gegen die Juden sei so groß, daß bei der breslauer Wahl Lasker ihr Opfer geworden sei. In Wahrheit aber verhält sich die Sache, wie jeder Kenner der localen Verhältnisse weiß, umgekehrt. Lasker wurde als der Mann des linken Flügels der Nationalliberalen bekämpft, und an die judenfeindlichen Traditionen wurde nur appellirt, um die Gegnerschaft zu vermehren. Ein gut Theil des Zorns gegen die Juden kommt allerdings daher, daß sie liberal gesinnt sind. Das müssen sie sich schon gefallen lassen. Sie haben in deutschen Parlamenten von jeher auf den Bänken der Linken gesessen. Nur zwei jüdische Abgeordnete früherer Reichstage saßen auf der Rechten, Dr. Strousberg und Herr von Rothschild, vermuthlich weil sie verzeihlicherweise als Fürstlichkeiten der Finanz dies ihrer Stellung innerhalb der Aristokratie schuldig zu sein glaubten.

Und endlich viel mächtiger noch als durch das momentane taktische Bedürfniß wird Herr von Treitschke durch den Grundzug seines ganzen seelischen Wesens in dies Treiben mit hineingezogen. Es gab immer und überall und es gibt zur Zeit in Deutschland besonders viele Schwärmer, die den Feuereifer für ihr eigenes Ideal nicht wirksamer schüren zu können vermeinen, als indem sie alles andere geringschätzen oder hassen. Gerade der Cultus der Nationalität trägt diese Versuchung mehr als jeder andere in sich und artet leicht dahin aus, den Haß gegen andere Nationen zum Kennzeichen echter Gesinnung zu machen. Von diesem Haß gegen das Fremdartige jenseit der Grenze bis zum Haß gegen das, was sich

Digitized by Google

etwa noch als fremdartig in der eigenen Heimat ausfindig machen läßt, ist nur ein Schritt. Je mehr Haß, desto mehr Tugend! Wo der Nationalhaß nach außen seine Schranke findet, wird der Feldzug nach innen eröffnet. Je enger der Cirkel der Bekenner gezogen werden kann, desto reiner lodert die Flamme auf dem Altar. Treitschke selbst kann nicht umhin, daran zu erinnern, daß die Judenverfolgungen von 1819 mit dem Teutonismus zusammenhingen.

Von jeher haben die Versuche, Scheidungen im Innern eines Landes herzustellen, mit Vorliebe an die Rechte der Geburt angeknüpft. Vor Jahren tauchte in Nordamerika eine Partei auf, welche sich die der „Nativisten" nannte. Es war zur Zeit, als die bereits länger Angesiedelten glaubten, dem Strom der Einwanderung Schwierigkeiten entgegensetzen zu müssen. Nur der auf amerikanischem Boden Geborene sollte das volle Bürgerrecht erwerben können. Je weniger Billigkeit und Vernunft einem Verlangen zu Grunde liegt, desto mehr scheut es logische Erörterung, desto mehr zieht es vor, sich auf nackte Gewalt zu stützen. Daher nannten sich die Vertreter des Nativismus auch „Know-nothings", d. h. Nichtswisser, Leute, die von schwächlichen Betrachtungen des Rechtes und der Moral und von allem Denken und Wissen, woraus diese geschöpft werden, nichts hören wollen; und um die „Nichtswisser" bildete sich eine Garde, welche man „Rowdies" nannte, wüste Gesellen, welche kein Argument als das des Revolvers und des Todtschlägers anerkennen.

Ist es nicht eine Art von Nativismus, der jetzt gegen die deutschen Juden gleich als neue Ankömmlinge gepredigt wird? Sonderbar! In derselben Abhandlung, deren Schluß der Excurs gegen die Juden bildet, findet Herr von Treitschke auch Gelegenheit, sich misbilligend gegen das falsche Idol der „Philanthropie" und „Bildung" und mit Behagen über die Agitation zu Gunsten der Prügel auszusprechen.

Doch mit dem Nativismus im streng amerikanischen Sinne ist gegen die deutschen Juden nichts anzufangen. Auf der deutschen Scholle sitzen sie, seitdem Deutschland in die Geschichte eingetreten ist. Ihre Einwanderung am Rhein und an der Donau führt auf die Römerzeiten und den Beginn der christlichen Aera zurück, und selbst die Komik des mauschelnden Kauderwelsch beruht theilweise darauf, daß es alt- und mittelhochdeutsche Worte am Leben erhalten hat, wie denn auch die uns etwas grotesk klingenden Thiervornamen Bär, Wolf, Hirsch u. s. w. im christlich-deutschen Mittelalter eingebürgert waren. Die Absonderung nahm ihren schlimmen Charakter mit den grausamen Verfolgungen, den Plündereien und Schlächtereien an, welche seit den Kreuzzügen um sich griffen, nachdem der einmal entzündete fromme Eifer seine Nutzanwendung auch auf die Häuser der Juden gefunden hatte.

So groß auch die Rolle ist, welche Stammesgemeinschaft im Ringen der Nationalitäten sich heute zutheilt, so wird sich doch niemand zu der Absurdität verirren, daß die heute bestehenden nationalen Großstaaten nach dem Grundsatz absoluter Rasseneinheit purificirt werden sollten. Alle civilisirten Nationen sind vielmehr bekanntlich aus verschiedenen Volksstämmen gebildet und haben gerade in solcher Assimilation ihre Stärke bekundet und gefunden. Nun gar aber das

Digitized by Google

Kriegsgeschrei gegen die „Semiten" datirt, wie das Wort selbst andeutet, erst aus allerneuester Zeit. Es ist noch nicht lange her, daß dieser Ausdruck in der Sprache der landläufigen Bildung eingebürgert ist, daß die Popularisirung der linguistischen Studien und die daraus hervorgegangene Bekanntschaft mit der Eintheilung der Idiome das von den meisten kaum verstandene Wort in Umlauf gesetzt hat. Ganz bezeichnend für den Ausgangspunkt der heutigen Bewegung gegen die Juden holte sie ihr Stichwort aus den Abfällen der physiologischen und linguistischen Wissenschaft, welche der lernbegierigen Leserwelt zugetragen werden. Doch in der That ist alle Mühe dabei verloren; denn es läßt sich in der Wirklichkeit des Lebens mit dieser Rassenunterscheidung gar nichts anfangen. Sie ward eben erst zu Hülfe gerufen, als es nicht mehr anging, die Ungleichheit des Rechtes auf das religiöse Bekenntniß zu stützen. Aber Ersatz für dieses greifbare und ehrliche Scheidemittel kann das schwächliche Surrogat nicht liefern. Getauft oder ungetauft, das hat Sinn und Kraft; semitisch oder germanisch ist nicht zu brauchen, ohne die Getauften mit den Ungetauften zu treffen.

Herr von Treitschke denkt nicht daran, die Rechtsungleichheit auf die Verschiedenheit des Bekenntnisses zu gründen. Wie wäre das auch möglich, nachdem soeben der Berliner Congreß, unter dem Vorsitze des deutschen Reichskanzlers, den Grundsatz der Gleichberechtigung der Bekenntnisse in so feierlicher und zwingender Weise proclamirt hat, wie es noch nie vorher in der Welt geschehen war! Der von den Großmächten verkündete Fundamentalartikel des modernen Rechtes wurde der neuen rumänischen Selbständigkeit als Vorbedingung zu Grunde gelegt.

Aber eben diese Unmöglichkeit einer Rechtsverweigerung auf Grund der Religion drängt bei uns den Kampf immer wieder von neuem auf das physiologische Gebiet der Rassenungleichheit hinüber, obgleich Deutschland, welches die Ansprüche der Rassengleichheit auf eigenem Boden im Panslawismus zu bekämpfen hat, sich wahrlich nicht wird einfallen lassen, auch seine Bürger slawischer Abstammung aussondern zu wollen. Und wenn auch ausschließlich gegen die Juden das Rassenprincip angerufen werden soll, gegen die Asiaten, wie heute die Rede geht, d. h. wenn — o vergessene Wiege des Menschengeschlechts! — eine Scheidelinie gezogen werden soll zwischen den Juden kleinasiatischer und den Indogermanen großasiatischer Herkunft, die sich zu dem aus Kleinasien gekommenen Christenthum bekennen: wie in aller Welt soll die Praxis sich mit dieser Weisheit zurechtfinden? Auf Grund dieser Demarcationslinie wären alle als Kinder getauften oder später zum Christenthum übergetretenen Juden, ferner die von getauften jüdischen Aeltern oder Großältern stammenden Christen dem Interdict verfallen. Treitschke selbst führt die ungetauften Riesser und Veit in einer Linie mit dem getauften Felix Mendelssohn als deutsche Juden an. Was meint er zu Stahl, dem Stifter der Schule, an welche sich die christlich-germanischen Hochconservativen anlehnen? Was zu Neander? Von den Lebenden will ich niemand nennen, um niemand unbequem zu sein. Und wie ist es mit den Abkömmlingen der bereits sehr zahlreichen Mischehen? Wenn die Rassenproscription nach nordamerikanischem Vorbilde gegen die Semiten angewendet werden sollte, so müßte auch das Halbblut ausgestoßen werden. Damit kämen wir schon bis in die höhern Chargen der

Digitized by Google

Armee, die bisjetzt zwar von den Söhnen, nicht aber, natürlich nur unter gewissen Bedingungen, von den Schwiegersöhnen Sems rein gehalten werden.

Warum doch sich mit all diesen fadenscheinigen Vorwänden quälen! Gestehen wir es uns ehrlich: wir haben es mit einer alten, von Geschlecht zu Geschlecht seit Jahrhunderten fortgezeugten Antipathie zu thun, die, zu einer naturalistischen Thatsache geworden, in Vielen auch die stärkste Logik nicht gegen die Macht der Gewohnheit aufkommen läßt. Wer es erklären sollte, brauchte nicht um die Gründe verlegen zu sein; nur müßte man ihm Zeit lassen, die halbe Weltgeschichte zu Hülfe zu nehmen. Im wesentlichen entsprang das Misgefühl aus dem Gegensatz der Glaubensbekenntnisse, deren jedes sich für das wahre, das allein berechtigte hielt. Seitdem die Confessionen angefangen haben zu lernen, daß es im Hause Gottes der Wohnungen viele gibt, ist die religiöse Antipathie bestimmt, zu verschwinden. Der Rassengegensatz wird ein etwas zäheres Leben fristen, aber auch ihn werden dereinst Bildung und Humanität überwinden, denn nicht allezeit werden, wie gegenwärtig, Bildung und Humanität ans Kreuz geschlagen sein. Bis dahin muß man aber mit der unumstößlichen Thatsache eines sich über sich selbst unklaren Gefühls rechnen.

In eine unumstößliche Thatsache fügt man sich, schon weil man muß, wogegen Scheingründe, die ihr ein besonderes Rechtsgewand umhängen sollen, nur die Betroffenen irritiren. Wenn jemand sagt: ich kann nun einmal die Juden nicht ausstehen, so läßt sich gar nicht mehr mit ihm rechten. Gibt es doch auch für gebildete Menschen kaum ein größeres Vergnügen als das, ihren Vorurtheilen zu fröhnen!

Die Denkenden unter den deutschen Juden sind mit allem dem so vertraut, daß sie nicht weiter darüber grollen, außer wenn die unreflectirte Empfindung auch ihr unmittelbares Gefühl wach ruft. Sie kennen und schätzen ihre deutschen Landsleute zu sehr, um nicht zu verstehen, warum gerade in ihnen das Widerstreben sich am stärksten ausspricht und am unliebenswürdigsten zu Tage tritt. Und wenn sie etwa selbst einen Theil der Schuld daran tragen, daß es ihnen in Deutschland bis auf diesen Tag schlechter geht als anderwärts — warum sollten sie nicht auch dazu mitgethan haben? — je nun, so sind es wahrscheinlich auch deutsche Unarten, die ihnen zur Last fallen. Denn mit keinem Volke haben sie sich auch nur entfernt so eng zusammengelebt, man könnte sagen, identificirt, wie mit den Deutschen. Sie sind germanisirt nicht blos auf deutschem Boden, sondern weit über Deutschlands Grenze hinaus. Das ist einer der Punkte, in denen sich Herr von Treitschke, wie ihm inzwischen schon von andern nachgewiesen worden ist, besonders stark geirrt hat. Auch die Juden Frankreichs, Hollands, Englands sind nicht, wie er behauptet, zum größern Theil Reste der spanischen und portugiesischen Ausgetriebenen, sondern aus Deutschland eingewandert; ihr Jargon, wo sie überhaupt einen solchen sprechen, ist mit deutschen Wörtern versetzt. Die europäischen Juden sind mit keiner Sprache so verwachsen wie mit der deutschen, und wer Sprache sagt, sagt Geist.

Treitschke sieht in den vom Osten her zuwandernden „hosenverkaufenden polnischen Jünglingen" eine ernste Gefahr. Man denkt bei seiner Schilderung an eine hereindringende Flut, etwa wie die der Chinesen in Californien. Möchte er uns nicht einige statistische Zahlen darüber aus den letzten Jahren geben? Bei seiner

Digitized by Google

gar leicht generalisirenden Darstellungsweise liegt die Besorgniß nahe, die Angabe könnte auf der Beobachtung einiger häufiger gewordenen Zudringlichkeiten an der Ecke der Behren- und Friedrichstraße beruhen. Und ist es gewiß, daß diese „Polen" aus Russisch- und nicht aus Preußisch-Polen kommen? Wenn aus dem Preußischen, mit welchem Recht behandelt der bittere Gegner des polnischen Nationalwiderstandes die Bewohner der Provinz Posen als Ausländer? Und noch dazu deutschredende? Was sagen wir deutschredende? Hat nicht von jeher das jüdische Element in Posen mit Recht als ein germanisirendes gegolten? Haben nicht meistens die Juden mit den Deutschen zusammen gewählt?

In eben dem Artikel, welcher die Juden das „Unglück" Deutschlands nennt, hält Herr von Treitschke den Russen ihre Verstimmung gegen die deutsche Politik vor. Dabei hätte er sich denn füglich erinnern dürfen, daß die russischen Treitschke — ich will sagen, die Katkow und Aksakow, die Deutschen für das „Unglück" Rußlands erklären. Und indem sie es thun, behängen auch sie nur althergebrachte Vorurtheile und Leidenschaften mit dem prunkenden Flitter der patriotischen Phrase. Bekanntlich nährt das nationale und orthodoxe Russenthum von jeher einen grimmigen Haß gegen die deutschen „Heiden". Schon in den Stürmen der Reformation überschritt eine große Anzahl bedürftiger Deutscher die russische Westgrenze und gedieh in dem „heiligen" Rußland durch Geschicklichkeit, Fleiß und Mäßigkeit. Das russische Volk mußte diese Vorzüge der „Eindringlinge" anerkennen, verabscheute sie aber darum nur erst recht. Seit jenen Zeiten ist die Anklage gegen die Deutschen, „daß sie die nationale Religion zu Grunde richten und die Reichthümer des Landes in ihre Hand bringen", eine stehende geblieben im Munde des gemeinen Mannes, und neuerdings wird sie von den mehr oder minder gelehrten moskauer Panslawisten mit einem ungeheuern Aufwande wohlfeiler sittlicher Entrüstung und wohlfeilen wissenschaftlichen Brimboriums wiederholt. Sowenig in Rußland tüchtige, fleißige, umsichtige und sparsame Russen durch die Deutschen gehindert werden, die Früchte ihrer Arbeit zu genießen und zu Bildung und Wohlstand zu gelangen, sowenig verhindert das Gedeihen der jüdischen Deutschen das Gedeihen der christlichen Deutschen. Und so gewiß die Thätigkeit und der Erwerb der in Rußland angesiedelten Deutschen der russischen Cultur im ganzen zugute kommt, so gewiß gereicht die geistige und die wirthschaftliche Arbeit der deutschen Juden dem deutschen Staate und der deutschen Gesellschaft zum Vortheil. Herr von Treitschke, der sich sonst immer zu gesunden wirthschaftlichen Principien bekannt hat, wird hoffentlich nicht auch der jetzt allerdings wieder in Mode kommenden plumpen Wahnvorstellung Zugeständnisse machen wollen, wonach diejenigen, welche durch ihre Arbeit Geld erwerben, nicht die Gesellschaft durch ihre Dienstleistungen um ebenso viel bereichern, sondern sie nur ausbeuten. Gewiß, wo der Betrieb bestimmter Gewerbszweige vorzugsweise bestimmten Kreisen zufällt, läßt sich vermuthen, daß diese Kreise durch besondere Geschicklichkeit dazu qualificirt seien, aber auch daß sie ebendadurch sich um das Gemeinwesen besonders verdient machen. Wenn es wahr sein sollte, daß die Juden zu gewissen Thätigkeiten mehr Anlage hätten als die Germanen, so sollten die letztern, statt darüber Eifersucht zu empfinden, des Rathes, den Goethe gibt, eingedenk sein:

Digitized by Google

Seh' ich an andern große Eigenschaften
Und wollen die an mir auch haften,
So werd' ich sie in Liebe pflegen,
Geht's nicht, so thu' ich was andres dagegen.

Bedenkt man, durch welche besondern Härten den Juden das Leben in Deutschland schwer gemacht worden ist und zum Theil noch schwer gemacht wird, und wie sie dennoch zu allen Zeiten sich in Deutschland behaupteten, so wird man zu der Vermuthung gedrängt, daß gemeinsame Berührungspunkte im Grundcharakter es bewirkt haben müssen, Deutschland und deutsches Wesen besonders anziehend für die Juden wie auch die Juden zur Ergänzung des deutschen Wesens besonders nützlich zu machen. Aber neben dem, was sie gegenseitig anzieht, gibt es auch wieder so manches, was die einen von den andern abstößt. Eine Mischung von heterogenen und verwandten Geisteseigenschaften: das ist gerade der Stoff, aus welchem die intimen Feindschaften gebraut werden. So wol auch hier. Das Gemeinsame ist der spiritualistische Grundzug: Juden und Deutsche sind zweifelsohne die beiden spiritualistischsten Nationen aller Zeiten und Länder. Das Christlich-Germanische ist keine bloße Erfindung teutonisirender Pietisten und Professoren. Vermöge ihrer besondern Anlage waren die Deutschen am besten geartet, die spiritualistischen Anschauungen des Judenthums, nachdem diese durch die christliche Fortbildung der Nationalität entkleidet worden, in sich aufzunehmen. Auch die unfrommen Philosophen von Voltaire bis auf Arnold Ruge haben ganz wie die altrömischen Heiden in dem Christenthum nichts anderes erblicken wollen als eine besondere Form des Judenthums, und im „Nazarenerthum" das spiritualistische Princip bekämpft. Die Neigung zu abstractem Denken, eine der begleitenden Ursachen der spiritualistischen Lebensanschauung, ist in Juden und Deutschen am stärksten ausgeprägt. Die speculative Philosophie Spinoza's ist nirgends so tief aufgefaßt und verehrt worden wie in Deutschland, und wenn es erlaubt ist, Namen von so verschiedenem Werthe nebeinander zu nennen: niemals hätten in einem andern Lande die beiden philosophirenden Socialisten Marx und Lassalle solchen Anhang gewonnen. Auch die kosmopolitische Anlage, welche mit der Fähigkeit, sich vom Gegebenen loszureißen, innig zusammenhängt, ist beiden Theilen gemeinsam. Deutsche und Juden finden sich am leichtesten in fremde Sitten, Sprachen und Anschauungen hinein. Ja, beide besitzen das Geheimniß der Speculation, wie im philosophischen, so auch im kaufmännischen Sinne, wie denn das Wort nicht blos durch äußern Zufall die beiden Verstandesoperationen, die philosophische und die mercantile, mit der gleichen tiefbegründeten Bezeichnung deckt. Die Deutschen sind die vorzüglichsten Kaufleute der Welt; wer die deutschen Kaufleute im Auslande bis in den fernsten Osten hinein beobachtet, muß zugeben, daß da, wo nicht die Armseligkeit der Kleinstaaterei, der Junker-, Beamten- und Gelehrtenhochmuth sie herabdrückt, sie unerreicht dastehen; in den Hansestädten sind die Reste der ehemaligen Ueberlegenheit auch auf deutschem Boden erhalten. Der Angriff gegen die „Händler" im Allgemeinen war die logische Einleitung des Feldzugs gegen die Juden.

Aber neben den Zügen merkwürdiger Geistesverwandtschaft treten wieder andere hervor, die beide Theile scharf voneinander scheiden. Bedächtiges, feierliches,

Digitized by Google

andächtiges, ernstes, gehorsames Wesen sticht ab gegen einen wundersam beweglichen, sarkastischen, skeptischen, undisciplinirbaren Geist. Heinrich Heine, den man zu nennen nie unterlassen kann, wo von Deutschthum im Verhältniß zum Judenthum die Rede ist, und mit welchem Börne nur von den Oberflächlichsten zusammen genannt wird, Heine ist der unsterbliche Ausdruck jener sonderbaren Mischung deutscher Gedankentiefe und Empfindungsfülle mit dem schnellblütigen, kecken, bis zur Frivolität gesteigerten Humor des jüdischen Ingeniums. So deutsch war er, daß er der deutschen Sprache einen reichen Schatz aus eigener Schöpfung hinterlassen konnte, so deutsch, daß er mit Recht der letzte der Romantiker genannt worden ist; so deutsch, daß er nur dem größten Meister in jener besondern deutschen Dichtungsweise nachsteht, die wir, mit einem den andern Nationen in diesem Sinne nicht geläufigen Ausdruck, Lyrik nennen; so deutsch, daß er es unter seinen Landsleuten nicht aushalten und doch nicht einen Augenblick aufhören konnte, mit ihnen und für sie denkend und dichtend zu leben. Aber die beißende, ätzende, schillernde Geistreichigkeit, mit welcher er dem deutschen Hang zur nationalen Selbstkritik sich hingab, war eine fremdartige Zuthat, die ihm bei Gerechten und Ungerechten viel Feindschaft zuzog, vor allem bei den falschen Biedermännern, die dem ganz undeutschen Chauvinismus das deutsche Bürgerrecht ertheilt und den freien humanen wahrhaftigen Geist unserer classischen Literatur proscribirt haben.

Bespricht man in unsern Tagen die Judenfrage in Deutschland, so kann man an dem Namen Lasker nicht schweigend vorübergehen, sowenig man auch von den Lebenden mit gleicher Rückhaltslosigkeit wie von den Todten zu reden Lust hat. Es war vorauszusehen, daß die stille Verwunderung über die führende Stellung, welche ein Jude im neuen deutschen Parlamentarismus einnahm, früher oder später laut werden und ihren Rückschlag haben mußte, wie es jetzt geschehen ist. Aber nur die größte Oberflächlichkeit kann verkennen, daß ein Mann nicht diese Rolle in der freien Kunst der Politik so lange behaupten kann, ohne die herrschenden Züge aus dem Geist der Nation in sich aufgenommen zu haben.

Man könnte die Philosophie der Geschichte von Lasker's Laufbahn nicht schreiben, ohne sich an die Philosophie der jüngsten deutschen Geschichte zu machen. In den Grundzügen seines Charakters ist er das Gegenstück zu Heine. Dort das maliciöse und frivole, genießende Weltkind, hier der von etwas unweltlichem Optimismus angehauchte, ernste, im Geruche der Ascese stehende Idealist. Als es dem großen Realisten Bismarck gelungen war, die deutsche Politik aus der Welt deutscher Abstraction auf den concreten Boden der Macht zu stellen, zog er den idealistischen Drang der Nation nach großer Gestaltung und großen gesetzgeberischen Zielen in die Dienste seines gewaltigen Beginnens. Das war die Blütezeit Lasker's, der mit den glänzendsten Waffen jüdischer Dialektik für den deutschen Idealismus eintrat und sich wegen dieser seiner, dem Realismus geleisteten Heerfolge mit dem abstracten berliner Radicalismus entzweite. Aber im Verlauf der Dinge schieden sich die beiden Elemente wieder voneinander, und die fortentwickelte Realpolitik des Kanzlers kehrte sich gegen seinen idealistischen Bundesgenossen, in welchem er die aus dieser Auseinandersetzung sich absondernde Fülle „sittlicher Entrüstung" als eine auf allen seinen Wegen ihm entgegensprudelnde Quelle

Digitized by Google

unleidlicher Behinderung bekämpfen zu müssen glaubte. Natürlich siegte der Realist, und seine überwältigende Macht zog die Mehrheit der Nation so unwiderstehlich hinter sich her, daß dieselbe dem Unterliegenden gerade jene etwas abstracte sittliche Entrüstung, die ihm einst ihren begeisterten Zuruf eingebracht, zum Vorwurf machte. Eben den Leuten, welche jetzt ihn am wildesten anfallen, hat er zuerst das Stichwort geliefert, welches sie jetzt gegen ihn, als den hervorstechendsten seiner Stammesgenossen, ausbeuten.

Wenn die „hosenverkaufenden Jünglinge" ihre Kinder und Enkel wieder zu Verkäufern alter Hosen erzögen, so würde der Jammer über die Eindringlinge lange nicht so groß geworden sein. Aber diese Kinder und Enkel reißen sich vom niedrigen Gewerbe los, ergeben sich dem ehrbaren Handel, der Industrie, der Kunst und — was von allem das Schlimmste — der Wissenschaft. Und da sie mit ungewöhnlichem Lerntriebe eine sichtbare Eile, das Versäumte nachzuholen, verbinden, so bewerben sie sich — man sagt in verhältnißmäßig auffallender Zahl — auch um akademische und richterliche Aemter. Ob sie nun wirklich in so schreiend großer Zahl erscheinen, oder ob nur das Ungewohnte ihres Erscheinens in Functionen, von denen sie bis vor kurzem systematisch fern gehalten wurden, diesen Eindruck hervorbringe: sicher ist, daß die Recrudescenz der Gehässigkeiten mit diesen Dingen eng zusammenhängt. Aber wie nun einmal die Sachen in Deutschland liegen, dürfen die Juden selbst sich nicht wundern noch erzürnen, daß diese Erscheinungen Anstoß und Bedenken erregen. Von welchen Ursachen immer die Antipathie herrühre, einerlei ob sie auf guten oder schlechten Gründen beruhe, man muß einräumen, und darin spricht Herr von Treitschke wahr: die Gleichheit des Rechtes ist in Deutschland wol für den Verstand, aber noch nicht für das unmittelbare Gefühl durchgedrungen, und man könnte, den Gedanken noch weiter verfolgend, leicht nachweisen, wie die kaum vollzogene Emancipation der deutschen Nation selbst auch die Hindernisse erklärt, mit welchen die Emancipation der Juden zu kämpfen hat. Endlich muß man noch zugeben, daß die Erinnerung an den alten festgewurzelten Gegensatz sich durch vielerlei, manchmal ans Groteske streifende Aeußerlichkeiten wach erhält, sodaß mit der Zumuthung plötzlichen Vergessens von der menschlichen Natur in der That viel verlangt wird. Steht doch selbst ein Nebensächliches, wie ihre Talentlosigkeit für das Trinken, den Juden in manchen kameradschaftlichen Verhältnissen, und nicht gerade der niedrigsten Kategorie, entgegen. So mischt sich Großes mit Kleinem, um die alte Misère jung zu erhalten.

Wenn Herr von Treitschke recht hätte mit der Behauptung, daß die Juden anderer Länder bessere Patrioten wären als die deutschen, so läge gewiß keine Art der Erklärung dafür näher, als daß diesen eben noch auf Schritt und Tritt immer von neuem die Vorstellung eingetränkt wird: ihr seid nur Deutsche zweiter Klasse. Kein Beruf ist enger verwandt mit dem lebendigen Gefühl fürs Vaterland als derjenige der Waffen. Wie muß es in die Seele eines Jünglings schneiden, der mit Aufopferung und Ehre sein Blut auf dem Schlachtfelde vergossen hat, und dann erfährt, daß er um seines Blutes willen nicht würdig befunden werde, dem Offiziercorps anzugehören! Wäre es wahr, was entschieden zu bestreiten ist, daß die deutschen Juden nicht von Herzen deutsch wären, man müßte die Gründe nicht in ihnen suchen.

Digitized by Google

Mittelbar gibt Treitschke dieses zu, indem er gewissermaßen zur Entschuldigung deutscher Abneigung anführt, daß die Juden in Deutschland zahlreicher seien als in den andern westlichen Staaten. Aber in einzelnen Theilen Frankreichs wohnen die Juden ebenso compact zusammen als bei uns, ohne daß der Geist der Gehässigkeit sich breit machte wie bei uns. In Paris leben 35000 Juden, nicht spanischer oder portugiesischer, sondern zum allergrößten Theil deutscher Herkunft; und obschon diejenige Gruppe, welche man dort gemeinhin als „Banque allemande" bezeichnet, ihre finanziellen Erfolge nicht unter den Scheffel stellt, ist sie trotz des erschwerenden Umstandes, daß deutsch und jüdisch für diesen Fall sich in der Auffassung der Menge deckt, von pöbelhaften Angriffen in der Presse und in Versammlungen nie behelligt worden.

Leider hat die Wahrnehmung solcher Verschiedenheit dazu beigetragen, daß werthvolle Bestandtheile der elsaß-lothringischen Bevölkerung mit besonderer Verbissenheit dem deutschen Regiment aus dem Wege gehen zu müssen geglaubt haben. Nicht die „hosenverkaufenden Jünglinge" beeilten sich auszuwandern; denn die Leute des niedern Gewerbes fühlen Kränkungen, welche ja gerade auf die Bessern gemünzt sind, weniger lebhaft; sondern die Hohofenbesitzer von der Mosel und die Tuchfabrikanten von Bischweiler zogen ab, und der jüdisch-solide Privatbetrieb ging auf christlich-deutsche Gründungen über, die es schwerlich an Solidität ihm gleichgethan haben.

Da, wo sich Treitschke's Betrachtung von der Kennzeichnung einzelner, sehr wenig erwiesener Thatsachen zu höhern Gesichtspunkten aufschwingt, sind es insbesondere zwei Einwürfe, welche unsere Aufmerksamkeit zu fesseln verdienen, weil sie einerseits besonders geeignet sind, das Urtheil zu bestechen, andererseits die Wahrheit in unbegreiflicher Weise verkennen. Die reine germanische Cultur der Jahrtausende soll durch das Eindringen des jüdischen Elements bedroht sein, und auch die Sorge um die Erhaltung des christlichen Glaubens soll diesem Eindringen nicht gleichgültig zusehen dürfen.

Es wäre sehr zu wünschen, daß bei erster Gelegenheit die so kurz hingeworfene Andeutung über die Reinheit der Cultur und die Gefahr ihrer Verunreinigung etwas deutlicher ausgeführt würde. Die meisten werden sich schwerlich bei den Worten „Reinheit der Cultur" etwas denken können, und ich bin in der größten Verlegenheit, zu errathen, was Treitschke selbst sich dabei gedacht hat. Wäre Reinheit eine besonders auszeichnende Eigenschaft in Verbindung mit dem Begriff Cultur, so müßte man allerdings der deutschen Cultur gegenüber mistrauisch werden. Denn was sollte man von einer Cultur denken, in welche die biblische Religion und Moral, die classische Weltanschauung, die römisch-rechtlichen und römisch-staatlichen Begriffe und Institutionen, hellenische, romanische und englische Poesie und Literatur, italienische Kunst und Musik, französischer Geschmack und Gesellschaftston in so breiten Strömen sich ergossen haben; was von der Cultur einer Nation, welche unter der Weltherrschaft der Karolinger, der Hohenstaufen, der spanischen Habsburger von dem Geiste aller Nationen getränkt und unter der Verwüstung des Dreißigjährigen Krieges von den Fersen aller Nationen zertreten worden ist;

Digitized by Google

was von einer Cultur, die von den italianisirten, polonisirten, französirten Höfen so stark beeinflußt worden und diesem Einfluß noch heute das barbarische Gemisch deutsch-französischer Etikettensprache verdankt?

Wäre Cultur etwas, das aus dem eigenen Urwaldsboden allein gezogen wird, das Stichwort von der mehrtausendjährigen reinen deutschen Cultur enthielte eine Fiction, gegen welche Victor Hugo's Phrase von dem in Paris eingeschlossenen Gehirn der menschlichen Civilisation nur als eine kleine Uebertreibung gelten könnte. Zum Glück aber ist Cultur genau das Gegentheil der geradlinigen Fortzeugung eines einzigen Volksgeistes, und deutsche Cultur steht so hoch, weil sie so viel in sich aufzunehmen und zu verarbeiten vermochte.*) Goethe sagt einmal, daß er das Meiste Shakspeare und Spinoza verdanke. „Reine Cultur" hat kein Volk, selbst nicht das chinesische, und die cultivirtesten Völker haben sie am wenigsten.

Wie nun gar aber die deutsche Cultur durch die Betheiligung der beinahe seit den ersten Anfängen in Deutschland wohnenden Juden eine Mischcultur werden soll, ist vollends ein Geheimniß. Welche fremde Cultur wird denn durch diese Juden zugeführt? Und gerade durch die Juden, welchen der Nothschrei entgegentönt, weil sie sich in die Hörsäle der Mediciner, Juristen und Historiker drängen, weil sie auf deutschen Hochschulen studiren und im deutschen Heere dienen, d. h. ihre Nahrung an den beiden Brüsten des heutigen deutschen Gesammtlebens finden? Sie hören bei Treitschke, bei Dühring und Adolf Wagner Vorlesungen, sie brechen sich sogar die Hälse für Richard Wagner's Musik, und zum Lohn — o Undank! — werden sie beschuldigt, die deutsche Cultur in ihren Sack zu schieben, als wenn sie damit davonlaufen könnten wie mit einem silbernen Löffel. Haben sie wirklich so wenig führende Männer in Kunst und Wissenschaft aufzuweisen, wie Treitschke sagt, so sollte das eher eine Beruhigung für ihn sein. Doch müßte man, bevor man die Sache selbst anerkennte, sich über den Sinn des Wortes „führende Männer" verständigen; und wenn man die Berechnung anstellte, auf wie viele reine Germanen ein führender Mann kommt, würden die 500000 Juden wahrscheinlich sehr gut bestehen.

Herrn von Treitschke fällt am meisten das starke Contingent von „Talenten dritten Ranges" in die Augen, welches nach seiner Ansicht die Juden stellen. Er sieht eben nur, was geräuschvoll an die Oberfläche tritt, und das sind hüben wie drüben die Talente dritten Ranges. Wenn er sich die Mühe nehmen wollte, nachzufragen, wie viele stille, ernste, vom idealsten Streben durchdrungene Männer jüdischer Herkunft in Deutschland auf allen Gebieten der Forschung und des Lebens gearbeitet haben und noch arbeiten, so würde er wahrscheinlich seine Ansicht ändern. Lese er Gustav Freytag's Nachruf an dessen vor mehrern Jahren verstorbenen Freund und Mitarbeiter Jakob Kaufmann, ein rührendes Denkmal deutscher Freundschaft und ein Juwel deutscher Prosa zugleich! Hier findet er die Schilderung nicht eines Einzelnen, sondern eines ganzen Typus deutscher Juden, die

*) „Wir Deutsche würden noch, ruhig wie die Amerikaner, in unsern Wäldern leben, oder vielmehr noch in ihnen rauh kriegen und Helden sein, wenn die Kette fremder Cultur nicht so nah an uns gedrängt und mit der Gewalt ganzer Jahrhunderte uns genöthigt hätte, mit einzugreifen." (Herder, „Ueber den Ursprung der Sprache".)

Digitized by Google

freilich nicht von den Talenten dritten Ranges bekämpft werden, weil sie nicht gerade diesen Talenten am meisten Concurrenz machen. Was aber die literarischen Lobeshülfskassen auf Gegenseitigkeit betrifft, welche nun auch den Juden in die Schuhe geschoben werden, wollte Gott, nur die Juden betheiligten sich daran! Der Unfug wäre dann lange nicht so groß, wie er leider ist.

Endlich soll das deutsche Christenthum in Gefahr sein durch die Juden! Dieser ernst klingende Vorwurf verdiente eine so ernste Widerlegung, daß sie hier zu ausführlich würde. Aber in äußerster Kürze muß doch daran erinnert werden, daß am Werke der Glaubenskritik von Lessing an bis auf Eduard von Hartmann sich erstaunlich wenig Juden betheiligt haben. Die ganze mächtige Reihe unserer philosophischen Schulen hat nur ganz spärlich jüdische Mitarbeiter von Namen aufzuweisen, unter den Kantianern Maimon und Bendavid, unter den Hegelianern Eduard Gans. Was am strengen Christenthum durch zersetzende Kritik zerstört worden ist von Philosophen, rationalistischen Theologen, Naturforschern, ist alles, alles auf rein deutsches Geblüt zurückzuführen. War es doch der von Treitschke für „einen der reinsten und mächtigsten Vertreter germanischen Wesens" erklärte Fichte, welcher in Jena vom Katheder herab ankündigte: „In fünf Jahren ist keine christliche Religion mehr; die Vernunft ist unsere Religion." Die Paulus, Baur, Strauß, Feuerbach, Schopenhauer, Vogt, Büchner, Moleschott, Haeckel und wer kann sie alle nennen, sind, soviel man weiß, rein germanischer Abstammung. Die bloße Erwähnung ihrer Namen und ihrer großen Popularität drängt aber von selbst zu einer zweiten Betrachtung. Es liegt gar kein Grund vor, zu bestreiten, daß die Deutschen ein christliches Volk seien, wie Treitschke sagt. Aber sie sind entschieden nicht christlicher als andere christliche Völker, sie sind sogar bedeutend weniger christlich. In keiner Nation der Welt ist der Bruchtheil der Ungläubigen so groß wie in Deutschland, und dies gilt nicht blos für die Christen. Auch unter den gebildeten Juden Frankreichs und Englands gibt es viel mehr Fromme als unter den gebildeten deutschen Juden. Und spricht nicht Treitschke selbst von dem crassen Unglauben, der sich breiter Schichten des deutschen Volkes bemächtigt habe? Mag man's loben oder tadeln — Lob und Tadel wechseln mit der Zeitrichtung — die Thatsache ist unbestreitbar. Herr von Treitschke, welcher den Socialismus bekämpft, nimmt in diesem Kampfe die Stellung derer ein, welche das Uebel in der Wurzel mit Wiederherstellung der Religion zu heilen hoffen. Wenn es ausführbar ist, Religion wiederherzustellen, hätten sie jedenfalls insoweit recht, als die socialistischen Ideen einen unbestreitbaren Zusammenhang mit den irreligiösen haben. Der Instinct der herrschenden Klassen in England, Frankreich und Amerika hat eine zur Respectabilität unerläßliche Kirchlichkeit erzogen, zu deren Erhaltung wesentlich das Bewußtsein jenes Zusammenhangs zwischen Religion und Ordnung mitwirkt. Ob etwas Aehnliches oder etwas Besseres in Deutschland gelingen kann, ist hier nicht zu untersuchen. Aber soll es versucht werden, so stellen sich ihm die Juden gewiß nicht entgegen. An der Durchführung der großen socialistischen Vermögenstheilung haben sie kein hervorragendes Interesse. Sie finden nur, daß man, um das Christenthum zu stärken, andere Mittel gebrauchen könnte als die Erregung von Haß und Verachtung gegen die Juden.

Digitized by Google

„Bis in die Kreise der höchsten Bildung hinauf, unter Männern, die jeden Gedanken kirchlicher Unduldsamkeit oder nationalen Hochmuths mit Abscheu von sich weisen würden, ertönt es heute, wie aus Einem Munde: die Juden sind unser Unglück."

Das ist in seinem ganzen Umfange der schon erwähnte Kernsatz am Schlusse des Excurses. Ob der Verfasser, indem er ihn andern in den Mund legt, ihm beipflichtet, ist nicht ausgesprochen. Wären nicht die Höchstgebildeten zugleich als solche bezeichnet, die jeden Gedanken nationalen Hochmuths mit Abscheu von sich weisen, so könnte man glauben, Herr von Treitschke habe sich einbegriffen. Ich will nicht bezweifeln, daß die Hochgebildeten, welche die halbe Million Juden für das Unglück der 43 Millionen Deutschen halten, es in meiner Gegenwart etwas leise sagen. Aber wenn dieser Schrei des Schreckens wirklich so aus Einem Munde ertönte, so hätte ich doch auch schon etwas mehr von dem hören müssen, was Herr von Treitschke vernommen haben will. Vollends mir zu verschweigen, daß Deutschland überhaupt im Unglück ist, liegt gar kein Grund vor. Bisjetzt hatte es nur der Gouverneur der Französischen Bank behauptet, als er uns „ce malheureux peuple" nannte, weil wir die Doppelwährung abgeschafft hätten.

Ist aber dieses Unglück eine so offenkundige Thatsache und sind die Juden schuld am Deficit, an der Kartoffelmisernte, an der oberschlesischen Noth, am Socialismus, an den Attentaten, an der Gefahr eines russischen Krieges, an der wachsenden Militärlast, sogar am unbeendbaren Culturkampfe und wer weiß an was allem sonst noch; haben sie wieder einmal alle Brunnen vergiftet, aus welchen die sämmtlichen Pestilenzen sich herleiten, so muß auch entsprechend die letzte Frage beantwortet werden, nämlich: was hat gegen dies Universalunglück zu geschehen?

An dieser Stelle kommt nach allen so scharf formulirten Anklagen das Zugeständniß, daß eigentlich doch nichts geschehen solle; denn eine Widerrufung der Emancipation sei undenkbar. Das glauben auch andere Leute, und darum glauben sie auch Herrn von Treitschke nicht aufs Wort, daß die Hochgebildeten wie aus Einem Munde die Juden für das Unglück schlechthin erklären. Vielmehr liefern zahlreiche Abstimmungen bei Wahlen aller Art das unwiderlegliche Zeugniß, daß das Volk im großen viel vorurtheilsfreier und menschlicher denkt als einige Gelehrte; und es wäre Sünde, nicht hier auszusprechen, daß zahllose Deutsche jeden Standes so human und frei fühlen und denken wie die Besten aller Nationen; täglich und stündlich kann sich jeder von uns im öffentlichen und socialen Leben hiervon überzeugen.

Damit soll gar nicht bestritten werden, daß die Antipathien, denen Herr von Treitschke seine Stimme leiht, in allen möglichen Abstufungen weit verbreitet sind und namentlich weiter, als gerade oft die gebildeten Juden ahnen, deren eigenes Gefühl über diesen Punkt sie so lange täuscht, bis persönliche Erfahrungen oder allgemeine Erscheinungen sie wieder daran erinnern, daß sie selbst zwar mit allen Fasern an Deutschland hängen, daß aber nicht alle gebildeten Deutschen christlicher Abstammung diese Empfindung ihnen erwidern. Ist doch selbst die Rednerbühne des Deutschen Reichstages nicht freigeblieben von der Verunreinigung mit solchen häßlichen Expectorationen! Viel weniger scharf ist der Gegensatz unter

Digitized by Google

den Ungebildeten und am wenigsten auf dem Lande, wo im ganzen der christliche Bauer mit seinem jüdischen Nachbar, der sich plagt und darbt wie er, auf traulichem, harmlosem Fuße verkehrt.

Herr von Treitschke bezeichnet den Gegensatz selbst als einen peinigenden. Und wahrlich, wir hätten solcher Peinigungen auch ohnehin genug, weil es eben der Fluch deutscher Nation ist, sich nach allen Richtungen hin gegenseitig zu scheiden und mit den Scheidungen zu peinigen. Wenn man doch von „unserm Unglück" sprechen wollte, so sollte man bei diesem Kapitel stehen bleiben und, statt auch diese alte Art der Selbstzerfleischung wieder zu erneuern, alles thun, ihr entgegenzuwirken. Dabei könnten ganz füglich auch die Juden selbst sich besinnen, wie sie ihrerseits dazu beitragen möchten. Fällt es ihnen auch nicht entfernt ein, zu meinen, wie Herr von Treitschke es ihnen nahe legt, daß sie nur geschützt und geschirmt seien, glauben sie vollständig mit dem gleichen Recht da zu sein für das Land, in dem sie geboren sind, für das sie bluten und sterben müssen und wollen wie alle andern, glauben sie sich moralisch, rechtlich und intellectuell ebenso gut zu Hause wie jeder andere Bewohner des Landes, so müssen sie doch wohl oder übel mit der Sinnesweise ihrer Landsleute rechnen. Und darin hat ihnen Herr von Treitschke einen Dienst geleistet, daß er viele, die unter dem Eindruck der letzten Jahrzehnte sich Illusionen hingegeben, auf das wahre Sachverhältniß wieder aufmerksam machte. Wer mit Selbsttäuschungen arbeitet, arbeitet immer unrichtig und verfällt bei der Entdeckung der Wahrheit dem Unmuth, wenn nicht der Entmuthigung. Es ist besser, die Juden kennen das Gefühl des Widerstrebens, welches unter dem Zwange der äußern Höflichkeit sich verbirgt. Die „jüdischen Freunde", von denen Herr von Treitschke als den seinen spricht, haben gewiß aus seinen Ergießungen auch etwas mehr erfahren, als sie wußten, und werden zweifelsohne davon profitiren. Vielleicht werden die „Talente dritten Ranges" sich etwas weniger hitzig um Richterstellen und Professuren bemühen, nachdem sie erfahren haben, wie manche Collegen hinter ihrem Rücken von ihnen reden. Das wird denn auch wieder etwas Balsam auf die Wunden gießen, welche die ersten Uebergänge zur Gleichheit geschlagen haben. Es genügt nicht, sich vorzuhalten, daß dieses oder jenes andere Volk in diesen Dingen humaner oder ritterlicher denkt und fühlt. Es muß ja doch getragen sein. Je mehr ein Mensch in der Bildung seines Landes aufgewachsen und mit ihr verwachsen ist, desto unzertrennlicher ist er mit allen seinen höchsten Interessen und Empfindungen an dasselbe gefesselt, mag man sich auch einmal schnöde gegen ihn benehmen. Mancher gute Deutsche wurde bei Ausbruch des Krieges in blindem Haß vom französischen Boden vertrieben. Als er nach Deutschland zurückkam, fand er ein „einig Volk von Brüdern". Aber nachdem eine Reihe von Jahren verstrichen, ward ihm eines Tags von deutschen Landsleuten vorgehalten, daß er sich mit Unrecht als Deutschen betrachte, da er doch nur ein Jude sei, und dabei kam es oft zu derselben Roheit und demselben Misbrauch der Ueberzahl wie damals, als die Franzosen den unter ihnen wohnenden Deutschen das Leben zu verbittern suchten. Wenn der von solch schmerzlicher Erfahrung betroffene deutsche Jude richtiges Gefühl hat, so wird er seinen Ekel zu verwinden suchen und nur besorgt sein, daß man draußen nichts davon

Digitized by Google

erfahre, wie es zu Hause Deutsche mit ihren eigenen Landsleuten treiben; denn schmuzige Wäsche wäscht man bekanntlich am besten in der Familie.

Die Stellung, welche Herr von Treitschke zur Frage genommen, hat bereits zahlreiche Erwiderungen hervorgerufen. Das wird nun zu neuen Vorwürfen führen. Die einen werden sagen, daß man die Sache zu tragisch nehme, die andern, daß man sich zu empfindlich zeige, noch andere, daß man der Aeußerung eines Einzelnen zu viel Gewicht beilege. Aber in Dingen, in welchen Stimmung und Empfindung so stark mitspielen, genügt oft ein einziger schriller Miston, um auf lange hinaus schädlich zu wirken. Ein socialer und geistiger Verschmelzungsproceß kann durch das Hineinfallen eines einzigen ätzenden Tropfens aufgehoben und zerstört werden. Noch haben die deutschen Staatsregierungen sich ganz correct gehalten. Könnten die, welche sie auch hierin zu alten Misbräuchen zurückführen wollen, nicht mit Treitschke's Anklageacte in der Hand an sie appelliren? Thun sie es nicht schon? Und Eins insbesondere übersehe man nicht: die Rückwirkung auf die Schule. Bereits verlautet wieder einmal, daß hier und da einzelne Lehrer den Unfrieden unter ihre Schüler aussäen. Das Kindesalter ist nicht zur Barmherzigkeit geneigt, ist zur Verfolgung nur allzu leicht anzureizen. Was aber den kindlichen Gemüthern in der Schule eingepflanzt wird, genügt, um den verderblichen Rassen- und Glaubenshaß für Generationen unausrottbar zu machen. Herr von Treitschke, selbst ein beliebter Lehrer der reifern Jugend, thäte ein gutes Werk, wenn er von der patriotischen Mahnung, die er an die deutschen Juden richtet, vor allem auch guten deutschen Christen des Lehrfaches etwas zu Gemüthe führte!

Schließlich aber erkenne er eben in den Widerlegungen selbst, die ihm zutheil werden, ein untrügliches Zeichen für die verkehrte Richtung, nach welcher er die Dinge hindrängt! Auch diejenigen fühlen sich zum Widerspruch herausgefordert, die lange Zeit in dem schönen Wahn gelebt hatten, es bliebe Wichtigeres zu thun, als sich um diesen alten Hader zu kümmern; Gesetz und Sitte würden ihn in Frieden begleichen, und nur wo und soweit ein besonderes religiöses Bedürfniß das Bewußtsein eines Unterschiedes aufnöthigt, möge dasselbe lebendig bleiben. Aber die ungerechten und verderblichen Angriffe erinnern auch solche wieder an diese Gegensätze, welche nur noch durch die Bande der Pietät mit dem Judenthum zusammenhängen. Ein wackerer Mann, Dr. Paulus Cassel, Prediger an der Christuskirche zu Berlin, fühlt sich als Bruder der Verfolgten, legt im Namen Christi und der Liebe seinen kernigen Protest ein gegen den Appell an den Rassenhaß. Und manch einer, der sich zwar nicht für einen guten Christen, aber für einen guten Deutschen hält, wird von Ehr- und Pflichtgefühl hinabgezogen in das Kampfgebiet, dem er im Bewußtsein seiner innern Freiheit und im Glauben an sein verjüngtes Vaterland für immer den Rücken kehren zu dürfen gehofft, allerdings vorerst wieder einmal vergeblich gehofft hatte.

Digitized by Google

Zur innern Geschichte Norwegens seit 1814.

Um zu einem vollen Verständniß und zur rechten Würdigung der neuesten Geschichte Norwegens und seiner gegenwärtigen Lage zu gelangen, ist es nothwendig, sich kurz mit denjenigen Begebenheiten bekannt zu machen, die zu der Vereinigung Norwegens mit Schweden und zu der Begründung der norwegischen Verfassung führten.

Schon im vorigen Jahrhundert waren schwedische Herrscher oftmals von dem Wunsch beseelt, das durch die Natur mit Schweden so eng verbundene Norwegen auch staatlich mit jenem Lande vereinigt zu sehen. Von der norwegischen Grenze aus konnte Schwedens Erbfeind, Dänemark, seinen Gegner am leichtesten bedrohen, und alle schwedischen Unternehmungen nach andern Seiten hin wurden durch die stete Berücksichtigung des Nachbarn, dem niemals zu trauen war, stark beeinträchtigt. War Dänemark einmal durch das Meer von der Skandinavischen Halbinsel geschieden, so konnten seine Angriffe nicht so leicht ausgeführt werden, ganz abgesehen davon, daß durch den Verlust Norwegens die Streitmacht Dänemarks in ebenso hohem Grade geschwächt wurde, als Schweden durch die Erwerbung jenes Landes an Macht gewann. Dänemark konnte nach einer solchen Veränderung seinem Stammesgenossen, mit dem es ein Jahrtausend hindurch fast ununterbrochen im blutigen Streit gelegen hatte, nicht mehr gefährlich werden. Es war dies in der That ein Ziel, des eifrigsten Strebens werth.

Nun kamen die Ereignisse des Jahres 1808, die in dem Verluste Finlands für Schweden gipfelten, hinzu. Daß Schweden seine deutschen Besitzungen (einen Theil Pommerns und Rügens) nicht lange werde halten können, mußte jedem einleuchten, und sollte das einst so mächtige Reich nicht zu völliger Unbedeutendheit herabsinken, so mußte eine energische Anstrengung gemacht werden, um entweder Finland wiederzuerobern oder Norwegen Dänemark zu entreißen. Die Verhältnisse schienen der Ausführung der einen wie der andern Unternehmung nicht ungünstig zu sein; doch waren bei den maßgebenden Personen die Anschauungen darüber, welche von beiden vorzuziehen sei, sehr getheilt. Es ist auch wol fraglich, ob man in dem von Parteizwistigkeiten durchwühlten Schweden die nöthige Ueberlegung und Einsicht gehabt hätte, den geeigneten Moment zu ergreifen und sich mit Anwendung aller Kräfte dem Ziel zuzuwenden, welches die größte Wahrscheinlichkeit des Erreichens darbot, wenn nicht durch einen ganz besondern Glücksfall

Digitized by Google

die Aufmerksamkeit des schwedischen Reichstages, als er die Wahl eines Thronfolgers vorzunehmen hatte, auf den französischen Marschall Bernadotte gelenkt worden wäre. Nachdem dieser 1810 unter dem Namen Karl Johann schwedischer Kronprinz geworden war, erkannte er mit dem ihm eigenen Scharfblick sofort, daß eine Wiedererwerbung Finlands für Schweden völlig aussichtslos sei, daß dagegen alle Anstrengungen auf den Gewinn Norwegens gerichtet werden müßten. Und um dies zu erreichen, ließ sich der sieggekrönte General in eine Coalition mit Frankreichs Feinden ein, um seinen frühern Herrn und Waffengefährten zu bekämpfen, und setzte andererseits seinen Feldherrnruhm aufs Spiel, indem er als Führer der Nordarmee entscheidenden Schlägen auszuweichen wußte, um das schwedische Hülfscorps für seine eigenen Zwecke, die Losreißung Norwegens von Dänemark, möglichst intact zu erhalten. Als er sich dann gegen Dänemark wandte, dessen Geschicke durch eine unbegreiflich kurzsichtige Politik mit denen Frankreichs verbunden worden waren, ließ Karl Johann auch hier fremde Truppen die Hauptarbeit thun und schonte seine Schweden, da er wohl wußte, daß er es selbst nach der Besiegung der Dänen noch mit den Norwegern zu thun haben werde.

Im Frieden zu Kiel vom 14. Jan. 1814 trat Dänemark seine Rechte auf Norwegen an Schweden ab, und vier Tage später löste Friedrich VI. die Norweger von dem ihm geschworenen Eid der Treue.

Völkerrechtlich war nun Schweden mit Norwegen verbunden, allein das norwegische Volk wollte von dieser Vereinigung nichts wissen, was es durch seine auf die Aufhebung der Verbindung mit Dänemark folgenden Handlungen deutlich genug an den Tag legte. Die Festigkeit, Besonnenheit und Klugheit, mit welcher die Norweger in dieser Zeit auftraten, wären wol geeignet gewesen, ihnen aller Sympathien zu erwerben, und hätten ihnen auch volle Selbständigkeit bringen können, wenn nicht sämmtliche Großmächte, mit Ausnahme Frankreichs, so sehr einig darüber gewesen wären, Schweden für die geleisteten großen Dienste zu belohnen. Und trotzdem wäre es Karl Johann sicher schwer genug geworden, den Widerstand der Norweger zu brechen, wenn nur der Mann, der wegen seiner hohen Stellung zu ihrem Führer berufen war — der dänische Statthalter Prinz Christian, später als Christian VIII. dänischer König — nicht eine so gar klägliche Rolle gespielt hätte.

Nach der erwähnten Bekanntmachung Friedrich's VI., durch welche die Norweger von ihrem Unterthaneneide entbunden wurden, legte Prinz Christian nicht, wie er es doch hätte thun müssen, seinen Posten als Statthalter nieder. Im Gegentheil ging er mit der Absicht um, sich zum Könige von Norwegen ausrufen zu lassen, und er würde diese Absicht auch ausgeführt haben, wenn nicht eine von ihm zur Berathung darüber berufene Versammlung angesehener Männer in Christiania ihm auf das bestimmteste davon abgerathen hätte. Es war aber nur dieser Titel, den man ihm damals nicht einräumen wollte; im übrigen bestärkte man ihn in seinem Entschluß, den Kieler Frieden nicht anzuerkennen und sich an die Spitze der Regierung zu stellen. Am 19. Febr. 1814 erließ er eine Bekanntmachung, wonach er den Titel eines Regenten von Norwegen annahm, das Volk zur Vertheidigung seiner Selbständigkeit aufforderte und Wahlen zu einer Reichsversammlung anordnete. Diese trat alsbald zusammen, ließ durch einen Ausschuß

Digitized by Google

ein Grundgesetz ausarbeiten und nahm dasselbe am 16. Mai an, worauf sie am 17. Mai den Prinzen Christian zum Könige von Norwegen wählte.

In dieser ganzen langen Zeit von Mitte Januar bis Mitte Mai hatte sich Schweden nicht gerührt, um die im Kieler Frieden auf Norwegen erworbenen Rechte geltend zu machen. Der Kronprinz Karl Johann hatte sehr gegen seinen Willen mit der schwedischen Hauptmacht sich an der Verfolgung und völligen Niederwerfung Napoleon's betheiligen müssen, und der schwedische König Karl XIII. war viel zu schwach, um auch nur den Gedanken zu hegen, mit den im Lande verbliebenen Truppen eine Diversion gegen Norwegen zu machen und das aufrührerische Volk zum Gehorsam zu zwingen. Die Großmächte suchten durch Anwendung der kräftigsten Mittel Schweden zu einem energischen Auftreten gegen das so lange begehrte Nachbarland zu bewegen. England zahlte Subsidien und blokirte die norwegischen Küsten, Rußland und Preußen stellten bedeutende Truppencorps zur Verfügung Schwedens, und Oesterreich ließ im Verein mit England dem neuen norwegischen Könige erklären, daß es der feste Wille der Großmächte sei, die Vereinigung Norwegens mit Schweden durchzuführen. Endlich erschien auch Karl Johann mit einem Truppencorps an der norwegischen Grenze. Ehe es zu Feindseligkeiten kam, wurden Unterhandlungen eingeleitet, die aber zu keinem günstigen Resultat führten. Das Haupthinderniß für eine Verständigung war der König Christian. Er erbot sich zwar dazu, die Krone niederzulegen, was auch im Staatsrath Billigung fand; allein er führte seinen Vorsatz nicht aus. Die Bedingungen, welche er dem schwedischen Kronprinzen behufs der Vereinigung Norwegens mit Schweden vorlegte, wurden von diesem nicht angenommen, und es kam nun zu einem Zusammenstoß zwischen norwegischen und schwedischen Truppen. Hätte man in Norwegen die durch die Umstände dem Lande gebotene Frist von einem halben Jahre dazu benutzt, die vorhandenen Wehrkräfte zu einer tüchtigen Feldtruppe auszubilden, und hätte es vor allen Dingen dem Könige nicht an jeder Energie und an persönlichem Muth gefehlt, so hätte der Ausgang des Kampfes immerhin zweifelhaft sein können, und es wäre den Norwegern vielleicht gelungen, sich vollständige Selbständigkeit zu erwerben, wohin ein Theil der Bevölkerung jetzt wiederum zu streben scheint; so aber, wie der Widerstand der Norweger gegen die Schweden im Sommer 1814 geleitet wurde, mußte derselbe bald erlahmen. Am 14. Aug. ward zu Moss ein Waffenstillstand geschlossen, der zu einer Convention führte. Nach dieser sollte der norwegische König, der in den Verhandlungen stets nur als Prinz bezeichnet wurde, seine Macht in die Hände des norwegischen Staatsrathes niederlegen und es sollte sodann ein außerordentliches Storthing berufen werden, mit welchem der schwedische König durch Commissare zu verhandeln hätte. Zugleich verpflichtete sich aber der schwedische König dazu, die norwegische Constitution anzuerkennen, in welcher nur die durch die Vereinigung Norwegens mit Schweden nothwendig gemachten Veränderungen vorgenommen werden sollten.

Prinz Christian verließ, sobald das Storthing versammelt war, Norwegen, ohne daß man seinen Fortgang zu sehr bedauerte. Am 13. Oct. begannen die Verhandlungen zwischen dem Storthing und den schwedischen Commissaren; da der abgeschlossene Waffenstillstand mit dem 21. Oct. ablief, mußte rasch gehandelt

Digitized by Google

werden. Es zeigte sich aber sofort, daß auf der von Schweden vorgeschlagenen Basis keine Einigung zu erzielen sei. Karl XIII. verlangte, daß die Norweger ihn in Gemäßheit des Kieler Friedens als König anerkennen sollten und daß erst danach die Stipulationen über die Vereinigung der beiden Reiche zu verabreden seien.

Darauf aber wollten die Norweger sich nicht einlassen. Das Storthing faßte unter dem 21. Oct. folgenden Beschluß: „Norwegen soll als ein selbständiges Reich mit Schweden unter Einem Könige vereinigt werden, jedoch unter Aufrechthaltung seines Grundgesetzes, mit den zum Besten des Reiches und aus Anlaß seiner Vereinigung mit Schweden nothwendigen Veränderungen. Diese Veränderungen in der von Sr. Maj. dem Könige von Schweden durch die Convention zu Moss vom 14. Aug. d. J. anerkannten Constitution sollen so schleunig wie möglich vom Storthing erwogen und beschlossen werden; und sobald dies geschehen ist, wird das Storthing Schwedens König, Se. Maj. König Karl XIII., feierlich zu Norwegens constitutionellem König wählen und ihn als solchen anerkennen."

Der schlaue Kronprinz Karl Johann, dem von Könige völlig freie Hand gegeben war, sah ein, daß auf gütlichem Wege nicht mehr bei den Norwegern zu erreichen sein werde, und da er nur höchst ungern Gewalt anwenden wollte, so gab er sich mit jenem Beschluß zufrieden. Die Hauptsache, Norwegens Verbindung mit Schweden, war gesichert, und so das Ziel, nach dem er vier Jahre hindurch unablässig gestrebt hatte, erreicht. War er doch nun auch Herrscher in Norwegen, sobald der hinfällige Karl XIII. das Zeitliche segnete; ob die Verbindung mit Schweden eine etwas engere oder schwächere war, konnte ihm persönlich ziemlich gleichgültig sein.

Nun machte man sich an die Anpassung des norwegischen Grundgesetzes an die neuen Verhältnisse. Die schwedischen Commissare wollten dabei einen in Schweden ausgearbeiteten Entwurf zu Grunde legen; allein darauf ließ das Storthing sich nicht ein, sondern es ward das norwegische Grundgesetz als Grundlage betrachtet und nun jeder Paragraph desselben von einem Ausschuß des Storthings und den Commissaren vorgenommen. Wurden Aenderungen für nöthig erachtet, so wurden diese vorläufig festgestellt und dann vom Storthing erörtert und angenommen. Das ganze Geschäft ging, bis auf einzelne wenige Punkte, leicht und schnell von statten, und als schließlich völlige Uebereinstimmung zwischen dem Storthing und den schwedischen Commissaren erzielt war, erklärten diese letztern, daß sie für den Fall, daß Karl XIII. als König von Norwegen anerkannt würde, in seinem Namen das Grundgesetz annähmen. Dies geschah am 4. Nov., und an demselben Tage wurde Karl XIII. einstimmig vom norwegischen Storthing zum Könige gewählt.

Der schwedische Kronprinz fand sich am 10. Nov. im Storthing ein und erklärte hier, daß der König das Grundgesetz, wie es vom Storthing und den Commissaren festgestellt sei, annehme, und am nächsten Tage übernahm er die Regierung, indem er dem Staatsrathe eine ihm vom Könige zu diesem Behuf ertheilte Ermächtigung vorlegte.

Inzwischen war das Grundgesetz wol definitiv redigirt, aber noch nicht publicirt worden. Es entstand über diesen Act eine Differenz zwischen dem Storthingsausschuß und den Commissaren, da diese darauf bestanden, daß die Publication

Digitized by Google

des Grundgesetzes durch den König erfolgen müsse. Darauf wollte das Storthing aber nicht eingehen, sondern faßte am 19. Nov. den Beschluß, daß das Grundgesetz, als seinem Wesen nach nicht der Sanction des Königs bedürftig, nicht in seinem Namen, sondern in dem der Repräsentation Norwegens publicirt werden müsse. Der König erhob gegen diesen Beschluß keinen Einspruch, und so wurde denn, nachdem das Storthing am 24. Nov. seine Sitzungen geschlossen hatte, das Grundgesetz auf Veranlassung des Redactionscomité desselben gedruckt und auf diese Weise veröffentlicht. Datirt wurde es vom 4. Nov., demselben Tage, an dem die schwedischen Commissare es im Namen Karl's XIII. angenommen hatten.

Wir haben mit Absicht diese Vorgänge so eingehend geschildert, um zu zeigen, wie die Bedeutung des norwegischen Grundgesetzes aufzufassen sei, weil diese Bedeutung in Norwegen namentlich in der letztern Zeit und besonders von seiten der Regierung stark verkannt zu werden scheint. So versucht man es auch, dem Könige ein Sanctionsrecht bei Storthingsbeschlüssen über Veränderungen im Grundgesetz zu vindiciren, welches ihm, wie wünschenswerth und zweckmäßig es auch immerhin sein möge, gesetzlich nicht zukommen kann.

Die zwischen dem Könige von Schweden und der norwegischen Landesrepräsentation getroffene Vereinbarung über die Verbindung Norwegens und Schwedens ließ diese Verbindung als eine reine Personalunion hervortreten. Der §. 1 des umgearbeiteten Grundgesetzes sagt ausdrücklich: „Das Königreich Norwegen ist ein freies, selbständiges, untheilbares und unveräußerliches Reich, mit Schweden unter Einem Könige vereint.“ Es enthält dann ausführliche Bestimmungen über Thronfolge, Unmündigkeit des Königs u. s. w. und was im Fall des Ablebens des Königs geschehen soll, wenn der Thronfolger noch unmündig ist; allein über eine weiter gehende Verbindung zwischen beiden Reichen gibt das Grundgesetz nur ganz kurze und lose Andeutungen. So heißt es im §. 25, in welchem von dem Oberbefehl des Königs über die norwegische Land- und Seemacht die Rede ist, daß im Frieden keine norwegischen Truppen in Schweden und umgekehrt (mit einer einzigen unbedeutenden Ausnahme) stationirt sein und bei militärischen Uebungen höchstens 3000 Mann von der Kriegsmacht des einen Reichs innerhalb der Grenzen des andern sich befinden dürfen. Im §. 26, der von dem Rechte des Königs, Krieg zu beginnen und Frieden zu schließen, handelt, wird vorgeschrieben, daß der König in einem außerordentlichen, für beide Reiche gemeinschaftlichen Staatsrath die Gründe und Umstände darlegen soll, welche ihn zur Kriegserklärung bestimmen. Der §. 27 sagt ganz kurz, daß in Schweden keine norwegischen Angelegenheiten erledigt werden dürfen, ohne daß der norwegische Staatsminister und wenigstens einer der beiden norwegischen Staatsräthe, welche sich stets beim Könige, wenn er in Schweden ist, aufhalten sollen, „zugegen sind“. Im §. 38 wird bestimmt, daß die erwähnten norwegischen, sich in Schweden befindenden Minister im schwedischen Staatsrath Sitz und berathende Stimme haben sollen, wenn dort Gegenstände verhandelt werden, die beide Reiche betreffen. Endlich sagt der §. 111, daß die norwegische Kriegsflagge eine Unionsflagge sein soll.

Digitized by Google

Aus diesen schwachen Andeutungen über die Verbindung der beiden Reiche läßt sich allerdings keine Realunion ableiten und unsers Wissens ist auch nicht der Versuch dazu jemals gemacht worden. Dagegen behauptet man, daß durch die Reichsacte vom 6. Aug. 1815 eine solche zu Stande gebracht sei, und zwar geschieht dies nicht allein in Schweden, wo man die Vereinigung als eine so enge und umfassende wie möglich darzustellen strebt, sondern auch sogar bisweilen in Norwegen, wo man doch sonst die staatliche Selbständigkeit so weit wie nur immer thunlich erhalten will. Vertreten wird diese Anschauung hier namentlich durch den Professor der Jurisprudenz und Nationalökonomie Aschehoug. In seiner „Darstellung der norwegischen Staatsverfassung" (Christiania 1875) sagt er darüber Folgendes: „Durch die Wahl Karl's XIII. zum Könige war eine Personalunion zwischen den Reichen gestiftet. Allein durch Aufnahme der im vorigen Kapitel genannten Bestimmungen (über die Vereinigung der beiden Reiche, die Gemeinschaft in der Thronfolge u. s. w. und wie die gemeinsamen Angelegenheiten behandelt werden sollten) hatte das norwegische Grundgesetz den schwedischen Staatsmächten die Gelegenheit geboten, wenn sie es für gut fänden, der Verbindung einen andern und weitern Umfang zu geben. Norwegen hatte verlangt, es solle durch ein gemeinschaftliches Gesetz bestimmt werden, daß die Reiche stets einen gemeinschaftlichen König oder Ausüber der Königsmacht, Gemeinsamkeit in Krieg und Frieden, sowie Gemeinsamkeit in der Behandlung anderer Angelegenheiten, welche beide Reiche beträfen, haben sollten. Es war dadurch die Möglichkeit gegeben, daß die Personalunion durch Gemeinschaftlichkeit in diesen Institutionen und Rechtsverhältnissen zu einer Realunion umgebildet werden könne. Eine solche Umbildung geschah durch die Reichsacte vom 6. Aug. 1815."

So weit der norwegische Professor; wir wollen uns jetzt diese Reichsacte und ihre Bedeutung etwas näher ansehen. Das norwegische Grundgesetz, mit den über die Vereinigung der beiden Reiche getroffenen Bestimmungen, war durch das Zusammenwirken des norwegischen Storthing und der schwedischen Commissare, die im Namen des Königs auftraten, entstanden. Der schwedische Staat hatte sich jeder Mitwirkung enthalten. Nun mußte es dem Könige darum zu thun sein, schwedischerseits eine Anerkennung der erzielten Vereinbarungen zu gewinnen, und als der schwedische Reichstag 1815 versammelt war, wandte er sich an diesen mit einer langen, phrasenhaften Auseinandersetzung über das Wünschenswerthe einer Feststellung der Regeln über die Thronfolge, Vormundschaftsregierung u. s. w., die für beide Länder gemeinschaftlich sein müßten, wobei es durchaus nothwendig sei, die unbedingte Gleichberechtigung derselben zu bewahren. Er bezeichnete dann diejenigen Punkte im norwegischen Grundgesetz, welche die für beide Reiche gemeinschaftlichen Angelegenheiten umfaßten. Damit ließ der König es genug sein; einen positiven Vorschlag zur Ausarbeitung der Bestimmungen legte er nicht vor.

Der schwedische Reichstag verstand den Wink; auch ihm war es natürlich um eine baldige Feststellung der Union zu thun. Um die Sache möglichst schnell in Richtigkeit zu bringen, umging man die Bestimmungen des §. 81 der schwedischen Regierungsform (Grundgesetz), welche ein sehr weitläufiges Verfahren bei der Vornahme von Grundgesetzveränderungen vorschreiben. Es ward ein Ent-

Digitized by Google

wurf für eine „Reichsacte" ausgearbeitet, in welchem alle diejenigen Bestimmungen des norwegischen Grundgesetzes über das Königthum, soweit es für die Verbindung mit Schweden in Betracht kam, aufgenommen wurden, und zwar meistenstheils durchaus wörtlich, nur mit einigen weitern Ausführungen über die „Interimsregierung", ein Ausdruck, den das norwegische Grundgesetz nicht kennt, Außerdem enthielt der Entwurf zur Reichsacte den §. 38 dieses Gesetzes, der von der Behandlung derjenigen Gegenstände spricht, welche beide Reiche betreffen (ohne dieselben irgendwie näher zu bezeichnen), und sonst nichts; nicht einmal der Paragraph wegen der Unionsflagge war darin aufgenommen.

Der schwedische Reichstag nahm den Entwurf ohne Anstand an und ebenso geschah es in Norwegen, wo man sich über die Scrupel, daß die Reichsacte behufs ihrer Annahme wie das Grundgesetz zu behandeln sei (d. h. erst von dem nächstfolgenden Storthing), hinwegsetzte, weil die Reichsacte mit jenem Gesetz übereinstimmende Vorschriften enthielt. Dennoch sah man es für nothwendig an, in einem Schlußsatz hinzuzufügen, daß die Bestimmungen der Reichsacte dieselbe Kraft haben sollten wie das norwegische Grundgesetz, eine Bemerkung, die sich in diesem für beide Reiche geltenden Document sonderbar genug ausnimmt. Eine andere Wunderlichkeit, die wol einer nachlässigen Redaction zugeschrieben werden muß, ist die Aufnahme des ganzen §. 1 vom norwegischen Grundgesetz in die Reichsacte, welche also auch den Grundsatz enthält, daß die norwegische Regierungsform eingeschränkt und monarchisch ist.

Dies ist also die Reichsacte, welche das Verhältniß zwischen Norwegen und Schweden feststellt und woraus man die Behauptung abgeleitet hat, daß dieses Verhältniß eine Realunion sei. Es bedarf wol keiner weitern Ausführung, daß diese Anschauung völlig irrig ist und dem durchaus feststehenden Begriff von dem Wesen einer solchen Union widerspricht. Das Verhältniß zwischen Schweden und Norwegen ist das einer reinen Personalunion, so scharf abgegrenzt, wie sie nur immer sein kann, und wie dies namentlich seitens der Norweger im allgemeinen mit der größten Aengstlichkeit überwacht wird. Gemeinschaftlich ist beiden Ländern eben nur der König und die Vertretung im Auslande, wie dies nun eben nicht anders sein kann, obwol schon dieser Umstand allein den Norwegern viel Herzeleid verursacht hat, da selbstverständlich die Schweden bei der Besetzung der diplomatischen Posten das Uebergewicht haben. Dagegen ist nicht einmal die Landesvertheidigung für beide Reiche so weit gemeinschaftlich, daß von einer zwischen ihnen bestehenden Offensiv- und Defensivallianz die Rede sein könnte. Der §. 25 des norwegischen Grundgesetzes sagt ausdrücklich: „Zum Angriffskriege dürfen Norwegens Truppen und Ruderflotille nicht ohne Einwilligung des Storthings benutzt werden", und: „Die Landwehr und die übrigen norwegischen Truppen, die nicht zu den Linientruppen gerechnet werden können, dürfen niemals außerhalb der Grenzen Norwegens verwandt werden." Die Reichsacte aber enthält nicht ein einziges Wort über die Verpflichtung zu einer gemeinschaftlichen Landesvertheidigung; sie bezeichnet sich überhaupt selbst als ein Document, welches „die Bestimmung der zwischen beiden Reichen entstandenen constitutionellen Verhältnisse" enthalte. Dieser Ausdruck, „constitutionelle Verhältnisse" ist derselbe, dessen sich

Digitized by Google

der König bei seinem Antrage an den schwedischen Reichstag bediente, und er mag aus diesem Grunde beibehalten werden, obgleich er höchst unzutreffend ist. Das Verhältniß nämlich, welches 1815 zwischen Norwegen und Schweden bestand, war durchaus kein constitutionelles, sondern beschränkte sich lediglich darauf, daß beide Reiche denselben König hatten. Könnte der mindeste Zweifel darüber herrschen, so muß ein solcher sofort wegfallen, wenn man sich die Einleitung zur Reichsacte, mittels welcher der König dieselbe publicirt, ansieht, denn hier heißt es: „Nachdem durch den mächtigen Beistand der Vorsehung zwischen den Völkern Skandinaviens ein Vereinigungsband glücklich geknüpft worden, welches, nicht durch Waffengewalt, sondern durch freie Ueberzeugung hergestellt, einzig und allein durch gegenseitige Anerkennung der gesetzlichen Rechte der Völker zur Vertheidigung der ihnen gemeinschaftlichen Throne festgehalten werden muß und soll u. s. w." Die Reichsacte selbst beginnt mit dem Anfang des norwegischen Grundgesetzes, daß Norwegen ein selbständiges Reich sein soll, vereint mit Schweden unter Einem Könige. Wollte die Reichsacte mehr als dies, so war hier der Ort es zu sagen, wie z. B.: Schweden und Norwegen bilden eine staatliche Vereinigung unter den nachfolgenden nähern Bestimmungen, u. dgl. Allein es ist davon in dem Document auch nicht die mindeste Spur vorhanden. Daß die Verbindung zwischen beiden skandinavischen Reichen eine reine Personalunion ist, die für den Fall, daß Schweden sich eine republikanische Verfassung geben sollte, sofort aufhören müßte, kann danach keinem Zweifel unterliegen. Die Anschauung des Professors Aschehoug aber, daß die Personalunion zwischen Schweden und Norwegen durch die Reichsacte zu einer Realunion geworden sei, ist völlig unhaltbar, weil diese dem zwischen den beiden Ländern bestehenden Verhältniß durchaus kein neues Element hinzufügte und das Wesen der getroffenen Vereinbarung nicht durch ein Document, welches dieselbe lediglich bestätigte, verändert werden konnte.

Indessen befriedigte das Verhältniß, wie es nun zwischen Schweden und Norwegen geordnet war, weder das eine noch das andere dieser Länder. Namentlich fühlten sich die Norweger durch die Art und Weise, wie die diplomatische Vertretung beider Länder praktisch ausgeübt wurde, sehr zurückgesetzt und sie verlangten die Aufstellung von Normen, durch welche die ihnen in allen Verhältnissen zugesagte Gleichberechtigung auch hierin gesichert werden könne. Das Storthing gab aus diesem Anlaß 1827 eine Adresse an den König ein, ohne daß dadurch etwas erreicht worden wäre. Zehn Jahre darauf wiederholte das Storthing seinen Antrag, und nun ward endlich ein sogenanntes Unionscomité eingesetzt, welches Vorschläge über die Veränderung der Reichsacte ausarbeiten sollte.

Aber auch in Schweden herrschte lebhaftes Misvergnügen über die Stellung der beiden Länder zueinander, wie sie sich aus den gegebenen Bestimmungen entwickelt hatte. Dem Wortlaut des Kieler Friedens gemäß war Schweden die volle Souveränetät über Norwegen übertragen worden, ganz so wie Dänemark, von welchem Norwegen stets wie eine Provinz behandelt worden war, sie gehabt hatte; die später mit Norwegen getroffenen Vereinbarungen hatten dies freilich umgestoßen, es war jenem Lande völlige Gleichberechtigkeit mit Schweden eingeräumt worden; allein die Schweden, beseelt von dem Gefühl der größern numerischen Stärke sowie

Digitized by Google

sonstiger Ueberlegenheit, hatten gehofft, daß im Laufe der Zeit sich ganz natürlich eine Art Abhängigkeitsverhältniß für Norwegen in seinen Beziehungen zu Schweden entwickeln werde. Hierin sah man sich nun völlig getäuscht, denn Norwegen gerirte sich als ein durchaus selbständiges Land, das für die ihm von Schweden geleisteten wesentlichen Dienste (namentlich für den Schutz seiner Grenzen und die ruhige Entwickelung seiner innern Interessen) keinen Ersatz bieten wollte. Was die Schweden besonders erbitterte, war der Umstand, daß die Norweger nicht gezwungen werden konnten, irgendetwas für die gemeinschaftliche Landesvertheidigung zu thun. Der König sollte wol den Oberbefehl über die norwegischen Streitkräfte führen; allein er hatte kein freies Verfügungsrecht über dieselben, konnte nicht einmal die ihm nothwendig erscheinenden Organisationsveränderungen treffen. Ueberdies bestand kein festes Armeebudget, und das Storthing hatte es also in seiner Hand, die Ausgaben für das Heer nach Belieben einzuschränken und dadurch die Wehrkraft des Landes überhaupt zu beeinträchtigen.

Dem zur Revision der Reichsacte berufenen Unionscomité ward daher auch aufgegeben, Vorschläge über die gemeinschaftliche Verwendung der Streitkräfte beider Länder und über die zu diesem Behufe zu leistenden Beiträge zu machen. Nach fünfjähriger Arbeit war das Comité mit dem Entwurfe fertig, der nun den Regierungen zur Begutachtung vorgelegt ward. Namentlich die schwedische Regierung machte bedeutende Einwendungen dagegen geltend und dabei blieb es vorläufig. Erst 1865 wurde die Sache durch Einsetzung eines neuen Unionscomité wieder aufgenommen. Der von diesem ausgearbeitete Entwurf führte das Gleichheitsprincip, soweit es überhaupt möglich war, durch und ließ nur zwei Ausnahmen bestehen, nämlich, daß der König in Schweden residiren und daß der gemeinschaftliche Minister des Aeußern ein Schwede sein solle. Im übrigen war nach dem Entwurfe das Verhältniß zwischen beiden Ländern wol so zweckmäßig geordnet, wie dies überhaupt nur sein kann. Trotzdem glaubte man in Norwegen nicht darauf eingehen zu können, und 1871 verwarf das Storthing den Entwurf. Damit hat die Sache vorläufig ihr Bewenden gehabt.

Wenn die Reichsacte demnach als ein äußerst unvollkommenes und ungenügendes Statut angesehen werden muß, so ist andererseits von dem norwegischen Grundgesetz zu sagen, daß es im großen und ganzen die Bevölkerung durchaus befriedigt und daß es ungemein segensreich gewirkt hat. Nur einzelne Punkte haben Anlaß zu Misvergnügen gegeben und sind in neuerer Zeit entweder umgeändert worden oder sie harren noch der Abänderung, die sicherlich nicht ausbleiben wird. Die wichtigsten dieser Punkte sind: die Bestimmung, daß das Storthing sich nur jedes dritte Jahr versammeln sollte, die Statthalterinstitution, die Vorschriften über das Wahlrecht zum Storthing und der Umstand, daß die Staatsräthe (Minister) von den Sitzungen des Storthings ausgeschlossen sind.

Was die Storthingssessionen betrifft, so können wir uns hier auf die Bemerkung beschränken, daß nach ziemlich heftigen Kämpfen der Widerstand der Regierung gegen die Einführung jährlicher Versammlungen überwunden und daß letztere durch die Grundgesetzbestimmung vom 24. April 1869 eingeführt wurden. Die übrigen drei Angelegenheiten sind mit der innern politischen Geschichte Norwegens in der

Digitized by Google

Neuzeit aufs innigste verknüpft oder bilden vielmehr die wesentlichsten Bestandtheile derselben, sodaß wir sie hier näher betrachten müssen.

Der Statthalterposten war von jeher den Norwegern ein Dorn im Auge und zwar hauptsächlich deshalb, weil er nach dem Wortlaut des Grundgesetzes sowol von Schweden als von Norwegern bekleidet werden konnte. Ersteres geschah auch thatsächlich im Anfang der Union, während später ausschließlich Norweger auf denselben berufen wurden. Dann blieb der Posten eine lange Reihe von Jahren unbesetzt, zunächst wol, weil man ihn für ziemlich überflüssig hielt. Die Norweger beruhigten sich aber dabei nicht, sondern wollten das Uebel mit der Wurzel ausgerottet wissen, und 1854 ward ein Vorschlag zur Aufhebung des Statthalterpostens im Storthing mit großer Majorität zum Beschluß erhoben. Der König wollte demselben aber seine Zustimmung nicht geben, weil die öffentliche Stimmung in Schweden sich mit großer Bestimmtheit gegen diese Veränderung aussprach. Wir erwähnten oben, daß man in Schweden äußerst misvergnügt war über die Art und Weise, wie sich die Stellung Norwegens zu Schweden entwickelt hatte, und daß man sich nur schwer dazu bequemen konnte, Norwegen die völlige Selbständigkeit, die es beanspruchte, einzuräumen. Jedenfalls glaubten die Schweden, daß sie bei Veränderungen im norwegischen Grundgesetz ein Wort mitzureden hätten, da sie dieses Gesetz als durch Uebereinkunft mit Schweden entstanden betrachteten. Diese Anschauung ist natürlich irrig; denn die schwedischen Commissare, die seinerzeit zusammen mit dem Storthingscomité die Bestimmungen des Grundgesetzes feststellten, handelten nicht im Auftrage des schwedischen Volkes, sondern des schwedischen Königs, der damals noch in gar keiner Beziehung zu den Norwegern stand. Die Norweger verhandelten ihrerseits als ein vollständig freies Volk, und ins Grundgesetz wurde nicht das Geringste aufgenommen, woraus die Schweden ein Einmischungsrecht in die norwegischen Angelegenheiten herleiten könnten. Es ist auch wol zweifelhaft, ob es den Schweden trotz ihres Mismuthes über Norwegens völlige Selbständigkeit jemals in den Sinn gekommen wäre, ein solches Recht zu beanspruchen, wenn ihnen die Norweger nicht selbst den Anlaß dazu gegeben hätten. Zu wiederholten malen wurde nämlich von Storthingsausschüssen die Anschauung ausgesprochen, daß das Grundgesetz ein Unionsdocument (wie die Reichsacte) sei, das nicht einseitig durch Norwegen verändert werden könne. Wenn nun letzteres auch nicht geradezu bestritten werden kann, so ist jener Ausdruck „Unionsdocument", wenn man darunter ein durch beide Staaten in Gemeinschaft und zur Ordnung gemeinsamer Angelegenheiten abgefaßtes Statut versteht, doch entschieden hier nicht zutreffend, was in neuerer Zeit auch in Schweden ohne Widerrede eingeräumt ist.

Damals aber, vor 25 Jahren, war man in Schweden von der Ueberzeugung erfüllt, daß das norwegische Grundgesetz unter Schwedens Mitwirkung entstanden sei, und daß letzteres also bei Veränderungen dieses Gesetzes das Recht habe mitzureden. Als die Norweger daher 1859 wiederum den Beschluß wegen Aufhebung des Statthalterpostens faßten, und der König abermals die Sanction verweigerte, glaubten die Schweden jetzt den Zeitpunkt gekommen, um Norwegen die ihm nach schwedischer Auffassung in der Union gebührende Stellung anzuweisen. Von allen

Digitized by Google

vier Ständen wurde ein gleichlautender Beschluß gefaßt, wonach bei der Regierung der Antrag gestellt ward, sie möge die nöthigen Schritte zur Revision der Unionsacte thun; namentlich sei zur Entscheidung der für die beiden Reichen gemeinschaftlichen Angelegenheiten ein Unionsparlament einzusetzen, in welches die Staaten eine nach ihrer Volksmenge berechnete Anzahl von Mitgliedern senden sollten. Es ist klar, daß auch eine solche Ordnung der Sache den Schweden in der Union das entschiedene Uebergewicht gesichert hätte, Norwegen aber in völlige Abhängigkeit gerathen wäre.

Die Norweger wurden über diesen Beschluß des schwedischen Reichstages, in dem sich die wahre Gesinnung der Schweden gegen die Norweger so deutlich offenbarte, aufs höchste erbittert, und das Mistrauen und die Abneigung, von denen sie stets gegen die Schweden erfüllt gewesen waren, gewannen dadurch neue Nahrung. In manchen Kreisen der Bevölkerung bestehen diese Gefühle noch heutigentags, wovon unter anderm die Agitation gegen die Unionsflagge im Frühjahre 1879 ein unverwerfliches Zeugniß ablegt.*) Im übrigen blieben die Anträge des schwedischen Reichstages fromme Wünsche, denn sowol das Storthing als auch die Regierung Norwegens widersetzten sich einer Revision der Reichsacte auf Grundlage jener Anträge.

Es vergingen wiederum zehn Jahre, ohne daß von der Statthalterfrage die Rede war. Erst 1873 ward sie von neuem im norwegischen Storthing vorgenommen, und mit sehr großer Majorität beschloß dasselbe zum dritten mal die Aufhebung dieses Postens. Der König hatte bei der zweiten Sanctionsverweigerung den Norwegern das Versprechen gegeben, er werde, sobald er den Zeitpunkt dazu geeignet erachte, selbst den Antrag zur Einziehung des Postens stellen; allein er hatte bisjetzt sein Wort nicht eingelöst. Als die Norweger ihm nun zuvorkamen, glaubte er diesmal ihrer Forderung nachgeben zu müssen, auf die Gefahr hin, die Schweden zu erzürnen.

*) Alle Norweger ohne Ausnahme sind noch immer von dem Gedanken erfüllt, daß man gegen Schweden auf seiner Hut sein müsse, da dieses stets mit Planen umgehe, Norwegen in ein Abhängigkeitsverhältniß zu bringen. Der Eifer, mit dem man diesen Bestrebungen vorzubeugen sucht, führt oft zu spaßhaften Vorfällen. Ein solcher ereignete sich unter anderm bei dem Jubelfest der kopenhagener Universität im Juni 1879. Bei einem der aus diesem Anlaß veranstalteten solennen Diners ward ein Toast auf die anwesenden Vertreter fremder Universitäten ausgebracht. Es erhob sich darauf der Kanzler der Universität Upsala als der Aelteste jener Repräsentanten und dankte im Namen aller für jenen Toast. Kaum hatte er sich niedergelassen, als der Kanzler der Universität Christiania von seinem Sitz emporschnellte und „Norwegens" Dank darbrachte. Selbst bei dieser Gelegenheit wollte man nicht von Schweden ins Schlepptau genommen sein. Durch diese doppelte Danksagung ward aber das Festcomité höchlich in Verlegenheit gesetzt, denn nun war plötzlich ein skandinavischer Anstrich ins Fest gekommen, den man à tout prix vermeiden wollte. Man wandte sich deshalb an den russischen Gesandten mit der Bitte, nun auch für die Universität Finlands, obgleich sie keinen speciellen Vertreter delegirt hatte, einige Worte des Dankes zu sagen. Der feine Diplomat erfüllte die Bitte und sprach in höchst gewandter Weise über das Verhältniß des russischen Thronfolgers, welcher Curator der Universität Helsingfors ist, zum dänischen Hofe. Und diese ganze Scene wiederholte sich am andern Tage; erst redete auf Veranlassung des Festcomité der Kanzler der schwedischen Universität, dann unaufgefordert der Norweger und zum Schluß wieder auf Ersuchen des Comité der russische Gesandte.

Digitized by Google

Er gab seine Einwilligung zur Abschaffung des Statthalterpostens, und damit ward dieser langjährige Streitpunkt zwischen Schweden und Norwegen beseitigt. Uebrigens hatten sich bei erstern um diese Zeit doch schon die Begriffe so weit geklärt, daß sie diese Veränderung, als ihre Machtsphäre nicht berührend, mit Gleichmuth hinnahmen.

Der zweite wichtige Punkt im Grundgesetz, auf dessen Veränderung die Norweger in letzterer Zeit hingearbeitet haben, sind die Bestimmungen über das Wahlrecht zum Storthing. Das Grundgesetz enthält darüber bisjetzt folgende Vorschriften: Stimmberechtigt bei der Wahl von Storthingsabgeordneten ist jeder Norweger, der das 25. Jahr zurückgelegt, sich in den letzten fünf Jahren im Lande aufgehalten, öffentlich den Eid auf die Verfassung abgelegt hat und in die Listen über die Stimmberechtigten aufgenommen ist. Dies sind die allgemeinen Bedingungen, wozu dann noch das Erforderniß einer speciellen Qualification kommt, welche darin besteht, daß man entweder Staatsbeamter oder Bürger einer Stadt sein, oder endlich auf dem Lande ein matriculirtes Grundstück besitzen oder ein solches wenigstens fünf Jahre in Pacht gehabt haben muß. Wegen der Größe des Grundstücks enthält das Grundgesetz keinerlei Vorschrift; es genügt eben der allerkleinste Streifen Land, der in der Matrikel zu einem Pfennig Steuer angesetzt ist. Man sollte nun glauben, dieser Umstand würde Anlaß gegeben haben, daß die vom Stimmrecht ausgeschlossenen Norweger sich massenweise durch die Erwerbung eines Stückchen Landes in den Besitz jenes Rechtes zu setzen suchten; allein dies ist bisjetzt wenigstens nicht geschehen und höchstens ließen sich ganz einzelne Ausnahmen davon anführen.

Aus den erwähnten Bestimmungen über das Wahlrecht geht hervor, daß ganze Klassen norwegischer Bürger, namentlich der so zahlreiche Tagelöhnerstand auf dem Lande, von jenem Rechte ausgeschlossen sind. Ferner sind die Städte im Vergleich mit dem platten Lande in außerordentlich hohem Grade bevorzugt worden. Die Wahlen zum Storthing sind nämlich nicht direct, sondern es werden von den Stimmberechtigten Wahlmänner erkoren, welche wiederum die Abgeordneten wählen. Nun bestimmt das Grundgesetz, daß je 50 Stadtbürger einen Wahlmann ernennen sollen, während auf dem Lande sich je 100 Stimmberechtigte um einen solchen zu einigen haben. Ferner wählen in den Städten 3—6 Wahlmänner schon einen Abgeordneten, während auf dem Lande erst 5—14 dies Recht haben. Auf diese Weise sind die Städte bei den Storthingswahlen ungefähr fünfmal günstiger gestellt als die Landbewohner. Eine Berechtigung für diese Bevorzugung in dem höhern Bildungsgrade der Städter finden zu wollen, würde kaum zulässig sein; denn die allergrößte Mehrzahl der norwegischen Städte ist in jeder Beziehung unbedeutend und ihre Bewohner können sicherlich keinen Anspruch auf große Intelligenz machen. Als das Grundgesetz gegeben ward, betrug die Landbevölkerung ungefähr 800000 Köpfe, während die Einwohnerzahl in den Städten nur den zehnten Theil davon ausmachte. Dies Misverhältniß bezüglich der Landesvertretung einigermaßen aufzuheben konnte passend erscheinen; die Städte aber auf Kosten des Landes so zu bevorzugen, wie es geschah, war entschieden unrichtig.

Digitized by Google

Diesem an der Landbevölkerung begangenen Unrecht abzuhelfen und überhaupt die Vorschriften des Grundgesetzes über das Wahlrecht nach billigern und gleichmäßigern Regeln zu ordnen, sind in neuerer Zeit von der starken liberalen Partei im Storthing große Anstrengungen gemacht worden. Bisher sind dieselben fruchtlos geblieben, weil für jede Grundgesetzveränderung zwei Drittheile der Stimmen erforderlich sind, und die aus Beamten und reichern Leuten bestehende conservative Partei jeder Veränderung, die ihre Stellung schwächen könnte, abhold ist. Innerhalb der Liberalen aber war noch keine rechte Einigkeit über die Abfassung der neuen Regeln zu erzielen; so waren beim letzten Storthing nicht weniger als 19 verschiedene Vorschläge darüber eingebracht worden. Die Anschauungen scheinen also noch nicht genügend geklärt zu sein; jedenfalls aber ist die Umordnung dieser widersinnigen Bestimmungen nur eine Frage der Zeit.

Von allen Angelegenheiten, deren zweckmäßigere Ordnung von dem größten Theil des norwegischen Volkes gewünscht wird, hat keine die Gemüther andauernder und stärker in Bewegung gesetzt als die Frage wegen der Zulassung der Staatsräthe zu den Storthingssitzungen. Das Grundgesetz schweigt darüber und die Verfasser desselben mögen die Sache für selbstverständlich angesehen haben. Jeder Versuch aber, der nun schon seit einem halben Jahrhundert bald von der einen, bald von der andern Seite gemacht worden ist, um die Regierungsmitglieder an den Verhandlungen der Landesvertretung theilnehmen zu lassen, ist bisjetzt gescheitert. Für diejenigen, welche die norwegischen Verhältnisse nicht kennen, ist es völlig unverständlich, daß eine so einfache Sache nicht seit langer Zeit in Ordnung gebracht ist, und daß die Minister nicht ex officio den Sitzungen der Landesvertretung beiwohnen, da sonst eine erschöpfende Erörterung der Vorlagen und eine völlig befriedigende Ausbeute aus den Verhandlungen kaum zu erwarten ist. Es zieht sich diese Angelegenheit durch so viele Storthingssessionen hin und man gewinnt, wenn man sich mit ihr bekannt macht, einen so guten Einblick in das Verhältniß der Regierung zu den Parteien und in das gegenseitige Verhältniß dieser, daß es angezeigt erscheint, hier etwas mehr ins Einzelne zu gehen, als wir dies bisher für nöthig gefunden haben.

Im Jahre 1821, also nur sieben Jahre nach Einführung der norwegischen Constitution, brachte die Regierung beim Storthing den Vorschlag ein, daß den Ministern, die in Norwegen Staatsräthe genannt werden, Zutritt zu den Verhandlungen des Storthings und die Theilnahme an denselben gestattet werde. Das Storthing, den persönlichen Einfluß der Regierungsmitglieder fürchtend, und eifersüchtig auf seine Macht, die durch die unmittelbare Einmischung der Minister bei der Erörterung der Vorlagen beeinträchtigt werden könnte, wies den Vorschlag der Regierung zurück. Fast in jeder Reichstagssession, die damals nur jedes dritte Jahr stattfand, bis zu den sechziger Jahren, ward der Antrag wiederholt, stets jedoch vom Storthing, und zwar aus denselben Gründen, abgeschlagen. Dem 1851 infolge einer Privatproposition vom Storthing gefaßten Beschluß, daß jedesmal bei Eröffnung einer Session die Bestimmung darüber getroffen werden solle, ob die Staatsräthe bei den Sitzungen zuzulassen seien oder nicht, ward von der Regie-

Digitized by Google

rung die Sanction verweigert, wobei sie die sichere Hoffnung aussprach, daß man in einer nicht fernen Zukunft das erreichen werde, was als die einzig wünschenswerthe Lösung der Frage angesehen werden müsse. Als die Regierung 1860 die Vorlage wieder einbrachte, erhielt diese bei der Abstimmung eine Majorität von zehn Stimmen, ein bis dahin unerhört günstiges Resultat. Weil man indessen die Frage wegen der Zulassung der Staatsräthe zu den Storthingsverhandlungen für eine mit dem Grundgesetz in Verbindung stehende Angelegenheit betrachtete, obwol in jenem Gesetz davon nicht die Rede ist, so glaubte man — und glaubt dies auch noch — daß zur Durchführung der Vorlage, wie bei Veränderungen im Grundgesetz, zwei Drittheile der Stimmen erforderlich seien, und gab dem Beschluß keine Folge.

Im Jahre 1861 kam ein neues Ministerium, welches nach dem Namen des Staatsministers (Conseilpräsidenten) als das Stang'sche bezeichnet wird und sich in der Hauptsache bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Die vornehmste Aufgabe dieses Ministeriums ist es gewesen, den Einfluß der liberalen Partei möglichst zu beschränken und die Machtsphäre der Regierung dafür zu erweitern. Weil das liberale Element jetzt das entschiedene Uebergewicht hat, sodaß es sogar über die bei Grundgesetzveränderungen erforderliche Majorität von zwei Dritteln der Stimmen verfügt, so ist das Bestreben des Stang'schen Ministeriums hauptsächlich dahin gegangen, dem Storthing jede Aussicht auf Machterweiterung zu benehmen und das Königthum auf jede erdenkliche Weise zu kräftigen und zu stützen. In diesen Bestrebungen wird es aufs redlichste von der gesammten tonangebenden Presse Norwegens unterstützt, die sich wol einen liberalen Anschein gibt, im Grunde genommen aber noch reactionärer ist als die Regierung selber. Dieser hochconservative Anstrich des Ministeriums und sein immerwährendes Hervorkehren der Bedeutung des Königthums haben dasselbe bei einem Theil der Bevölkerung in Verdacht gebracht, daß es einer gewissen Beeinflussung Norwegens durch Schweden nicht abhold sei, um so die revolutionären Gemüther besser im Zaume halten zu können. Wir wollen dies dahingestellt sein lassen und schreiben den Thatsachen, die von Norwegen zum Beweise jener Tendenz des Ministeriums angeführt worden sind, wie die Abbildung des Königs in schwedischer Uniform auf norwegischen Briefmarken und Banknoten, oder die Schenkung eigenthümlicher (nicht mit norwegischen Emblemen versehener) Standarten an einige norwegische Reiterabtheilungen seitens des Königs, keine weitere Bedeutung zu, können aber nicht umhin, das Ministerium Stang als ein solches zu bezeichnen, dem die Erhaltung der eigenen Macht das höchste Ziel zu sein scheint und das sich nicht mit genügender Energie und Einsicht der wahren Landesinteressen der Norweger annimmt.

Das Ministerium Stang war weit von der Anschauung seiner Vorgänger entfernt, daß die Storthingsverhandlungen durch die persönliche Gegenwart der Minister beeinflußt werden könnten; es glaubte im Gegentheil, und wol nicht mit Unrecht, daß die Minister bei dem steten Zusammensein mit den Storthingsmitgliedern nicht leicht ihre völlige Unabhängigkeit bewahren könnten und Gefahr liefen, den im Storthingssaale geführten Argumentationen unwillkürlich nachzugeben. Das Ministerium hütete sich darum wohl, die sogenannte Staatsrathssache wieder aufs Tapet zu bringen.

Digitized by Google

Inzwischen hatte sich in der Zusammensetzung des Storthings selber ein sehr bemerkenswerther Umschwung vollzogen; die Zahl der Abgeordneten, welche Beamte waren oder sich in andern abhängigen Stellungen befanden, hatte allmählich abgenommen, und an ihre Stelle waren Männer getreten, welche einzig und allein auf die Förderung der allgemeinen Interessen bedacht waren. Die liberale Partei verstärkte sich bedeutend, und mit der äußern Zunahme wuchs auch die Erkenntniß der eigenen Kraft. Sie war es auch, welche die Einführung jährlicher Storthingssessionen durchsetzte. Nachdem dieser für die raschere Entwickelung des öffentlichen Lebens durchaus nothwendige Schritt einmal gethan war, trat das Bedürfniß, mit den Ministern während der Verhandlungen conferiren zu können und sie selbst in diese hineinzuziehen, immer stärker hervor. Es ward deshalb 1872 beim Storthing eine Privatproposition eingebracht, welche beantragte, daß dasselbe über die Theilnahme der Minister einen Beschluß fassen sollte.

Während die Regierung bei allen ihren Versuchen, diese so natürliche Sache zu ordnen, nur höchstens 55 Stimmen für ihre Vorlage hatte sammeln können, erklärten sich jetzt 80 Abgeordnete für die Durchführung der Maßregel und nur 29 dagegen. Die Besorgniß, daß die Minister den Gang der Verhandlungen zu stark beeinflussen könnten, war verschwunden und von der Ueberzeugung abgelöst worden, daß gerade die Anwesenheit der Staatsräthe zu einer gründlichern Erörterung der Sache und zur leichtern Herbeiführung eines Verständnisses über dieselbe zwischen der Regierung und der Landesvertretung beitragen müsse.

Der Beschluß war mit weit mehr als zwei Dritteln sämmtlicher Stimmen gefaßt und der vorgeschriebenen Form also vollständig genügt. Die Sache schien damit abgemacht zu sein; denn daß die Regierung, die sich 40 Jahre hindurch aufs eifrigste bemüht hatte, sie durchzusetzen, jetzt etwas dagegen haben sollte, war nicht anzunehmen. Und doch war es so; das Stang'sche Ministerium nährte eben andere Anschauungen als seine Vorgänger. Auf Antrag der Regierung ward dem Storthingsbeschluß die königliche Sanction verweigert. Von den seitens der Regierung angeführten Motiven heben wir hervor, daß die Staatsräthe, wenn sie an den Sitzungen theilnähmen, nicht mit gehöriger Kraft sich einer zu langen Ausdehnung der Session widersetzen könnten. Ferner hieß es, daß, wenn die Regierung ihre Zustimmung zu einer so tief eingreifenden Neuordnung geben sollte, ihr dafür bedeutende Zugeständnisse gemacht werden müßten. Die Krone müßte das Recht erhalten, die Nationalversammlung aufzulösen; es müßten die Minister für dieselbe wählbar sein; die Verpflichtung der Regierung, noch vor dem Schlusse des Storthings ihre Resolution über die von jenem gefaßten Beschlüsse zu geben, aufhören; die Minister müßten Stellvertreter haben, welche ihre Fachgeschäfte ausführten, während sie durch ihre Anwesenheit bei den Storthingssitzungen daran verhindert seien; endlich müßten den abtretenden Staatsräthen gesetzlich bestimmte Pensionen zugesichert sein.

Was von der Regierung gegen die Zweckmäßigkeit der vorgeschlagenen Maßregel angeführt wurde, ist von äußerst geringem Belang und offenbar ein Beweis dafür, daß es ihr an einigermaßen triftigen Gründen gegen die Einführung derselben fehlte. Die von ihr verlangten Gegenleistungen aber, wenn sie sich zur

Digitized by Google

Genehmigung des Storthingsbeschlusses entschließen solle, stehen größtentheils damit nicht in Verbindung und zeigen nur, daß es der Regierung darum zu thun war, aus dem vorliegenden Anlaß, der ihre Machtstellung in keiner Weise zu beeinträchtigen geeignet war, so viele Vortheile wie möglich zu ziehen. Lag ihr das Wohl des Staates wirklich am Herzen, so hätte sie bedenken sollen, daß die Reform, die seit langer Zeit für so wichtig und zweckdienlich angesehen war, jetzt endlich zur Durchführung gelangen könnte, wenn sie blos die Hand dazu böte. Den eigentlichen Hauptgrund, weshalb das Ministerium sich der Reform so feindlich gegenüberstellte, nämlich daß es seinen Mitgliedern unbequem sein würde, an den Verhandlungen des Storthings theilzunehmen und stehenden Fußes die von den Abgeordneten verlangten Aufschlüsse zu geben, verschwieg es wohlweislich. Man fühlte sich der Sache nicht gewachsen, glaubte nicht im Besitz der nöthigen Schlag- und Redefertigkeit zu sein und wies daher den Antrag unter Anführung nichtssagender Gründe zurück.

Indessen waren keineswegs alle Minister mit der Abweisung des Storthingsbeschlusses einverstanden. Die Staatsräthe Vogt, Riddervold und Broch sprachen sich mit großer Entschiedenheit für die Genehmigung des Beschlusses aus und ließen ihre Gründe dafür dem Staatsrathsprotokoll beifügen. Am schärfsten und klarsten war Broch's Beweisführung, von der wir hier einiges hervorheben.

So sagte er, daß die Staatsräthe, falls sie an den Verhandlungen der Landesvertretung nicht theilnähmen, bloße Expeditionschefs seien. Sie müßten im Besitz der Kenntnisse und Erfahrungen sein, die nur durch die Betheiligung an jenen Verhandlungen erlangt werden könnten, und deshalb auch vorzugsweise aus dem Kreise der Storthingsmitglieder gewählt werden. Oratorisches Talent sei für die Minister nicht von nöthen, sondern es komme nur auf Klarheit der Gedanken an. Sie müßten die vorliegenden Sachen in ihrem Zusammenhange überblicken können und geeignete Kenntniß aller dabei in Betracht kommenden Verhältnisse haben. Das werde aber in dem bloßen Cabinetsleben nicht erreicht. Daß ein ganzes Ministerium oder einzelne Mitglieder desselben infolge einer Nichtübereinstimmung mit der Repräsentation zum Verlassen ihrer Stellung gezwungen werden könnten, sei durchaus kein Unglück; eher könnte die Königsmacht darunter leiden, wenn eine Regierung gar zu stabil wäre. Die Aufgabe derselben bestehe nicht ausschließlich darin, die neuen Ideen zu hemmen und zu bekämpfen; sie müßte Männer enthalten, welche die gärenden Elemente zu leiten im Stande seien.

Staatsrath Broch begnügte sich nicht damit, diese Anschauungen blos auszusprechen, sondern er trat mit seiner Persönlichkeit für seine Ueberzeugung ein. Er erklärte, daß er nicht länger Mitglied einer Regierung sein könne, die einen so einseitigen Standpunkt verträte, und reichte sein Abschiedsgesuch ein, das ihm vom Könige bewilligt ward.

Die Mittheilung der Regierung an das Storthing, daß sie dessen Beschluß dem Könige nicht zur Sanction habe unterbreiten können, erregte bei demselben das größte Misfallen. Es wurden verschiedene Vorschläge zu einer Adresse an den König eingebracht. In den stärksten Ausdrücken war der von dem Storthingspräsidenten Johan Sverdrup, dem Führer der liberalen Partei, vorgelegte Adreß-

Digitized by Google

entwurf abgefaßt, über welchen es indessen nicht zur Abstimmung kam, da selbst manche Anhänger des Antragstellers ihn zu scharf und zu weitgehend fanden. Sverdrup hielt es daher für gerathen, seinen Entwurf zurückzuziehen und sich einem andern anzuschließen, der, wenn auch in mildern Ausdrücken, ungefähr dieselbe Tendenz hatte wie der seinige, da er ein förmliches Mistrauensvotum gegen das Ministerium enthielt und der König um die Entfernung desselben ersucht ward.

Diese Adresse ward vom Storthing mit 63 Stimmen gegen 47 angenommen, und es war hier eine um fast 20 Stimmen geringere Majorität, als bei dem Storthingsbeschlusse in der Staatsrathssache. War die Adresse also wol kein so vollgültiger Beweis von der im Storthing herrschenden Stimmung wie jener Beschluß, so verfehlte sie doch nicht, einen tiefen Eindruck auf das Ministerium zu machen, das infolge dessen den König um seine Entlassung bat. Diese wurde aber nicht angenommen und es richtete nun der König, um dem Storthing nicht jede Hoffnung zu nehmen, daß in Zukunft einmal sein Wunsch erfüllt werden könne, ein Schreiben an dasselbe, aus dem wir den Schluß wortgetreu mittheilen wollen. Er lautet folgendermaßen: „Die Frage wegen der Theilnahme der Staatsräthe an den Verhandlungen des Storthings ist Gegenstand unserer ernstlichen Erwägung. Wir haben sie von unserm Vorgänger als Erbe erhalten, unser Gedanke soll an ihr haften bleiben; in treuer Liebe zur Freiheit des Volkes wollen wir unsere Pflicht erfüllen, die darin besteht, die Eigenthümlichkeiten der norwegischen Staatsverfassung und die Bewegungen der Zeit im Auge zu behalten. Den rechten Zeitpunkt für eine größere Veränderung in der Verfassung zu treffen und sie dann auf die rechte Weise durchzuführen, wird stets eine schwere Aufgabe sein. Der Rath, den die Mitglieder des Staatsrathes in dieser Sache unserm verewigten Bruder gaben, war in Uebereinstimmung mit der Entscheidung vieler frühern Storthinge. Dieser Rath zielte nicht darauf ab, zukünftigen Beschlüssen vorzugreifen, sondern verlangte, daß die Sache genau, auch mit Rücksicht auf die Verfassungen anderer Länder und gewonnene Erfahrungen, geprüft werde. Es ist unser Wille, daß diese Prüfung mit Sorgfalt und ohne Vorurtheile stattfinden soll. Sie muß im Vertrauen auf die Gaben und die Kraft, welche die fortschreitende Aufklärung verleiht und ausbildet, und zugleich unter Beobachtung der Vorsicht geschehen, mit welcher eine jede Veränderung des Grundgesetzes beschlossen werden muß."

Durch dieses an nichtssagenden Phrasen überreiche Schriftstück ließ sich das Storthing indessen nicht abhalten, so früh wie möglich, d. h. in der nächsten ordentlichen Session nach den neuen Wahlen, im Jahre 1874, die Angelegenheit wieder vorzunehmen. Der von seiten mehrerer Abgeordneten gestellte, im wesentlichen mit dem Storthingsbeschluß von 1872 übereinstimmende Antrag wegen der Theilnahme der Staatsräthe an den Storthingssitzungen ward nach ziemlich langen Verhandlungen mit 74 Stimmen gegen 35 angenommen, ein Resultat also, das für die Regierung etwas weniger ungünstig war als das erste mal. Diese verhielt sich ganz so wie vor zwei Jahren, indem sie dem Könige den Rath ertheilte, dem Beschluß seine Zustimmung zu verweigern. Im Jahre 1876 fanden die neuen Wahlen zum Storthing statt und sofort in der nächsten Session beeilte die neue Versammlung sich, einen mit dem vorigen gleichlautenden Beschluß, dies-

Digitized by Google

mal mit 82 gegen 29 Stimmen, sodaß die Opposition sich also durch 8 Stimmen verstärkt hatte, zu fassen.

Das Verhalten der Regierung war wiederum dasselbe wie die beiden vorigen male. Man war im Lande äußerst gespannt auf die Entscheidung, weil nach dem norwegischen Grundgesetz die königliche Sanction nur zweimal gleichlautenden Storthingsbeschlüssen verweigert werden kann. Geht ein Beschluß in derselben Fassung zum dritten mal vom Storthing aus, „so wird er", wie der §. 79 des Grundgesetzes bestimmt, „Gesetz, auch wenn die Sanction des Königs nicht vor dem Schlusse des Storthings ertheilt wird". Trotz dieser ausdrücklichen Bestimmung erfolgte regierungsseitig die Mittheilung an die Repräsentation, daß der König sich veranlaßt gesehen habe, wiederum von dem ihm zustehenden Veto Gebrauch zu machen. Nun lag allerdings die Sache so, daß die beiden letzten Storthingsbeschlüsse in der Staatsrathssache nicht ganz wörtlich mit dem ersten übereinstimmten, und in dieser Beziehung war dem Wortlaut des Grundgesetzes allerdings nicht Genüge geleistet. Da die Beschlüsse aber ihrem Wesen nach vollkommen gleich waren, so hätte die Regierung wol kaum einen so geringen Formfehler benutzen dürfen, um noch ein paar Jahre Aufschub zu erlangen. Da sich der abschlägige Bescheid indessen gar nicht darauf bezieht, sondern in ganz allgemeinen Ausdrücken die Sanction überhaupt verweigert, so liegt die Annahme nahe, daß die jetzige Regierung eine solche unter keinen Umständen ertheilen will. Merkwürdigerweise kann die Regierung, wenn dies ihre Absicht ist, sich dabei auf eine in Norwegen ziemlich weit verbreitete Anschauung über die Rechtmäßigkeit eines solchen Verfahrens stützen. In den sogenannten intelligenten Kreisen und namentlich in der zunächst ihnen angehörigen conservativen Presse herrscht nämlich die Ansicht, daß der König im Besitze eines absoluten Veto bei Storthingsbeschlüssen sei, welche Veränderungen in der Verfassung betreffen. Nun ist allerdings bei solchen Beschlüssen bisher die Genehmigung des Königs eingeholt worden; allein es ist dies nur ein durch die Gewohnheit festgestellter Brauch; denn eine staatsrechtliche Bestimmung besteht nicht darüber. Das Grundgesetz spricht mit keinem Wort davon, sondern gibt nur die Form an, durch welche die Storthingsbeschlüsse über Abänderungen desselben Gesetzeskraft erlangen. Wollte es außerdem noch die Sanction des Königs, so würde es ganz entschieden dies ebenso bemerkt haben wie bei den gewöhnlichen Storthingsbeschlüssen. Daß das Grundgesetz eine solche Sanction stillschweigend vorausgesetzt habe, ist eine ganz willkürliche Annahme. Dabei kann sehr wohl eingeräumt werden, daß eine Bestimmung über die Nothwendigkeit der königlichen Sanction sehr zweckmäßig gewesen wäre. Allein sie ist nun einmal nicht da und kann nicht so ohne weiteres ergänzt werden. Dazu kommt nun aber in dem vorliegenden Falle, der Staatsrathssache, der Umstand, daß diese mit dem Grundgesetz in keiner, wenigstens keiner nothwendigen Verbindung steht. In diesem ist überhaupt von den Staatsräthen fast nur in ihrer Beziehung zur Krone die Rede, und von ihrem Verhältniß zum Storthing nur insofern, als dieses das Staatsrathsprotokoll einzusehen hat und die Minister wegen Ueberschreitungen ihrer Amtsbefugnisse zur Rechenschaft ziehen kann. Eine so einfache und natürliche Sache, wie die Zulassung der Minister zu den Sitzungen der Landes-

Digitized by Google

vertretung, erforderte daher, so scheint es, keine grundgesetzliche Bestimmung, sondern es müßte der erste Beschluß des Storthings genügt haben, um diese Sache zu ordnen. Die Genehmigung des Königs konnte allerdings nothwendig erscheinen, allein sie hätte um so weniger verweigert werden dürfen, als die Regierung in früherer Zeit selbst so oft die Initiative ergriffen hat. Jetzt die Gewährung des einst von der Regierung Geforderten von Bedingungen abhängig machen zu wollen, die mit der betreffenden Angelegenheit nicht im mindesten in Verbindung stehen, ist eine Handlungsweise, die mit der Würde der Regierung nicht recht vereinbar erscheint.

Daß die Repräsentation die Sache ruhen lassen sollte, nachdem sie die bestimmte Abneigung der Regierung erkannt, ihre Genehmigung zu geben, ist mehr als zweifelhaft, und jedenfalls wird der Beschluß und infolge dessen der Antrag so lange wiederholt werden, als die Opposition die Majorität behält. Bei den im Jahre 1879 vorgenommenen Neuwahlen für die nächste dreijährige Storthingsperiode hat dieselbe wiederum einen glänzenden Sieg davongetragen, und sie wird in der am 1. Febr. 1880 beginnenden Session wenigstens ebenso stark erscheinen als bisher. Die conservative Partei hatte sich bei den Wahlen alle erdenkliche Mühe gegeben, ein anderes Resultat herbeizuführen, aber vergeblich. Ganz besonders hatte man sich bemüht, Sverdrup zu verdächtigen, um ihn in seinem bisherigen Wahlkreise unmöglich zu machen; doch scheinen diese Agitationen nur wenig Eindruck hervorgebracht zu haben.

Daß die Staatsrathsfrage in Uebereinstimmung mit den Beschlüssen des Storthings erledigt wird, ist nur eine Frage der Zeit, und zwar der nächsten Zukunft. Die Regierung hat sich und dem von ihr so ängstlich bewahrten Königthume in hohem Grade dadurch geschadet, daß sie sich so hartnäckig dagegen gesträubt hat. Die Norweger sind ein braves, loyales Volk, das seiner Verpflichtungen gegen das mit Schweden gemeinschaftliche Königshaus sehr wohl eingedenk ist. Allein andererseits ist ihm dieses Königshaus doch immer etwas Fremdes, Fernstehendes, und es ist in der That nicht gut, wenn eine kurzsichtige Regierung durch verkehrte Maßregeln zu einer größern Entfremdung beiträgt. Jedenfalls aber leidet das Verhältniß Norwegens zu Schweden darunter. Die Regierung hat es durch ihre rücksichtslose Haltung der Landesrepräsentation gegenüber dahin gebracht, daß die Norweger es sich in den Kopf gesetzt haben, es sei die Absicht der Regierung, auf eine Suprematie Schwedens über Norwegen hinzuarbeiten, obgleich irgendein haltbarer Grund für diese Annahme nicht angeführt werden kann. Dennoch sind die Norweger von dem größten Mistrauen gegen Schweden erfüllt und suchen aus allen Kräften ihre Selbständigkeit zu bewahren. Es ist eine ganz eigenthümliche Erscheinung, daß die fünfundsechzigjährige Verbindung der beiden nach Abstammung und Sprache so nahe verwandten Völker eine wirkliche Annäherung zwischen ihnen so wenig hat befördern können, daß man weit entfernt, auf größere Gemeinschaft in den öffentlichen Institutionen hinzuarbeiten, im Gegentheil norwegischerseits bemüht ist, die wenigen zwischen beiden Ländern bestehenden Anknüpfungspunkte, wie das Verbindungszeichen in der Flagge und die gemeinsame Vertretung im Auslande,

Digitized by Google

abzuschaffen, obwol wenigstens die letztere selbstverständlich nicht aufgehoben werden kann, solange die Union überhaupt besteht.

Was wäre bei so nahe miteinander verbundenen Ländern natürlicher, als daß wenigstens das Heerwesen gemeinschaftlich oder doch nach denselben Normen geordnet wäre? Eine Menge von Anstalten und Behörden, die jetzt in beiden Reichen getrennt bestehen und höchst verschieden eingerichtet sind, könnten von den schwedischen und norwegischen Truppen zusammen benutzt werden, wodurch namentlich ganz bedeutende Ausgaben gespart würden. Es ist aber nicht einmal der Versuch zu einer Verschmelzung solcher Institutionen zu gemeinschaftlichen gemacht worden. Nur in der Bewaffnung der Infanterie ist eine Einigung erzielt worden, indem diese in beiden Reichen seit 1867 mit dem Remingtongewehr versehen ist. Während man aber in Norwegen (wie auch in Dänemark) mit dieser Waffe noch recht zufrieden ist, findet man sie in Schweden durchaus unzulänglich und sucht schon seit Jahren die Einwilligung des Reichstages zur Anschaffung einer andern zu gewinnen. Für die Neubewaffnung der Artillerie beider Länder ist allerdings ein gemeinschaftliches Modell in Vorschlag gebracht worden; allein bisjetzt haben die Landesvertretungen die Mittel dazu verweigert, und es dürfte die schwedische und norwegische Artillerie noch geraume Zeit ihre alten gußeisernen Vorderlader verschiedenen Kalibers behalten.

Im übrigen sind die Anschauungen der norwegischen und der schwedischen Fachleute über die wichtigsten Fragen zur Einrichtung der Land- und Seemacht grundverschieden. Ein recht charakteristischer Fall ereignete sich im Jahre 1876. Der schwedische Marineminister wiederholte damals beim Reichstage eine Vorlage über eine großartige Entwickelung der Flotte und fügte derselben ein weitläufiges Exposé hinzu, in welchem hervorgehoben wurde, daß zum Küstenschutze kleinere schwerbewaffnete Monitors nicht ausreichend seien, sondern daß man dazu auch einer Anzahl tüchtiger Seeschiffe bedürfe, die sich mit feindlichen Schiffen in Kampf einlassen könnten, ehe sie das schwedische Fahrwasser erreicht hätten. In demselben Jahre brachte der norwegische Marineminister beim Storthing eine Vorlage über den Bau einiger Kanonenboote ein, wobei er ausdrücklich hervorhob, daß er diese zum Küstenschutz nicht allein für besonders zweckmäßig, sondern auch für völlig ausreichend ansehe. Ein größerer Unterschied kann also wol nicht leicht gedacht werden als der zwischen den Anschauungen der beiden Marineminister bestehende. Das Eigenthümlichste an der Sache aber ist, daß, wie dies bei allen den Landesvertretungen Schwedens und Norwegens vorgelegten Vorschlägen der Fall ist, sowol die eine wie die andere der erwähnten Anschauungen dem Könige vorgetragen und von diesem gebilligt worden sein muß.

Man darf übrigens den Beistand, den Schweden im Falle eines Krieges durch das Hinzutreten der norwegischen Wehrkraft erhalten würde, nicht überschätzen. Abgesehen von der schwachen Organisation der norwegischen Truppen, von ihrer höchst ungenügenden Ausbildung und dem vollständigen Mangel an den in einem Feldzuge unentbehrlichen Heeresanstalten, darf die Streitmacht Norwegens von dem Könige nicht ohne Genehmigung des Storthings zu einem Angriffskriege benutzt und dürfen überhaupt nur 12000 Mann ohne besondere Bewilligung der Landes-

Digitized by Google

vertretung aus dem Lande gezogen werden. Nun steht der Begriff des Angriffskrieges keineswegs so fest, daß nicht eine verschiedene Auffassung desselben zulässig wäre, und es ist durchaus nicht undenkbar, daß das Hereinziehen norwegischer Truppen nach Schweden, um zur Vertreibung eines dort eingedrungenen Feindes mitzuwirken, von den Repräsentanten Norwegens als eine Offensivoperation angesehen würde, zu welcher sie ihre Einwilligung verweigern zu müssen glaubten. Daß die Norweger ihre Politik und ihre Interessen keineswegs als mit den schwedischen solidarisch verbunden erachten, davon liefert die neueste Zeit noch ein äußerst bezeichnendes Beispiel. Die schwedische Regierung findet bei jeder größern Verwickelung in Europa Anlaß, ungemein besorgt zu sein und die Selbständigkeit des Landes für bedroht zu halten, weshalb sie außerordentliche Rüstungen für geboten ansieht. Sie pflegt sich deshalb an den Reichstag um die Bewilligung eines außerordentlichen Credits zu wenden, und erhält diesen auch in der Regel eingeräumt. Anders in Norwegen; dort sind solchen Forderungen gegenüber stets Schwierigkeiten erhoben worden, sodaß die Regierung im Jahre 1870 keinen derartigen Vorschlag zu stellen wagte. Während des russisch-türkischen Krieges aber, als man in Schweden die größte Besorgniß vor einem Conflict zwischen Rußland und England hatte und in denselben hineingezogen zu werden fürchtete, ersuchte man das norwegische Storthing um eine Beihülfe von $1^1/_2$ Mill. Kronen zur Bestreitung der für erforderlich erachteten Rüstungen, nachdem der schwedische Reichstag eine entsprechende Summe zu diesem Behufe bewilligt hatte. Das Storthing aber lehnte die Vorlage einstimmig ab. Irgendwelche Garantie dafür aber, daß sich die Norweger nicht ebenso verhalten würden, wenn Schweden wirklich in einen Krieg verwickelt werden sollte, hat Schweden nicht.

Nur auf dem ökonomischen Gebiete ist zwischen den beiden Ländern in letzterer Zeit der Anfang einer Annäherung gemacht worden, indem 1874 ein Theil der Zollgesetzgebung für beide Reiche nach gleichen Regeln geordnet wurde. Das Natürlichste und Einfachste wäre gewesen, aus den beiden Ländern des skandinavischen Nordens ein einheitliches Zollgebiet zu machen. Daran ist aber unter den obwaltenden Umständen durchaus nicht zu denken, und es muß als ein großer Erfolg bezeichnet werden, daß überhaupt so viel, wie das „Zwischenreichsgesetz" von 1874 festsetzt, erreicht wurde. Früher behandelten Norwegen und Schweden sich in Zollsachen wie zwei völlig fremde Länder, die in der Meinung, die einheimische Industrie beschützen und fördern zu müssen, den Verkehr zwischen den beiden Reichen zu erschweren suchten und sich dabei nicht selten gegenseitig förmlich chicanirten. Der gravirendste Fall dieser Art war der sogenannte „Zuckerkrieg", der in den Jahren 1851 und 1852 zwischen Schweden und Norwegen geführt wurde und dessen Verlauf wir kurz angeben wollen. Im Jahre 1851 bewilligte die norwegische Regierung der Zuckerfabrik zu Frederikshald für drei Jahre eine Ausfuhrprämie von 1 Schill. per Pfund ihres Fabrikats. Kurze Zeit darauf ersah man aus den Verhandlungen des schwedischen Reichstages, daß der König Oskar I. als schwedischer König am 20. Sept. 1851 norwegischen Zucker mit einem außerordentlichen Einfuhrzoll von 1 Schill. per Pfund belegt habe. Norwegischerseits

Digitized by Google

ward darauf am 20. Febr. 1852 durch eine provisorische Anordnung, zu welcher derselbe Fürst in seiner Eigenschaft als norwegischer König seine Zustimmung gegeben haben mußte und durch welche schwedischer Zucker mit einem außerordentlichen Einfuhrzoll von 1,10 Schill. belegt wurde, geantwortet. Man kam jedoch bald zur Erkenntniß von der Ungereimtheit und Widersinnigkeit dieser Bestimmungen und hob sie sämmtlich auf.

Das erwähnte internationale Gesetz machte dem unnatürlichen Verhältniß der Zollabsperrung zwischen zwei sich so nahe stehenden Reichen ein Ende. Es wurde demnach die zollfreie Einfuhr aller Waaren von dem einen Lande ins andere festgesetzt und ausgenommen wurden davon nur Zucker, Taback, Kaffee, Branntwein, Malz und Spielkarten, welche ganz in derselben Weise zu verzollen sind wie bei der Einfuhr von einem fremden Orte. Diese Ausnahme mußte schon aus dem Grunde stattfinden, weil jene Artikel in den beiden Reichen höchst verschiedenen häufig wechselnden Zollsätzen unterworfen sind.

Nachdem wir so die wesentlichsten Punkte des innern politischen Lebens in Norwegen geschildert haben, wollen wir noch einen kurzen Blick auf die finanziellen Verhältnisse werfen.

Bis vor wenigen Jahren noch war Norwegen in finanzieller Beziehung eins der glücklichsten Länder der Welt. Die Einnahmen des Staates harmonirten mit den Ausgaben in der erfreulichsten Weise, die Staatsschuld war verhältnißmäßig äußerst gering und directe Steuern waren den Norwegern ein völlig unbekanntes Ding. Die Bedürfnisse des Staates wurden zum allergrößten Theile durch die indirecten Steuern und einige specielle Einnahmequellen gedeckt. Dabei blühten die wichtigsten Erwerbszweige des Landes; die Einwohner hatten meistens einen guten Verdienst, und wenn das Leben in Norwegen auch im ganzen genommen ziemlich theuer ist, so standen die Arbeitslöhne in einem passenden Verhältniß dazu. Nun ist dies alles ganz anders geworden; die ungünstigen Conjuncturen einiger Jahre verbunden mit einer zu flotten Staatshaushaltung und einer kurzsichtigen Finanzpolitik haben genügt, den ökonomischen Zustand Norwegens zu einem sehr bedenklichen zu machen. Eine förmliche Eisenbahnbauwuth und ein übermäßig hohes Kriegsbudget haben dies hauptsächlich veranlaßt.

Vor einem Decennium machten die Einnahmen des norwegischen Staates ungefähr 20 Mill. Kronen*) aus, von denen $15\frac{1}{2}$ Mill. durch die indirecten Steuern, und zwar 12 Mill. durch die Zölle, $2\frac{1}{4}$ Mill. durch die Branntweinsteuer, 1 Mill. durch die Malzsteuer und $\frac{1}{4}$ Mill. durch die Stempelabgabe eingebracht wurden. Die Bevölkerung, die seitdem nur wenig zugenommen hat, machte damals 1,750000 Köpfe aus, und es kamen demnach $8\frac{1}{2}$ Kronen auf jedes Individuum, ein Verhältniß, das nicht unpassend erscheinen kann, zumal da es sich hier, wie gesagt, nur um indirecte Steuern handelt. Die Ausgaben kamen ungefähr den Einnahmen gleich, und es beanspruchten unter anderm das Ministerium des Innern etwas über 2 Mill., das Finanzministerium 5 Mill., die Armee 4 Mill. und die Flotte nicht ganz 2 Mill.

*) 1 Krone ist = $1\frac{1}{8}$ Reichsmark und sind also 8 Kronen = 9 Mark.

Digitized by Google

In den fünf Jahren von 1869—74 war das Budget fast ganz unverändert; nur in dem letztgenannten Jahre machte sich bei den wichtigsten Einnahmequellen eine Steigerung bemerklich, die indessen durch erhöhte Ausgaben in fast allen Ressorts völlig ausgeglichen ward. Die Ursache jener Steigerung waren die günstigen Ausfuhrconjuncturen norwegischer Erzeugnisse, namentlich von Fisch- und Holzproducten. Die Holzausfuhr ist ein so unbedingtes Erforderniß für die Existenz des norwegischen Volkes, daß sich aus dem größern oder geringern Umfange derselben der jedesmalige Grad des Wohlstandes der Bevölkerung mit einiger Sicherheit berechnen läßt. Bis 1872 betrug die Masse des ausgeführten Holzes im Durchschnitt 420000 Commerzlasten und das Land befand sich dabei in einem gedeihlichen Zustande. Dann kam 1873 plötzlich eine enorme Steigerung, indem die Ausfuhr fast 100000 Commerzlasten mehr betrug. Es war dies aber kein natürlicher Fortschritt, der durch ein wirklich wachsendes Bedürfniß an den Absatzquellen bedingt worden wäre, sondern es war eine Folge der europäischen Schwindel- und Gründerperiode, und die vermehrte Nachfrage nach norwegischem Holz beruhte meistens auf bloßer Speculation. Indessen stiegen die indirecten Staatseinnahmen ganz natürlich infolge des größern Verdienstes an der Holzausfuhr und die Regierung ward dadurch in die rosigste Laune versetzt.

In der Thronrede, mit welcher das Storthing von 1874 eröffnet wurde, heißt es unter anderm: „Das Land ist bedeutend in Thätigkeit und Wohlstand vorgeschritten", und umfassende neue Eisenbahnanlagen wurden verheißen, um den Ueberschuß im Budget in der passendsten Weise zu verwenden. Das Hauptorgan der norwegische Presse aber, das „Morgenbladet", sang eine förmliche Dithyrambe: „Sehr glückliche Conjuncturen haben eine andauernde, schnelle Entwickelung der meisten Erwerbszweige des Landes zur Folge gehabt, sodaß, wenn keine unvorhergesehenen Ereignisse eintreten, das Land einer glücklichen Zukunft entgegengehen wird. Die Staatskasse befindet sich in einem blühenden Zustande u. s. w." Es wurden dann auch größere Forderungen im Budget aufgestellt und vom Storthing meistens anstandslos bewilligt.

Im Jahre 1874 betrug die Holzausfuhr nur noch 440000 Commerzlasten, also um 72000 Commerzlasten weniger als im Vorjahre. Es zeigte sich daher schon ein Stillstand in der raschen Entwickelung des Landes, und auf den wichtigsten Erwerbszweigen lastete ein bedenklicher Druck, wenn auch in einzelnen andern noch ein Fortschritt zu spüren war. Die indirecten Einnahmen des Staates aber waren noch niemals so reichlich geflossen wie 1874, und namentlich überstiegen die Zolleinnahmen die sonst gewöhnlichen um einige Millionen. Die Regierung zog daraus den Schluß, daß der allgemeine Wohlstand des Landes im Zunehmen begriffen sei, und scheute sich nicht, das Ausgabebudget für 1875/76 auf 28,800000 Kronen zu erhöhen, sodaß die Einnahmen dadurch um $3\frac{1}{4}$ Mill. überschritten wurden. Zur Deckung der Unterbilanz mußte ein Theil der Kassenrückstände von den frühern Jahren her zu Hülfe genommen werden. Die sehr nahe liegende Einsicht, daß die Steigerung der indirecten Einnahmen nur eine Folge der ausnahmsweise günstigen Conjuncturn einiger Jahre sei und daß, wenn der dadurch erzielte Verdienst aufgezehrt worden, ein Stillstand oder gar ein Rückschritt in den Ein-

Digitized by Google

nahmen eintreten werde: diese Einsicht hatte die norwegische Regierung nicht, sondern sie fuhr fort, die Kräfte des Landes in übermäßiger Weise in Anspruch zu nehmen.

In der Thronrede bei Eröffnung der Storthingssession von 1876 war wiederum von dem Druck, der auf einigen Erwerbszweigen ruhe, die Rede; trotzdem aber, hieß es, seien die Einnahmen reichlich geflossen und der Zustand der Staatskasse sei ein befriedigender. Nun hielten sich die indirecten Einnahmen allerdings auf derselben Höhe wie in den vorhergehenden Jahren, was wesentlich auch dadurch bewirkt ward, daß in dem Holzabsatz wiederum, wenn auch nur vorübergehend günstigere Conjuncturen eingetreten waren. Die Anerkennung des befriedigenden Zustandes der Staatskasse aber hatte durchaus gar keine Berechtigung, denn die Staatsausgaben für das folgende Jahr wurden bei einer Einnahme von $27^1/_2$ Mill. zu $30^1/_2$ Mill. veranschlagt und sollte das Deficit wiederum aus den Ueberschüssen früherer Jahre gedeckt werden. Dies kam doch selbst dem ultraconservativen „Morgenbladet" bedenklich vor, und bei Gelegenheit der Besprechung des Budgets ermahnte es zu größerer Vorsicht: ein Rath, der indessen wenig fruchtete. Im Jahre 1876 wurden auch einige wichtige Veränderungen im Heerwesen durchgeführt, und namentlich die Stellvertretung für den Dienst in der Linie abgeschafft; auch sollten von nun an alle Wehrpflichtigen dieselbe militärische Ausbildung erhalten. Es muß jedem einleuchten, daß die Ausgaben für das Heerwesen dadurch wesentlich erhöht werden mußten; allein die Regierung behauptete das Gegentheil, und in der That wurden auch für das Jahr 1876/77 keine Zuschüsse zum Armeebudget verlangt. Die Folgen der Reformen konnten sich freilich erst später fühlbar machen und es ist dies in der That auch zur Genüge geschehen.

Es dürfte hier der Ort sein, einige Worte über das norwegische Heerwesen zu sagen. Das Linienheer, und nur dieses dürfte im Fall eines Krieges in Betracht kommen, besteht aus 21 Infanteriebataillonen, 11 Escadrons Cavalerie und 11 Batterien, und bildet zusammen eine Macht von circa 18000 Mann mit 88 Geschützen. Die Ausbildung der Truppen ist eine höchst dürftige, und ihre Uebungen beschränken sich beispielsweise bei der Infanterie auf eine erste Ausbildungszeit von 50 Tagen und zwei spätere Repetitionsübungen von je 30 Tagen. Die Offiziere erhalten eine gute theoretische Ausbildung; mit der praktischen aber sieht es sehr übel aus, wie dies bei den kurzen Uebungszeiten der Truppen, die mit einer geringen Ausnahme im übrigen das ganze Jahr hindurch beurlaubt sind, nicht anders sein kann. Das Gleiche gilt von den Unteroffizieren. Dazu kommt noch, daß für den Fall einer Mobilisirung das Chargenpersonal bei weitem nicht genügend ist. Für eine Kriegsausrüstung fehlen dem norwegischen Heere so gut wie alle dazu nöthigen Anstalten; es hat keine Ingenieurtruppen, keine Sanitätssoldaten, keine Munitionscolonnen, überhaupt keinen Train u. s. w., und es würde also im Kriegsfalle als ein wirkliches Heer gar nicht auftreten können. Und für dieses dann völlig unbrauchbare Heerwesen verausgabt Norwegen für das Jahre 1879 8 Mill. Kronen, oder den fünften Theil sämmtlicher Staatsausgaben! Während der Aufwand für das Heer in den sechziger

Digitized by Google

Jahren nur etwa 4 Mill. jährlich ausmachte, erforderte er in dem nächsten Quinquennium durchschnittlich $^1/_2$ Mill. mehr, stieg für 1874/75 auf 5 Mill., in den beiden folgenden Jahren auf $5^1/_2$, für 1877/78 auf $6^1/_4$, für 1878/79 auf $7^3/_4$ und für 1879/80 endlich auf 8 Mill. Wurden also, wie die Regierung 1876 versicherte, allerdings in dem auf die Reform des Heerwesens folgenden Jahre die Heeresausgaben nicht vergrößert, so stiegen sie später um so mehr. Uebrigens wird vom Heeresbudget etwa eine halbe Million jährlich zu Befestigungen bei Dröbaksund verwendet, um auf diese Weise feindlichen Schiffen den Zugang zu dem nach Christiania führenden Fahrwasser zu versperren. Zwar ist die norwegische Hauptstadt sonst nicht mit Befestigungen versehen, sondern vielmehr eine offene Stadt; allein die norwegische Regierung befürchtet, es könne einmal einem Feinde einfallen, Christiania bombardiren zu wollen, und so will man doch verhüten, daß er diesen Zweck allzu leicht, d. h. etwa durch die Absendung eines einzigen Kriegsschiffes erreichen könnte. Es ist dies in vollem Ernste die Betrachtungsweise der norwegischen Militärbehörden, und aus diesem Zwecke werden die großen fortificatorischen Anlagen an jenem Orte ausgeführt. Es liegt auf der Hand, daß der Leistungsfähigkeit der norwegischen Marine dadurch eben kein glänzendes Zeugniß ausgestellt wird, und es erscheint allerdings ziemlich unbegreiflich, weshalb man eine solche Institution, die alljährlich $2^1/_2$ Mill. Kronen verschlingt, noch länger unterhalten will, wenn man ihr nicht einmal zutraut, daß sie einem einzigen feindlichen Kriegsschiffe den Zutritt zur Hauptstadt des Landes verwehren könne. In der Sache selbst freilich mögen die Norweger recht haben; denn die wenigen schwach armirten Monitors und Kanonenboote, die sie besitzen, würden es kaum mit einem mittelgroßen Panzerfahrzeug aufnehmen können. Wozu will Norwegen denn aber seine Marine gebrauchen? Und was nun die Befestigungen von Dröbaksund betrifft, so äußerte der frühere Marineminister Broch, dessen wir oben bei der Staatsrathssache erwähnten, in sehr treffender Weise darüber, daß sie vollkommen nutzlos seien; denn einem Feinde werde es sicher nicht einfallen, einen versperrten Paß forciren zu wollen, wenn er in der Nähe landen und nach einem Marsch von wenigen Meilen sein Ziel erreichen könnte. Wir fügen hinzu, daß, wenn ein Feind es jemals auf die norwegische Hauptstadt sollte abgesehen haben — eine Annahme, die an und für sich schon höchst unwahrscheinlich ist — er sich schwerlich damit begnügen würde, die Hauptstadt zu bombardiren, sondern vielmehr ein tüchtiges Landungscorps absenden würde, um sich in ihren Besitz zu setzen und sich aller dort befindlichen Hülfsquellen zu bemächtigen. Einen Krieg durch Entsendung eines einzigen Schiffes zu führen, wird sicher keinem Feinde einfallen, und dürften die Norweger die einzigen sein, die einem solchen Traumbilde nachhängen, das ihnen freilich theuer genug zu stehen kommt.

Wir sahen oben, daß das norwegische Staatsbudget für das Finanzjahr 1876/77 auf $30^1/_2$ Mill. angeschwollen war; für das nächste Jahr stieg dasselbe sogar auf $34^1/_4$, ganz ungerechnet $5^1/_2$ Mill., die extraordinär für Eisenbahnbauten verwandt werden sollten. Zu dieser Steigerung des Budgets trugen fast sämmtliche Ressorts bei: so beanspruchte das Cultusministerium um $^3/_4$ Mill., das Justizministerium

Digitized by Google

um $^1/_4$ Mill., das Finanzministerium um $1^1/_2$ Mill., die Armee um 1 Mill. mehr als im Vorjahre. Was nun die Einnahmen betrifft, so waren die indirecten Einkünfte jetzt auf einem Punkte angelangt, der schwerlich noch überschritten werden konnte; namentlich hatte der Zollertrag mit $18^1/_2$ Mill. (gegen 12 Mill. im Finanzjahre 1872/73) eine Höhe erreicht, welche, wie es sich später zur Genüge herausgestellt hat, das höchste Maß der Leistungsfähigkeit des norwegischen Volkes bezeichnete. Dennoch war die Regierung damit nicht zufrieden, sondern sie schlug eine Tariferhöhung auf mehrere wichtige Artikel vor, wodurch sie eine Mehreinnahme von $2^1/_2$ Mill. erzielen wollte. Das Storthing gab dem Vorschlage jedoch seine Zustimmung nicht, und wies statt dessen den noch vorhandenen Kassensaldo zur Deckung des Deficits an.

Inzwischen war die Sucht, Eisenbahnen anzulegen, aufs höchste gestiegen. Während in Schweden sich meistens die Privatindustrie mit solchen Anlagen befaßte und der Staat nur helfend und unterstützend hinzutrat, übernahm in Norwegen der Staat fast ausschließlich die Bauten selber. Es war eine specielle Commission zur Ausarbeitung eines Gesammtplans für die Ausführung des für Norwegen in der nächsten Zukunft erforderlichen Eisenbahnnetzes berufen worden, und diese Commission gab 1877 ihr Gutachten dahin ab, daß in den nächsten 15 Jahren Bahnen im Belaufe von 160 Mill. Kronen gebaut werden müßten, welche Summe die Staatskasse nicht allzu sehr belasten würde! Dieser ungeheuerliche Plan ward nun allerdings von der Regierung nicht gebilligt; allein die von ihr unternommenen Bauten waren an sich schon genügend, den norwegischen Finanzen ernstliche Verlegenheiten zu bereiten. Da in Norwegen selbst nur wenig verfügbare Kapitalien vorhanden waren, mußte der größte Theil der für die Anlagen erforderlichen Summen durch Anleihen im Auslande aufgebracht werden. Die Staatsschuld wuchs dadurch reißend, und für ihre Verzinsung und Abtragung ward bald eine sehr ansehnliche Summe von nöthen, durch welche das Budget stark belastet wurde. Bis 1873 beanspruchte das Finanzministerium nur circa 5 Mill., während für das Jahr 1879 die Ausgaben desselben auf das Doppelte veranschlagt sind. Die Staatsschuld aber, die in den 15 Jahren von 1859—74 nur von 30 auf 33 Mill. gestiegen war, betrug 1875 schon 52 Mill., 1876 75 Mill. und 1878 über 100 Mill. Daneben nimmt sich der Nettogewinn vom Betrieb der Staatseisenbahnen verschwindend klein aus, und es ist überhaupt die große Frage, ob sich die Staatsbahnen im ganzen jemals rentiren werden.

Vorläufig ist die norwegische Finanzwirthschaft durch diese übereilten Eisenbahnanlagen und die nicht durch die Nothwendigkeit gebotenen Ausgabenerhöhungen in fast allen Verwaltungsfächern, namentlich aber im Heerwesen, in eine sehr drückende Lage gerathen. Die Kassenüberschüsse aus frühern Verwaltungsjahren sind völlig aufgebraucht und man experimentirt nun in verschiedener Weise, um das immer stärker anwachsende Deficit zu überwinden. Im Jahre 1878 trat die Regierung zum ersten mal mit dem Project einer Einkommensteuer, die bis dahin in Norwegen völlig unbekannt gewesen war, hervor. Dieselbe sollte in einer Höhe von 3,500000 Kronen erhoben werden, also etwa mit zwei Kronen für jeden Kopf der Bevölkerung. Es war dies, namentlich im Hinblick auf die indirecten

Digitized by Google

Steuern, die im Laufe von fünf Jahren von 8 auf 14 Kronen für jeden Einwohner gestiegen waren, eine ganz enorme Forderung. In Schweden — dies mußte der Regierung doch bekannt sein — lastet eine nur um weniges höhere Einkommensteuer sehr schwer auf der Bevölkerung, obgleich diese fast dreimal größer ist als die norwegische. Für Norwegen würde sie völlig unerschwinglich gewesen sein. Seltsam genug redeten wiederum die Hauptorgane der Presse dieser harten Auflage das Wort und sie warfen dem Storthing Unverstand und unpatriotische Gefühle vor, als dieses mit großer Majorität die Regierungsvorlage zurückwies.

Indessen waren von der Repräsentation die Mittel zur Deckung des Deficits zu beschaffen. Zu diesem Behuf setzte sie das Ausgabebudget um $1\frac{1}{2}$ Mill. herab und votirte dann eine Reihe von Erhöhungen im Zolltarif, gegen welche es sich im vorigen Jahre so hartnäckig gesträubt hatte. Dadurch sollte eine Mehreinnahme von $1\frac{1}{2}$ Mill. erzielt werden. Immer fehlten aber noch circa 800000 Kronen, um Gleichgewicht ins Budget zu bringen. Damit befaßte man sich aber nicht, sondern ließ die Frage unerledigt, indem man der Regierung die Sorge für ihre Lösung anheimgab.

Dieser Ausweg, durch welchen das Storthing die für den Staatshaushalt erforderlichen Mittel herbeischaffen will, muß fast als ein Act der Verzweiflung bezeichnet werden. Das Storthing wußte, daß die Zolleinkünfte schon eine abnehmende Tendenz gezeigt hatten und daß die ökonomischen Verhältnisse des Landes durchaus nicht der Art waren, um die Voraussetzung einer größern Leistungsfähigkeit bei der Bevölkerung zu gestatten. Dennoch erhöhte man z. B. die Branntweinsteuer auf 1 Krone 30 Oere, oder den dreifachen Werth der Waare, und trotzdem daß durch eine frühere Erhöhung der Steuer eine Verminderung der Production hervorgerufen worden war. Der Zoll auf Zucker wurde auf 22 Oere, der Zoll auf Taback auf 50 Oere per Pfund erhöht, und die Anschaffung dieser Artikel den ärmern Klassen dadurch in hohem Grade erschwert.

Die Regierung gab wohl oder übel diesen Maßregeln ihre Zustimmung, obgleich sie sich über ihren Erfolg wol keinen Illusionen hingab, doch wird auch sie sich kaum vorgestellt haben, daß das Resultat ein so höchst trauriges war. Statt der veranschlagten 20,161000 gingen nämlich durch den Zoll nur 17,337000 Kronen ein, und es ergab sich hier also ein Ausfall von 2,824000 Kronen. Wie dieser und ähnliche Ausfälle, bei dem gänzlichen Mangel an Reservemitteln, von der Regierung gedeckt wurden, davon gibt das Gutachten des Budgetausschusses für 1879, von dem wir unten näher sprechen werden, Kunde.

Trotz aller dieser großen Anlegenheiten trat die Regierung 1879 mit einem Budget von 39 Mill. (ohne die für die Eisenbahnanlagen bestimmten Summen, dem größten, das Norwegen bisjetzt gesehen hatte) auf. Alle Verwaltungszweige waren wiederum reichlicher bedacht worden als im Vorjahre, und auf der Einnahmenseite des Budgets figurirte wiederum die ominöse Einkommensteuer, und zwar diesmal in der Höhe von 4 Mill. Die Norweger können daraus abnehmen, wie es ihnen ergehen würde, wenn die Regierung eigenmächtig über die Staatsseckel zu verfügen hätte.

Das Storthing verwarf wiederum diese Proposition, fand aber kein anderes

Digitized by Google

Mittel zum Ersatz derselben. Es war der finanziellen Noth gegenüber vollkommen rathlos. Diese Haltung findet in dem obenerwähnten Gutachten des Budgetausschusses einen höchst beredten Ausdruck, indem es darin heißt: „Unsere finanzielle Stellung ist also eine solche, daß die Staatskasse einen Theil ihrer ordentlichen Ausgaben mit Hülfe der" (zu anderm Zweck, nämlich für die Eisenbahnanlagen) „gemachten Anleihen hat decken müssen, während keine Aussicht dazu vorhanden ist, daß die ordentliche Einnahme der Staatskasse in einigermaßen naher Zukunft so sehr zugenommen haben würde, um ihre Schuld dadurch decken zu können. Da man nun einmal damit begonnen hat, die ordentlichen Ausgaben mit Hülfe der Anleihen zu decken, so kann man die Summe auch noch etwas größer werden lassen und es bleibt den Storthingen anheimgeben, dafür zu sorgen, wie die Deficits zu decken sind, und zu erwägen, ob es nothwendig sein dürfte, zu diesem Behuf neue Steuern aufzuerlegen."

Das Storthing hatte gegen diese Finanzweisheit des Ausschusses nichts einzuwenden, und so blieb es der Regierung überlassen, die fehlenden Summen da zu nehmen, wo sie dieselben finden konnte. Daß solche Wirthschaft aber, wenn sie noch längere Zeit fortgesetzt wird, einmal ein Ende mit Schrecken nehmen muß, wird wol jedem Unbefangenen einleuchten.

Digitized by Google

Heinrich Leuthold.

Von

J. J. Honegger.

Nichts stillt mein Heimweh nach den Alpentristen,
Nach all den theuren, wohlbekannten Gauen.

Heinrich Leuthold.

In der Gedanken Dämmerung verglimmt
Was blendend einst vor meinem Geiste stand,
Und immer heller wird der Sonne Brand,
Der Sonne, die mich immer trüber stimmt.

Die Trope weckt nur Kummer und Verdruß
In mir, der nach der langen Wanderschaft
Noch seinen Traum: der kühlen Heimat Haft
Im Herzen trägt und jetzt sich fragen muß:

Warum, bevor mein Tagewerk vollbracht,
Die Sonne, die so hoch am Himmel steht,
Der Wind, der durch die Lorberbüsche weht,
Warum mich alles jetzt so traurig macht?

Dranmor.

So singt der herrliche schweizerische Dichter Dranmor auf seinen unglücklichen Zeit- und Landes- und Berufsgenossen. Es war nach der Geistesumnachtung Leuthold's und nicht so lange vor seinem Tode, als mir Dranmor von Rio-de-Janeiro aus im Manuscript das Lied übersandte. Ich darf es an die Spitze meines kurzen Essay stellen. Es sind eben Dichterworte, in denen der eine Geist den ebenbürtigen erkennt. Der Mann des Kampfes hat sie an das Kind des Unglücks gerichtet, dem das beklagenswertheste Verhängniß bestimmt hatte, dem Schicksal eines Hölderlin und Lenau, jener tiefen und reichen Geister, zu erliegen.

Dieser Parallele steht nichts entgegen, um so weniger, als sie beide, trotz aller großen Verschiedenheit des Talents und Seelenlebens, trotz der in keiner Weise sich ähnelnden, ja ganz abweichenden Lebensläufe, auf dasselbe Schlußresultat der Weltanschauung, die düstere Resignation, verfallen. Es ist ebenso bemerkenswerth wie ergreifend, die schweren Einleitungsworte nebeneinanderzuhalten, mit denen die eine und die andere der zwei Gedichtsammlungen sich eröffnen.

Leuthold's Einleitungslied „Blätterfall" sagt:

Digitized by Google

Leise, windverwehte Blätter,
Mögt ihr fallen in den Sand!
Blätter seid ihr eines Baumes,
Welcher nie in Blüte stand.

Welke, windverwehte Blätter,
Boten naher Winterruh',
Fallet sacht! ... ihr deckt die Gräber
Mancher todten Hoffnung zu.

Das ist fast genau Dranmor; und die Klage bei beiden ist mehr als bloße Devise oder Widmung, von Draperie gar nicht zu reden; sie ist der Schlüssel zum ganzen Sinn und Herzen unserer großen Dichter. Und doch ist das Leben mit den zweien sehr verschieden umgesprungen.

Nur das haben beide Lebensläufe gemein, daß auch Leuthold in stolzer Zurückhaltung consequent jede nähere Darlegung seiner unsteten Schicksale verweigerte. Zur Zeit seiner langwierigen körperlichen Krankheit, welcher dann leider kurz darauf die unheilbare des Geistes folgen sollte, sandte er dem Verfasser dieses Essay von München aus einen offenbar sorgsam in die Feder dictirten Abriß seines Lebens ein, begleitet von einer Anzahl Gedichte, die er mit eigener Hand copirt und unter denen mehrere enthalten sind, welche die seither, während der Zeit seines geistigen Todes, erschienene Sammlung („Gedichte von Heinrich Leuthold", Frauenfeld, J. Huber, 1879) nicht kannte. War es die Erinnerung an eine kurze Studienfreundschaft, die uns vor Langem verbunden hatte, dann aber vollständig in Vergessenheit gerathen war, weil uns das unsanfte Leben in unsteten Sprüngen weit auseinandergeworfen; oder war es ein anderer Grund, der ihn bewog, mir gegenüber aus seiner gewohnten Reserve herauszutreten? Kurz, ich bin im Besitze der jedenfalls einzigen authentischen Skizze seines Lebens und betrachte dieses Document als eine ehrwürdige Reliquie. Es liegt der folgenden Darstellung vom Lebenslaufe Leuthold's in verändertem Aufbau des Materials, sonst aber wortgetreu zu Grunde, und dieser Lebenslauf des theuern Todten darf und soll in seinen Hauptzügen der öffentlichen Kenntniß nicht vorenthalten bleiben, schon der schweren Lehre wegen, die in ihm unerbittlich sich ausspricht und die einfach die Aufschrift tragen dürfte: „Dichterlos."

Im Jahre 1827 zu Wetzikon (Canton Zürich) geboren, besuchte Leuthold die dortigen Schulen. In frühester Jugend erwachte in ihm die Neigung zur Poesie, und besonders lebhaft hat sich der schon schwer leidende Dichter noch kurz vor der unseligen Krankheitsentwickelung, die ihn unter die geistig Todten warf, der zündenden Wirkung erinnert, welche bereits in der Zeit des Secundärschulunterrichts, außer der Bekanntschaft mit einzelnen Werken Goethe's, Schiller's und Lenau's, die erstmalige Lektüre von Herwegh's Gedichten auf ihn übte.

Nach wechselnden Schicksalen und einer unter dem Drucke materieller Sorgen mühsam erworbenen Vorbildung für den Universitätsbesuch bezog er nacheinander alle drei schweizerischen Hochschulen, indem er die Jurisprudenz zum Brotstudium wählte, dabei aber die meisten philosophischen und beinahe alle Collegia über

Digitized by Google

Literatur hörte, welche ihm während seiner Studienzeit zugänglich waren. In letzterer Beziehung wirkte der damals an der berner Universität angestellte, als Dichter des „Sohn der Zeit" und Uebersetzer des Aristophanes, Shakspeare, Béranger u. s. w. bekannte Ludwig Seeger sehr anregend auf den jungen Mann; noch entscheidender aber war der Einfluß, den später in Basel Wilhelm Wackernagel und der treffliche, als Lehrer und Freund ihm gleich unvergeßlich gebliebene Jakob Burkhardt durch ihre Vorlesungen sowol als durch lebendigen Privatverkehr auf ihn übten. Seeger und Wackernagel gehören jetzt den Todten an, wie ihr Schüler auch. Im Jahre 1848 an die Universität Zürich zurückgekehrt, lag er fast ausschließlich den juristischen Studien ob und war, durch aufmunternde Unterstützung bestimmt, eben im Begriff, in den Staatsdienst einzutreten, als ihm das Anerbieten einer pädagogischen Stellung plötzlich die Aussicht auf Erfüllung des lange gehegten Wunsches, Italien zu sehen, eröffnete. Er nahm die Stelle an, welche ihm einen längern Aufenthalt in der französischen Schweiz, Südfrankreich und Italien ermöglichte, und erwarb sich bei dieser Gelegenheit eine nähere Vertrautheit mit der neuern französischen und italienischen Literatur. Aus dieser Zeit stammen außer den Uebersetzungen aus dem Französischen, von denen nur ein Theil in die nachher mit Emanuel Geibel herausgegebenen „Fünf Bücher französischer Lyrik" aufgenommen worden ist, verschiedene Uebertragungen aus dem Italienischen und zahlreiche eigene, vorzugsweise lyrische Gedichte, welche fast alle in Genua und an der Riviera entstanden und meist unveröffentlicht geblieben sind. Bei einem spätern Aufenthalt in der Schweiz bestärkte ihn der inzwischen zum Professor an dem neugegründeten Polytechnikum in Zürich berufene Jakob Burkhardt in dem Entschlusse, nach Deutschland überzusiedeln und sich ganz dem literarischen Beruf zu widmen, und bestimmte ihn, einstweilen München zum Aufenthalt zu wählen, wo Leuthold im Jahre 1857 eintraf.

Von Burkhardt an seinen Freund Emanuel Geibel empfohlen, wurde Leuthold durch diesen in den münchener Dichterkreis eingeführt, der unter dem eigenthümlichen Namen „Das Krokodil" eben damals in höchster Blüte stand und neben Geibel Mitglieder zählte wie Paul Heyse, Hermann Lingg, Friedrich von Schack, Victor Scheffel u. a. Mannichfach fördernd und bildend wirkte auf ihn die nähere Bekanntschaft mit diesen Männern und ihren Leistungen, mehr noch der jahrelange freundschaftliche Verkehr in der Familie des feinsinnigen und vielseitig begabten Paul Heyse, zumeist aber die intimen literarischen und freundschaftlichen Beziehungen zu Geibel. Aber trotz der mannichfachen Anregung und Aufmunterung, die er damals erfuhr, entwickelte sich gerade in dieser Zeit, vielleicht durch das häufige Anhören und Beurtheilen literarischer Leistungen, seine kritische Anlage in verhältnißmäßig rascher Weise, was noch der funfzigjährige Mann bedauert hat, weil diese überhandnehmende Neigung der eigenen productiven Thätigkeit entschieden nachtheilig war. Das hing allerdings auch mit seinen Lebensverhältnissen und dem ganzen Bildungsgange zusammen. Wie er in den Jugend- und Studienjahren stets genöthigt war, mit der einen Hand ums Leben zu kämpfen und sich die Mittel zur Existenz und geistigen Entwickelung durch Ertheilen von Unterricht, Bureauarbeiten u. dgl. selbst zu erwerben, so konnte er auch in reifern Jahren,

Digitized by Google

gehemmt und gelähmt durch materielle Sorgen, nie anhaltend größern literarischen Aufgaben sich zuwenden, zu deren Lösung er doch Muth und Neigung hatte und sich auch mit vollem Rechte die entsprechende Begabung zutraute. Das gilt besonders vom Drama großen Stils. Kurz, er war gezwungen, längere Zeit ausschließlich von literarischen Besprechungen, Theater-, Kunstkritiken u. dgl. zu leben, und sein ganzes geistiges Streben und Arbeiten wendete sich, wol im Widerspruche mit der ursprünglichen Begabung und sicher gegen die eigene Neigung, vorzugsweise der kritischen Richtung zu.

Daneben erregte die Gründung des Nationalvereins und die politische Bewegung in Deutschland sein lebhaftes Interesse, und Leuthold hat, gleich sympathisch angezogen von der Sache selbst wie von einzelnen leitenden Persönlichkeiten, sein Leben lang der nationalgesinnten Partei in Deutschland mit andauernder Treue, Hingebung und Aufopferung gedient, nicht blos weil er von den Bestrebungen dieser Partei allein die wünschenswerthe politische Wiedergeburt Deutschlands erwartete, sondern weil nach seiner Ueberzeugung mit der gebührenden politischen Machtstellung des Landes auch die Anerkennung, der Einfluß und die Weltbedeutung deutscher Cultur, mit der er sein eigenes geistiges Sein und Streben lebhaft verwachsen fühlte, für immer gesichert sind. Als daher im Jahre 1860 das erste größere süddeutsche Organ dieser Partei, die „Süddeutsche Zeitung", unter der Chefredaction des trefflichen, leider viel zu früh verstorbenen Karl Brater gegründet wurde, betheiligte sich Leuthold an dem Unternehmen durch Beiträge und war an demselben als Redacteur des Feuilletons und Mitarbeiter am politischen Theil abwechselnd mit seinem hochbegabten, seither als vielseitiger Schriftsteller rühmlich bekannt gewordenen Freunde Dr. Adolf Wilbrandt thätig. Als Brater durch seine bereits sehr erschütterte Gesundheit zu längern Heilversuchen an Curorten veranlaßt wurde, leitete Leuthold in dessen Abwesenheit die Redaction der täglich in einer Morgen- und Abendausgabe erscheinenden Zeitung und zeichnete das Blatt als verantwortlicher Chefredacteur, und als dasselbe dann mit der „Zeit" verschmolzen und mit dem ursprünglichen Namen „Süddeutsche Zeitung" und der Chefredaction von Brater-Lammers in Frankfurt forterschien, siedelte auch unser Dichter auf den Wunsch Brater's nach Frankfurt über, behielt die Redaction des Feuilletons und arbeitete am politischen Theil unter der Rubrik des Auslandes sowie an der politischen Uebersicht mit.

Im Spätherbst des Jahres 1862 traf ihn ein verhängnißvoller Schlag, nämlich die Nachricht vom Tode eines in München verunglückten Halbbruders, des jüngsten, letzten und liebsten von drei Brüdern, die alle nach einer mehr oder minder versprechenden Jugend einen frühen und gewissermaßen tragischen Tod fanden. Dieses Ereigniß erschütterte ihn aufs tiefste und schmerzlichste, bestimmte ihn zum Aufgeben seiner Stelle und mitten im Winter zu einer Fußreise in die Schweiz, auf welcher heftige Erkältung den Ausbruch einer Lungenkrankheit veranlaßte, zu der er die Disposition schon früher entdeckt und von deren anhaltenden und immer weiter um sich greifenden Folgen er sich nicht mehr erholt hat.

Noch einmal und trotz entschiedener ärztlicher Abmahnung nahm Leuthold im Jahre 1864 die Stelle eines Redacteurs an der neugegründeten „Schwäbischen

Digitized by Google

Zeitung" in Stuttgart an. Die rasch gewonnene Einsicht in die tiefern Ursachen, aus denen auch seither alle Versuche, in Schwaben neben dem „Schwäbischen Merkur" ein größeres, auf einen Leserkreis in ganz Süddeutschland berechnetes Organ der nationalgesinnten Fortschrittspartei zu gründen, gescheitert sind, und verschiedene mit dieser Erkenntniß zusammenhängende Verdrießlichkeiten verleideten ihm diese Stellung bald ganz. Dagegen wirkten während des einjährigen Aufenthaltes in Stuttgart die dortigen klimatischen Verhältnisse günstig auf seine Gesundheit, und die Bekanntschaft mit einer Reihe trefflicher Männer unter den Parteigenossen sowol als unter den daselbst wohnenden Schriftstellern, namentlich die intimere Freundschaft mit Moritz Hartmann sowie der Verkehr mit Raabe (Corvinus), Otto Müller, Mörike, J. G. Vischer u. a. waren ihm vielfach werthvoll und befruchtend.

Im Winter 1865 nach München zurückgekehrt, gab er sich längere Zeit, den literarischen Coterien und selbst dem politischen Leben vielleicht allzu sehr abgewendet, in tiefster Zurückgezogenheit der längstempfundenen und in seiner Studienzeit nur mangelhaft befriedigten Neigung nach einer gründlichen Kenntniß der Alten hin und beschäftigte sich in eingehender und erschöpfender Weise mit Aeschylus, Sophokles und Homer. Das genauere Studium dieses letztern ganz besonders erweckte in ihm den freudigen Trieb zum Schaffen, und unter dem frischen Eindrucke der ergreifendsten, ihm fast wörtlich im Gedächtniß gebliebenen Stellen der Ilias schrieb er sein (Fragment gebliebenes) episches Gedicht „Penthesilea". Der Beifall, den einzelne Parteien dieses Gedichtes bei Kennern fanden, veranlaßte ihn zu einer ähnlichen Schöpfung „Hannibal" in Rhapsodien. Diesen beiden größern Dichtungen gedachte er noch die Bearbeitung eines heimischen Stoffes aus der deutschen oder schweizerischen Geschichte anzureihen; die Ungunst der Verhältnisse ließ ihn nicht dazu kommen.

Im Jahre 1866 wie während des Deutsch-Französischen Feldzugs von 1870/71 verfolgte Leutholb die Entwickelung der politischen und kriegerischen Ereignisse mit lebhaftem Interesse und begrüßte den Erfolg der deutschen Waffen mit aufrichtiger Sympathie und rückhaltsloser Begeisterung in einer Reihe von Gedichten, welche indeß meist ungedruckt blieben. Auch die wiederholt aufgetauchte Neigung, in diesen Zeiten der politischen Wiedergeburt Deutschlands nochmals die publicistische Thätigkeit anzutreten, unterdrückte er in einer vielleicht übertriebenen Zurückhaltung und in dem wachsenden Gefühle der Verstimmung über die Art und Weise, wie für viele der einflußreichsten publicistischen Stellen theils ganz ungeeignete Kräfte, theils gewohnheits- und berufsmäßige Apostaten, die zu jeder Zeit für jede Sache käuflich waren, oder solche Personen verwendet wurden, welche fast mit cynischer Feindseligkeit der deutschen Sache sich entgegengestellt, als dieselbe noch weniger Aussicht auf Erfolg hatte, während Männer, die zuerst jener Sache mit freudiger Hingebung gedient und in aufreibender Thätigkeit Gesundheit und Leben geopfert, gänzlich verschollen und vergessen blieben. So geht's ja immer und überall!

Diesem Gefühl der Verbitterung entsprang damals außer einem rhapsodischen Gedicht „Winkelried", verschiedenen liederartigen Erzeugnissen und einer größern

Digitized by Google

Anzahl sapphischer und alcäischer Oden politischen Inhalts, eine Fülle von Distichen, Epigrammen und Zeitgedichten, in denen der polemische und epigrammatische Ton vorschlägt.

Es war im Jahre 1876, als Leuthold in seiner mir überaus erwünschten und werthvollen Kundgebung die Daten zusammenstellte, auf denen meine Darstellung fußt. Im Hinblick auf eine Masse ungedruckter poetischer Arbeiten, die ungesichtet, zum starken Theile blos skizzirt in seinem Pulte lagen, fügte er abschließend bei:

„Ob ich Zeit und Stimmung finden werde, diese Sachen, von denen manche nur mit Bleistift niedergeschrieben sind, vollends ins Reine zu schreiben, zu sichten, zusammenzustellen und, wo es nöthig ist, durchzucorrigiren: das wird zunächst von meinen Gesundheitsverhältnissen abhängen, welche sich in letzter Zeit so bedenklich gestalteten, daß ich wochenlang ganz arbeitsunfähig und kaum im Stande war, die nothwendigsten Existenzmittel zu erwerben. Eine gänzliche oder wenigstens eine relative Heilung meiner Brustkrankheit in der Weise, daß ihre Fortentwickelung gehemmt würde, wäre nach dem Urtheil sachkundiger Aerzte nur von einem längern Aufenthalt im Süden — besonders in Aegypten — für mich zu hoffen. Meine Versuche, einen solchen Aufenthalt zu ermöglichen, blieben bisher erfolglos.“ Sie blieben es für immer; sein Leben war innerlich und äußerlich ein verlorenes.

Das erste, was ich über Leuthold ziemlich lange nach dieser schließlichen Kundgebung hörte, war, daß er in der Irrenanstalt Burghölzli weile. Statt daß er in Aegypten Heilung gefunden, ist ihm an diesem traurigen Aufenthaltsorte des höchsten menschlichen Elends das Grab aller seiner Hoffnungen und Strebungen, Gedanken und Gefühle aufgethan worden. Wie viel der herrliche Geist gelitten, ehe er von der Nacht des Irrsinns umschattet wurde, das vermögen wir auch nicht entfernt zu ahnen. Ich weiß nicht, ob dieses furchtbare Trauergeschick, das einen der Höchstbegabten unsers Volkes betroffen, uns mehr mit Melancholie über den Fatalismus des Lebens oder mit Erbitterung über Welt und Menschen erfüllen soll. Indeß sind alle jene unvollendeten Poesien ungesichtet liegen geblieben, der Welt wol für immer verloren.

Wie Leuthold sich zu Poesie und Leben stellte, darüber sprach er sich in der obenerwähnten Kundgebung von 1876 am Schlusse aus. „Meine poetischen Arbeiten“ — so gesteht er — „sind fast durchweg aus Bedürfniß und Neigung, nie aber aus dem Verlangen entstanden, sie drucken zu lassen. Ich habe es auch immer als eine Art Achtung vor dem Publikum und insofern als verdienstlich angesehen, wenn ein Dichter in diesem Punkte eine gewisse Zurückhaltung beobachtet und der Welt nicht in zudringlicher Weise ein übertriebenes Interesse an den oft unreifen und unfertigen Producten seiner Phantasie zumuthet. Dieses Gefühl hat mich vielleicht (o gewiß!) zu weit geführt; denn ich bin andererseits unbescheiden genug, von manchen meiner poetischen Erzeugnisse anzunehmen, daß sie eigenartiger und werthvoller sind als die Durchschnittsleistungen unserer modernen Eintagspoeten. Trotz alledem hat es mir im Leben nicht an Anerkennung gefehlt. Ich habe bei Fachleuten und Kennern, mit denen ich persönlich verkehrt und, nach Maßgabe dessen, was ich veröffentlichte, auch bei einem größern Publikum mehr Beifall gefunden, als ich verdient. Und doch habe ich die bei Berufsgenossen vielfach üblich ge-

Digitized by Google

wordene Reclame und die kleinen Mittel, um öffentlich viel genannt und volksthümlich zu werden, stets verschmäht. Mit einer besonders tadelnswerthen Rücksichtslosigkeit habe ich namentlich seit vielen Jahren die frequenten Aufforderungen zu poetischen Beiträgen für Zeitschriften und Sammelwerke, zur Einsendung von Selbstbiographien u. dgl. ganz unbeachtet gelassen und so selbst die von vielen der achtbarsten Vertreter der Literatur mit Sorgfalt geübte Pflege des Rufes vernachlässigt, ohne welche es unter den gegenwärtigen Zeitverhältnissen schwer sein wird, sich einen geachteten Namen als Dichter oder Schriftsteller zu erwerben und zu erhalten.

„Neben den angeführten Beweggründen wirkten übrigens zu dieser Handlungsweise noch wesentlich mit meine erschütterte Gesundheit, eine durch die widerwärtigsten persönlichen und familiären Verhältnisse, durch unverdientes Misgeschick in literarischen und publicistischen Unternehmungen, durch Verkennung, Undank und die schmerzlichsten Erfahrungen an Personen, denen ich im Leben nahe gestanden, erzeugte Verbitterung und die außerdem durch Krankheiten und hypochondrische Naturanlage veranlaßte oder doch vielfach in ihrer Entwickelung geförderte pessimistische Menschen- und Weltanschauung, die mir in jüngster Zeit beinahe alle Freude an der Arbeit und am Leben überhaupt verdorben hat."

Ich nehme im Hinblick auf diesen im ganzen düstern Lebenslauf mit besonderer Genugthuung Act von einer Erklärung des Dichters über seine Stellung zu Emanuel Geibel. Leuthold schreibt darüber wörtlich: „Es ist mir eine angenehme Pflicht, zu erklären, daß ich während eines langjährigen ununterbrochenen Umgangs mit Geibel demselben jede Art geistiger Anregung und materieller Hülfe und die mannichfachsten Beweise von Noblesse der Gesinnung und uneigennütziger, aufopfernder und treuer Freundschaft verdanke." Mit dieser Auffassung stimmt es denn auch, daß er dem gefeierten Standesgenossen eins seiner Sonette widmete.

Die delicate Künstlernatur strebte nur nach dem Reinsten und Höchsten. So ist's gemeint, wenn er schreibt: „Das Gebiet der Novelle und der sogenannten Unterhaltungsliteratur habe ich nie betreten, nicht weil ich mir keine Fähigkeit dafür zutraute, sondern weil nach meiner Anschauung diese Gattung der Schriftstellerei — mit wenigen rühmlichen Ausnahmen — am meisten zum Verfall der Literatur, zum Dilettantismus und jener Verflachung des Geschmacks beigetragen, welche unsere Zeit kennzeichnet und gegen die ich stets ehrlich nach Kräften gekämpft, solange ich eine Feder führe. Dieser Anschauung entsprechend war ich auch zu Erwerbszwecken stets vorwiegend kritisch thätig, obwol dieses Fach in jeder Beziehung undankbar und namentlich, was den materiellen Ertrag betrifft, viel weniger ergiebig ist als die allerseichteste Unterhaltungslektüre."

Ueber die „Penthesilea" sagt er: „Eine Arbeit, die für mich ganz Genuß war und die mich wie keine andere gewissermaßen in einem steten poetischen Rausche erhielt. Die Sage von dieser Amazonenkönigin ist bekanntlich von verschiedenen ältern und neuern Dichtern und Schriftstellern, besonders ausführlich von Quintus von Smyrna, bearbeitet worden. Ich behandelte den Stoff sehr frei und selbständig und wählte eine durchaus moderne Form mit gereimten Versen und Strophenbau, hielt mich aber, was Bilder, Local- und Zeitton betrifft, mit möglichstem Ausschluß der mythologischen Ausführungen, rückhaltslos an Homer."

Digitized by Google

Die „Fünf Bücher französischer Lyrik", mit Emanuel Geibel 1862 bei Cotta in Stuttgart herausgegeben — eine Arbeit, welche, was Auswahl und Uebertragung der einzelnen Nummern betrifft, zum weitaus größten Theile von Leuthold herrührt — wurden von allen wirklich berufenen kritischen Stimmen mit einmüthigem und ungetheiltem Beifall aufgenommen; sie verdienen diesen Ruf und haben fast den Werth einer Originalschöpfung.

Außerdem hat er keine besondere Sammlung edirt; wohl aber ist eine große Anzahl zerstreuter Gedichte in Zeitschriften, Albums, Almanachen und Anthologien (so im „Münchener Dichterbuch", der „Cornelia", der „Freya") u. dgl. m. erschienen.

Was seinen Vorrath an ungedruckten poetischen Erzeugnissen betrifft, so bezeichnete der Dichter in seiner Erklärung von 1876 einige größere Arbeiten, welche durch die Ungunst der Verhältnisse Fragment geblieben; dann zum Theil gesammelte und druckfertige, zum Theil noch zerstreute und der Retouche bedürftige Sachen. Er führte speciell an: das epische Gedicht „Panthesilea", den Rhapsodiencyklus „Hannibal", das rhapsodische Gedicht „Winkelried"; ein Bändchen Oden, Epigramme und Zeitgedichte; endlich eine größere Anzahl feiner Nachbildungen und Uebertragungen aus ältern und neuern Sprachen.

An Prosaarbeiten hat unser Autor geliefert oder begonnen: Vorarbeiten, nur zum kleinern Theil ausgeführt, zu einer Geschichte Genuas, welche er während seines zweijährigen Aufenthaltes in dieser Stadt unter Benutzung der dortigen Bibliotheken und Archive sowie besonders zuverlässiger Privatquellen aufgriff.

Größere Abhandlungen über hervorragende Erscheinungen der neuern deutschen und französischen Literatur; kritische Erörterungen, Biographien und Essays über einzelne Vertreter der romantischen Schule in Frankreich, wie Victor Hugo, Sainte-Beuve, Alfred de Musset, Auguste Barbier, Brizeux u. a. Diese Arbeiten wurden geschrieben für das seinerzeit von Paul Heyse redigirte „Literaturblatt", für das Feuilleton der „Süddeutschen Zeitung", die von Moritz Hartmann herausgegebene „Freya" u. a. m.

Dazu kommen eine Menge von Bücherbesprechungen, literarischen, Theater- und Kunstkritiken, für die verschiedensten literarischen und politischen Zeitschriften geschrieben.

Endlich sind es eine Anzahl größerer politischer Aufsätze und Leitartikel über wichtige Zeitfragen, die eine lange Reihe von Jahren über in verschiedenen größern Blättern Deutschlands, zeitweise auch im berner „Bund" erschienen.

Ueber alle diese Prosaarbeiten bemerkt er: „Wenn ich dem Rathe literarischer Freunde, worunter mir derjenige des überaus sachkundigen Moritz Hartmann von besonderm Werthe war, eine Sammlung oder wenigstens eine Auswahl dieser prosaischen Arbeiten zusammenzustellen und sie unter einem geeigneten Titel im Buchhandel herauszugeben, nicht gefolgt bin, so geschah dies früher, weil ich die oft flüchtig hingeworfenen Leistungen nicht für wichtig genug erachtete und mir die Fähigkeit zu reifern und gediegenern, vor allem aber zu selbständigen Schöpfungen zutraute, später, weil ich manches Gute darunter für veraltet und von der Zeit überlebt hielt."

Digitized by Google

Mit dem anbrechenden Heumonate des Jahres 1879 ist Leuthold in der Irrenanstalt zu Zürich dahingeschieden und in aller Stille begraben worden; dem geistigen Tode, der seine Seele mehrere Jahre umnachtet gehalten, ist die Auflösung des Körpers gefolgt. Wieder einer in der tragischen Reihe der Hölderlin, Heinrich von Kleist, Lenau; und die Namen dieser großen Todten werden uns nicht zürnen, wenn wir den stillen Schweizer in ihrer Reihe nennen; er hat mit allen Ehren seine Stelle im Pantheon der Dichter errungen.

Der ohne alle Frage fein durchgefühlte Nachruf, welchen die „Züricher Post" am 3. und 5. Juli auf den Verstorbenen brachte, hebt folgendermaßen an:

„Er hat ausgerungen ....

„Es war ein langsames, peinliches Verlöschen, das Flackern einer Flamme im eisigen Hauch des Todes. Wer ihn während der letzten Spanne seines Lebens gesehen, den abgezehrten Mann mit dem entstellten Antlitz und den matten Augen, der erkannte in dieser Ruine nicht mehr den schönen, warmblütigen Dichter, dessen Brust einst so wunderbar duftige Lieder erstiegen waren. Als Jüngling zog er aus seinem Vaterlande — gebrochen an Leib und Seele, umnachtet von den Schatten des Irrsinns, kehrte er vor zwei Jahren zurück, in Wahrheit ein armer, armer Lazarus. Man hat ihn sorgsam und liebevoll gepflegt bis zur letzten Stunde; manches Zeichen der Liebe ist ihm in seiner Zelle noch zutheil geworden, und anfänglich gab es wol Momente, da ein Rest der vormaligen Kraft sich wieder zu regen schien. Doch diese Momente gingen vorüber und wurden immer seltener. Das ganze entzückende Landschaftsbild vor seinem Blick, der tiefblaue See und der weißschimmernde Alpenkranz, den er einst besungen, hatte keinen Reiz mehr für ihn. Das Licht war zu stark, die müden Lider fielen zu.

„An ihm ging in Erfüllung, was Hölderlin erst gedichtet:

Nun sitz' ich still allein, von einer
Stunde zur andern, und Gestalten

Aus Lieb und Leid der hellern Tage schafft
Zur eignen Freude nur mein Gedanke sich,
Und ferne lauscht' ich hin, ob nicht ein
Freundlicher Retter vielleicht mir kam.

„In jüngern Tagen hatte er auf den unglücklichen Sangesgenossen das Ritornell geschrieben:

Friedrich Hölderlin!
Dich tödtete das Heimweh nach dem Land,
Auf das die Sonne des Homeros schien.

„Er ahnte nicht, daß ihn dasselbe dunkle Los ereilen würde.

„In Leuthold wohnte mehr als ein Funken von Hölderlin's Geistesrichtung. Auch er empfand jenes «Heimweh», auch ihm gebrach es an Muth zur energischen That, auch er vermochte sich nicht zu anhaltender Freudigkeit des Schaffens emporzuschwingen. Beide wurden herzkrank; dem weichen Gold ihres Wesens fehlte der Stahlzusatz." Sehr wahr und schön gesagt!

Die ersten dichterischen Schöpfungen Leuthold's führen zurück in die Zeit seines Aufenthaltes auf südfranzösischem und italienischem Boden; in diesen bezaubernden

Digitized by Google

Regionen, an der Riviera entstanden jene Uebertragungen aus dem Französischen, von denen nur ein Theil in den „Fünf Büchern französischer Lyrik" gedruckt erschienen ist, auch solche aus dem Italienischen und eigene Lieder. Die ganze bezaubernde Schönheit des Südens und auch seine verführerische Liebesglut weht uns entgegen aus den stimmungs- und seelenvollen „Liedern von der Riviera": man lese das herrliche, weltliche „Ave Maria".

Vielleicht ist Leuthold am bezauberndsten, wo sich die schwer umwölkte Trauer, die umdüsterte Weltauffassung verbindet mit den süßen, innigen Erinnerungen eines Liebestraumes, der ihm wahrscheinlich am verlockendsten einst, als alle Blüten sprangen und alle blühend kräftigen Jugendgefühle in seiner von Lust und Hoffnung geschwellten Brust aufflammten, an jenen wundervollen Gestaden der Riviera aufgegangen war. Das ist ein Ton, bezaubernd schön und auch traurig schwer angeschlagen in „Sehnsucht". Es ist die Scala vom seligen Maientraum, da die Saiten der Liebe wie Harfen im Wind erbebten, bis zur resignirten Erstorbenheit des Herzens, dem Lenz und Lust, Blüten und Lieder verdorrt, die Liebe ein Dunst, das flüchtige Leben ein Traum geworden.

Und wieder gefällt er uns in der stolzen Größe des Männerbewußtseins und der einfachen Hoheit der Resignation. In wie vielen geprüften Herzen mag er Widerhall finden, der Wunsch: einzuschlafen in der vollen Kraft und Frische der Jugend, mit den verblühenden Rosen und der ersten Liebe! Und wer die Menschen kennt, der wird jene Mahnung des Dichters zu innerst in seine Brust einschreiben: „Je mehr du gelitten, je schwerer du empfunden, um so sorgfältiger halte dein Leid vor dem Spotte der Welt verborgen. Ist es dein Geschick, zu erliegen, so gehe elegant und stolz unter und setze deine Männerwürde gegen den frivolen Hohn der Menschen!" Oder wie herzlich erbauen wir uns daran, wenn er von dem Paar Reichthum und Dummheit redet und von den Buben und feilen Knechten, die ihn hinterrücks angefallen und die er dafür mit wuchtiger Faust zu treffen sicher genug war:

Indeß, wenn ich das Volk besah, hat mich das Mitleid stets erfaßt,
Am Sperling und am Gimpel rauscht nach edlerm Wild der Aar vorbei.
Wenn ich mich überhebe, ist's, weil viele mich zu tief gestellt;
Schon schritt mir wichtig mancher Hund, vornehm der Esel gar vorbei.

Es ist ausgezeichnet gesagt und fein logisch gedacht, wenn er anderswo meint: Wer vom Beifall der Welt getragen wird, der hat gut bescheiden sein, und es steht ihm wohl. Wem aber Lüge und Neid den guten Namen zerhieb, wer allein und verfolgt die Bahn des Ruhmes betritt,

Sei stolz und sei sich selbst gerecht,
Sei trotzig und sich selbst genug.

Oder:

Wer den Himmel will erreichen,
Muß sich selbst die Leiter bauen.

Wie oft ist es das Schicksal der besten Geister, und wie bitteres Recht haben sie zur Klage, wenn sie mit unserm Dichter dem Leben vorwerfen müssen:

Digitized by Google

Daß es, statt an ebenbürt'gen
Gegnern meine Kraft zu proben,
Mir zu Feinden solche kleinen
Schlechten Hunde nur verliehen!

Besser und größer ist's immerhin, wie dieser Dichter es that, schweigen und leiden und großgesinnt mitten in den Winterschauern sich nur das Eine erflehen:

. . . . . O Gott, laß mich nicht sterben,
Eh' ich ein schönes Werk vollendet!

Tiefer und wahrer läßt sich übrigens das Trauergeschick des Dichters nicht schildern, als er selber es im Jahre 1870, schon mit schwerem Leid hinter sich, mit schwererm, man möchte meinen bereits geahntem vor sich, in dem herrlichen Liede „Schwermuth" gesagt hat. Wenn wir jetzt, nachdem sein Trauergeschick vollendet, auf dem furchtbarsten Wege vollendet ist, das Lied überdenken, durchschauert es uns wie eine unsaglich traurige Vorahnung, insonderheit beim Lesen der ersten, zweiten und letzten Strophe.

Halb mit Wehmuth, halb mit kecker Frische schauen uns die „Spielmannslieder" an; es sind Stimmungsbilder, aus dem Ton des feinen tiefen Gemüthes, wie es uns in einem Eichendorff entgegentritt. Oder man nehme das sinntiefe Sonett „Auf Lenau", zu dem ihn eine zweifellos innerlich begründete Seelenverwandtschaft hinziehen mußte, wie er denn auch die intensiv nach innen gerichtete Bildweise zu handhaben versteht, die ein schwer ins Gewicht fallendes Specificum des unsterblichen deutsch-ungarischen Dichters ausmacht. Hören wir z. B., wie er von der überm Meer stehenden Kapelle sagt:

Bescheiden von dem Felsgrund sieht
Sie übers Meer, so endlos weit;
So schauet wol ein fromm Gemüth
Hinüber in die Ewigkeit.

Nicht durch das furchtbare Schicksal allein, das sie ereilt hat, nein, innerlicher sind die zwei edeln Geister verwandt.

Ein seltener Ton, die rein durchempfundene Frömmigkeit, das Kindesgefühl weht uns an in „Meines Kindes Abendgebet". Und ebenso selten die lebenskräftige, toll sich austobende Keckheit des frischen Gemüthes in dem „Trinklied eines fahrenden Landsknechtes", oder in dem andern: „In der Schenke", beide prächtig.

Leuthold ist endlich wie jeder überlegene Kopf, der Welt und Menschen beobachtet hat, nicht weniger Herr der beißend satirischen Tonweise. Er legt die volle Einsicht in die Erbärmlichkeit, Bosheit und Dummheit der Welt dar, ätzend scharf, aber unwiderleglich; seine bittern Sprüchlein treffen den Nagel auf den Kopf, ob er nun die allgemeinen oder die individuellen Formen der menschlichen Verkehrtheit zeichne, Leben und Lebensauffassung im großen nahm oder in seinen kläglichen Detailformen und Misgestalten. Der Refrain bleibt immer der gleiche: die Welt verachten! Einzelne Gedichte sind auf die Philister und engbrüstigen Moralisten gerichtet, auf die Heuchler und Frommen, die er mit unbezahlbarem Humor abthut, auf die Schmeichler und Anbeter der Tagesgötzen, Rückenkrümmer und Augenverdreher, endlich auf eine ganz wenig abweichende Nuance gleichartiger

Digitized by Google

Gesinnungsgenossen, gegenseitige Assecuranten der Ruhmesfabrik, die heillos beistand, aber gründlich wahr ihr gebührend Theil ausbezahlt erhalten.

Hier und dort geiselt er mit souveränem Spott den bären- und hünenhaften Nationalgeschmack der versessenen Teutomanen; dann wieder den „unfehlbaren" Papismus, und es ist allerdings „Eine muntere Alternative", welche die Situation klar legt.

Leuthold hatte das vollste Recht, sich über die Gleichgültigkeit seiner Landsleute gegenüber einem guten und tüchtigen Sohn des Vaterlandes, der gewiß auf Anerkennung Anspruch machen durfte, zu beklagen. Wenige vereinzelt stehende Personen ausgenommen, haben die Schweizer sich um die Existenz eines Dichters Leuthold weniger bekümmert als um die eines beliebigen fremden Charlatans, ja gar nichts von ihm gewußt, und hätte ihn nicht ein schreckliches Schicksal erreicht und hingerafft, wahrscheinlich wäre sein Name auch im eigenen Canton höchstens den engen Kreisen der Kenner bekannt geblieben. Darüber spricht er sich in dem halb stolzen, halb wehmüthigen Lied „Entsagung" in bitterer Weise aus:

Zwar ist es nicht das Land der Hottentotten,
Wo einst die Wiege meiner Jugend stand;
Doch theilnahmloser fast als jene Rotten
Empfing mich mein gefeiert Vaterland.

Man versichert uns freilich, daß dieselbe Erbärmlichkeit in der Haltung gegen bedeutende Landessöhne in der ganzen Welt eintrete, doch gibt es da wol ein Mehr und Minder. Und allgemeiner wirft er andererseits „Dem Schweizervolke" das Kleben an der Materie, die Utilitätssucht vor, welche die ganze Menschheit zu einem Bienenschwarm macht:

Durch solch ein Leben, das den Thieren eigen,
Erwerb, Krieg, Kinderzeugen und so weiter
Bringt ihr das Edelste in euch zum Schweigen,

wenn nicht das Schöne zu euch niedersteigt und euch adelt. Er trifft damit unstreitig eine der häßlichsten Einseitigkeiten im Geiste der Schweizer. Und ähnlich klagt er am „Zürichersee". Natur, Himmel und Alpen, ihr seid ewig bewundernswerth und lieblich:

Ihr bleibt dieselben; aber das Eden rings
Bewohnt ein neu Geschlecht, das, dem Göttlichen
In Kunst und Leben abgewendet,
Nur noch den Götzen des Tages huldigt.

Wo sind die Enkel jener Gefeierten,
Die dir den Namen, Limmat-Athen, verliehn,
Und die zum Ruhm der freien Heimat
Kronen getragen im Reich des Schönen?

Was endlich gewöhnlich Dichterlos sei und wovon er selber in einem schweren Leben ein Theil verspürt, das sagt er erschüttert, fast mit einem Fluche in dem ergreifenden Bilde „Auf den Tod eines jungen Dichters".

Was ihm die beiden großen epischen Entwürfe „Hannibal" und „Penthesilea" waren, das hat der Dichter selbst am schönsten gesagt. Die Eleganz der Form und Meisterschaft der Sprache, die feine dichterische Intuition, welche unbeschadet

Digitized by Google

der Treue gegen das Original der frei schaffenden Phantasie und dem Gemüth vollen Ausdruck liehen, erheben alle seine Uebertragungen zu ungewohntem Range.

Nichts ist wahrer, unantastbare Wahrheit, als wenn Leuthold von seinem Lied und seinem Herzen sagt:

Es haben sich um schnöden Lohn
Die beiden nie verdungen,
Doch beiden ist im Leben schon
Manch' eine Saite gesprungen.

Form und Sprache sind bei Leuthold von vollendeter Reinheit und bezaubernder Melodie. Man nehme als Beispiel das obenerwähnte Lied „Sehnsucht" mit fünfzeiliger Reimstrophe oder die herrliche neunzeilige Reimstrophe in „Hannibal", oder die vierzeilige in „Penthesilea" mit verkürztem drittem Vers, oder endlich, man nehme seine Formen alle, mit so kunstvoller Feinheit aufgebaut und doch von einem so einfach natürlich erscheinenden Gepräge, als wären sie spielend hingeworfen. Sie haben einen hinreißend schönen Fluß und Schmelz des harmonisch abwogenden Rhythmus mit dem reinsten reichen Reim. Es ist eine Fülle des mannichfach gewundenen und gebundenen Strophenbaues von einer Leichtigkeit und Geschmeidigkeit, Reinheit und Feinheit, Melodie und Harmonie, die in unserer schweren Sprache ungemein selten sind. Das ist Vollendung, um so überraschender, als in neuhochdeutschen Reimstrophen — und das ist seine weitaus schönste, meisterhaft ausgebaute Form — kaum zwei Gedichte nacheinander zu finden sein mögen, die nicht einen schön und fein dem Inhalt angepaßten Wechsel des Vers- und Strophenbaues böten; im Gegentheil, er wirft immer wieder neue Strophenbildungen aus, Gußformen, als brauchte er nur die Hand zu öffnen und sie hinzustreuen. Wir bewundern in Dranmor dieselbe Sprachvollendung; doch ist ein Unterschied: Dranmor's Sprache ist wuchtiger, mehr streng und getragen, geht auch mehr in schweren Rhythmenformen vor, hat etwas vom philosophischen Talar umgeschlagen; das ist seine Geistesart. Leuthold's Sprachführung ist die des leicht gestaltenden Künstlers, der seine brillanten Phantasien und innigen Gemüthslaute in die rhythmisch geschmeidigste Form gießt; die Dranmor's ist diejenige des abwägenden Denkers und Träumers. Wie einschmeichelnd, wie originell sind Leuthold'sche Strophen wie die folgenden:

Was weckst du mich auf in der thauigen Nacht,
Du sehnsuchtflötende Nachtigall?
Nun ist mit deinem melodischen Schall
Auch ein Widerhall
Vergangenen Glücks erwacht.

Oder:

Sie lagerten, von Narben
Entstellt aus mancher Schlacht,
Vor Zelten zebrafarben,
In nie gesehner Tracht.
Mit ehrnen Panzerschuppen,
Mit buntem Schlangenhemd,
In malerischen Gruppen
Die Truppen —
Ein Anblick wild und fremd.

Digitized by Google

Im Manuscript liegen mir noch einzelne Dichtungen vor, welche die frauenfelder Sammlung nicht enthält. Ich weiß vom einen oder andern Lied allerdings, daß es überhaupt gar nicht gedruckt sein kann, bin aber, was diesen Punkt betrifft, bei weitem nicht über alles sicher. Es sind sechs Lieder: „Auf den Tod", „Dem Schweizervolke", zweite Nummer dieses Titels, eine Ode, „An Deutschland", „Entmuthigung", „Die Märtyrer der Freiheit", „Den Kindern des Glückes". Dazu kommen nicht weniger als 17 Distichen (Sprüche) und Epigramme.

In der „Poetischen Nationalliteratur der deutschen Schweiz" (Bd. 3 und 4) findet sich ebenfalls noch Einzelnes, was jene Sammlung nicht enthält.

Heinrich Leuthold ist eine geborene Dichternatur ersten Ranges und feinster Art, durch- und durch lyrisch und doch der Wucht und lebensvollen Anschaulichkeit epischen Stils vollkommen Meister; er hat in allem von jeher nach dem Höchsten und Reinsten gegriffen. Wenn die poetische Weihe über ihn kommt, arbeitet er ebenso leicht als schwungvoll. Die elegante Vollendung der Form, getragen vom feinsten Gefühl für alles Schöne, geht bei ihm bis ins Ausgesuchte, und die anmuthsvolle Sprache, derjenigen Emanuel Geibel's verwandt, entfaltet zuweilen bezaubernde Weichheit, ohne aber der Kraft zu entbehren. Bilder und spannende Gemälde, die er vor uns abrollt, umfangen uns mit ganz eigenem Reize; sie spinnen uns ein wie Wellengesäusel am Meeresstrand. Er faßt sein Object mit der größten Intimität des Verständnisses, und eine reiche Phantasie trägt ihn in jene idealen Höhen, die sich nur den wenigen auserlesenen Geistern erschließen. Uns scheint, es liege in diesem Geisteswehen etwas Südliches; als wäre seine innere Naturbestimmung gewesen, an der Reinheit des hellenischen Himmels sich zu erschließen.

Leuthold ist eine ebenso feinsinnige als feinfühlige Natur.

Einige jener Lieder des Manuscripts mögen den Schluß meiner Erinnerungen auf den unglücklichen Dichter bilden:

Ermuthigung.

(An Adolf Wilbrandt.)

In dieser Welt des Trugs und der Täuschungen,
Wo selbst die Treue feil und der Glaube sind,
Und wo gewissenlose Klugheit
Ueber die Tugend den Sieg davonträgt,

Ist jener Schicksal doppelt beklagenswerth,
Die scharfen Augs die fressende Fäulniß sehn,
Und doch voll hoher Ideale
Nur der Veredlung der Menschheit leben.

In ew'gem Kampfe liegen Verstand und Herz;
Die Kraft erlahmt; und selbst die begabtesten
Erfahren endlich: eitel Stückwerk
Sind die Erfolge des höchsten Wollens.

Und viel errang schon, wer von Verbitterung
Sich frei erhielt, Undank wie ein Mann erträgt,
Und, großen Zielen zugewendet,
Bis an das Ende sich selber gleichbleibt.

Digitized by Google

Die Kinder des Glücks.

Euch wog, ihr Sonntagskinder, die Gunst des Glücks
Mit Titeln, Gold und Orden die Lieder auf,
Und sorgenlos in voller Muße
Könnt ihr wie Priester den Musen dienen.

Mir aber waren früh die Gedanken wol,
Doch nie die tagwerkpflichtigen Hände frei,
Denn wenn die Rechte schlug die Saiten,
Kämpfte die Linke den Kampf ums Leben.

Und mancher Stümper wies auf die Schwielenhand,
Mit der ich spielte, daß ihn der Neid erfüllt,
Und sprach: „Wie kommt der Mann der Arbeit
Unter die Gilde der Kunstgenossen?"

Und mancher meinte, während er selber doch
Den tiefen Ton zu treffen umsonst versucht,
Es seien undeutsch diese Weisen
Meines plebejischen Saitenspieles.

So blieb mir denn als Lohn der Entbehrungen
Und allen Undanks, den ich mit Stolz ertrug,
Ein einzig Recht: in Haß und Liebe
Darf ich dem Zuge des Herzens folgen.

Ich achte Schönes hoch und Erhabenes,
Und freu' mich jeder geistig gesunden Kraft.
Doch beug' ich mich vor keinem Hut, noch
Kronen und Kränzen um leere Stirnen.

Sprüche.

1. „Blos Volksdichter?" Das heißt: Was Sophokles einst und Homer war,
Dante und Ariost, wähnst du, o Stümper, zu sein?

Neueste Poesie.

2. Glückliche Zeit der Maschinen! ... Sogar an poetischem Luxus
Liefert dir billig und rasch, was du bedarfst, die Fabrik.

Tendenzpoesie.

3. Hochverrath und Tendenz liegt selbst im Getriller der Lerche;
Wendet die Schuldige doch singend dem Lichte sich zu.

4. In dieser Zeit der Reclamen,
Da alles nach Lorbern rennt,
Verzichte, mein Freund, auf Namen,
Denn du hast Talent.

5. Den eig'nen Frieden dir nicht zu stören
Und stets in der Achtung der Menschheit zu steigen,
Habe den Muth, die Wahrheit zu hören,
Und die Klugheit, sie zu verschweigen.

Digitized by Google

Die Rebengeisel.

Von

Wilhelm Ritter von Hamm.

Den nachfolgenden Mittheilungen über den gegenwärtigen Stand der Phylloxeragefahr schicke ich voraus, daß ich mit derselben leider vertrauter bin, als mir selber lieb ist. Seit dem Jahre 1872 habe ich als Regierungscommissar Gelegenheit gehabt, ihr Auftreten und ihren Verfolg in Oesterreich zu überwachen; ich habe als k. k. österreichischer Bevollmächtigter theilgenommen an dem Phylloxeracongreß zu Lausanne, die von dem Uebel befallenen Districte Frankreichs und der Schweiz großentheils durch Autopsie kennen gelernt, den Verhandlungen über die Frage während der internationalen Conferenzen zu Paris im Jahre 1878 angewohnt und leite heute noch die bezüglichen Arbeiten zur thunlichsten Bekämpfung des Uebels in meinem Heimatlande. Gerade durch die genaue Bekanntschaft mit seinem Werden und Wesen bin ich aber zu der Ueberzeugung gelangt, daß noch viel zu wenig Kenntniß davon im Publikum verbreitet ist, während doch der Gegenstand nicht blos ein hohes Interesse bietet, sondern auch von solcher nationalökonomischer Bedeutung ist, daß jeder Gebildete darüber hinlänglich unterrichtet sein sollte. In diesem Sinne gebe ich nachstehend eine gedrängte, mit besonderer Rücksicht auf das allgemeine Verständniß und die Praxis gehaltene Uebersicht der Phylloxeraangelegenheit nach den neuesten Ergebnissen der Forschung und Erfahrung.

Von Zeit zu Zeit treten Epidemien auf, niemand weiß, woher sie stammen; sie sind plötzlich da und verbreiten sich mit entsetzlicher Geschwindigkeit, aber noch räthselhafterer Unregelmäßigkeit. In den weitesten Sprüngen überholt die sagenhafte Pestjungfrau ganze Gebiete und steckt ihre schwarze Fahne aus, wo man nicht im entferntesten an sie dachte; dann, statt vorzudringen, schwingt sie sich wiederum zurück, ihr Zickzacklauf spottet aller Berechnung. Seit Jahren haben die bedeutendsten Naturforscher Gesetze für solche Irrwanderungen der Contagionen zu finden gesucht: die Theorien der Bacterien und der die Luft durchschwärmenden Pilzsporen, die klimatisch-meteorischen Erscheinungen und die Veränderungen im Niveaustande des Grundwassers haben viele Anhaltspunkte oder Aufklärungen gebracht; aber das Räthsel ist noch lange nicht gelöst, es wird den Scharfsinn der Chemiko-Physiologen noch auf Zeiten hinaus voll in Anspruch nehmen.

Digitized by Google

Ganz in ähnlicher Weise erscheinen im Laufe der Jahre plötzlich, ohne Vorverkündigung, gar häufig Schädlinge, pflanzlicher und thierischer Herkunft, welche die Production des Bodens in empfindlicher Weise beeinträchtigen, nicht selten völlig vernichten. Auch bezüglich ihrer weiß man nicht immer, von wannen sie kommen, wohin sie gehen, wenn man allerdings gleich über ihr Wesen und ihre Naturgeschichte genauer unterrichtet ist als über diejenigen der Seuchen. Es ist bekannt, daß in einzelnen Jahren dergleichen Schmarotzer und Verderber in Milliarden auftreten und unermeßlichen Schaden anrichten, während dann wieder Perioden ablaufen, in denen sie ganz von der Erde verschwunden scheinen. Gewöhnlich werden Witterungsverhältnisse als die Ursache angenommen, daß und wenn die weitere Fortpflanzung solcher organischer Wesen plötzlich sistirt ist; ferner nimmt man an, ihre Vermehrung wachse in geometrischen Progressionen, bis die Unzahl wiederum ihr Vernichtungswerk beginne. Dem widerspricht aber, daß in der Zwischenfrist eben jene Vermehrung wenig oder gar nicht bemerkt wird, was doch unbedingt der Fall sein müßte. Daher ist die Meinung gerechtfertigt, es trete bei derartigen Erscheinungen eine Massenwirkung von Kräften ein, über deren Art und Aeußerung noch Unklarheit herrscht. Bekanntlich nimmt der auch bei Gebildeten vielfach festhaftende Glaube an eine Urzeugung, Generatio aequivoca oder spontanea, seine Hauptargumente aus dem in der That oft seltsamen, überraschenden Ueberquellen der schöpferischen Natur in menschen- oder culturfeindlicher Richtung.

Manche Schädlinge, und zwar beider organischen Reiche, verschwinden aber gar nicht wieder, sobald sie einmal sicher eingenistet sind, und legen dann dem Menschen einen Kampf auf, welcher zeigt, daß die Natur immer noch die stärkste ist, trotz aller Kunst und Wissenschaft. Das merkwürdigste und lehrreichste Beispiel hierfür liefert ein unscheinbares Insekt, welches, in unserer Zeit zum ersten mal entdeckt und furchtbar geworden, mehr von sich reden gemacht, mehr Controversen und Publicationen veranlaßt, aber auch in verhältnißmäßig kurzer Frist mehr Schaden, directen und indirecten, verursacht hat als jemals ein animalisches Wesen. Es ist interessant und lehrreich, seine Geschichte kennen zu lernen; denn es ist möglich, daß von seinem verderblichen Auftreten ab eine Umgestaltung der abendländischen Bodencultur datiren kann.

Im Jahre 1868 ist die Reblaus, Phylloxera vastatrix — von den Franzosen „Fléau de la vigne", Rebengeisel, genannt — zum ersten mal in Europa, und zwar im südlichsten Frankreich, entdeckt worden. Niemand hätte damals im entferntesten geahnt, welcher gefährliche Feind dem gesammten Weinbau der Welt in dem winzigen Insekt erstehen würde; selbst bei der Ueberhandnahme seiner Verbreitung hoffte man von Jahr zu Jahr auf das Gelingen der Unterdrückung, auf den Fund von Mitteln, geeignet, seinen Verheerungen eine Grenze zu setzen. Umsonst! Die besten Kräfte der Wissenschaft und der Praxis scheiterten an dem Problem; das fast mikroskopisch kleine, zarte Thier trotzte mittels seiner unermeßlichen Vermehrungskraft allen Mühen und Anschlägen. Vergeblich stellte sich die Französische Akademie an die Spitze seiner Verfolger, setzte die Regierung hohe Preise aus, bemühten sich Versuchsstationen und Vereine um einen Modus der

Digitized by Google

Abwehr: alle Anstrengungen, alle Gesetze und Verordnungen, alle noch so strengen Maßregeln haben sich bis heute mehr oder minder machtlos erwiesen, gegenüber der unaufhaltsamen Wanderung des Zerstörers, welcher zwei Elemente die Wege bieten. Heute ist die Mehrzahl der weinbautreibenden Länder von der Reblaus heimgesucht. In Frankreich, dem Mutterlande der europäischen Invasion, sind nahezu zwei Fünftel des Reblandes, über 600000 Hektaren, dem Verderben verfallen; kaum eine Woche vergeht, ohne daß Herde der Infection entdeckt werden; neuerdings ist sie in Burgund und Savoyen aufgetreten; von bedeutenden Productionsgebieten ist bisjetzt nur die Champagne verschont geblieben. Die Schweiz ist an verschiedenen Stellen der Cantone Genf und Neuenburg verseucht; sie hat die Phylloxera nicht direct aus Amerika oder Frankreich, sondern aus englischen Treibhäusern erhalten. Die Regierungen des Bundes und der Cantone haben umfassende, sehr kostspielige Vertilgungsmaßnahmen ergriffen, bisjetzt ohne sicheres Resultat. In Deutschland sind zahlreiche Punkte von Reblausansiedelungen entdeckt worden, meistens in Rebschulen, Versuchsfeldern und Ziergärten; merkwürdigerweise sind sie bisjetzt isolirte Inseln geblieben, und ist ein Befallen hervorragender deutscher Weingebiete zur Stunde nicht bekannt geworden. In Oesterreich trat der Schädling auf im Jahre 1872, und zwar im Versuchsweingarten der Landes-Obst- und Weinbauschule zu Klosterneuburg. Die Verbreitung hat sich von diesem Centrum aus seitdem über ein größeres Areal erstreckt, jedoch bei weitem nicht so rasch und auffallend wie in südlichern Ländern. Das Königreich Ungarn hat mehrere Seuchenherde aufzuweisen, deren größter sich bei der Stadt Pancsowa befindet. In Portugal ist das reichste und einträglichste Weingelände des Reiches, das berühmte Dourothal, welches den Portwein erzeugt, vollkommen verseucht; ebenso ist auf Madeira und den Canarien die Phylloxera mit Heftigkeit aufgetreten. Spanien hielt sich lange für verschont, bis im Beginn des Vegetationsjahres 1879 mit einem mal gleich ein großes Areal des werthvollen Rebenbezirkes von Malaga als inficirt erkannt wurde, dem mittlerweile verschiedene andere Seuchenstellen sich angereiht haben. Italien endlich glaubte sich durch drakonische Sperrmaßregeln sicherstellen zu können; es hat damit nur die beherzigenswerthe Lehre gegeben, wie wenig diese einem solchen Uebel gegenüber helfen. Trotzdem die strenge Handhabung der Abwehr an der italienischen Grenze bis ins Komische übertrieben war, — den Reisenden wurden die Rosen aus dem Knopfloch, den Botanikern die gesammelten Alpenpflanzen genommen — ist die Reblaus im Jahre 1879 zuerst in der Provinz Como und dann gleich auch in Sicilien als ansässig gefunden worden. Es ist nämlich merkwürdig, daß es oft lange dauert, bis ihr Vorhandensein richtig erkannt wird, daß aber nach der Entdeckung der ersten Infectionsstelle alsbald diejenige anderer zu folgen pflegt. Sonach sind von den weinbautreibenden Ländern Europas bis heute blos Griechenland und Rumänien von der Phylloxera verschont geblieben. Aus Rußland erfährt man leider nichts; es ist aber Grund zu der Annahme vorhanden, daß die Krim befallen ist. In Nordamerika, welches uns die Plage zum verderblichen Geschenke gemacht hat, nicht minder in Chile und Peru, müssen alle Weinproductionsdistricte als verlaust angesehen werden. Inwiefern die in neuester Zeit herübergekommene Klage über den Rückgang der ameri-

Digitized by Google

kanischen Rebenpflanzungen und ihrer Erträge mit dem Dasein der Phylloxera im Zusammenhange steht, muß abgewartet werden.

Ist der Stand der Verbreitung sowol in Hinsicht auf die Ausdehnung als auf die Raschheit derselben ein trostloser, so ist derjenige der Bekämpfung des Uebels nicht viel tröstlicher. Wie schon erwähnt, wurde diese mit unglaublichem Eifer, wenngleich in den meisten Fällen auch mit noch viel unglaublicherm Unverständniß, aufgenommen; das Verzeichniß der dagegen angepriesenen, zum Theil auch angewandten Mittel reicht nahezu an die zweitausend! Von der Ausrodung und Bodenvergiftung der Weinberge an bis zu deren (in der That durchgeführten) Behandlung mit Weihwasser — welche Reihe der sonderbarsten, der verschiedenartigsten, der amusantesten Vorschläge sind an den Zeitgenossen vorübergelaufen, die der Geschichte der Phylloxerainvasion aufmerksam gefolgt sind! Ist in Frankreich doch constatirt worden, daß seit Ausschreibung des großen Regierungspreises von 300000 Frs. die Bevölkerung der Irrenhäuser wesentlich zugenommen habe durch Bewerber um denselben! Um so auffallender muß es erscheinen, daß von allen jenen Präservativen, Mitteln, Verfahren blos eine ganz geringe Zahl sich in der Praxis zu erhalten vermocht hat, und zwar nur unter dem Vorbehalt des bisher noch keineswegs sichergestellten unbedingten Erfolgs. Sie haben, das ist wol unbestreitbar, gewirkt, allein über die Nachhaltigkeit und den Werth dieser Wirkung, über die Möglichkeit und Nützlichkeit ihrer Anwendung ist man noch vielfach im Zwiespalt. Es sind deren drei und ihre Erfindung ist französischen Ursprungs, wie nicht anders zu erwarten. Diese Mittel sind: 1) die Einsandung (Ensablement), 2) die Ueberstauung (Submersion), 3) die Behandlung mit Schwefelkohlenstoff (Traitement au Sulfure de carbone). Ihnen schließt sich ein neuerdings immer dringender empfohlenes Verfahren an, nämlich 4) Ersatz der bisherigen Rebensorten durch solche, welche von der Phylloxera nicht angegriffen werden oder durch deren Angriffe nicht leiden.

Schon im Jahre 1872 wurde, zuerst in der französischen Camargue, beobachtet, daß die im sandigen Erdreiche wachsenden Weinstöcke in weit geringerm Grade von der Reblaus heimgesucht wurden als diejenigen in gebundenem Boden dicht daneben. Die Erklärung dieses Umstandes erschien plausibel genug: die scharfen Kanten der Kieselpartikel des Sandes erschwerten dem zarthäutigen Insekt den Aufenthalt und die Wanderung im letztern, während es in den Ritzen und Spalten der festern Bodenarten gemächlichen Paß und Unterstand fand. Es lag demgemäß nahe, die Wurzeln der Rebstöcke bis in eine gewisse Tiefe mit feinem, scharfem Sande zu umgeben, und dieses Mittel hat sich bewährt. Leider ist es zu kostspielig, ebenso ist häufig das erforderliche Material nicht zur Hand. Wenn es wirken soll, ist eine nebenherlaufende Kräftigung der Vegetation durch concentrirte Düngstoffe unerläßlich. In der Sitzung der Akademie der Wissenschaften in Paris am 8. Sept. 1879, in welcher der gegenwärtige Stand der Phylloxerafrage zur Verhandlung gelangte, wurde die Wirksamkeit der Einsandung ausdrücklich constatirt. Nebenher wurde die höchst interessante Thatsache mitgetheilt, dieselbe habe die erfreuliche Folge gehabt, daß man allenthalben in Frankreich beginne, den reinen Sandboden mit Reben zu bebauen, und zwar mit den schönsten Ergebnissen.

Digitized by Google

So hat die Stadt Aigues-Mortes am Litoral des Mittelmeeres im Jahre 1869 blos 50 Hektaren Weingärten besessen; heute besitzt sie 1500 Hektaren, denn sie hat die völlig vegetationslosen Dünen ihres Strandes mit Weinstöcken bepflanzt, hat daraus im Jahre 1878 für 1,500000 Frs. Producte, Wein und Tafeltrauben, exportirt, und es ist der Bodenwerth des Hektars im genannten Zeitraum von 200 Frs. auf 5000 und 6000 Frs. gestiegen. Mit Recht wurde in der Akademie darauf hingewiesen, daß in diesem Falle wie in ähnlichen die Nothwendigkeit Mutter der Industrie gewesen ist; die Verheerungen der Phylloxera haben Anstoß gegeben zu der Anlage neuer Weingärten, welche jenen Widerstand leisten, und productionslose, traurige Sanddünen in Ertragsländereien erster Klasse umgewandelt. Hier gelangt der alte Wahr- und Trostspruch der Nationen zur Geltung: „Jedes Unglück ist zu etwas gut.“ Die französischen Weinproducenten sind eben intelligente Leute, sie legen nicht die Hände in den Schos und schauen zu, was Gott gibt oder die Regierung thut; sie wehren sich und ringen mit dem Feinde, solange sie können; vermögen sie ihn nicht zu besiegen, so suchen sie neben ihm und trotz ihm zu leben und zu produciren. Daher wird auch der französische Weinbau noch lange nicht untergehen, dessen darf man sicher sein.

Wenn die Einsandung der Rebenwurzeln als Schutzmittel, so wirkt die Ueberstauung als wirkliches Vertilgungsmittel. Sie wurde schon im Jahre 1874 durch den Weingutsbesitzer Louis Faucon ausgeführt und ergab überraschende Resultate. Die Submersion besteht darin, daß der gesammte Weingarten 0,33—0,50 Meter unter Wasser gesetzt wird und in dieser Weise 30—45 Tage lang überstaut bleibt. Das Verfahren wird eingeleitet im Herbst, unmittelbar nach der Weinlese. Es vernichtet sowol die Rebläuse selbst als auch deren Eier im Boden und an den Wurzelkronen. Seine unbestreitbaren Erfolge in der Camargue, im Hérault, in der Gironde, im Departement Vaucluse u. s. w. bilden die Unterlage zu dem großartigen Project des Rhônekanals, mit welchem Aristide Dumont die wasserarmen Ebenen Südfrankreichs in einen Garten verwandeln, zugleich neue Verkehrslinien und Tausende von Pferdekräften für die Industrie schaffen will. Einzig die Ueberstauung der Weingärten durch die Derivation der Rhône soll die Zinsen der Unternehmungskosten des kolossalen Werkes hinreichend decken. So wächst aus dem Kleinsten, Unscheinbarsten das Gewaltige hervor. Es ist schade, daß das Verfahren der Ueberstauung gerade in denjenigen Weingebirgslagen der Höhen unmöglich ist, die für keinen andern Anbau als denjenigen der Rebe sich eignen; ferner, daß es viele Anlagekosten, Zuleitung einer Wasserader, Eindämmung, erfordert, daher durchaus nur an die Ebene gebunden ist, in der bekanntlich Weinbergsanlagen in vielen Ländern eine Ausnahme bilden. Es ist aber noch ein Umstand hervorzuheben. In der Sitzung der Französischen Akademie der Wissenschaften vom 7. Juli 1879 hat Dumas den gewiß gerechtfertigten Ausspruch gethan: „Bei der Ueberstauung bleiben im Boden immer Luftblasen zurück, entweder an festen Bestandtheilen haftend oder in die einzelnen Höhlungen gedrängt; diese Blasen oder Luftprovisionen reichen vollständig hin zur Erhaltung der Phylloxeren während des Winters. Sobald dann das Frühjahr kommt, vermehrt sich das Insekt, und wird danach im Sommer auch den Augen des Laien sichtbar werden.“

Digitized by Google

Die Behandlung des Bodens im Bereiche der Wurzeln des Weinstockes mit insektentödtenden Stoffen (Insecticides) oder schlichtweg die Bodenvergiftung ist schon im Beginne des Kampfes gegen die Reblaus ein bevorzugtes Vertheidigungsmittel gewesen. Damals allerdings nur in Verbindung mit dem Ausrotten und Verbrennen der Stöcke nebst einer durchgreifenden Rigolung des Bodens. Diese letztern Operationen wurden, als zu theuer, zu eingreifend in die Wirthschaftsverhältnisse der Weinbauer und überdies als ungenügend meistentheils aufgegeben; dagegen wurde die Insektenvernichtung im Boden durch chemische Stoffe beibehalten und auf dem Wege der Erfahrung zu immer größerer Vollkommenheit gebracht. Nach zahllosen Versuchen ist man gegenwärtig wieder zum Anfang zurückgekommen, indem man den Schwefelkohlenstoff als wirksamstes Insecticid anerkennt, aber auch gelernt hat, ihn wiederholt nur in kleinen Dosen zu verwenden, so daß dadurch das Wachsthum der Rebe keinen, oder doch nur geringern Schaden erleidet, während die früher angewandten großen Gaben ihr unfehlbar den Tod brachten. Der Schwefelkohlenstoff — Kohlensulfid, Sulfure de carbone, eine farblose, flüchtige Flüssigkeit mit giftigen Eigenschaften — wird neuerdings vorzugsweise in zwei Formen zur Anwendung gebracht. Die erste derselben sind die Rohart'schen Würfel (Cubes Rohart); der Schwefelkohlenstoff ist in einer kubischen Kapsel von Gelatine eingeschlossen, welche, unter dem inficirten Weinstock in die Erde gebracht, sich allmählich erweicht und zersetzt, sodaß nach und nach Schwefelkohlenstoffdämpfe frei werden, welche die Rebläuse im Umkreise ihrer Wirksamkeit vernichten. Die Methode ist jedenfalls ingeniös, findet auch in Frankreich viele Anhänger. Billiger und allen Erfahrungen nach wirksamer ist die zweite Form, die directe Bodenvergiftung durch Schwefelkohlenstoff mittels des Vertheilungspfahls (Pal distributeur) von Gastine in Marseille. Letzterer ist ein einfacher Mechanismus, welcher, in den Boden gestoßen, eine bestimmte Quantität Flüssigkeit, in diesem Falle also Schwefelkohlenstoff, auf eine bestimmte Tiefe hineinbringt; der Arbeiter schließt das mit dem Pfahl eröffnete Loch mittels des Fußes. Der Schwefelkohlenstoff verdunstet langsam im Erdboden und tödtet unabwendbar alle Insekten, die sich im Bereiche seiner Dämpfe finden. Allein leider dringen diese nicht allenthalben hin, es müssen daher die Injectionen wiederholt werden. Es hat sich erwiesen, daß in dieser Weise applicirte Dosen von 10—30 Gramm auf den Quadratmeter den Weinstöcken, auch in drei- bis viermaligen Gaben, die von Woche zu Woche wiederholt werden, keineswegs schädlich waren, sobald — eine hinreichende Bodenkraft vorhanden war oder eine kräftige Düngung verabfolgt wurde. Ohne diese ist das Verfahren an und für sich nicht genügend; der Schwefelkohlenstoff schädigt immer das Wachsthum der Rebe, wenn demselben nicht nebenbei durch Kräftigungsmittel aufgeholfen wird. Dies ist unerläßlich; wo es nicht geschieht, darf man nicht über unbefriedigenden Erfolg klagen. In Frankreich wird die Desinficirung der phylloxerirten Weingärten auf die vorerwähnte Weise im großartigsten Maßstabe durchgeführt. Eine der mächtigsten Associationen des Landes, die Actiengesellschaft der Paris-Lyon-Mittelmeer-Eisenbahnen, hat den Betrieb des Verfahrens in die Hand genommen, stellt überall hin Material, Geräthe, Arbeiter, Leiter und erstreckt gegenwärtig ihre Thätigkeit in dieser Richtung schon über

Digitized by Google

34 französische Departements. Es werden zwei Behandlungsverfahren eingeschlagen: dasjenige der Vernichtung (Procédé d'extinction) und das culturale (Procédé cultural); ersteres, wenn es gilt, dem inselartigen Auftreten des Uebels möglichst rasch Schranken zu setzen, mit 72—144 Gramm Schwefelkohlenstoff per Dose (in Aude haben 62, in Savoyen 72, in der Côte-d'Or 144 Gramm per Quadratmeter den Reben keinen Schaden gebracht*); das culturale Verfahren gibt höchstens 30 Gramm Schwefelkohlenstoff auf den Quadratmeter und hat den Zweck, die befallenen Reben wieder zu regeneriren und im Stande befriedigender Production zu erhalten. Zahlreiche, unwiderlegbare Erfahrungen haben bewiesen, daß diese Methode Erfolg hat und daß es, bei der jährlichen Einbringung von 30 Gramm Schwefelkohlenstoff in zwei Dosen mit einigen Tagen Zwischenraum neben genügender Düngung es möglich ist, einen phylloxerirten Weingarten im vollen Ertragsstande zu erhalten. Es darf aber nicht verschwiegen werden, daß in der neuesten Zeit die Klagen über die schädliche Einwirkung des Giftes auf die Rebenpflanzen selber sich in Frankreich mehren und sogar bis zur drohenden Renitenz der Winzer gegen die behördliche Anordnung der Desinfection gesteigert haben. Aehnliches ist aus dem verseuchten Rayon von Klosterneuburg in Oesterreich zu berichten.

Die erwähnten Mittel haben sämmtlich einen großen Uebelstand gegen sich: ihre immerhin kostspielige Anwendung verlohnt sich nicht in Weingärten, deren Product ein geringes, deren Ertrag daher ein bescheidener ist. Diese vermögen den Mehraufwand der für die einigermaßen erfolgreiche Bekämpfung der Phylloxera durchaus nothwendigen Vornahmen unmöglich auf die Dauer zu ertragen, müssen daher dem einbrechenden Uebel erliegen. Das wäre aber ein großer nationalökonomischer Schaden, welcher mit allen Kräften hintangehalten werden sollte, solange es nur möglich ist. Daß dies geschehen kann, dafür sind Erfahrungsbeispiele genug vorhanden. Allein um sich sicherzustellen oder um auch im schlimmen Falle noch thunlichsten Nutzen aus seinem Weingarten zu ziehen, dazu gehört vor allem vorurtheilsfreie Vertrautheit mit der Sache, sodann Fleiß und Eifer. Wer in althergebrachter Weise weiter wirthschaften will, wie in den vergangenen guten Zeiten, im Gefolge des Schlendrians, der hat sich nur selber zuzuschreiben, was er auf der Götter Schultern laden möchte. Es ist wiederholt ausgesprochen worden: die Phylloxerainvasion ist vielleicht ein Glück, wenn sie das conservative Gros der Weinbauer aus seinem großväterlichen Dusel etwas aufrüttelt. In der That sind im letzten Decennium mehr Neuerungen in der Rebencultur und in der Kellerbehandlung der Weine zu verzeichnen gewesen als seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts.

Sollte die Bewältigung des Uebels auf dem Wege seiner Bekämpfung nicht gelingen, so bleibt für diejenigen Productionslagen, welche die alljährliche Behandlung mittels Insecticiden nicht zu tragen vermögen, nach dem heutigen Stande unserer Kenntniß nur noch ein Versuch der Heilung offen, und der besteht in der

*) Vgl. Marion, „Rapport annuel sur les opérations du Comité institué par la Compagnie du P.-L.-M. etc." (Marseille 1879).

Digitized by Google

Einführung amerikanischer an Stelle der europäischen Reben. Es ist eine Thatsache, daß verschiedene Sorten der erstern gegen die Angriffe der Phylloxera, denen sie von jeher in ihrem Vaterlande ausgesetzt waren, unempfindlich sind, vermöge einer besondern Construction der Epidermis ihrer Wurzeln. Eine Herbemont-, Cunningham-, Taylor- und besonders eine York-Madeira- oder Jaquezrebe der Art Vitis aestivalis mag daher noch soviel mit den zerstörenden Aphiden besetzt sein, sie wird immer frisch grün bleiben und reichlich Trauben bringen. Auch die Species Vitis cordifolia, riparia und Solonis sind widerstandsfähig; die verbreitetste amerikanische Rebe, die Vitis labrusca, ist es dagegen nicht. Von dieser Seite wäre also kein Bedenken gegen die Substitution vorhanden. Leider können sich die Producte der amerikanischen Weinstöcke sowol hinsichtlich der Quantität des Ertrages als der Güte des Productes nicht im entferntesten mit denjenigen der europäischen Edelrebe, Vitis vinifera, messen; der Wein der erstern hat immer einen wilden, unangenehmen Beigeschmack nach Wanzen oder schwarzen Johannisbeeren: er füchselt oder böckselt. In dieser Richtung vermögen daher die Arten der Vitis aestivalis, cordifolia und ihrer Verwandten für den Entgang an heimischem Material keinen Ersatz zu bieten. Allein bei der Infection durch das Insekt werden nur die unterirdischen Theile des europäischen Weinstocks, die Wurzeln, angegriffen und zerstört; da dies bei dem amerikanischen nicht geschieht, so liegt es nahe, diesen als Unterlage zu verwenden und mit den ortsüblichen Sorten der Vitis vinifera zu veredeln. Dies ist nicht nur möglich, sondern in der That auch vielfach geschehen; in Frankreich nimmt die Cultur amerikanischer Reben von Jahr zu Jahr zu; namentlich im Bordelais, in den beiden Charentes, im Hérault und überhaupt in den südlichen Departements sind schon Tausende von Hektaren damit bepflanzt. Ueber die Resultate der Veredlung der amerikanischen Unterlagen mit europäischen Edelreben liegen indessen bis zur Gegenwart noch zu wenig Erfahrungen vor, um dieselbe unbedingt empfehlen zu können. Es machen sich Zweifel laut über die Lebensfähigkeit und Dauer der veredelten Stöcke, über den Umstand, ob die Wurzeln ihre Widerstandskraft nach erlangter Acclimatisation behalten werden, über den Einfluß des Wildlings auf das Edelproduct u. a. m., welche erst im Laufe der Zeit gehoben werden können. Jedenfalls wird es für die von der Phylloxera bedrohten Weinbauer gerathen sein, sich bei zeiten auch in dieser Richtung vorzusehen und durch Schulung von amerikanischen Reben widerstandsfähiger Sorten sich für den Nothfall ein genügendes Material zur Neubepflanzung zu schaffen. Die Anzucht aus direct bezogenem Samen, welche für reblausfreie Bezirke vorzuziehen sein wird, ist etwas langwierig und aus dem Grunde kostspielig, weil von den theuern, aus bester Quelle stammenden Körnern nur ein geringer Procentsatz aufzugehen pflegt und dann immer noch nicht die Garantie vorhanden ist, ob auch gerade die widerstandsfähige Sorte sich darunter befindet. Für schon phylloxerirte Gegenden wäre der Bezug von Schnittreben direct aus Amerika unbedenklich, namentlich wenn er unter den erforderlichen Vorsichtsmaßregeln erfolgt.

Es ist ein Ausspruch Barral's, des bekannten Redacteurs des „Journal de l'Agriculture" in Paris, dem wir leider beipflichten müssen: „Je schärfer wir die

Digitized by Google

Thatsachen beobachten, je mehr wir Gelegenheit zu directen Wahrnehmungen bekommen, um so mehr wächst in uns die traurige Ueberzeugung, daß uns die Vernichtung der Reblaus nicht gelingen wird, daß wir darauf gefaßt und gerüstet sein müssen, den Schädling mit dem Weinstock in den Kauf zu nehmen, neben und mit ihm zu cultiviren, und daß uns weiter nichts übrigbleibt, als der herzhafte Entschluß der Selbstvertheidigung, aber der energischen und zähen Vertheidigung eines jeden in seinem Kreise, einerlei durch welche Mittel oder Verfahren."

Eine interessante Bemerkung drängt sich auf hinsichtlich der Naturgeschichte der Phylloxera. Bekanntlich hat es Jahrtausende gedauert, bis, ganz in unserer Zeit, diejenige der Biene von allen Irrthümern befreit und genügend festgestellt worden ist, und doch ist diese unstreitig seit grauestem Alterthume das dem Menschen am meisten vertraute Insekt gewesen. Nun, das Rüstzug der Wissenschaft und die Befähigung ihrer Jünger in unserer Periode haben es möglich gemacht, daß binnen kaum einem Decennium Biographie und Physiologie der Rebengeisel bis in das kleinste Detail aufs genaueste erforscht sind, und doch bot gerade dieser fast dem Auge nicht erkennbare kleine Schädling eine Reihe der wunderbarsten Räthsel durch seine Metamorphosen. Tüchtige Gelehrte, wie Planchon und Lichtenstein in Montpellier, Balbiani in Bordeaux, Fatio in Genf, Targioni-Tozetti in Florenz, Graëlls in Madrid, Oliveira in Coimbra, Rösler in Klosterneuburg, Blankenhorn in Karlsruhe u. v. a. haben die Lebensweise und die Wandlungen der Reblaus zu der Aufgabe gründlichster Studien gemacht und nicht wenige Praktiker waren mit echt wissenschaftlichem Sinne bestrebt, ihnen Beiträge und Material zu liefern. Die ganz eigenthümliche Entwickelung des Insekts, überhaupt seine Geschichte, bietet aber ein Interesse, dem sich auch ein größeres Publikum nicht verschließen wird.

Es ist kein Zweifel mehr darüber, daß die Rebengeisel aus Amerika stammt; wo sie bisher in andern Welttheilen erschienen, ist sie nachweisbar durch transatlantische Wurzelreben, mit welchen ehedem ein schwunghafter Handel betrieben wurde, eingeschleppt worden. Die amerikanischen Reben wurden hauptsächlich importirt ihrer schönen und vollen Belaubung halber, weshalb denn auch der ihnen anhaftende Schmarotzer am meisten aus Rebschulen (Klosterneuburg, Erfurt, Metz, Annaberg), aus Parks (Villa Rothschild bei Pregny in der Schweitz, Villa Wilhelma bei Stuttgart) und Versuchsweingärten weiter verbreitet worden ist. Das ursprünglich Pemphigus vitis getaufte Insekt wurde von Planchon in Phylloxera vastatrix (von „φυλλον", Blatt, und „ξηραινειν", trocknen) umgetauft und gehört zur Familie der Pflanzenläuse, Gattung der Blattläuse, Aphidae. Es ist von mikroskopischer Kleinheit, kaum punktgroß, daher vereinzelt schwer zu entdecken, es bedarf dazu gewöhnlich des bewaffneten Auges. Unter dem Mikroskop zeigt das Thier ganz die Gestalt einer gewöhnlichen Blattlaus und kann schon seiner drei Paar Füße halber nicht mit den Myriapoden, Crustaceen und Arachniden verwechselt werden, die sich ebenfalls, gleich ihm, in großer Zahl, theils auf dem Holze, theils und zwar besonders an der Wurzel des Weinstocks aufhalten. Sein Rumpf ist nahezu oval, von je nach der Lebensphase gelber, roströthlicher oder grünlicher Färbung; seine ganze Körpergröße, vom Ei an bis zum völligen Aus-

Digitized by Google

gewachsensein, durchläuft eine Scala vom 0,3 bis 1,2 Millimeter. Der vollständige Cyklus der Metamorphosen des Insekts begreift folgende vier Stadien:

Zuerst muß erwähnt werden die geschlechtlose Wurzellaus (Radicicole oder Travailleur), auch „Amme" genannt, der eigentliche Verderber; sie hält sich nur an den Wurzeln des Rebstocks auf, deren Epidermis sie zerstört und deren Saft sie aussaugt, wodurch die ganze Pflanze in ihrem Wachsthum und Ertrage gestört, endlich vernichtet wird. Die Wurzellaus ist ungeflügelt, von gedrängtem Körperbau, mit einem großen, scharfen Saugrüssel bewehrt; vom Mai bis zum October pflanzt sie sich in Parthenogenesis fort und es entstehen aus ihren Eiern sowol geschlechtslose Arbeiter, gleich ihr, als auch aus den an den obern Thauwurzeln abgelegten sogenannte Nymphen, die sich durch länger gestreckten Körper und große Beweglichkeit auszeichnen. Aus diesen Nymphen entwickelt sich sodann die zweite Form, das vollkommene Insekt, die geflügelte Laus (Ailé oder Colon), deren Daseinszweck blos die Weiterverbreitung der Rasse auf dem Luftwege ist. Auch die Geflügelten sind Jungferzeuger; mittels ihrer großen Doppelflügel können sie sich, namentlich mit Hülfe des Windes, auf weite Strecken hin durch die Luft fortbewegen, sind daher die gefährlichsten Verbreiter des Uebels. Sie legen in den Monaten Juli und August, bis Mitte September, ihrer Schwärmperiode, an der Unterseite der Rebenblätter ihre Eier ab, aus welchen sich die dritte Form des vielgestaltigen Insekts bildet. Dies sind die Geschlechtigen oder Reproductoren (Sexué oder Régénérateur), deren Aufgabe die Neubelebung oder Auffrischung der Art durch die Paarung ist. Hier treten also zum ersten mal Männchen und Weibchen auf, beide ungeflügelt und ohne Saugrüssel. Das letztere legt, manchmal schon im August, öfter im September, unter die Rinde des alten Rebholzes oberhalb der Erde ein einziges Ei, das Winterei, aus welchem im darauffolgenden Frühjahre endlich die vierte Form, die Gallenlaus, hervorgeht. Sie hat ihren Sondernamen daher, daß sie auf der untern Seite der Rebenblätter Blasen, sogenannte Gallen, bildet; ebenfalls wieder parthenogenetisch legt sie darin ihre Eier ab, aus welchen nach mehrern Generationen, bald rascher, bald langsamer, sich die für das unterirdische Dasein geeignete Form, mit den charakteristischen, raspelähnlichen Antennen der Arbeiter heranbildet. Es sind also die directen Nachkommen der ungeflügelten, schwachgliederigen Gallenlaus, welche im Jahre nach dem Ausschwärmen der Geflügelten zu den Wurzeln herabsteigen, um daselbst eine neue Colonie zu bilden. Zu bemerken ist jedoch, daß in kältern Klimaten das dem Winterei entschlüpfte Insekt sich viel häufiger gleich in die Erde begibt als an die Blätter. In Amerika dagegen ist die Gallenlaus so verbreitet wie diejenige der Wurzeln. Die Beobachtung des außerordentlichen Generationswechsels der Phylloxera ist für die Wissenschaft von hohem Werth gewesen; in der Culturpraxis aber erschwert derselbe ungemein die Bekämpfung des ebenso fruchtbaren als furchtbaren Schädlings. Bekanntlich gehören die Aphiden zu den Geschöpfen, deren unglaubliche Vermehrung von jeher das Staunen der Menschheit erweckt hat; schon Réaumur hat berechnet, daß die Nachkommenschaft eines einzigen Blattlausweibchens während eines Sommers sich auf 6000 Mill. Individuen zu belaufen vermöge; nun, aus dem Winterei der Phylloxera könnte sich im gleichen Zeitraume

Digitized by Google

die noch etwas respectablere Zahl von über 17 Billionen Einzelwesen entwickeln, wenn die Möglichkeit der Ausbildung eines jeden Keimes angenommen werden dürfte; aus diesen völlig unfaßbaren Mengenverhältnissen geht aber in erschreckender Klarheit der ungeheuere Schaden hervor, den die kleinen Verderber zu schaffen vermögen.

Zu Nutz und Frommen aller Rebenbesitzer — kein Gartenfreund ist heute sicher vor der Gefahr, insbesondere wenn er amerikanische Reben als Lauben cultivirt oder Wurzelreben aus inficirten Gegenden bezogen hat — sollen hier ganz kurz die Kennzeichen angedeutet werden, aus denen auf das Vorhandensein der Geisel zu schließen ist. Im ersten Jahre der Infection ist am Aeußern des Weinstocks nicht die geringste Veränderung zu gewahren, während im zweiten ein geübtes Auge schon eine gewisse Kränklichkeit desselben zu entdecken vermag, namentlich in dem geringern Höhenwachsthume der Loden oder Triebe. Wird die Wurzel einer solchen siechen Rebe aufgedeckt, so zeigen sich als untrügliche Kennzeichen an den obern Thau- oder Haarwurzeln blasenförmige gelbliche Auftreibungen oder Nodositäten; wo diese vorhanden sind, ist auch der Schädling, der sie durch seine Stiche erzeugt, ganz sicher zu constatiren. Im dritten Jahre bleibt der Weinstock auffallend im Wachsthume zurück; die Blätter kräuseln sich und werden sehr frühzeitig gelb; im Boden hat die Wurzelentwickelung sich bedeutend vermindert; die stärkern Ausläufer erscheinen schwarz, krebsig, zerrissen; zahlreiche gelbe Flecken zeigen auch dem unbewaffneten Auge die Anhäufung der festgesaugten Wurzelläuse. Im vierten Jahre endlich hört meistens alles Wachthum auf und die Rebe geht zu Grunde. Das Insekt aber verläßt die abgestorbenen Pflanzen und wandert in den Rissen und Spalten des Erdreiches unterirdisch zu den noch lebenden, unversehrten. Es verbreitet sich also im Boden nicht minder, wie durch die Geflügelten in der Luft.

Es existirt eine Anzahl von Pilzen und Thieren, welche die Reben ebenfalls schädigen und leicht zu der Meinung Veranlassung geben, sie seien von der Phylloxera befallen; die Wurzeluntersuchung, vor allem das Vorhandensein der Nodositäten, kann darüber keine Täuschung aufkommen lassen. Das Vergilben der Blätter ist kein sicheres Kennzeichen; es tritt häufig durch Chlorose ein, ohne daß die Weinstöcke krank sind. Um sofort das Uebel zu erkennen, ist das Urtheil von Sachverständigen unerläßlich, auf deren Heranbildung die weinbautreibenden Gegenden daher bei zeiten bedacht sein sollten; es ist ja zu derselben jetzt leider genug Gelegenheit vorhanden.

Es ist kaum noch ein Zweifel möglich darüber, daß im Laufe der Zeit sämmtliche Weinpflanzungen nicht blos Europas, sondern der gesammten Erde von der Phylloxera heimgesucht sein werden, wenn nicht, was bisjetzt mit Sicherheit noch nicht constatirt werden konnte, das Klima dem Vordringen der Geisel da und dort Einhalt gebietet. Für diese vage Hoffnung sind allerdings einige Anhaltspunkte vorhanden, so namentlich das sehr langsame Umsichgreifen des Uebels in Oesterreich, wo es im Verlaufe von acht Jahren kaum hundert Hektaren eingenommen hat, während es sich in Frankreich über ebenso viele Quadratmeilen erstreckte; dann aber auch sein Auftreten an vielen Orten im deutschen Weingebiete,

Digitized by Google

ohne daß es zur Zeit irgendwo einen empfindlichen Schaden gebracht oder größere Complexe befallen hätte. Es können kaum andere als klimatische Einflüsse Ursache dieser Erscheinungen sein; nichtsdestoweniger wäre es gewagt, darauf zu bauen und etwa nöthige Vorsicht außer Acht zu lassen.

Was aber, wenn das verhängnißvolle Kleinwesen einmal überall eingenistet sein wird, soll aus der Weinproduction, einem der wichtigsten Factoren des Nationalwohlstandes vieler Länder, werden? Es sei des Beispiels halber daran erinnert, daß Frankreich, in dieser Beziehung freilich das bevorzugteste Territorium der Welt, im Jahre 1875, wo doch die Reblaus schon über viele südliche Departements verbreitet gewesen war, einen Weinertrag von 84 Mill. Hektoliter im Gesammtwerthe von 1260 Mill. Frs. aufzuweisen hatte; daß es bei einer mittelmäßigen Durchschnittslese immer noch 50 Mill. Hektoliter Wein im Preise von 750 Mill. Frs. erntet; daß es alljährlich für mehr als 300 Mill. Frs. an Wein exportirt, ungerechnet die Ausfuhr an Cognac (Weinbranntwein), an getrockneten Weinbeeren, frischen Trauben, Rebensetzlingen u. s. w. Die gesammte, durch den Weinbau und den Weinhandel in Frankreich bewirkte Geschäftsbewegung veranlaßt einen jährlichen Umsatz von $1\frac{1}{2}$—2 Milliarden Frs. und beschäftigt eine Anzahl von 3 Mill. Menschen. Solche Zahlen kommen gewaltig in Betracht, sobald es sich um Sein oder Nichtsein eines Productionszweiges handelt, namentlich eines seit Jahrtausenden so fest eingebürgerten, so mit dem Charakter und der Eigenheit einer Nation verwachsenen, wie es der Weinbau ist. Und die volks- oder staatswirthschaftliche Bedeutung ganz beiseitegelassen: soll der fröhlich machende Sorgenbrecher von der Erde verschwinden? Soll an seine Stelle das schwerfällige Bier oder gar irgendein schnödes Gebräu der chemischen Küche, Kunstwein genannt, treten? Das wären trübe Aussichten nicht blos für manchen redlichen Zecher, sondern auch für Leidende und Altersschwache, denen der Wein Arznei und Milch ist. Daß mit seinem völligen oder theilweisen Verschwinden andere stärker und schädlicher berauschende Erregungsmittel überhandnehmen würden, ist nicht zu bezweifeln.

Einstweilen trösten sich die Producenten immer noch mit der Aussicht, daß es der Wissenschaft, welche schon so vieles möglich gemacht hat, mit der Zeit auch gelingen werde, dem Schädling eine Schranke zu setzen. Es ist ja über die Wirksamkeit der bisjetzt schon bekannten Mittel ebenso wenig das letzte Wort gesprochen als über den Erfolg der amerikanischen Reben als Unterlagen für die europäischen. Gelingt die Beseitigung des Uebels nicht, so muß, wie schon oben angedeutet, die Cultur sich demselben accommodiren und trotz desselben und neben ihm Wein zu erzeugen suchen. Es wird die Rebe in Lagen cultivirt werden, wo sie vordem nicht für zulässig erklärt war, so auf den Sanddünen und im flachen, bewässerbaren Lande. Leider werden alsdann viele der edelsten Weingebiete im Gebirge entweder verlassen werden müssen, oder nur in so intensiver Cultur bewirthschaftet werden können, daß der Preis ihres Products eine exorbitante Steigerung erfahren muß. Ob es gelingen wird, auf Bodenarten und in Verhältnissen, welche die Rebengeisel fern halten, durch gesteigerte Betriebsintelligenz gleichfalls edle Producte zu erzielen, ist übrigens eine wohl aufzuwerfende Frage; man ist geneigt,

Digitized by Google

sie zu bejahen, wenn man an die Weine der Palus und Graves in der Gironde denkt. In vielen Ländern wird gegenwärtig über Bedarf Wein producirt, nicht selten sogar dort, wo sich derselbe für einen bedeutendern Export nicht eignet; hier kann eine Beschränkung der Rebencultur zum Segen der Gesammtproduction und der Volkswohlfahrt werden. Tief zu bedauern aber wäre es, wenn jene Gebirgshänge, deren Boden durch den Weinbau eine sonst unerreichbare Rente abwerfen und in deren Beurbarung und Standhaltung ungeheuere Kapitalien angelegt sind, durch das Einbrechen der Phylloxera ihrer werthvollsten Bestimmung entzogen würden.

In allen Gegenden, wo bisher das verheerende Insekt gewaltet hat, wollen die alten Winzer wissen, daß schon ehedem ähnliche Calamitäten über die Reben hereingebrochen, aber nach großer Schadenstiftung auch wiederum verschwunden seien ohne menschliches Zuthun. Es fehlt nicht an Zeichendeutern und Geschichtsklitterern, die in der Bibel Erwähnung der Reblaus finden wollen oder chronikale Berichte von „großem Weinsterben" heranziehen zum Beweise, daß alles schon einmal dagewesen sei. Leider scheinen sie aber unrecht zu haben, die Phylloxera ist vor dem Jahre 1868 entschieden nicht dagewesen, d. h. in Europa. Auffallend erscheint nur, daß sie bis 1854, wo Asa Fitch sie zuerst entdeckte und beschrieb, auch in Amerika unbekannt, oder doch unbeachtet geblieben ist; der amerikanische Weinbau datirt aber theilweise zurück bis ins vorige Jahrhundert. Allein abstreiten läßt sich nicht die Möglichkeit ihres spontanen Verschwindens, sobald man gestatten will, zwischen ihm und den Epidemien oder andern Schädlingsinvasionen eine Parallele zu ziehen. Die Winzer allerorten wenigstens halten fest an dem Glauben, daß die Rebengeisel eines schönen Tages nicht mehr vorhanden sein und dann die Rebe und ihr Product zu neuen Ehren gelangen werde. Gebe der fröhliche Gott, daß sie recht behalten.

Digitized by Google

Kant als Vater des Pessimismus.

Von

Eduard von Hartmann.

I.

Es ist eine allgemein verbreitete Meinung, daß der Pessimismus als philosophische Doctrin und als integrirender Bestandtheil eines philosophischen Systems von Schopenhauer datire, und in Verbindung hiermit steht die Annahme, daß die specifische Färbung des Schopenhauer'schen Pessimismus maßgebend sei für den philosophischen Pessimismus überhaupt, und dann, daß der philosophische Pessimismus im allgemeinen bedingt sei durch die persönliche misanthropische und bizarre Stimmung seines Begründers. Hieran ist so viel richtig, daß Schopenhauer der erste Philosoph war, welcher den Pessimismus im Zusammenhange und in glänzender Form darstellte und seine Wichtigkeit als Bestandtheil des Systems in nachdrücklicher Weise betonte, und daß infolge dessen erst durch Schopenhauer der Pessimismus größere Beachtung, Anerkennung und Bekämpfung gefunden hat. Aber es ist nicht richtig, daß Schopenhauer der Begründer des philosophischen Pessimismus ist; vielmehr gebührt diese Ehre, oder wie viele meinen, diese Unehre dem Altmeister der neuesten deutschen Philosophie, Immanuel Kant, und zwar stellt sich bei Kant der philosophische Pessimismus in seiner Reinheit dar, ungetrübt von persönlichen Stimmungen und unentstellt von quietistisch-ascetischen Auswüchsen.

Wenn diese Thatsache bisher sich der allgemeinern Beachtung entzogen hat, so liegt der Grund wol darin, daß die Darstellung der pessimistischen Ansichten Kant's in verschiedenen Schriften desselben zerstreut ist, zum Theil in solchen, welche wenig gelesen werden, sodaß dem Leser, der nicht seine Aufmerksamkeit besonders auf diesen Punkt richtet, wol öfters pessimistische Aussprüche in Kant's Werken begegnen, doch ohne daß ihm der systematische Zusammenhang aller vors Bewußtsein tritt. Dieser Umstand war es wenigstens bei mir persönlich, welcher bis vor kurzem das richtige Verständniß des Kant'schen Pessimismus hintanhielt und erst ganz neuerdings bei wiederholter Lektüre der Kant'schen Werke die Erkenntniß in mir aufwachen ließ, daß hier ein Act historischer Gerechtigkeit zu vollziehen sei, dadurch, daß diese Erkenntniß durch zusammenhängende Darstellung der einschlägigen Kant'schen Lehren zum Gemeingut der Wissenschaft gemacht werde.

Durch die Erfüllung dieser Aufgabe muß ein neues Licht auf die gesammte praktische Weltanschauung Kant's fallen, deren Betrachtung gegen die Durch-

Digitized by Google

forschung seiner erkenntniß-theoretischen Leistungen ungebührlich zurückgesetzt wird; nicht zum geringsten aber muß durch dieselbe das Verständniß des Pessimismus, seiner wahren Bedeutung sowie seines ethischen Werthes gefördert werden. Die immer wiederkehrende Unterstellung, daß der Pessimismus nur das Erzeugniß des subjectiven Mismuthes und der persönlichen Uebellaunigkeit, aber nicht das Resultat einer objectiven Auffassung und Beurtheilung des Lebens sei, muß vor der anerkannten Nüchternheit und Objectivität des Kant'schen Denkens verstummen; die Anklage, daß der Pessimismus die Grundlagen der Sittlichkeit und Religion untergrabe, und die Behauptung, daß ein religiös-ethischer Idealismus den empirischen Pessimismus nicht nur vollkommen überwinde, sondern in sein Gegentheil verkehre, müssen mindestens stark erschüttert werden durch die Thatsache, daß Kant durch seinen Pessimismus nicht gehindert worden ist, der große Reformator der Moral zu werden und den religiös-ethischen Idealismus in einer bisher unbekannten Reinheit und Hoheit zu lehren, daß er aber diesen Idealismus nicht trotz, sondern vielmehr vermittels seines Pessimismus zu erreichen vermochte, und deshalb eine Ueberwindbarkeit des Pessimismus wenigstens für die Erscheinungswelt nicht zugab.

Der Nachweis des Pessimismus bei Kant eröffnet endlich eine neue Perspective für das Verständniß der Geschichte der neuesten Philosophie. Es ist bekannt, daß Fichte, Schelling und Hegel die Grundgedanken ihrer optimistischen Entwickelungslehre von Kant entlehnt haben; aber auch die Grundgedanken des Schopenhauer'schen Pessimismus finden sich bis in die kleinsten Züge hinein bei Kant vorgebildet, sodaß Schopenhauer sämmtliche Contouren zu dem farbenreichen Bilde seines Pessimismus ganz wohl aus Kant's Schriften hätte entnehmen können, wenn er sie nicht aus seinem Stimmungspessimismus heraus selbständig gestaltet hat. Beide Richtungen der Kant'schen Nachfolgerschaft entwickeln also Keime der Kant'schen Philosophie, aber die eine nur den evolutionistischen oder Entwickelungsoptimismus, die andere nur den Pessimismus in Bezug auf die Glückseligkeit des Daseins oder den eudämonologischen Pessimismus; indem erstere den Pessimismus ignorirt, letztere den Pessimismus zum ascetischen Quietismus und zur Gegnerschaft gegen jede Entwickelungslehre überspannt, erscheinen beide Richtungen als feindliche einander aufhebende Gegensätze. Aber der Widerspruch zwischen beiden ist nur scheinbar, denn die selbständig entfalteten Bestandtheile der Kant'schen Philosophie sind in dieser selbst harmonisch vereinigt; es kommt also nur darauf an, die durch Kant's Nachfolger ausgeführten Seiten in der Weise synthetisch zu verknüpfen, wie das Verhältniß ihrer keimartigen Anlagen bei Kant es vorzeichnet. Wer dies vollbringt, der schließt Ende und Anfang dieser geschichtlichen Entwickelungsphase zusammen, sodaß das Ende in voller Entfaltung und Ausführung besitzt, was im Anfang nur embryonisch vorgebildet war; wer diese Aufgabe löst, der folgt, auch wenn ihm dabei von der Anticipation seiner Lösung durch Kant noch nichts bekannt war, nicht dem paradoxen Einfall einer subjectiven Laune, sondern der zwingenden Logik einer objectiv-historischen Gedankenbewegung. Wenn man es meiner Philosophie zum Vorwurf macht, daß sie die anscheinend unvereinbaren Gegensätze des evolutionistischen Optimismus (Hegel's) und des eudämonologischen Pessimismus (Schopenhauer's) zu vereinigen unternimmt, so kann ich nunmehr

Digitized by Google

diese an meine Adresse gerichteten Vorwürfe an eine ältere und besser accreditirte Firma, an die Kant's, überweisen.

1) Kant's Stellungnahme zum Problem.

Das Wort „Pessimismus" würde man bei Kant vergeblich suchen; wohl aber ist ihm der Begriff, den man mit diesem Wort bezeichnet, ganz geläufig, und seine Anführung verschiedener Philosophen, welche einer pessimistischen Weltansicht zuneigten, beweist, daß die Frage nach dem Werth des Lebens ihm als eine schon öfters gestellte und verschiedentlich beantwortete bekannt war.

Was zunächst die außerhalb der Wissenschaft gelegenen Ansichten über die Erdenwelt anbetrifft, so führt er deren vier an, welche die Welt betrachten: 1) als ein Wirthshaus, wo jeder Einkehrende von einem folgenden bald verdrängt wird; 2) als ein Zuchthaus (Brahmanismus, Buddhismus und sogar Plato) oder einen Ort der Züchtigung und Reinigung gefallener Geister; 3) als ein Tollhaus, wo jeder nicht allein seine eigenen Absichten vernichtet, sondern auch den andern alles erdenkliche Herzeleid zufügt und obenein die Geschicklichkeit und Macht, das thun zu können, für die größte Ehre hält; 4) als eine Kloake (nach dem Einfall eines persischen Witzlings), wo aller Unrath aus andern Welten hingebannt worden (VII, 416).*)

Lassen wir die barocken Einfälle solcher „sich dünkender Weisen" beiseite und gehen zu der wissenschaftlichen Behandlung der Frage nach dem Werth des Lebens über, so war die optimistische Beantwortung, welche sie durch die Leibniz-Wolf'sche Philosophie gefunden hatte, die in Kant's Jugendzeit herrschende, und er selbst schloß sich ihr im Jahre 1759 in seinem „Versuch einer Betrachtung über den Optimismus" aus voller Ueberzeugung an (I, 54). In seinem im Jahre 1763 veröffentlichten „Versuch, den Begriff der negativen Größen in die Weltweisheit einzuführen", berichtet er, daß Maupertuis in seinem Versuche der moralischen Weltweisheit die Summe der Glückseligkeit des menschlichen Lebens zu schätzen gesucht und bei diesem Calcul ein negatives Facit erhalten habe (I, 133). Diesem Ergebniß vermag Kant damals noch nicht beizustimmen, aber doch nicht mehr aus optimistischer Voreingenommenheit, sondern weil er die Aufgabe aus technischen Gründen für unlösbar erachtet; denn wenn er auch darin mit Maupertuis übereinstimmt, daß Lust und Unlust sich wie $+a$ und $-a$ zueinander verhalten und darum sehr wohl der Zusammenfügung zu einer algebraischen Summe fähig sind, so hält er doch die verschiedenen Arten der Lust für zu ungleichartig, um commensurabel zu sein (I, 133), während er später anerkennt, daß alle Lust als solche gleichartig oder homogen, also auch gegeneinander vergleichbar sei (VIII, 129—133). Durch die Meinung, daß die von Maupertuis behandelte Aufgabe auf empirischem Wege unauflöslich sei, hat übrigens Kant sich nicht abhalten lassen, seinerseits eine apriorische Lösung des axiologischen Problems in derselben Abhandlung zu versuchen. Er geht dabei von der völlig haltlosen und von ihm selbst in seiner reifen Periode nie wieder berührten Voraussetzung aus, daß die Welt als algebraische

*) Ich citire nach der Ausgabe von Rosenkranz und Schubert den Band und die Seitenzahl.

Digitized by Google

Summe ihrer Realgründe betrachtet während des Weltprocesses dasselbe sein müsse wie vor demselben, nämlich = 0, und schließt daraus, daß auch für die Seelentriebe als Realgründe des Vergnügens und Misvergnügens die algebraische Summe jederzeit = 0 sein müsse (I, 151—152). Dieses künstlich construirte Gleichgewicht von Lust und Unlust wäre selbst dann aus psychologischen Gründen unrichtig, wenn die metaphysische Voraussetzung, aus der es gefolgert ist, wahr wäre; aber immerhin ist doch mit diesem Standpunkt der eudämonologische Optimismus definitiv verlassen, und die Glückseligkeit der Geschöpfe als Schöpfungszweck des gütigen Schöpfers ausgeschlossen.

Vom Jahre 1765 ab geht durch alle Schriften Kant's die Ueberzeugung hindurch, daß die von Maupertuis gegebene Lösung die richtige sei, daß das Leben nach dem Maßstab der Glückseligkeit bemessen gar keinen Werth habe, ja sogar, daß sein Werth negativ sei, oder unter 0 sinke (IV, 331—332); zuerst findet diese pessimistische Ueberzeugung Ausdruck in den 1765 erschienenen „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen" und noch präciser in den Anmerkungen zu dieser Schrift, welche erst aus seinem Nachlaß veröffentlicht wurden, aber nach Schubert's Angabe in dem Zeitraum von 1765—75 geschrieben sein müssen. Da mithin diese entschiedene Wendung zum Pessimismus in das fünfte Lebensdecennium Kant's fällt, so kann von einem Einfluß greisenhafter Grämlichkeit bei derselben noch keine Rede sein. Von besonderm Einfluß für diesen Uebergang vom Optimismus und Pessimismus ist neben der Conception einer allem Eudämonismus entgegengesetzten Moral wahrscheinlich die Lektüre Rousseau's gewesen, von welchem Kant lernte, daß der gewöhnliche Glaube an die Beförderung der menschlichen Glückseligkeit durch den Fortschritt der Cultur und Wissenschaften irrthümlich sei (VII, 2., 267; XI, 240); aber er folgte Rousseau nicht in dem Glauben, daß der Naturzustand zurückgewünscht werden müsse, da er einsah, daß dieser Zustand ein in sich zweckloser und darum schlechthin unbefriedigender sei, welcher, wenn er jemals zurückkehren könnte, die Menschheit ebenso zwingend wie einstmals aus sich heraus in den Zustand des gegenwärtigen mühseligen Ringens treiben würde (VII, 360—361, 382). Kant stimmt also Rousseau zwar darin bei, daß der Uebergang vom Naturzustand zu dem der Cultur ein Opfer in eudämonologischer Hinsicht für die Menschheit gewesen ist; aber er betont energisch, daß er eine teleologische Nothwendigkeit für dieselbe war und als solche sich thatsächlich in ihrer Naturanlage ausprägte, sodaß schon der erste Schritt auf dem Wege der Entwickelung erkennen läßt, daß Culturfortschritt und Glückseligkeit in einem gegensätzlichen (antinomischen) Verhältniß stehen. In dieser aus Rousseau geschöpften Erkenntniß ist Kant allen seinen Zeitgenossen und Nachfolgern, welche durch Rousseau directe Anregungen empfangen haben, weit überlegen; Kant allein von diesen allen ist es, welcher den bleibenden Wahrheitsgehalt der Rousseau'schen Leistungen zum integrirenden Bestandtheil der Philosophie gemacht hat.

Nächst Rousseau scheint das 1771 erschienene Werk des Grafen Veeri: „Meditazioni sulla economia politica", auf die psychologische Grundlegung des Kant'schen Pessimismus von Einfluß gewesen zu sein; das Werk war in einem Nachdruck und zwei Uebersetzungen in Deutschland verbreitet (VII, 2., 145). Nachdem Kant das

Digitized by Google

Verhältniß von Lust und Unlust als + a und — a anerkannt (VII, 2., 143), war er zwar über die Ansicht des Leibniz hinaus, daß die Unlust nur ein geringerer Grad von Lust sei, war aber auch verhindert, den Pessimismus, wie später Schopenhauer es that, auf die Meinung zu gründen, daß die Lust nur ein geringerer Grad, eine Privation der Unlust sei. Daß er nun doch im Stande war, trotz abweichender theoretischer Voraussetzung, praktisch zu denselben Resultaten zu kommen wie Schopenhauer, und damit seine oben erwähnte Durchgangsansicht von dem absoluten Gleichgewicht der Lust und Unlust zu überwinden: das verdankt er wahrscheinlich jenen grundlegenden psychologischen Erörterungen des Grafen Veeri, die er selbst als seine Quelle anführt (VII, 2., 144—145). „Vor jedem Vergnügen muß der Schmerz vorhergehen; der Schmerz ist immer das erste. — Auch kann kein Vergnügen unmittelbar auf das andere folgen, sondern zwischen einem und dem andern muß sich der Schmerz einfinden. — Die Schmerzen, die langsam vergehen, haben kein Vergnügen zur Folge, weil der Uebergang unmerklich ist.“ Nur der sich aufdrängende Contrast zwischen der überwundenen Unlust und dem erreichten Zustande der Befriedigung bringt diesen letztern als Lust zum Bewußtsein; es ist also nicht der Prospect des Eintretens eines künftigen Zustandes unmittelbar, sondern (der Contrast des in Aussicht genommenen mit dem geflohenen Zustand oder einfacher:) das Verlassen des gegenwärtigen Zustandes, was das Vergnügen erweckt (d. h. zum Bewußtsein bringt) (VII, 2., 144). Hieraus entspringen die nämlichen praktischen Folgen, als ob diese Lust sich zur Unlust — a nicht wie + a verhielte, sondern wie 0; auf beiden psychologischen Voraussetzungen läßt sich der Pessimismus gleich gut begründen.*)

Was die moralische Beschaffenheit der Menschheit anbetrifft, so konnte Kant gleichfalls durch Rousseau in einer schon von seiner pietistischen Jugend her nicht allzu günstigen Meinung bestärkt werden; er fand aber in dieser Hinsicht sogar unter den Koryphäen der Aufklärungsphilosophie eine Unterstützung: in Moses Mendelssohn. Während nämlich die Aufklärungsphilosophen den Leibniz-Wolf'schen Optimismus in Bezug auf die Glückseligkeit der Menschheit eifrig vertheidigten und ausbauten (so z. B. Garve gegen Kant), widmeten sie diesem Optimismus nicht die gleiche Achtung und Sympathie in Bezug auf die fortschreitende Entwickelung der Menschheit, und als einer der speculativern Köpfe dieser Zeit, Lessing, den Optimismus der Entwickelung in seiner „Erziehung des Menschengeschlechts“ predigte, da fühlte Mendelssohn sich bewogen, in seinem „Jerusalem“ (Abschn. II, S. 44—47) diese hoffnungsreiche Hypothese im Sinne eines pessimistischen Skepticismus zu bekämpfen, sodaß Kant sich dadurch veranlaßt sah, den optimistischen Evolutionismus gegen ihn zu vertheidigen, d. h. die Culturentwickelung im allgemeinen und den moralischen Fortschritt im besondern zu behaupten unbeschadet des Zugeständnisses, daß die gegenwärtige moralische Beschaffenheit des Menschengeschlechtes nur Unwillen und Haß erwecken könne (VII, 220—221).

Während also in der Popularphilosophie der Aufklärungszeit ein evolutionistischer Pessimismus neben einem eudämonologischen Optimismus herrschte, vertrat Kant

*) Vgl. „Philosophie des Unbewußten“ (8. Aufl., Bd. 2, Kap. 13, Nr. 1, S. 295—305).

Digitized by Google

ebenso sehr den Pessimismus in eudämonologischer wie den Optimismus in evolutionistischer Hinsicht, und dieser Gegensatz zwischen rationalistischer Aufklärung und speculativer Weltanschauung ist während des inzwischen verflossenen Jahrhunderts fast unverändert geblieben. Haben auch die nachkantischen speculativen Philosophen bald den evolutionistischen Optimismus betont, bald den eudämonologischen Pessimismus einseitig herausgearbeitet, so ist doch ihnen allen die Antipathie gegen den eudämonologischen Optimismus der rationalistischen Aufklärungsphilosohie gemeinsam, und sie alle (mit Ausnahme Schopenhauer's, der lediglich durch seinen Glauben an die exclusive Subjectivität der Zeit an der Annahme eines realen geschichtlichen Entwickelungsprocesses verhindert wurde) huldigen trotzdem einem evolutionistischen Optimismus, welcher der bloßen Aufklärung als phantastischer Köhlerglaube erscheint. Gerade deshalb, weil es sich um Gegensätze handelt, die heute noch in ungeschwächter Kraft die Welt bewegen, ist das erste Auftreten dieser Spaltung im Lager des Leibniz-Wolf'schen Rationalismus, wie es sich in den Differenzen der Aufklärungsphilosophie und der Kant'schen Speculation vollzieht, so interessant und lehreich.

2) Der moralische Entrüstungspessimismus.

Bevor wir dem eudämonologischen Pessimismus Kant's näher treten, dürfte es zweckmäßig sein, einen Blick auf seine pessimistisch gefärbte Meinung über die traurige Beschaffenheit des Menschengeschlechts in moralischer Hinsicht zu werfen, da diese Meinung, obwol sie nicht unmittelbar in den eudämonologischen Pessimismus hineingehört, doch einen wichtigen Bestandtheil der pessimistischen Weltanschauung im weitern Sinne bildet und besonders in Schopenhauer's Pessimismus eine bedeutende Rolle spielt.

Kant erzählt folgende Anekdote. Als Friedrich II. einmal den mit der Leitung der Schulen in Schlesien betrauten Sulzer fragte, wie es damit ginge, antwortete dieser: „Seitdem man auf dem Grundsatz (des Rousseau), daß der Mensch von Natur gut sei, fortgebaut hat, fängt es an besser zu gehen". „Ah", sagte der König, „mon cher Sulzer, vous ne connaissez pas assez cette maudite race, à la quelle nous appartenons" (VII, 2., 275). Kant selbst meint, daß mit der Beschaffenheit der Menschengattung „nicht viel zu prahlen" sei, und sieht ihren hervorstechenden Charakterzug in Thorheit, mit einem Lineament von Bosheit verbunden (VII, 2., 274). „Man kann sich eines gewissen Unwillens nicht erwehren, wenn man ihr Thun und Lassen auf der großen Weltbühne aufgestellt sieht; und bei hin und wieder anscheinender Weisheit im einzelnen doch endlich alles im großen aus Thorheit, kindischer Eitelkeit, oft auch aus kindischer Bosheit und Zerstörungssucht zusammengewebt findet: wobei man am Ende nicht weiß, was man sich von unserer auf ihre Vorzüge so eingebildeten Gattung für einen Begriff machen soll" (VII, 318). Wenn die in der menschlichen Natur eingewurzelte Bösartigkeit innerhalb eines geordneten Staatswesens durch den Zwang der bürgerlichen Gesetze verschleiert wird, so fällt sie doch im äußern Verhältniß der Staaten gegeneinander ganz unverdeckt und unwidersprechlich in die Augen und beseitigt den falschen Schein, als ob nur Roheit, d. h. unzulängliche Cultur die Ursache

Digitized by Google

ihres gesetzwidrigen Verhaltens wäre (VII, 277). Da aber auch innerhalb gesetzlich geordneter Zustände „ein jeder, bei seiner guten Meinung von sich selber, doch die böse Gesinnung bei allen andern voraussetzt, so sprechen sie einander wechselseitig ihr Urtheil, daß sie alle, was das Factum betrifft, wenig taugen" (VII, 277).

Das radical Böse, der verderbte Hang in der Menschennatur steht für Kant so fest, daß er, wo die Erfahrung so laut spricht, sich den förmlichen Beweis ersparen zu können glaubt, und zwar tritt diese Verderbtheit ebenso deutlich im Naturzustande wie im Culturzustande hervor. Für erstern verweist er auf die Auftritte von ungereizter Grausamkeit in den nie aufhörenden zwecklosen Mordscenen der meisten wilden Völkerschaften, für letztern auf die lange melancholische Litanei von Anklagen der Menschheit: von geheimer Falschheit selbst bei der innigsten Freundschaft, von dem Hange, denjenigen zu hassen, dem man verbindlich ist, von der heimlichen Freude an dem Schaden und Unglück unserer besten Freunde, und von so vielen andern unter dem Tugendschein verborgenen Lastern der Civilisation, gar nicht zu reden von den offenen Lastern, die gar nicht verhehlt werden, weil der schon gut heißt, der blos ein böser Mensch von der allgemeinen Klasse ist (X, 36—37).

Da jeder kluge Mensch nöthig findet, einen guten Theil seiner Gedanken zu verheimlichen, so ist schon daraus allein klar genug zu ersehen, daß jeder es gerathen findet, auf seiner Hut und von allen andern Menschen übler Gesinnung gewärtig zu sein; müßten die Menschen alle Gedanken auch aussprechen, so wäre nicht abzusehen, wie sie voreinander Achtung haben und miteinander auskommen sollten (VII, 2., 275). Die Indiscretion aus Unverstand oder unedler Denkungsart ist thatsächlich so allgemein, daß es kaum möglich ist, einem Menschen sich ganz rückhaltslos anzuvertrauen, daß mit andern Worten die wahre Freundschaft dem schwarzen Schwane gleicht (IX, 337).

Alles Gute ohne moralische Gesinnung ist bloßer Schein und schimmerndes Elend (VII, 329), und doch ist eine Sittlichkeit aus wirklich moralischen Grundsätzen äußerst selten beim männlichen, fast gar nicht beim weiblichen Geschlecht anzutreffen (IV, 431). Faulheit und Feigheit sind die Ursachen, warum ein so großer Theil der Menschen (insbesondere des weiblichen Geschlechts) zeitlebens unmündig bleibt, auch nachdem die Natur sie längst von fremder Leitung freigesprochen; es ist ja so bequem, sich nach den Vorschriften anderer zu richten, und so ängstlich, den Schritt zur Mündigkeit auf eigene Verantwortung zu thun, der von den verdummenden Vormündern als so gefährlich dargestellt wird (VII, 145). Und doch sind Faulheit und Feigheit noch nicht die schlimmsten Laster; denn ohne sie würde noch weit mehr Böses in der Welt verübt werden, als ohnehin schon geschieht; muß doch selbst die Falschheit und Verrätherei der Menschen dazu dienen, das Zustandekommen vieler bösen Anschläge zu verhindern (VII, 2., 202), obschon die Falschheit das verächtlichste unter allen Lastern ist. Wie wenig Aufrichtigkeit findet man unter Menschen, was möchte man nicht thun, um die von der Erde zum Himmel entflohene von da wieder herabzuziehen? Wie kann man sich aber über den Mangel an Aufrichtigkeit, wie kann man sich selbst über die religiöse

Digitized by Google

Heuchelei wundern, wenn man sieht, wie unsere Erziehungsart verfährt, wie sie sogar in der Religion alles nur auf das Lippenbekenntniß kaum verstandener Lehren stellte? (X, 230.) Was ist unter den Händen der Menschen aus dem Christenthum geworden, und wie abschreckend müßte der Anblick aller durch dasselbe verursachten Uebel wirken, wenn man aus seinen geschichtlichen Folgen auf seinen innern Werth zurückschließen wollte? (X, 156—158.)

Ueberblickt man in dieser Weise die moralische Beschaffenheit des Menschengeschlechts, so ist unleugbar, daß die Kette trauriger Erfahrungen von dem Wohlgefallen an demselben gründlich zurückbringen muß (IV, 136); will man sich das philanthropische Wohlwollen bewahren und sich vor dem Laster des Menschenhasses bewahren, so bleibt kaum etwas anderes übrig, als sein Auge vom Betragen der Menschen abzuwenden (X, 37). Nicht genug der Traurigkeit über die Uebel, welche das Schicksal über andere Menschen verhängt, muß man auch noch die Betrübniß tragen über die Uebel, welche die Menschen infolge ihrer elenden moralischen Beschaffenheit sich untereinander zufügen; diese Betrübniß aber ist keine niedergeschlagene Traurigkeit, sondern zählt zu den rüstigen Affecten, insofern sie in den moralischen Ideen ihren Grund hat und zur Thätigkeit anspornt (IV, 137). Sie ist ebenso etwas Erhabenes, wie die Flucht vor dem Verkehr mit Menschen, wenn letztere nicht aus eigentlicher Misanthropie, sondern aus geselliger Bedürfnißlosigkeit und Scheu vor der Unwürdigkeit der Gesellschaft entspringt (IV, 136).

Man erkennt leicht, wie diese Anschauungen die geschichtliche Grundlage jenes „Entrüstungspessimismus" bilden, der unter Anschluß an Schopenhauer bis in die Gegenwart hinein sich vernehmen läßt und in dem Unwillen über die Unangemessenheit der empirischen Wirklichkeit zu den Forderungen des ethischen Idealismus wurzelt. Dieser Entrüstungspessimismus ist aber keine philosophische Theorie, sondern eine praktische Gesinnung; so sehr man sein Recht im letztern Sinne anerkennen und ihn als Antrieb zur Verbesserung der sittlichen Zusätze schätzen muß, so wenig kann man ihm doch gestatten, sich an die Stelle eines philosophischen Pessimismus zu setzen und diesen zu verdrängen. Dem philosophischen Theoretiker kommt es nicht auf moralischen Unwillen, sondern auf causales und teleologisches Begreifen und Verstehen an; dieses aber entkräftet den moralischen Unwillen in doppelter Hinsicht: erstens durch Einblick in die gesetzmäßige Entstehung des empirisch Gegebenen und zweitens durch Ausblick auf die evolutionistische Ueberwindung der ihm anhaftenden sittlichen Mängel. Wenn erstere Seite bei Kant wegen seines die Determination der Entstehung aufhebenden Freiheitsbegriffes nicht zu ihrem Rechte kommt, so doch mit voller Entschiedenheit die letztere; diese genügt aber auch für sich allein schon, um den Entrüstungspessimismus zu einem aufgehobenen Moment im evolutionistischen Optimismus herabzusetzen. Zwar ist für das reife und fertige Individuum eine Vermehrung der Anlage zum Guten so wenig wie eine Verminderung zu erwarten, also der Sittlichkeitsfonds des Einzelnen als wesentlich constant anzusehen (X, 342); aber der Sittlichkeitsfonds der Gattung bleibt nicht constant; vielmehr entwickelt die Welt sich allmählich vom Schlechten zum Bessern (VII, 383) und zwar nicht blos in Ansehung der Cultur, sondern auch in Ansehung ihres moralischen Zweckes (VII, 222), so zwar, daß die

Digitized by Google

der Culturentwickelung zuerst nachhinkende Entwickelung der sittlichen Anlagen dieselbe dereinst überholt (VII, 417).

Wenn das sittliche Elend der Gegenwart als ein (freilich nur durch die sittliche Arbeit der Menschen) zu überwindendes erkannt ist, wenn selbst der Unverstand, die Trägheit und Bosheit der Menschen diesen teleologischen Entwickelungsproceß der Welt wol hemmen, aber nicht aufhalten oder gar auf die Dauer rückläufig machen können (X, 161; VII, 265; VII, 2., 265), so ist den Declamationen der sittlichen Entrüstung über dasselbe so wie so die Spitze abgebrochen; es gilt dann, Hand anzulegen jeder an seiner Stelle, aber nicht an der pathetischen Ausmalung der Schlechtigkeit hängen zu bleiben, und am wenigsten aus diesem zur Ueberwindung bestimmten Moment Beweisgründe für die Schlechtigkeit der Welt im allgemeinen zu schöpfen. Daß Schopenhauer dies gethan hat, daß er aus dem moralischen Entrüstungspessimismus Argumente für die Wahrheit des philosophischen Pessimismus schöpfen zu können glaubte; daß er den erstern als einen Hauptbestandtheil in den letztern einfügte und beide heterogenen Elemente zu veramalgamiren suchte, das ist gerade die Achillesferse seines Pessimismus, ist ein verwirrender Fehler, den ich sorgfältig vermieden habe. Wenn die modernen Vertreter des Entrüstungspessimismus das Verständniß für den eudämonologischen Pessimismus Kant's und Schopenhauer's verloren haben und nur den einzigen ungehörigen Bestandtheil des Schopenhauer'schen Pessimismus sich aneignen, so gleichen sie einem Baumeister, der einen gothischen Dom abreißt und nur die im Zopfstil eingebaute Sakristei stehen läßt. Auf Kant können sie sich jedenfalls bei solchem Verfahren nicht berufen; denn dieser unterscheidet mit voller Schärfe zwischen der pessimistischen Ansicht über die traurige moralische Beschaffenheit der gegenwärtigen Menschheit, welche durch die Lehre von der fortschreitenden Entwickelung der Gattung überwunden wird, und zwischen dem eudämonologischen Pessimismus, welcher mit dem Fortschritt der Culturentwickelung in immer steigendem Maße zur Wahrheit wird und dem das letzte Wort in der Sphäre der Erscheinungswelt zusteht. Um darüber ins Klare zu gelangen, inwieweit der evolutionistische Optimismus im Stande ist, den Pessimismus zu überwinden, ist es nöthig, denselben, wie er bei Kant sich darstellt, näher ins Auge zu fassen.

3) Der evolutionistische Optimismus.

Kant verwirft zwar den theologischen Begriff der göttlichen Mitwirkung (concursus divinus), aber er nimmt eine Vorsehung und zwar als gründende, waltende und leitende, an (VII, 257—258), weil ohne solche eine teleologische Weltanschauung nicht möglich ist. Ließe die Welt sich durch Zufall oder blinde Nothwendigkeit deuten, so wäre die Frage nach den Zwecken der Dinge leer, d. h. eine Vernünftelei ohne Object; da dies aber unmöglich ist, so müssen wir die Zweckverbindung in der Welt für real nehmen und für sie eine besondere Art der Causalität, nämlich eine absichtlich wirkende Ursache supponiren (IV, 332); dies ist aber die Vorsehung. Was hilft es nun aber, „die Herrlichkeit und Weisheit der Schöpfung im vernunftlosen Naturreiche zu preisen, wenn der Theil des großen Schauplatzes der obersten Weisheit, der von allem diesem den Zweck ent-

Digitized by Google

hält — die Geschichte des menschlichen Geschlechts — ein unaufhörlicher Einwurf dagegen bleiben soll, dessen Anblick uns nöthigt, unsere Augen von ihm mit Unwillen wegzuwenden, und, indem wir verzweifeln, jemals darin eine vollendete vernünftige Absicht anzutreffen, uns dahin bringt, sie nur in einer andern Welt zu hoffen?" (VII, 334.) Die teleologische Weltansicht muß also die Geschichte ebenso gut und in noch höherm Sinne umspannen wie die Natur; wie wir in der Natur außer Stande sind, den Zweck als zufälliges Ergebniß mechanischer Processe zu begreifen, so ist es uns in der Geschichte unmöglich, aus dem Zusammenwirken der nach menschlicher Weisheit genommenen Mittel einen zweckmäßigen Erfolg zu erwarten, daher muß man, man mag so schwergläubig sein, wie man will, an eine providentielle Leitung der zusammenwirkenden Kräfte glauben, wenn man den Glauben an einen Endzweck überhaupt festhalten will (VII, 423).

Die gründende Vorsehung hat allen Geschöpfen Naturanlagen mitgegeben, welche dazu bestimmt sind, sich einmal vollständig auszuwickeln; bei den Pflanzen und Thieren wird diese Bestimmung von jedem Individuum als solchem erfüllt, bei den Menschen aber nicht. Daher müssen wir schließen, daß die Menschengattung, als die einzige von allen, welche als Gattung eine Geschichte hat, dazu bestimmt sei, ihre Naturanlagen in dieser ihrer Geschichte als Gattung zu entfalten (VII, 320; VII, 2., 271). Dies ist für Kant der leitende Gesichtspunkt a priori, welcher ihn an dem Entwickelungsglauben festhalten läßt, obwol zu seiner Zeit ein solcher Glaube gewiß weit schwerer zu fassen und festzuhalten war als heute. Die Erfahrung allein könnte die planmäßige Entwickelung kaum beweisen; denn niemand könnte dafür stehen, daß nicht nach längerer Periode des Fortschritts ein noch tieferer Rückschritt käme; umgekehrt kann aber auch die Erfahrung den Entwickelungsglauben nicht widerlegen, da auch längerer Stillstand oder Rückgang die Möglichkeit offen läßt, daß gerade jetzt der Umwendungspunkt eingetreten ist, von dem an es zum Bessern geht (X, 343 – 344). Aber doch ist die Erfahrung von Wichtigkeit einerseits als Symptom für die Phase der Entwickelung, in der man sich gerade befindet (X, 346), und andererseits als ein, wenn auch beschränkter Ausschnitt der Curve oder der gesammten Bahn, welche die Entwickelung beschreibt (VII, 330). Freilich ist der Schluß von einem so kleinen Theil der Bahn, wie das Menschengeschlecht bisher zurückgelegt hat, auf ihre Totalität ein unsicherer, aber ebenso wie bei astronomischen Beobachtungen doch zuverlässig genug, um auf die Wirklichkeit einer solchen Entwickelungsbahn zu schließen, also keineswegs schwärmerisch (VII, 330). Da aber die Entwickelung der Anlagen von den Menschen zugleich als moralische Pflicht gefühlt wird, und doch ihre vollständige Erfüllung im Individualleben unmöglich ist, so hat ihre Entfaltung in der Gattung, d. h. die fortschreitende Entwickelung der Menschheit, geradezu Gewißheit, wenn auch nur eine moralische Gewißheit, welche für sich allein schon als Motiv für die Hingebung an diesen objectiven Zweck ausreichen würde (VII, 2., 271), welche aber durch jene theoretische Wahrscheinlichkeit unterstützt wird, wie sie aus dem Zusammentreffen der apriorischen Deduction mit den empirischen Anzeichen und Symptomen hervorgeht.

Digitized by Google

Das wichtigste unter diesen Anzeichen der Geschichte ist die Herausbildung einer öffentlichen Meinung, welche durch die Kundgebungen einer uneigennützigen Beurtheilung der geschichtlichen Zeiterscheinungen eine moralische und ideale Denkungsart zunächst der Zuschauer erkennen läßt (X, 346), die bei wichtigen Begebenheiten sich bis zum Enthusiasmus der Theilnahme steigern kann (X, 348). Diese öffentliche Meinung selbst muß zu einer Macht werden, die Einfluß auf den Gang der Dinge gewinnt; auch steht zu hoffen, daß auch in den betheiligten Acteuren der Weltgeschichte die ideale Auffassung ihrer Aufgabe zum Durchbruch gelangen wird, nachdem die Möglichkeit einer solchen Entfaltung der moralischen Anlage des Menschen sich zunächst an den unbetheiligten Zuschauern herausgestellt hat. Ist erst das Bewußtsein zum Durchbruch gelangt, daß die Entfaltung der menschlichen Naturanlagen im geschichtlichen Gattungsleben Pflicht jedes Einzelnen ist (VII, 2., 271; VII, 222—223), dann wird auch daraus die Consequenz gezogen werden müssen, daß alle Pflichterfüllung ohne Ausnahme „ein baarer zum Weltbesten mitwirkender Beitrag" sei und alle Tugendgesinnung sich mit etwas Wirklichem beschäftige, das mit dem Weltbesten zusammenstimmt (X, 209), d. h. dann wird die Beförderung der objectiven Zwecke der Menschheitsentwickelung als eine die Sittlichkeit des einzelnen stärkende Idee gepflegt werden und jede directe oder indirecte Beförderung der Sittlichkeit wird wiederum der Beschleunigung dieses Entwickelungsganges zugute kommen.

Eins der wichtigsten Mittel zur Beförderung der Sittlichkeit der Menschheit ist die Religion und die sie pflegende Kirche, welche bisher ihrer Bestimmung so wenig gerecht geworden ist; da unbedenklich die jetzige Zeit als die beste der ganzen bisher bekannten Kirchengeschichte zu bezeichnen ist und jetzt erst ein reinerer und fruchtbarerer Begriff der Religion Wurzel zu fassen beginnt (X, 158), so darf man hoffen, daß dieser Umstand in Verbindung mit einer durch reinere Moral verbesserten Erziehung (VII, 222—223) auch die moralischen Zustände der Menschheit bald zum Bessern umgestalten werde (VII, 194—195), welche schon jetzt gegen frühere Zeiten wirklich zum Bessern fortgerückt sind (VII, 224).

Leben wir auch noch nicht in einem aufgeklärten Zeitalter, so doch in einem Zeitalter der Aufklärung (VII, 151), und dieser Unterschied von allen frühern Zeitaltern genügt für sich allein schon, um ohne Sehergeist die Erreichung einer republikanischen (d. h. constitutionellen, gleichviel ob monarchischen oder demokratischen) Staatsform und von da an das nicht mehr gänzlich rückgängig werdende Fortschreiten zum Bessern vorhersagen zu können (X, 350). Jeder Versuch, diesen Entwickelungsgang zur Stagnation zu bringen, ist schlechthin berechtigungslos, und selbst wenn ein Volk in aller Rechtsform solchen Stagnationsbeschluß faßte, so wäre derselbe dennoch rechtsungültig, weil eine unrechtmäßige Beschränkung des Rechts der folgenden Generationen (VII, 150—151). Der Gang zu diesem Ziele einer vollkommenen Staatsverfassung kann sehr wohl ein befremdlicher und unerwarteter sein, wie auch sonst in dem Gang der menschlichen Dinge, wenn man ihn im Großen betrachtet, alles paradox ist; ein größerer Grad bürgerlicher Freiheit scheint der Freiheit des Geistes vortheilhaft und setzt ihr doch unübersteigliche Schranken, während ein Grad weniger von jener, wie er z. B. im aufgeklärten Absolutismus statt-

Digitized by Google

findet, dem Geiste Raum schafft, sich nach allem Vermögen auszubreiten (VII, 153). Nichts wirkt energischer auf die moralische Besserung der Menschheit ein als eine gute Staatsverfassung, und erst von dieser ist jene in weiterm Umfang zu erwarten (VII, 264). Zwar wird in einem geordneten Staatsleben unmittelbar nur die Legalität gehoben (X, 354), aber mittelbar wirkt die Gewöhnung an Legalität des Handelns auch auf Beförderung der sittlichen Gesinnung und Stärkung der sittlichen Anlagen zurück, vorausgesetzt, daß sie dabei durch eine lautere Moral und Religion und eine auf beiden fußende Erziehung unterstützt wird. Sonach wird nicht nur die Cultur, d. h. die Hervorbringung der Tauglichkeit vernünftiger Wesen zu beliebigen Zwecken (IV, 328), sondern auch die Sittlichkeit durch den Entwickelungsproceß der Menschheit befördert (VII, 222 fg.).

Wäre der Fortschritt allein auf die bewußte und absichtliche Beförderung durch Menschen angewiesen, so möchte es schlimm mit der Hoffnung auf denselben bestellt sein; aber die Vorsehung weiß ihre Mittel schon so zu wählen, daß sie ihre Zwecke erreicht, ja sogar, sie trifft ihre Veranstaltungen so, daß die Menschen, ob wollend oder nicht wollend, ob bewußt oder unbewußt ihren Zwecken dienen müssen (fata volentem ducunt, nolentem trahunt) (VII, 263). Während die Entwürfe der Menschen vom Einzelnen ausgehen und in Bezug aufs Ganze entweder planlos sind oder verkehrte Plane verfolgen, geht die Absicht der Vorsehung auf das Ganze und bestimmt von diesem aus die Theile (VII, 224); während die Menschen unter sich uneinig und im Streite sind, und sich schwerlich aus freien Stücken zu einem gemeinsamen Plan vereinigen würden (VII, 225), gehen sie unbemerkt an dem Leitfaden der ihnen selbst unbekannten Naturabsicht fort und arbeiten an der Beförderung eines Zieles, an dem ihnen, wenn sie es kännten, wenig gelegen sein würde, in dem Wahne, durch diese Arbeit nur ihre eigenen Absichten widereinander zu befördern (VII, 318). So weiß die Vorsehung selbst im Spiel der menschlichen Freiheit ihren Plan und ihre Endabsicht zu verwirklichen (VII, 332) und in dem gesetzmäßigen Widerstreit der Kräfte das Mittel zur Ausführung einer tief verborgenen obersten Weisheit zu gewinnen (VII, 330).

Hierdurch erst wird es begreiflich, wie der von der Weltregierung beabsichtigte Fortgang durch keine menschliche Macht und Anstalt jemals gänzlich aufgehoben, sondern höchstens gehemmt werden kann (X, 161); sogar „das moralische Böse hat die von seiner Natur unabtrennliche Eigenschaft, daß es in seinen Absichten (vornehmlich im Verhältniß gegen andere Gleichgesinnte) sich selbst zuwider und zerstörend ist und so dem (moralischen) Princip des Guten, wenngleich durch langsame Fortschritte, Platz macht" (VII, 281—282). „Denn eben die Entgegenwirkung der Neigungen, aus welchen das Böse entspringt, untereinander, verschafft der Vernunft ein freies Spiel, sie allesammt zu unterjochen und statt des Bösen, das sich selbst zerstört, das Gute, welches, wenn es einmal da ist, sich fernerhin von selbst erhält, herrschend zu machen" (VII, 227). Auch die ungeselligen und schlechten Naturanlagen des Menschen haben ihren teleologischen Werth; ungesellige Unverträglichkeit, eitler und misgünstiger Wetteifer, selbstsüchtige Anmaßung, Habsucht und Herrschsucht müssen dazu dienen, die vortrefflichen Naturanlagen und Talente der Menschheit zu wecken und zu entfalten, welche in einem ungestörten,

Digitized by Google

genügsamen, einträchtigen und liebreichen arkadischen Schäferleben auf ewig in ihren Keimen verborgen schlummern würden (VII, 322—323).

Eins der wichtigsten und unentbehrlichsten Mittel, dessen sich die Vorsehung zur Steigerung der Cultur bedient, ist der Krieg, und doch ist gerade der Krieg, sowol der wirklich geführte als die drückende Zurüstung zu ihm im Frieden, die Quelle der größten Uebel, von welchen die Culturvölker gedrückt werden (VII, 380—381). Sprache und Religion sind die natürlichen Trennungsmittel der Menschheit, welche ihre Vermischung verhüten (VII, 265); die durch Sprache und Religion getrennten Stämme und Völker gerathen durch instinctiven Kriegsmuth in Krieg, ohne daß es eines besondern Beweggrundes bedarf (VII, 262), und diese Kriege sind es, welche die Völkerverschiebungen auf der Erde und dadurch die Bevölkerung der gesammten Erde auch in ihren unwirthlichsten Gegenden bewirken (VII, 261). Alle Kriege sind ebenso viel Versuche (zwar nicht in der Absicht der Menschen, aber doch in der Absicht der Natur), neue Verhältnisse der Staaten zu Stande zu bringen, welche ihrerseits selbst wieder auf kriegerische Umgestaltung hindrängen (VII, 327). Gerade hierdurch wird aber der Krieg zum Mittel, alle Talente, die zur Cultur dienen, bis zum höchsten Grade zu entwickeln (IV, 330—331); soll er entbehrlich und ein beständiger Friede heilsam werden, so muß er erst seinen Zweck, eine vollendete Cultur herzustellen, erfüllt haben, und Gott weiß, wann das geschehen wird (VII, 381). Denn die Erreichung einer solchen Cultur ist von der Herstellung der vollkommenen politischen Zustände innerhalb jedes Staates, diese aber wieder von der Herstellung eines Rechtszustandes der Staaten untereinander in einem Staatenbund abhängig (VII, 326), zu dem am wirksamsten die wachsende Macht der mercantilen Interessen hinleitet, weil der Handel mit dem Kriege nicht bestehen kann (VII, 266). Aber selbst wenn die Vorsehung mit Hülfe des eigennützigen Handelsgeistes dieses Ziel erreicht hätte, so bedeutet ein solcher Staatenbund doch keineswegs die absolute Garantie des ewigen Friedens, sondern nur eine größere Unwahrscheinlichkeit des Krieges; denn wäre der weltbürgerliche Zustand der öffentlichen Staatssicherheit ohne alle Gefahr, so würden die Kräfte der Menschheit wiederum einschlafen (VII, 328).

Wenn schon alle Uebel dazu dienen, die Kräfte der Seele zu wecken, zu steigern, zu stählen und zu höhern Zwecken tauglich zu machen (IV, 331), so ist es doch ganz besonders die größte Noth unter allen, die von den Menschen einander bereitete Noth, welche die zweckmäßigste Wirkung zeigt, indem sie die Menschen nöthigt, ihren ungebundenen Freiheitsdrang zu opfern und in den gebundenen Zustand bürgerlichen Rechtszwanges zu treten (VII, 324). Aber auch die unvermeidlichen Uebel der Natur, sowie diejenigen, welche die Cultur selbst erst aus sich gebiert, wirken im Dienste der Vorsehung, erstere mehr dadurch, daß sie die Anlagen des Menschen für die Cultur wecken, letztere mehr dadurch, daß sie der Roheit und Selbstsucht immer mehr Terrain abgewinnen und der Entwickelung der Menschheit namentlich in moralischer Hinsicht Raum schaffen (IV, 331). So vollzieht sich die Perfectionirung der Menschheit durch fortschreitende Cultur durchweg auf Kosten ihres Behagens und ihrer Lebensfreuden (VII, 2., 262), und es besteht sogar zwischen Culturfortschritt und Glückseligkeit ein derartiger Wider-

Digitized by Google

streit, daß mit dem Fortschritte der Cultur die Plagen wachsen (IV, 429). Da die größte Zahl der Nothwendigkeiten des Lebens gleichsam mechanisch, ohne dazu besonderer Kunst zu bedürfen, zur Gemächlichkeit und Muße anderer besorgt werden muß, so muß die Mehrzahl der Menschheit stets in einem Stande des Druckes sauerer Arbeit und wenigen Genusses gehalten werden, damit die culturtragende Minderheit sich der Pflege der Wissenschaft und Kunst und der Ausbildung der hierzu nothwendigen Geschicklichkeit widmen könne; die Ungleichheit ist also Bedingung der Cultur und muß zu dieser in einem gewissen Verhältnisse stehen (IV, 329).

In diesem Widerstreit zwischen Entwickelung und Glückseligkeit liegt schon die Anerkennung, daß nicht die Glückseligkeit als Ziel der Entwickelung angesehen werden darf, daß die Entwickelung der Menschheit nicht in der Vermehrung ihres Wohlbefindens, sondern in der Steigerung ihrer Cultur und Sittlichkeit, in der Entfaltung ihrer teleologischen Anlagen gesucht werden muß (VII, 321), daß der Evolutionismus Kant's mit andern Worten auf keinen Fall als eudämonologischer, sondern nur als teleologischer Evolutionismus verstanden werden darf. Nicht passives Wohlleben, sondern activer Kampf mit den Hindernissen der Entwickelung ist die Aufgabe der Menschheit (VII, 2., 266), nicht Glückseligkeit, sondern Vollkommenheit (oder vollendete Entfaltung ihrer Anlagen) ihr Ziel. Ein solcher Entwickelungsglaube mag die Hoffnung auf Erreichung seines Ziels noch so fest halten, mag noch so optimistisch sein, so kann er doch niemals anders als pessimistisch genannt werden in Bezug auf das „Heer von Mühseligkeiten", welche den Menschen in diesem Ringen und Kämpfen erwarten (VII, 321). Kant's Standpunkt ist also ein evolutionistischer Optimismus, der aber den eudämonologischen Pessimismus nicht aus-, sondern einschließt, wenngleich er den moralischen Entrüstungspessimismus als überwunden hinter sich läßt.

Immerhin würde ohne den evolutionistischen Optimismus der eudämonologische Pessimismus eine noch viel furchtbarere Gestalt annehmen, als er mit diesem in Verbindung zeigen kann; denn ohne den Glauben an eine im geheimen wirkende Weisheit müßte man sich jederzeit darauf gefaßt machen, durch die unserm Geschlecht so natürliche Zwietracht am Ende in eine wahre Hölle von Uebeln zu gerathen (VII, 328), während man auf Grund des Vorsehungsglaubens sogar hoffen darf, daß die Menschheit in ihrer jetzigen kritischen Entwickelungsperiode die härtesten der ihr überhaupt bevorstehenden Uebel erdulde (VII, 329). Vor gänzlicher Verzweiflung schützt nur der Gedanke, daß, wie der Einzelne eines gewissen Minimums von Wohlstand bedarf, um seinen positiven Lebenszweck zu erfüllen, so auch die Menschheit eines gewissen Minimums von Wohlfahrt bedürfe, um ihren Zweck erfüllen zu können; es ist aber keineswegs nöthig, daß die aus diesem objectiv erforderlichen Minimum resultirende algebraische Glückseligkeitssumme einen positiven Lustüberschuß darstelle, oder größer als Null sei. Den eudämonologischen Pessimismus beschränkt also der evolutionistische Optimismus nur insoweit, als er einerseits jeden Miserabilismus und Desperatismus, und andererseits jeden passiven Quietismus abwehrt, d. h. ihn vor pathologischen Ausartungen bewahrt und ihm seine begriffliche Reinheit und praktische Lauterkeit verbürgt.

Digitized by Google

Schiller und das deutsche Rechtsgefühl.

Von

Rudolf von Gottschall.*)

Seit vielen Jahrzehnten feiern wir hier in Leipzig das Andenken unsers großen Dichters: nimmer ermattet die Theilnahme, welche die Bewohner dieser Stadt solcher Feier schenken. Allen auf deutscher Erde gehört der Dichter, allen, welche deutschen Stammes sind, auch in fremden Welttheilen deutschem Geist huldigen: unsere Stadt aber glaubt noch ein besonderes Recht zu haben zu begeistertem Schiller-Cultus, eingedenk des Goethe'schen Verses:

Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder.

Wie oft ist der Dichter durch die Straßen unserer Stadt gewandelt, wenn er seinen Freundeskreis, wenn er Minna und Dora Stock, die Schwestern, die ihn so warm verehrten, aufsuchte, oder im Richter'sche Kaffeehause oder in den Theaterkreisen verkehrte, denen seine Freundin Sophie Albrecht angehörte. Wie oft ist er, sinnend über das schwer lösbare dramatische Räthsel, das er sich selbst in seinem „Don Carlos" aufgegeben hatte, auf schattigem Wege durchs Rosenthal nach seinem bescheidenen Häuschen in Gohlis gewandert. Noch steht ja das Häuschen selbst, in welchem er den Jubel seiner Seele ausströmte in dem „Lied an die Freude", von unserm Verein verwaltet, als ein kleines Nationaleigenthum, das wir Jahr für Jahr am Gedenktage mit frischem Kranze schmücken.

Und weil wir in die Mauerkrone dieser Stadt auch einige Zweige des Schiller'schen Lorbers geflochten haben, so glauben wir von dem Dichter, was wir von geliebten Todten zu glauben gewöhnt sind, daß wir in Leid und Freud ihm verknüpft bleiben, und alles Neue, alles geistig Bedeutende, was dieser Stadt begegnet, wünschen wir auch in dem Licht zu sehen, das sein Genius darüber ausströmt. Aus dem überreichen Stammbuch von Gedanken, das er der Nation hinterlassen hat, suchen wir die Albumverse heraus, die auf ein jüngstes Ereigniß passen, gleichsam die Inschriften in unsterblichem Lapidarstil für die Triumphpforten, welche ein freundliches Geschick unserer Stadt errichtet.

*) Rede, gehalten am Schillerfest zu Leipzig am 10. November 1879.

Digitized by Google

Und war es nicht eine solche Triumphpforte, durch welche neuerdings das deutsche Reichsgericht bei uns seinen Einzug gehalten; nicht ein verkümmertes, in allen Formen erstarrtes Reichs-Kammergericht, wie einst in Wetzlar, sondern die Krönung eines neuen Rechtsgebäudes, zu welchem der frische, nationale Aufschwung, zu welchem ein wiedergeborenes Volk die Eck- und Grundsteine gelegt hat? Neben Berlin, der Hauptstadt des Deutschen Reiches, steht jetzt Leipzig, die Hauptstadt des Deutschen Rechtes. Und nicht so fremd steht der Genius unsers Dichters solchem Ereigniß gegenüber, daß es mühseliger Gedankengänge bedürfte, um eine Beziehung aufzufinden. Jeder große Dichter, der sich nicht in Gemeinplätzen der Empfindung ergeht, sondern seinen Cultus auch der Weltgeschichte und den geistigen Mächten weiht, die eine Nation beherrschen, wird auch das Rechtsbewußtsein hegen und pflegen; er wird vor allem dem Rechtsgefühl, den mütterlichen Boden für jedes neue Gesetz und den treuen Wächter des bestehenden Ausdruck geben, sei es durch das geflügelte Wort, das den dauernden Gedanken ausprägt, sei es durch das Menschenschicksal, das er uns in seinen Werken vorführt.

Und kein Dichter hat dies in höherm Maße gethan als Schiller, dessen Sinn ja von Haus aus unwandelbar auf die großen Fragen des sittlichen Lebens gerichtet war.

Schiller war seines Zeichens nicht Jurist wie Goethe, der sich in Straßburg den juristischen Doctorhut erworben hatte und später in der Staatsverwaltung eine hohe Stellung einnahm, während er in seinen Lieblingsstudien und in seinen Dichtungen der Natur und ihren Räthseln zugewendet war. Umgekehrt zeigte der Mediciner Schiller, dem Naturforschung am nächsten hätte liegen sollen, geringern Sinn dafür als für die Geschichte und die wechselnden Staats- und Rechtsformen der Völker. Doch auch er hatte ein Jahr lang Jurisprudenz studirt, und zwar schon als funfzehnjähriger Schüler der würtembergischen Militärakademie. Ursprünglich der Gottesgelahrtheit zugeneigt, hatte er nur mit Widerwillen das Studium der Rechtslehre ergriffen; er blieb hierin auch hinter seinen Mitschülern zurück und die Lehrer seines Faches erklärten ihn für talentlos. Gleichgültig wandte er sich von diesem Studium ab, als der Herzog selbst wünschte, er möchte Medicin studiren, weil der Juristen zu viele auf der Akademie waren. Und zu dem aufgegebenen Studium ist er nie wieder zurückgekehrt; wohl aber hat er in seinen geschichtlichen Forschungen bisweilen ihr Gebiet gestreift. Er hat dies vorzugsweise da gethan, wo er über die Gesetzgebung des Lykurg und Solon geschrieben; hier lenkt er den Blick von den Einrichtungen der griechischen Staaten auf die allgemeinen Aufgaben der Gesetzgeber. Man hat unserer Zeit den Beruf dafür abgesprochen: das Verdammungsurtheil knüpft sich an den Namen eines unserer ersten Juristen, Savigny's, des Führers der Historischen Rechtsschule; andere traten damals gegen ihn in die Schranken. Als der Streit ausgekämpft wurde, war in Deutschland auf diesem Gebiete kaum eine schöpferische Regung zu bemerken.

Seitdem ist es anders geworden: wäre die Neigung und Leidenschaft, Gesetze zu machen, ein Beweis für den Beruf dazu, so wäre Savigny schon seit Jahrzehnten ad absurdum geführt worden. Solche Betriebsamkeit im Neubauen, im An- und Ueberbauen, im raschen Niederreißen des Neuerrichteten begegnete gerechtem Tadel. Gleichwol ist jetzt aus allen diesen Vorstudien, Skizzen, Planen eine

Digitized by Google

bedeutsame Architektur geschaffen worden, welche Dauer verspricht. Und gerade für die Größe derselben würde niemand empfänglichern Sinn gezeigt haben als unser Dichter, der ja auch das unausbleiblich Mangelhafte in jenem Aufsatz so beredt entschuldigt. „Die Bildhauer", sagt er, „fingen mit Hermes-Säulen an, ehe sie sich zu der vollkommenen Form eines Antinous, eines vaticanischen Apollo erhoben; die Gesetzgeber werden sich noch lange in rohen Versuchen üben, bis sich ihnen endlich das glückliche Gleichgewicht der gesellschaftlichen Kräfte von selbst darbietet. Der Stein leidet geduldig den bildenden Meißel, und die Saiten, die der Tonkünstler anschlägt, antworten ihm, ohne seinem Finger zu widerstreben. Der Gesetzgeber allein bearbeitet einen selbstthätigen, widerstrebenden Stoff — die menschliche Freiheit. Nur unvollkommen kann er das Ideal in Erfüllung bringen, das er in seinem Gehirn noch so rein entworfen hat; aber hier ist der Versuch allein schon alles Lobes werth, wenn er mit uneigennützigem Wohlwollen unternommen und mit Zweckmäßigkeit vollendet wird." Wenn uns auch das glückliche Gleichgewicht der gesellschaftlichen Kräfte noch fehlt, auf welches der Dichter hinweist, so ist doch aus dem glücklichen Gleichgewicht der nationalen Kräfte die neue Gesetzgebung des Deutschen Reiches hervorgegangen.

In seinen erhabenen Gedankengedichten, die zum Theil das mythologische Gewand sich gewählt, feiert der Dichter wiederholt die vom Himmel herabsteigenden gesetzgebenden Mächte, welche auf dem Bau des Rechtes die menschliche Gesellschaft gründeten; so besonders im „Eleusischen Fest". Da heftet sich an die Tritte Minerva's der Grenzgott an, da heißt es:

Und von ihren Thronen steigen
Alle Himmlischen herab;
Themis selber führt den Reigen,
Und mit dem gerechten Stab
Mißt sie jedem seine Rechte,
Setzet selbst der Grenze Stein,
Und des Styx verborgne Mächte
Ladet sie zu Zeugen ein.

Und in jenem prächtigen Gedicht, in welchem die Natur und die menschliche Gesellschaft in so tiefsinnigen Contrast gestellt sind, in dem „Spaziergang", singt der Dichter:

Jene Linien, sieh, die des Landmanns Eigenthum scheiden,
In den Teppich der Flur hat sie Demeter gewirkt.
Freundliche Schrift des Gesetzes, des menschenerhaltenden Gottes,
Seit aus der ehernen Welt fliehend die Liebe verschwand.

Doch nicht blos von den Göttern ist die Rechtsordnung eingesetzt, wie es der Dichter in diesen urzeitlichen Sagenbildern verherrlicht; die Gesetzgebung wird ein Werk der Völker, deren nationale Eigenheit sich in ihr spiegelt. Treffend sagt Schiller in einem Sinnspruch, der gerade für unsere nächste Gegenwart einschneidende Bedeutung hat: „Der Charakter eines ganzen Volkes ist der treueste Abdruck seiner Gesetze und also auch der sicherste Richter ihres Werthes und Unwerthes."

Doch das Gesetz, mögen die Götter es verkünden oder die Völker selbst es sich geben, mag es herabgebracht werden aus den Wettern des Sinai oder aus den

Digitized by Google

Umwälzungen der Staaten zum Licht geboren, oder mag es der Ausdruck sein der ruhigen Einsicht der Mehrheit, wird immer nur ein todter Buchstabe bleiben ohne das lebendige Rechtsgefühl der Nation. Dies vermag die Gesetzgebung nicht zu erzeugen, sie muß es voraussetzen; aber wie viele Belege gibt die Geschichte dafür, daß solche Voraussetzung trüglich gewesen. Andere Mächte müssen hier eingreifen, welche das Innere der Menschen erregen, vor allem das unsterbliche Wort und Werk der Dichter, das zum geistigen Gemeingut eines ganzen Volkes wird.

Schiller ist der Dichter, der auf das deutsche Rechtsgefühl am mächtigsten eingewirkt hat; der Anhänger von Kant's kategorischem Imperativ mußte mit seinem Denken und Dichten vorzugsweise in diese Bahn gelenkt werden; der Dichter, der das stolze Wort aussprach:

Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron —

mußte gerade in der Rechtssphäre, in welcher der Wille der Menschen sich kämpfend bewährt, sich vorzugsweise heimisch fühlen. Goethe's anmuthige Grazien nehmen nicht diesen ernsten, strengen Gang; das Ziel seiner Helden war harmonische Bildung, freie Beherrschung der Welt und des Lebens; in seinen Dichtungen finden wir die schwankende Neigung, die glühende Leidenschaft, den Geist, der die Tiefen der Natur, die Geheimnisse der Seele zu ergründen sucht. Seine Charaktere sind Naturen, die sich selbst ausleben wollen, der thatkräftige Götz sowol wie der lebensfrohe Egmont, der schwärmerische Tasso sowol in seiner Liebesverzücktheit, wie der tiefsinnige Faust in seinem Streben, sein Selbst zum Selbst der Menschheit zu erweitern und die Welt zu erschöpfen in allem, was sie dem Menschengeist und dem Menschenherzen zu bieten vermag. Alle sind nicht gebunden durch einen bestimmten Zweck; sie streben deshalb alle über die Schranken des Dramas hinaus, welches ein solches festes Ziel für den Helden verlangt. Dies aber ist nicht der Fall in den Schiller'schen Dramen: Schiller war vorzugsweise Dramatiker, und in seinen Tragödien hören wir die Woge der allwaltenden Nemesis erklingen. Niemand kann mächtiger auf das Rechtsgefühl einer Nation wirken als der tragische Dichter von der Bühne herab, mag dies Gefühl nun die Heiligthümer des privaten Rechtes wahren oder mit begeisterter Hingebung für die Grundsätze des öffentlichen eintreten. Schuld und Sühne der Tragödie liegt zwar oft in einer höhern Sphäre als in der des Rechtes; aber sie spiegelt dieselbe doch immer in sich ab, und gerade vom geschichtlichen Trauerspiel gilt der Ausspruch des Dichters: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht."

Schon in seinen Balladen, die meistens einen dramatischen Gang und Zug haben, hat er der unentfliehbaren Gerechtigkeit poetische Altäre errichtet und ihren Cultus damit tief in das Herz seines Volkes eingesenkt. Am machtvollsten und großartigsten geschieht dies in den „Kranichen des Ibykus". Die Rächerinnen des Frevels, die Eumeniden, halten ihren feierlichen Umzug über die Bühne, und kaum haben sie das Lied gesungen, das ihre furchtbare Sendung verkündet, da verräth durch ein unvorsichtiges Wort sich der vergeblich gesuchte Mörder des Ibykus. Die alte Sage erzählt uns wol von diesem geflügelten Wort, zu dem der Anblick eines Zuges von Kranichen hoch in der Luft den Verbrecher hinriß;

Digitized by Google

doch es ist des Dichters großartige Erfindung, daß er diese Selbstenthüllung ins Theater verlegt und ihr den Chor der Rachegöttinnen vorausschickt. Von diesem tiefdunkeln Gedankengrunde hebt sich dann der Blitz der plötzlichen Enthüllung um so leuchtender ab.

Einen ähnlichen Eindruck macht das Walten der Nemesis im „Gang nach dem Eisenhammer"; hier macht sie den Zufall und das Misverständniß zu ihren Dienern, um den Schuldigen statt des Unschuldigen zu treffen. Und wie der Dichter hier das Volksgewissen erregt durch die poetische Kunde, daß der Schuldige auch nicht der irdischen Strafe entgeht, selbst wenn der Witz des Zufalls das voreilige Gewissen zur Sprache bringen oder durch einen sonst der Lustspielsmuse eigenen Scherz der Verwechselung ihm das tragische Schicksal heraufbeschwören sollte: so feiert der Dichter in dem „Kampf mit dem Drachen" die Unterordnung unter das Gesetz, die Selbstbescheidung, welche einsieht, daß sie selbst mit bewunderter That einen strafbaren Gesetzesbruch begangen hat. Kein Gedicht ist bedeutsamer auch für eine Zeit, welche den Drachen längst zu den Fabelwesen geworfen hat; denn gewaltig ist die Neigung gerade der Begabtern zu genialer Romantik, zu Kraftstücken des Geistes und der Leidenschaft; für welche das Gesetz als eine unwillkommene Schranke erscheint, eine Schranke, die für die Beschränktheit nöthig sein mag, die aber der schrankenlose Flug des kühnen Geistes überfliegt. Und wie dem Johanniter, der das Unthier erlegt hat, so jauchzt auch die Menge noch heute dem Ungewöhnlichen zu; ja selbst der Muth des Verbrechers vermag ihren Antheil zu erwecken. Da tritt der Dichter mahnend vor als Priester der geheiligten Rechtsordnung, welche das Streben nach eitelm Ruhm nicht zerstören darf, und so kräftigt er das Rechtsgefühl der Nation, daß es sich nicht verblenden lasse durch das Glänzende, das meteorisch ungezügelt hinausschweift über das gegebene Maß, sondern daß es dies Maß des Rechtes und der Sitte in treuen Händen wahre und stets zur höchsten Instanz eines unbeirrten Urtheils mache.

Wenden wir uns nun zu dem großen Tragöden Schiller, so begegnen wir zuerst seinem gewaltigen Jugendwerke, welches einem Goethe und Herder so unbequem war, welches sich aber bis auf den heutigen Tag auf den Bühnen erhalten hat: „Die Räuber." Dieses Drama aber scheint auf den ersten Blick auf eine Verhöhnung des Rechtsgefühls, auf eine Verherrlichung der Recht- und Gesetzlosigkeit hinauszulaufen; von Anfang bis zu Ende durchbraust es gleichsam der wilde Jubel der Anarchie; Raub, Mord, Brand, verzweifelte Nothwehr gegen die Wächter des Gesetzes, Verspottung seiner Abgesandten: das ist ja Schlimmeres als Rousseau's durch die Wälder streifende Freiheit, als die Ausübung eines vorgesetzlichen Naturrechtes, das ist die Freiheit, die sich mit dem Verbrechen verschwistert. Und dennoch müssen wir fragen: wodurch hat es der Dichter verstanden, diesem Karl Moor, der kein gewöhnlicher Räuber Jaromir ist, jene Sympathien zu bewahren, ohne welche dieses Trauerspiel, trotz aller Feuerwerke jugendlicher Begeisterung, trotz einer fieberhaft spannenden Handlung gewiß keine Dauer gefunden hätte? Es ist dies das Geheimniß des dichterischen Genies; aber solche Wirkung konnte es nur erzielen durch den Appell an berechtigte menschliche Gefühle. Und so paradox es klingen mag: dieser Appell richtet sich in dem Drama, in welchem alle Paragraphen

Digitized by Google

des Criminalgesetzbuches mit Füßen getreten werden, vorzugsweise an das Rechtsgefühl; das ist der Grundton, in dessen leise durch das Ganze hindurchtönende Accorde sich alle schreienden Dissonanzen immer wieder auflösen. Karl Moor ist das Opfer eines bittern, empörenden Unrechts; er wird Räuberhauptmann, weil er eine Gesellschaft, in welcher solches Unrecht möglich ist, in Acht und Bann erklärt; er will die Rolle der Nemesis spielen, in einer Welt, in welcher das Gesetz selbst machtlos geworden ist oder sogar das Unrecht schützt. Nicht blos die kühne Abenteuerlust beseelt ihn, die den Ritter von Rhodos zum Kampf mit dem Drachen antreibt; es ist etwas in ihm von titanischer Selbstüberhebung, eine tragische Größe, die sich freilich nicht mit antiker Hoheit, nicht mit dem göttlichen Trotz des an den Kaukasus geschmiedeten Feuerräubers gibt, sondern in das etwas moderige Gewand des Räuberromans kleidet; aber die Intentionen des Dichters sind klar. Karl Moor selbst bekennt, daß er sich vermaß, mit Jupiter's Keule zu spielen und das Racheschwert des obern Tribunals zu regieren; er übernimmt das Weltrichteramt gegenüber einer verderbten Welt; er richtet die Minister, die sich durch schimpfliche Intriguen zu ihrer hohen Stellung emporgeschmeichelt, die Finanzräthe, welche Ehrenstellen und Aemter an die Meistbietenden verkaufen, die Priester, welche die Inquisition verherrlichen. Und ebenso gesellt sich Kosinsky den Räubern, das Opfer eines peinlichen Gerichtes, das ihn mit Recht verurtheilen konnte, weil er mit dem Degen bewaffnet den Minister zu tödten bereit war; aber dieser Minister hatte seine Braut dem Fürsten verkuppelt und war nach dem Proceß in den Besitz der confiscirten Güter Kosinsky's gelangt. Noch gewaltiger übt Karl Moor das Richteramt, das Gewerbe der Wiedervergeltung, zu dem er sich bekennt, in seiner eigenen Familie aus. Sein Bruder Franz, der durch seine Intrigue ihn selbst ins Unglück gestürzt hat, ist mehr als Vatermörder, er ist der grausamste Peiniger seines Vaters geworden ... und an ihm vollzieht denn Karl das Gericht. Im ersten glücklichen Wurf der Tragödie endet Franz Moor durch Selbstmord und fällt so nicht in die Hände der Räuber; in der spätern leider! nicht unbeliebten Bühnenbearbeitung wird er zu seinem Bruder Karl geschleppt und von diesem in das Thurmverließ geworfen, in dem er den Vater hatte schmachten lassen. Das ist Wiedervergeltung im altbiblischen Sinn: Auge um Auge, Zahn um Zahn; aber der Bruder, der sich so empörender Grausamkeit gegen den Bruder schuldig macht, verletzt das menschliche Gefühl nicht minder als dieser und verscherzt jedes Anrecht auf Sympathie.

Mag die Unreife des jugendlich überschäumenden Genies seinen nicht minder unreifen Helden zum Weltenrächer aufgebauscht und dem Verbrecher die Attribute der richtenden Allmacht verliehen haben, mag man diesen Räuberhauptmann Karl Moor für ein Zerrbild halten, es war das Zerrbild, welches das gesteigertste Rechtsgefühl in den Hohlspiegel einer überschwenglichen Phantasie warf. Wenn es nicht diesen Nerv berührte, wäre das Stück nichts als eine Verherrlichung brutaler Gewaltthat, und eine solche würde längst wieder von der Bühne verschwunden sein.

Der Abschluß dieser Tragödie des herausfordernden Titanenthums führt dasselbe freilich wieder auf das menschliche Maß zurück und stellt den das Gesetz meistern-

Digitized by Google

den Gewalthaber der böhmischen Wälder unter die Botmäßigkeit des bürgerlichen Gesetzbuches. Karl Moor erkennt, daß zwei Menschen wie er den ganzen Bau der sittlichen Welt zu Grunde richten würden, und ruft dann aus: „Noch blieb mir etwas übrig, womit ich die beleidigten Gesetze versöhnen und die mishandelte Ordnung wiederum heilen kann. Sie bedarf eines Opfers, eines Opfers, das ihre unverletzbare Majestät vor der ganzen Menschheit entfaltet. Dieses Opfer bin ich selbst; ich muß für sie des Todes sterben."

Der Angelpunkt des ganzen Strafrechtes, wie ihn auch ein großer Denker, Hegel, erfaßt hat, liegt in diesen Worten. Die Strafe ist das Recht des Verbrechers: mit dieser tiefen Auffassung, einer Eingebung seines Genies, sühnt der Dichter alle Frevel seines Helden, welche seine Dichtung oft zu verherrlichen scheint, und wird auch der tragischen Nemesis in vollstem Maße gerecht.

In Schiller's zweitem Drama: „Fiesco", bewegen wir uns auf dem Boden der politischen Parteiung; die Rechtsfrage tritt hier mehr in den Hintergrund, aber sie verschwindet nicht. Nicht die Empörung der Republikaner gegen das Regiment der Doria, nicht die Reihenfolge bunter, bewegter Scenen, nicht das Maskenspiel des ehrgeizigen Intriguanten fesselt uns so wie der innere Kampf desselben, der sich in den zwei großen Monologen ausspricht. Und dieser Kampf dreht sich um die Verlockungen des Ehrgeizes, der nach der Herzogskrone strebt, während das Rechtsgewissen den Helden an seine Bürgerpflichten mahnt. Er sieht sich als den Gewaltigen, der tief unten den geharnischten Riesen Gesetz am Gängelbande lenkt; dann ist er aber wieder bereit, die Krone wegzuwerfen, um Genuas glücklichster Bürger zu sein. Daß er dieser mahnenden Stimme des Gewissens nicht gehorcht, daß er nach dem Purpur strebt, wird ihm zum Verhängniß.

In „Cabale und Liebe" knüpft sich der tragische Conflict an die Kluft der Stände; die Handlung spielt in einer Gesellschaft, welche nicht mehr die unserige ist; jene Kluft ist durch die fortschreitende Zeit zum großen Theil überbrückt worden. Was man aber auch an der Führung der Intrigue in diesem Drama aussetzen, was uns darin als veraltet gemahnen mag: es bewährt doch immer von neuem seine fesselnde Kraft, und diese beruht nicht blos auf dem Feuergeiste jugendlicher Begeisterung, der in seinem Sturm und Drang die Hörer mächtig fortreißt und sich mit einer seltenen Beherrschung der theatratischen Oekonomie, einer überwältigenden Steigerung der Handlung gegen einzelne Actschlüsse hin vereinigt; sie beruht ebenso sehr auf der Sympathie, welche wir besonders einen Charakter des Dramas entgegenbringen, der nicht einmal zu den Trägern der Haupthandlung gehört: dem Stadtmusikus Müller, der das schlicht bürgerliche Rechtsbewußtsein mit so erfreulicher Derbheit vertritt und vor allem ein Recht wahrt, welches germanischem Sinn zu allen Zeiten theuer gewesen ist und welches der Brite zusammengefaßt in das geflügelte Wort: „My house is my castle." Nicht der alte Musikus mit der köstlichen Offenherzigkeit seiner Künstlernatur, der deutsche Bürger, der sein Hausrecht vertheidigt gegenüber vornehmen fremden Eindringlingen und ihrem unbefugten Walten und Schalten hinter seinen vier Pfählen, erregt und fesselt unsere warme Theilnahme. Doch auch nach einer andern Seite hin wird unser Rechtsgefühl in dem Stück befriedigt. Eine dunkle That, ein Ver-

Digitized by Google

brechen, durch welches der Präsident mit Hülfe eines schurkischen Untergebenen zu seiner hohen Stellung gelangt ist, übt auf dasselbe während des ganzen Stückes einen peinlichen Druck aus: dieser Druck wird am Schlusse von uns genommen; denn der Genosse der verbrecherischen That wird sie jetzt vor den Gerichten des Landes enthüllen und dem übermüthigen Machthaber die verdiente Strafe zutheil werden.

Wenden wir uns von diesen Jugenddramen zu den spätern Werken geläuterter Kunst, so müssen wir von unserer Betrachtung „Die Braut von Messina" ausschließen; denn das antike Fatum, mag es auch in romantischer Beleuchtung erscheinen, hat nichts mit unserm Rechtsgefühl gemein. Daß die Sünden der Väter an den Enkeln gerächt werden, mag zugleich altbiblische Offenbarung sein und antike Tragik, die ja im Hause der Atriden das unheimliche, an Verbrechen sich knüpfende Verhängniß wie einen blutrothen Faden vom Ahn zum Enkel fortführt, und jene Verkündigung vom Sinai mag in der neuen Naturwissenschaft, welche Leib und Leben des Menschen erforscht, mag in ihren Enthüllungen über die Erbschaft des Blutes eine neue Bestätigung finden: für unser Rechtsgefühl bleibt dies alles eine anhaltslose Botschaft, die mehr es zu verletzen als zu kräftigen vermag, und was auch im hohen Herrscherhause von Messina die Ahnherren gesündigt haben mögen, das vor unsern Augen sich abspielende Geschick der Nachkommen erscheint uns in seiner verhängnißvollen Verwickelung nur als eine unselige Zufallswirthschaft.

Auch „Die Jungfrau von Orléans" mag wol eine Vorkämpferin sein des berechtigten nationalen Unabhängigkeitsgefühls; doch wird dasselbe allzu sehr verdeckt von dem Lilienbanner der Legitimität, in welches allerlei romantische Zaubersprüche gestickt sind. Die Frage nach dem Rechte des Weibes zu thatkräftigem Handeln, welche in das Stück hereintönt und seinen Hauptconflict bildet, wird allzu sehr verschleiert von der Magie der schwärmerischen Voraussetzungen der Handlung und der visionären Gedankengänge der Heldin. Immerhin hat der Dichter diese Frage aufgeworfen und beantwortet und seine Antwort lautet, daß das Heldenthum des Weibes selbst bei hohem Beruf und göttlicher Sendung gebrochen wird durch die größere Macht des Herzens, die Allgewalt der Neigung und Leidenschaft.

Mehr wieder in der Rechtssphäre, wenngleich an jenen Grenzlinien derselben, wo der feste Bestand des Rechtes durch das Eingreifen politischer Interessen und Mächte gefährdet wird, bewegen sich „Wallenstein" und „Maria Stuart". Die große Trilogie, in deren Mittelpunkte der Herzog von Friedland steht, handelt von einer militärischen Felonie ohnegleichen; sie bewegt sich um den Angelpunkt der Dienstpflicht und des Fahneneides. So hoch gestiegen ist der Gewaltige, daß er die bindende Macht dieser Pflicht und dieses Eides in Frage stellen darf, daß er es wagt, mit seinem Souverän als ein Gleicher zu verhandeln. Der Ehrgeiz und das Gefühl erlittener Kränkung treiben ihn, die Armee, die seiner Werbetrommel gefolgt ist, als sein eigenes Heer, als ein dienstbares Werkzeug seiner eigenen politischen Zwecke anzusehen und zum Feinde hinüberzuführen: ein Verbrechen der Desertion, das durch seine Größe dichterisch geadelt wird und mehr

Digitized by Google

Theilnahme einflößt als die Schleichwege, auf denen die kaiserliche Partei ihr gutes Recht zu wahren sucht. Dem Verrath des Feldherrn am Kaiser folgt der Verrath, den Wallenstein's Freunde, wie Butler, an dem Friedländer ausüben: am verhängnißvollsten gestaltet sich der Kampf in der Brust des jungen Piccolomini, den seine Pflicht und des Vaters Mahnung an den Kaiser, sein Herz, seine Freundschaft und Liebe an das Haus des Friedländers knüpfen. Er wird das erste tragische Opfer der unseligen Verwickelung; doch dem nach Cäsar's Lorbern geizenden Wallenstein fällt, als er den Rubicon überschritten, nicht Sieg und Ruhm in den Schos; die Nemesis ereilt den Gewaltigen. Wir hegen keine Sympathie für die Werkzeuge, deren sie sich bedient, aber unser Rechtsgefühl wird befriedigt durch den Sturz Wallenstein's, die Sühne des Eidbruchs.

In „Maria Stuart" handelt es sich um einen Scheinproceß und einen politischen Justizmord. Trotz der Verbrechen und Frevel der schottischen Königin, welche der Dichter uns allerdings nur in wohlthuender Verschleierung zeigt, ergreifen wir Partei für dieselbe; denn das gute Recht ist auf ihrer Seite in dem Proceß, welcher den Hintergrund der dramatischen Handlung bildet. In der Hauptscene des ersten Actes vertheidigt sich Maria Stuart gegen die Rathgeber der englischen Krone mit der Gewandtheit und Rechtskunde eines gewiegten Advocaten; sie beruft sich auf den Reichsschluß, nach welchem die Kläger den Beklagten vorgestellt werden müssen; sie verwirft die Aufruhrsacte, die nur dazu gemacht ist, um sie zu verderben; sie klagt die englischen Parlamente feiler Bestechlichkeit an. Und in der That, im Staatsrathe der heuchlerischen Königin findet das Recht keine Vertretung, nur die Sprache des Vortheils und der Staatsklugheit, diese Elisabeth waffnet selbst den Dolch des Mörders, aber sie zagt vor der Verantwortung, das Todesurtheil, das über ihre Feindin gefällt ist, zu unterschreiben. Aus ihr spricht das böse Gewissen der mit dem Scheine des Rechtes sich deckenden Gewalt; doch der Untergang der Maria Stuart verletzt unser Gefühl nicht wie derjenige eines schuldlosen Opfers; ihr Tod ist eine späte Sühne für alte Blutschuld.

Hinauf in den Lichtkreis, wo die Gedanken des Rechtes wohnen, die Schutzgeister freier Völker und freier Menschen, versetzt uns der Dichter in seinem Familiengemälde des fürstlichen Despotismus, dem „Don Carlos", und in seiner dramatischen Darstellung des Freiheitskampfes eines schlichten Volkes im „Wilhelm Tell". Der begeisterte Malteser, der im Cabinet des spanischen Despoten das freie Menschenthum und Bürgerthum vertheidigt, das Recht der Glaubens- und Gewissensfreiheit, und der Landmann aus Schwyz, der auf der mondhellen Bergwiese des Rütli das alte Naturrecht des Volkes aufruft gegen freche Gewaltthat: das sind Dioskuren, aus deren Munde das Doppelevangelium der Humanität und der nationalen Unabhängigkeit spricht, machtvoll und zündend, wie selten ein Dichterwort von der Bühne herab die Herzen ergriffen hat. Welch ein Unterschied zwischen der Anarchie in Schiller's erstem, der Volksverschwörung in seinem letzten Trauerspiel. Wie fest steht die schwyzer Landsgemeinde auf dem Boden des Rechtes:

Digitized by Google

Gott
Ist überall, wo man das Recht verwaltet,
Und unter seinem Himmel stehen wir.
. . . . . .
Ist es gleich Nacht, so leuchtet unser Recht.
. . . . . .
Ein Oberhaupt muß sein, ein höchster Richter,
Wo man das Recht mag schöpfen in dem Streit.

Doch wie gewaltig ertönt hier, im Angesicht der hohen Alpen, die Verkündigung des Naturrechtes, des ewigen Borns, aus dem das wechselnde Recht des Menschen sich erneut:

Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last . . . greift er
Hinauf getrosten Muthes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich wie die Sterne selbst.

So appellirt der Dichter an jenes Rechtsgefühl, welches, im tiefsten Busen der Menschen eingegraben, Gesetze zerstört und schafft. Die schönsten Hymnen aber auf die allwaltende Gerechtigkeit enthält der Torso seines groß angelegten „Demetrius", Hymnen, die gleichsam seine Schwanenlieder waren:

Es ist die große Sache aller Staaten
Und Thronen, daß gescheh', was Rechtens ist,
Und jedem auf der Welt das Seine werde;
Denn da, wo die Gerechtigkeit regiert,
Da freut sich jeder sicher seines Erbes,
Und über jedem Hause, jedem Thron
Schwebt der Vertrag wie eine Cherubswache. . . .
Gerechtigkeit
Heißt der kunstreiche Bau des Weltgewölbes,
Wo Alles Eines, Eines Alles hält,
Wo mit dem Einen Alles stürzt und fällt.

Das sind glänzende Inschriften für den neuen Tempel des deutschen Rechtes: und glücklich zu preisen ist das Volk, das einen Dichter besitzt, der mit so unvergänglichem Wort die Weihe spricht über jede neue Errungenschaft seines nationalen Lebens.

Digitized by Google

Das Militär-Eisenbahnwesen Deutschlands.

Durch die militärische Benutzung der Eisenbahnen ist ein wichtiges Element in die neuere Kriegführung hineingezogen worden, dessen Einfluß mit der Ausbreitung und Vervollständigung der Schienenwege in wachsendem Maße zunimmt.

Die beste Organisation der Streitmittel, die vorzüglichste Bewaffnung und Ausbildung eines Heeres erhalten in unserer Zeit erst ihre wahre Bedeutung, wenn es gelingt, die Truppen rasch aus ihren Friedensgarnisonen an die bedrohte Grenze zu schaffen, d. h. wenn die zur Beförderung großer Heeresmassen erforderlichen Verkehrsmittel vorhanden sind und wenn das Eisenbahnnetz genügend entwickelt ist. Die militärische Bedeutung der Eisenbahnen ist vorherrschend strategischer Natur, d. h. die Gefechts- und Schlachtenleitung wird durch sie unabhängiger von Zeit und Raum; sie gewinnt an Schnelligkeit und Energie das, was sie zum Vortheil der Cultur und des Wohlstandes an Ausdehnung in die Länge verliert. Die Benutzung der Schienenwege ist eine sehr vielartige. Die wichtigste Rolle spielen dieselben bei Einleitung des Krieges, wo es sich um die schnelle Ansammlung großer Truppenmassen an den Grenzen handelt.

Von zwei kriegführenden Armeen befindet sich von vornherein diejenige im Vortheil, welche zuerst ihren Aufmarsch vollendet, d. h. welche zuerst ihre Truppen aus den Friedensgarnisonen in denjenigen Stellungen versammelt hat, von denen aus sie ihre Kriegsunternehmungen eröffnen will, woraus die Nothwendigkeit eines Einflusses der Strategie auf die Herstellung neuer Schienenverbindungen im Frieden sich ergibt. In dieser Beziehung ist es von Wichtigkeit, daß möglichst viele selbständige und parallele Bahnlinien mit doppeltem Gleise, gleicher Schienenbreite und genügenden Betriebsmitteln aus dem Innern nach den Grenzen des Landes führen. Unter den Verhältnissen der Gegenwart nimmt, ziemlich in allen europäischen Großstaaten, der strategische Aufmarsch eines Heeres an den Landesgrenzen kaum so viel Wochen in Anspruch, als er früher Monate bedurfte. Im Jahre 1813 fand z. B. erst neun Wochen nach erfolgter Kriegserklärung der erste größere Zusammenstoß statt. Im Jahre 1870 waren nach derselben Zeit bereits die getrennten feindlichen Heere geschlagen oder in den großen Waffenplätzen eingeschlossen, und es zeigte sich deutlich, wie sehr das Schienennetz des centralisirten Frankreichs, bei dessen Anlegung doch den militärischen Rücksichten insbesondere Rechnung getragen war, dem deutschen infolge seines Ausbaues in den einzelnen Staaten nachstand. Bei der Mobilmachung zum Feldzuge von 1870 standen 9 Linien für

Digitized by Google

die Beförderung der deutschen Truppen zu Gebote, und wurden in der Zeit vom 24. Juli bis 3. Aug., also in 11 Tagen, auf 6 norddeutschen und 3 süddeutschen nach der Grenze führenden Bahnlinien in 1205 Zügen 356000 Mann, 87200 Pferde, 8446 Geschütze und Fahrzeuge, und bis zum 9. Aug. überhaupt zusammen rund 16000 Offiziere und Beamte, 440000 Mann, 135000 Pferde, 14000 Geschütze und Fahrzeuge transportirt: eine Leistung, die alle bis dahin dagewesenen ähnlichen Transporte vollständig in den Schatten stellt.

Wenn bei der Versammlung des Heeres auf der Operationsbasis die Schienenwege als die wichtigsten Communicationen charakterisirt wurden zur Beschleunigung der ersten Bewegungen, so ändert sich dieses Verhältniß bei dem Vorrücken in Feindesland, wo die Bahnen schon zerstört, die Betriebsmittel zurückgezogen sind, und es für den Sieger darauf ankommt, die Fahrbarkeit mit seinen Kräften wiederherzurichten. Außerdem schwindet die Wichtigkeit der Eisenbahnen auch da, wo sie nicht zerstört wurden, wenn die Truppen, um stets gefechtsbereit zu sein, in großen aus allen Waffen gemischten Abtheilungen marschiren müssen.

Eine wichtige Rolle übernehmen die Eisenbahnen bei kriegerischen Operationen im Rücken der vordringenden Armee als Hauptverbindungslinien, welche den Nachschub an Mannschaft, Pferden, Munition, Geräth und Kriegsmaterial sowie vor allem die Verpflegung und den Unterhalt auch aus entfernten Landestheilen heranzuziehen gestatten, das zur Belagerung und Einschließung von Festungen erforderliche Geschütz selbst heranführen und Verwundete, Kranke und Gefangene zurückschaffen. Bei Festungen, die so liegen, daß sie bei dem Weitervorgehen einer siegreichen Heeresabtheilung von derselben angegriffen werden müssen, stützen sich die Operationen zur Entfaltung des Angriffs hauptsächlich auf die Bahnlinie nach rückwärts. Ein Belagerungstrain von 100 und mehr Geschützen, nebst artilleristischem Zubehör, kann mit 25 bis 30 Zügen in einigen Tagen auf eine Entfernung von mehr als 100 Meilen versendet werden: eine thatsächliche Leistung, welche im letzten Kriege dazu beigetragen hat, den rapiden Verlauf und die Eroberung von 17 Festungen in einer Zeit von sechs Monaten zu erklären.

Eine dritte Art der militärischen Benutzung der Eisenbahnen ist noch die der Verschiebung und andern Vertheilung der Truppen auf dem Kriegsschauplatze. Dies ist vornehmlich der Fall für die Zwecke der allgemeinen Landesvertheidigung, also wenn sich der Kriegsschauplatz innerhalb der engern Grenzen befindet. Ein lehrreiches Beispiel dieser Art der Benutzung gewährte die Operation des 1. und 8. preußischen Armeecorps zwischen Amiens und Rouen im letzten Kriege. Nur dadurch, daß sich diese beiden Corps gegenseitig rechtzeitig unterstützen konnten, gelang es der deutschen Nordarmee, dem Gegner stets in verhältnißmäßig numerisch gleicher Stärke gegenüberzutreten und dadurch die Einschließung von Paris gegen Norden zu schützen.

Seltener ist eine Benutzung von Eisenbahnen für den unmittelbaren Gefechtszweck. Schon der Umstand, daß die Truppen nur abtheilungsweise nacheinander mit den Eisenbahnzügen auf den fraglichen Punkten eintreffen können, empfiehlt eine derartige Verwendung nicht, nur bei der Vertheidigung langer Küstenstrecken, Flußufer, Landesgrenzen werden solche Eisenbahntransporte angebracht sein.

Digitized by Google

Die Organisation des Militär-Eisenbahnwesens in Deutschland beruhte bis zum Kriege von 1870/71 im wesentlichen auf dem Gedanken einer Verschmelzung der militärischen Elemente mit den technischen. Eine sogenannte Executivcommission, bestehend aus zwei Generalstabsoffizieren und einem höhern Eisenbahnbeamten im Großen Hauptquartier, die ihre Directionen unmittelbar von der obern Heeresleitung erhielt, und unter dieser für jede Armee eine Liniencommission, bestehend aus einem Generalstabsoffizier und einem höhern Eisenbahnbeamten, bildeten die Vermittelung zwischen den Eisenbahndirectionen und den Militärbehörden.

Die Aufgabe der Liniencommissionen war es, darüber zu wachen, daß die Militärtransporte nach den vorgeschriebenen Fahrdispositionen genau zur Ausführung gebracht wurden und daß die erforderlichen Betriebsmittel dem militärischen Interesse in vollem Umfange dienstbar waren. Als die Organe dieser Behörden waren die Feld-Eisenbahnabtheilungen in Thätigkeit. Den Befehl über jede solche Abtheilung führte ein Ingenieuroffizier, welchem ein oberer Eisenbahntechniker zur Seite stand. Der gemeinschaftlich auszuübenden Leitung beider war ein technisches Personal (2 Eisenbahnbaumeister, 6—10 Bahnmeister, 2 Maschinenwerkmeister), ein Militärdetachement (80—100 Pionniere) und die Hülfsarbeiter (je nach Umständen Civilarbeiter oder von der Truppe requirirte Soldaten) unterstellt. Das für den Bau und Betrieb nöthige Material wurde entweder durch Lieferungen aus freier Hand oder durch Requisition von den nächsten Eisenbahnverwaltungen beschafft und in Haupt- und Zweigdepots niedergelegt. Die Depots übernahm das technische Eisenbahnpersonal, die größern derselben kamen meist an Hauptknotenpunkte, die zugleich den Pionniercommandos als Stationsort dienten. Sobald die Feldeisenbahnen ihre Arbeiten, d. h. die Wiederherstellung der vom Feinde zerstörten Bauten, beendet, folgten sie den vorrückenden Heeresabtheilungen und überließen die Wiederinbetriebsetzung der occupirten Linien einer seitens des preußischen Handelsministeriums eingesetzten Betriebscommission, welche das erforderliche Betriebsmaterial und Personal von dem genannten Ministerium zu requiriren und den Betrieb während der Dauer der Occupation zu leiten hatte. Dank dem kräftigen Zusammenwirken der genannten technischen und militärischen Organe gelang es, während des Krieges eben ein Netz von 280 deutschen Meilen occupirter Eisenbahnstrecke in Betrieb zu nehmen und die Zuführung von Truppen und Kriegsmaterial für die Armee in unbehindertem Gange zu erhalten.

Ungeachtet der großen Leistungen, welche die Feld-Eisenbahnabtheilungen aufweisen konnten, ließ sich indeß nicht verkennen, daß es der Gesammtorganisation des deutschen Kriegs-Eisenbahnwesens an Zusammenhang zwischen dem Betriebspersonal und der Heeresleitung fehle, wodurch ein rasches, einheitliches Zusammenwirken sowol der Betriebsbehörden untereinander als auch mit den Eisenbahntruppen und Eisenbahnliniencommissionen erschwert war.

Nachdem der Krieg beendet, wurde dieser Gegenstand einer sorgfältigen Prüfung und demnächst einer Reform unterzogen, deren Tendenz darauf hinausging, in Kriegszeiten einen Betrieb herzustellen, der auch plötzliche und große Massentransporte zu bewältigen im Stande war.

Digitized by Google

Der gegenwärtigen Organisation des deutschen Militär-Eisenbahnwesens, wie sich dasselbe aus dem Kriege von 1870/71 entwickelt, liegt der Gedanke zu Grunde, von dem ansehnlichen Contingent an geschulten, im Eisenbahnfach geübten Kräften, welches der Armee allmählich zuwächst, den möglichst ausgiebigen und rationellen Gebrauch zu machen.

Dabei wird jedoch nicht eine vollständige Verschmelzung der militärischen und technischen Elemente beabsichtigt, sondern beide bleiben nebeneinander bestehen, derart, daß das militärische Element den Vorrang behält, dem technischen Element aber, soweit es sich um technische Fragen handelt, die vollste Selbständigkeit gewahrt ist. Bei Betrachtung der jetzt bestehenden Einrichtungen auf dem Gebiete des Militär-Eisenbahnwesens hat man zunächst die schon in Frieden fungirenden Behörden sowie die Truppenformationen, welche die Keime bilden, aus denen sich im Kriege das großartige und complicirte Getriebe dieses Zweiges des Heerwesens entwickelt, in das Auge zu fassen.

Die Behörde, welcher im Frieden die Bearbeitung und Erledigung der auf das Militär-Eisenbahnwesen bezüglichen Angelegenheiten zufällt, ist die Eisenbahnabtheilung des Großen Generalstabes. Ihr liegt die besondere Verfolgung aller das Gebiet des militärischen Transportwesens berührenden Verhältnisse ob; zu ihrem Ressort gehört ferner eine eingehende Kenntniß des Bahnnetzes und seiner Leistungsfähigkeit im Inlande und Auslande, die Bearbeitung großer Militärtransporte sowie die Vorbereitung aller bei Ausbruch eines Krieges erforderlichen Anstalten zu Kriegszwecken. Um die Arbeitslast zu theilen und die einzelnen Wirkungskreise scharf abzugrenzen, ist die Eisenbahnabtheilung in sich in verschiedene Unterabtheilungen gegliedert, die sich sowol mit den verschiedenen Gebieten des deutschen Bahnnetzes als mit dem Betriebspersonal, Material und dem Betriebe auf den Strecken selbst beschäftigen. Bei der großen Zahl von Generalstabsoffizieren, welche die Durchführung der Concentration einer großen Armee mittels Bahn erfordert, werden die meisten Offiziere des Großen Generalstabes zeitweise zur Eisenbahnabtheilung commandirt, um sich mit den Dienstzweigen derselben vertraut zu machen.

Unter der Eisenbahnabtheilung zu Berlin fungiren höhere Offiziere als Eisenbahnliniencommissare, von denen jeder eine sogenannte Hauptlinie mit den angrenzenden Neben-, Zweig- und Seitenbahnen in Bezug auf den baulichen Zustand, die Vollzähligkeit und Brauchbarkeit des Betriebsmaterials, die zu militärischen Zwecken erforderlichen Anlagen und Einrichtungen zu überwachen und, sozusagen, kriegsbereit zu halten hat. Diese Eisenbahnliniencommissare, welche ihre Sitze in Karlsruhe, Frankfurt a./M., Schwerin, Hannover, Düsseldorf, Breslau, Kassel, Elberfeld, Bromberg, Dresden und München haben, bilden das Mittelglied zwischen dem Generalstabe und den Eisenbahnverwaltungen. Sie geben dem erstern Kenntniß von den Fehlern und Mängeln, welche sie auf ihren Recognoscirungen antreffen, damit die Abstellung derselben durch die höhern Eisenbahnbehörden vermittelt werden kann. Im Kriege fällt der Liniencommission die Aufgabe der Regelung und Beseitigung von Schwierigkeiten zu, die sich dem Verkehr der Militärtransporte in den Weg stellen könnten; sie controliren die Ausführung der großen Fahr-

Digitized by Google

tableaux, wie sie an der Centralstelle weiter zusammengestellt worden sind, und halten durch ihre Anordnungen ihre Bahnstrecken in Betrieb.

So wie die Einsetzung permanent fungirender Militär-Eisenbahnbehörden, so datirt auch die Aufstellung von Eisenbahntruppen im Frieden, als ein integrirender Bestandtheil des Heeres, aus der Zeit unmittelbar nach dem Deutsch-Französischen Kriege. Die während desselben gesammelten Erfahrungen hatten die Ueberzeugung begründet, daß die unzureichend vorbereiteten und im Moment des Bedarfs erst zusammentretenden Feld-Eisenbahnabtheilungen (von denen sechs formirt worden waren) in den festgefügten Rahmen der mobilen Armee wenig hineinpaßten, und daß dahin zu streben sei, den technischen Dienst des Eisenbahnwesens im Felde einer Truppe zu übertragen, welche nach militärischen Grundsätzen formirt, schon im Frieden für diesen Zweig vorzubilden wäre und die nöthigen Vorbereitungen für Formation und Ausrüstung im mobilen Verhältniß zu treffen habe. Am 1. Oct. 1871 trat diese neue Truppe unter dem Namen Eisenbahnbataillon zusammen. Dasselbe sollte zunächst in Bereitschaft für die in Frankreich verbleibende Occupationsarmee, zugleich als Friedensstamm der für das Eisenbahnwesen nothwendigen Mobilformationen dienen und mit Rücksicht auf die Ausbildung des für den Krieg erforderlichen Constructions- und Betriebspersonals organisirt werden.

Im Jahre 1876 verwandelte sich das Eisenbahnbataillon in ein Eisenbahnregiment zu 2 Bataillonen, à je 4 Compagnien. Diese Vermehrung war sowol zur Heranbildung eines im Eisenbahnbaudienste geschulten ausreichenden Beurlaubtenstandes nothwendig, als auch zur Abgabe der unentbehrlichsten Cadres an die zahlreichen Kriegs-Eisenbahnformationen. Aeußerlich ganz nach Art einer Pioniertruppe formirt, entnimmt das Eisenbahnregiment seinen Ersatz hauptsächlich den verschiedenen Professionen, die mit dem Eisenbahnwesen in Zusammenhang stehen. Als Einjährig-Freiwillige werden nur Eisenbahnbau- und Maschinentechniker zugelassen. Die Verstärkung des Regiments bei einer Mobilmachung erfolgt durch die aus demselben hervorgegangenen Offiziere und Mannschaften des Beurlaubtenstandes sowie aus sämmtlichen bei den Eisenbahnverwaltungen angestellten dienstpflichtigen höhern Technikern, Beamten und ständigen Arbeitern.

Bei Ausbruch eines Krieges verwandelt sich jede der 8 Compagnien in mehrere Bau- und eine Betriebscompagnie zu je 200 Mann. Den erstern liegen die bautechnischen Verrichtungen der frühern Feld-Eisenbahnabtheilungen, den letztern die Einrichtung und Fortsetzung des Bahnbetriebes ob. Als Vorschule für beide sehr verschiedene Aufgaben dienen die praktischen Uebungen im Eisenbahnconstructionswesen, die in den Sommermonaten bei dem Eisenbahnregiment betrieben werden, sodann die Dienstleistungen an reparaturbedürftigen Eisenbahnstrecken, resp. bei Neuanlagen, endlich der praktische Bahnbetrieb auf der sogenannten Militärbahn. Die Stellungen erstrecken sich über alle Zweige des Eisenbahnoberbaues, die Einrichtung von Bahnhöfen, das Miniren, Laden, Verdämmen sowie die Details des Tunnel- nebst dem Eisenbahnbrückenbau. Was die für die Ausbildung so sehr förderlichen Dienstleistungen bei Staats- und Privateisenbahnen betrifft, so sind dieselben den Verkehrsinteressen in hohem Grade wiederholt zu statten gekommen. In den Jahren 1872—73 wurden beispielsweise von Detachements des Eisenbahn-

Digitized by Google

regiments bei verschiedenen Bahnen 65 Kilometer Gleise gelegt und 12 Bahnhöfe neu angelegt, resp. umgebaut und erweitert. Die 45 Kilometer lange Militärbahn soll das Personal für die im Kriege aufzustellenden Betriebscompagnien schulen; zur Ausübung des Bahndienstes werden die erforderlichen Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften aus der Truppe entnommen und zu einer von einem Hauptmann befehligten Betriebscompagnie vereinigt. Der Führer dieser Compagnie fungirt zugleich als Betriebsinspector; ihm zur Seite steht ein älterer Offizier. Der Dienst auf der kleinen Strecke wird durch 5 Bahnmeister (Unteroffiziere) und 42 Bahnwärter gehandhabt, von denen 13 Pionniere sind. Der Stationsdienst wird durch 4 Stationsvorsteher, 1 Assistenten (Unteroffizier) und 9 Weichensteller (Pionniere) ausgeübt. Im Fahrdienst wurden im ersten Betriebsjahre 6 Locomotivführer (Unteroffiziere und Sergeanten) und 6 Heizer (Pionniere) ausgebildet; bei den Zügen fungirten 8 Unteroffiziere als Zugführer und Packmeister und 16 Pionniere als Bremser und Schmierer. Die Locomotivführer und Heizer sind dem Maschinenmeister, das Zugpersonal dem Chef der zum Betrieb commandirten Mannschaft direct unterstellt. Geleitet wird die Verwaltung der Bahn durch einen Stabsoffizier und zwei Subalternoffiziere, welche die Direction bilden. Die Mannschaften bleiben etwa sechs Monate auf der Militärbahn, um einen Cursus durchzumachen, dann treten sie in den Truppenverband zurück.

Dieser der Natur der Sache nach im Frieden äußerlich nicht zahlreiche Apparat erfährt eine ansehnliche Vermehrung personeller und materieller Kräfte, sowie eine neue Gliederung seines Organismus, sobald die Mobilmachung des Heeres befohlen wird. An die Spitze der militärischen Leitung des gesammten Eisenbahnwesens, deren es im Frieden nicht bedarf, tritt dann der Chef des Feld-Eisenbahnwesens, im Range eines Generals oder Regimentscommandeurs. Derselbe bildet zugleich das vermittelnde Glied zwischen der Leitung des Verkehrs auf den inländischen Bahnen und desjenigen auf den occupirten ausländischen Schienenwegen. Seine Organe sind für die erstern die Eisenbahnabtheilung des stellvertretenden Generalstabes, unter welcher die sogenannten Liniencommandanturen fungiren. Denselben ist die Anordnung, Regelung, Ueberwachung des Dienstes auf bestimmten größern Eisenbahnlinien übertragen. Die Unterbehörde des Chefs des Feld-Eisenbahnwesens für die occupirten Bahnen bilden die Militär-Eisenbahndirectionen, denen ein analoger Wirkungskreis für die Bahnen des Auslandes zugewiesen ist.

Die eine weitverzweigte Wirkungssphäre umfassende Thätigkeit des Chefs des Feld-Eisenbahnwesens besteht namentlich in der Sorge dafür, daß die drei genannten Organe (Eisenbahnabtheilung, Liniencommandanten, Militär-Eisenbahndirectionen) stets in genauer Verbindung miteinander stehen, damit jede Eisenbahnbehörde bei ihren Anordnungen und Dispositionen die Verhältnisse der andern in Anspruch zu nehmenden Linien berücksichtigen kann. Die Eisenbahnabtheilung des stellvertretenden Generalstabes ist die Centralstelle für die Regelung der Militärtransporte auf allen nicht unter militärischen Eisenbahndirectionen stehenden Bahnen; sie belastet und entlastet die einzelnen Linien, auf denen die Liniencommandanten dann die Aufgabe haben, die Einzelheiten der Transporte festzusetzen, die Anordnungen

Digitized by Google

über provisorische oder permanente Einrichtungen (wie z. B. Vorkehrungen zum Aus- und Einladen, Verpflegungs-, Krankenstationen, Bereithaltung von Wasser für Passagiere und für die Locomotiven) zu treffen und im ganzen beständig auf die gute Durchführung der Militärzüge bis zum Endpunkte hinzuwirken. Die Liniencommandanten vertheilen auch das Betriebsmaterial der eigenen auf die occupirten feindlichen Bahnen und halten die Bevollmächtigten der ihrer Leitung unterstellten Bahnstrecken davon in Kenntniß, in welchem Umfange solche Abgaben stattgefunden haben.

Die dem Chef des Feld-Eisenbahnwesens unterstellten Militär-Eisenbahndirectionen, als die Organe für den Betrieb auf den auswärtigen Linien, sind aus zwei Stabsoffizieren, von denen der erste der Director ist, der andere als Ad latus und Stellvertreter functionirt, sodann zwei Bau- und Betriebstechnikern, einem Maschinentechniker und einem Verwaltungsbeamten nebst Unterpersonal zusammengesetzt.

Eine solche Direction gliedert sich in eine Transportabtheilung und eine Betriebsabtheilung. Erstere hat die sämmtlichen Transporte auf den der Direction unterstellten Bahnstrecken zu regeln, letztere sorgt für den Betrieb und die Verwaltung des Directionsbezirks, der etwa eine Bahnlänge von je 450 Kilometer umfassen soll. Je nach der Lage, Beschaffenheit und Leistung der Bahn werden solcher Militär-Eisenbahndirection eine Anzahl Betriebsbehörden, d. h. Eisenbahnbetriebsinspectionen mit den nöthigen Eisenbahnbetriebscompagnien überwiesen. Bei den erstern übernimmt ein Hauptmann die Stellung als Betriebsinspector und Vorstand, zwei Premierlieutenants versehen die Stellungen als Eisenbahnbaumeister, einige Secondelieutenants diejenigen von Maschinenmeistern, Betriebs- und Bahncontroleuren; Eisenbahnbeamte des Civilstandes werden als Werkmeister, Materialienverwalter, Magazin- und Telegraphenaufseher u. s. w. angestellt.

Auf jede Strecke von 45—60 Kilometer Bahnlänge wird eine Eisenbahnbetriebscompagnie gerechnet, bestehend aus: 1 Hauptmann erster Klasse als Commandeur; 1 Premierlieutenant, 4 Secondelieutenants als Stationsaufseher; 1 Feldwebel und 40 Unteroffizieren als Stationsassistenten, Expeditionsbeamten, Locomotivführer, Zugführer, Packmeister, Bahnmeister und Telegraphisten; 20 Gefreiten als Schaffner, Telegraphenvorarbeiter, Oberbauvorarbeiter, Heizer und Wärter für stehende Dampfmaschinen; 139 Gemeinen als Rangirer, Weichensteller, Oberbauarbeiter, Werkstattsarbeiter, Maschinenputzer, Bahnwärter und Bremser.

Obgleich nun zu den einzelnen Verrichtungen Leute bestimmt werden, welche dieselben auch in ihren Civilverhältnissen treiben, so müssen diese sich doch vollständig in die von der gewöhnlichen so sehr abweichende Organisation hineingelebt haben und deshalb schon in Friedenszeiten während ihrer Dienstzeit darin ausgebildet werden.

Die Unterstützung der Betriebsleitung sowol in militärischer als polizeilicher Beziehung übernehmen sogenannte Bahnhofscommandanturen, welche je nach ihrer Lage im Innern oder im occupirten Rayon einem Militär-Eisenbahndirector oder einem Liniencommandanten unterstellt sind. Die Bahnhofscommandanten treffen ihre Anordnungen, um dem eigentlichen Eisenbahntransportdienst nach allen Seiten

Digitized by Google

hin Förderung und Unterstützung angedeihen zu lassen und den Stationsvorstehern die Erfüllung der denselben in Bezug auf Militärtransporte vorgeschriebenen Obliegenheiten zu erleichtern. Auch die Speisung, Unterbringung und sonstige Versorgung der Truppen mit dem Nothwendigen ist die Aufgabe der Bahnhofscommandanten da, wo nicht besondere Militär- oder Etappenbehörden bestehen. Die Sicherung und Vertheidigung der in Betrieb genommenen Eisenbahnlinien ist Sache der Etappenbehörden, welche die rückwärtigen Verbindungen von der Grenze des durch die operirende Armee selbst besetzten Rayons bis zur Grenze des eigenen Landes oder bis zur Grenze des unter deutsche Verwaltung gestellten Occupationsrayons zu schützen haben.

Wie schon früher gesagt, bestehen die Eisenbahntruppen im Kriege aus Betriebs- und aus Baucompagnien, und zwar löst sich jede der acht Compagnien des Eisenbahnregiments alsdann in etwa drei Bau- und eine Betriebscompagnie auf.

Die Baucompagnien, welche die zur Zerstörung und betriebsfähigen Wiederherstellung von Eisenbahnanlagen sowie zum Neubau von Verbindungs- und Umgehungsbahnen erforderlichen Elemente enthalten, finden im Kriege dieselbe Verwendung wie früher die Feld-Eisenbahnabtheilungen. Sie folgen der Armee und erhalten durch den Chef des Feld-Eisenbahnwesens die Bestimmungen für ihre Thätigkeit. Neben den eigentlichen Eisenbahnbauten übernehmen diese Compagnien auch die Herstellung von Telegraphenverbindungen im Felde. Jede Baucompagnie hat eine kleine Traincolonne, aus 4—5 Wagen, 20 Pferden, 10 Trainsoldaten bestehend, die das zum Oberbau nöthige Geräth nebst zugehörigen Utensilien führen.

Die Betriebscompagnien, welche in ihren Reihen das zur Einrichtung und Erhaltung des Betriebes auf den occupirten Bahnen nöthige Personal enthalten, dem im Frieden die Militärbahn als Schule dient, nehmen bei dem Vorrücken der Armee in Feindesland Strecken von je 6—9 Meilen in Verwaltung und richten den Betrieb auf denselben ein. Für den Betrieb im Felde haben die während der letzten Kriege gewonnenen Erfahrungen ein reichhaltiges Belehrungsmaterial an die Hand gegeben, das bei den positiven Bestimmungen für die militärische Benutzung der Eisenbahnen behufs Erhaltung der Verbindung mit der operirenden Armee in rationellster Weise verwerthet worden ist. Als Grundprincip dieses Verbindunghaltens gilt bei uns der Satz, daß zwar, um den dringendsten Bedarf der Truppen zu jeder Zeit decken zu können, an bestimmten Punkten in der Nähe des Kriegsschauplatzes einzelne Verpflegungszüge als bewegliche Magazine bereit gehalten werden können, daß dies indeß nur auf das äußerste Maß beschränkt bleiben und daß vielmehr das Entladen sämmtlicher Züge stets sogleich bewirkt werden muß. Um den complicirten Verkehr aus den verschiedenen heimatlichen Ersatzbezirken mit den verschiedenen Heerestheilen möglichst zu vereinfachen, hat jedes deutsche Armeecorps seine Ausgangsstation (Etappenanfangsort), von wo aus alle Sendungen an Truppen und Material bis zu vorher bestimmten, in der Nähe des Kriegsschauplatzes liegenden Sammelstationen gebracht werden. Truppen- und Munitionszüge durchfahren die Sammelstation thunlichst ohne längern Aufenthalt, um die Ansammlung nicht unnöthig zu vermehren; Güter und Waaren dagegen werden in den Sammelstationen ausgeladen und in Magazinen

Digitized by Google

niedergelegt. Auf den Sammelstationen werden nach Maßgabe des Bedürfnisses ganze Züge zusammengestellt und geschlossen, bis zu bestimmten Ausladeorten (Etappenhauptorten) vorgeführt, wo dieselben sofort entladen und ebenso geschlossen wieder zurückbefördert werden. Diese Entladepunkte müssen so gewählt sein, daß von ihnen aus leicht und bequem gute Straßen zu erreichen sind, auf denen die auswaggonirten Vorräthe dem Heere nachgefahren werden können. Aus diesen kurzen Darlegungen erhellt, in wie umfassender Weise die deutsche Heeresleitung das ihr in den Eisenbahnen gegebene Kriegswerkzeug auszunutzen und für die Kriegführung verwendbar zu machen bestrebt gewesen ist.

Eine Betrachtung der Organisation des deutschen Militär-Eisenbahnwesens lenkt den Blick unwillkürlich auf denjenigen Theil des deutschen Eisenbahnnetzes, auf welchem das erstere zum Theil wenigstens schon functionirt hat. Faßt man das westdeutsche Bahnnetz näher in das Auge, so hat man zunächst zwischen den norddeutschen und süddeutschen Bahnsystemen zu unterscheiden. In ihrer jetzigen Gestalt gliedern sich die erstern in zwei Gruppen von Schienenwegen; beide haben die Richtung auf den Rhein zwischen Wesel und Mainz. Die mehr nordwärts liegende Gruppe besteht aus den drei Hauptsträngen Hamburg-Osnabrück-Düsseldorf-Köln, Berlin-Lehrte-Köln und Berlin-Minden-Köln mit ihren zahlreichen Verzweigungen und Nebenlinien, sowol nach rückwärts als nach seitwärts. Auf denselben können die Truppen und das Kriegsmaterial des 1., 2., 9., 10., 7. Armeecorps herangezogen werden, deren Standorte, Ersatzbezirke und Depots u. s. w. sich diesen Bahnlinien zunächst befinden. Die Gruppe der weiter südlich, d. h. in Frankfurt und Mainz mündenden Bahnen, Berlin-Kreiensen-Frankfurt-Mainz und Berlin-Bebra-Frankfurt-Mainz, welche nach Osten hin Anschluß nach dem Königreiche Sachsen, nach Schlesien und Posen haben, sind bei einem Marsche nach Westen die großen Verkehrsarterien für den Transport des Garde-, 3., 4., 5., 6., 11., 12. Armeecorps.

Zwischen beiden Systemen durchzieht seit einigen Monaten die directe Bahnlinie Berlin-Wetzlar-Koblenz-Trier-Metz ganz Nordwestdeutschland, indem sie eine kürzeste Verbindung zwischen der Hauptstadt und dem am weitesten vorgeschobenen deutschen Festungsbollwerk herstellt und eine Centralbahn bildet, die von allen Süd- und Norddeutschland miteinander verbindenden Schienenwegen durchschnitten wird.

Von Köln, dem nördlichen Knotenpunkte, führt nur eine Eisenbahnstraße über Call nach dem Concentrationsrayon der Armee im Grenzlande, indem sie bei Trier in die vorhergenannte Linie Berlin-Koblenz-Metz einmündet.

Von Mainz aus führen zwei Wege nach der Gegend von Metz: Bingerbrück-Saarbrück-Metz und Mainz-Ludwigshafen-Neustadt-Metz.

Für die Transversalverbindung zwischen den vorstehend genannten norddeutschen Bahngruppen untereinander ist durch die, allerdings der luxemburgischen und belgischen Grenze nahe liegende Bahn Köln-Call-Trier-Saarbrücken sowie durch die beiden Parallelbahnen auf den beiden Rheinufern Sorge getragen.

Die strategische Bedeutung der mit vielen Kosten und unter Ueberwindung großer baulicher Schwierigkeiten hergestellten Bahn Berlin-Wetzlar-Metz beruht

Digitized by Google

darauf, daß sie ungefähr in der Mitte zwischen den Wegen liegt, die ein französisches Invasionsheer bei dem Vordringen am Rhein nach der Hauptstadt einschlagen kann. Bei Nordhausen die deutsche Ebene verlassend, führt dieselbe durch das Eichsfeld, das nördliche Hessen, über Wetzlar nach dem Lahnthal, von dort nach Koblenz. Das Land, das sie durchschneidet, ist das eigentliche Bergterrain Deutschlands, der ärmere, dünner bevölkerte Theil desselben, dessen Wegbarkeit durch einzelne Gebirge, die zum Theil stark bewaldet sind, gehindert ist. Die Ausdehnung dieses unwegsamen, ertraglosen, schlecht angebauten Landkreises ist so groß (circa 60 Meilen), daß in dieser Richtung noch nie größere Heere sich bewegt haben. Mittels dieser Bahn wird es einem Invasionskriege Frankreichs gegenüber möglich sein, gerade in diesem verhältnißmäßig unwirthbaren und ungangbaren Terrain die Hauptarmee Deutschlands aufzustellen und zu concentrirter Verwendung bereit zu halten, um von hier aus jedem Vorgehen der Feinde überraschend entgegenzutreten. Es wird dies eine Flankenstellung im wahren Sinne des Wortes sein, die feindlichen Verbindungen bedrohend, ohne die eigenen zu gefährden.

Ein Mittelglied zwischen dem norddeutschen und süddeutschen Bahnnetz bildet die dem Laufe des Mains folgende Bahn, in welche fast alle süddeutschen Linien münden. Die Mainbahn wird in ihrem östlichen Theile zum Anschlußgliede an die Linie, die aus Schlesien, der Lausitz, dem Königreiche Sachsen kommt und für welche Dresden der Centralpunkt ist. Süddeutschland, d. h. der Raum zwischen der Mainbahn und der Schweiz, ist von mehrern ziemlich breit verzweigten und verästeten Schienenwegen durchbrochen, die zu Hauptransportlinien für die beiden bairischen, das würtembergische (13.) und das badische (14.) Corps benutzt werden. Dieselben führen auf die nachstehenden durch feste Eisenbahnbrücken gebildeten Uebergangspunkte am obern Rhein: 1) Manheim-Ludwigshafen, 2) Heidelberg-Speier, 3) Bruchsal-Landau, 4) Karlsruhe-Minden, 5) Appenweyer-Straßburg, 6) Freiburg-Kolmar, 7) Mühlheim-Mülhausen. Auch die von Darmstadt nach Worms führende Linie gehört noch in die Reihe dieser eine Entwickelung der deutschen Heere auf dem linken Ufer des Oberrheins sehr erleichternden Communicationen. Der häufigen Ueberbrückung des Oberrheins entspricht die Zahl der Schienenwege, welche von den genannten Punkten nach dem Grenzlande führen. Als solche stehen die Strecken Straßburg-Avricourt, Straßburg-Saarburg-Metz, Hagenau-Beningen-Metz, Landau-Saarbrücken-Metz zur Verfügung, während in der Linie Diedenhofen-Saarburg eine der Grenze ziemlich genau parallel gehende Querbahn zur Verschiebung von Truppenmassen gegeben ist.

Ein zusammenfassender Blick auf die in der Richtung nach Westen führenden Eisenbahnlinien zeigt drei große deutsche Bahnnetze, die an die Grenzen Frankreichs führen. Das erste, aus Norddeutschland kommend, überschreitet den Rhein zwischen Wesel und Köln, das mittlere, aus Nord- und Mitteldeutschland sich entwickelnd, leitet auf Koblenz und Mainz, das südliche mündet auf den obern Rhein zwischen Manheim und Mühlheim. Als Hauptader für das nördliche Netz ist die Linie Berlin-Köln-Aachen zu betrachten, an welche sich die andern Linien anschließen. Auf diesen Bahnen kann eine Armee herangeführt werden, welche zur Operation gegen nordfranzösische Landestheile bestimmt ist, wobei allerdings zunächst die Stel-

Digitized by Google

lung, welche Belgien bei einem etwaigen deutsch-französischen Kriege einnimmt, in Betracht kommt. Das mittlere Netz kann dazu dienen, die in den mittlern und westlichen Landestheilen mobil gemachten Truppen an die Linie Metz-Thionville heranzubringen, während südlich des Mains eine fast noch einmal so große Zahl von Bahnlinien als im Norden und in der Mitte nicht nur die süddeutschen Heeresabtheilungen, sondern auch vermöge guter Anschlüsse nach Osten die aus dem Herzen Deutschlands kommenden Streitkräfte bis auf das linke Rheinufer zu führen im Stande ist.

Im allgemeinen eine gleichmäßige Ausbreitung und Dichtigkeit der Schienenwege aufweisend, leidet das deutsche Bahnnetz doch an dem Mangel genügender Querverbindungen zwischen den nord- und süddeutschen Linien, die der Hauptrichtung von Osten nach Westen folgen und als die Hauptarterien des militärischen Zwecken dienstbaren Eisenstraßennetzes betrachtet werden können. Es ist immer ein Hauptgrundsatz der Strategie gewesen, daß der Feldherr seine Kräfte verstärken muß, sobald er sich einer numerisch ihm überlegenen Macht gegenübersieht. Nur in der Fähigkeit, Menschen und Material in beträchtlicher Menge mit früher ungeahnter Schnelligkeit von einem Ort zum andern, selbst auf großen Entfernungen zu befördern, liegt, wie schon gesagt, die Bedeutung der Eisenbahnen. Ist es möglich, mit Hülfe der Bahnen schnell 100000 Mann von einem Kriegsschauplatze nach dem andern zu werfen, und nachdem hier der Zweck erreicht ist, rechtzeitig wieder an ihre alte Stelle zu versetzen, so kann dies für den Ausgang des Krieges nahezu gleichbedeutend sein mit einer Verstärkung der Gesammtmacht um 100000 Mann.

Solchen Anforderungen der Kriegführung zu genügen, die durch die centrale Lage Deutschlands bedingt sind, bedarf es noch mancher Vervollkommnung in dem deutschen Eisenbahnsystem. Die längsten Grenzen, welche Frankreich, Oesterreich und Rußland gegen eine Großmacht zu bewahren haben, sind die, welche sie von Deutschland trennen.

Keiner der erstgenannten Staaten ist überdies mehr als zwei Großmächten unmittelbar zugänglich; nur die langgestreckten deutschen Grenzen stehen den Großmächten offen, von denen zwei, Rußland und Oesterreich, mit großen Ländergebieten bis tief in das Innere Deutschlands vorspringen, und endlich ist auch noch die ausgedehnte deutsche Küste fast überall dem Angriff und der Invasion ausgesetzt.

Angesichts dieser geographischen und politischen Lage Deutschlands bedarf es kaum noch eines nähern Nachweises, daß in der That für keine Macht das Eisenbahnsystem eine so große militärische Bedeutung hat wie für das Deutsche Reich. Zumal wenn Deutschland in die Lage kommen sollte, gegen zwei der benachbarten Großmächte zugleich kämpfen zu müssen, wird der Erfolg seines Ringens davon abhängen, ob es im Stande ist, schnell, sicher und überraschend mit Hülfe der Eisenbahnen Armeen von einem Kriegsschauplatz auf den andern zu werfen. Vermag es dies, so wird sein Eisenbahnsystem auch allen andern militärischen Anforderungen entsprechen, welche an dasselbe zu stellen sein werden.

Vermag Deutschland dies aber? So groß die Leistungen der Eisenbahnen im letzten Kriege waren, sind wir doch außer Stande, auf Grund der dabei gemachten Erfahrungen die Frage ohne weiteres zu bejahen. Der Massentransport der

Digitized by Google

gesammten deutschen Streitkräfte nach dem Rhein im Jahre 1870 wurde mit mustergültiger Ordnung auf dem Schienenwege ausgeführt. Aber abgesehen davon, daß in künftigen Kriegsfällen wol nur eine erheblich größere Schnelligkeit der Massentransporte uns gleiche Vortheile wie im Jahre 1870 sichern wird, darf auch der sehr wesentliche Umstand nicht außer Acht gelassen werden, daß der Aufmarsch der Armee im Jahre 1870 von langer Hand bis in das kleinste Detail vorbereitet war.

Der sehr glücklich durchgeführte Massentransport bietet daher keinen sichern Maßstab für die Leistungen in solchen Lagen, wo die Zeit zur Vorbereitung knapp zugemessen ist. Dies wird aber namentlich immer dann der Fall sein, wenn es gilt, im Laufe eines nach mehrern Seiten zu führenden Krieges Armeen schnell und überraschend von einem Kriegstheater auf das andere zu versetzen. Die Schwierigkeiten einer solchen Operation sind groß. Auf den zur Verfügung stehenden Bahnlinien müssen während einer erheblichen Zeitdauer die Truppenzüge mit möglichst knappen Intervallen ununterbrochen folgen.

Ein ansehnliches Fahrmaterial muß an den Einschiffungspunkten rechtzeitig und richtig rangirt und so bereit gestellt werden, daß die einzelnen Truppentheile mit ihren Pferden und Fahrzeugen in der im voraus festgesetzten Reihenfolge genau zur vorgeschriebenen Stunde die Fahrt antreten können. Die dicht aufeinanderfolgenden Truppenzüge kreuzen sich unterwegs mit den an die Einschiffungspunkte heranzuführenden leeren Zügen. Die kleinste Unregelmäßigkeit in diesem gewaltigen Getriebe pflanzt sich lavinenartig auf die nachfolgenden Staffeln fort; eine ernstliche Stockung kann sich zu unbeschreiblicher Verwirrung steigern.

Um große Truppenmassen bei knapper Vorbereitungszeit schnell und sicher auf den Eisenbahnen zu befördern, bedarf es eines vorzüglich organisirten, streng einheitlichen Betriebes auf denselben. Das Reich kann in solchen Momenten, wo seine höchsten Interessen auf dem Spiele stehen, nicht von Dutzenden verschiedener Privat-Eisenbahnbehörden abhängig sein; es muß unbeschränkt über die Bahnen und alle ihre personellen und materiellen Kräfte verfügen. Dieser Gesichtspunkt hat denn auch in der Reichsverfassung und in dem Kriegsleistungsgesetz eine weitgehende Berücksichtigung gefunden. Nach Art. 42 und 43 der Reichsverfassung sind die Landesregierungen verpflichtet, „die deutschen Eisenbahnen im Interesse des allgemeinen Verkehrs wie ein einheitliches Netz verwalten und zu diesem Behufe auch die neu herzustellenden Bahnen nach einheitlichen Normen anlegen und ausrüsten zu lassen. Es sollen demgemäß in thunlichster Beschleunigung übereinstimmende Betriebseinrichtungen getroffen, insbesondere gleiche Bahnpolizeireglements eingeführt werden. Das Reich hat dafür Sorge zu tragen, daß die Eisenbahnverwaltungen die Bahnen jederzeit in einem die nöthige Sicherheit gewährenden baulichen Zustande erhalten und dieselben mit Betriebsmaterial so ausrüsten, wie das Verkehrsbedürfniß es erheischt".

Und Art. 47 bestimmt: „Den Anforderungen der Behörden des Reiches in Betreff der Benutzung der Eisenbahnen zum Zweck der Vertheidigung Deutschlands haben sämmtliche Eisenbahnverwaltungen unweigerlich Folge zu leisten. Insbesondere ist das Militär und alles Kriegsmaterial zu gleichen ermäßigten Sätzen zu

Digitized by Google

befördern." Anknüpfend an diese Bestimmungen ist endlich im Kriegsleistungsgesetze vom 13. Juni 1873 weiter vorgeschrieben: „Jede Eisenbahnverwaltung ist verpflichtet: 1) die für die Beförderung von Mannschaften und Pferden erforderlichen Ausrüstungsgegenstände ihrer Eisenbahnwagen vorräthig zu halten; 2) die Beförderung der bewaffneten Macht und der Kriegsvorräthe zu bewirken; 3) ihr Personal und ihr zur Herstellung und zum Betriebe von Eisenbahnen dienliches Material herzugeben." ... „Die Verwaltungen auf dem Kriegsschauplatze selbst oder in der Nähe desselben haben bezüglich der Einrichtung, Fortführung, Einstellung und Wiederaufnahme des Bahnbetriebes den Anordnungen der Militärbehörde Folge zu leisten. Im Falle des Zuwiderhandelns gegen diese Anordnungen ist die Militärbehörde berechtigt, dieselben auf Kosten der Eisenbahnverwaltungen zur Ausführung zu bringen."

Den Werth dieser trefflichen Bestimmungen unterschätzen wir keineswegs. Aber es bleibt doch der schwere Uebelstand bestehen, daß die Heeresleitung für alle größern Eisenbahntransporte unmittelbar an eine große Zahl verschiedener Eisenbahnverwaltungen gewiesen ist. Diese Verwaltungen sind nicht an Unterordnung gewöhnt; trotz der durch die Verfassung gezogenen Schranken besteht bei ihnen eine gewisse Mannichfaltigkeit der Grundsätze und Formen fort, und nicht selten leben sie untereinander in mehr oder weniger offener Feindschaft; es bleibt lediglich der Heeresleitung überlassen, sie für den bestimmten Zweck unter einen Hut zu bringen.

Die Heeresleitung kann über das ganze Personal und Material der Eisenbahnen von Deutschland verfügen, aber um das Nothwendige zu erhalten, muß sie mit einer Reihe von Bahnverwaltungen verhandeln. Wenn alle diese Schwierigkeiten glücklich überwunden werden, so geht dabei doch Zeit verloren, und die Zeit im Beginn eines Krieges ist ein sehr werthvoller Factor, mit dem gerechnet werden muß. Ein weit höherer Grad von Präcision würde für große Truppentransporte offenbar erreicht werden, wenn das Reich seine Eisenbahnen in Krieg und Frieden selbst verwaltete.

Aber auch das militärische Interesse an einer zweckmäßigen Entwickelung des Eisenbahnnetzes macht eine derartige Centralisation der Eisenbahnverwaltung wünschenswerth. Dasselbe läßt sich dabei vollkommen mit dem volkswirthschaftlichen vereinigen, die großen Handelsstraßen waren von jeher auch die großen Heeresstraßen. Die hauptsächlichste, nicht hoch genug anzuschlagende Folge würde die sein, daß das Reich militärisch wichtige, aber nicht sogleich rentirende Bahnen bauen und im Betrieb erhalten könnte mit dem Zinsüberschuß, welchen jetzt die Actionäre der ertragreichen Bahnen in ihre Tasche fließen lassen. Auch jene Bahnen werden dazu beitragen, das Nationalvermögen zu vermehren, sie werden sich dereinst im friedlichen Verkehr rentiren, vor allem aber sich bezahlt machen durch den Schutz, welchen sie in militärischer Hinsicht dem Reiche gewähren.

Digitized by Google

Chronik der Gegenwart.

Musikalische Revue.

Die heiterste Episode in der Entwickelung unserer Musikzustände knüpft sich an die Plauderei des Herrn Jacques Offenbach über Richard Wagner. Der Componist der „Schönen Helena" wirft dem Autor der „Nibelungen" vor, daß dieser nicht der Mann sei, eine Schule zu bilden, wohl aber mit seinem schrecklichen Medusenhaupte die Schöpferkraft der jungen Componisten lähme und ihre Selbständigkeit zunichte mache. Von einer sogenannten „Schule" kann überhaupt, wenn von schöpferischen Naturen die Rede ist, nicht gesprochen werden; denn die Schule knüpft sich an den wissenschaftlichen Theil und an das contrapunktische Element, nicht aber an die Gedankenerfindung, an den Phantasiereichthum irgendeines Musikers. Wir können die Schulen der Theoretiker Tartini, Rameau, Marpurg, Karl Philipp Emanuel Bach, Fux, Albrechtsberger, Sechter, Moritz Hauptmann u. a. erörtern und die wissenschaftlichen Grundsätze dieser Männer analysiren; die großen schöpferischen Tonheroen Sebastian Bach, Händel, Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven, Weber, Mendelssohn, Schumann u. a. sind es aber, welche durch die einem jeden von ihnen eigenthümlichen Ideen und durch den aus dem immanenten Schönheitsgefühl hervorgegangenen künstlerischen Stil ihre hohe Bedeutung erlangt haben. Wenn wir beobachten, daß ein solcher Schöpfer auf seine Zeitgenossen und Nachfolger einen mächtigen Einfluß ausübt und jüngere Componisten zum Anschluß an seinen Compositionsstil veranlaßt, so bilden diese jüngern Tonsetzer mit dem von ihnen angebeteten Meister nicht eine Schule, sobald sie nicht seine Schüler in den wissenschaftlichen Grundsätzen der Musik sind, sondern sie erscheinen als die Nachahmer, welchen nicht die originale Kraft innewohnt, sich durch einen selbständigen Stil emporzuheben. So hatte Mozart seine Nachahmer; Beethoven wurde namentlich im symphonischen Stil nachgeahmt; in der Oper wurden Weber und Marschner, in der Lyrik Schubert, Mendelssohn und Schumann nach allen Richtungen hin ausgebeutet. Die Zeit der großen Meister hatte die Zeit des Epigonenthums zur Folge. In dieser erhoben sich der Symphoniker Robert Volkmann durch seine D-moll-Symphonie, der Chorlyriker Johannes Brahms durch sein „Deutsches Requiem", obwol beide in den einzelnen Abschnitten ihrer Schöpfungen auf frühere Tonheroen zurückwiesen, zu einer gewissen Selbständigkeit im Stil empor, und im Dramatischen gelangte der von jüngern Componisten vielumworbene, mit allen Mitteln der Technik gründlich vertraute Schöpfer des „Lohengrin" zur fast ausschließlichen Herrschaft. Die neben ihm auftretenden dramatisch-musikalischen Autoren schöpften entweder den Stoff aus frühern Mustern oder sie haschten eifrig nach allen Effecten, welche Richard Wagner in seine Tonbilder eingeführt hatte, sodaß irgendwelches originale Element nicht hervortrat und Richard Wagner die Alleinherrschaft behaupten konnte. Allgemein wurde lebhaft eine Aenderung dieses dramatisch-musikalischen Zustandes gewünscht, weil der künstlerischen Entwickelung nichts schädlicher ist als die Einseitigkeit. Die Oper mußte aber unaufhaltsam sozusagen in die Einseitigkeit hineintreiben, wenn nicht schöpferische Kräfte erstanden, welche im Stande waren, aus

Digitized by Google

sich selbst heraus Wirkungsvolles zu schaffen und durch die eigenen Ideen, durch einen selbständigen Stil das Theaterpublikum zu fesseln. Kretschmer's „Folkunger" und „Heinrich der Löwe" waren zu äußerlich und in vieler Beziehung auch zu unselbständig, um den Richard Wagner'schen Tondichtungen nur einigermaßen Concurrenz zu machen, wenn sie auch vielfach Ansprechendes und Wohlklingendes enthalten; die Oper „Der Rattenfänger von Hameln" von Victor Neßler, Text von Fritz Hofmann, fesselte hauptsächlich durch die an Marschner großgezogene Lyrik des liebenswürdigen Componisten, dessen prächtige Liedgestaltung auf humoristischem Gebiete schon bedeutende Siege errungen hat; Ignaz Brüll componirte meistentheils musikalisch-dramatische Genrebilder ohne Zugrundelegung einer großen, einheitlichen dramatischen Entwickelung, weshalb auch seine feine, anmuthige Kunst mit den Frescogemälden Richard Wagner's nicht in den geistigen Wettkampf eintreten konnte. Der scheinbar Unbesiegliche hatte deshalb auch für seine „Nibelungen" ein nicht ungünstiges Feld zur Entfaltung seines weitausgedehnten Apparates, dessen knappere Fassung dem Werke nur nützlich sein würde. Den Angriffen seiner Gegner konnte nicht ganz mit Unrecht durch die Forderung begegnet werden, zuerst ein musikalisch-dramatisches Werk von einem andern zu bezeichnen, welches, in der Gegenwart geschaffen, dem musikalischen Drama Richard Wagner's, das oft als Zukunftsdrama bezeichnet worden ist, standhalten könnte. Dieser Forderung war bisher nicht zu entsprechen und sogar der geistvolle Hanslick mußte bei Besprechung Wagner'scher Werke so viele Zugeständnisse machen, daß wol jeder fühlte, wie armselig es um das moderne Schaffen auf dem Gebiete der Oper bestellt sei. Von solcher Meinung war auch nicht abzustehen bei dem Erscheinen der Goldmark'schen Oper „Die Königin von Saba", die bezüglich der Instrumentation und in der Aufbietung des modulatorischen Apparates äußerst Pikantes und Frappantes bietet, auch von der technischen Herrschaft des Autors ein sehr rühmenswerthes Zeugniß ablegt, welche aber in der Behandlung des Arioso und der declamatorischen Phrase ebenso wie in der Verwendung der instrumentalen Mittel sich so eng an das Wagner'sche Vorbild anschließt, daß von der Offenbarung einer bedeutsamen Originalität gar nicht die Rede sein kann.

Die bisher genannten dramatischen Tonsetzer, deren Kundgebungen wir weiterhin näher betrachten werden, waren nicht im Stande, dem Vordringen der Wagner'schen Schöpfungen auch nur einen Augenblick Einhalt zu thun, sie vermochten es nicht einmal, die Aufmerksamkeit des Publikums so zu fesseln, daß dieselbe von den „Nibelungen", den vielfach angefeindeten Geduldproben für die Hörer, abgelenkt worden wäre, ganz abgesehen von den eingebürgerten Opern „Fliegender Holländer", „Tanhäuser" und „Lohengrin", welche sich gegenwärtig als die besten Zug- und Kassenstücke bewähren. Wagner hat seine Bedeutung jedenfalls hauptsächlich dem Umstande zu verdanken, daß er seine ganze Kraft auf das Dramatische concentrirte, während die übrigen Tonsetzer sich zersplitterten. Unter diesen war schon längst eine Persönlichkeit aufgetreten, deren Genialität vom Verfasser dieser „Revue" oft in lobenden Worten gepriesen, deren Zersplitterung aber auch mit nicht geringem Tadel bedacht wurde. Diese künstlerische Persönlichkeit ist Anton Rubinstein, welchen wir für das bedeutsamste Genie unter den lebenden schaffenden Musikern halten. Vom Publikum wegen seiner virtuosen Leistungen im Pianofortespiel im höchsten Grade bewundert, hat dieser Tondichter in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine staunenerregende Menge von Werken componirt, unter welchen mehrere Oratorien, Opern und Symphonien von seinem eminenten Productionsvermögen vollgültiges Zeugniß ablegen. In diesen Tondichtungen offenbarte sich ein mächtiger Schöpfergeist, welcher aber bisher nicht Rast und Ruhe fand, der immer vorwärts stürmte, ohne die ganze Fülle seiner reichen Innerlichkeit in voller Stärke bei ruhigem würdevollem Wesen auszuströmen. Bedauernd wurde oft der Mangel des Concentrirens bemerkt bei aller Anerkennung der herrlichen Leistungs-

Digitized by Google

fähigkeit, welche, im Grunde genommen, jede andere überragte. Die melodische Kraft des auf dem Gebiete der Lyrik so tief ergreifenden und anmuthsvollen Tondichters, die urwüchsige Stärke bei Aufbietung von Massen, die Gabe des charaktervollen Individualisirens und doch wieder das flache Wesen in der Behandlung vieler Einzelheiten, die offenbare Sucht nach Schnellschreiberei und die Oberflächlichkeit in der polyphonen Arbeit: diese Momente seiner Thätigkeit erzeugten ein Schwanken zwischen Hinneigen und Abwenden, zwischen Zustimmen und Verneinen, bis der von einem Ort zum andern als Virtuos dahinstürmende Autor endlich durch die Aufführung seiner Oper „Nero" in Hamburg einen Erfolg erzielte, um welchen ihn die übrigen Tonsetzer beneiden können. In dieser Oper scheint er allerdings sein Bestes geboten zu haben; er scheint bei Conception dieses Werkes in seinem lyrischen Denken weit concentrirter gewesen zu sein als sonst. Infolge dessen hat er den glänzendsten Sieg errungen; die Kritik hat ihm förmlich zugejubelt und sogar der scharfsinnige, äußerst subtile Kunstrichter, der große Klaviervirtuos Hans von Bülow, welcher für den baireuther Fonds Concerte gibt und überhaupt das Wagner'sche Kunstwerk principiell vertritt, erklärt in einem „Nero-Briefe" in der „Neuen Hannoverischen Landeszeitung" vom 21. und 22. Nov., daß er den „Nero" weit höher stelle als die Oper „Feramors" von Anton Rubinstein. „Feramors" sei ihm aus dem Klavierauszuge bekannt; das Buch sei, bei aller Eleganz der Rodenberg'schen Diction, entschieden dürftig. Musikalisch behage ihm der erste Act außerordentlich, während ihm die beiden folgenden eine „ungemüthliche" Antiklimax darzubieten scheinen. Aehnliche Decrescendos und Stilungleichheiten seien glücklicherweise im „Nero" so wenig vorhanden, daß im Gegentheil der dritte Act den lyrischen Höhepunkt biete und der vierte einen solchen Reichthum von frischen, prägnanten Einfällen liefere, daß auch der abspannungsgeneigteste Zuhörer die Verspätung seines Soupers verschmerzen werde. „Daß Rubinstein", meint Hans von Bülow, „nicht Wagner's Bahn wandelt, ist hinlänglich bekannt; er wandelt eben seine eigene, wozu er das Recht, weil die Potenz hat. Daß er die Gabe des Sanges besitzt, das beweisen seine vielen schönen, sehr beliebt gewordenen Lieder; daß er maßvoll, kurz meisterlich zu instrumentiren versteht, seine große Symphonien; daß er effectvolle Chöre schreiben kann, seine beiden Oratorien u. s. w. Von seiner dramatischen Gestaltungskraft scheint mir der «Nero» das leuchtendste Specimen. Möge sein Licht sich bald recht weit verbreiten — der Enthusiasmus der Hamburger wird nicht vereinzelt bleiben! Ich glaube, meiner Würde als baireuther Patronatsherr nichts vergeben zu haben, wenn ich mich an Rubinstein's «Nero» bewundernd erfreute, und finde im übrigen, daß in der Kunst keine andern «Parteien» statuirt werden sollen als die — nicht überzahlreiche — derer, die etwas leisten, und die unendlich überwiegende der Ignoranten und Impotenten. Daß die erstere, gleichviel welches ihre Standarte, gebührend respectirt werde, dazu sollte jeder Kunstgenosse das Seinige beitragen, durch ungeschmälerte Anerkennung alles Bedeutenden die möglichste Ausrottung des Dilettantischen und Mittelmäßigen nach Kräften befördernd." Dieses Urtheil des Herrn Dr. Hans von Bülow, dessen zutreffende, schlagende Kritik wohl bekannt und dessen beißende Satire von manchen Musikern gefürchtet wird, gründet sich auf die persönliche Theilnahme an zwei Aufführungen, welche am 1. Nov. und am 9. Nov. unter der eigenhändigen Leitung des Autors in Hamburg stattfanden. Bei diesen Aufführungen bewährte sich nach der Angabe unsers Gewährsmannes sowol die prachtvolle Dirigentenmeisterschaft des Componisten als auch die Pflichterfüllung des Darstellungspersonals in glänzendster Weise. „Nero", diese große Oper mit bedeutender Massenentfaltung, kam, wie auch andere Berichterstatter mittheilen, in einer Weise zur Aufführung, daß die ersten Hoftheather etwas Besseres kaum zu bieten vermögen. Auch in Hamburg ist ja die Meyerbeer'sche Oper, überhaupt die große französische Oper, auf dem Repertoire. Bülow nennt diese den „internationali-

Digitized by Google

sirten pariser Drachen", welcher trotz Richard Wagner und seinem unfreiwilligen Mitarbeiter in der Bekämpfung desselben, Jacques Offenbach, noch feurig weiter speie. „Goldmark's ultraorientalische «Königin von Saba», Hofmann's ultrateutonischer «Armin» böten Meyerbeer's Werken eine noch ungefährlichere Concurrenz als die seines Zeitgenossen Halévy, der nach Heine's witziger Vermuthung von ihm bezahlt wurde, mit ihm zu rivalisiren, wie etwa in Berlin ein unechter Malzextractlieferant Reclame für den echten machen mußte." Rubinstein hat nicht die Bahn Meyerbeer's betreten, er geht, wie schon mitgetheilt, seinen eigenen Weg. Es stand ihm ein Buch zu Gebote, welches Jules Barbier, nach von Bülow's Ansicht mit großem savoir-faire und weit weniger schablonenmäßig als sonstige beliebte „handlungsreiche" Textbücher verfaßt hat. Von Wichtigkeit bei dieser Angabe ist, daß der über die Entstehung des Werkes genau unterrichtete Kritiker erzählt, der Componist habe selbst nicht blos die Wahl des Stoffes getroffen, sondern, sicherlich angeregt durch Hamerling's herrliches Epos „Ahasver und Rom", seinem pariser Amanuensis die Idee der Situation des ersten Actes soufflirt. Der Niedergang der heidnischen, der Aufgang der neuen christlichen Welt (die Erniedrigung des Hohen, die Erhöhung des Niedrigen), die Begegnung dieser beiden Contraste reizte die Phantasie des Tondichters und ihre musikalische Illustration ist ihm aufs wirkungsvollste geglückt. Der instrumentale Prolog war bei der Aufführung auf ein Drittel gekürzt. Hans von Bülow hält ihn für concertfähig, trotz seiner „anticlassischen Form" (nicht Unform). Wer die Geschichte Nero's und die Thaten desselben kennt, wird kaum glauben, daß er zum fesselnden Mittelpunkt eines musikalisch-dramatischen Kunstwerkes gemacht werden könne; dennoch sind in dieser Hinsicht Componist und Librettodichter nicht unglücklich gewesen, weil sie hauptsächlich die künstlerische Natur Nero's in den Vordergrund stellten. Von dieser Seite betrachtet, findet man an dem „historischen Scheusal" doch auch Interessantes. Nero sei, meint Herr von Bülow, keineswegs antipathischer als z. B. König Richard III. „Man kann die Ansicht jener, welche finden, daß Seneca's Zögling durch seine Entwickelung zum Bösewicht gewissermaßen den Beruf, zu dem ihn seine Anlage bei einer weniger demoralisirenden Umgebung befähigt hätte, verfehlt habe, daß er als ein lupus Dei gelten könne, der unsterblich berüchtigt geworden sei, man kann diese Ansicht paradox und excentrisch finden, sie aber doch nicht absolut verdammen. Jedenfalls ist Eine Seite in Nero's Charakter sympathisch, und Rubinstein hat sein Möglichstes gethan, ihn nach dieser Richtung hin zu rehabilitiren: der Dichter und Musiker, der Künstler Nero." In Rücksicht auf diese sympathische Eigenschaft hat der Componist besonders eine Scene ungemein reizvoll gestaltet, welche dem zweiten Acte zugehört, wo Nero den Schmerz und die Liebe Iphigeniens zu besingen sich bestimmt fühlt. Bülow behauptet, daß die Melodie Rubinstein's zu den dazugehörigen Textesworten „an edler Innigkeit" den schönsten Weisen eines Gluck an die Seite gesetzt zu werden verdient. In dieser Scene tritt der ganze Künstlercharakter des Nero in den Vordergrund; denn präludirend gebietet er seinen Schmeichlern Ruhe mit folgenden Worten:

O schweigt: euer Cäsar muß verschwinden,
Wenn der Sänger erscheint.
Das Höchste ist die Kunst. Vergeßt dies nie!

Eine ebenso glückliche Erfindung hat der Componist in der Scene offenbart, wo Nero auf dem Balkon des Mäcenasthurmes durch den Anblick der von ihm inscenirten Feuersbrunst begeistert wird. Die Bestie verzückt sich hier ebenfalls zum Gotte, wie in der vorerwähnten Scene. Nach diesen Mittheilungen wird auch gewiß jeder die Ansicht des Herrn von Bülow billigen, welcher behauptet, der riesige Verbrecher erscheine in der Rubinstein'schen Oper eigentlich nur als ein riesiger Träumer; trunken vom Bewußtsein unbegrenzter Macht über die vor ihm kniende Welt verliere er sich in eine Art von über- und somit außerweltlicher

Digitized by Google

Existenz. Der Anflug von Ironie gegen seine Umgebung stimmte mit dieser Charakterisirung überein, ebenso die vom Librettisten sehr geschickt erfundene, vom Tonsetzer sehr glücklich charakterisirte Figur seines Begleiters, eines Dichterlings und sozusagen Hofdemagogen „Saccus". Dieser Tenorbuffo erscheint neben dem Heldentenor Nero als ein herzlos objectiver Zuschauer, welcher dem Cäsar zur freilich misglückten Flucht verhilft und ihn dann bei der Erdolchung unterstützt. Den Dank, der ihm bei dem ersten Dienste geboten wird, lehnt er hohnlachend ab mit den Worten: „Nein, du hast mir nicht zu danken, will nur sehen wie ein Nero stirbt." Hans von Bülow knüpft hieran eine sehr richtige Bemerkung, welche von den Autoren nicht unbeachtet gelassen werden sollte. Er habe diese kleine Episode, sagt Hans von Bülow, höchst wirksam gefunden; „das Groteske im Dienste des Tragischen ist eine Erfindung des großen William, die jedoch in unserer Zeit so wenig verwerthet worden ist, daß sie nagelneu erscheint, wie alles vergessene Alte". Dem Beurtheiler der Oper erscheint es als ein Verdienst des Herrn Barbier, daß er seinem Buche überhaupt eine shakspearisirende Structur gegeben habe. Zu der erschütternden Scene im vierten Acte, wo dem im Mausoleum des Augustus sich verbergenden kaiserlichen Flüchtlinge die Geister seiner sämmtlichen Opfer, einschließlich der christlichen Märtyrer, erscheinen, habe natürlich die analoge Scene in „Richard III." ebenfalls das Modell geliefert.

Als Gegensatz zum Heldentenor Nero erscheint der Baritonist Vindex, Fürst der Aquitanier, der zwar mehrfach in Gefahr ist, dem Nero zum Opfer zu fallen, der schließlich aber doch an der Spitze der gallischen Legionen als Vindex, als siegender Rächer in Rom einzieht. Vindex war der Geliebte der Chrysa, zu welcher Nero eine tiefe Leidenschaft faßte. Auch sie rächt er, obgleich er sie nicht mehr lebend gewinnen kann; denn Chrysa bekennt sich bei dem Brande Roms dem wüthenden Volke gegenüber als Christin und stirbt infolge dessen den Märtyrertod. Da Chrysa der Angelpunkt der Intrigue in den drei ersten Acten ist, mit welchen das „engere Drama" abschließt, und der mehrere Jahre später spielende Schlußact nur als ein Epilog zu Gunsten des Titelhelden erscheint, so hat Herr von Bülow dem Autor Rubinstein gerathen, das dramatische Werk „Nero" anstatt „große Oper in vier Acten" zu benennen: „große Oper in drei Acten mit einem Nachspiele". Chrysa ist nach den Ausführungen Herrn von Bülow's der Spielball der Hofcabalen von Nero's Mutter Agrippina und andererseits seiner mehr oder minder morganatischen Gemahlin Poppäa. Sie repräsentirt die Lichtseite des dämonischen Werkes in weit anziehenderm und eindringlicherm Grade als Vindex und trotz ihres tragischen Endes das versöhnende Element.

„Der Componist hat diese sympathische Figur", sagt unser ausgezeichneter Gewährsmann, „mit den reichsten Gaben seiner glühenden musikalischen Erfindung ausgestattet; ihren Duetten mit dem Bariton im ersten und dritten Act, dem mit ihrer Mutter Epicharis (letztere eine auch dramatisch höchst interessante und dankbare Altpartie) wohnt ein so süßer, warmer, melodischer Zauber inne, daß ein italienisches Publikum sich die Gelegenheit zu Dacapo-Wünschen nicht entgehen lassen würde, während sich vorerst die Hamburger mit dem Erwerb der betreffenden Stücke für ihre häuslichen Flügel begnügen." Ueber die hamburger Aufführung spricht sich der große Klaviermeister äußerst günstig aus. Er führt auch das Urtheil des Componisten selbst an, der Herrn von Bülow gegenüber wiederholt die allseitigste Anerkennung der Bestrebungen von sämmtlichen Betheiligten äußerte, welche sich — vom energischen Impresario bis zum dienstwilligen Choristen — um befriedigende Verwirklichung seiner Intentionen verdient gemacht hatten; er betrachte, sagte Rubinstein, die in Hamburg seinem „Nero" widerfahrene würdige Behandlung als eine reichliche Compensation für die seinem „Feramors" in Berlin gewidmete. Von den darstellenden Hauptkräften nennt Herr von Bülow vor allen die auch durch ihre leipziger Bühnenthätigkeit sehr

Digitized by Google

renommirte Künstlerin Frau Sucher. Diese Darstellerin der Chrysa sei ihm „als die in jeder Hinsicht vollendetste deutsche Opernsängerin" erschienen, die er seit einer langen Reihe von Jahren gehört; vielleicht nicht die genialste, aber die idealste, echteste. Der „Nero" des Heldentenors Herrn Winkelmann lieferte ihm einen neuen erfreulichen Beleg, daß die wirklichen (nicht geheimen) Tenore so wenig ausgestorben sind wie die Möpse, und daß man eine stattliche Erscheinung und lebensvolles Spiel auch mit Beachtung von Tempo, Takt und Intonation verbinden kann. In der Leistung der Baritonisten Herrn Dr. Krückl scheint der Beurtheiler die Prägnanz in Persönlichkeit und Organ einigermaßen vermißt zu haben.

So ist denn durch einen der bedeutendsten und hervorragendsten Musiker der Gegenwart, zu dessen Urtheilsschärfe kaum eine Rivalität zu finden ist, der Erfolg der Rubinstein'schen Oper und die Lebensfähigkeit derselben in einer Weise bestätigt worden, daß man an dem bedeutsamen Gehalte des Werkes gar nicht mehr zweifeln kann. Endlich ist es also einem Musiker gelungen, eine dramatische Arbeit zu schaffen, die sich neben dem „Lohengrin" und „Tanhäuser" einbürgern und sich ruhmvoll halten wird. Aufrichtig ist für solche That nicht allein der Componist selbst, sondern überhaupt die dramatisch-musikalische Kunst zu beglückwünschen, weil sie dadurch vor Einseitigkeit bewahrt und vor dem Hineinrollen in eine bestimmte Richtung gerettet wurde. Nur das vielgestaltige Wesen der Kunst vermag die rechte Geistes- und Herzensbildung zu bewirken. Die Einseitigkeit wird immer zum gedankenlosen Copiren und zu Geschmacklosigkeiten auf dem Gebiet der Aesthetik führen. Jetzt sollten sich aber auch alle Bühnen regen und sich es zur Ehre rechnen, ein Werk, wie das Rubinstein'sche, zu inauguriren, ein Werk, in welchem die absolute Musik und die melodische Erfindungskraft einen so glänzenden Triumph feiert. Durch diese That wird wiederum festgestellt werden können, daß in der dramatisch-musikalischen Kunst mit jedem Stoffe auch Neues nach Form und Inhalt zu bieten ist, daß die Grenzen der Musik innerhalb des Dramatischen vom Autor selbst gezogen werden können, während er in der Lyrik und Epik mehr oder weniger eingeschränkt erscheint und es keinenfalls wagen darf, über den Beethoven'schen Bau weiter hinauszuschreiten, wenn es ihm überhaupt vergönnt war, bis zu demselben vorzudringen. Bisher ist es einem Sterblichen nicht gelungen, mit diesem Riesengeist im symphonischen Aufbau auch nur annähernd sich gleichzustellen. Allerdings ist die Composition eines guten musikalisch-dramatischen Werkes die höchste Aufgabe, welche einem Musiker gestellt werden kann. Wenn er den Anforderungen unserer Zeit entsprechen will, dann genügt durchaus nicht das Talent oder auch selbst das Genie in der melodischen Erfindung. Große Kenntniß der Mittel und vollste Beherrschung der Technik müssen mit der bedeutenden Begabung Hand in Hand gehen. Der Autor muß ein Meister sein, im einfachen harmonischen Chorsatz, in der symphonischen Gestaltung des Instrumentalen, in der Behandlung der Singstimmen und auch im Contrapunkt. Mozart hat es hauptsächlich durch seine contrapunktische Kunst erreicht, daß er die Tragik mit der Komik in so genialer Weise zu verbinden und die einzelnen Charaktere auch im Ensemble in ihrem richtigen Wesen musikalisch darzustellen vermochte. Die reichern orchestralen Mittel unserer Zeit erleichtern dem Autor das Coloriren; aber die Individualisirung wird doch erst vollkommen im Ensemble gelingen, wenn der Componist auch über das contrapunktische Element die vollste Herrschaft besitzt. Ob diese Rubinstein jetzt erreicht hat, davon wird erst die persönliche Kenntnißnahme seines neuen dramatischen Werkes uns überzeugen. Früher war in dieser Hinsicht gerade ein Mangel in seinem Schaffen zu bemerken, welcher als Ursache der ungenügenden Concentrirung seines musikalischen Wesens angesehen wurde. Unsere Ansicht aber, welche wir oft bestimmt und den Anhängern des Brahms'schen Epigonenthums gegenüber betonten, daß Rubinstein unbedingt das bedeutsamste musikalische Genie der Gegenwart sei und daß ihm wahrhaft ursprüngliche Kraft mit mächtiger

Digitized by Google

Tragweite innewohne, scheint nun allgemein acceptirt zu werden. Wir freuen uns aufrichtig über ein solches Zeichen der Zeit, welche das Natürliche, das unmittelbar aus der Menschenseele Quellende dem Reflectirten, Erquälten, von kalter Künstlichkeit Zeugenden vorzieht. Neben Rubinstein erscheinen die vorher Genannten als geringfügige Geister, welche theilweise Ansprechendes und Reizvolles, aber dieses doch immer nur im Anlehnen an Vorhandenes leisten.

Unter den ansprechenden Bühnenwerken, welche sich einen nachhaltigen Achtungserfolg sicherten und sich die Sympathien der Theaterfreunde erwarben, erregten „Der Rattenfänger von Hameln" und „Die Königin von Saba" die größte Theilnahme. Das Textbuch zum „Rattenfänger von Hameln" hat der gemüthvolle würdige Mitredacteur der „Gartenlaube", Dr. Friedrich Hofmann, mit Zugrundelegung der Sage und der Fabel von Julius Wolff's gleichnamiger „Aventiure" gedichtet, und die Composition der durch frühere und bescheidenere Leistungen im dramatischen Fache, durch wohlklingende Lieder und Männerchöre bekannt gewordene Musiker Victor Neßler, welcher längere Zeit Chordirector am leipziger Stadttheater war, überraschend glücklich durchgeführt. Das Werk hat mit Recht die allseitige Theilnahme der leipziger Kunstfreunde erworben. Große Sympathien hat dasselbe auch in Koburg errungen, weil die Haltung desselben durch Popularität fesselt, ohne daß den Trivialitäten Spielraum gegönnt wird. Text und Musik bekunden entschieden, mag man in Einzelheiten mit der Durchführung einverstanden sein oder nicht, das Talent zur dramatischen Gestaltung und die Kenntniß in der Anwendung der zweckdienlichen Mittel. Die Gewissenhaftigkeit des Dichters ist jedem Scheineffect abhold; sie ist innig verbunden mit einem tiefen Gemüthsleben des Autors, welches trotz des oft nicht günstigen Stoffes veredelnd auf die Bearbeitung der zu Grunde gelegten Sage eingewirkt hat. Diese ist in der epischen Form von Julius Wolff schon früher populär geworden und hat durch verschiedene Umwandlungen in Prosa (die bekannteste rührt von Gustav Nieritz her) eine auch von der lesenden Jugend mit großem Interesse aufgenommene Gestalt gewonnen.

Ohne auf diese Variationen Rücksicht zu nehmen, suchte der Dichter in getreuem Anschluß an die angeführte epische Dichtung die verschiedenen dramatischen Momente zu einem einheitlichen, logischen Ganzen zusammenzufassen und den Hauptcharakter, den Rattenfänger Hunold Singuf, im Verlaufe der Handlung in den Vordergrund zu stellen. Das Vertiefen in diesen Charakter und der treue Anschluß an das Original hatten wol auch zur Folge, daß in der dramatischen Anlage und Exposition das Princip des Gegensatzes nur spärliche Berücksichtigung fand und daß sich die Fortbewegung der Handlung hauptsächlich auf die Thätigkeit des Rattenfängers beschränkt, dessen Gegner nicht als kräftige Charaktere ihm im Conflict gegenübertreten, sondern nur zu dem Zwecke eingeführt sind, den Helden in seiner ganzen Gestalt recht wirksam heraustreten zu lassen. Der erste Act zeigt uns den Rathhaussaal in Hameln, wo sich die Mitglieder des Rathes in einer Sitzung über die arge Steuerlast und über die Zölle so stark erhitzen, daß fast Thätlichkeiten zu fürchten sind, welchen das Machtgebot des Bürgermeisters: „Ruhe gebiet' ich! Auf die Sitze!" zur rechten Zeit vorbeugt. Die schreckliche Rattennoth, welche Hameln heimsucht, wird darauf erörtert, sie erscheint den weisen Stadträthen schlimmer als alle Zollplage, weil durch die Rattenmenge der Ernte Segen vertilgt wird und des Hungers Los die Familien bedroht, ganz abgesehen von den durch die Ratten bewirkten nächtlichen Calamitäten, vor welchen sich die Personen gar nicht zu retten vermöchten. Nur ein singend herumziehender Spielmann sei nach des Bügermeisters Verkündigung allein im Stande, Rettung von der Stadtplage zu bringen. Selbst die Furcht vor Zauberei wird durch die Erkenntniß der großen Gefahr unterdrückt und dadurch beschwichtigt, daß, wenn der Spielmann mit Hülfe von Zauberkünsten die Ratten vertreibe, die Stadt Hameln durchaus nicht, sondern nur er selbst betroffen werde. Dem citirten

Digitized by Google

Spielmanne, der sich Hunold Singuf nennt, wird nach dem Versuche, den Lohn herabzuhandeln, von seiten des Rathes versprochen, daß ihm nach gänzlicher Vertreibung der Ratten 100 Mark in gutem Silber echten Schrots und Korns ausgezahlt und eine zunächst nicht beschriebene „Spende" als eine des Spielmanns Herz labende Freudengabe gewährt werden solle, wonach die Rathsmitglieder mit starkem Kopfschütteln und mit einzelnen Bedenklichkeiten über die allzu hohe Summe ihre Sitzung aufheben und auseinandergehen. Auch der Bürgermeister geht nach Hause, wo seine Tochter Regina mit ihrer Base und Schaffnerin Dorothea ein Gespräch über die Jugendliebe führt, bezüglich welcher die erfahrene Dorothea nicht begreifen kann, daß die Jugend die Geduld als Tugend besitze, und sogar zu dem Resultat kommt:

Unsre Lieb', ja die war heiß,
Eure ist wie pures Eis.

Der Schultheiß Sunneborne erscheint aber zur rechten Zeit und kündigt mit Selbstgefälligkeit das Erscheinen seines zu einem großen Baumeister avancirten und zum Stadtbaumeister ernannten Sohnes Heribert an, dessen erster Gruß aus dem Aelternhause zu Regina geflogen sei. Nach des Bürgermeisters Heimkehr vom Rathhaussaale, nach der Begrüßung der beiden Väter und nach dem Eintreffen Heribert's, zwischen welchen Einzelheiten Dorothea ein Lied vom Ohrenklingen (während der Berathung der Väter) vorträgt, wird die Verlobung im Beisein der Genannten und des Rathsschreibers Ethelerus vollzogen. Im zweiten Acte lernen wir schon einen Theil der Zauberkraft kennen, welche Hunold Singuf auszuüben im Stande ist. Der Schauplatz ist die Wirthsstube im Braunen Hirsch, wo unter Spiel und Tanz Gertrud, die Tochter des Fischermeisters Rögner, erscheint und, obgleich von dem Schmied Wulf zur Gattin erkoren, von dem Singen des Spielmanns bethört wird und in Liebe zu diesem erglüht. Hunold Singuf selbst faßt eine tiefe Neigung zu ihr. Trotz des Mahnens von seiten des eifersüchtigen Grobschmieds:

O Gertrud! denk an Lieb' und Treu'!
Dir droht Gefahr und bittre Reu'!

läßt sich Gertrud dennoch von dem geliebten Sänger entführen. Dem forteilenden Paare stürzt der Vater mit seiner kleinen Tochter Aennchen nach; der Schmied Wulf aber, in der Ueberzeugung, daß ein Zauber, „des Bösen Wahn", der Gertrud es angethan habe, schwört Rache, während der Handschriftenhändler Ferdinand Kesselring ihm mit der Behauptung entgegentritt:

Nein! Gottesmacht liegt in dem Singen,
Gesang kann jedes Herz bezwingen.

Im Hause Rögner's bleibt Gertrud, den Mahnungen ihres Vaters und den Werbungen Wulf's entgegen, fest bestehen in ihrer Liebe zu dem als Zauberer bezeichneten Hunold Singuf, welcher zu dem allein gelassenen, für den geliebten Sänger schwärmenden Mädchen plötzlich tritt und ihr vor der Rosenlaube, durch deren Gehege und Blüten sich das Mondlicht stiehlt, erklärt:

Deine Liebe hob mich wieder, hat mich wieder mir gegeben.
Oeffnet sich der Welt ein Eden, du nur führest mich hinauf.

Das Liebesduett, sich fortwährend leidenschaftlich steigernd, schließt mit dem Vergessen der ganzen Welt. Beide rufen aus:

Fahre dahin, o Erdenlauf!
Wonne der Liebe, nimm ganz mich auf!

Im dritten Acte erscheint der von Ethelerus während der Anfangsscenen im Braunen Hirsch eingeladene Hunold Singuf im Rathhauskeller, wo auch der Kanonikus Rhynperg als guter Zecher seinen Schoppen trinkt. In froher Laune vermißt sich Hunold, gereizt durch den Kanonikus und durch den von des Bürgermeisters Tochter Regina früher verschmähten Ethelerus, auch dieses Mädchen zu

Digitized by Google

bethören und sie zu einem Kusse zu bewegen. In der Wette setzt er die Hälfte seines Lohnes für die Rattenvertreibung ein, während die zweifelnden Freunde, Rhynperg und Ethelerus, eine gleiche Summe ihm versprechen, wenn ihm die Bethörung gelingen sollte. Das originellste Stück der Oper, das Zechlied des Kanonikus und des Rathsschreibers, folgt der Wette. „Hocus pocus, ecce Jocus!" singen noch beide forttaumelnd, als Hunold Singuf schon verschwunden ist. Mit den Worten:

Ihr Herren, eh mein Werk vollbracht,
Kein fröhlich Lied mehr, gute Nacht!

schied er von den Zechern. Er hat sich dem Platze der Stadt Hameln zugewandt, wo Wulf zornglühend und rachebrütend sein Schmiedehandwerk treibt, beobachtet und beklagt von Männern und Frauen der Stadt; bis in die späte Nachtstunde hat er gearbeitet, ehe er seine Werkstatt schloß. Hinter der Schmiede hervorkommend, beginnt Hunold Singuf im Mondesglanz sein Beschwörungs- und Vertilgungswerk. Auf der Schalmei blasend, lockt er alle Ratten und Mäuse hervor, welche sich in die vom Mondlicht hell beleuchtete Weser stürzen. Nach den letzten Worten des Beschwörungsfanges: „Begraben in Gischt!" wiederholt dieselben der als Lauscher verborgen gewesene und jetzt hervorstürzende Wulf. Der Kampf zwischen beiden erreicht schnell sein Ende durch einen Messerstich Hunold's nach dem Gesicht des Schmiedes, welcher in das Haus zurücklieht. Hunold selbst aber gelobt, ferner nur einem Stern, seiner Gertrud, zu dienen.

Die beiden letzten Acte ziehen sich trotz vorgenommener Kürzungen etwas in die Länge. Zunächst ist im vierten Act das Volk glücklich über die Beseitigung der Rattenplage; jedoch sucht man dem Spielmanne den Lohn abzufeilschen, weil ein sogenannter Rattenkönig zurückgeblieben ist. Er verspricht den Rattenkönig, dessen ungefährliche Natur er gegenüber den von Unwissenheit zeugenden Anschuldigungen erklärt, noch an demselben Tage zu beseitigen und verlangt seinen Lohn, zugleich aber auch die versprochene Spende. Als solche begehrt er einen Kuß von Regina's Lippen, die zwar überrascht, aber „nicht unangenehm betroffen ist". Der Bürgermeister zerreißt in seiner Wuth das Pergament, und Heribert verfolgt fortan den auf den Königsfrieden sich berufenden Rattenfänger. Diesen läßt der Bürgermeister nach Beseitigung des Rattenkönigs durch Ethelerus zum Hochzeitsfeste einladen. Hunold erscheint und bethört Regina mit Hülfe des ihm zu Gebote stehenden Zaubers, welchen man nicht in der Bilsenkrautwurzel, sondern allein im Gesange erkennen möchte. Von seinem Liebe ergriffen, stürzt sie ihm entgegen mit den Worten: „Ja, ich bin dein, bin ewig dein!" Alle, mit Ausnahme des Ethelerus, erkennen in ihm einen Zauberer, welcher auf dem Hochgericht enden soll.

Im fünften Act finden wir Gertrud in Verzweiflung über die Untreue ihres Geliebten; aber dennoch will sie ihn erretten. Als er zum Feuertode verdammt worden ist, verlangt sie, daß man ihr ihn gebe, worauf der Schultheiß zu Hunold spricht:

Du bist frei! in Kaisers Namen,
Lös' ich dich von Tod und Banden!
Deinem Los ist sie geweiht,
Die vom Tode dich befreit . . .

Gertrud umarmt Hunold leidenschaftlich, ruft ihm Lebewohl zu und stürzt sich von der Brücke hinab in die Weser. Hunold zerreißt mit aller Kraft seine Ketten, doch umsonst, er kann sie nicht mehr retten; die Wehklagen des alten Vaters Rögner verhallen inmitten der Bestürzungsrufe des Volkes. Der Spielmann, verlassen von der ihn emporhebenden Liebe, sinnt nur auf Rache. Während die Trauung zwischen Regina und Heribert vollzogen wird, lockt er durch die Klänge seiner zaubergewaltigen Stimme und durch die Töne seiner Schalmei alle Kinder der Stadt zu sich heran. Er führt sie über die Brücke einem Berge zu, und als die Trauungsgäste sowie die neugierigen Bewohner und Bewohnerinnen Hamelns erschienen sind, ruft er:

Digitized by Google

Nur einmal noch gehorche mir,
Du finst're Macht, dann folg' ich dir.
Die letzte Rache sie ist mein!
Brich ein, du Brückenbau, brich ein!

Der Berg öffnet sich und unter dem Wehruf des Volkes führt er die ihm nachtänzelnden und hüpfenden Kinder in den Berg hinein. Hierbei ist die scenische Vorschrift gegeben: „Das offene hohe und breite Thor des Berges zeigt einen reizenden Hintergrund, ein grünes, sonniges Land mit sieben Burgen, auf die Sage vom Sachsenland in Siebenbürgen hindeutend. Hunold führt die Kinder zum Bergthor, in das sie jubelnd hineinspringen. Auch Aennchen ist nachgesprungen, ihr nach Rögner. Hunold hält Aennchen zurück und legt sie in Rögner's Arme, der sie ans Herz drückt und mit ihr den Berg hinabsteigt. Dann läßt Hunold noch einmal die Schalmei ertönen und geht selbst in den Berg, der sich nun schließt."

Die im ganzen recht gelungenen Verse des Dichters, welcher bei der dramatischen Gestaltung des epischen Vorwurfs mit nicht geringen, aber zum größten Theil glücklich überwundenen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, sind von Victor Neßler in einer Weise musikalisch componirt worden, daß dem Talent des Tonsetzers, welcher sich frisch und natürlich gegeben hat, wie er selbst als Charakter offen und ehrlich in der Welt erscheint, die vollste Anerkennung gezollt werden muß. Der Schwerpunkt seines Schaffens ist in den lyrischen Ergüssen zu suchen; an wirklicher Originalität der Erfindung aber erfreut man sich in den launigen Episoden, in dem schon erwähnten Zechliede, in dem Gezänk der Rathsherren u. s. w. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß die Meister der Romantik auf ihn eingewirkt haben; aber Neßler erscheint uns in dieser Oper durchaus nicht als ein Copist, sondern als ein bühnenkundiger, erfahrener Autor, dessen Wesen durch gediegene Vorbilder geläutert worden ist. Hier ist nicht mehr der früher in Sturm und Drang von seinen Versuchsstationen wild hinausstürmende dramatische Anfänger zu finden, sondern mit gereifter Urtheilskraft steht der fertige Tonsetzer vor uns, dessen Production sich nicht selten zur wirklichen Dichtung in Tönen aufgeschwungen hat. Der Componist des „Rattenfängers" ist entschieden, wenn man sechs bis zehn Jahre zurückdenkt, gar nicht mehr als der frühere Tonsetzer wiederzuerkennen; denn das ihm angeborene musikalische Talent und seine Hinneigung zur lyrischen Ausbreitung ist gegen früher durch eifrige Studien und durch reiche Erfahrungen so veredelt worden, daß jeder Vergleich ganz ausgeschlossen bleibt. Ein solches Herauswachsen der Individualität ist mit uneingeschränkter Anerkennung zu würdigen, und es erweckt zugleich die Hoffnung, daß der Autor noch manches sehr Erfreuliche in der angegebenen Richtung leisten werde. Seinen „Rattenfänger" hat er so prächtig mit kräftigen Zügen und mit reizvoller Lyrik ausgestattet, daß sich allerdings das Interesse lediglich auf diesen Spielmann concentrirt, die andern Charaktere aber neben ihm fast ganz verschwinden; selbst Gertrud kommt nicht zur Geltung neben diesem Sangeszauberer, dessen Töne ohne Bilsenkrautwurzel jedenfalls uns anmuthiger berühren als mit diesem ganz unnöthigen Hülfsmittel, welches die Kunst des Spielmannes etwas herabsetzt. Noch nachhaltiger würde sein Handeln wirken, wenn zuletzt ein versöhnendes Element hinzutreten möchte. Gern ist zuzugestehen, daß der Componist auch in der letzten Scene recht glücklich gestaltet hat; aber der Gedanke ist schrecklich, daß die armen unschuldigen Kinder der Rachelust eines Mannes verfallen, dessen Handlung der Regina gegenüber doch immer als eine frivole bezeichnet werden muß, besonders da sie nicht allein durch einen Spielmannsscherz, sondern durch die vorausgegangene Wette, welche Geldgewinn in Aussicht stellt, motivirt wird. Seine Gestalt würde nur gewinnen, wenn dem jetzigen Schlusse noch ein Nachspiel hinzugefügt würde, in welchem die Wiedervereinigung der Kinder mit den Aeltern zur Darstellung käme, am besten wol in

Digitized by Google

Siebenbürgen selbst, wo die (vielleicht durch die wiedergekehrten Ratten furchtbar gepeinigten) Einwohner Hamelns herrliches Land zur Gründung ihres Wohlstandes finden könnten, nachdem Hunold Singuf als Anstifter des ganzen Unternehmens die Kinder mit den Aeltern wieder zusammengeführt hätte. Um für dieses Nachspiel Raum zu gewinnen, könnten in den ersten Acten Kürzungen vorgenommen werden, welche der raschern Fortbewegung der Handlung nur günstig sein müßten. Ganz abgesehen von den vorgeschlagenen Aenderungen ist aber noch einmal zu betonen, daß der Componist durch seine anziehende lyrische Erfindung, durch die Noblesse seiner dramatischen Gestaltung und durch die recht gute Factur im Vocalsatze wie in der Instrumentation sich einen ehrenvollen Platz unter den Autoren von sogenannten Volksopern in gutem Sinne des Wortes erworben hat. Der unübertreffliche leipziger Interpret der Partie des Hunold Singuf, Schelper, neben welchem die übrigen Kräfte nur als Staffage erschienen, hat nicht wenig dazu beigetragen, daß der „Rattenfänger von Hameln" zu Ehren gekommen ist.

Victor Neßler ist unbedingt ein populärerer Tonsetzer als Karl Goldmark; jener gebietet auch über eine reichere melodische Strömung, während dieser als feiner, geschmackvoller Arbeiter und als Beherrscher der Ausdrucksmittel den Componisten des „Rattenfängers" weit überragt. Goldmark hat unbedingt durch die Composition seiner Oper „Die Königin von Saba" bewiesen, daß er in jeder Beziehung den orchestralen und vocalen Apparat in der feinsinnigsten und virtuosesten Weise zu handhaben vermag. Seine Kenntniß des Instrumentalsatzes und seine prächtige Gestaltungsgabe in der leichten, graziösen Instrumentalform kam ihm bei dem Schaffen der Oper ungemein zu statten; ihr ist es gerade hauptsächlich zu danken, daß das Werk in Wien, Prag, Hamburg, Leipzig mit großem Beifall aufgenommen worden ist und daß sogar die Kritik mit nicht geringer Ueberschätzung des Inhalts für diese dramatische That energisch eintrat. Die ausgezeichnete Factur täuschte die Musiker über den innern Gehalt, welcher, genau betrachtet, nur wenig Tiefe besitzt und trotz aller interessanten Wendungen, Modulationen, rhythmischen Ueberraschungen, reizvollen Instrumentirungseffecte doch in melodischer Beziehung, also hinsichtlich der ursprünglichen Erfindung, recht mager ist und darum auch nicht den Charakter an sich trägt, welcher dauernd den Kunstfreund fesseln kann. Hätte Mozart nicht seinen Melodienreichthum entfaltet, würde er bei all seiner eminenten contrapunktischen Kunst nicht durch seine Melodik unmittelbar wirken: dann dürfte es auch unsere Bühne nicht mehr wagen, seine herrlichen Schöpfungen, welche auf dem Theater und im Hause lebendig sind, einem Publikum vorzuführen, dessen Neigung zum Richten weit größer ist als zum Genießen. Aber die unsterbliche Melodie, der süße Zauber der urspünglichen Erfindung, die wahre Dichternatur des Componisten besiegt auch den starrsten Sinn, die größte Kaltblütigkeit. Solche unmittelbare Schöpferkraft ist den heutigen dramatischen Tonsetzern überhaupt nicht mehr eigen, sie suchen daher durch Aufbietung der modernen Mittel im Coloriren zu ersetzen, was der Erfindung fehlt. Eine bedeutsame Virtuosität im Coloriren besitzt unbedingt Karl Goldmark und dabei ist er auch so innig vertraut mit den einzelnen zur Tonfärbung benutzten Instrumenten, daß seine Verwendung der Tonwerkzeuge nicht selten den Charakter des Individualisirens annimmt. Eine so vorzügliche Kenntniß mußte natürlich den Musikern imponiren und gerade diese haben sich auch für die Oper noch weit mehr interessirt als das Publikum, welches sich dem Werke gegenüber zwar recht freundlich, aber nicht außerordentlich enthusiastisch verhielt. Opposition war gar nicht zu bemerken, ein Zeichen, welches selten für das Leben einer dramatischen Schöpfung Gutes bedeutet. Wo Bedeutsames geleistet wird, da regt sich in der Regel eine principielle Gegnerschaft; wo diese nicht zu finden ist, hat gewöhnlich auch nicht die von der ursprünglichen Kraft ausgehende Aufregung stattgefunden. Auch der Verfasser dieser Revue hat mit großem

Digitized by Google

Interesse die musikalischen Einzelheiten des Werkes verfolgt; er ist aber bei aller Anerkennung der excellenten Kenntnisse des Autors zu der Ueberzeugung gekommen, daß lauteres Gold nicht durch kunstvoll zusammengefügtes Flittergold zu ersetzen ist und daß das Mark, welches der Gedankenkraft des Schöpfers innewohnen soll, nicht erborgt werden kann, sondern ihm von der Natur geschenkt sein muß. Goldmark ist einer der kenntnißreichsten und feinsinnigsten Tonsetzer unserer Zeit; er ist aber keine ursprüngliche Schöpfernatur, sondern ein Charakter, welcher sich im Stil an frühere und zeitgenössische Vorbilder anlehnt. Mendelssohn und Schumann, auch Rubinstein und Wagner, nicht minder Weber, Marschner und Meyerbeer wird der aufmerksame Beobachter in den Tonbildern Goldmark's oft entdecken; am gefährlichsten für ihn ist aber seine Hingebung an den declamatorischen Stil Wagner's, durch welche der Componist seine eigene Individualität dem Banne eines andern Meisters verfallen läßt. Sein Denken und Componiren in Wagner'scher Art und Weise wirkt auch aus dem Grunde ermüdend, weil er einen dramatischen Vorgang musikalisch illustrirt hat, dessen Bedeutung nur als eine geringfügige im dramatischen Sinne zu betrachten ist. Wagner wählt große Stoffe und bearbeitet sie in seiner Weise; seine Längen sind erträglicher, weil sie doch Neues und Eigenthümliches enthalten. Die Längen in Goldmark's Oper sind aber unerträglich, weil sie nicht selten als Nachahmung des Wagner'schen Stils erscheinen. Mit Recht hatte man in Leipzig das Erscheinen der Königin von Saba im Finale gestrichen und überhaupt das Längenmaß so reducirt, daß das Publikum nicht allzu sehr erschöpft wurde, sondern für die musikalischen Schönheiten des Werkes, welche sich besonders in der exquisiten Arbeit vorfinden, ein reges Interesse sich erhalten konnte. Allerdings hatte, wie schon angedeutet, der Componist eine sehr schwache Textunterlage. Mit Recht ist dies auch wol von der leipziger Kritik des „Tageblattes" hervorgehoben worden, daß viele deutsche Dichter davor zurückschrecken würden, das üppige Kosen zwischen dem Helden der Oper, Assad, und der Heldin, der Königin von Saba, in so rückhaltsloser, unverschleierter Weise wiederzugeben und zu erzählen, wie dies in jener Oper geschehen ist; sie würden es aber auch verschmähen, dies nur als trügerisches Spiel und als leere Tändelei zu behandeln, sodaß keine tiefe, echte Leidenschaft als Motiv erscheint. Noch weniger aber würden deutsche Dichter die Heiligkeit des religiösen Cultus so zum episodischen Beiwerk einer Oper verwenden, wie es in diesem Werke gefunden werden kann. Herrn Mosenthal ist aber alles möglich; allen Respect vor seiner Vielseitigkeit! Zur Verbreitung des Inhalts ist durch spaltenlange Artikel österreichischer und deutscher Zeitungen sehr viel gethan worden. Er besteht nur darin, daß Assad, der Liebling Salomo's, Verlobter der Sulamith, der Königin von Saba entgegengesendet, in einer Mondnacht am Wasser von einem badenden schönen Weibe überrascht und durch Liebkosung beglückt worden ist und daß er nun am Hofe des Salomo sich für Sulamith als einen Verlorenen hinstellt, in der Königin von Saba aber das schöne Weib, welches ihn liebend an sich gepreßt hat, erkennt. Diese selbst leugnet stolz, setzt aber heimlich alle Künste in Bewegung, ihn dauernd zu fesseln. Er erliegt endlich dem Seelenkampfe und stirbt mit Sulamith in der Wüste. Ein so unglücklich behandelter Stoff, dessen Bearbeitung für die Bühne nirgends ergreifende dramatische Steigerungen enthält, kann unmöglich dem Hörer Sympathien abgewinnen, auch wenn die musikalische Gestaltung sich in originellerer Weise offenbaren sollte, als dies in den Goldmark'schen Tonbildern wahrzunehmen ist. Daß sich die Oper dennoch bis jetzt auf dem Repertoire erhalten hat, ist jedenfalls der gewandten und feinen Factur des Werkes zu verdanken. Einen Triumph feiert die Kenntniß des Autors in dem wirksamen großen Sextett des ersten Actes, ebenso in dem durch sinnlich-reizvolles Klangcolorit bestrickenden Liebesduett Assad's und der Königin im zweiten Acte. Im dritten Acte ist die auf ein sehr graziös componirtes Ballet folgende Scene zwischen Salomo und der Königin von Saba weit weniger

Digitized by Google

gelungen als die spätere, in welcher Sulamith ihrer tiefen Klage und ihrem Entschluß, in die Einsamkeit zu ziehen, Ausdruck gibt. Im Schlußacte erzielen die letzten Seufzer Assad's nur geringe Wirkung; das Orchester aber ist zur Schilderung des Samums trefflich behandelt. Hier ist auch den Theaterdirectionen ein weites Feld zur Ausstattung eröffnet, wie überhaupt der Reiz einer splendiden Ausstattung sich mit den musikalischen Reizmitteln einen muß, um die Erhaltung des Werkes einigermaßen zu sichern.

Diese drei besprochenen Opern sind unbedingt die bedeutendsten Thaten auf musikalisch-dramatischem Gebiete. Alles andere ist nicht von solcher Lebensfähigkeit, daß es in einer „Revue" eingehender erörtert werden sollte. Wenn auch der tüchtige Musiker W. Freudenberg in seiner Oper „Die Nebenbuhler", welche in Wiesbaden mehrfach zur Aufführung gelangt ist, sich als einen vortrefflich gebildeten Tonsetzer erwiesen hat, so ist doch die dramatische Handlung des Werkes so unklar und dieselbe bietet so wenig wirklich fesselnde Momente, daß der Componist wol genöthigt sein wird, sich einem andern zweckdienlichern Stoffe zuzuwenden. Wohl aber würden einzelne Nummern, wie die Introduction, welche sicilianisches Volksleben schildert, die Trinkchöre, Gebete, eine Tarantelle, die Chöre und Tänze der Derwische, der Gesang des Emirs, die Tänze der Almeen und andere bei geschickter Einrichtung zur Concertmusik zu verwenden sein, weil sich in diesen Nummern der Autor als Meister des Tonsatzes zeigt. Geringe Anerkennung bei den Sachverständigen fand auch die romantisch-komische Oper „Bianca" von Ignaz Brüll, am 25. Nov. 1879 im Hoftheater zu Dresden aufgeführt; es war die Inscenesetzung zwar sehr zu loben, die Gestaltung des Stückes aber als verfehlt zu bezeichnen. Die Oper hatte sich auch nicht desselben reellen Erfolges zu erfreuen, welchen „Das goldene Kreuz" des Componisten errang. Das Textbuch verspricht, sagt der Referent der „Signale", in seiner Exposition viel mehr Interessantes, als es später zu halten weiß. Daß Bianca Saloni, um einem nach ihrem Gelde und ihr selbst trachtenden Vormund zu entrinnen, sich mit einem jungen lebenslustigen Cavalier unter der Bedingung vermählt, daß dieser sie nicht kennt, nicht sieht und gleich nach der Trauung verläßt, und daß dieser Cavalier auf jene Bedingungen eingeht, weil er tief in Schulden steckt und der Reichthum der Signora ihm aus großer Verlegenheit hilft, könnte für die spätern Acte, in denen sich die einander nicht kennenden Ehegatten, natürlich ganz zufällig, treffen und ineinander verlieben, wenn außerdem der komische Diener des Cavaliers und die komischen Freunde der Signora wirklich komisch wären, zu sehr hübschen amusanten Scenen und Verwickelungen führen. Dieses ist dem Verfasser, Adolf Schirmer, nur sehr mäßig gelungen und die Handlung des Stückes verläuft kraft- und thatenlos in einer anständigen Mittelmäßigkeit. Ebenso ist es mit der Musik; sie tritt hier nicht erhöhend, aufhelfend ein; auch sie hat im ersten Acte ihre besten Momente, die dann mit den darauffolgenden in keinem innern Zusammenhange stehen. Einzelne recht wirksame Ensemblesätze, die vom Talent und Geschick des Componisten Zeugniß ablegen, die sehr hübsche Balletmusik, das Finale des ersten Actes, welchem die Leistung der Frau Hofkapellmeister Schuch (Bianca) besondern Glanz verlieh, verschafften der Aufführung, besonders dem ersten Act, einen äußerlich schönen Erfolg und dem Componisten Hervorruf, konnten aber doch die Ansprüche nicht decken, die man an eine Oper machen muß, und es ist wol kaum anzunehmen, daß dieselbe zu öfterer Aufführung gelangen sollte.

Die übrigen dramatisch-musikalischen Erzeugnisse, welche zur Aufführung gelangten, erheben sich nicht über das Niveau des Untermittelmäßigen. Dies gilt auch von den Werken der Ausländer, von welchen dem Philippo Marchetti mit seiner von Trivialitäten strotzenden Oper „Ruy Blas" die Ehre zutheil wurde, auf dem dresdener Hoftheater zu erscheinen. „Das Werk macht den Eindruck

Digitized by Google

einer zu dramatischen Effecten aufgebauschten Operette, an der nichts fehlt (weder Couplet, noch Walzer, noch Polka) als ein lustigerer Text und ein gutes Ende. Gift und Tod in Verbindung mit den gewöhnlichsten Tanzweisen kann eben nur Eine Wirkung hervorbringen — die komische." Noch unglücklicher ist Victorin Joucières mit seiner Oper in zwei Acten: „Königin Bertha", gewesen, deren Inhalt an die Sage von Karl's des Großen Geburt geknüpft ist und die Schicksale der ungarischen Prinzessin Bertha „mit dem großen Fuße" behandelt, welche nach ihrer Leidensgeschichte, die stark an Genoveva erinnert, Pipin den Kurzen heirathet und ihm den Sohn schenkt, der später nnter dem Namen Karl der Große berühmt wurde. Alles in allem enthält das Textbuch weder dramatische Situationen noch solche, die den Componisten zu einem hohen lyrischen Aufschwung hätten begeistern können. Es ist kalt und langweilig und der Musiker seinerseits hat nicht vermocht, ihm ein warmes Leben einzuflößen. Der Componist reiht unabsehbar Recitativ an Recitativ und dabei ist die Orchesterbehandlung eine mangelhafte. Joucières' Orchester, wie es vor einem Jahre in der Großen Oper zu Paris erschien, am 27. Dec. 1878, versteht es weder, Stimmungen stark und leidenschaftlich auszudrücken, noch die Natur zu malen; es ist lärmend mitunter, aber es redet keine ergreifende, zum Herzen oder zum Kopfe dringende Sprache und es vermag nicht durch dramatische Lebendigkeit zu ersetzen, was den Singstimmen an Reiz und Eindrucksfähigkeit fehlt.

Auf dem Felde der Concertmusik ist verhältnißmäßig wenig geleistet worden. Hervorzuheben ist das treffliche Chorstück mit Orchester: „Verheißung", von dem ausgezeichneten Contrapunktisten Salomon Jadassohn, ferner das prächtige C-dur-Klavierconcert von Karl Reinecke, welches zu den besten Werken dieser Gattung aus neuerer Zeit zu rechnen ist, und das von Joachim jetzt an vielen Orten mit außerordentlichem Erfolg vorgetragene Violinconcert von Johannes Brahms, dem Schöpfer des „Deutschen Requiem". Zum Theil verfehlt erscheint die Composition der Schiller'schen „Glocke" für Soli, Chor und Orchester von Max Bruch. Möchten doch die Componisten an solchem Gedicht nicht herumarbeiten wollen! Dieses verträgt nicht ein Umsetzen in musikalische Formen; es genügt sich vollständig selbst und erscheint nur in verzerrter Gestalt, wenn es zu einer Cantate umgewandelt wird.

Diese Ansicht hegte schon der verstorbene Professor E. F. Richter, jener hochverdiente Meister, dessen Stelle an der Thomaskirche und an dem Thomasgymnasium in Leipzig bald besetzt werden soll. Die Wahl ist noch nicht bekannt gemacht, soll aber vom Stadtrath bereits getroffen worden sein. Der Mann, welcher an die Stelle kommen wird, wo einst Sebastian Bach mit seiner mächtigen Geisteskraft wirkte, soll jedenfalls eine künstlerische Kraft ersten Ranges sein. Daß die Stelle aber infolge der verhältnißmäßig geringen Besoldung die auswärtigen Musiker nicht anzieht, beweist die Thatsache, daß Brahms und Kiel abgelehnt haben. Da ein solches Verhältniß nun einmal eingetreten ist, wird der Rath am klügsten handeln, wenn er einen erprobten praktischen Musiker mit tüchtigen Dirigenteneigenschaften wählt, damit Leipzig auch in der Kirchenmusik ein Vorort der musikalischen Kunst sei, welche in dieser Stadt mit einem Eifer gepflegt wird wie sonst nirgends.

Es wird uns hoffentlich vergönnt sein, in unserer nächsten Revue eine Uebersicht über die Pflege der Tonkunst in den bedeutendsten Städten geben zu können. Das statistische Material liegt bereits in großer Reichhaltigkeit vor und wird sich in den Rahmen einer „Musikalischen Revue" einfügen lassen. Hauptsächliche Berücksichtigung werden dabei die musikalischen Conservatorien finden, unter welchen bisjetzt die Institute in Leipzig, Wien, Paris und Stuttgart den ersten Rang behaupten. Die berliner Hochschule ist bisjetzt zu einem rechten Aufschwunge nicht gekommen, ebenso hat auch das gleichfalls sehr reich dotirte frankfurter Conservatorium (das Hoch'sche Vermächtniß) noch nicht hinreichende Lebenskraft entwickelt. Nur der Streit

Digitized by Google

zwischen dem Director Joachim Raff und Professor Stockhausen wurde schnell bekannt; er lehrte, daß die leipziger Einrichtung ohne einen artistischen Director die richtige ist. Die akademische Lehrfreiheit bewahrt vor Einseitigkeit; sie schützt das Institut vor dem Hineinrollen in eine dem zeitweiligen artistischen Director gerade zusagende Geschmacksrichtung, wo nicht vor der subjectiven Willkür des dirigirenden Herrn. In der Kunst muß dem Lehrer die Freiheit gegeben sein, nach seinem Ermessen den einzelnen Individualitäten den Lehrstoff darzubieten; dann wird auch inmitten einer größern Menge die einzelne Individualität das Wesen und die Technik der Kunst in richtiger Weise zu erfassen vermögen. Diese Einrichtung hat sich bisher bewährt. Altes und Bewährtes werde beibehalten, solange man nichts Besseres an dessen Stelle zu setzen hat!

Politische Revue.

6. Januar 1880.

Die innere politische Situation läßt sich am besten damit bezeichnen, daß die preußisch-deutsche Regierungspolitik, besonders auf wirthschaftlichem Gebiete, auf der ganzen Linie siegreich bleibt; die äußere wird durch zwei entgegengesetzte Ereignisse in einer für Deutschland nicht gerade vortheilhaften Weise bestimmt: durch die französische Ministerkrisis und durch das Ausbleiben einer solchen in Rußland, durch den Rücktritt Waddington's und das Verharren Gortschakow's im Amte. In Gambetta wird man mit Recht stets den verschwiegenen Vorkämpfer der Revanchepolitik erblicken; die Gesinnungen Gortschakow's aber gegenüber Deutschland und Frankreich gehören nicht zu den Geheimnissen der Cabinete; er selbst hat sie mit einem Freimuth ausgeplaudert, der seit dem Vorgange des Fürsten Bismarck in der Diplomatie zum guten Ton zu gehören scheint, im offensten Widerspruch mit allen bisherigen Traditionen der Cabinete.

Die Etatsberathungen im preußischen Abgeordnetenhause nahmen ihren gewöhnlichen Verlauf: die einzelnen Ziffern wurden mit Glossen und Excursen begleitet, welche über den Stand der Parteien zueinander und zur Regierung so viel Licht verbreiten, als die unklare Situation zuläßt. Unklar ist diese besonders durch das Verhalten des Centrums, das gegenüber den in die Länge sich ziehenden Verhandlungen der Regierung mit der Römischen Curie bisweilen die Geduld verliert, einmal wieder den oppositionellen Ton anschlägt, wobei allerdings immer wieder die dämpfende Sordine zur Hand ist; denn das Centrum besinnt sich rasch wieder, daß es ja eigentlich im guten Einvernehmen mit der Regierung ist und im Reichstage eine leitende Stellung einnimmt. Bei der Berathung des Etats des Ministeriums des Innern kamen mehrfach kleine parlamentarische Vergeßlichkeiten zum Vorschein; der alte Oppositionsgeist des Centrums regte sich gelegentlich. In der Sitzung vom 2. Dec. machte der Abgeordnete Windthorst der Regierung den Vorwurf, daß die katholischen Blätter von den amtlichen Inseraten vollständig ausgeschlossen seien; es müsse ein darauf bezügliches Ministerialrescript vorliegen. Graf Eulenburg erwähnte in seiner Antwort, daß Windthorst jetzt mehrfach wieder einen gereizten und feindseligen Ton anschlage. Da erklärte der Abgeordnete von Meppen, daß das nur in seinem Organ liegen könne; jede Feindseligkeit gegen das Ministerium liege ihm fern und er habe vor dem Minister des Innern eine besondere Achtung. Am 5. Dec. hob Windthorst hervor, daß der Culturkampf wesentlich schuld sei an dem jetzigen Nothstande in Oberschlesien; hier müßten die Nothgesetze aufgehoben werden, um der Kirche und den geistlichen Orden ihre Wirksamkeit wieder zu gestatten. Die Stellung zwischen dem Centrum und der Fortschrittspartei wurde am 6. Dec. lebhaft erörtert: wenn indeß Windthorst bei

Digitized by Google

diesem Anlaß erklärte, die Stellung seiner Partei habe sich nicht geändert, wohl aber der Abgeordnete Richter, so ist er doch den Beweis dafür schuldig geblieben. Centrum und Fortschrittspartei sind früher bisweilen Hand in Hand gegangen und noch bei der Wahl von 1878 ist der Abgeordnete Richter von der Centrumspartei den Wählern empfohlen worden, weil es sein Verdienst sei, daß man noch keine neuen Steuern habe. Im übrigen sprach Schorlemer-Alst von dem Marasmus der Fortschrittspartei, Abgeordneter Richter von dem geistigen Nothstande Schorlemer's, was ihm einen Ordnungsruf von seiten des Präsidenten zuzog: Centrum und Fortschrittspartei stehen sich, seit der Schwenkung des erstern, aufs feindlichste gegenüber. Windthorst selbst mußte doch zugeben, daß sich die Haltung seiner Partei gegenüber der Staatsregierung geändert habe; früher habe das Ministerium sie nicht als Staatsbürger, sondern als Heloten behandelt. „Die Composition des jetzigen Ministeriums ist eine ganz andere: dasselbe kommt uns, wie aus manchen Anzeichen zu schließen ist, mit Wohlwollen entgegen. Unserm Princip treu bleiben wir vorsichtig und abwartend; wir müssen dem Ministerium Zeit geben, sich zu entwickeln. Wir hoffen das Beste, obgleich wir es beklagen, daß es so lange dauert, aber wir wollen die Entwickelung nicht stören und bedauern es jedesmal, wenn wir opponiren müssen."

Das ist in allgemeinen Umrissen das Programm des Centrums, soweit es für die Oeffentlichkeit paßt. Die ungestümsten Heißsporne der Partei müssen sich in Geduld fügen: es wird ihnen schwer genug und es ist zu begreifen, daß in dieser etwas gedrückten Stellung die Partei nicht jenen glänzenden Geist entwickelt, den sie sonst in den Oppositionskämpfen zur Schau trug und den sie gewiß mit genialem Uebermuthe wieder zur Schau tragen würde, wenn es ihr gelänge, als Ecclesia triumphans einen endlich errungenen Sieg ausbeuten zu können: das hoffende und harrende Centrum befindet sich jedenfalls in einer peinlichen Schwebe.

Am gespanntesten steht die Centrumspartei mit den Freiconservativen: die Discussionen über die Garantieforderungen bei dem Eisenbahngesetz gaben den beiden Parteien Anlaß, sich gegenseitig den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Freiherr von Zedlitz erklärte: „Die Wirthschaftsreform im Reiche mußte erkauft werden durch Concessionen, die nicht allen Urhebern der Reform leicht geworden sind. Ich glaube, ein Antrag Franckenstein in zweiter Auflage würde hier den meisten nicht dadurch schmackhafter gemacht, wenn er, anstatt in föderalistischer, in kirchenpolitischer Sauce uns aufgetragen würde. Es gibt Leute, die sich rühmen, sehr zeitig aufzustehen, aber andere sind auch keine Langschläfer, und während jene sich noch bemühen, den Strom der Zeit zu benutzen, handelten die andern, und eines schönen Tages fand sich, daß das Zünglein der Wage ihren Händen entrutscht war, fanden sie, daß ihre Stimmen machtlos geworden waren." Die Replik gegen diese Anklagen des Centrums übernahm Windthorst: er erwähnte, daß die vorliegende Frage nur wirthschaftlicher Natur sei, wie auch Abgeordneter Miquel erklärt habe, daß deshalb die nationalliberale Partei nicht geschlossen dafür gestimmt, wohl aber die Freiconservativen, weil sie damit eine politische Action vorzunehmen glaubten. „Diese politische Action hat der Abgeordnete von Zedlitz in der Freude seines Herzens verrathen. Ist der Umstand so freudeerregend für ihn, daß die Centrumsfraction deshalb in der Negative geblieben ist? Abgeordneter Miquel ist unendlich viel conservativer als die sämmtlichen Mitglieder der freiconservativen Partei." Dann fügte Windthorst hinzu: „Das Urtheil des Herrn von Zedlitz über das Centrum ist doch näherer Betrachtung werth. Wir prüfen alle Fragen nach ihrem innern Werth und entscheiden uns danach; unsere jetzige Entscheidung ist die Consequenz jahrelanger Ueberzeugung. So leicht ist die Centrumspartei doch nicht beseitigt, wie Herr von Zedlitz es sich ausgemalt; $8^1/_2$ Mill. Katholiken sind nicht so ohne weiteres aus der Welt zu schaffen, und daß unsere 100 Stimmen im Landtage noch ihre Bedeutung haben, das wird vielleicht schon die nächste Woche lehren."

Digitized by Google

Diese Auseinandersetzungen der Parteien fanden bei der Hauptverhandlung der letzten Session des preußischen Abgeordnetenhauses statt, welche die Zeit vom 9. bis 12. Dec. in Anspruch nahm, bei der Verhandlung über die Eisenbahnankäufe der Regierung. Für diese erklärte sich ein großer Theil der Liberalen, sodaß sie mit den Conservativen zusammen, auch gegen das Centrum, den Ausschlag zu Gunsten der Regierung gaben. Diese politische Situation gab den Anlaß zu den rhetorischen Ergüssen des Herrn von Zedlitz, welcher darüber triumphirte, daß das Centrum als Bundesgenosse der Regierung abgetreten sei. Die Verhandlungen selbst eröffnete Minister Maybach am 9. Dec. mit einer Dringlichkeitserklärung der Regierung. Die Commission hatte sich dafür erklärt, dem Gesetzentwurfe betreffend den Ankauf mehrerer Privateisenbahnen für den Staat die Zustimmung zu erklären, diese Zustimmung aber von bestimmten Garantien abhängig gemacht. Die Regierung erklärte sich bereit, diese Garantien zu gewähren, die verlangten Gesetzentwürfe vorzulegen: dafür wünschte sie die rasche Erledigung der Sache einmal, weil die Verträge mit Ablauf des Jahres ihre Gültigkeit verlören, dann aber, um dem Herrenhause die Zeit, die es zur Erledigung bedarf, nicht über Gebühr zu schmälern. Die Debatte am 9. Dec. nahm in der That nicht große parlamentarische Dimensionen an; einzelne Ausstellungen über die Verträge wurden gemacht, auch vor dem Ankaufe der Hannover-Altenbekener Bahn gewarnt, die an Reparaturen so viel verlange, daß der ganze Gewinn von Millionen, den sich der Staat aus dem Staatsbahnsystem herausrechne, wieder verloren gehe; doch wurde der Ankauf der vier Bahnen: der Berlin-Stettiner, der Magdeburg-Halberstädter, der Hannover-Altenbekener und der Köln-Mindener, mit 226 gegen 155 Stimmen angenommen. Gestreift wurde bei diesen Verhandlungen der Uebergang des Staatseisenbahnsystems in das Reichseisenbahnsystem: hier zeigte sich nicht der gleiche Zusammenhalt der Conservativen. Erfochten aber war der Sieg der Regierung gegen das Centrum, welches dem Verstaatlichungssystem opponirte: der erste Bruch der neuen, mühsam zusammengekitteten Allianz.

Mochte man nun die Frage des Ankaufs als eine wirthschaftliche betrachten: die Frage der „Garantien" war jedenfalls eine eminent politische. Diese Garantiefrage fand Abgeordneter Richter bereits gegeben durch den vierten Paragraphen des Eisenbahngesetzes; er erklärte sich gegen den Umtausch der Prioritäten gegen Staatsschuldverschreibungen. „Man sucht jetzt so ängstlich nach Garantien und gibt dabei durch Ertheilung der Liquidationsvollmacht die wichtigste Garantie, das Recht des Mitsprechens der Volksvertretung bei Consolidation und Amortisation der Staatsschulden, aus den Händen." Trotz des Protestes von Richter gegen die „flagrante Verletzung des Etatsrechtes", ein Protest, dem sich einige Abgeordnete des Centrums anschlossen, wurde bei der Abstimmung dem Finanzminister, der sich der übernommenen großen Verantwortlichkeit wohl bewußt war, doch das verlangte Vertrauensvotum durch Annahme des Paragraphen mit 227 gegen 167 Stimmen ertheilt.

Die von der Commission formulirten Garantien kamen am 11. Dec. zur Debatte. Zu diesen Garantien gehört die feste Normirung des Maximums der Staatseisenbahnschuld, die Bestimmung der Verwendung der Zinsen, die Bildung eines Reservefonds, die Einsetzung von Bezirkseisenbahnräthen und einem Landeseisenbahnrath neben den Vertretern der Staatsverwaltung. Das Haus verhandelte zuerst über die finanziellen Garantien: von Reichensperger und Richter wurde bestritten, daß in den Resolutionen der Commission irgendeine finanzielle Garantie liege. Reichensperger verlangte für den Landtag mindestens das Recht, die Tarife festzusetzen. Richter spricht sein Mistrauen aus gegen einen Erneuerungsfonds, da die Regierung jetzt vor allem daran gehe, die Erneuerungsfonds der Bahngesellschaften, soweit sie vorhanden sind, zu andern Zwecken einzuziehen und zu verwenden; er findet den Mechanismus, der eingesetzt werden soll, um uns vor einem

Digitized by Google

Misbrauch mit den Eisenbahnrevenuen zu schützen, gänzlich ungenügend. Röckerath verlangt in einem besondern Antrage die Zustimmung des Landtags für jede Veränderung des Tarifs. Indeß werden die finanziellen Garantien mit großer Mehrheit angenommen, ebenso die wirthschaftlichen, die Vorlegung der Tarife u. s. w. Die ganze Debatte hatte etwas „Cursorisches", wie man bei der Lektüre der alten Classiker in den Schulen sagt. Hier und dort ein polemisches Streiflicht; es fehlte selbst an Gegenvorschlägen, wenn man das Röckerath'sche Amendement ausnimmt, das keine Mehrheit gewann. Der selbst von Miquel geäußerte Wunsch, bei den Bahnen, die in die Staatsverwaltung übergehen, zunächst stehen bleiben zu wollen, fand nicht Beachtung. Minister Maybach erklärte sich für die Nothwendigkeit, zu „arrondiren". So ward das Gesetz auch bei der dritten Berathung am 12. Dec. angenommen und auch die Eisenbahnräthe in einer Nachtragsverhandlung. Nur über die Bestimmung, daß in den Landeseisenbahnrath auch je drei Mitglieder des Abgeordneten- und Herrenhauses aufgenommen werden sollen, mußte durch Abzählung abgestimmt werden; auch sie ging durch mit 185 gegen 183 Stimmen.

Im Herrenhause ward das ganze Gesetz am 17. Dec. durchberathen und angenommen. Hier fehlte es nicht an gewichtigen Gegnern. Staatsminister Camphausen erklärt, daß er stets für Privatbahnen sei, die beabsichtigte Ausdehnung der Omnipotenz der Staatsverwaltung für einen Rückschritt ansehe. Auch der frühere Justizminister Graf zur Lippe erklärt sich dagegen. Für dasselbe spricht Graf Moltke, der die militärische Seite der Angelegenheit hervorhebt, und der Generalpostmeister Stephan, der sich über die Garantien übrigens weit freimüthiger und zutreffender äußert, als dies die Redner im Abgeordnetenhause gethan, indem er sagt: „Was die Garantien betrifft, so sind mir von ihnen nur sympathisch die über die Amortisation und den Reservefonds; der Eisenbahnrath und die Bezirkseisenbahnräthe erscheinen mir nur als eine Coulisse, hinter die sich der Minister bei Gelegenheit mit Anstand zurückzieht oder aus der er bei andern Gelegenheiten wirkungsvoll hervortreten kann."

Das Gegenbild zu diesem Siege der Regierung gab die Verhandlung über die elbinger Simultanschule. Unsere parlamentarischen Zustände sind so abnorm, daß die Regierung zwar über eine Mehrheit, aber über eine gleichsam verschiebbare Mehrheit verfügt. Die Eisenbahn- und Finanzminister siegen gegen die Stimmen des Centrums, der Cultusminister siegt mit dem Centrum gegen die Stimmen der liberalen Parteien; es kommt nur darauf an, wie in jedem Fall das parlamentarische Kaleidoskop geschüttelt wird, aber in allen Fällen kommt eine Figuration heraus, wie sie die Regierung wünscht.

Die Quasten des Leichentuches, welches über ein Stück der Falk'schen Culturarbeit gebreitet wurde, trugen die Mitglieder der Centrumspartei diesmal im Einklang mit den Conservativen und den Polen. Denn daß es ein Principienkampf war, der hier ausgefochten wurde, war doch unverkennbar, mochte die elbinger Angelegenheit auch derartig sein, daß dem Cultusminister das formale Recht blieb. Denn es handelte sich in der That nicht um die Aufhebung früherer Simultanschulen, sondern um die Errichtung einer neuen. Die Commission hatte den Beschluß gefaßt, über die Petition des Magistrats und der Stadtverordneten von Elbing betreffs der Errichtung dortiger Simultanschulen zur Tagesordnung überzugehen, und diesem Beschluß stimmte das Abgeordnetenhaus am 18. Dec. bei. Vergeblich erklärte sich Abgeordneter Gneist für die Simultanschulen, vergeblich hob Abgeordneter von Sybel hervor, daß man in 30 Jahren keine Schule finden werde, wo die Kinder nicht gemischt sind, daß sich die allgemeine Schulpflicht in Preußen nicht aufrecht erhalten lasse, wenn die Simultanschule abgewiesen werde; vergeblich führte er den Ausspruch eines neuern Theologen an: der Streit um den Besitz der Schule sei dasselbe, was der Streit um die Investitur im 11. Jahrhundert war, ein Streit um die Weltherrschaft. Ebenso vergeblich hob

Digitized by Google

ein Mann der Wissenschaft wie Virchow hervor, die Simultanschule sei nicht die confessionslose Schule, sie sei im eigentlichen Sinne eine doppelt confessionelle Schule. Wenn er erklärte, die Uebergriffe der Kirche auf das Gebiet der Schule mit Entschiedenheit zurückweisen zu müssen, so sprach er im Sinne der Falk'schen Gesetzgebung; wenn er es aber aussprach, daß die mystische Religion keinen ernstlichen Charakter habe, die Ethik auch ohne Religion gelehrt werden könne, so sprach er als Vertreter einer philosophischen Linken, die bei der gegenwärtigen Zusammensetzung des Abgeordnetenhauses wol eine isolirte Stellung einnimmt, aber mit Recht hervorheben konnte, daß eine Zeit kommen werde, wo die freiheitlichen Strömungen wieder die Oberhand gewinnen würden.

Gegenüber diesen wichtigsten Debatten nahmen die andern eine untergeordnete Stellung ein. Zur Signatur der Zeit gehört indeß das Forstgesetz, dem zufolge selbst die Pilze und Beeren im Walde von den armen Leuten nicht zusammengesucht werden dürfen, ohne das Eigenthumsrecht des Waldbesitzers zu kränken und dafür bestraft zu werden. Dies Gesetz gehört in eine Zeit, in welcher selbst sogenannte Liberale für die Prügelstrafe eintreten. Glücklicherweise wurde das ganze Forst- und Polizeigesetz am 16. Dec. auf Antrag Schorlemer's in die Commission zurückverwiesen und damit voraussichtlich begraben.

Ueber die Maßregeln gegen den Nothstand in Oberschlesien gab Finanzminister Bitter am 19. Dec. eingehende und in Bezug auf die getroffenen Maßregeln auch befriedigende Auskunft. Er schloß seine Rede mit den Worten: „Es wird vielleicht möglich sein, durch aufmerksame Behandlung und genaue Beobachtung bessere Zustände herbeizuführen, soweit dies durch Menschenhand geschehen kann. Es ist die Absicht, alle betheiligten Ressorts zu gemeinschaftlicher Thätigkeit einzuladen, um zu untersuchen, wie man den Verkehr aufschließen, die landwirthschaftlichen Zustände verbessern, die Bodenerträge sicherer gestalten, die allgemeine Bildung und Erwerbsthätigkeit der Bevölkerung heben kann. Wir würden uns glücklich schätzen, wenn wir in die Lage kämen, nach Beseitigung der unglücklichen Zustände die Wege für die nachhaltige Besserung der Verhältnisse zu ebnen und für die Betroffenen die Morgenröthe einer bessern Zukunft heraufzuführen."

Während der Verhandlungen des preußischen Landtages bereiten sich für den Reichstag selbst allerlei Ueberraschungen vor. Das Plenum des Bundesrathes hat dem Ausschußantrag betreffend zweijährige Sitzungen des Reichstages seine Zustimmung ertheilt. Diese beabsichtigte Beschränkung der legislatorischen Thätigkeit, mit welcher die Vorausbestimmung des zweijährigen Etats nothwendig verbunden ist, wird im Reichstage selbst wol auf lebhaften Widerspruch stoßen. Inzwischen ist die Aufstellung des dem Reichstage vorzulegenden Reichshaushalts bereits für zwei Jahre, die Rechnungsjahre 1880/81 und 1881/82, erfolgt. Auch ist von einem neuen Steuerbouquet die Rede, in welchem eine Brau- und Börsensteuer nicht fehlen sollen. Der Plan einer „Wehrsteuer", die von solchen gezahlt werden soll, welche der allgemeinen Wehrpflicht nicht ihren Tribut abtragen, ist in erfinderischen Köpfen aufgetaucht und wird von verschiedenen Seiten befürwortet, ohne daß bisher eine officielle Instanz bei ihm Pathen gestanden hätte.

Die Vorgänge bei den Wahlen in Breslau und Magdeburg beweisen, daß das Socialistengesetz die imposanten Ziffern der socialistischen Wähler nicht herabzudrücken, den Zusammenhalt der Partei nicht zu lockern vermochte. Im Grunde gab dies die Regierung selbst bei den Berathungen über die Fortdauer des kleinen Belagerungszustandes in Berlin zu.

Die Zustände im Reichslande Elsaß-Lothringen lassen sich günstiger an als bisher: mindestens ist jener passive Widerstand, ist das Non possumus der Protestler gebrochen und eine sachliche Behandlung wichtiger Fragen steht in Aussicht. Dem vermittelnden und versöhnlichen Einfluß des neuen Statthalters General-

Digitized by Google

feldmarschalls von Manteuffel, der seit zwei Monaten sich auf seinem Posten befindet, ist es zuzuschreiben, daß eine mildere Stimmung im Lande herrscht. Selbst brüske Ablehnungen nicht scheuend, hat sich der General mit allen tonangebenden Parteien in nächste Beziehung gesetzt und durch seine Bereitwilligkeit, alle Beschwerden sorgsam zu prüfen, auch auf der andern Seite vielfaches Entgegenkommen gefunden. Der am 16. Dec. 1879 zusammengetretene Landesausschuß zeigt deshalb eine freundlichere Physiognomie, als man nach den letzten Reichstagswahlen hätte erwarten dürfen. Von den 23 neugewählten Mitgliedern des Ausschusses gehören nur 5 oder 6 zu den Protestlern; die andern vertreten in der Mehrzahl die Anschauung der Autonomisten. Die Eröffnung der Sitzungen des Landesausschusses inaugurirte die „Elsaß-Lothringische Zeitung" mit den Worten: „Derselbe ist in veränderter Gestalt und mit erweiterten Rechten zur Fortsetzung seiner bisherigen Thätigkeit berufen unter Verhältnissen, wie sie günstiger für die Wünsche des Landes noch nicht gewesen. Die Autonomie ist, soweit sie ausführbar ist, nach Inhalt und Form gegeben. Diejenigen, welche bisher für diesen Fortschritt eingetreten sind, werden sich vorbehaltlos auf die durch diese nunmehr vollendete Thatsache geschaffene neue Basis stellen; dem Schritte nach vorwärts, welchen das Land gethan, wird ohne Zweifel auch die fernere Haltung der bisherigen autonomistischen Partei entsprechen."

Die auswärtige Politik Deutschlands hat gleichzeitig mit dem Westen und dem Osten zu rechnen. Der Ministerwechsel in Frankreich konnte, trotz des freundschaftlichen Händedruckes, welchen Fürst Hohenlohe mit dem neuen Ministerpräsidenten de Freycinet am Neujahrstage wechselte, doch nicht verfehlen, in Berlin Eindruck zu machen. Sowenig unsere Diplomatie an theoretischer Befangenheit leidet und sowenig sie fürchtet, daß von Paris als einem Infectionsherde republikanischer Ideen sich der Ansteckungsstoff nach Deutschland verbreiten könnte, so ist doch der Name Freycinet's, der Gambetta's rechte Hand in der letzten Phase des Deutsch-Französischen Krieges war, keineswegs geeignet, besondere Sympathien zu erwecken oder die Zuversicht auf den Frieden zu stärken, so ernst gemeint immerhin die Friedensversicherungen des neuen Cabinets sein mögen, und sowenig an der Begabung des bisherigen Arbeitsministers, an seinem Organisations- und Rednertalent und seinen bedeutenden Fachkenntnissen zu zweifeln ist. Die Republik im Fahrwasser Gambetta's ist keine Beruhigung für Deutschland: sie ist es allerdings mehr oder weniger schon seit Grévy's Präsidentschaft; doch bezeichnet das neue Cabinet eine abermalige Schwenkung nach der Linken. Gambetta steht wiederum hinter den Coulissen: man darf befürchten, daß sein Hervortritt in den vollen Glanz der Regierung seine Glorie in einer elektrischen Entladung der äußern Politik Frankreichs suchen wird, wenn der Augenblick dazu günstig erscheint. Vorläufig ist die Stimmung des Landes eine friedliche und die Revanchepolitik, die dem Präsidenten Gambetta den rechten Nimbus geben und mit der Dictatur von 1870 die geschichtliche Continuität herstellen würde, muß zunächst die Faust in der Tasche ballen; doch eine günstige europäische Conjunctur kann hierin einen gänzlichen Umschwung hervorrufen. Die Frage freilich ist, ob der Dictator und Cunctator Gambetta seine Zeit nicht verpaßt hat; denn schon richtet sich drohend eine andere Popularität empor, die an seinem Königsmantel zerrt: Clémenceau, ein Radicaler, der bereits in die Geschichte der Commune verwebt ist, und wer weiß, ob nicht Gambetta bald für einen Girondisten gilt, welcher dem Terrorismus des Berges den Platz räumen muß.

Die Krisis in Frankreich knüpft sich vorzugsweise an zwei Fragen: die Amnestiefrage und diejenige der Purification des Beamtenthums, besonders des Richterstandes; sie nimmt überhaupt eine durchaus eigenthümliche Gestalt an: im Abgeordnetenhause enthält sich die Rechte der Abstimmung; es ist ein Kampf zwischen

Digitized by Google

der Majorität und der Minorität der Linken, und im Grunde ist das Ministerium Waddington mit lauter Vertrauensvoten zu Tode gesteinigt worden. Das erste Vertrauensvotum wurde dem Ministerium am 4. Dec. 1879 zutheil. Brissot interpellirte die Regierung über die innere Politik und hob hervor, daß sie nicht mehr den Wünschen der Majorität entspreche; er schloß mit den Worten: „Wir haben eine entschlossene Majorität und ein unschlüssiges Ministerium.“ Waddington erwiderte, daß das Cabinet die Gesammtheit der Meinungen repräsentire, welche in den Kammern selbst vertreten seien; es werde die Mitglieder des Richterstandes zur Achtung vor der Republik auffordern, doch könne die darauf bezügliche Frage nicht so gestellt werden, wie es gerade jetzt geschehe. Das Cabinet wolle keine absolute Freiheit der Presse; es wolle nicht die Freiheit der Beleidigung und Beschimpfung. Die Republik müsse gegründet sein auf die Vereinigung der Parteien, und werde fortleben, wenn diese Vereinigung fortdauere. In ähnlichem Sinne sprach Ferry, während Floquet die Ausführungen Brissot's unterstützte. Devès formulirte dann eine motivirte Tagesordnung, die mit 243 gegen 107 Stimmen angenommen wurde (die Rechte enthielt sich der Abstimmung). Diese Tagesordnung sprach die Ueberzeugung aus, daß das Cabinet entschlossen sei, der Regierung der Republik Achtung zu verschaffen, und alle regierungsfeindlichen Beamten mit Energie beseitigen werde. Dies Vertrauensvotum war aber an Bedingungen geknüpft, welche das Ministerium so, wie sie gemeint waren, nicht zu erfüllen dachte. Günstiger für die Regierung lautete die motivirte Tagesordnung vom 16. Dec. 1879 betreffs der Amnestiefrage. Die Kammer erklärte mit 257 gegen 57 Stimmen, daß sie den von der Regierung dargelegten Ansichten beistimme und die Erklärungen billige, welche sie über die Anwendung der Gesetze betreffs der partiellen Amnestie gegeben habe.

Der 16. Dec. 1879 war ein heißer Schlachttag; die äußerste Linke trat mit ihren Anklagen unverhüllt hervor. Lockroy beschuldigte in seiner Interpellation das Ministerium, bei der Bildung der Kategorien der von der Amnestie Ausgeschlossenen die Personen und nicht die Vergehen ins Auge gefaßt zu haben, um die Wahl gewisser Personen, namentlich die Wahl Rochefort's, zu hindern. Die Minister Leroyer und Ferry vertheidigten die Grundsätze des Cabinets. Da trat Clémenceau auf und hielt eine „sensationelle“ Rede, welche eine Woche lang die französische Presse beschäftigte. Sie wirkte wie die Schöpfung eines neufranzösischen Romanciers durch den pikanten Contrast, indem den nichtamnestirten Communards die Carrière machenden Prinzen des Hauses Orléans gegenübergestellt wurden, besonders der Herzog von Aumale, der die höchste, einem Prätendenten wünschenswerthe Stellung erlangt habe und zum Generalinspector der Armee ernannt worden sei. Clémenceau berührte in der That hier einen sehr wunden Fleck der Republik: es bleibt eine Anomalie, einem so offenkundigen Prätendenten, der in Chantilly einen fürstlichen Haushalt führt, eine solche Stelle anzuvertrauen. Und an den Contrast reihte sich das geflügelte Wort: „Sie sagen, wir werden die Geiseln und die Brandstiftungen nicht vergessen; nun wohl, dann sage ich Ihnen, wenn Sie nichts vergessen, dann werden auch Ihre Gegner ihre Erinnerungen wach halten.“

Das Gespenst der Commune richtete sich zum ersten mal in der französischen Kammer auf: hat das Ministerium Waddington vor ihm die Flucht ergriffen? Nach dem Schluß der Sitzung der Kammer reichte es seine Dimission ein; das neue Jahr sah es nicht mehr am Ruder: Grévy nahm die Dimission an, doch nach einigen vergeblichen Versuchen, das bisherige Cabinet in etwas veränderter Gestalt zu erneuern, mußte er Freycinet mit der Bildung eines neuen Ministeriums betrauen, das in der Mehrzahl aus Gambettisten ohne hervorragenden Namen besteht.

Digitized by Google

Was unsern Nachbar im Osten betrifft, Rußland, so erscheinen die innern Zustände des Staates durch die nihilistische und panslawistische Agitation zersetzt. Das Schreckensregiment trägt nicht die gewünschten Früchte; doch kennt die Regierung kein anderes wirksames Mittel, als den Schrecken zu verstärken. Der Verurtheilung Mirsky's, der das Attentat auf General Drentelen ausgeübt, zum Tode (29. Nov. 1879) folgte ein neues Attentat auf Kaiser Alexander I. in Moskau (1. Dec. 1879), das, von langer Hand vorbereitet, dennoch misglückte, indem der Kaiser im ersten Eisenbahnzuge fuhr, nicht im zweiten, den die Verschworenen in die Luft sprengten. Das Attentat erscheint furchtbar durch die Zahl der Mitwisser, unter denen sich kundige Ingenieurs befinden müssen, durch die Länge der Zeit, welche erforderlich war zur Unterminirung der Bahn, durch die Vermessenheit, mit welcher sich jetzt die nihilistische Verschwörung an das Haupt des Kaisers selbst wagt. Darauf beschränkt sich indeß die Thätigkeit der Nihilisten nicht: die bei Odessa aufgefundene Mine, die Versuche, zwei petersburger Brücken in die Luft zu sprengen, ja selbst ein beabsichtigtes Attentat auf das Winterpalais, halten die Aufregung in Rußland wach. Eine Reorganisation der geheimen Polizei, die ausgedehntesten Polizeimaßregeln sind getroffen, um der Verschwörung auf die Spur zu kommen, die ein neues Blatt der revolutionären Zeitung vor kurzem wieder in Petersburg erscheinen ließ. Die Gerüchte von einer Abdankung des Kaisers bestätigen sich nicht. Durch das Verbleiben Gortschakow's im Amte ist der auswärtigen russischen Politik der drohende Charakter Deutschland gegenüber geblieben; und wenn ein Offizier des preußischen Generalstabes eine Schrift über die Kriegführung gegen Rußland veröffentlichen darf, so beweist dies doch, daß man auch in Berlin auf alle Eventualitäten gefaßt ist.

In Bulgarien macht inzwischen der Neffe des russischen Kaisers, der Prinz von Battenberg, bei seinen Bulgaren, die russischer sind als der Kaiser, keine erfreulichen Erfahrungen. Fürst Alexander sah sich genöthigt, am 5. Dec. die Nationalversammlung durch Decret aufzulösen, da er die großbulgarischen Tendenzen der Opposition in anderer Weise nicht zu besiegen vermochte.

In Oesterreich beherrschte der Kampf um das Wehrgesetz die innere Situation; der §. 2 desselben, die zehnjährige Dauer des Gesetzes betreffend, hatte im Abgeordnetenhause (5. Dec. 1879) nicht die Zweidrittel-Majorität erhalten. Das Herrenhaus erklärte sich indeß dafür; der Obmann des Liberalen Clubs hatte eine Audienz bei dem Kaiser in dieser Angelegenheit. Die gewählte Ausgleichscommission erklärte sich zu Gunsten der zehnjährigen Dauer, und so wurde sie endgültig am 20. Dec. auch im Abgeordnetenhause angenommen. Die Delegationen wurden am 18. Dec. eröffnet. Die Verlängerung des deutsch-österreichischen Handelsvertrags bis zum 30. Juni 1880 verhindert zunächst, daß dem politischen Frieden zwischen Oesterreich und Deutschland nicht der wirthschaftliche Krieg zur Seite ging.

England wurde beunruhigt durch die Lage in Afghanistan. General Roberts, am 12. Dec. 1879 von 10000 Afghanen angegriffen, kämpfte siegreich. Doch räumte er Kabul und zog sich in das befestigte Lager von Sherpur zurück, von wo er indeß, nachdem er die Afghanen geschlagen, am 28. Dec. wieder in Kabul einrückte. Ueber die irische Frage und den Gegensatz zwischen Gladstone und D'Israeli werden wir selbständige Essays bringen.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Rudolf von Gottschall** in Leipzig.

Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Digitized by Google

Josa Dario.

Novelle

von

E. Vely.

I.

Der „Furioso“ hatte nach schöner, ruhiger Fahrt im Hafen von Spalato Anker geworfen; die sinkende Sonne ließ breite, rothe Streifen über das Tiefblau des Meeres gleiten, die Insel Brazza sah dabei einen Moment wie von Feuersglut umgeben aus — ein Brunhilde-Eiland des Südens.

Unter all den zahlreichen Passagieren an Bord, welche jetzt sichtbar erfreut auf das Anlegen der Schiffbrücke harrten — ein buntes Contingent verschiedener Nationalitäten bildete sie, von den elegantesten Damen in gewählter Reisetoilette, See- und Landoffizieren und Kaufleuten bis zu Morlaken, Montenegrinern und Türken hinab —, war es besonders ein schlankgewachsenes, dunkles Mädchen, welches die Blicke strahlend über die halbmondförmig gebaute alte Stadt gleiten ließ.

Die stolzgeschnittenen Lippen bewegten sich leicht, als flüsterten sie einen leisen Gruß. Dem ganzen Ausdruck des Gesichts, das jenen warmen, südlichen Bronzeton besaß, dessen Colorit noch durch matte Röthe auf den Wangen erhöht wurde, konnte man entnehmen, daß es nicht zum ersten mal war, daß diese Augen nach dem Octogon hinüberschweiften, dem einstigen Jupitertempel, dem jetzigen Dom, und daß es mehr war als bloßes Interesse, welches die junge Reisende an der Stadt nahm, die sich auf den imposanten Trümmern des prächtigen Kaiserpalastes des Diocletian erhebt. Es war denn auch die Heimat, welche Josa Dario's Blicke nach dreijähriger Abwesenheit wieder grüßten.

Der hochaufgerichtete Herr an ihrer Seite — er mochte ein Funfziger sein; denn trotz seiner jugendlichen Haltung verriethen dies die leicht an den Schläfen ergrauten Haare — schien die Bewegung, welche seine Begleiterin überkommen, nicht zu gewahren. Er wartete mit sichtlicher Ungeduld, bis die Mehrzahl der Passagiere sich dem Ausgange zugewandt; denn, obwol herrisch und rücksichtslos dreinschauend, hatte er doch wieder etwas wie vornehmes Fernhalten von dem Gedränge der Menge.

Dann legte er die Hand auf die Schulter der schlanken Dame und sagte in italienischer Sprache, venetianisch singenden Tones und Dialekts, wie er hier an den Küstenstrichen in den obern Klassen herrscht: „Jetzt ist es Zeit, Josa!“

Digitized by Google

Das schöne Mädchen hob das Haupt, ein heller Schein glitt über ihre ernsten Züge, und mit einem Seufzer, welchen ihr eine glückliche Empfindung auspreßte, erwiderte sie in tiefen Tönen: „O, in der Heimat — in der Heimat!“

Aber rasch schwand das Lächeln, wie drüben die sinkende Sonne hinter dem fernen Meeressaum: es mußten nicht alle Empfindungen freudige sein, mit denen die junge Comtesse Dario den Boden ihrer Vaterstadt wieder betrat.

Des Conte Dario Geduld war zu Ende; er herrschte einigen Morlaken, welche in ihrer Festtagstracht, den rothen Mützen, mit Turban umwunden, mit künstlich geflochtenen Zöpfen, silbergestickten Unterleibchen und braunen Jacken mit rothen Troddeln, blauen Beinkleidern, Sandalen und Mänteln — dem Ausputz fehlten nicht die kriegerischen Pistolen — sich langsam weiter schoben, einen kräftigen Fluch und ein drohendes „Vorwärts!“ in der Landessprache zu. Gehorsam, sich bis zur Erde neigend, schnellten die drei zurück.

„Ah, Gospodine (Herr), verzeiht — verzeiht, Conte Stipe (Stephan), Euern elenden Dienern!“

Ob der Wunsch, welchen ihnen die landesübliche Höflichkeit in den Mund legte, erfüllt wurde, darüber erhielten sie keine Aufklärung. Der Conte Stipe Dario hatte Josa's Hand unter seinen Arm geschoben und schritt mit ihr rasch über die Holzbrücke hin.

Kaum war der Molo mit seinen festen Steinplatten erreicht, als sich den Ankommenden wieder ein Hinderniß bot: diesmal in der Gestalt einer alten Frau, welche sich mit einem lauten Freudenschrei dem jungen Mädchen in den Weg warf.

„Licht meiner Augen, Sonne meines Lebens, Contessina Josa — nun kann die alte Bare (Barbara) in Frieden sterben; o, heiliger Duje (Doimo), du Schutzherr unsers Landes, das hast du gut gemacht!“

Und zwischen jedem Ausruf ergriff sie das lichtgraue Reisegewand der jungen Gräfin und preßte es an ihre Lippen, während ihr die hellen Thränen über das gelbe, runzelige Gesicht liefen. Das schöne Mädchen beugte sich herab und reichte ihr die schmale Hand.

„Steh auf, Bare, steh auf! Auch ich bin froh, daß ich wieder in der Heimat bin; ich habe nichts vergessen, vom Berge Marian an bis zu deinem alten, lieben Gesicht, und es ist alles noch das Gleiche!“ sagte sie sanft.

„O, heiliger Duje! Wie lang die drei Jahre waren! Aber die Contessina ist eine große Schönheit geworden, ganz wie die selige Gospoja (Herrin), nein, völlig ihr Ebenbild! So sah die Contessa Ivanizza (Giovanna) aus, als sie als Braut —“

„Hast du morgen nicht Zeit, alte Schwätzerin?“ fragte der Conte, schob die Plaudernde aus dem Wege, um für die Tochter und sich Raum zu schaffen, und setzte dann im Weitergehen hinzu:

„Du bringst wol ausländische Gewohnheiten mit, Josa? Geduld gegen die Dienerschaft ist keine Sitte, die im Palazzo Dario zu herrschen pflegt. Wenn wir ihr nicht kurz das Wort abschneiden, küßt und schreit und schwört sie noch um die Mitternachtsstunde dort am Molo.“

Josa lächelte.

Digitized by Google

„Die Freude macht mich geduldig, mein Vater; o, es ist schöner als Musik, die Sprache seiner Heimat zu hören!“

Ein warmer, aufleuchtender Blick streifte sie aus den dunkeln Männeraugen.

„Die Zeiten sind so anders geworden. Gewöhnlich finden unsere Söhne und Töchter es überall draußen schöner als bei uns. So war es früher nicht! Man ging hinüber nach Padua, um zu studiren, sah sich auch Rom an und vielleicht Neapel, und obwol man sie die Königin der Städte nennt, fand man es daheim schöner, auf dem eigenen Grund und Boden. Und wo man auch war, man vergaß nicht, daß der Name, den man trug, älter ist als die Mauern des alten Palatium. Ich fürchte —“, er vollendete den begonnenen Satz nicht, sondern streckte den Arm gegen Norden und sagte: „Da haben bisher immer Barbaren gewohnt für uns; nun geht das junge Geschlecht hin und holt von dort seine Bildung. Es kann aber niemand gegen Strömungen ankämpfen!“

Josa blickte vor sich nieder, eine finstere Falte hatte sich zwischen ihren schwarzen kühngeschwungenen Brauen gebildet.

Aber sie erwiderte kein Wort.

Dann schritten sie einem hohen, altersgeschwärzten Gebäude zu: dem Palazzo Dario.

Er lag nicht, wie jene der andern Adelsgeschlechter — alle Grundbesitzer der Küstenstrichländer nennen sich seit Jahrhunderten Adelige, Conti (Grafen), obwol niemand ihren Adelsbrief gesehen — in einer der engen, schmuzigen, übelriechenden Gassen (Calle, nach venetianischem Sprachgebrauch betitelt), sondern hatte seine Front dem Hafen zugewandt. Er war im Spitzbogenstil des 14. Jahrhunderts erbaut. Die Familie Dario, welche früher auch einen Palast in Venedig besaß, hatte den Baumeister und die Maler, welche sein Inneres mit Fresken ausschmückten, von Venedig herüberholen lassen.

Damals war die Glanzzeit der Familie, die einst mit den Römern zur Zeit ihrer frühesten Invasion ins Küstenland gekommen sein wollte — also rühmte man sich römischer Abkunft. Unter Richard Löwenherz' Fahnen hatten sich Darios ausgezeichnet in den Kreuzzügen, wie alte Chroniken, von den Hausgeistlichen verfaßt, ausführlich und lobrednerisch berichteten. Als die venetianische Herrschaft begann, wurden die Darios mit verschiedenen Dogengeschlechtern durch Heirathen verbunden; als dem Löwen von San-Marco dann die stolzen Flügel gebrochen waren und Napoleon I. das Adlerbanner hier aufpflanzte, zog man sich grollend in sich selber, in seine Palastmauern zurück, und so blieb's unter den andern Herrschern auch. Der äußere Glanz der Familie erlosch; man saß fest auf seinem Besitz und übte seine Macht aus gegen die Untergebenen.

Es war das ein herkömmlich Recht, und so gut wie Macht über Leben und Tod; denn wenn es einmal vorkam, daß ein „Herr“ im Zorn einen „Bauer“ tödtete, so ertrug man das. Eine Kirchenbuße, ein Geldopfer, eine Beichte bei dem Hauskaplan sühnte und entsühnte. Und wie die Geschichte der Dario, so war fast eine jede der andern „adeligen Familien des Landes“.

Der Palast Dario hatte einen kleinen, cypressenbepflanzten Vorgarten, in dem einige Funde aus Salona, Torsi von Götterbildern, aufgestellt waren. Diesen durchschritt man, um zum zierlichen Portal zu gelangen.

Digitized by Google

Die heimkehrende Tochter des stolzen Hauses warf einen grüßenden Blick über die bekannten Gestalten, den flügellosen Cupido, die einarmige Venus, den lachenden Faun mit seiner zerbrochenen Flöte und den verstümmelten Bocksfüßen: so war es gewesen, so, genau so war das Bild ihrer Sehnsuchtsträume, so mußte sie es auch wiederfinden.

Neben den rothen Marmorsäulen des Vestibuls raschelte es; eine weibliche Gestalt duckte sich dahinter, sie kannte auch die Mare (Maria): ihre Milchschwester, der alten Barbara Tochter, war mit ihr ein Kind gewesen, als Josa das Haus verließ. Sie nickte, sie wollte sprechen, da fesselte ein anderes Geräusch ihr Ohr; ihre Blicke suchten und fanden einen Springbrunnen, welcher der offenen Hofthür gegenüber seine Strahlen emporwarf; der Palazzo Dario bildete ein Viereck mit berühmtem, galerienumschlossenem Hof und einer überaus kunstvollen Wendeltreppe.

Der Springbrunnen war früher nicht dagewesen. Dieser niedere Wasserstrahl mit darauf tanzender goldener Kugel war eine ungeahnte Neuerung, und nun erst erinnerte sich Josa einer Thatsache, deren sie beim Wiedersehen der Heimatstadt und des Aelternhauses völlig vergessen: der Palazzo Dario hatte in der Zeit ihrer Abwesenheit eine neue Herrin erhalten.

Der glitzernde, plätschernde Wasserstrahl, welcher in der sonst so feierlichen Stille des vornehmen alten Gebäudes sich heiter hörbar machte, rief ihr wie spottend zu: „Ich bin da, sie ist da, die neue Frau deines Vaters.“

Sie stand unwillkürlich still; Mare's schwarzer Kopf hinter der Porphyrsäule wurde nicht weiter beachtet; Conte Stipe aber schritt rasch dem Hofraum zu und rief mit ungeahnt weicher Stimme etwas hinüber. Nun sah Josa, wie sich drüben im Oleandergebüsch etwas bewegte: eine Hängematte war's, die jetzt, ihrer Bürde entledigt, zurückschnellte; dann that sie selber mechanisch einige Schritte vorwärts und sah dann unter dem innern Eingang zur Halle eine kleine, zierliche Gestalt erscheinen. Lang aufgelöste blonde Haare umrieselten sie, nein, schlossen die schmalen Schultern ein wie ein Mantel; ein Paar Kinderhände streckten sich ihr entgegen und eine Stimme, schmeichelnd und hell, sagte in deutscher Sprache:

„O, welch eine schöne, große Tochter ich habe.“

Josa hatte ihre kalten Finger dargereicht, und bleich bis zu den Lippen stammelte sie:

„Und ich, ich wußte nicht, daß Sie so jung sind!“

Ein helles Lachen:

„Nun, den Fehler, wenn er einer ist, verwischen wir mit jedem Tage.“

Der Conte betrachtete die schlanke, imponirende Gestalt der Tochter und die eidechsenhaft geschmeidige seiner zweiten Gemahlin — seit sechs Monaten war das blonde Geschöpf Contessa Dario — mit gespannter Miene.

„Was sagt sie?“ fragte er dann seine Gattin; denn er selber hatte es von jeher verachtet, die deutsche Sprache zu erlernen.

„Sie hat zum mindesten eine recht, recht böse Stiefmutter mit dem mal occhio erwartet“, berichtete die Gefragte.

Digitized by Google

„Und findet einen Engel!“ fiel der Conte emphatisch ein; „ja, Josa, die Contessa Helena ist wirklich un angelo!“

Die Blondine hob drohend den Finger empor.

„Lele, Don Stipe, wenn ich bitten darf“, sagte sie und sah ihn mit den unschuldigen blauen Kinderaugen an. Dann nickte sie Josa zu.

„Lele und Stipe klingt doch tausendmal schöner und kosender als das feierliche Elena und Steffano, oder unser schwerfällig deutsches Helena und Stephan. Sie sehen, Josa mia, ich bin schon ganz dalmatinisch angehaucht.“

„Kosend, ja“, klang es in Josa's Innerm nach; „durch ihr kosendes Wesen hat sie sich in Vaters Herz und in dieses Haus gedrängt, in welchem noch nie eine Fremde geherrscht.“

Die blauen Augen glitten noch immer forschend über die Mädchengestalt hin.

„Sie ist so vollendet, Stipe, so antik geformt wie eine der Römerinnen, welche vor mehr als tausend Jahren in euern alten Heidentempeln gebetet haben zur schönen Frau Venus und zum galanten Herrn Jupiter. Aber nun, ma bella — nicht wahr, wir sagen gleich auf gut deutsch Du — nun erlaubst du mir, dich in dein Zimmer zu führen?“

„Ich danke — ich werde sehen, ob ich den Weg noch allein finde“, erwiderte Josa und wollte sich nach der breiten Marmortreppe wenden, an welcher zwei Rittergestalten Wache hielten mit erhobenen Schwertern.

„Schwerlich“, rief die Contessa, „denn ich habe mir erlaubt, einige Aenderungen vorzunehmen, um es meinem heimkehrenden Töchterchen so angenehm als möglich zu machen. Deine ehemaligen Räume waren ja wahre Aufenthaltsorte für Gespenster. Meine kleine Josa — denn unmöglich konnte ich dich so imponirend erwarten — findet jetzt freundliche Salons nach dem Meere zu, nicht in den klösterlichen Hof. Nun, der hat zwar jetzt auch schon eine andere Gestalt erhalten, nicht mehr mittelalterlicher Zwinghof.“

Sie schob ihre Hand unter den Arm Josa's und zog sie mit sich.

Der Conte sah den beiden nach; er war ganz unter dem Zauber der blondhaarigen Frau.

„Josa gleicht ihrer Mutter“, murmelte er, „und die hat mich eigentlich während ihres ganzen Lebens nicht so glücklich gemacht als Contessa Lele in einer Stunde. Sie hat niemals Launen, sie kann immer lachen, und das braucht man, wenn man nicht vorzeitig alt werden will.“

II.

Was Contessa Helena noch alles geplaudert, als sie hinaufgestiegen waren, wußte Josa nicht mehr; es waren für sie nur Laute gewesen, welche an ihr Ohr geklungen. Dann hatte sich eine Thür geöffnet, ihre Begleiterin sie hineingeschoben — nun war sie endlich allein.

Mechanisch hatte sie zu den Fragen, ob das nicht tausendmal hübscher, mädchenhafter sei als jene alten finstern Räume, genickt: nun stand sie und sah auf die mit buntfarbiger Cretonne überzogenen Wände, die hellen Spiegel, die modernen venetianischen Glasvasen, das Ruhebett, die niedern Sessel und Taburets. Es

Digitized by Google

war das Boudoir einer Rococodame, das man ihr hier geschaffen. Ebenso kokette, ebenso heitere Räume hatte sie draußen in der Fremde bewohnt; hier aber, im Aelternhause, wo bisher jedes Zimmer und jedes Möbel seine Geschichte gehabt, hier schauderte sie förmlich davor zurück. Die Thür zum Nebengemach stand offen, Weiß und Rosa leuchtete ihr entgegen — sie zog mit etwas spöttischem Ausdruck die Oberlippe empor. Für ein solch blondes, blauäugiges Wesen waren das Farbentöne; für eine echte Dario mit ihrem Bronzeteint bedurfte es kräftigerer Tinten. Josa war nicht umsonst draußen in der großen Welt gewesen, wo ihre Tante, die Baronin Isbary, die Frau eines Diplomaten, erfahren in allen Fragen des Anstandes und der Toilette, sie in ihrer Schule gehabt. Was wirklich vornehm war von innen heraus, nicht äußeres Blendwerk und Vornehmthun, hatte Josa dort kennen lernen. Und wenn sie ein wenig wild und sehr unerfahren aus der Heimat gekommen war, nur wohl bewandert in der Geschichte ihres Hauses, so hatte sie draußen erst, den vielen Parvenus gegenüber, stolz sein gelernt auf ihren alten Namen.

Nicht einmal ihre Handschuh streifte sie ab, als fürchte sie die Berührung mit den neuen, glanzvollen Dingen; sie ging nach der Schwelle zurück und schien eben die Lippen zu einem Ruf nach einem dienstbaren Geist öffnen zu wollen, als die alte Bare vor ihr auftauchte.

„Seele, Blume, Augenlicht — nein, Herrin, Gospodina jetzt —", wollte sie verbessern, aber Josa wehrte ihr und sagte sanft:

„Laß es beim alten, Bare — du gehörst mit in meine Kindheit, und ich ehre alles, was sich an ihre süßen Erinnerungen knüpft."

Die Alte verstand wol nicht recht den Sinn dieser Worte, aber sie murmelte einen Segenswunsch als Antwort.

„Hast du noch die Schlüssel, Bare?"

„Noch, ja! Der heilige Duje aber weiß nur, wie lange ich sie noch haben werde; denn, Contessina, es ändert sich alles hier im Palazzo!"

„Schließ' meine Zimmer auf!" — ihre Hand deutete über den Corridor.

Aus irgendeinem verborgenen Schlupfwinkel unter ihrem weißen, vorn offenen Wollgewande hervor zog Bare einige rostige Schlüssel.

„Dieser wird's sein, Contessina; er hat sich lange nicht im Schloß gedreht, seit unsere Josa in die weite Welt ging. Und als die neue Gospoja kam und den Palazzo von oben bis unten sehen wollte, da fand ich ihn nicht gleich; sie sah etwas wie Böswilligkeit darin und sagte es Conte Stipe, und der ließ ein Wetter los, daß mir meine arme Seele wie schiffbrüchig vorkam und ich nahe daran war, den heiligen Nicolo anzurufen. Santa-Madonna — und wenn ich gedacht hätte, die Neue, Fremde braucht nicht sofort die Schritte zu verwischen, welche der Abgott meines Herzens dort gelassen, wär's ein Verbrechen?"

Der Schlüssel kreischte, die Thür flog mit einem dumpfen Laut auf und Josa trat ein.

Freilich, Glanz und Helle, die drüben geherrscht, fehlten diesem Raum; aber was durch die jetzt dumpfe Luft, die ihn erfüllte, wehte, war die Vergangenheit des Hauses Dario.

Digitized by Google

Während die alte Barbara die Fenster aufstieß, grüßten Josa's Blicke die vertrauten Gegenstände. Die riesigen, kunstvollen Gobelins an den Wänden, welche Scenen aus den Kreuzzügen darstellten. Dort der Ritter in strahlender Rüstung auf schwarzem Roß hielt eine Flagge empor, auf der das Wappen dieses Hauses stand — Graf Carle nannte ihn die Chronik. Er war vor Jerusalem gefallen. Drüben das Gemälde trug Tizian's Zeichen; es war ein Votivbild, eine Dario; eine stolzbraune, schöne Frau kniete verzückten Blickes und hielt ihren Erstgeborenen der heiligen Jungfrau entgegen; sie hatte zehn Jahre auf Kindersegen vergebens geharrt.

Josa lächelte; in dem Boudoir hatte sie moderne Bilder gesehen: Sommerfrischen, Kinderscenen in Stichen — was waren ihr die!

Jene Stühle mit dem Dogenzeichen waren bei einer Ausstattung mit von Venedig herübergekommen — da, der Bischof von Istrien in Lebensgröße hieß Stipe Dario. Sie trat ins Schlafgemach. Glasfenster mit alter, bunter Malerei, biblischen Scenen, ließen das Abendlicht herein; das große, geschnitzte Bett sah wie ein Haus für sich aus; sie hätte es doch nicht mit jenen blendenden Kissen dort drüben vertauscht. Wie sie aber den kleinen Hausaltar sah, über dem ein lieblich Madonnenbild Bellini's hing, vor welchem die Mutter sie einst hatte die Hände zuerst falten gelehrt, da ging ein Zittern durch ihre Glieder und sie sank in die Knie und legte den schwarzen Kopf auf das altergebräunte Pult.

Als sie sich wieder erhob, stand neben Bare eine schlankes, braunes Mädchen.

„Mare!" sagte sie sanft und beugte das Haupt; aber ehe ihre Lippen die Stirn der Milchschwester berührt, zog sie sich zurück und ließ ihr nur die Hand zum Kusse, der Landessitte eingedenk. Ja, jetzt war der alte Geist wieder über sie gekommen.

Sie wies auf den Staub, der überall auf den Möbeln lag, und befahl ihn zu tilgen; früher hätte sie das so kritischen Blickes wol nicht beachtet, aber ihr Auge hatte sich in der Fremde geschärft für solche Dinge, und der Ordnungssinn, der oft im Süden zu fehlen scheint, war geweckt worden.

„Komm, Bare", sagte sie dann.

Das Dämmerlicht erfüllte die breiten, mit Marmormosaik belegten Corridore, als sie, gefolgt von der Alten, einem Seitenpförtchen des Palastes zuschritt.

Bare fragte nicht, wohin der Weg führe; sie hatte früher oft ihre junge Herrin zur Abendmesse in den Dom begleitet.

Die Lichter blinkten vom Hochaltar her bereits mit siegendem Glanze, als die Eingangsthür erreicht war; aber nicht dieser wandte sich Josa zu, sie trat neben die Sphinx, deren Riesenleib, aus ägyptischem Granit angefertigt, vor dem ehemaligen Jupitertempel hingestreckt ist, und neben der Fabelgestalt des classischen Alterthums stehend, sich auf dieselbe stützend, befahl sie:

„Erzähle mir alles, Bare, was du über deine neue Gospoja weißt!"

Statt des Dankes auf den Knien in dem Dom für glückliche Heimkehr diese weltliche Frage! Hätte Bare gewagt, ihrem Pflegekind gegenüber enttäuscht auszusehen, so würde ihr faltiges Gesicht darin das Möglichste geleistet haben.

So legte sie die Hände über dem bunten Gürtel zusammen und entgegnete:

Digitized by Google

„Die Madonna weiß, daß das wenig ist. Als du nun auch fort warst, da ging Conte Stipe finster herum; die ersten Wochen war es, als ob der Palazzo ausgestorben sei, und wäre nicht zuweilen der alte Conte Emo Trevi herübergekommen und die beiden hätten sich ans Schachbret gesetzt, man hätte sich fürchten müssen. Selbst die reiche Weinernte und der Mais und die Menge von Feigen machten Conte Stipe nicht heiterer. Die Kinderaugen fehlen ihm, sagten wir untereinander. Als Monate hin waren, ging's besser. Er sah wol oft die Mare an, wie sie groß und schön wurde, und sagte dann: «So viel wird die Contessina auch gewachsen sein!» Und wenn ich die Mare nicht gehabt hätte, heiliger Duje! Neun Kinder nahm mir der unbarmherzige Tod, und als ich das zehnte, die Mare, an die Brust drückte und meine Thränen auf das kleine Gesicht fielen, da kam gerade Conte Stipe in meine Hütte. «Komm, Mare, die Gospoja ist auch eines Kindes genesen, aber sie liegt schwer krank und du mußt ihm Nahrung geben.» Und die Heiligen wissen's, daß ich nicht gezaudert habe, nicht so lange, als eine Sternschnuppe herab vom Himmel auf die Erde zu fallen Zeit braucht; und sie haben's mir belohnt und die kleine Contessina wachsen und gedeihen lassen und meine Mare nicht minder, sodaß sie auch ein schönes Mädchen ist, und der Jakuve (Jakob), wißt Ihr noch, Donna Josa, der kleine Jakuve, der begehrt sie zur Frau."

Bare war weit abgeschweift von dem ihr befohlenen Thema; aber die Herrin, deren dunkle Augen das erste Hervorbrechen der Sterne beobachteten, störte sie nicht.

„So gingen die Jahre hin, zwei, ich meine, nachdem unsere Contessina in der Fremde war. Da gab es einen Wechsel in der Garnison. Der Conte Stipe hatte sich zwar nie um die Oesterreicher gekümmert; aber ein Zufall wollte, daß die Pferde an einem Wagen, welcher die Frau und die Schwägerin des einen neuen Hauptmanns führte, wild wurden zwischen den Weinbergsmauern unsers Conte. Er fiel ihnen in die Zügel, und da haben es die Heiligen ja wol auch so gewollt, daß er dadurch der Lebensretter der jetzigen Frau wurde. Er blieb kalt und stolz wie immer; aber die andern! Da kam erst der Hauptmann, dann der Oberst vom Regiment; man brachte ihm Musiken, er mußte wieder hingehen, und da muß sie es ihm angethan haben nach und nach. Gegen die Liebe schützt den Mann kein Zapis und kein Gebet. Hast du den Zapis noch, den ich dir umhängte, Contessina, als du gingst?"

Josa machte eine Bewegung mit dem Haupte, welche die Alte jedenfalls für eine Bejahung nahm.

Der Talisman, ein Blatt Papier, auf welches sie den Pfarrer irgendeines Kirchsprengels, der besonders wegen seiner wunderthätigen Zapis berühmt war, allerlei Segenssprüche hatte schreiben lassen, das sie dann in einem Stück Leder verborgen und dem jungen Mädchen auf die Brust gelegt, war von der Frau Baronin von Isbary bei der ersten Kleiderprobe entdeckt und beseitigt worden, und Josa hatte inzwischen gelernt, daß der beste Talisman Herz und Verstand sind.

„Es ging dann", fuhr Bare fort, „hin und her mit dem Einladen, und wir alle kannten den Conte nicht wieder, so heiter und lebenslustig wurde er. Dann hieß es, der Hauptmann komme nach Zara, natürlich die schöne Schwägerin mit.

Digitized by Google

Ja, was man sagt! Unser Gospodin ließ sie nicht ziehen, sondern führte sie in die Hauskapelle, und da war sie Contessa Dario. Das ist alles."

„Eigentlich eine recht einfache Geschichte", sprach Josa vor sich hin. Die Alte machte ein Kreuz. Drüben die Domthüren waren geschlossen worden, und man hatte hier draußen die Zeit verplaudert.

III.

Als Josa nach ihrer Heimkehr durch das Seitenpförtchen in den Speisesaal trat, war sie zur ersten gemeinsamen Mahlzeit unter dem älterlichen Dache festlich in mattbraune Seide gekleidet, deren Besatz aus gelblichen Borduren bestand. Sie hatte von ihrem Aufenthalt im Norden her die Vorliebe für einfarbige, dunklere Stoffe gewonnen, die immer etwas Vornehmeres verleihen. Contessa Helene — Lele, wie sie selber genannt sein wollte — gaukelte wie ein Schmetterling in einem blaßblauseidenen Gewande mit feinen istrischen Spitzen auf sie zu. Ihr Haar war jetzt in zwei lange Zöpfe gewunden, deren Spitzen, in den Anfang derselben geschlungen, zwei lange Maschen bildeten, das blonde Netz, in dem sie Conte Stipe gefangen.

Josa's blauschwarzes Haar legte sich zu einem antiken Knoten am Hinterhaupt zusammen.

Helenens kosende Stimme fragte die Eintretende: „Schließen wir einen Contract, ja? Josa bella, sage nicht «Mutter», ich fühle instinctiv, daß es dir weh und mir nicht wohl thun würde und dem Conte nicht angenehm sein möchte; es mahnt ihn stets wie — nun, ich will nicht sagen, wie ein Vorwurf, aber der Vergleich wird zu leicht herausgefordert zwischen dir und mir, das ist's."

Ein Blick in den großen venetianischen Spiegel über dem Kamin überzeugte sie dabei, daß sie allerdings bei demselben nur gewinnen könne; denn trotz ihrer vierundzwanzig Jahre sah sie neben Josa's reifer südlicher Schönheit jünger aus. Das war aber auch zugleich das Peinliche für den Grafen, indem man zu fragen geneigt war, ob seine Gattin weniger Jahre zähle als seine Tochter.

„Sagen wir Josa und Lele — das ist einfach und wird uns beiden leichter."

Das schöne Mädchen neigte zustimmend das Haupt.

„Wie Sie — wie du", verbesserte sie, „es wünschest."

„Also d'accord über die Hauptfrage; sie lag mir auf dem Herzen, und ich bin froh, daß sie erledigt", plauderte die Gräfin weiter. „Ueberhaupt, wenn ich ehrlich sein soll, lag mir unsere erste Begegnung centnerschwer auf der Seele. Ich wußte so wenig von dir. Du warst ein Kind, als dich die Baronin holte, sagte mir Stipe. Und daß du nie ein Bild gesandt —"

„Ich hasse die Unvollkommenheit der Photographie", erwiderte Josa; „sie zeigt die Häßlichen günstig, feine, nervöse Züge verzerrt; sie legt den Zwang des Stillsitzens auf, den ich freiwillig stundenlang, aus Zwang nicht eine Secunde erdulden kann."

„Ah", lachte Helene, „so war es Eitelkeit, und du fürchtetest, nicht schön genug porträtirt zu werden —"

Digitized by Google

Josa sah sie ernst, überlegen an.

„Ich bin nicht eitel, am wenigsten auf äußere persönliche Gaben.“

„Aber — auf den alten Namen. Ich wußte es, als ich dich sah.“

„Ja, ich bin stolz, eine Dario zu sein.“

„Und ist die Geburt nicht auch ein Zufall?“

Josa hob die schwarzen Augen.

„Ja — aber das Blut, das Blut verleugnet sich nicht.“

Die junge Frau grub die weißen Zähne in die vollen rothen Lippen.

„Wie traurig, all den Blutquellen nicht nachforschen zu können; denke dich einmal in meine Lage! Ich weiß nichts von den Ahnen väterlicherseits, als daß der Vater meines Vaters, eines Doctors, aus dem Elsaß kam, ein wohlhabender Mann. Was seine Ahnen waren, besagt wol der Name — Gärtner. Der Großvater verlor sein Vermögen, der Vater starb jung und ließ meine Mutter mit vier Kindern unversorgt. Sie trug den classischen Namen Müller, der sich ja auch auf Handwerksmäßiges ohne Widerstreben zurückführen läßt. Meine älteste Schwester heirathete gut, doch ist ein Major mit großer Familie noch immer keine bonne fortune. Daß ich das Recht habe, mich Dario zu nennen und eine Grafenkrone in meine Taschentücher sticken zu lassen, ist mir oft wie ein Traum.“

Josa gewahrte das leise Zucken ihrer Lippen; das Bekenntniß ihrer Herkunft, das sie so scherzend eingekleidet, hatte doch einen Stachel für sie. Sie hatte in dem Augenblick Mitleid mit der „Fremden“ in ihrer Familie, und darum sagte sie:

„Es ist eine menschlich schöne Aufgabe, den Lebensabend eines edeln Mannes zu erheitern.“

Aber Helene Dario wollte kein Mitleid von der Tochter des Hauses, welche mit all den „berechtigten“ Eigenschaften da vor ihr stand; sie wandte sich ab, drückte auf eine Glocke und befahl, man solle den Grafen benachrichtigen, daß sie im Speisesaal sei.

Josa sah das staunend — das war auch eine Neuerung. Man hatte früher geduldig das Erscheinen des Hausherrn zu erwarten gepflegt; Conte Stipe hielt unantastbar auf all die Rechte, welche ihm Stand und Würde gewährten. Im Süden ist ja überdies das Weib nur Weib, selbst bei den höhern Ständen, und so sehr sie nach außen glänzen mag mit Seidenroben und Juwelen, im Hause selber ist sie doch kaum mehr als eine erste Sklavin. Orientalische Ansichten liegen hier in der Luft, die Nähe der Levante blieb nicht ohne Einfluß. Und bei den niedern Einwohnern des Landes zeigt sich derartige Anschauung noch mehr: die morlakische Frau sitzt nie mit dem Mann zu Tisch, sondern bedient ihn beim Speisen, wie die Schwestern die Brüder.

Josa richtete ihre Blicke auf den bald darauf eintretenden Vater — nein, die Falte zwischen den Brauen, welche sie und der Bruder so gefürchtet, auch die Mutter, war nicht sichtbar; er grüßte heiter — noch ein Druck von Helenens kleinen Fingern auf die Glocke, und der erste Gang des Cena, der Abendmahlzeit, erschien.

Daß die junge Frau, obwol selber nicht aus der großen Welt, doch ihre Sitten und Gesetze kenne, bewiesen Josa unzählige Kleinigkeiten, welche früher hier im Aelternhause in das Gebiet der Sage oder des Unerreichbaren gehört.

Digitized by Google

Vor allen Dingen hatte sie eine echt deutsche Sauberkeit eingeführt, die ungemein wohlthätig war.

Die Sitte weiblicher Bedienung schien aber beibehalten; Bare und Mare hantierten am Büffet.

Josa sah mit etwas erstaunten Mienen, daß nur drei Couverts auf der Tafel standen; endlich fragte sie:

„Und Don Ive? Du sagtest mir nicht —", sie vermied Helene gegenüber unwillkürlich die Bezeichnung Vater, „daß er krank — wol gar . . .", sie stockte nun; denn die Erinnerung an den alten wohlbeleibten Hauskaplan gehörte eng mit in ihr Jugendleben.

„Don Ive", entgegnete der Conte, „erfreut sich noch einer ebenso guten Gesundheit und seines berühmten Appetits wie früher."

Die junge Frau hob die Blicke nach den Putten in den Frescobildern an der Decke. Dieselben hatten die Attribute aller erdenklich guten Mahlzeiten zwischen den dicken Händchen und schleppten bergehoch Geflügel, Fische und Früchte heran.

„Warum ist er denn nicht da? Ich hätte schon lange nach ihm fragen sollen", sagte Josa, noch immer arglos.

Die blauen Augen sahen nun halb scherzend, halb bittend auf den Grafen.

„Muß ich gestehen?" Und dann kam es ruhig nach: „Wir fanden beide, der Conte und ich, daß es wenig anregend für unsern eigenen Appetit sei, den guten Don Ive mit fettglänzenden Fingern die Maccaroni speisen zu sehen; er hatte eine kindlich unbefangene Art, auf anderer Gegenwart keine Rücksicht zu nehmen."

Ja, Josa erinnerte sich der wenig guten Manieren, welche der Kaplan an der Tafel bewiesen und welche oft der Kinder Lachlust erregt. Aber ihre Mutter, die sehr feinfühlig war, ertrug das um seines Amtes willen, das doch ein geheiligtes und der Familie gewidmetes war, und es war eine für Josa selbstverständliche Sache, daß das immer so weiter ertragen werden müsse. Wie wunderlich sich nun der Zusatz des Conte vernehmen ließ:

„Und so kamen wir auf den Einfall, dem guten Don Ive ein Haus für sich in der Stadt zu geben, wo er eigentlich behaglicher lebt als hier."

„Und wo er in Hemdärmeln beim Pranzo und der Cena erscheinen kann, was ihm jedenfalls unendlich viel Vergnügen gewähren muß", fiel Frau Helene ein, und die Sache war äußerlich abgethan. Innerlich nicht für Josa, denn sie kam nicht aus der Verwunderung heraus, was alles diesen kleinen feinen Händen da vor ihr im Zeitraum von sechs Monaten möglich gewesen war.

Und dann tauchte vor ihren Blicken das Bild der Mutter auf, der schlanken Frau, welcher sie gleichen sollte; nur, das wußte sie, hatte sie nicht solche Duldermiene. Kein Wort des Widerspruchs war je über die Lippen der Contessa Ivanizza gekommen. „Conte Stipe hat befohlen", das war die Losung für sie wie für alle.

Jetzt war Conte Stipe der Cavalier der kleinen beweglichen Gestalt, und für ihn hieß es fortan: „Contessa Lele wünscht."

Vom Bilde der Mutter zu dem des Bruders war nicht weit — mit einem Gefühl der Beklemmung dachte sie plötzlich daran, wie er wol die Veränderung im Hause aufnehmen werde, und diesem Gedanken folgend, fragte sie laut:

Digitized by Google

„Wann kommt Carle?"

„Wir erwarten ihn täglich — er selber scheint nicht zu eilen."

„Und meine Angst wächst indessen", sagte Helene, und wieder folgte ein Augenaufschlag nach den Putten hin — „der große Sohn!"

Hätte Conte Stipe, der eine scherzende Aeußerung machte, lesen können, was sie im Herzen dachte:

„Bah, mit einem Mann wird man leichter fertig als mit solch hartnäckigen Gegnern, wie jenes Mädchen es ist."

Contessa Helene zertheilte eine Orange mit größter Zierlichkeit.

„Und wann", fragte sie dabei, „kommt Josa's zukünftiger Gatte?"

„Es ist bisjetzt nur ein Vorschlag", fiel der Graf ein. In Josa's Wangen stieg dunkle Röthe.

„Ich danke dir, mein Vater", sagte sie hastig, „daß du so nennst, was bisjetzt kaum mehr als ein Plan der Tante war."

„Du vergißt, daß du geliebt wirst —", rief Helene. Josa wollte das nicht gehört haben.

„Ehe ich, mein Vater, den Namen Dario aufgebe, muß ich — wirst du gerecht erwägen und prüfen."

Dann stand sie auf, faßte nach der Hand des Grafen, küßte sie wie in den Zeiten der Kindheit, warf der jungen Frau eine Entschuldigung hinüber und eine Gute Nacht und verließ den Saal.

Ihr bestimmtes Wesen imponirte dem Grafen augenscheinlich so, daß er ihr die Thür öffnete, ja sie sogar die Stufen hinaufführte.

Helene Dario war blaß geworden, während sie vor sich hin murmelte: „Das galt mir, er verstand es nicht; aber ich habe es gefühlt. Nun, Mademoiselle, wenn Sie denn durchaus den Krieg wollen, ich bin bereit — und auch nicht wehrlos. Und wir werden ja sehen, wessen Taktik die richtigere ist." Dann, sich besinnend, rief sie der alten Bare, welche in dem Augenblicke in den Saal trat, den Befehl zu, daß die Herrin der jungen Contessa für das Auskleiden ihre wiener Kammerjungfer zur Verfügung stelle.

„Natürlich lehnt sie ab, wie sie die Zimmer, welche ich eingerichtet habe, abgelehnt. Unsere Waffen sind ungleich, Fräulein Josa, aber welche schärfer verwunden, wird sich zeigen."

Sie ging, Confect und Orangen verschmähend, rasch auf und nieder; ihre Augen sprühten und die feinen Finger ballten sich.

„Das Blut, auf welches sie stolz ist! Der schneidende Ton von vorhin! O, freilich, sie weiß nicht, wie es thut, auf das Wasser geworfen zu werden mit dem Ausruf: Nun schwimmen! Und soll ich ein lockendes Ufer erreicht haben, um mich nicht unumschränkt in seinem Besitz zu fühlen? Nicht doch — ich habe gekämpft, nun will ich auch genießen."

Sie war am Fenster stehen geblieben und blickte auf das Meer. Ja, gekämpft hatte sie gegen eine Liebe, die thöricht für sie war, weil sie aussichtslos schien. Und darum mußte sie heitern Angesichts am Ufer stehen, als das Schiff abfuhr, welches den jungen Seeoffizier in fremde Gewässer, unbekannten Gefahren entgegen-

Digitized by Google

trug. Dann war es ein anderer Kampf, als sie alle Mittel der Koketterie aufbieten mußte, um den Conte zu fesseln. Wenn sie heute einen Fuß breit Terrain gewonnen, konnte es ihr in der Nacht nicht wieder entrissen sein? Konnte nicht der Sohn, die Tochter heimkehren und der Palazzo Dario dem Grafen plötzlich nicht mehr öde erscheinen? Es war ein stetes Zittern gewesen, bis zu dem Abschiedsfest, welches die Marineoffiziere dem scheidenden Schwager auf zauberisch geschmücktem und erleuchtetem Schiff gegeben. Da hatte sie unter den blühenden Bäumen dem Conte die Hand gereicht und gesagt: „Nun leben auch Sie wohl — werden Sie einmal an mich denken?"

„Nein, ich will Sie nicht lassen!" hatte er da mit der wild aufbrausenden Leidenschaft eines Jünglings gerufen — und sie hatte gesiegt. Und im Traum der Nacht hatte sie das Leidensantlitz ihrer Mutter zum ersten mal ohne Thränen gesehen und ihre jüngern Geschwister hatten in der Ferne gejauchzt.

„Es gibt ein deutsches Märchen", sprach sie vor sich hin, „in dem muß eine schöne Prinzessin dem wilden Bären den Kopf krauen — oft denk' ich daran, wenn ich alles aufbiete, Conte Stipe das Leben angenehm zu machen. Es ist auch eine Arbeit, denn ich fürchte immer, er legt einmal die Sanftmuth ab und sein wildes Bärengebrüll macht diesen alten Palazzo erbeben."

Eben trat der Graf ein, sie wandte sich und zeigte ihm ihr kindlich lächelndes Gesicht.

IV.

Josa Dario stand auf dem Balkon, der die Aussicht nach dem Meere hatte, über welchem der goldene Glanz der Morgensonne lag; aber sie bewunderte jetzt nicht das ewig neue schöne Element, die herrliche Küstenlandschaft und das buntbewegte Hafenleben. Wie stolzes Seegevögel lagen Schiffe und Schiffchen auf dem glatten Spiegel und in den Takelwerken kletterten Matrosen auf und nieder, und am Ufer rief und schrie die Menge der hin- und herwandernden Arbeiter mit ihren Riesenlasten durcheinander.

Josa hatte die braune Stirn mit der Hand beschattet und blickte hinunter nach dem Portal, das mit seinen schönen Säulen ein wenig hervorragte. Dort bot sich ihr ein anderes Schauspiel. Die Contessa Dario — ja, das Recht sich so zu nennen war ja ein unbestreitbares — war im Begriff, eben ihr Pferd zu besteigen, um einen Spazierritt in der Morgenfrische zu machen.

Biegsam und beweglich war die kleine Gestalt auch in dem dunkelblauen Reitkleide, und das goldige Haar hing, in einem Netz gefangen, schwer unter dem Männerhut hervor.

Conte Stipe selber hielt den Bügel und reichte die Hand dar, daß sie die Spitze ihres Kinderfußes in denselben setze. Ein Gruß mit ihrer Gerte, ein leises, fröhliches Lachen, und nun sprengte sie dahin, gefolgt von Jakuve in seiner bunten Landestracht.

Josa konnte die Züge ihres Vaters nicht sehen, aber daß eine stolze Befriedigung, ein glücklich Lächeln über den Besitz dieses jungen, schönen Weibes

Digitized by Google

darin lag, warum hätte sie das bezweifeln sollen? Conte Stipe Dario war seltsam verändert, seit sie das Vaterhaus verlassen — sie sagte sich das mit einem Gefühl wehmüthiger Verwunderung. Bei keinem andern hätte sie das getadelt; aber bei ihm, der ihrem Kindersinn stets die Worte einzuprägen bemüht gewesen, daß alter Name und alter Besitz conservativ machen müßten, daß man selbst an Gebräuchen nicht rütteln müsse, die einem selber längst lächerlich erschienen, um nur in den Augen des Volkes nichts von seinem Nimbus zu verlieren — sie fand sich plötzlich nicht mehr in ihm zurecht.

Was sie auch draußen in der Welt gesehen und gelernt: sie hatte an die Sitten im Aelternhause und der Heimat stets mit einer Art ehrwürdiger Scheu gedacht. So waren sie seit Jahrhunderten gewesen, so war sie in ihnen aufgewachsen; nun mußte sie dieselben auch unangetastet wiederfinden.

Als die kurze Ankündigung von des Conte neuer Vermählung sie mit ihrer Beschützerin in Paris erreichte, wohin man gerade einen Ausflug gemacht, hatte sie dieselbe ziemlich kühl aufgenommen. Conte Stipe würde nur eine Wahl getroffen haben, die seinen feststehenden Ansprüchen entsprach, und wenn er über Stand und Mitgift weggesehen, in sein ödes, glanzloses Haus jedenfalls ein Wesen geführt haben, das durch sanftes Dienen ihm das herannahende Alter minder fühlbar machen werde.

„Und wenn es anders ist?“ hatte die Baronin, Stipe's Cousine, gefragt; „im höhern Alter sind die Männer oft unberechenbarer als in der lenksamern Jugend, wenn sie die Leidenschaft zum ersten mal erfaßt.“

Aber Josa hatte beruhigt die Schultern gezuckt.

Jetzt dachte sie daran, wie sie, ein halbes Kind noch, entzückt die Damen der österreichischen Garnison hatte reiten sehen und einst den Vater mit klopfendem Herzen gebeten, ihr dies Vergnügen auch zu gestatten.

„Eine Contessina Dario?“ hatte er gefragt. „Möchtest du dich von jedem Bauer — noch schlimmer von jedem Soldaten anschauen und beurtheilen lassen? Ueberlaß solche Dinge den Circusreiterinnen droben in Triest.“

Es war also einer Dario unwürdig, und darum hatte sie keine Enttäuschung empfunden — und als selbstverständlich Frau von Isbary sie für den Sport interessiren wollte, fand sie kein Gehör bei ihrem schönen Schützling; sie war noch jener Worte eingedenk, obwol sie ihr jetzt, bei freiern Ansichten, doch ein wenig engherzig vorkamen.

Und nun hatte sie eben dort unten das Ungeahnte gesehen — selbst ein Conte Stipe, ein Mann aus Eisen, konnte seine Ansichten ändern! Was hatte dann noch Bestand auf der Welt — was waren noch alte Gesetze, alte Bräuche?

„Das Schiff da drüben, Gospodin, ist das des Nico, des jungen Miculic; sein Vater hat es ihm geschenkt und er hat es nun zum ersten mal allein hinaus, beinahe um die ganze Welt, und glücklich wieder heimgeführt. Sie haben große Feste drüben auf Brazza — die Leute sagen, der alte Pane Miculic sei nun eigentlich ganz Herr von Brazza, die halbe Insel war ja schon sein — und sie nennen ihn gern den Conte!“

Ein Diener, auch seit Jahrzehnten im Palazzo, berichtete das eben dem Conte.

Digitized by Google

Dieser hörte es schweigend, sah hinunter nach dem Hafen, hinüber nach den kräftigen Linien der Insel Brazza, und ging wortlos hinein.

Aber auf Josa hatten die Worte auch Eindruck gemacht.

Nico Miculic — wie lange hatte sie nicht sich dieses Namens erinnert, und nun plötzlich tauchte mit demselben die volle Erinnerung an ihre glückliche Kindheit auf.

Nico, der Kamerad ihres Bruders Carle, älter als dieser und stets ritterlich gegen sie, wenn sie, der deutschen, langweiligen Gouvernante entfliehend, einmal an den Spielen der Knaben theilnahm. Ganz heimlich hatte sie auch bei Nico's erster größerer Seefahrt dem San-Nicolo, dem Schutzpatron der Schiffer, eine Kerze gelobt und sie richtig dann angezündet vor dem Bilde des Heiligen. Und ihrem Schmeicheln und Bitten war es oft gelungen, die alte Bare zu dem Wagniß einer Ueberfahrt in Nico's Boot nach Brazza zu bewegen — Nico ruderte so sicher.

In der Villa Miculic, eigentlich einem Schloß modernster Art, nahm man die Contessina Dario stets als hoch willkommenen Gast auf, und obwol dort alles weit schöner und reicher war als im älterlichen Palazzo, wagte Josa doch nicht, diese Ausflüge zu gestehen; denn für Conte Stipe war die reiche Familie Miculic nicht mehr als die eines seiner wohlhabenden Bauern; nicht zum Adel des Landes gehörend, zählten sie nicht mit.

Rasch, als sei es gut, den auf sie einstürmenden Gedanken nicht mehr nachzuhängen, trat Josa vom Balkon zurück, durchschritt den Hauptsaal, in welchem früher alle Feste der Familie stattgefunden, und legte vor dem Spiegel ihres Gemachs den schwarzen Spitzenschleier um das Haupt. Derselbe sagte draußen Bare ebenso deutlich als Worte, daß Josa jetzt in die Messe wollte und sie zur Begleitung bereit sein müsse.

Daß die Contessina plötzlich alle früher gewohnten Bräuche mit einer fast ängstlichen Sorgfalt pflegte, war Bare natürlich nicht bemerkbar — sie wußte ja nicht, daß es irgendwo auf der Welt ein Land gäbe, wo man anders lebt und denkt als in ihrer Heimat.

Auch heute mied Josa den Dom und schritt der Kirche Johannes des Täufers zu. Mit welchen andern Empfindungen geschah dies als früher! Unter all den Denkmalen der vergangenen classischen Zeit Spalatos aufgewachsen, hatte sie kaum einen Blick für die Schönheit derselben gehabt; erst draußen, als sie Venedig, Rom und Florenz gesehen und dann die gothischen Bauten des Nordens, war ihr der Sinn für die einstige Schönheit, die Bedeutung des alten Palatiums klar geworden. Und eben jetzt erstand es vor ihrem geistigen Auge aus seinen Trümmern und baute sich auf in all seiner Größe, und sie selber, die mit beschwingtem Fuße über die Quadern hinschritt, auf denen Diocletian gewandert und sein Gefolge, sie fühlte sich eine Tochter der alten, vergangenen Römerwelt — und jetzt kam sie nicht zu dem modernen Sanct-Johannes mit seinen milden Worten; sie betrat den Tempel des Aesculap, den derselbe erbaut, und was sie brachte, war ein krankes Herz.

„O heile es, dies schwere Herz!"

Wer die Contessina Dario in ihrer stillen Versunkenheit betrachtete, der hätte

Digitized by Google

nicht zweifeln können, daß die Welt der Barbaren, in welcher sie gelebt, ihr nichts hatte anhaben können.

Die Kanten des Spitzenschleiers fielen weit über ihre Schläfen hinab und bildeten einen wirkungsvollen Rahmen für das ernste, gesenkte Antlitz, als Josa von ihrem Platze zurück die Kirche durchschritt. Neben dem Weihwasserbecken machte sie mechanisch halt, doch zauderte sie ein wenig, ihre unbekleideten Finger hinabzutauchen, wie sie es früher gethan.

In demselben Moment trat neben dem dunkelrothen Vorhange, der den Eingang maskirte, während man die Thür zurückgeschlagen, um der Luft mehr Zutritt zu lassen, ein stattlicher Mann hervor, tauchte seine Fingerspitzen in das kunstvolle Marmorbecken und berührte die ihren; dann begegneten sich zwei dunkle Augenpaare.

„Nico — Don Nico!" verbesserte sich Josa.

„Contessina!"

Vielleicht war der hellere Schein, welcher über beider Gesichter glitt, der Reflex des Sonnenlichts durch den rothen Vorhang.

Draußen standen sie nebeneinander still.

„Ich wünsche Ihnen Glück zur Heimkehr aus fremden Meeren, Don Nico!" sagte Josa.

„Und ich Ihnen zu der ins Vaterhaus", gab er mit sonorer Stimme zurück.

Und während sie so sprachen, glaubte eins von dem andern, daß es sich Auskunft erbeten über das Schicksal des Jugendgespielen — und doch war es nur ein Zufall für Josa, daß sie von Nico gehört, und für ihn, daß er sie in die Kirche hatte eintreten sehen, als er über den Platz kam.

„Hat Ihnen die weite Welt gefallen?" fragte die junge Gräfin.

„Sehr, Contessina; ich sah Schönes und Großartiges — und freue mich doch, jetzt in der Heimat zu sein."

Sie seufzte leicht. Dieser Zug der Sehnsucht nach der Scholle Erde, auf welcher man geboren, ging also durch alle Herzen.

Weil sie nicht beistimmte, fuhr er fort: „Ihnen wird es nach all den herrlichen Städten jenseit der Berge einsam und klein hier erscheinen, Contessina?"

„Nein, das nicht, denn auch ich liebe die Heimat über alles — und die Erinnerung an die Kindheit."

„Ja", sagte er, „das ist's — die Kindheit. Ich habe auf den fernen Meeren so oft daran gedacht, wie stolz ich war, als ich Sie und Carle zuerst in der Barke mit dem lateinischen Segel nach Brazza hinüberfahren durfte."

„Wie geht es auf der Villa Miculic?" fragte Josa.

Ein trauriger Zug glitt über Nico's braunes Gesicht, und er strich über den stattlichen Bart.

„Ehe ich auslief, starb die Mutter; die jüngern Brüder studiren in Pola auf der Marineschule. Zane ist Offizier dort — sie bekommen aber alle ihre eigenen Schiffe. Mein Vater sagt, man muß der Neuzeit Concessionen machen. Bei meiner Erziehung war diese Ansicht noch nicht völlig in ihm gereift."

„Aber Sie selber hat das Leben, der Kampf mit den Elementen gereift,

Digitized by Google

Nico", meinte Josa und sah ihm freundlich in das schöne Gesicht. „Carle schrieb mir selten, auch dem Vater wenig — doch kommt er wol bald!"

„Er ist jetzt Graf Dario, ein Mann, welcher auf dem Parket heimisch ist; ich bin nur der Rheder Miculic, ein Seebär", entgegnete Nico mit leichter Ironie; „die Kinderjahre sind vorüber."

Der Ton that dem schönen Mädchen weh.

„Denken Sie so klein von ihm — und von mir?" setzte sie leiser hinzu, und dann reichte sie ihm, einer raschen Bewegung folgend, die Hand.

„Auf Wiedersehen, Freund Nico — ich komme wol einmal mit dem Bruder nach Brazza!"

„Mit einem andern Fährmann?" fragte er.

„Nein, wir rufen Sie, Nico!"

Sie neigte graziös das Haupt, grüßte nach Landessitte mit den Augen und ging, gefolgt von Bare. Sie wußte, sie hatte gegen den herrschenden Gebrauch gefehlt; mit einem Manne auf der Straße geredet, der nicht ihr Bruder und nicht ihr Verlobter war, ihm sogar die Hand gereicht à l'anglaise.

Ein Verlobter! Mit dem Worte erinnerte sie sich einer andern Gestalt als der kräftigen, wetterharten Nico's, der des schmächtig-schlanken Barons Günther, dem sie erlaubt hatte, sie in dem älterlichen Hause darum zu fragen, ob sie Heimat und Familie aufgeben könne, um ihm als sein Weib an irgendeinen der nordischen Höfe zu folgen.

„Familie!" sagte sie bitter; sie fühlte sich ihr so entfremdet. Den Vater hatte sie als einen andern gefunden — sie zitterte, als sie an ein Wiedersehen mit dem Bruder dachte — sollte sie auch dort Aehnliches erleben?

Die Baronin Isbary, welche den jungen Diplomaten begünstigte, hatte dem Vater von seiner Werbung und Josa's geforderter Bedenkzeit geschrieben — Conte Stipe, völlig in den Banden seiner schönen Gemahlin, nahm die Sache augenscheinlich leicht. Vielleicht, sie wünschte es heiß, war ihr der Bruder, der Conte Carle, der einstige Erbe des Namens und Besitzes, eine Stütze.

V.

Frau Helene war, gefolgt von Jakuve, der noch einmal so gerade im Sattel saß, weil er wußte, daß ihm Mare's dunkle Augen nachschauten, solange sie ihn gewahren konnten, am Meeresstrande hingesprengt. Es war der Weg, auf welchem die Offiziere der Garnison und die wenigen „Löwen" der Hafenstadt ihre Morgenritte machten, und mehr als Ein bewundernder Blick hatte sie bereits getroffen, und sie hatte mit zierlichem Neigen des Hauptes und der Reitgerte schon manchen Gruß erwidert.

Jetzt wurde es einsamer; auf der einen Seite ragten Weinbergsmauern empor, auf der andern war das Meer, das blaue, blitzende.

Comtesse Helene ließ ihr Thier langsamer gehen — wenn sie allein war und das Meer sah, wurde sie leicht melancholisch. Heute aber war sie erregt; sie dachte an Josa, die Heimgekehrte, die ihre Macht bedrohte, und über allerhand Maßregeln,

Digitized by Google

welche sie selber bei zeiten zu ergreifen hatte. Eine dalmatinische Föhre stand da, sie hob die Gerte und hieb in die Zweige, denn es kam sie eine Art Zerstörungslust an. Wie sie den Arm wieder sinken ließ, stieß sie einen leichten Schrei aus — sie vermißte an ihrem Handgelenk einen schlichten goldenen Reif, welchen ihr der Conte Stipe am Verlobungstage gegeben. Es war ein römischer Fund und seit Hunderten von Jahren in der Familie Dario, auf deren Besitz er ausgegraben war. Man nannte ihn die Kaiserspange — Diocletian oder eine der schönen Frauen an seinem Hofe sollte sie der Sage nach getragen haben; sie galt für glückbringend. Helene duldete den fein gravirten, schweren Reif eigentlich nur widerstrebend neben dem Geklingel schmaler goldener Portebonheurs mit Mäusen, Glöckchen und anderm Tand, die sie, der herrschenden Mode folgend, an den feinen Handgelenken trug. Aber Conte Stipe hatte ihn gegeben, vor Verlust gewarnt!

Die schöne Reiterin legte sich im Sattel zurück und rief nach Jakuve, der hinter ihr ebenfalls in ein langsameres Tempo verfallen war.

„Jakuve, reite zurück! Ich verlor mein Armband, unweit der Stadt hatte ich es noch; such', hebe die Augen nicht vom Boden, du mußt es finden, Jakuve!"

„Ja, Illustrissima!"

„Du mußt, Jakuve — und ich belohne dich reich!"

Die Dienerschaft war nicht gewöhnt, etwas Angst bei der Herrin durchklingen zu hören.

„Ja, Gospoja; es war wol ein Zapis darin?"

„Ein Zapis!" — wiederholte sie bestätigend, das mußte ihn eifriger machen. Er wandte sich denn auch sofort, hielt aber nach wenigen Schritten und sagte zögernd:

„Die Gospoja ist allein!"

„Bah — eil' dich, Jakuve."

Gräfin Helene glitt vom Pferde und schlang die Zügel um einen verwitterten Pfosten, der zwischen einer Weinbergsmauer emporragte. Einige Schritte weiter stand eine Agave mit hohem Schaft, neben der setzte sie sich auf den Boden.

„Ein Zapis! — Ja", sagte sie, „und der Verlust wäre in den Augen des Conte ein entsetzlicher. Wenn nur Jakuve —"

Sie gähnte leicht, strich über ihr Gesicht, senkte den Kopf und faltete dann die Hände im Schos. Der Hufschlag von Jakuve's Pferd verklang schnell, die Wellen sangen ihr einförmiges Lied.

Sie mußte plötzlich denken, wie schön es zur Stunde wol in einem herbstlich gefärbten Buchenwalde ihrer thüringer Heimat sei, und stieß einen Seufzer dabei aus.

Wie erschreckt schaute sie auf, als sie eine Antwort erhielt, ebenfalls aus einem Seufzer bestehend, den jemand unweit von ihr ausgestoßen. Die breiten Agavenblätter zurückbiegend, sah sie links eine Männergestalt an der Mauer lehnen und zwei dunkle Augen gerade auf sich geheftet. Das war wie Zauberei, als sei der Fremde plötzlich aus dem Boden aufgetaucht; sie hätte ihn vorhin sonst gewahren müssen, wie sie meinte. Rasch ließ sie die Blätter wieder zurückschnellen und saß dann rathlos da. Es war ihr unheimlich, so allein hier am Meeresstrande, weit und breit kein Wesen, das sie anrufen könnte, wenn ihre Furcht vor den dunkeln Augen zunahm. Sie machte eine Bewegung, als wolle sie zu ihrem Pferde eilen,

Digitized by Google

und schämte sich zu gleicher Zeit ihrer Feigheit; da stand der Fremde vor ihr, groß, schlank, mit Zügen, welche ihr fast bekannt schienen — ein eleganter Herr in Reisekleidung, der ihr eine Verbeugung machte, als stände er im Salon vor ihr, und dann ein wenig sarkastisch lächelte.

„Ich bin kein Wegelagerer, Signorina!"

„Ah!" erwiderte sie wie entschuldigend.

„Wobei soll ich schwören, schöne Fee, bei den Nymphen oder den Göttinnen des Meeres?"

„Ach", fiel sie abwehrend ein, und es gelang ihr nun zu lachen, „wer sagte Ihnen —"

„Daß Sie erschraken? Ihr furchtsames Gesicht — leugnen Sie nicht, Sie riefen in jener Minute, in der Sie mich plötzlich erblickten, alle Heiligen zu Hülfe."

„Wenigstens war mir unheimlich zu Muthe. Man ist etwas feige hierzulande — ich spreche von den Damen, und das nimmt sich leichter an, als man denkt."

„Es war auch leichtsinnig, Ihren Diener so weit zu entfernen."

Sie zuckte die Achseln. „Jetzt doch nicht, denn Sie werden mich beschützen, bis er wiederkehrt."

Eine neue, ritterliche Verbeugung.

„Möchte er sich nicht allzu sehr beeilen!"

Sie warf das Haupt zurück und sagte nichts auf diese kühne Bemerkung; ihre kleine Reitgerte klopfte spielend gegen die Agavenblätter.

Der schöne junge Mann hatte über die Wellen geschaut und wandte sich jetzt wieder zu ihr.

„Sie sind eine Fremde, Signorina, lieben Sie dieses Land wol ein wenig?"

Ihr Lächeln zeigte ihre spitzen, weißen Zähnchen.

„Soll ich Ihnen sagen, daß es mir anfangs nichts war als Langeweile? Bäume, Felsen, Sonnenhitze, Feigen, Granaten, Reben, Mais und Kohl — so habe ich's, wie ich glaube, am Anfang charakterisirt."

„Und seine Vergangenheit? Und das Meer?"

„Bah, ich bin ein Kind der Neuzeit und ich liebe elegante Gebäude mehr als Trümmer; das Meer freilich —", sie vollendete nicht.

Der schlanke Mann trat einen Schritt näher.

„Ja", sagte er, „ich hätte gar nicht so fragen sollen; Sie sind eine Königin der Salons und unsern Frauen hier nicht vergleichbar."

Helene sah nach der Gegend, in welcher Jakuve verschwunden, nichts zeigte sich von ihm.

„Sind Sie meines Schutzes schon überdrüßig?"

„Nein, aber Sie dieser Rolle vielleicht. Kann ich wissen, wer Ihrer wahrscheinlich schon harrt?"

Sie hatte im Ton mehr Koketterie als im Blick.

„Wäre es eine Welt, sie könnte mich in diesem Augenblicke nicht reizen."

„Ich habe einen unangenehmen Verlust erlitten", erzählte sie.

Er nickte. „Senden Sie mich fort, um zu suchen?"

„Nein, Sie schützen mich ja — vor —"

Digitized by Google

„Neuen Eindringlingen in dies Agavenparadies — energisch, Signorina", rief er.

„O, der verbrauchte Vergleich!"

Ihr Spott machte ihn kühner.

„Wenn Sie keine Eva sein wollen, so leugnen Sie doch nicht die Verwandtschaft mit der schönsten Frau der Griechenwelt, Helena!"

Ihre unruhigen Finger drehten die Gerte hin und her.

„... Wenn ich jetzt nicht zürne, so ist's, weil ich zufällig Helene heiße und Sie dadurch ein wenig entsühnt werden."

„Helene, Lele, in der Sprache dieses Küstenstriches", rief er, hob ein Steinchen empor und ritzte das Wort „Helene" in ein Blatt der Agave.

Sie sah es und wandte die Augen fort.

Welch eine dominirende Macht hatte dieser Fremde, wie eigenartig war ihre Situation hier — ein Morgentraum am Meeresstrande. Sie mußte sich erinnern, daß sie Gräfin Dario hieß; nach der Schleppe ihres Reitkleides fassend, sprang sie empor; aber was war ihre kleine zerbrechliche Gestalt neben der seinen, sie konnte ihm auch so nicht imponiren.

Er sah, daß sie ein wenig zornig war und innerlich doch geschmeichelt; denn er war ein guter Frauenkenner, und überdies machte ihn ihre Lage hier kühner, als er sonst wol gewesen. Er kannte die Bräuche des Südens zu gut, um nicht zu wissen, daß es eigentlich schon ein wenig emancipirt war, nur in Begleitung eines Dieners zu reiten; eine Dame der vornehmen Welt, was man in der Hafenstadt so nannte, war sie wol nicht.

„Helene!" wiederholte er.

Sie blickte ihn keck an.

„Wenn Sie diese Dame der Vergangenheit so sehr bewundern, so lassen Sie mich gestehen, daß mir der Paris trotz seiner Schöne nie gefallen hat."

„Schade, sonst hätte ich meinen Namen, und zwar den wirklichen, hier beigefügt!"

„Mein Herr!" sagte sie zornig. Und nun wünschte sie heiß, Jakuve kehre zurück, gleichviel, ob glücklicher Finder oder nicht.

Er mußte diese Gedanken in ihrem etwas gerötheten Antlitz lesen.

„Warum zürnen Sie?" fragte er mit weicher Stimme. „Ist es denn ein Verbrechen, Sie schön zu finden, eine Sünde, sich Ihrer Schönheit zu freuen? Sind die Blumen nicht da, daß man sie bewundert? Ich ging sinnend hier am Strande und dachte an die Sagen der Kindheit, man hatte mir von Meerfrauen und Nixen erzählt — da fand ich Sie. Und — wir begegnen uns wol nie wieder?"

„Gewiß nicht!" sagte sie kurz, und doch dachte sie dabei, daß das eigentlich schade sei.

Gewöhnt an Huldigungen nach der gesellschaftlich freiern und innerlich strengern heimischen Sitte, war es ihr, seit sie Gräfin Dario genannt wurde, eine Entbehrung, daß man ihr nicht von anderer Seite zu zeigen wagte, wie sie gefalle. Auch in den Offizierskreisen war sie gefeiert worden; Conte Stipe war aber nur allgemach zu bewegen, die klösterliche Stille seines Palazzo aufzugeben.

Digitized by Google

Nun trat ihr hier plötzlich ein berückend schöner Mann mit freier Bewunderung entgegen.

„Sie sagen es, und ich beklage es!“ antwortete er mit einem Seufzer.

Sie löste langsam die Zügel, strich dem Pferde liebkosend über den Rücken und sah dann nach einem Stein hinüber, mit der Absicht, von demselben sich auf ihr Thier zu schwingen.

Er deutete auf das Blatt. „Noch ehe es welk ist, werden Sie das kleine Abenteuer vergessen haben.“ Und wie sie nickte und nochmals nach Jakuve ausspähte, sprang er plötzlich seitwärts, bückte sich zwischen Distelsträuche nieder und kam mit strahlendem Gesicht wieder.

„Welch einen Lohn haben Sie dem Finder versprochen, Signorina?“

Sie blickte ihn kalt an. „Ich liebe Versprechungen nicht; er bekommt aber ein Goldstück, oder ich erfülle ihm einen Wunsch; er hat stets verschiedene.“

„Würden Sie auch mir das letztere zugestehen?“

Sie besann sich einen Augenblick, lächelte dann in ihrer bestrickenden Art und sagte:

„Warum nicht? Denn erstens sind Sie ein Galantuomo und zweitens nicht der Finder.“

Statt einer Antwort hielt er ihr den in der Sonne blitzenden Reif hin.

„Dort unter den Disteln lag er, und — nun beanspruche ich mein Recht.“

„Ah!“ rief sie freudig und faßte rasch danach.

„Nein“, sagte er, „mein Wunsch ist, Ihnen selber das Armband umzulegen und die Stelle, wohin es gehört, küssen zu dürfen. Denken Sie, Signora, daß wir auch der Muttergottes die Hand küssen.“

Sie erwiderte nichts, aber Gewährung lächelten ihre Lippen. Dann half er ihr aufs Pferd, und wie sie nun dasaß, beugte sie sich herab, schlug die Manschette ihres dänischen Reithandschuhs zurück und reichte ihm stumm die Hand.

Ihre Blicke begegneten sich voll, und dann fühlte sie, daß seine Finger brannten, während er das Schloß des Reifes zuschob; nun noch ein Aufschlag seiner dunkeln Augen, sie saß regungslos —

Sie hatte das Vorgefühl eines heißen Kusses dort auf dem zierlichen Handgelenk, sie schloß wie furchtsam die Augen; da zuckte sie zusammen, denn nicht dorthin preßte er seine Lippen, sondern auf ihren Mund.

Nein, sie hatte nicht einmal einen Schrei ausgestoßen, und wie sie jetzt die Augen öffnete, stand er neben ihr, den Hut in der Hand, unbefangen grüßend. Sie neigte das Haupt, berührte ihr Thier leicht mit der Gerte und sprengte davon.

Nicht eher mäßigte sie das Tempo, bis sie Jakuve gewahrte, der, traurig das Haupt hängen lassend, neben seinem schwarzen Pferde stand.

„Gospoja, die Heiligen sind nicht gnädig, ich habe gesucht und gesucht —“

„Laß nur, Jakuve, hier ist's“, rief Gräfin Helene und hob den Arm, und den Reif anschauend, setzte sie für sich in deutscher Sprache hinzu: „Und ich habe nicht einmal zu theuer bezahlt, wenn ich bedenke, welchen Werth Conte Stipe auf die altmodische Spange legt.“

Und frisch und kindlich lächelnd sprengte sie wenige Minuten später dem Portal Dario zu.

Digitized by Google

VI.

„Evalà“ (wie geht's), fragte der wohlbeleibte Hauskaplan Don Ive und legte den dreieckigen Hut hinter sich, unbekümmert, ob er dadurch das zierliche Nähkörbchen der Gräfin Helene umwarf. „Evalà, Contessina? Und das brauche ich eigentlich nicht zu fragen, denn man sieht es. Und es ist auch wahr, was mir die alte Bare gesagt hat, daß mein Töchterchen Josa der seligen Contessa Ivanizza bis aufs Haar gleicht, völlig wahr! O, welch eine Freude wird die gute Contessa Ivanizza, welche infolge ihrer Tugenden sicher bereits im Schoße der Heiligen sitzt, haben, wenn sie erdenwärts schaut.“ Und dabei zog ein verklärtes Lächeln über sein breites Gesicht, als blicke er selber herab aus Himmelshöhen.

Josa reichte dem Geistlichen die schlanke Hand.

„Ich bin gern draußen gewesen, Don Ive, und habe manches gesehen und gelernt.“

Sie dachte in diesem Augenblicke auch, wie sie jetzt klarer unterscheide und wisse, daß Don Ive, der in einer Art von Unfehlbarkeit vor ihrem Kinderauge gestanden, ein Mensch sei wie andere. Vielleicht noch ein wenig beschränkter in seinen Ideen, denn von Spalato nach Padua, wohin er ihren Bruder Carle für einige Studienjahre begleitet, erstreckte sich nur der Horizont des Dario'schen Hauskaplans.

„Mag es nur Gutes gewesen sein“, meinte Don Ive und faltete die Hände über der Rundung seines Bauches. „Die Bare sagt, daß meine Contessina wiederkam, wie sie ging, gut und fromm, und es war schön, daß man auch an den alten Ive dachte, sehr schön.“

Josa konnte jetzt unmöglich eingestehen, daß sie ihn bereits am ersten Abend vermißt; sie lächelte freundlich und fragte:

„Und wie befindet Ihr Euch, Don Ive, in unserer Vorstadt Pozzobuon?“

„Buonissimo, Contessina, buonissimo! Ich habe ein Häuschen, das Conte Stipe zu nichts anderm benutzen konnte, Buchen und Nußbäume stehen dabei; in deren Schatten ist gut sitzen, und ein Gärtchen, das pflegt die Neue (Anne), meine Haushälterin. Es ist kein weiter Weg, wenn ich nach hier will und der Conte den Gottesdienst in der eigenen Kapelle befiehlt; aber gar oft macht er mir die Mühe nicht, denn Contessa Lele scheut die Gänge in den Dom nicht. Eine gute Gospoja, Contessina!“ Er rieb sich die Hände. „Zu thun hat man genug, denn alle Leute meinen, seit ich in Pozzobuon wohne, gibt's keinen bessern Zapis als bei mir, und ich schreibe mir die Finger müde in lateinischer, slawischer und italienischer Sprache. Verdiene freilich auch ein nettes Sümmchen dabei.“

Josa nickte ernst und sah an den Falbeln ihres naturseidenen Morgenkleides hinab; sie dachte, daß diesem Manne eigentlich völlig ihre und ihres Bruders Erziehung übergeben gewesen war, und in so engen Grenzen sich auch sein Wissen bewegt hatte, eine rührende Anhänglichkeit hatte sie doch für ihn behalten.

„Guten Morgen, Josa! Ah, Don Ive, wie geht das Geschäft, viel Zulauf?“

Helene, in weißem Kaschmirgewande, trat ins Gemach, drückte Josa die Hand und nickte dem Kaplan herablassend zu.

Digitized by Google

„Pardon, meine liebe Josa, prego pardon, ich bitte um Verzeihung, daß ich dich jetzt erst grüße; aber ich sehnte mich bereits lange nach einem Morgenritt, kehrte heim, wechselte die Toilette, und", setzte sie in deutscher Sprache hinzu, „bin nun da, um dir ein Abenteuer zu erzählen."

Es war in dem gemeinschaftlichen Salon, wo man sich tagsüber zu treffen pflegte. Helene fand die Sitte des Parlour, die sie bei einer englischen Familie kennen gelernt, entzückend und ahmte sie nach. Der Raum war modern eingerichtet, ein buntes Gemisch aller möglichen Möbel, großer und kleiner Sessel, Etagèren, Dos-à-Dos, und über dem allen eine Nachbildung von Paolo Veronese's Deckenbild aus dem Anticollegio des Dogenpalastes zu Venedig: Venezia auf dem Throne. Wie verwundert schien die alte Meerbeherrscherin herabzuschauen auf das bunte moderne Allerlei.

Helene setzte sich auf eine niedere Couchette, bat Don Ive, ihren Nähkorb zu holen, wonach er den ganzen Salon durchsuchte, bis ihn Josa endlich unter seinem Hut entdeckte, und fragte dann das schöne Mädchen mit leichtem Spott: „Das Wort «Abenteuer» scheint dich nicht aufzuregen?"

„Nein — denn erstens sehe ich dich sain et sauf vor mir, und daß dir, einer Contessa Dario, Unpassendes begegnen sollte, halte ich nicht für möglich!"

Die blonde Frau zog die Lippen zusammen.

„Ich würde mich unter und mit jedem Namen davor zu schützen wissen, mia cara! Don Ive, da liegt ein altes frommes Buch von seltenem Werth, das Conte Stipe neulich in irgendeinem Winkel entdeckte; setzen Sie sich damit an das Fenster. Uebrigens, Don Ive, glaube ich, die Bibliothek haben Sie nicht immer im besten Zustande erhalten."

Der Kaplan sagte irgendeine lateinische Redensart mit italienischer Nutzanwendung, was er zu thun pflegte, wenn er in Verlegenheit war, und fügte dann hinzu:

„Darf man fragen, Illustrissima, ob der Zapis eine gute Wirkung gehabt?"

„Den Sie mir für meinen Vol brachten, mein Reitpferd", erklärte sie dem jungen Mädchen.

„Ja, Don Ive, es verlor den Husten bereits tags darauf." Und wieder setzte sie deutsch hinzu: „Er versieht mich in allen Fällen mit seinen Hülfsmitteln, und so habe ich auch neulich dem guten Vol sein Lederbeutelchen umhängen lassen; ich halte es für klug, den Leuten Concessionen zu machen, denn Aufklärungsversuche dürften wenig lohnend sein."

„Sehr klug!" entgegnete Josa; sie fühlte eine Beklemmung, ihr armes, kindliches Volk verspottet zu wissen.

Frau Helene dehnte die feinen Glieder ein wenig und sagte dann, nachdem sich Josa unweit von ihr niedergelassen:

„Abenteuer also nicht, wenn dich das Wort verletzt, Zufall will ich meine Geschichte nennen. Ich vermißte plötzlich auf halbem Wege nach Trau meine Kaiserspange."

Sie sah die fragenden Blicke des schönen Mädchens und fuhr fort: „Du wirst sie kennen, jede Hausherrin der Darios trug sie, der Tradition zufolge." Und als Josa das mit etwas trübem Lächeln bestätigt hatte und ihre Blicke unwill-

Digitized by Google

kürlich nach Helenens Handgelenk hinüberglitten, an welchem sich der Schmuck befand, den sie zuletzt am Arme der Mutter gesehen, setzte die Gräfin hinzu, indem sie ein Brillantkreuz zwischen ihren Fingern spielen ließ, einen Gegenstand, der ihr gewiß weit besser gefiel als der römische Armreif: „Denke dir, wie ich erschrak. Conte Stipe verlöre mich am Ende noch leichter als die Spange, è vero, bellissima! es ist wahr, meine Schöne. Ich sandte Jakuve zurück, um zu suchen, und blickte, wie Iphigenia, trostlos übers Meer; da kam, wie damals in Aulis, ein Fremdling plötzlich an den Strand, ich erklärte ihm die seltsame Situation, in welcher er mich finde — und er — holt unter Disteln meinen Schatz hervor. Das ist Glück, nicht wahr? Und dieser Fremde war nicht etwa irgendein dalmatinischer Ziegenhirte, sondern ein schöner, schlanker Jüngling mit den besten Manieren und Redewendungen, ein Mann, der, käme er in meine deutsche Heimat, des Nordens Barbarinnen sofort in Sklavenketten schlagen könnte."

Sie machte eine kleine Pause.

„Und?" fragte Josa.

Helene warf die schweren Flechten zurück, hob aber die Blicke nicht, sondern sagte nur halblaut:

„Sie trennten sich beide und sahen sich zuweilen nur noch im Traume, oder wie es in dem Liede heißen mag, das du gewiß richtiger citirst als ich Ungelehrte."

Dann lachte sie gezwungen auf. „Ich bedankte mich höflich und ritt seitwärts. Was er that? Nun, er wird auch seines Weges gegangen sein, voilà tout. Und nun sehe ich ein, daß das Ganze des Erzählens gar nicht werth war. Don Ive, wenn Ihre Finger ohne Staub sind, so dürfen Sie mir diese Wolle halten!"

Der Kaplan eilte, so behende er's vermochte, an die Seite der Dame; Josa war es nicht entgangen, daß Helenens Erregung und der leichte Ton, in welchem sie das Erlebniß erzählte, einander widersprachen.

Es war eine Weile still in dem Gemach; Helene wünschte innerlich, sie habe Josa gar nichts erzählt, denn dieselbe hatte eine Manier, sehr vieles ernst zu nehmen, was sie flüchtig behandelte; dann kehrten ihre Gedanken zu dem kecken Unbekannten zurück; schön war er, schön genug, um der Held von Träumen zu sein.

Ein lauter Seufzer — Helene Dario hatte nicht mehr das Recht, zu träumen.

Josa horchte hinaus nach dem Corridor; es mußte sich dort etwas Besonderes ereignen; denn Bare's kreischende Stimme erging sich in den höchsten Tönen des Entzückens; sämmtliche Heilige wurden angerufen, dann kam man den Flügelthüren des Salons näher, sie wurden hastig geöffnet, und ein schlanker schwarzer junger Mann stand auf der Schwelle. Josa erhob sich; aber in demselben Augenblick fühlte sie ihre Hand erfaßt von Helenens kalten Fingern und mit festem Druck zurückgehalten, und in beinahe erstickten Tönen schlug die sonst so klare Stimme der jungen Frau an ihr Ohr:

„Josa, das — ist er, der Fremde! Warum verfolgt er mich? Schütze mich!"

Kaum aber hatte sie das hervorgestoßen, als Josa ihre Rechte befreite, sich hoch aufrichtete und entgegnete: „Es ist mein Bruder!" Dann flog sie mehr, als sie ging, dem Eintretenden entgegen. „Carle, Carle, willkommen im Aelternhause, willkommen, mein Bruder!"

Digitized by Google

Die Geschwister grüßten einander mit langer Umarmung; Helene hatte inzwischen Zeit gefunden, sich von ihrem Schrecken zu erholen. Mit dem Bilde des Ritters vom Morgen beschäftigt, während sie langsam das Garn von Don Ive's runden Händen wickelte, sah sie den Fremden plötzlich auf der Schwelle. Daß sein Erscheinen nur ihr gelten könne, daß Conte Stipe's Argwohn erwachen müsse, daß entsetzliche Folgen für sie entstehen könnten, war die Combination einer Secunde; darum suchte sie instinctiv den Schutz der besonnenen Josa und stieß Hülfe flehend jene Worte aus. Die Entgegnung des ernsten Mädchens gab ihr die Besinnung zurück, der eigene feste Wille jetzt auch Haltung.

Während Don Ive hülflos vor Erstaunen und Freude wie ein Gefangener in der Kette die Hände unter den grünen Wollfäden faltete, hatte sie bereits ein Lächeln auf den Lippen. Aber sie kam nicht dazu, es sofort zu spenden; denn, von Bare herbeigeholt, erschien jetzt Conte Stipe, seinen unerwartet heimgekehrten einzigen Sohn zu umarmen.

Der Kaplan murmelte lateinische Segenssprüche, während der Conte Dario den letzten Träger seines Namens voll väterlichen Stolzes betrachtete und willkommen hieß.

Josa mußte den Vater erst erinnern, daß Helene ebenfalls anwesend sei. So war es denn der Conte selber, welcher den Sohn seiner jungen Gattin entgegenführte. Helene hatte mit dem Rücken dem Fenster zugekehrt gesessen, so mochten beim Eintritt ihre Züge nicht klar erkennbar gewesen sein. Jetzt fiel das volle Licht über die feine Gestalt und das liebliche Gesicht. „Hier, Carle, grüße die neue Herrin des Palazzo Dario, Contessa Helene."

„Mein Vater! —" Sich weniger selbst beherrschend als die kleine Frau da vor ihm, stammelte der junge Mann etwas Unzusammenhängendes. Die Gräfin aber hielt ihm die Hand hin:

„Conte Carle, versuchen wir, gute Freunde zu sein; ich liebe Ihren Vater und danke ihm hohes Glück! Gestatten Sie mir, auch Ihnen Freundin zu sein."

Conte Carle — Don Carle war er bisher immer genannt, der Unterscheidung mit dem alten Conte halber — verbeugte sich.

„Nicht wahr, sie ist schön?" fragte Conte Stipe, „ein Sonnenstrahl auf meinem sich abwärts neigenden Lebenswege. So die Contessa Dario zu finden, hast du wol nicht erwartet?"

„So — diese Dame nicht!" Es war eine Falte zwischen Carle's Brauen.

Don Ive hielt eine Rede an seinen ehemaligen Zögling.

Später fragte der alte Graf, warum Don Carle unerwartet komme.

„Ich kam von Ragusa, war mit Freunden in Trau und fühlte die Lust, von dort allein herüberzugehen. Ich wollte mich vorbereiten auf den Eintritt ins Vaterhaus. Nun bin ich doch überrascht, mehr noch, als ich überrascht habe."

Sein Blick streifte flüchtig das Gesicht der jungen Frau; sie mochte das fühlen, hob aber die Augen nicht. Als man hin und her geplaudert, Conte Stipe Wein von Brazza, heimatliche Vugava zum Willkommstrunke beordert hatte und Helene einmal seitwärts am Fenster stand, näherte Don Carle sich ihr.

Digitized by Google

„Hätte ich das am Morgen gewußt — warum sagten Sie es nicht?“ fragte er, unmuthig beinahe.

„Waren Sie nicht auch incognito?“ gab sie zurück — „und wir dachten uns ja nie mehr zu begegnen.“

„Aber ich wünschte es dennoch!“ flüsterte er.

Sie warf das blonde Köpfchen zurück und rief Josa ein Scherzwort zu; es sollte ihm ein Beweis sein, daß sie die Episode vergessen wollte oder müsse.

Conte Stipe war in der besten Laune.

„Don Ive, Euere Heiligen können sich im Himmel nicht wohler fühlen!“ sagte er, ein Glas Wein hebend, „ich habe einen edeln Sohn, eine stolze Tochter, eine schöne Gattin und Euch zum Beten für unser aller Wohl!“

Und Don Ive, der niemals ein Gegenwort für den Hausherrn über die Lippen gebracht, neigte zustimmend und lächelnd sein rundes Haupt.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Christenthum, Katholicismus und Civilisation.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Ein künftiger Geschichtschreiber wird viel zu thun haben, wenn er das allmähliche Vorrücken des großen Problems des Papstthums unserer Gegenwart aus den Cabineten Cavour's und Napoleon's bis zu den Pforten des Vaticans schildern will. Er wird dann auch die Tagesliteratur zu Rathe ziehen, welche als Niederschlag des geschichtlichen Processes vom Jahre 1859 ab entstanden ist und noch immer neu entsteht. Sie bildet heute schon eine massenhafte Bibliothek. Fast alle gebildeten Nationen haben sich an ihr betheiligt; in dem ersten Stadium besonders die Franzosen, die Deutschen und die Italiener, weiterhin hauptsächlich die letztern. Denn nachdem Frankreich durch den Sturz des Napoleonischen Kaiserthums die Leitung der europäischen Angelegenheiten verloren hatte, überließen die nichtkatholischen und auch die katholischen Mächte, beruhigt durch die von Italien dem Papstthum gegebenen Garantien der geistlichen Unabhängigkeit, es dieser Nation, das Problem ihrer Stellung zu jenem zunächst als eine nationale Angelegenheit zu behandeln, und sie haben dessen Lösung der eigenen Kraft, der Klugheit und Mäßigung Italiens und der fortbildenden Zeit anvertraut.

Der geschichtliche Proceß selbst hat sich in dieser Folge entwickelt: die italienische Frage ging in die römische über, oder diese, ihr Kern, löste sich immer selbständiger ab. Cavour forderte Rom zur Hauptstadt des geeinigten Landes; er stellte die Formel auf: „Freie Kirche im freien Staat", und diese wurde zum Programm der Politiker. Sie schließt in sich die wichtigste Verfassungsfrage der modernen Staatsgesellschaft, zu deren Wurzeln sie das Problem hinabsenkte. Der Krieg im Jahre 1866 isolirte den Papst und beraubte ihn seiner habsburgischen Stütze. Die mit dem Rückfall Venetiens fast gelöste italienische Nationalfrage suchte ihre Beendigung in Rom. Die römische Frage rückte der Entscheidung nahe, die päpstliche löste sich von ihr zu größerer Selbständigkeit ab. Das Papstthum erklärte sich in Belagerungszustand; es suchte seine hierarchische Macht dogmatisch unzerstörlich zu machen. Infolge des Einbruchs der Freischaren in den Rest des Kirchenstaates legte Napoleon noch einmal seine Hand auf Rom, und seine Occupationsarmee bildete die Garde des Concils, welches der Alleingewalt des Papstes die Kirche unterwerfen sollte. Das französische Kaiserreich stürzte in dem großen Deutschen Kriege. Die Italiener zogen in Rom ein. Der Papst

Digitized by Google

ward als weltlicher Fürst entthront. Die italienische und die römische Frage wurden politisch gelöst, und das Problem des Papstthums trat in seiner ganzen moralischen Furchtbarkeit in den Vordergrund.

Um alle diese Ereignisse hat sich die Tagesliteratur angesetzt, ausgehend von Staatsmännern und Klerikern, von Laien oder Geistlichen, von Berufenen und Unberufenen. Die Frage des Dominium temporale allein hat ganze Berge von Schriften aufgehäuft. Das Concil für sich hat eine zahllose Literatur erzeugt, und bereits in Johann Friedrich seinen hervorragenden Geschichtschreiber gefunden. Die Frage vom Verhältniß zwischen Kirche und Staat ist in unübersehbaren Schriften erörtert worden.

Aus den Anfängen der ganzen publicistischen Masse trat eine zu ihrer Zeit sehr wichtige Schrift hervor: „Le Pape et le Congrès", am Ende 1859 von Laguéronnière in Paris publicirt. Wir erinnern uns des Aufsehens, welches sie erregte, vereinigt mit dem gleichzeitigen Briefe Napoleon's III. an Pius IX. vom 31. Dec. 1859. Sie gehörte dem italienischen Stadium des Problems an; aber aus ihren Falten blickte schon, wie Eva aus dem Busen Gott-Vaters im Schöpfungsbilde Michel Angelo's, das zukunftsvolle Antlitz des päpstlichen Problems hervor. Es galt damals die Annexion der Romagna. Napoleon verlangte sie vom Papst, und dieser antwortete ihm persönlich mit einem Briefe, und im allgemeinen mit der Encyclica des 19. Jan. 1860. Die Versöhnung des Papstthums mit Italien glaubte der Kaiser der Franzosen durch den Verzicht auf den größten Theil des Dominium temporale zu erreichen, und durch das abgenutzte Palliativ der Garantie der Mächte für den unverlierbaren Rest des Kirchenstaates. Denn an dessen historischem Princip, dargestellt im Besitze Roms und seines alten Ducats, hielt er noch fest. Den unausbleiblichen innern Zwiespalt zwischen dem Papstthum und Italien hat Napoleon wol auch in seiner Tiefe erkannt, aber doch nur in diplomatischer Gestalt vor das öffentliche Bewußtsein zu bringen gewagt.

Welche geschichtliche Ereignisse trennen nun jenes französische Pamphlet von einer 18 Jahre später erschienenen italienischen Schrift, die kein minderes Aufsehen erregt hat. Es ist das Buch Curci's: „Der moderne Zwiespalt zwischen der Kirche und Italien" (Florenz 1878). Wenn jenes französische etwa den politischen Ausgangspunkt des großen Problems bezeichnete, so stellte dieses schon die furchtbare innere Krisis dar, wozu dasselbe durch die vollendeten Thatsachen der Geschichte gelangt ist. Im September 1870 war das Programm Napoleon's gewaltsam ausgelöscht, denn auch der letzte Fetzen des Kirchenstaates war dem Papst genommen worden. Was die Erfahrung der Geschichte seit dem Verzicht Karl's des Großen auf die Kaiserresidenz in Rom als Unmöglichkeit erkannt haben wollte, die Einsetzung der königlichen Gewalt neben der päpstlichen in der Hauptstadt der katholischen Welt: das war wirklich geworden, und in seiner ganzen schreienden Unversöhnlichkeit stand der Zwiespalt der römischen Kirche mit der italienischen Nation vor den Augen der Welt da.

Er erschien für jene noch gefahrvoller, als seine entfernte historische Voraussetzung, die deutsche Reformation, es gewesen war. Diese hatte die christliche Kirche

Digitized by Google

in zwei Hälften zerrissen, das Papstthum von den Höhen der Cultur und seiner Weltmacht abgesetzt, aber dasselbe doch als ein auf seiner alten politischen Basis fest begründetes Institut den lateinischen Völkern überlassen, welche den reformatorischen Gedanken von sich ausgeschlossen hatten. Nun aber hatten eben diese Völker selbst jene weltliche Grundlage, die das Papstthum als Bedingung seiner geistlichen Unabhängigkeit begriffen wissen will, aufgehoben und aufzuheben erlaubt. Auf den Thron Italiens stieg in Rom der Landeskönig, und neben ihm dauerte, ein in der Geschichte nie erlebter Vorgang, auf dem vaticanischen der gestürzte, gegen den Usurpator protestirende alte Herrscher Roms fort, von jenem der weltlichen Rechte entsetzt, aber noch immer als unverletzlicher Souverän betrachtet und gesetzlich anerkannt.

Im Namen seiner nationalen Rechte hält seither das italienische Volk den Papst gleichsam wider Willen und Absicht belagert, sein eigenes historisches Product, das größte und mächtigste, das seiner Lebenskraft entsprossen ist. In seinem Sturz vom weltlichen Thron hat er sich auf den dogmatischen Felsen Petri geflüchtet, und hier mit einer Kühnheit, die selbst in ihrer die Nemesis herausfordernden Caricatur des Göttlichen doch eine gewisse Größe in sich trägt, mit dem Attribut der Unfehlbarkeit bekleidet, und so politisch untergehend seine dogmatische Apotheose gefeiert.

Die italienische Nation belagert also im Vatican den unversöhnlichen Feind ihrer neuerworbenen und praktisch durchgeführten Rechte, welche von allen Mächten der Welt anerkannt sind. Aber sie belagert in ihm nicht das infallible Haupt der katholischen Kirche; in ihrem Namen erklärt die Landesregierung, daß sie weder die kirchliche, allgemein anerkannte Gewalt des Papstes antaste, noch irgend in den dogmatischen Inhalt der katholischen Religion einzugreifen im Sinne habe, daß sie vielmehr nichts anderes vom Papst begehre, als den, wenn auch nur stillschweigenden Verzicht auf den ihm genommenen weltlichen Besitz, als ihre eigene thatsächliche Anerkennung, und endlich die Versöhnung der Kirche mit dem neuen Zustande, den die Nation durch die Zerstörung jener weltlichen Macht geschaffen, die das Papstthum jahrhundertelang besessen hat.

Der Papst aber will noch immer nichts davon hören: er weigert den Verzicht und die Anerkennung; er fordert seine politische Macht zurück; er will sein und bleiben, was seine Vorgänger gewesen sind, Priester und König zugleich; er will mit Einem Wort die Wiederauflösung Italiens, die Zertrümmerung alles dessen, was die Nation seit Jahrhunderten der Erniedrigung, der Knechtschaft und unsaglicher Leiden endlich errungen hat, und nur auf Kosten des weltlichen Besitzes des Papstes erringen konnte. Das Problem ist also auf Leben und Tod gestellt. Es ist eine Daseinsfrage für die Nation wie für das Papstthum selbst.

Das Schauspiel, welches dasselbe heute darbietet, wo der Papst schon seit fast zehn Jahren wie eine legendäre und mythische Gestalt im verschlossenen Vatican dasitzt, der Welt unsichtbar, und doch mit geheimen Triebfedern auf sie wirkend, ist ohnegleichen in der Weltgeschichte. Es ist um so merkwürdiger, weil die ungeheuere Katastrophe in einer fast geisterhaften Stille, ohne Aufregung der Völker sich vollzieht, und das größte Institut der Geschichte lautlos zu versinken scheint,

Digitized by Google

wie ehedem das große römische Kaiserthum so schweigend versunken ist. Der Krieg Deutschlands mit Frankreich, die Gründung der französischen Republik, die Erschaffung des Deutschen Reiches, die Entstehung Italiens, der Sturz des Reiches der Osmanen und dessen Folgen für Rußland und den Orient: alle diese in den Raum weniger Jahre zusammengedrängten Ereignisse, welche einem ganzen Jahrhundert geschichtliche Fülle geben könnten, haben gerade dasjenige Problem überdeckt, welches als Verfassungsfrage der Welt das wichtigste und schwierigste aller andern ist.

Wird dieser ungeheuerliche Zustand des Papstthums so fortdauern? Wird das italienische Volk unter dem Schweigen der beschäftigten Welt noch lange so den Vatican umlagern? Wird sich die Menschheit daran gewöhnen, im Papst einen unversöhnlichen Priester zu sehen, der im Namen der Religion die moderne Cultur und die neue Gestalt des Landes verflucht, in welchem er seinen geschichtlichen Sitz hat? Wird dies Oberhaupt einer Kirche, welche 200 Mill. Bekenner zählt, fortdauernd sich als Gefangenen erklären, während die Welt behauptet, daß er vollkommen frei sei, das Amt, wozu er berufen ist, auszuüben, und daß er jeden Augenblick sein prachtvolles Gefängniß als priesterliches Haupt seiner Kirche unter dem Jubel der katholischen Völker verlassen kann? Der mächtigere der beiden Gegner wird diesen unnatürlichen Zustand länger ertragen, und wenn dies die italienische Nation sein sollte, würde dann nicht endlich das Fortbeharren des Papstes in seinem ohnmächtigen Groll, statt eines tragischen, ein tragikomisches Schauspiel voll unerträglicher Langeweile darbieten und der Kirche selbst den Untergang bereiten?

Der Jesuit Curci hat so etwas gefürchtet, als er seine merkwürdige Schrift schrieb. Er überblickte die Lage der Kirche, d. h. des Papstthums, und fand sie mitten im Abfall der Völker von der alten Katholicität verzweifelt genug. Wenn auch die italienische Nationalmacht für sich allein nicht furchterregend ist, da viele Hindernisse ihre innere Wiedergeburt hemmen, so gebietet sie doch, und voraussichtlich noch für lange Zeit, über so viel politische Bedingungen im Auslande, als hinreichend sind, ihren Fortbestand zu sichern und ihre Befestigung zu erleichtern. Sie wird getragen von dem allgemeinen Völkerrecht, von den nationalen Bedürfnissen Deutschlands, vom System anderer großen Mächte und der gesammten geistigen Strömung Europas. Curci überblickte die Lage des neuen Italiens und fand sie, trotz aller jener günstigen Bedingungen, gewaltsam und innerlich unhaltbar, weil sein geschworener Feind eben diese nur politisch besiegte Kirche ist. Er beklagte, daß beide, die Kirche und die Nation, statt einander hülfreiche Hand zu bieten, an ihrer gegenseitigen Zerstörung arbeiten; er erkannte, daß die Kirche in Gefahr sei, ihren Zusammenhang mit der Nation zu verlieren, wenn sie fortfährt, sich jeder Einwirkung auf ihr öffentliches Leben zu enthalten. Mit Erstaunen vernahm man solche und andere Aussprüche aus dem Munde eines Jesuitenpaters, des bisher eifrigsten Verfechters des alten Papstthums, des Hauptes der „Civiltà cattolica". Denn dieser Mann trat nicht nur als italienischer Patriot und Vermittler beider Gegner auf, er verurtheilte auch mit schonungsloser Schärfe das ganze von Pius IX. Italien gegenüber befolgte Angriffs- und Vertheidigungssystem; er erklärte den unwiederbringlichen Verlust des Dominium temporale als

Digitized by Google

einen Rathschluß der Vorsehung, als verdiente Züchtigung der in die Weltlichkeit versunkenen Kirche; er anerkannte den Untergang des politischen Papstthums als eine geschichtliche Thatsache; er forderte von der Kirche, daß sie das weltliche Princip wieder mit dem geistlichen vertausche, das Geschehene in Demuth hinnehme, aus dem Zustande der starren Negation wieder zum activen Leben zurückkehre, und die Gläubigen selbst an die Wahlurnen schicke, um eine katholische Partei in das italienische Nationalparlament zu stellen.

Man wollte freilich erkennen, daß die wahre Ansicht des kühnen Jesuiten diese ist: der zwingenden Noth der Zeitverhältnisse sei aus Klugheit Rechnung zu tragen; der Papst solle auf dem Wege der Transaction das rebellische Italien begnadigen; das Schifflein Petri müsse mit dem Winde laviren, um auf Umwegen wieder in den alten Port der Weltherrschaft einzulaufen. Es wird also nur auf den entschlossenen Versuch einer päpstlichen Odyssee herauskommen, zwar mit vielen Mühen und langen Entbehrungen, aber am Ende doch mit der gehörigen Abstrafung der übermüthigen Freier, die am Dominium temporale der Braut Christi eine Weile herumgepraßt haben.

Es ist in jedem Fall nur eine Taktik, welche Curci in seinem Buche aufgestellt hat; es ist keine Idee, durch die ein Problem gelöst werden kann. Trotzdem haben auch diejenigen Italiener, welche das Motiv seiner Schrift beargwöhnten, geurtheilt, daß sie ein wichtiges Symptom der Zeit sei und als solches dem Organismus der Curie eine unheilbare Wunde geschlagen habe, daß sie unter den Katholiken selbst das Nachdenken über den schadhaften Zustand der vom christlichen Ideal weit abgewichenen Papstkirche aufgeweckt habe, und deshalb nicht ohne heilsame Wirkung bleiben könne.

In Curci hatte sich aus dem innersten klerikalen Lager eine Prophetenstimme erhoben: sie hatte Wehe über Italien und die Kirche gerufen und auf ihre Weise ein transitorisches Heilmittel des Conflicts bezeichnet. Sie hatte einen Umschwung der vaticanischen Politik gefordert, und wenn die Welt darauf verzichten mußte, solchen jemals von dem greisen Priamus im Vatican zu erwarten, an dessen Person der Sturz des weltlichen Papstthums vollzogen worden war, so glaubte sie einen Augenblick lang an das versöhnliche Einlenken des Nachfolgers, da derselbe in jener Krisis seine Person nicht eingesetzt hatte, sondern als ein neuer Mann einen neuen Zustand vollendeter Thatsachen übernahm.

Leo XIII. stieg auf den Stuhl Petri als der erste rein geistliche römische Bischof nach langen Jahrhunderten: er fand das Papstthum in die primitive Lage zurückversetzt, in der es sich befunden hatte, ehe es mit einem Kirchenstaat versehen worden war. Dasselbe auf jenen evangelischen Zustand zurückzubringen, war schon seit dem 9. Jahrhundert das stets gescheiterte und immer wiederholte Bestreben aller Patrioten und Reformer Italiens. Es war auch das ghibellinische Ideal der Deutschen Kaiser; doch erst in unserer Gegenwart gelang seine Verwirklichung durch die Mitwirkung Deutschlands und unter dem Beifall aller, selbst jener katholischen Mächte, welche ehedem mit Waffengewalt den weltlichen Thron des Papstes restaurirt und aufrecht gehalten hatten und jetzt ihn fallen ließen. So wurde vor unsern Augen eine der größten Revolutionen Europas vollzogen; Pius IX.

Digitized by Google

beschloß die lange Epoche des politischen Papstthums, und sein Nachfolger eröffnete die neue Zeit, wo dieses wieder auf sein geistliches Amt beschränkt worden ist. Darum hat die Welt selten mit gleich großer Spannung auf die ersten Handlungen eines neuen Papstes geblickt als auf die Leo's XIII.

Als er aus dem denkwürdigen, überraschend kurzen Conclave am 20. Febr. 1878 hervorkam, forderte ihn ein großer geschichtlicher, einziger Augenblick heraus, über die Leichen Victor Emanuel's und Pius IX. hinweg, mit übermenschlichem Entschluß frei und groß vor die verwandelte Welt zu treten. Wenn er dessen fähig gewesen wäre, so hätte er sich, wenige Minuten nach seiner Wahl, auf der äußern Loge des Sanct-Peter dargestellt und, den purpurnen Plunder unwiederbringlich verlorener weltlicher Herrlichkeit verachtend, als Hoherpriester der Christenheit Feinden und Freunden, der ganzen, durch Zwiespalt zerrissenen Welt den Segen der Liebe ertheilt. Das hat er nicht gethan; nur auf der innern Loge des Sanct-Peter, das Angesicht seinem vaticanischen Gefängniß zugekehrt, ertheilte er den Segen, und dann tauchte er wieder in jenes Gefängniß hinab, wie es ihn die dort herrschende Partei geheißen hatte. Damals hat Leo XIII. sich selbst das Urtheil gesprochen: daß er ein gewöhnlicher Mensch sei, der weinende Erbe seines Vorgängers.

Von diesem übernahm er statt des Kirchenstaates den zugesperrten Vatican; das kirchliche System der Jesuiten, wie es der eitle Pius IX. zum denkbar höchsten hierarchischen Despotismus in der Person des Papstes gesteigert hatte; das Bewußtsein des unversöhnlichen Widerspruchs, in welchen derselbe Pius die Papstkirche mit der Verfassung aller freien, gebildeten Völker gebracht hatte; den Kampf der Kirche mit dem modernen Staat im neuen Deutschen Reiche; die französische Republik, welche die alten dynastisch-kirchlichen Traditionen verließ; den klaffenden Zwiespalt des Papstthums mit der geeinigten italienischen Nation; endlich die herrschende Richtung der Intransigenten in der Curie, die das Princip der absoluten Verneinung der umwälzenden Thatsachen, die Fortsetzung der vaticanischen Gefangenschaft und des kirchlichen Belagerungszustandes forderten.

Unter politisch ungleichen, aber moralisch nicht unähnlichen Verhältnissen hatte einst einer der bestgesinnten Päpste den Heiligen Stuhl bestiegen, als die Reformation Luther's ganz Deutschland in Flammen setzte und von dem in Herrschsucht und Laster versunkenen Papstthum Europa loszureißen drohte. Da hat Hadrian VI. als ein gerechter Mann voll Wahrheitsliebe (Curci nennt sie „vlämische Aufrichtigkeit") sich nicht gescheut, das Bekenntniß abzulegen, daß die verzweifelte Lage der Kirche durch die Fehler und Sünden ihrer eigenen Regierer verschuldet worden sei. Zu solcher moralischen Größe hat sich Leo XIII. nicht erhoben; er hat nicht das „injusta patimur, sed non injuste" ausgerufen. Er hat aber doch die Richtigkeit der Anklagen Curci's anerkannt, indem er diesem aus seinem Orden gestoßenen Mann Beweise des Wohlwollens gab. Kurz bevor er Papst wurde, richtete er drei Pastoralbriefe an seine Diöcese Perugia, welche dann unter dem Titel „La chiesa e la Civiltà" im Druck erschienen sind. Auch diese Schrift, der die Person des Autors Bedeutung gab, kann als ein Beitrag zur Literatur über das große Problem betrachtet werden, wenn sie auch nur im allgemeinen auf eine Apologie der katholischen Kirche, als der größten civilisatorischen Macht der Welt, hinausläuft.

Digitized by Google

Der neueste Schriftsteller, der auf diesem problematischen Gebiete aufgetreten ist (Raffaele Mariano), hat mit Recht bemerkt, daß Leo XIII. alle seine Argumente nur aus der Vergangenheit der Kirche hernimmt und keins aus ihren neuern Zeiten. „Kein Reich", so sagt Mariano, „hat eine fruchtbarere Macht der Civilisation ausgeübt als die katholische Kirche im Mittelalter. Wer das leugnet, weiß nichts von den Elementen der Geschichte. Aber darf sie noch heute behaupten, im Besitze des christlichen Geistes zu sein? Leo XIII. glaubt und behauptet es; seine Infallibilität in Ruhe, darin täuscht er sich. Freilich, wie hätte er anders reden können. Wer in der Atmosphäre der katholischen Kirche geboren und erzogen ist und darin Stand und Würden erlangt hat, kann schwer zu einem größern Begriff vom Christenthum und der geschichtlichen Wahrheit kommen. Und besäße er auch solchen, so würde ihm der Muth fehlen, ihn offen zu bekennen. Doch immer ist es peinlich, zu sehen, daß einem Mann von rechtschaffenem Sinn und kräftigem Geist die göttliche Wahrheit in der Weise, wie sie die katholische Kirche versteht, lehrt und den Menschen auferlegt, noch fähig zu sein scheint, heilige Tugenden einzuflößen und im Leben der heutigen Gesellschaft jene Stelle und Herrschaft einzunehmen, wozu sie berechtigt ist." So frei darf man heute vom Papst in Italien reden und schreiben, ohne in Gefahr zu kommen, am langsamen Feuer geröstet zu werden.

In derselben Zeit, als Curci seine Warnungsstimme im Namen der sich besinnenden Kirche vernehmen ließ, erhob die seinige im Namen des italienischen Staates einer der verdientesten Staatsmänner. Minghetti veröffentlichte sein Buch „Stato e Chiesa" (1878). Das Zusammentreffen dieser Schriften, als höchst authentischer Kundgebungen aus beiden feindlichen Lagern, war ein bedeutendes Ereigniß. Denn so viel Autorität, als dem Jesuiten Curci seine bisherige Stellung in der Kirche verlieh, ebenso viel hatte auch auf seiner Seite ein Staatsmann für sich, der seit 30 Jahren am Webstuhl der Politik sitzt, der Freund Cavour's, der mehrmalige Minister, einer der Schöpfer des neuen Italiens, ein Mann von fleckenloser Reinheit des Charakters, voll Geist und Anmuth, so gewandt als Redner vor dem Parlament wie als Publicist. Seine Schrift machte sofort das größte Aufsehen; denn es war schon an sich eine That, daß ein Staatsmann ersten Ranges die Frage vom Verhältniß der Kirche zum Staate auch vom religiösen Standpunkte behandelte, welchem die Politiker bisher soviel als möglich aus dem Wege zu gehen gesucht hatten.

Das Buch Minghetti's war, um es kurz zu bezeichnen, die Entwickelung und Rechtfertigung der berühmten Formel Cavour's: „Freie Kirche im freien Staate." Dieser große Staatsmann hatte dieselbe als Summe seiner Anschauung von dem wichtigsten Problem der modernen Gesellschaft in die Welt gesetzt, um unter ihrem Schutze das Werk der Einheit Italiens durchzuführen, welches gerade der nationale Zusammenhang mit dem internationalen Papstthum, gegenüber dem Argwohn katholischer Völker und Mächte, so überaus schwierig machte. Aber obwol jene Formel nur als ein von der bedrängten Lage dictirtes staatsmännisches Auskunftsmittel erscheinen konnte, barg sie doch ein großes Culturprincip in sich; sie wurde die Fahne der ganzen liberalen Partei Europas. Sie war nicht neu, außer in

Digitized by Google

ihrer prägnanten italienischen Fassung; denn die Trennung der Kirche vom Staate besteht schon seit lange in den Vereinigten Staaten Amerikas, und auch in Belgien ist sie durchgeführt. Sie begegnete einer immer allgemeiner werdenden Doctrin in den meisten Ländern Europas. Die Formel Cavour's verhieß eine radicale verfassungsgemäße Lösung gerade des großen Conflicts in Italien. Aber konnte sie in Wirklichkeit das Alexanderschwert sein, das den Gordischen Knoten zerhieb? Sie setzte in Italien einen weit vorgeschrittenen Zustand voraus, eine so hoch entwickelte Gesellschaft nämlich, daß sie fähig war, nicht nur wirklich einen freien Staat, sondern auch eine wirklich freie, von aller dogmatischen und hierarchischen Herrschsucht gereinigte Kirche in sich aufzunehmen und darzustellen. Sie paßte daher mehr für die Zukunft als für die Gegenwart Italiens, in dessen Institutionen die politisch und kirchlich wirkenden Lebenskräfte noch fest ineinander verschlungen sind. Ihre völlige Durchführung war zweifelhaft für ein Volk, dessen moralische und religiöse Erneuerung erst zu schaffen ist und schwerlich geschaffen werden kann, wenn sie einer von aller Ueberwachung des Staates ganz freien Kirche allein anvertraut wird, welche die Idee der Gewissensfreiheit weder besitzt noch anerkennt, und die sittliche Culturaufgabe des modernen Staates verneint. Hierin liegt die praktische Schwäche der großen Formel Cavour's. Ihrer Maxime gemäß hat sich der italienische Staat der Kirche gegenüber auf denselben Standpunkt gestellt, welchen diese in ihrem Widerspruch zu ihm eingenommen hat. Denn wie die Kirche den ihr sonst fremden Grundsatz der Enthaltung von allen politischen Dingen (nè eletti, nè elettori) zu ihrer Taktik gemacht hat, so hat auch der Staat seinerseits die Enthaltung von jeder Einwirkung auf das kirchliche Leben zu seinem Princip gemacht. Es entsteht daher die Frage, ob solche absolute Scheidung der beiden großen Formen, in denen sich die Gesellschaft darstellt, und aus deren Zusammenwirken die christliche Cultur sich gestaltet hat, den Bedürfnissen der Gegenwart angemessen ist oder ob aus ihr ein noch tieferer moralischer Verfall der Nation zu befürchten ist, ob der italienische Staat endlich nicht das Schicksal Belgiens erleiden und die der Kirche und dem Papstthum seit 1871 gegebene Freiheit mit der Unterjochung unter die Curie bezahlen wird.

Auf diesem Punkte ungefähr ist der logische Ursprung einer dritten, heute in den Vordergrund tretenden italienischen Schrift zu suchen: „Christenthum, Katholicismus und Civilisation", von Raffaele Mariano (1879). Wenn die Bücher Curci's und Minghetti's aus dem Centrum der Kirche und des Staates hervorgingen, so ist das Buch Mariano's der ganz freie Ausdruck des gebildeten Bewußtseins überhaupt. Es ist nur ein Privatmann, ohne officielle Stellung und Autorität, der hier seine Stimme erhebt, dazu getrieben von mächtiger Vaterlandsliebe und idealer Ueberzeugung. Was er noch außerdem geltend machen darf, sind seine bisherigen Leistungen als Publicist auf dem Gebiete des Problems. Er ist der talentvollste Schüler des heute in Italien namhaftesten Philosophen, des Augusto Vera in Neapel, des Hauptes der Hegel'schen Schule in jenem Lande, der durch seine sorgsame Uebersetzung der Werke unsers Philosophen in das Französische sich internationale Verdienste um die Cultur der Philosophie erworben hat. Es gibt

Digitized by Google

in Italien kaum einen zweiten Anhänger dieses Systems, der mit der deutschen Sprache so wohl vertraut ist als Mariano, noch jemand, der mit gleichem Eifer die Fahne des Hegel'schen Idealismus in seinem Lande entfaltet und so nachdrücklich die Ansicht verficht, daß auf die Wiedererweckung des im päpstlichen Katholicismus kraftlos erstarrten italienischen Volksgeistes gerade die Berührung mit dem deutschen Gedanken den heilsamsten Einfluß ausüben muß.

Seit dem Jahre 1864 hat Mariano in einer Reihe von Schriften die kirchlich-politische Krisis seines Vaterlandes behandelt. Die bemerkenswerthesten sind: „Die Wiederaufrichtung Italiens gemäß den Principien der Philosophie der Geschichte" (1866), „Das religiöse Problem in Italien" (1872), „Rom im Mittelalter" (1873), „Strauß und Vera" (1874), „Die Freiheit des Gewissens" (1875), „Das Individuum und der Staat in ihrem ökonomischen und socialen Verhältniß" (1876). Obwol vielfach bestritten, weil leidenschaftlich und unbequem, hat er doch in seinem Vaterlande seine reinen und hochherzigen Absichten zur Anerkennung gebracht. Auch ein so bedeutender Staatsmann wie Minghetti, dessen Ansichten Mariano bekämpft, hat ihm in seiner obengenannten Schrift das Lob „ernsthafter Ueberzeugung" nicht versagt.

Sein neuestes Buch ist das reifste aller andern, die er bisher veröffentlicht hat. Da es in kurzem in deutscher Uebersetzung ausgegeben wird, so freuen wir uns, diesen muthigen Kämpfer für die Wahrheit in seinem Lande, den lange bewährten Freund Deutschlands und seiner Cultur, auch unter uns in deutscher Sprache auftreten zu sehen. Wir machen uns eine Freundespflicht daraus, den Antheil deutscher Leser vorweg auf seine Schrift zu richten, um so mehr, als es von Interesse ist, zu wissen, wie sich neben den Stimmen der Kleriker und Politiker ersten Ranges der wissenschaftlich denkende Theil des italienischen Laienthums überhaupt, welchen Mariano vertritt, zu der brennenden Frage der Zeit verhält.

Das Buch Mariano's ist im großen und ganzen der Ausdruck dessen, was man mit dem Begriff „Weltanschauung" bezeichnen kann, wie solche nämlich von einem gebildeten Denker im heutigen Italien aufgefaßt wird. Auf diesem speculativen Grunde bewegt sich die Untersuchung über das Problem selbst. Als der Verfasser noch mit seiner Schrift beschäftigt war oder deren wesentlichen Theil bereits geschrieben hatte, erschienen die beiden Bücher Curci's und Minghetti's, und dieses Zusammentreffen hat er als seiner Absicht förderlich bezeichnet, weil es ihm Gelegenheit gab, die Meinungen jener Autoren mit den seinigen zu messen.

Er nimmt vorweg seinen Standpunkt, indem er sich als conservativen Bekenner der christlichen Kirche bezeichnet. Er hat es für nöthig gehalten, sein Glaubensbekenntniß abzulegen, um dadurch seiner im Buche niedergelegten Ansicht die feste religiöse Grundlage zu geben und sich selbst als gläubigen Christen zu legitimiren. Er schreibt mit der vollen Ueberzeugung eines Protestanten, ohne selbst zu einer akatholischen Kirche übergetreten zu sein, eine Apologie des Christenthums. Er bekämpft nacheinander alle destructiven Richtungen der Gegenwart, welche das Fortbestehen der christlichen Religion bedrohen, mögen sie heißen Indifferentismus, Rationalismus, Socialismus oder die Lehre der Positivisten und Naturalisten.

Digitized by Google

Er beweist zuerst, daß die Verneinung der Religion überhaupt ein Vorhaben sei so fruchtlos, wie die Leugnung des Staates und der productiven Thätigkeit des Geistes in Kunst und Wissenschaft. Er weist die Nothwendigkeit der Religion nach, als des unvertilgbaren Urgrundes aller Cultur und auch des Staates selbst. Die Wissenschaft, welche unfähig ist, die tiefsten Fragen des Geistes zu lösen, kann die Religion nicht ersetzen; der Naturalismus vermag weder den Begriff des Universums noch den des Geistes überhaupt zu erklären; seine Deductionen kommen nicht über die lückenhaften Reihen bloßer Thatsachen hinaus. Ebenso wenig kann die Religion durch die Philosophie und die Moral ersetzt werden, da beide in jener ihren Ursprung haben. Selbst die Freiheit im Staate kann ohne die Religion nicht bestehen, denn sie beginnt erst wahrhaft mit der Freiheit des Gewissens, welche der Idee der Religion entstammt.

Nach diesen allgemeinen Sätzen geht unser Autor zu den Beweisen für die Nothwendigkeit des Christenthums über, als der höchsten idealen Macht in der Geschichte der Menschheit. Er steht hier auf dem Standpunkte der Hegel'schen Philosophie und ihrer kritischen Fortsetzung in der tübinger Theologenschule. Der Idealismus Hegel's ist für ihn die höchste Affirmation des Christenthums überhaupt. Es ist auch ein philosophischer Reflex der Triasidee im System Hegel's, zu welchem Mariano mit ganzer Seele geschworen hat, wenn er auf eine dogmatische Erörterung über die Trinität eingeht. Wir halten sie für eine Abschweifung sogar von dem, was auszusprechen ihm selbst nöthig erscheinen konnte. Ihm hier zu folgen, wollen wir den Theologen überlassen, die sich rühmen dürfen, dies Mysterium begriffen zu haben, welches dem Apostel Paulus unbekannt gewesen ist. Im Vergleich zu der trinitarischen Idee erscheint unserm Autor die monotheistische des Judenthums als ein überwundener Standpunkt. Er behauptet, daß „die Effusion und das Leben in Gott" für das Judenthum unerreichbare Güter seien. Unser Freund mag sich vorsehen; denn die Kinder Israel, welche in seinem Buche schlecht genug wegkommen, werden, um einen Ausdruck Plato's zu gebrauchen, sammt und sonders ihre Mäntel abwerfen und mit Messern auf ihn losgehen, wenn es nicht, was wir diesmal hoffen wollen, für sie ausreicht, seine Behauptung mit dem Hinweis auf die jüdische Theokratie, auf Hiob und die Psalmen zu widerlegen. Sie werden es auch leicht haben, nachzuweisen, daß es einzig der Monotheismus ist, welcher die fast räthselhafte Fortdauer des Judenthums bis auf den heutigen Tag erklärt. Seltsamerweise bekämpft Mariano den Monotheismus auch deshalb, weil nach seiner Ansicht die hierarchische Priesterkaste aus ihm entstanden ist. Wir erwähnen das nur, um zu fragen, ob die heilige Trinität, mit deren kirchlichem Dogma die Menschheit schon seit dem Jahre 381 beglückt worden ist, in irgendeiner Weise die Ausbildung der Priesterhierarchie in der katholischen Kirche verhindert hat.

Nachdem Mariano das Resultat gezogen, daß, trotz Voltairianern, Materialisten, Socialisten und Straußianern, das Christenthum, wenn auch in den mythisch-historischen Bestandtheilen des alten Glaubens erschüttert und zerstört, dennoch auf der idealen Individualität Christi unzerstörbar gegründet fortbestehe, geht er zu einer Darstellung des Katholicismus in seinem Verhältniß zur heutigen Cultur

Digitized by Google

über, und von hier folgen Abschnitte seines Buches, welche auch da, wo sie beim Leser auf Widerspruch stoßen, die wichtigsten Fragen der Gegenwart mit Geist behandeln.

Er unterscheidet das Christenthum des Papstes und dasjenige Christi voneinander. Das erste nennt er die katholische Kirche, unter dem zweiten versteht er die evangelische Lehre, deren uraltem Kampf mit dem päpstlichen Glauben die deutsche Reformation die großen geschichtlichen Verhältnisse gegeben hat. Er nennt den Katholicismus die erste materielle Form des Christenthums, eine Transaction mit Heidenthum und Judenthum, worin Gott zum Monopol des Priesters geworden sei. Er leugnet aber keineswegs, daß der Katholicismus eine geschichtlich nothwendige Incarnation des Christenthums gewesen ist, noch verkennt er die große Culturmission der Papstkirche während des langen Mittelalters. Diese aber habe ihr Ende erreicht; mit dem Beginn der Reformation sei die katholische Kirche immer tiefer in einen fossilen Zustand herabgesunken. Alle Versuche, sie zu reformiren und neu zu beleben, seien seit den Reformconcilien gescheitert. Eine Reform der Papstkirche könne überhaupt nur als Transformation gedacht werden, und durch diese falle das Papstthum. Die katholische Kirche sei zwar noch ein großer Organismus, aber ohne andere als die disciplinare Einheit. Sie gipfele im Gehorsam gegen den alleingebietenden, infallibeln Papst; daher seien Katholicismus, Papstthum und Infallibilität identische Begriffe geworden. Die Verbindung der Religion mit der Politik, die Herrschsucht der Priesterkaste, die Nothwendigkeit des Dominium temporale als Grundlage der päpstlichen Gewalt werden vom Papstthum immer unzertrennlich bleiben. Ein dogmatisches System, dessen Legitimität auf der Unfehlbarkeit des Papstes beruhe, müsse nothwendigerweise Feind der modernen Cultur sein.

Nun zeigt Mariano, daß die katholische Kirche seit dem Tridentinum mit der wissenschaftlichen Entwickelung des Geistes durchaus gebrochen habe. Er zeigt die Verkümmerung des Unterrichts und die Unwissenheit der katholischen Völker überhaupt im Vergleich zu der Bildungsstufe der protestantischen. Das moderne Leben datire von der Reformation her, der Katholicismus aber sei zur Kehrseite der Civilisation und des christlichen Geistes geworden. Da dem nun so sei, da mit dem bestehenden Katholicismus sich die heutige Gesellschaft unmöglich vertragen könne, so müßten sich die katholischen Nationen von der dogmatischen und moralischen Gewalt des Papstes und seiner Kirche lossagen. Die Religion, welche das Papstthum vertritt, ist heute, wie Mariano sagt, die der Plebs und der unwissenden Klassen. Aber gerade darin beruhe die Gefahr für unsere Cultur; denn die katholische Kirche könnte sich mit dem Socialismus verbinden und eine Revolution heraufbeschwören, welche zum Chaos zurückführt. Unser Autor geht sodann zum Verhältniß zwischen Religion und Staat über. Er nimmt den Staatsbegriff vom Hegel'schen System auf, und dieses hat ihn bis zur höchsten Steigerung emporgetrieben, ja als die absolute Darstellung des Geistes erklärt. Im Gegensatz zur Aufklärungsphilosophie des 18. Jahrhunderts, deren individualistisches System einer unserer genialsten Staatsmänner, Wilhelm von Humboldt, am schärfsten ausgesprochen, hat Hegel dem Staate das Individuum vollkommen untergeordnet und eine doctrinäre Richtung erzeugt, welche ganz in die Nähe des Staatsdespotismus angelangt ist. In dieser Theorie ist auch Mariano befangen, ein entschiedener

Digitized by Google

Gegner Minghetti's, dessen Anschauung vom Rechtsstaate die Kantische ist, während er sich in Bezug auf die Freiheit des Individuums den Grundsätzen nähert, welche Humboldt in seiner Schrift „Ideen zu einem Versuch die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen" niedergelegt hat. Wie Mariano bereits in seiner Abhandlung „Das Individuum und der Staat" gegen das, was er die atomistische Auflösung der Staatsgesellschaft nennt, angekämpft hat, so zieht er auch in seinem neuesten Buche wider den Parlamentarismus, das allgemeine Stimmrecht, den leeren Liberalismus überhaupt zu Felde. Er thut dies keineswegs aus irgendwelcher absolutistischen Neigung, sondern zu Liebe seiner hegelisirenden Doctrin. Aus ihr fließt sein Ausspruch: „Der Liberalismus hat das Individuum auf den Thron gesetzt und darüber das Allgemeine vergessen." Es wäre aber doch gut, den Teufel der Reaction, der sich ohnehin schon anmeldet, nicht zu eifrig im Namen einer philosophischen Doctrin zu citiren und Bad und Kind zugleich auszuschütten, etwa nur um darzuthun, daß der Parlamentarismus seine tiefen Schattenseiten besitzt wie die wechselnde Herrschaft der Majoritäten.

Es gibt keine schwierigere Bestimmung als die der Grenzen, welche der Kirche und dem Staate anzuweisen sind, diesen beiden Gebieten des Menschenlebens, welche das Alterthum nicht voneinander getrennt, erst das Christenthum abgesondert hat, da erst dieser auf der sittlichen Freiheit gegründeten Religion der Organismus der Kirche entsprungen ist. Ihre feste Grenzbestimmung hat noch keine Philosophie gefunden, weil die Theorie für die Masse der praktischen Verhältnisse des Lebens, in welchen die Grenzen selbst sich ziehen oder vermischen, niemals ausreicht, und der Punkt nicht immer angegeben werden kann, wo die endlichen Beziehungen des Menschen, mit denen es der Staat zu thun hat, mit den unendlichen in der Kirche sich berühren oder nicht berühren sollen. Die ganze Geschichte der christlichen Menschheit ist im Grunde ein fortgesetzter Kampf des weltlichen Organismus mit dem geistlichen, des Staates mit der Kirche um ihre Grenzen oder Befugnisse; man darf sagen, um die Verwirklichung der Freiheit in dem einen und dem andern Gebiete. Im feudalen Mittelalter ist dieser Kampf in seiner größten dramatischen Energie aufgetreten, in jener Epoche, wo der geschichtliche Kosmos in den beiden feindlichen Polen sich darstellte, welche Kaiser und Papst hießen. Die Kirche usurpirte endlich siegreich das Gebiet des Staates, und erst die deutsche Reformation, in welche das ghibellinische Princip übertrat, hat den Staat der Gewalt jener wieder entrissen, sein göttliches Recht proclamirt und ihn mit einem neuen, sittlichen, alle Culturinteressen umfassenden Ideal erfüllt. Die Reaction gegen das mittelalterliche Kirchenrecht hat aber in der Folge durch die Theorie sowol des Naturrechtes als der königlichen Gewalt eine andere Gefahr, die des Staatsdespotismus, geschaffen, wie er im 17. Jahrhundert im System des Hobbes und im folgenden in dem Haller's zur Darstellung kam. Um dieselbe Frage derselben Grenzbestimmung bewegt sich heute der Verfassungskampf in allen Ländern Europas, wo die katholische Kirche als ein nationales Ganzes oder als nationaler Theil dem Staate gegenübersteht. Die Freiheit des Gewissens aber zwingt den Staat, den confessionellen Standpunkt aufzugeben und die Kirche mehr und minder der Gesellschaft zu überlassen, welcher sie in ihren Ursprüngen angehört. Wir sahen, daß

Digitized by Google

die unter den gegebenen Verhältnissen mit großer Klugheit auftretende Staatskunst der Italiener den kühnen Versuch machte, jene Grenzbestimmung in einer abstracten Formel: „Freie Kirche im freien Staate", zu finden.

Mariano nun ist, wie sein Meister Vera, entschiedener Gegner der Doctrin von der Trennung der Kirche vom Staate. Er stimmt mit den Ansichten überein, welche Friedberg in seiner Schrift „Die Grenzen zwischen Staat und Kirche" entwickelt hat. Er faßt die Aufgabe des Staates so erhaben als möglich. Erst durch den Staat, so wollen wir in seinem Sinne uns ausdrücken, tritt das Individuum in die Geschichte und wird auf ein Unendliches — die Menschheit bezogen. Der Staat darf daher gegen das Wesen der Religion, die in der Gesellschaft zur Darstellung kommt, nicht gleichgültig sein. Unser Autor nun will die Verbindung der Kirche mit dem Staate dadurch gewahrt wissen, daß er den modernen Staat als den wesentlich christlichen fordert. Ein Staat ohne die Basis der Religion ist undenkbar; und in jedem modernen Staate Europas wird die Cultur, welche er entwickelt und darstellt, die christliche sein. Je freier aber der Staat wird, um desto mehr wird er das christliche Princip, nicht als eine bestimmte Form des Cultus, sondern als ein allgemeines religiöses Princip der Cultur erfassen. Wir werden daher die Forderung des christlichen Staates nur in diesem Sinne des Culturstaates gelten lassen, wie er auch in Preußen seit 1850 besteht. Dies vorausgesetzt, wollen wir uns auch zu der Ansicht Mariano's bekennen, welche nicht diejenige der Politiker aus der Schule Cavour's ist, daß der Staat, mit der Religion vereinigt, die Gesellschaft zur höchsten sittlichen Bildung führen soll. Nur ergeben sich in der Betrachtungsweise unsers Freundes einige Schwierigkeiten und selbst Widersprüche, die zu bezeichnen sind.

Da die Religion als geschichtliche Kirche zur Erscheinung kommt und deshalb der Veränderung, dem Irrthum, der Fälschung unterworfen ist, so muß es ein Tribunal geben, welches diese zeitlich erscheinende Religion syndicirt. Nach der Ansicht Mariano's soll der Staat dieser Syndikus der Religion sein; er kann und darf zwar keine Dogmen schaffen, aber doch eine falsche, schädliche, nicht mehr zeitgemäße Religion modificiren und reformiren. Und so entsteht die Frage, aus welcher Kraft und Befugniß der Staat als weltlicher, selbst schwankender und der Veränderung unterworfener Organismus sein Recht herleitet, über die Beschaffenheit der Religion das kritische Urtheil zu fällen. Unser Autor unterscheidet die geschichtliche und die ideale Religion. Wer besitzt nun die Erkenntniß der idealen Religion? Wer entscheidet, ob die Lehren einer bestehenden Kirche mit deren Ideal übereinstimmen? Seit dem 18. Juli 1870 vermag das bekanntlich der Papst allein, auch ohne Kirchenväter und Concil. Für Mariano nimmt diese Stellung eine unbestimmbare und allgemeine Kraft ein, die Philosophie, welche doch unfähig ist, die höchsten Probleme des Geistes zu lösen, und diese dem Glauben oder der Religion überlassen muß. Er nennt die Philosophie die Kritik des Christenthums und sagt: „Der philosophische Gedanke kritisirt den religiösen, er corrigirt ihn allmählich und reinigt seine Grundlagen, seine idealen und rationellen Motive. Diese Action der Philosophie ist immanent und nothwendig; sie ist zwar indirect

Digitized by Google

und äußerlich vielleicht unsichtbar; aber in jeder Weise praktisch und von realer Wirkung."

Wir sind also, abgesehen vom Staate und der Kirche, zu einem mächtigen Factor gelangt, der in voller Selbständigkeit wirkt und nur durch das freie Individuum wirken kann. Um einfach zu reden: das Denken, die individuelle Vernunft kritisirt und reformirt Kirche und Staat auf dem Grunde rationeller und praktischer Processe, die in jenen beiden Sphären zur Entwickelung kommen. Wenn das Bewußtsein der Gesellschaft in allen ihren Gebieten und Klassen die Stoffe aufgehäuft hat, in welche der Blitz des Genies, des persönlich gewordenen Gedankens zündend fallen kann, so geschieht die reformatorische That. Die Macht des allgemeinen Geistes verkörpert sich in dem Individuum, welches Kirche und Staat mit sich fortzureißen vermag. Wäre ein solcher Proceß heute in Italien vorhanden, so würden dort Reformatoren auftreten, und die problematischen Bücher von Curci, Minghetti und Mariano nicht geschrieben sein.

Da nun Mariano den reformirenden Gedanken nicht in der Sphäre der katholischen Kirche suchen kann und in dem philosophisch und sittlich unentwickelten Volksbewußtsein Italiens nicht einmal für möglich zu halten scheint, so fordert er die philosophische Initiative der Reformation vom Staate. Die Gleichgültigkeit des italienischen Volkes gegen alles, was mit der Religion zusammenhängt, erfüllt ihn mit edelm Zorn; er richtet seine Anklagen gegen diejenigen, welche berufen sind, das Volk geistig zu leiten. Sie alle haben die höchste Aufgabe der Zeit nicht begriffen; die meisten sind Skeptiker. Selbst die besten Köpfe des Landes, Denker, Publicisten, Geschichtschreiber, weichen dem wahren sittlichen Problem aus, oder sie suchen das Heilmittel des nationalen Uebels in leeren Culturformeln, wie De Sanctis, der sich nur mit den gebildeten Klassen beschäftigt, oder in der Lösung der ökonomischen Frage, wie Villari, dessen „Lettere Meridionali" vor wenig Jahren so großes Aufsehen machten.

Die schärfsten Vorwürfe richtet Mariano gegen die Klasse der Politiker. Die meisten unter ihnen, so sagt er, gehören einer abgebrauchten Generation an. Von der Wiederherstellung Italiens begriffen sie nur die formale politische Seite. Die Unabhängigkeit und Einheit des Vaterlandes war ihr einziges Ideal, und das große Ziel haben sie auch mit Aufopferung erreicht. Aber leider bestand das von ihnen aufgeführte Gebäude nur aus leeren Wänden. Die neugeschaffene Form blieb bar jedes Geistes, der ein neues Leben zeugen konnte. Diese Staatsmänner erbebten vor jedem Lufthauch, der nur von fern Conflicte ankündigte, welche ihr Werk und den ruhigen Genuß an ihm zu bedrohen schienen. „Das Schweigen, das Einschläfern, die Regungslosigkeit gegenüber allem, was die Innerlichkeit und Geistigkeit des Volkslebens betraf, ist ihr Credo geworden. So suchte man im Gebiete der Religion und des Verhältnisses zur katholischen Papstkirche jeden kühnen Versuch der Auferweckung des Gewissens zu vereiteln. Mit Sophistik maskirte man die tiefen Widersprüche, um darzuthun, daß es keine gab. Auf jede Weise suchte man selbst den Verdacht zu entfernen, daß es sich darum handeln könne, die Autorität des Papstes und des Katholicismus zu beschränken; im Gegentheil, man ging mit der äußersten Peinlichkeit so weit, jene zu stärken und zu befestigen. So wurde

Digitized by Google

die Formel Cavour's: «Freie Kirche im freien Staate», das fünfte Evangelium der Politiker."

Die Anklage unsers freimüthigen Autors bietet der Beurtheilung zwei Seiten dar; auf der einen ist sie ungerecht, auf der andern hat sie in praktischen Verhältnissen entschiedene Berechtigung. Der Idealismus Mariano's kommt in Gefahr, zwei Aufgaben miteinander zu vermischen: die des Staatsmannes und des Reformators. Die Aufgabe des einen ist die politische, nicht die kirchliche; die des andern die kirchliche, nicht die politische. Verfolgt man von Arnoldo di Brescia bis auf Savonarola die Geschichte der reformatorischen Bestrebungen Italiens, die ich diejenige des evangelischen Gedankens in diesem Lande nennen will (leider ist sie noch immer nicht geschrieben), so zeigt sich klar, daß diese Bestrebungen geradezu an der Vermischung beider Aufgaben zu Grunde gegangen sind. Die italienischen Reformatoren verließen jedesmal ihr eigentliches Gebiet; sie verirrten sich in die Politik: im politischen Parteitreiben sind sie dann alle untergegangen. Auch Luther wäre bei uns zu Grunde gegangen, wenn er, wie Savonarola, sich damit befaßt hätte, den Staat umformen zu wollen. Man weiß aus der Geschichte der Bauernkriege, mit welcher furchtbaren Schroffheit der deutsche Reformator die damals brennende sociale Frage, trotz ihrer innersten Berechtigung, von sich gestoßen hat. Er hielt sich unverrückt in der Sphäre des kirchlichen Gedankens. So erreichte er sein Ziel.

Die schwierige Aufgabe, welche Cavour vor sich hatte und mit und nach ihm die besten Patrioten auszuführen übernahmen, war die Erschaffung des unabhängigen Nationalstaates auf den Grundlagen einer freien, zeitgemäßen Verfassung. Man stelle sich nur vor, welche grenzenlose Verwirrung eingetreten, welcher moralische Sumpf zuchtlos entfesselter Leidenschaften aufgewühlt worden wäre, wenn jene Politiker sich beikommen ließen, im Namen des Staates das Gewissen ihres Volkes zu reformiren, oder wenn sie gegen die bestehende Landesreligion in offener Feindschaft aufgetreten wären, um Italien vom Papstthum loszureißen, wie sie es von Oesterreich losgerissen haben. Glücklicherweise hielten sie an dem Grundsatze fest, daß der Staat weder die Befugniß noch die Kraft besitze, die Kirche zu reformiren, aber sie bekämpften den mächtigsten und erbittertsten Feind Italiens, das Papstthum, von der politischen Seite her, indem sie drei große Thatsachen erschufen, aus denen sich eine italienische Reformation ergeben kann und früher oder später wol auch ergeben wird. Die Einigung der Nation in einer freien Landesverfassung, die Aufhebung der Klöster und Klostergüter als moralischer Körperschaften, die Zerstörung des Dominium temporale durch die Besitzergreifung Roms als Hauptstadt der Monarchie: diese unermeßlichen Thatsachen sind die Hebel gewesen, welche das immobile saxum des Papstthums erschüttert, und dieses selbst in die verzweifelte, auf die Dauer nicht zu haltende Lage versetzt haben, in der es sich seit 1870 befindet.

Die Geschichte aller Reformationen, so viele deren durchgeführt worden sind, thut dar, daß sie nicht das Werk des Staates, sondern des Volksbewußtseins gewesen sind, und selbst diejenige Englands ist nicht aus der Initiative Heinrich's VIII. hervorgegangen, sondern der königlichen Laune begegnete die schon längst vorbereitete religiöse Stimmung des Landes und seines Parlaments. Wenn eine ähnliche

Digitized by Google

Disposition sich im italienischen Volke vorgefunden hätte, so würde der neue Staat mit solchem Factor gerechnet und das ungeheuere Problem, dem er nur politisch beikommen konnte, auch in die Region gewendet haben, wo allein seine moralische Lösung durchgeführt werden kann.

Denn das ist vollkommen richtig und wird auch jeder Politiker unserm Autor zugeben, daß der dauernde Besitz Roms und alles dessen, was er als geschichtliche Thatsache ausdrückt, von der moralischen Eroberung abhängt. „Rom", so sagt Mariano, „ist ein System, welches den Principien der modernen Cultur und der christlichen Moral widerspricht und deshalb der italienischen Nation ihre Grundlagen raubt. Dieser Widerspruch muß aufgehoben werden. Und weder der Mann des Quirinals, noch der Mann des Vaticans, noch ihr Nebeneinanderbestehen können ihn aufheben; das vermag das Volksbewußtsein allein. Italien wird nur dann seine Eroberung Roms legitimiren und sich selbst angehören können, wenn durch eine gesunde Umwälzung der Geister diesen die dogmatische und religiöse Autorität des Papstthums als das erschienen sein wird, was sie wirklich ist, als nicht religiös, nicht christlich, nicht moralisch, und wenn sie nicht mehr Glauben und Verehrung findet."

Sind nun die Staatsmänner anzuklagen, weil sie jenes reformirte Volksbewußtsein nicht vorgefunden haben? Sicherlich nicht. Sie fanden Italien in dem Zustande der Erstarrung seiner moralischen Lebensgeister, wie er im großen und ganzen noch fortdauert. Die Ursache desselben sieht Mariano einzig in der katholischen unchristlichen Papstkirche; ihr schreibt er, wie schon Machiavelli gethan hat, den Verfall der italienischen Nation zu, ihre Abstumpfung gegen alle höhern ethischen Fragen, ihre Versunkenheit in Irreligiosität, Aberglauben und Unmoral. Es ist unleugbar, daß die sittliche Erschöpfung des italienischen Nationalgeistes zu einem sehr großen Theile auf Rechnung des Papstthums gesetzt werden muß: denn jede freie Lebensregung ist dort seit der Gegenreformation durch die Gewalt der Kirche niedergeschlagen worden. Der Index, die Inquisition, die Folter, die Scheiterhaufen haben die Stimmen eines Savonarola, Carnesecchi, Aonio Paleario, Giordano Bruno, Galilei und so vieler andern zum Schweigen gebracht, und keine belebenden Einflüsse geistiger Freiheit haben das unglückliche Land zu befruchten vermocht, wie es doch in dem nicht minder katholischen Frankreich geschah, wo eine starke Monarchie dem Papstthum Schranken setzte und die Nationalkirche schützte, und wo von den Albigenserzeiten abwärts immer eine evangelische Bewegung der Geister sich erhielt, bis die Einströmung der rationalistischen Philosophie von dem benachbarten England her die Elemente der Französischen Revolution mit zubereiten half. Diese ertödtende Wirkung der Papstkirche ist nicht fortzuleugnen, nur darf man nicht vergessen, daß jenes furchtbare geistliche Polizeiregiment noch andere Nebenfactoren hatte: die Erschöpfung des Nationalgeistes durch die ihn aufzehrende fieberhafte Productivität der Renaissance während zweier Jahrhunderte, wo die stärksten Lebenssäfte des Volkes einseitig in die Kanäle der künstlerischen Phantasie fortgezogen wurden, und endlich die lähmende, entwürdigende Fremdherrschaft Spaniens und Oesterreichs, welche drei Jahrhunderte lang bis auf unsere Zeit herab gedauert hat. Die Fremdherrschaft ist gefallen; das mörderische Polizei-

Digitized by Google

regiment der Papstkirche lastet nicht mehr auf Italien; eine schrankenlose Freiheit ladet die Geister und das Gewissen der Nation ein, sich an allen Problemen des sittlichen Lebens und seiner Reform zu betheiligen — und daß sie besteht, daß jene Priesterdespotie nicht mehr als Vampyr an der Seele der edeln Nation hängt, beweist eben auch das Buch unsers trefflichen Freundes, der es unter dem Schutze der Gesetze des Staates vor den Augen des Papstes veröffentlichen durfte.

Wenn nun der Staat geleistet hat, was seine Pflicht und Befugniß ist, wenn er alle Fesseln, in denen bisher das Leben der Nation gebannt lag, zerbrochen und der bürgerlichen Gesellschaft wie dem Individuum die Freiheit des Gewissens und Gedankens gegeben hat, so erscheint doch diese That unserm Freunde nur als etwas Aeußerliches, Leeres, als eine negative Freiheit. Er verlangt eine directe Einwirkung des Staates auf das kirchliche Leben, der Staat soll in der katholischen Gesellschaft die Gewissensfreiheit realisiren, die Reform der Kirche befördern, dahin wirken, daß diese sich vom Papstthum emancipire. Er macht dem Staate den Vorwurf, daß er in seinem Indifferentismus gegen die höchsten Bedürfnisse der Nation darauf verzichte, das religiöse Volksbewußtsein neu zu schaffen. Und hier bieten seine Ansichten, auch in ihrer Schroffheit, praktische Seiten dar, wo er richtig urtheilt.

Die Politiker Italiens können nach den Erfahrungen, welche sie nun gesammelt haben, die Frage beantworten, ob sie nicht in der Durchführung der Formel Cavour's, in der Trennung der Kirche vom Staate, viel weiter gegangen sind, als die Verhältnisse es gestatteten; ob sie nicht überhaupt die Aufgaben des Staates zu eng umgrenzt haben; ob es richtig war, daß der Staat auf alle ihm angehörigen königlichen Rechte der Besetzung von Bisthümern verzichtete; ob es gut war, den niedern Klerus vollständig der Gewalt des Papstes zu überlassen, sich jedes Einflusses auf die Ueberwachung der geistlichen Erziehung und auf das wissenschaftliche Leben der Kirche (nur die Wissenschaft kann den Klerus der Nation wiedergewinnen) zu entäußern, indem er die theologischen Facultäten an den Landesuniversitäten aufhob. Wir erinnern uns, daß in der Lombardei wie auch in Sicilien unter gewissen Gemeinden eine ganz spontane Bewegung entstand, da jene die Einsetzung von Pfarrern verlangten, welche sie als Personen ihres Vertrauens sich selbst erwählt hatten. Aber statt diese Bewegung als social berechtigt anzuerkennen, hat sie die italienische Regierung furchtsam unterdrückt; sie hat sich damit einer Gelegenheit beraubt, wo sie in legaler Weise Einfluß auf den geistlichen Wahlmodus ausüben konnte, der in den besten Zeiten des Christenthums den Gemeinden angehört hat. Es läßt sich auch zweifeln, ob der italienische Staat den wichtigsten aller Aufgaben in befriedigender Weise nachgekommen ist: ob er den Volksunterricht reorganisirt hat. In Italien fehlt ihm die Grundlage, welche er in Deutschland durch die Einrichtung der Schullehrerseminarien seit dem Jahre 1809 erhalten hat. Die Schule ist das große moralische Mittel, welches der Staat in Händen halten muß, wenn er auf die sittliche Erziehung des Volkes wirken will. Um so mehr verwundern wir uns, daß in dem Buche unsers Freundes auf diesen wichtigsten aller Factoren nicht das entsprechende Gewicht gelegt ist. Indem er alles aus den höchsten religiösen Ideen des christlichen Staates ableitet,

Digitized by Google

geht er der Schule vorüber, ebenso wie er sich nur flüchtig mit der materiellen Lage des Volkes befaßt, welche mehr praktische Patrioten, wie Villari, in den Vordergrund gestellt haben. Es handelt sich aber unter den dringenden Verhältnissen der Gegenwart in erster Linie nicht darum, die Dogmatik des Volkes zu verbessern, sondern dasselbe zu einem menschenwürdigen, unserm Gesellschaftsbegriff entsprechenden Zustande zu erheben, und dazu kann es zunächst nur dadurch gelangen, daß ein freier, besitzender Bauernstand und eine vom Priesterkatechismus befreite Volksschule geschaffen werden.

Mariano hat auch ein Kapitel der Betrachtung Deutschlands gewidmet, wofür wir ihm verflichtet sein wollen, denn es wird uns lehrreich sein, zu wissen, wie unser Land und Volk sich ausnimmt, aus der Perspective des edelsten Idealismus angesehen von einem Italiener, welcher unserer Sprache vollkommen mächtig und mit unserer Literatur in ihren hervorragendsten Gebieten vertraut ist. Er darf nicht fürchten, daß wir ihm zürnen werden, wenn er uns reinen Wein und reine Wahrheit einschenkt, denn diejenigen unter uns, und es gibt deren genug, die ihn kennen und schätzen, wissen auch, daß unter allen Italienern der Gegenwart es kaum einen gibt, der von so aufrichtiger Verehrung des deutschen Nationalgeistes durchdrungen ist als er.

Sein Urtheil über den Zustand Deutschlands ist durch den Eindruck des Schreckensjahres 1878 verschärft worden, wo die Excesse eines königsmörderischen Fanatismus neben denen der socialistischen Umsturztheorien plötzlich eine Blutvergiftung im Organismus des neuen Deutschen Reiches erkennen ließen und dessen Fortbestehen in Frage zu stellen schienen. Mariano's Ansicht ist nun im großen und ganzen diese: Deutschland, das gelobte Land der Idealität, ist in die Phase des Realismus eingetreten. Es hatte bisher ein religiöses und philosophisches Leben für andere Völker gehabt; heute aber hat es sich des Priesterthums der Civilisation entkleidet, um sich egoistisch in die Politik und seine nationalen Aufgaben zu versenken. Und doch hat die Gründung des neuen Reiches keine neue Epoche geistiger Verjüngung bezeichnet. Das neue Deutschland ist einen Vertrag eingegangen mit dem falschen und phrasenhaften Liberalismus, mit dem allgemeinen Stimmrecht, mit der Simultanschule, der Civilehe u. s. w. Der Staat tritt einseitig in den Vordergrund, indem er die Religion beiseiteschiebt. Die politischen Klassen des Volkes sehen den Culturkampf als eine Waffe an, welche gegen die Religion selbst gerichtet ist. Dieser Culturkampf ist keine moralische, sondern eine nur politische Angelegenheit; er ist nicht für die Religion, sondern für den Staat unternommen worden. Er hat die protestantische Kirche nicht minder als die katholische getroffen (das etwa ist die Ansicht Geffcken's), und doch hätte er, um heilsam und wirkungsreich zu sein, aus dem protestantisch-christlichen Princip heraus geführt werden müssen. Die einst weltberühmte deutsche Philosophie befindet sich, nach einem Ausspruch von Karl Rosenkranz, in einem Zustande der Zersetzung. Statt der großen Gedanken und Systeme der Vergangenheit herrscht im deutschen Geist jetzt der Atomismus und Realismus vor. Man schwört zu den Fahnen der Schopenhauer, Strauß, Darwin und Haeckel. Die Literatur, der Fackel des Idealismus beraubt,

Digitized by Google

ist im Niedergange, wenige Disciplinen ausgenommen. Eine Menge von Romanen und Poesien, die heute in Deutschland geschrieben werden, zusammengenommen, stellt oft nicht den Werth einer Seite Goethe's oder Schiller's dar. Das Judenthum hat sich, wie der Börse und Bank, so zum großen Theil auch der Presse bemächtigt. Die Juden (Lassalle und Marx) haben der furchtbaren Macht des Socialismus die Organisation des Gedankens gegeben. Wie sie die deutsche Idealität verwirren, so zersetzen sie den christlichen Staat überhaupt. Sie sind Egoisten, Individualisten, Skeptiker, Feinde der christlichen Cultur. Ihre politische Emancipation in Deutschland war ein Act der Sentimentalität und widerspricht dem Princip des christlichen Staates. (Hier taucht die Staatsreligion wieder hervor.) Und doch kann nur mit diesem Princip allein Deutschland dem immer tiefer eindringenden Judenthum Widerstand leisten.

Unser Autor geht dann zu einer Schilderung der materiellen Lage Deutschlands über, wo die alte Sitteneinfalt der Erwerbsucht, der Genußsucht und dem Luxus Platz gemacht hat. Er geiselt den Doctrinarismus, der zur falschen Theorie des Freihandels geführt hat; er zeigt den reißenden Fortschritt des Socialismus im Zusammenhang mit der falschen Handels- und Wirthschaftspolitik, und der irrigen Organisation der Staatsgesellschaft auf Grund der Zahl und des allgemeinen Stimmrechts, was nur der Demagogie zugute komme. Ueberall fehlen die großen allgemeinen Gesichtspunkte für die Auffassung der Idee der Gesellschaft; sie sind durch das Ideal der Freiheit des Individuums in Atomistik und Materialismus versunken.

Zum Schluß tröstet der Verfasser sich und auch uns wieder, indem er die Quellen der Idealität, aus welcher allein die Größe Deutschlands geflossen ist und fließt, doch als unversiegt anerkennt. Sie strömen noch fort in der deutschen Familie und Frauenwelt, von welcher er ein liebenswürdiges Bild entwirft, in der protestantischen Kirche, in der Universität und Schule und selbst im Staat. Und hier hat er, wie ich glaube, die aufopfernde Arbeitskraft und die fleckenlose Pflichttreue des deutschen Beamtenthums in der Verwaltung sowol als im Richteramt im Auge; denn diese festen Säulen unserer Staatsgesellschaft stehen unerschüttert da. Er rühmt besonders das geistige Leben in der protestantischen Theologie, während ihm auch der Bildungsgrad des deutschen katholischen Klerus den achtunggebietenden Beweis liefert, daß die katholische Kirche in Deutschland auf einer innerlich höhern Stufe steht als in andern Ländern, weil sie vom Geist der Reformation durchweht worden ist. Er glaubt daher, daß Deutschland, trotz der Krisis, die es gegenwärtig durchmacht, nicht wie das unglückliche Italien dem Skepticismus und Indifferentismus zur Beute fallen, sondern aus seinem reichen innern Leben die Kraft schöpfen werde, sich auf die Höhen des religiösen Bewußtseins und der christlichen Idealität zu erheben. „Das deutsche Individuum", so sagt Mariano, „stellt da, wo es von dem Gift des Socialismus nicht inficirt ist, den verhältnißmäßig vollkommensten Typus des modernen Menschen dar. Der Deutsche ist das am meisten disciplinirte und subordinirte Individuum und zugleich deshalb auch das freieste. Denn die Wurzel seiner Freiheit ist die Vernunft, und die Fähigkeit, sich von der Idee und dem Gefühl der socialen und geschicht-

Digitized by Google

lichen Allgemeinheit leiten zu lassen. Die deutsche Individualität beruht nicht auf dem atomistischen Ich, welches sich zum Centrum der Wirklichkeit macht."

Dies ungefähr ist die Summe der Betrachtung Mariano's über Deutschland. Wir überlassen sie der Selbsterkenntniß deutscher Leser mit der Bemerkung, daß wir bei mancher Uebertreibung manche Wahrheit darin gefunden haben.

Die Klage um den Fall Deutschlands von den Höhen des Idealismus hat schon Ernest Renan mehrmals ausgesprochen. Dieser geistvolle Schriftsteller hat bekannt, daß die deutsche Literatur ihm ehemals wie ein Tempel eleusischer Mysterien erschienen ist, in den er nur mit Andacht eingetreten sei. Auch er hat es beklagt, daß die deutsche Nation sich des Priesterthums der Humanität entkleidet habe, um, wie alle andern Nationen auch, dem Götzen politischer Größe und nationaler Selbstsucht zu opfern. In diese elegische Klage des Franzosen floß freilich auch eine andere über, zu der ein italienischer Patriot keine Veranlassung hatte, nämlich, daß aus jenem deutschen Musenheiligthum plötzlich Bismarck und Moltke an der Spitze von mehr als einer halben Million kampffertiger Krieger in das schöne Frankreich eingebrochen sind und der politischen Ueberherrlichkeit dort ein Ende mit Schrecken gemacht haben.

Ja, niemand haben wir zufrieden gestellt. Man ließ erst Deutschland gelten als eine Nation, die in gewisser Weise die Herculesarbeit des Gedankens für die Welt verrichtete, aber man verhöhnte zu gleicher Zeit unsern Idealismus als die Träumerei eines Schulmeistervolkes, welches nur in den kimmerischen Nächten der Speculation wohne, um an ein Wort Goethe's zu erinnern. Der deutsche Geist war so eine Art Ballon captif für wissenslustige Ausländer, die dort ab und zu einstiegen, um eine Luftfahrt in die Region der Wolken und Philosophen mitzumachen. Als wir nun selbst auf die Erde niederstiegen, um unsern politischen Theil davon zu nehmen, da war des Staunens kein Ende. Nach der elektrischen Entladung des großartigsten der Nationalkriege, mit welchem je ein Volk, solange die Menschheit Waffen trägt, sein Dasein siegreich errettet hat, verlangte man von uns, von Frankreich mit einem sentimentalen „Soyons amis!" theatralisch abzutreten, und statt unsere Grenzen zu sichern und ein mächtiges, fortan unantastbares Nationalreich aufzurichten, als echte Idealisten heimzukehren, um philanthropische Theorien fortzuspinnen. Das ist glücklicherweise nicht geschehen. Wir sind, wie einer unserer edelsten Männer, Gervinus, es einst gefordert hatte, aus dem ausschließlich literarischen Zeitalter herausgetreten und an unsere nationalpolitischen Aufgaben gegangen. Wir beanspruchen sogar eine bescheidene Anerkennung: wir haben uns nach unsern Siegen, ohne viel Wortgepränge, Rühmens und Ueberhebens, ruhig an unsere häuslichen Angelegenheiten gemacht. Die Ursache des Schwindels, von dem das neue Reich ergriffen ward, lag weniger in seinen sittlichen als in seinen ökonomischen Verhältnissen. Nun beanspruchen wir für uns keineswegs das quietistische laisser faire et aller à tout prix, wohl aber die für unsere schwere Nationalarbeit ausreichende Zeit, um unsere Fehler, Irrthümer und Gebrechen zu verbessern und aus dem Wirrwarr einander bestreitender Doctrinen und Ansprüche, aus der noch atomistischen Zersplitterung des ganzen deutschen Lebens zu einer nationalen Einheit in fester Verfassung zu gelangen. Werden

Digitized by Google

wir dann bewiesen haben, daß das Licht der Ideale im Volk der Reformation erloschen ist, daß der deutsche Nationalgeist nichts ewig Menschliches mehr auszusprechen hat, wie in den Zeiten Luther's, Lessing's, Kant's, Goethe's und Schiller's, so wird das Finis Germaniae nahe sein.

Nun aber ist noch kein Decennium hingegangen, seit Deutschland an die volle und ganze Aufgabe seiner politischen Reformation getreten ist, deren Voraussetzung die religiöse gewesen ist. Selbst wenn die größte Summe der geistigen Kräfte der Nation, was wir im Angesicht des noch immer respectabeln Lebens unserer nicht rastenden Wissenschaft bezweifeln dürfen, nur im Praktisch-Realen, bei der Erschaffung des Nationalstaates in Anspruch genommen wäre, so ist diese Aufgabe heute unser nächstes Ideal. Zu verlangen, daß mitten in der plötzlichen Krisis einer großen geschichtlichen Umformung sich aus dem Schose des Volkes über Nacht neue glänzende Genien in Kunst und Wissenschaft erheben, oder daß die Nation, mit Eins zu Götterkraft verjüngt, mit einem neuen Weltideal wie aus einem Jungbrunnen hervorstiege, blos auf Veranlassung des neuerstandenen Reiches, ist doch wol eine offenbare Ueberstürzung der Entwickelungsgesetze der Natur.

Einer transscendenten Ungeduld sieht auch hier und da der patriotische Eifer Mariano's seiner eigenen Nation gegenüber ähnlich. Da er nun uns Deutsche über die unleugbaren Misstände unserer Staatsgesellschaft mit dem Glauben an die Zukunft getröstet hat, so möchten wir gern am Schluß dasselbe Amt in Bezug auf das reichbegabte Italien übernehmen. Seine Lage ist freilich schlimmer als die unserige; es ist, wie Bonghi gesagt hat, ein ermüdetes Land (terreno stanco); es hat den erbitterten Feind im eigenen Hause, das in ihm historisch festgewurzelte Papstthum. Dies große Institut steht, vollends in der Gestalt, die es von dem letzten politischen Papst empfangen hat, im Widerspruch zu der nationalen Aufgabe Italiens wie zur gesammten Cultur der Gegenwart. Es erscheint als Anachronismus mehr denn je zuvor, und doch ist es noch immer eine so ungeheuere mechanische, traditionelle, kosmopolitische Macht, daß ihm das vereinigte Italien keinen entsprechenden Widerstand entgegenzusetzen hat.

Schon zu seiner Zeit nannte Montesquieu den Papst ein altes Idol, das nur noch aus Gewohnheit beräuchert werde. Nun, diese Gewohnheit dauert eben noch fort. Der Katholicismus ist zwar geistig abgestorben, nicht blos nach der Ansicht Mariano's und anderer patriotischer Denker, denn schon Gioberti hat geurtheilt, daß sein Leben erloschen sei, und sogar Curci hat sein Hinschwinden anerkannt: und doch lastet er fort auf dem von seinem Druck ermüdeten Volk Italiens.

Das italienische Volk hat den Papst geschichtlich erzeugt und auf sich genommen. Das ist sein Ruhm und auch sein Fatum. Es erfuhr an sich selbst schließlich die Fabel von Sindbad und dem Greise, den jener auf seine Schultern nahm. Erst durch einen berauschenden Trank ist er den Alp los geworden. Wenn nun die Italiener, wie Mariano entschieden fordert, sich vom Papst befreien sollen — und ob sie das wirklich wollen, ist heute doch noch sehr zweifelhaft —, so kommt es darauf an, daß sie den Zaubertrank finden, „den Saft, der eilig trunken macht". Nicht der Papst, sie selbst werden ihn zu trinken haben.

Digitized by Google

Das ist eigentlich der Sinn der ganzen Schrift Mariano's. Wehe dem Papstthum, wenn das Lebenselixir Italiens gefunden wird. Wie stark und furchtbar auch die dogmatische und hierarchische Organisation, wie vollendet auch die große kosmopolitische Maschinerie des Papstthums sei, sein geschichtliches Dasein ist doch seit 1870 ganz und gar in die Gewalt des italienischen Volkes gelegt. Es helfen da alle erhabene Doctrinen von seinem göttlichen Ursprung, es hilft die Infallibilität nichts dazu, den Papst von dem Damoklesschwert zu befreien, welches seit 1870 über seinem Haupte schwebt. Denn unterliegt nicht das Papstthum gerade so gut wie das römische Kaiserthum und wie jede andere geschichtliche Form des Menschengeistes den Gesetzen der Natur? Nur fanatischer Wahnsinn kann behaupten, daß es allein von diesen ausgenommen und ewiger Dauer versichert ist. Es gilt nun heute menschlicher- und geschichtlicherweise für den Papst weniger, Frankreich und Spanien und das ganze katholische Ausland auf seiner Seite zu haben, als diese eine italienische Nation, die ihm bereits den Kirchenstaat entzogen, die den Andersgläubigen das nie entweihte Rom eröffnet und ihnen erlaubt hat, nicht weit vom Grabe des Apostels ihre Ketzerkirchen aufzubauen. Wie und mit welchem Zauber kann der Papst dieses frei gewordene italienische Volk heute an sich fesseln?

Die Geschichte des Papstthums lehrt eine Wahrheit: daß dasselbe immer stark gewesen ist, so oft es sich mit den nationalen Bedürfnissen Italiens verband, und daß es jeden geschichtlichen Moment wahrgenommen hat, wo es durch die Kraft mächtiger Zeitströmungen sich und seine Gewalt verjüngen konnte. Es unterstützte die nationale Partei Italiens schon gegen die Fremdherrschaft der Gothen Theodorich's; es führte dieselbe Partei in den Kampf gegen das byzantinische Kaiserthum; es erneuerte unter Karl dem Großen das römische Reich; es stellte sich an die Spitze des Fanatismus der Kreuzzüge; es verband sich mit den Guelfen und den Städterepubliken Italiens gegen das germanische Kaiserthum. Es übernahm das große Mäcenat in der italienischen Renaissance; da hat es sich monumental unsterblich gemacht. Rafael, Michel Angelo und Bramante, die Künste, die Poesie, die Musik, die Wissenschaften waren einst Organe des Papstthums. Alles das ist hin und vorüber. Die Reformation hat das Papstthum von seiner geistigen Höhe gestürzt; es fiel, unfähig, die Freiheit in sich aufzunehmen, seine Rettung suchend in die Arme einer kühnen Sekte, und darin befindet sich dasselbe noch heutigentags.

Alle großen Ideen, alle denkbaren großen Mittel der Lebenserneuerung hat das Papstthum ausgegeben. Kein zukunftvolles, die Menschheit verjüngendes und mit sich fortreißendes Ideal kann heute irgend mehr im Vatican entdeckt werden, wo Syllabus und Infallibilität die Quellen des geistigen Lebens der Kirche verstopft haben. Es ist aber dem Papstthum noch Eins geblieben, was dasselbe selbst in der ihm feindlich gewordenen modernen Weltverfassung erhält. Dies ist die erhabene Idee der Einheit der Menschheit als Weltkirche, die in keiner andern Religion praktisch dargestellt ist. Ist sie überhaupt noch aus der Welt verlierbar? Ist sie nicht vielmehr ein ihr inhärent gewordener Begriff, der seine geistigste Realisirung auch in der Zukunft sucht? Das Papstthum wird dauern, solange es mit dieser kosmopolitischen Idee noch verbunden bleibt und die Völker in ihr einen Halt gegen die Tendenzen atomistischer Auflösung erblicken. Es wird fallen,

Digitized by Google

wenn die Civilisation eine andere Form gefunden hat, worin jene Einheitsidee dargestellt werden kann. Man wird den Papst begraben, wenn man erkannt hat, daß er dem höchsten, freiesten Begriff der Kirche nicht mehr entspricht.

Es ist vieles möglich auf dieser interessanten Erde. Nach ungezählten Jahren wird man in den Ruinen des Sanct-Peter das Grabmal des letzten Papstes sehen können, der nach der Prophezeiung des Malachias Petrus der Zweite wird geheißen haben. Es ist aber auch ebenso gut möglich, daß man nach ungezählten Jahren auf der Loge des herrlichen Doms einen milden, gütigen, niemand verfluchenden Greis erblickt, der dort Urbi et Orbi den väterlichen Segen ertheilt, als frei erwählter Friedensrichter und Präsident des europäischen Völkerbundes, und noch immer mit dem geschichtlich ehrwürdigen Namen Papst genannt.

„Das Papstthum", so hat Karl Hase gesagt, „kann nur versinken in einer mächtigen Volkserhebung; die liegt in keines Menschen Hand. Das Ziel des Staates aber, im Verhältniß zur römisch-katholischen Kirche, ist nicht ihre Unterjochung, sondern ihre allmähliche Befreiung, soweit ihre Eigenthümlichkeit das zuläßt." Nach der Ueberzeugung Mariano's ist diese innere Befreiung der Kirche nur durch den Untergang des unverbesserlichen Papstthums zu erreichen. Er sucht daher das Mittel, welches zur religiösen Erhebung des Volkes führt, oder vielmehr er zeigt, daß diese Erhebung eine unerläßliche Nothwendigkeit sei, wenn Italien sich wahrhaft erneuern soll. Er predigt nicht die gewaltsame Reformation oder Protestantisirung seines Vaterlandes, nur dessen Befreiung von dem geistigen Tode, in welchem es seiner innersten Ueberzeugung nach die Papstkirche gebannt hält, und diese Erlösung fordert er von allen moralischen und gesetzlichen Mitteln, über die der Staat irgend zu gebieten hat. Da keinem Nichtitaliener das Urtheil darüber zusteht, ob auf eine religiöse Reformation des italienischen Volkes, welches Mariano selbst katholischer als das französische nennt, zu hoffen oder ob daran zu verzweifeln sei, so dürfen wir doch Schriften, wie diese Mariano's oder ähnliche Bertini's, immerhin als Symptome des wiedererwachenden Gewissens der Nation betrachten.

Unser Freund hat zwar keine neue Idee zur Lösung des großen Problems hinzugebracht, aber er hat dieses mit dem Feuereifer des Patrioten, des Denkers und des gläubigen Christen zugleich von allen Seiten kritisch zu beleuchten versucht. Er ist endlich an dieses Problem herangetreten nicht im Namen der Kirche, oder des Staates, noch irgendeiner Partei, sondern der christlichen Religion, und daß er gegenüber den Aufgaben und den Grundsätzen der Staatsmänner, die nur das praktisch Mögliche im Auge haben können, sich auf den höchsten Standpunkt der Religion und des sittlichen Ideals stellt, muß man ihm gerade als einem Italiener im Angesicht des Skepticismus und Indifferentismus des heutigen Italiens sehr hoch anrechnen. Er wird vielleicht fortfahren, ein Prediger in der Wüste zu sein; aber je öfter und energischer sich dort die Stimmen der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer religiösen Wiedergeburt Italiens vernehmen lassen, desto eher wird sich auch das Bewußtsein dieses hochbegabten Volkes zu einer innerlichen Gedanken- und Gewissensthat aufraffen. Das Volk aber allein ist die unwiderstehliche Macht, aus der die Lösung des furchtbaren Problems schließlich hervorgehen kann.

Digitized by Google

Die Familie der Sonne.

Von

Dr. M. Wilhelm Meyer.

I.

Wenn das Gestirn des Tages dem Horizont entgegenschwebt und sich die helle Landschaft erst in röthliche, dann in immer tiefer schattende Farben kleidet, und wenn dann Stern um Stern schüchtern aufblitzt, aber bald in immer glänzenderm Licht den dunkelnden Himmelsgrund durchbricht, so verliert sich unser Blick gern in diesem stillen Schauspiel und eine seltsam träumerische Stimmung überschleicht uns. Wer könnte sich ihr erwehren? Wer ist alt genug geworden, um dieses alltäglichen Anblicks müde zu werden? Kein Anblick auf Erden, nicht die herrlichste Landschaft, worin sich uns in aller Vielartigkeit und in tausendfältigen Farben der Reichthum unserer irdischen Natur erschöpfen mag, wird unsern Geist so andauernd fesseln können wie ein denkender Blick zu dem Heere der Sterne empor. Und doch herrscht hier bei weitem nicht jene erstaunliche Vielseitigkeit, mit welcher die erfinderische Natur unsern engen Wohnort bekleidet hat. Ein ungeheueres Gewölbe, umspannend diese Scholle, welche wir unsere Welt nennen, unregelmäßig übersäet mit einigen tausend verschieden hellen Lichtpunkten, wovon nur wenige ausnahmsweise farbig leuchten, umgürtet von jenem mysteriösen Schein, der Milchstraße, wo die Alten die Fugen des Gewölbes zu erkennen glaubten, durch welche die ewige Helle eines jenseitigen Lebens hindurchschimmerte: ein ruhiges großes einfaches Bild, nur selten gestört durch einen vorüberschießenden Stern; das ist alles, was wir dort erblicken. Unten die schlafende Erde. Gelbe Lichter scheinen still durch die Bäume über den See herüber; ausruhende Menschen vereinigen sich draußen und blicken andachtsvoll zum Himmel.

Die reiche Gedankenfülle, welche von dort oben in unsere Seele strömt, kann allein die fesselnde Macht dieses Anblicks erklären, und daß jeder Geist dort einen Ruhepunkt finden kann, der erquickend auf das von Widersprüchen hier unten so oft geängstigte Gemüth einwirkt. Der naiv-religiöse Mensch sieht hier den Thron seiner Gottheit, welcher von Stern zu Stern Engel als Botschafter seines regierenden Willens sendet. Aber der kühnste Skeptiker, dessen zersetzende Gedankenreihen die Welt als ein Resultat unermeßlich vieler blinder Versuche der Natur ansehen, oder der noch weiter gehend diese Unendlichkeit, deren Kenntniß uns durch die engen Pforten unserer Pupillen zum Bewußtsein tritt, für eine Fiction unserer Sinne hält, kann, wenn sich sein Geist nicht cynisch dem Schönen

Digitized by Google

verschließt, sich jenes heiligen Gefühls nicht erwehren, welches der Blick in diese ewige Gesetzmäßigkeit des ineinandergreifenden Geschehens weckt.

Wir begegnen dort oben in unermeßlichen Entfernungen Vorgängen, welche wir auch auf unserer Erde erzeugen oder für welche wir doch Analogien hier finden können, und wir erkennen staunend die Grenzen des großen Staates von Welten, dem die Familie unserer mütterlichen Sonne angehört, und uns treten die Grundformen der Verwaltung dieses großen Reiches vor Augen. Jener Kreis von Millionen Welten, welche die Milchstraße bilden, muß nothwendig einer gemeinschaftlichen Ursprungsursache diese Anordnung verdanken, deren Sitz diesseit, d. h. innerhalb des Ringes lag, und zwischen jedem dieser Lichtpünktchen, die für unser unverstärktes Sehvermögen in einen gleichmäßig ausgebreiteten Schein zusammenfließen, obgleich unermeßliche Räume eins von dem andern trennen, müssen Relationen bestehen wie zwischen der Vielheit nebeneinanderlebender Familien in einem Staate. Zwar hat man heute die Meinung verlassen müssen, dieser Staat sei ein monarchischer. Der große Nebel im Orion, den im vorigen Jahrhundert Lambert für den großen Alleinherrscher dieser Himmelsräume hielt, ist schon seit langem als ungeheuere Gasmasse in glühendem Zustande erkannt, welche wahrscheinlich jenseit unsers Milchstraßensternreiches selbständig existirt und eine ähnliche Welt aus sich zu formen sucht, jedenfalls aber keine bedeutende Kraft zu uns herüberstrahlt. Alcyone gleichfalls, welche Mädler mit der Würde der Weltherrschaft bekleidet hatte, mußte von ihrem hohen Thron herabsteigen, und es ist heute als höchst wahrscheinlich zu betrachten, daß sich diese Vielheit der Welten unsers Milchstraßensystems in viele Gruppen theilt, die insofern selbständig sind, als sie dem Zuge des Ganzen nur einen geringen Tribut an Eigenbewegung zollen.

Wenn sich hier also ein wesentlicher Unterschied in der Verwaltungsform des großen Sternstaates mit der der Sonnenfamilie herausstellte — und in der That hätte man von vornherein schließen können, daß ein Verein von Millionen Sonnen anders regiert werden müsse als die kleine Zahl der Brüder unsers Planeten — so zeigt sich doch überall unserm erstaunten Forscherblicke, daß alle diese Verschiedenheiten nur in der Form bestehen, daß aber die bildenden Kräfte überall, wo wir sie entdecken können, dieselben sind wie diejenigen, welche unsere irdische Natur aufgebaut haben. Chemische Processe, denen vollkommen identisch, welche wir in unsern Laboratorien verfolgen, setzten sonnenbildende Atomscharen in vibrirende Bewegung. Diese Bewegung theilt sich den umliegenden Aethertheilchen in lang hinströmenden Wellen mit, welche nach jahrhundertelangem Wege in unser Auge dringen, die Existenz jener Processe, oder doch ihre einstmalige, vielleicht nun schon unterbrochene Thätigkeit zu documentiren. Aber jedes verschieden constituirte Molecul setzt den Aether in verschieden geartete Lichtschwingungen, gleichwie jede verschieden lange oder anders gebaute Saite einen andern Ton gibt. So strömt von jenen Welten eine wundervolle Lichtsymphonie aus, deren vielverschlungene Accorde unserm staunenden Auge als nur ein einziger Lichtton erscheint, sowie man, wenn das Ohr nicht nach und nach an die Erkennung einzelner Scalentöne gewöhnt worden wäre, ein ganz willkürliches Gemisch von zugleich erklingenden Tönen durchaus nicht a priori als zusammengesetzt erkennen

Digitized by Google

würde. Die Wissenschaft hat ein Mittel gefunden, die Töne jener strahlenden Symphonie der Sterne in unserm Auge nacheinander anschlagen zu lassen, sodaß wir die Zusammensetzung jener complicirten Lichtaccorde eingehend studiren können. Da nun das Experiment erwiesen hat, daß es keine zwei Substanzen gibt, deren kleinste Theile, in chemische Schwingungen versetzt, den Aether denselben Lichtaccord fortpflanzen hießen, so können wir aus diesen letztern mit Bestimmtheit auf das Vorhandensein von gleichartigen Stofftheilen dort in den Sternen schließen, wie die sind, deren hier unten künstlich erzeugte chemische Schwingungen denselben Accord hervorbringen.

Diese Wissenschaft der Zerlegung des gemischten Lichtes in seine Bestandtheile, die Spectralanalyse, hat uns die verwandtschaftlichen Züge anderer fernsten Welten mit unserm System, mit unserm engen Wohnort, welcher ein Theil jenes Theiles ist, leserlich vor Augen gebracht. Es ist heute kein Zweifel mehr darüber zu erheben, daß die Naturgesetze, welche mannichfaltigste Veränderungen auf dem Erdkreise hervorbringen, allüberall wirken, die allmächtigen Regenten des Ganzen sind. So dürfen wir uns nicht darüber wundern, daß wir dort in weitesten Fernen Erscheinungen wieder begegnen, welche uns bekannt sind, und daß wir dort Bewegungen wahrnehmen, wie sie in unserm engen Sonnengebiete gleichfalls stattfinden. Wir sehen kleinere Sonnen um größere sich bewegen, wie der gewaltige Bruder der Erde, Jupiter, um die Tagesregentin schwebt, und wir wissen heute keinen charakteristischen Unterschied zwischen jenen und diesen mehr aufzuführen; wir sehen ferne Nebelflecke, der Nation unsers Milchstraßenschwarmes nicht mehr angehörig, von concentrischen Ringen umgeben, deren Ursprung, physikalisch betrachtet, derselbe gewesen ist, wie derjenige der Ringe des bleichen Saturn. So ist das weite Universum, welches unsere Väter noch mit den Wundergebilden ausbündigster Phantasie bevölkerten, unserm Verständniß näher gerückt und wir haben unser Sonnensystem als eine verwandte Familie in jene große Nation von Welten einreihen können, welche eine unbekannte Macht in gewaltigem Zuge durch den Raum führt.

Alle die speciellen Erscheinungen aber, welche wir wegen der relativ großen Nähe der Körper unsers Systems nur an diesen wahrnehmen, haben wir uns im Umfange des Systems der Milchstraße tausendfältig wiederholt vorzustellen, und wenn wir uns auch nicht anmaßen wollen, zu glauben, daß die vielverzweigte Familie der Sonne alle Mannichfaltigkeiten der unerschöpflichen Natur aufweist, so dürfen wir doch behaupten, daß das Bild, welches wir uns von demselben heute entwickeln können, nicht charakteristisch von dem einer unermeßlichen Anzahl der uns umgebenden Schöpfungen verschieden sein könne. In der That! Wie wäre es anders möglich, da wir auf so vielartige Weise mit diesen außerhalb unsers Systems existirenden Schwärmen von Sonnen in steter Wechselbeziehung stehen. Sie senden uns nicht nur Licht, sondern selbst ihre Wärme in meßbarer Quantität, und zwischen jedem Atom jener fast unendlich fernen Massen existirt ein intimes Verhältniß mit jedem Atom, welches die Planetenkugeln aufbauen hilft. Dieses mysteriöse Einverständniß, mit welchem sich die Körper des Weltalls aus unermeßlichen Entfernungen zu einer Kraftäußerung vereinigen, der wir den Namen „Gravitation" gegeben haben, bewirkt, daß wir uns mit allen Gliedern der Sonnen-

Digitized by Google

familie ungemein schnell durch den Raum hin bewegen. Man hat die Geschwindigkeit dieser translatorischen Bewegung des Sonnensystems bisjetzt noch nicht exact messen können; aber es steht fest, daß vermöge derselben unser Standpunkt im Universum in wenig Tagen um eine Million Meilen in geradliniger Richtung verändert wird. Auf seinem Wege begegnet unser System öfters kleinen Massen, welche von der Sonne dann sofort von ihrer ursprünglichen Bahn abgelenkt und zuweilen so nahe an der Erde vorbeigeführt werden, daß sie uns als Feuerkugeln erscheinen, deren beobachteter Lauf am Himmel sie kraft mathematischer Untersuchungen als Fremdlinge des Sonnensystems zu kennzeichnen vermag. Stürzt aber, wie solches nicht selten eintrifft, von solchen feurigen Bällen ein Theil unter Donnergetöse zu der Oberfläche unsers Planeten herab, so erkennen wir in diesen Bruchstücken sofort Stoffe und Gesteinarten wieder, wie man sie überall auf dem heimatlichen Boden des kleinen Erdkreises auch vorfindet. Diese Gesteinarten müssen durch ähnliche Processe entstanden sein wie die, aus welchen die irdischen hervorgegangen sind, und wir sehen so im Geiste fernste Welten geologische Epochen durchlaufen, wie sie die Durchforschung unserer Erdkräfte uns vorgeführt hat. Können wir noch daran zweifeln, daß alle jene Sonnen des gestirnten Himmels ihre Erdsterne haben, welche die Unendlichkeiten, die uns von ihnen trennen, mit einem undurchdringlichen Schleier umhüllen?

Betrachten wir die Constitution des engern Weltgebäudes, welches die Sonne aufgebaut hat, um durch dasselbe ein Bild von der ähnlichen Vielheit des Ganzen zu erhalten; machen wir uns mit der Familie unsers Tagesgestirns, wie die neue Forschung sie uns darstellt, bekannt, um die Nation kennen zu lernen, die aus ähnlichen Familien zusammengesetzt ist. Von dem fixirten Standpunkte aus wollen wir dann insbesondere die physische Constitution der Planeten ins Auge fassen, um dort Parallelen aufzusuchen, welche uns mit ihnen verbinden.

Wir thun wol am besten, uns hier zunächst der Sonne selber zuzuwenden, welche nach einer vor beinahe einem Jahrhundert aufgestellten und in unserer Zeit durch Hunderte neuer Beweisstücke stets mehr befestigten Hypothese die Mutter der Planeten ist. Wir dürfen deshalb erwarten, gewisse allgemein verwandtschaftliche Züge an ihr zu entdecken, welche sie mit den Planeten gemein hat, und können, auf jener Idee von Kant und Laplace fußend, von vornherein behaupten, daß die Stoffe, welche sie aufbauen, keine wesentlich von den uns bekannten verschiedenen chemischen oder physischen Eigenschaften besitzen werden. In der That, suchen wir mit dem Spectroskop auf der Sonne nach den irdischen Elementen des Chemikers, so vermissen wir auf derselben kaum eins der auf der Erde nicht zu selten vorkommenden, welche mit dem Spectroskop überhaupt zu entdecken sind. Die Liste, die hiervon Lockyer, einer der eifrigsten Spectralforscher, aufgestellt hat, sagt uns, daß das Vorhandensein von Natrium, Eisen, Calcium, Magnesium, Chrom, Nickel, Barium, Zink, Kobalt, Wasserstoff, Mangan, Titanium, Aluminium, Strontium, Blei, Kupfer, Cadmium, Cerium, Uranium, Kalium, Vanodium, Palladium, Molybdän auf der Sonne unzweifelhaft, ferner das von Indium, Lithium, Rubidium, Cäsium, Wismuth, Zinn, Silber, Beryllium, Lanthanium, Yttrium oder

Digitized by Google

Erbium wahrscheinlich ist, daß endlich nur Kohlenstoff, Silicium, Thallium, Chlor, Brom und Jod dort nicht nachzuweisen sind, und in jüngster Zeit haben andere Forscher (Draper, Schuster) auch das Vorhandensein von Sauerstoff auf der Sonne erkannt.

Was aber den Zustand dieser Stoffe auf der sichtbaren Oberfläche der Sonne betrifft, so begreifen wir ohne weiteres, daß derselbe ein vollständig anderer sein muß als der, in welchem sich dieselben uns auf der Erde darstellen. Die Sonne ist eine äußerst intensive Wärmequelle und wir wissen, daß die Beschaffenheit aller chemischen Stoffe sowol als ihr Verhalten zueinander bei verschiedenen Temperaturstufen an sich sehr verschieden sein kann. Man ist über die Temperatur der Sonne durchaus nicht im Klaren; die Resultate der Untersuchungen hierüber schwanken zwischen 30000 und 10 Mill. Centigrad; aber darüber ist man jedenfalls einig, daß man die Temperatur der Sonne auf der Erde nicht künstlich erzeugen kann. Wir können deshalb experimentell durchaus nichts über das Verhalten und die Eigenschaften dieser Stoffe auf der Sonne ermitteln. Was wir durch das Spectroskop erfahren, ist lediglich, daß dort Stoffmolecule existiren, deren atomistische Zusammensetzung die gleiche wie diejenige der angeführten irdischen Substanzen ist; denn von dieser Zusammensetzung ist die Art der Luftschwingungen abhängig, welche wir mit dem Spectroskop beobachten. Dieses ist aber ein wichtiger Angelpunkt für uns: denn da von dieser atomistischen Zusammensetzung der Molecule wiederum ihre chemischen Eigenschaften abhängig sind, so dürfen wir mit Sicherheit schließen, daß jene Stoffe, in irdische Verhältnisse versetzt, sich verhalten würden wie die betreffenden irdischen Stoffe.

Das Spectroskop, mit welchem wir unsere Untersuchung der Sonne hier begonnen haben, sagt uns nun weiter über dieselbe aus, daß wir es dort mit zwei wesentlich voneinander unterschiedenen Schichten zu thun haben, einem weißglühenden Kern, dessen chemische Constitution wir nicht ermitteln können, weil er uns ein ununterbrochenes Spectrum entgegenstrahlt, und einer gasförmigen unvollkommen durchsichtigen Gashülle, welche von dem durchgehenden Lichte diejenigen Nuancen absorbirt, für welche wir im Spectrum der Sonne schwarze Linien und Banden erscheinen sehen. Die angeführten Stoffe sind alle in dieser Gashülle, der Photosphäre, enthalten, also im gasförmigen Aggregatzustande. Sie glühen ohne Zweifel, jedoch weniger stark als die unter ihnen befindlichen Schichten. Diese letztern können, obgleich sie weißglühend erscheinen, gleichfalls im gasförmigen Zustande sein. Allerdings strahlt unter gewöhnlichen Bedingungen ein glühendes Gas nur ganz bestimmte Lichtarten aus, welche im Spectroskop als durch dunkle Räume getrennte farbige Linien auftreten, und nur glühend flüssige Körper besitzen jenes continuirliche Spectrum, welches uns die betrachtete Sonnenschicht zusendet. Die hellen Gaslinien aber verbreitern sich, je stärkern Druck man auf das glühende Gas ausübt, und es ist höchst wahrscheinlich, daß das Spectrum endlich, wenn man das Gas nur gehörig comprimiren könnte, in ein continuirliches übergehen werde. Mit dieser Wahrnehmung correspondirt eine andere, nach welcher ein Gas unter sehr hoher Temperatur und sehr starkem Druck von einem gewissen sogenannten „kritischen Punkt" an physikalische Eigenschaften zeigt, welche seinen Aggregatzustand zwischen den flüssigen und gasförmigen derart stellen, daß man

Digitized by Google

keinem den Vorzug mehr geben kann. Da nun wegen der mächtigen Anziehungskraft des ungeheuern Sonnenballes und der schweren aus Metalldämpfen gebildeten Atmosphäre, welche auf seiner Oberfläche lastet, der Druck auf derselben in der That ein sehr großer sein muß, so ist anzunehmen, daß jene strahlenden Stoffe sich in diesem „kritischen" Aggregatzustande befinden; der lange Streit der Gelehrten darüber, ob die Sonne glühendflüssig oder ein Gasball sei, ist so für beide contrahirende Parteien gleich günstig geschlichtet.

Diese untern Schichten sind es, welche wir mit dem Fernrohr direct untersuchen können. Sie zeigen sich in fortwährender stürmischer Bewegung begriffen. Wolkenballen, den „Schäfchenwolken" vergleichbar, drängen sich dicht aneinander, und die Oberfläche der Sonne scheint mit unzähligen Poren oder dunkeln Stellen übersäet, welche jene Wolken zwischen sich lassen. Oefters nehmen auf der Sonnenoberfläche solche dunkle Stellen größere Dimensionen an; es bilden sich Sonnenflecke, deren bizarre Gestalt und lebhafte Veränderung seit der Entdeckung des Fernrohres das lebhafteste Interesse der Beobachter in Anspruch genommen haben. Ihre Ausdehnung ist oft eine ungeheuere, und es kommen deren vor, welche man ohne Vergrößerung anzuwenden wahrnehmen kann, ungeachtet der 108. Theil der Sonnenscheibe dem Durchmesser unserer Erdkugel entspricht.

Der Bildung eines Fleckens geht gemeiniglich die einer sogenannten Sonnenfackel voraus, welche in einem hellern Aufglühen der Oberfläche an jener Stelle besteht. Bald darauf erweitern sich die in der Nähe befindlichen Poren, und es brechen dann oft mehrere kleinere Flecke auf einmal hervor, die sich bei heftiger Gestaltveränderung zuweilen zu einem größern vereinigen. Die rundliche Form der Flecken herrscht vor; sie sind von einem Halbschatten, der Penumbra, umgeben, die viele helle central convergirende Riefen zeigt. Durch die Veränderung des Standpunktes der Flecke auf der Kugelfläche der Sonne, welche durch ihre Achsendrehung bewirkt wird, können wir uns ein Bild von der Reliefgestaltung dieser Gebilde machen, und wir sehen dann, daß es Vertiefungen in der leuchtenden Oberflächenschicht, der Photosphäre, sind, Oeffnungen, deren Böschungen die Penumbra bildet. Die central zulaufenden Riefen derselben könnte man für Ströme glühender Materie halten, welche die Böschung herabstürzt.

Aus den Flecken strömt von dem Innern der Sonne her oft mit großer Vehemenz Wasserstoffgas empor, welches sich über demselben einer vulkanischen Wolke ähnlich hinlagert. Diese Wolken nennt man Protuberanzen. Sie können bei totalen Sonnenfinsternissen unter günstigen Umständen mit bloßem Auge am Sonnenrande wahrgenommen werden, während sie sonst nur mit Hülfe des Spectroskops zu entdecken sind, welches auch in dem Kerne der Flecke dieses Gas nachweist. Auch Wolken anderer lichtabsorbirend wirkender Materie beobachtet man oft in der Nähe von Flecken, welche im Spectroskop letztern ähnlich erscheinen, mit dem Fernrohr dagegen gar nicht wahrzunehmen sind. Trouvelot und Cacornac haben namentlich das Vorhandensein solcher Dämpfe constatirt.

Die Flecke behalten ihre Form nur sehr kurze Zeit hindurch bei. Es kommt vor, daß eine Copie eines solchen sogleich nach ihrer Vollendung dem Original schon nicht mehr gleicht. Trotzdem ist die Dauer ihrer Existenz oft ziemlich lang.

Digitized by Google

Während manche kleinere Flecke oft schon einen Tag nach ihrer Entstehung nicht wieder aufgefunden werden können, erhalten sich andere monatelang und machen also mehrere Umwälzungen des Sonnenballes mit, deren jede sich nach Spörer in 25,23 Tagen vollendet. Das Verschwinden eines Fleckes kündigt sich durch die Bildung einer Brücke an; ein Theil der umgebenden Lichtmaterie fließt streifenartig von einem Rande des Fleckes zum andern herüber und zerreißt so den Fleck in zwei Theile. Die Brücke verzweigt sich nun und schließlich stürzt die Materie von allen Seiten oft in wirbelförmiger Bewegung über dem Flecke zusammen.

Wir sehen aus diesen Wahrnehmungen, welche gewaltigen Revolutionen auf der Sonne vorgehen, deren Resultat diese Flecke und diese Wasserstoffströme sind, welche nicht selten um einen Erddurchmesser und mehr über die Oberfläche emporgeschleudert werden. Im Innern der Sonne stauen sich Dämpfe auf, welche zunächst die überliegenden Schichten in höhere Glut versetzen, um sie bald darauf zu durchbrechen. Langsam stellt sich dann das Gleichgewicht einigermaßen wieder her, und der Fleck wird aufs neue mit Lichtmaterie ausgefüllt. Aber während hier eine Störung ausgeglichen ist, tritt an einer andern Stelle der strahlenden Scheibe eine neue auf; ganze Schwärme von Flecken zeigen sich zuweilen und werden von rasenden Orkanen durcheinandergeworfen, zerrissen und vorgedrängt.

Auf der Sonne sieht man nichts Beständiges. Sie, die das ganze System durch ihre ewig gleichbleibende Eigenschaft der Gravitation in festen Banden der Ordnung hält, erleidet von innen her unaufhörliche chaotische Umwälzungen, denen, außer einer ungefähr innegehaltenen Periodicität von elf Jahren, innerhalb welcher sich die Maxima und Minima der Fleckenhäufigkeit wiederholen, keine Gesetzmäßigkeit anzuhaften scheint. Und die Kraft, mit welcher diese Reactionen aus dem Innern vor sich gehen, ist eine uns unvorstellbar große. So sah z. B. Young am 7. Sept. 1871 eine Protuberanz am Sonnenrande mit einer Geschwindigkeit von 36 geographischen Meilen per Secunde bis zu einer Höhe von 45800 Meilen aufsteigen, eine Vehemenz, welche Zweifel an der gasigen Natur der Oberfläche der Sonne aufkommen lassen könnte, da wir nicht im Stande sind, zu ermitteln, auf welche Weise die ungeheuern Spannkräfte, die so heftige Eruptionen hervorrufen, im Innern eines überall nachgebenden Gasballes entstehen können. Wie dem aber auch sei, uns bleibt von dieser lebhaften umbildenden Thätigkeit der Sonne der Eindruck, als sei die Schaffenskraft der allwaltenden Schöpferin unsers Weltreiches noch im kräftigen Jugendalter. Denn wir dürfen die Sonnenflecke nicht als Runzeln auf ihrer Stirn betrachten, wie es die Meinung Zöllner's war. Derselbe hielt sie für Schlacken, also Anfänge der festen Kruste, welche über sich eine Wolke von Condensationsproducten, durch den Schutz der festen Scholle gegen die strahlende Wärme entstanden, hervorruft, die Penumbra. Gegen diese Hypothese streitet namentlich der von Secchi und andern gelieferte Nachweis, daß die Flecke mehr Wärme ausstrahlen als die übrige Sonnenoberfläche.

Auch ist die Meinung irrig, daß die Sonne im Erkalten begriffen sei. Zwar weiß ein jeder, daß die Sonne bedeutende Wärme abgibt. Wir fühlen ja ihren Einfluß auf die Erde direct und es läßt sich durch das Experiment bestimmen,

Digitized by Google

wie viel Wärme die Sonne in einer beliebigen Zeiteinheit in der That an den Weltraum abgibt, indem wir z. B. einfach die Temperaturerhöhung messen, welche ein Körper erfährt, wenn man ihn den Sonnenstrahlen aussetzt. Pouillet hat so gefunden, daß jedes Kilogramm der Sonnenmasse in einem Jahre $1\frac{1}{3}$ Grad Celsius Wärme abgibt, und nach Maury ist die Gesammtwirkung dieser Wärmeausstrahlung in einem Jahre auf der Erde groß genug, um einen eisernen Würfel von 700 Kubikmeilen Inhalt zum Schmelzen zu bringen. Wir können diese Wärmewirkung auch in Arbeitsleistung übertragen, da ja nach dem Gesetz von der Erhaltung der lebendigen Kraft diese in jene übergehen kann. Dann erhalten wir das staunenswerthe Resultat, daß jeder Quadratmeter der Sonnenoberfläche in einer Secunde die Arbeit von 75000 Pferdekräften ausführt. Diese ungeheuere Kraftmenge verliert die Sonne offenbar unwiederbringlich und andauernd. Hieraus allein aber zu schließen, daß deshalb die Sonne nothwendig gänzlich erkalten müsse, wäre ebenso absurd wie die Behauptung, daß ein großes Bankhaus nothwendig bankrott machen müsse, weil es jährlich so und so viel Millionen auszuzahlen hat. Wir haben uns, ehe wir weitere hierauf bezügliche Schlüsse machen können, zunächst nach den Einnahmequellen umzusehen, dann wird uns die Bilanz von der Lebensfähigkeit der Sonne aussagen können.

Ueber diese Wärmeeinnahme, deren Quelle ohne Zweifel irgendwo zu finden sein müßte, hat man seinerzeit vielerlei Hypothesen aufgestellt. Irdische Wärmequellen öffnen sich bei chemischen Vorgängen, durch Stoß, Druck, Reibung u. s. w. Man kam naturgemäß zunächst auf die Idee, die Wärme der Sonne einem Verbrennungsproceß zuzuschreiben. Aber die Sonne brennt nicht, sie glüht. Auf chemischem Wege kann auf der Sonne deshalb keine Wärme entbunden werden, weil eben der schon herrschenden Hitze wegen gar keine chemischen Verbindungen vor sich gehen können; die chemischen Elemente existiren nebeneinander im Zustande der Dissociation. Von den physischen Wärmequellen Stoß, Druck, Reibung konnte man für die letztern beiden in Bezug auf unsere Frage keine Ursachen entdecken; wohl aber bot sich der Stoß zu einer auf den ersten Blick glaubwürdigen Erklärung dar. Newton schon beschäftigte sich mit diesem Problem und glaubte, daß der Wärmeverlust der Sonne durch gelegentlich auf dieselbe stürzende Kometen ersetzt würde. Heute weiß man, daß die Kometen in Parabeln um die Sonne laufen, aber niemals, oder doch nur unter ganz abnormen, bisjetzt noch nie vorgekommenen, Umständen auf dieselbe fallen können. Man mußte sich nach andern Körpern umsehen und man verfiel so auf die Meteoriten und Sternschnuppen. In der That schwirren deren eine Unzahl staubähnlich im Raume umher, und es kann nicht ausbleiben, daß davon eine große Menge in die Sonne stürzt, da ja unserer kleinen Erde selbst täglich deren begegnen, die dann durch die Reibung an der Luft und den Stoß auf die Oberfläche wirklich eine erhebliche Wärmemenge entwickeln. Es ist nun leicht auszurechnen, wie dicht die Meteore auf die Sonne fallen müßten, um den experimentell ermittelten Wärmeverlust durch ihren Stoß zu ersetzen. Man findet, daß zu diesem Ende in jeder Stunde ein Kilogramm auf jeden Quadratmeter der Sonnenoberfläche fallen müßte. Wir wollen uns hier nicht dabei aufhalten, zu erörtern, daß diese Quantität in keinem

Digitized by Google

Verhältniß zu der Beobachtung über die Dichtigkeit der Meteorschwärme in der Umgebung der Erde steht; denn wir haben ein anderes Argument gegen diese Hypothese, welches ihr allen Boden unter den Füßen wegzieht. Dieses basirt auf der Materiezunahme, welche hierdurch die Sonne erfahren müßte. Wenn diese zwar auch nicht durch directe Messung constatirt oder widerlegt werden könnte, da unter obiger Annahme der Durchmesser der Sonne jährlich nur um höchstens 10 Meter zunehmen würde, so könnten wir dagegen die Materiezunahme der Sonne durch die damit nothwendig verbundene ihrer Schwerewirkung sehr deutlich wahrnehmen: die vergrößerte Anziehungskraft derselben müßte unsere Erde schneller antreiben, d. h. unser Jahr würde kürzer werden. Da wir nun aber Zeitmessungsinstrumente von wunderbarster Feinheit besitzen und durch diese nachgewiesen ist, daß sich die Länge des Jahres seit tausend Jahren nicht um einen Bruchtheil der Secunde verändert hat, während nach obiger Voraussetzung sich die Erde seit 2000 Jahren um $1\frac{1}{2}$ Monat beschleunigt haben müßte, so fällt jene Voraussetzung.

Die wahre und einzig wissenschaftlich begründbare Wärmequelle der Sonne fließt vielmehr aus der Anziehungskraft, welche jedes Massentheilchen derselben von allen übrigen erfährt. (Ich schalte hier ein für allemal ein, daß ich hier, wenn ich von Anziehungskraft rede, nur mit aller Reserve die alte übliche Terminologie beibehalte, welche, auf einer Fernwirkung der Materie basirend, mit Recht in neuerer Zeit die treffendsten Angriffe erfahren mußte; da indeß jede Erklärung der Gravitationswirkung der Materie die Erscheinungen so darstellen muß, als ob die Materie wirklich direct in die Ferne wirkte, so kann man die alte Ausdrucksweise der Einfachheit wegen so gut beibehalten, wie man von der täglichen Bewegung der Sonne über dem Horizont eines Beobachtungsortes redet.) Diese Massenanziehung bewirkt, daß jedes Theilchen dem Mittelpunkte der Sonne entgegenstrebt. Es drückt dabei auf die unterliegenden, die Materie condensirt sich und macht dadurch nothwendig Wärme frei. Es ist das Verdienst von Helmholtz, auf diesen Umstand zuerst hingewiesen zu haben. Er zeigte, daß eine Verdichtung der Sonnenmaterie von ihrem jetzigen Zustande bis zu dem Dichtigkeitsgrade unserer Erde genügt, um den Wärmeverlust der Weltleuchte für 17 Mill. Jahre zu ersetzen. Diese Verdichtung würde eine jährliche Abnahme des Sonnenhalbmessers von nur etwa 16 Meter bedingen.

Die heutige Wissenschaft ist nun im Stande, zu untersuchen, wie viel Gravitationsarbeit eine Kugel von der Masse der Sonne in der That in Wärme umsetzt, d. h. um wieviel sie sich jährlich vermöge ihrer eigenen Massenanziehung verdichten muß und in welcher Beziehung ihre dadurch erzeugte Wärmezunahme stehe. Hierüber hat ganz kürzlich August Ritter eine höchst interessante Arbeit geliefert.*) In derselben weist er nach, daß die Verkleinerung des Sonnenhalbmessers statt der 16 von Helmholtz als Ersatz ihrer Wärmeausstrahlung nothwendig nachgewiesenen Meter deren 92 beträgt und daß ganz allgemein das Gesetz gilt,

*) „Anwendungen der mechanischen Wärmetheorie auf kosmologische Probleme" (Hannover 1879).

Digitized by Google

daß die von der Gravitationsarbeit einer gasförmigen Kugel erzeugte Wärme nur zu 18,7 Proc. ausstrahlt, während die übrigen 81,3 Proc. zur Erhöhung der innern Wärme verwendet werden. Es folgt hieraus also unumstößlich, daß, wenn die Sonne wirklich $1^1/_3$ Grad Wärme per Kilogramm jährlich verliert, dasselbe Kilogramm nichtsdestoweniger innerhalb derselben Zeitspanne um $5^2/_3$ Grad heißer geworden ist. Dieses höchst interessante und wichtige Resultat lehrt uns demnach, daß die Sonne uns mit der Zeit immer mehr Wärme zustrahlt und daß diese Zunahme in 75000 Jahren bereits 1 Proc. beträgt.*) Unsere Befürchtungen also, die Sonne möchte mit der Wohlthat ihrer Leben erweckenden und erhaltenden Wärme allmählich zu kargen beginnen, sind eher dem Gegentheil zuzuwenden, daß nämlich ihre strahlende Wärme uns mit der Zeit unerträglich werden könnte. Wirklich glaubte Ritter in dieser andauernden Zunahme der Wärmestrahlung der Sonne den Grund zu finden, daß die sogenannte „Eiszeit" der Geologen heute nicht mehr herrscht. Eine Strahlung, welche nur 90 Proc. der heutigen ist und nach der angezogenen Untersuchung vor 700000 Jahren stattgefunden haben müßte, würde die Zustände erklären, welche nach den Aussagen der geologischen Wissenschaft damals auf einem großen Theile der Erde existirten, wo Gletscherfelder ganz bedeutend tiefer herabreichten als gegenwärtig und über die vereiste Ostsee hinweg Findlingsblöcke von den schwedischen Bergen bis in die Ebenen von Norddeutschland transportirten. Hier wäre also eine Lösung der Frage nach dem Ursprung dieser interessanten Periode gefunden. Dieselbe Ursache aber, welche die Entwickelung unserer heutigen Lebewelt möglich machte, könnte ihr später vielleicht verhängnißvoll werden. Wir dürfen uns indeß hier auf diese Fragen nicht näher einlassen. Gewiß ist, daß die Zunahme der innern Wärme der Sonne keine stetige sein kann, da von einer gewissen Dichtigkeit ihrer Masse an keine Gravitationsarbeit mehr verrichtet wird. Dann gibt sie allerdings nur noch Wärme ab, ohne deren zu gewinnen, um ihrem gewissen Tode schneller entgegenzugehen.

Gleichzeitig mit der Wärme strahlt die Sonne noch vielartige Wirkungen in den Weltraum aus, deren Art, Quantität und Beruf in der Organisation des Systems näher zu betrachten von hohem Interesse ist. Es treten uns die Wirkungen der Licht-, chemischen, elektrischen und Gravitationsstrahlung entgegen. Ueberschauen wir all diese vielartig auftretenden Eigenschaften der Sonne, mit denen sie durch die Vermittelung des Weltäthers in die Ferne wirkt und ihr weites Reich wohlthätig verwaltet, so haben wir auf den ersten Blick große Schwierigkeiten, den Ursprung und die Art der Uebertragung all dieser Kraftwirkungen zu verstehen, oder auch nur eine plausible Hypothese darüber aufzustellen. Gerade die Aehnlichkeit der drei erstgenannten Strahlungen und der Wärme in Bezug auf die Aufgabe des Aethers dabei, bei der so grellen Verschiedenheit ihrer Wirkungen, läßt diese Frage schwierig erscheinen: eine zusammenhängende Scala von wellenförmigen Schwingungen des Aethers führt von der Wärme durch alle Regenbogenfarben des Lichtes zu seinen chemischen Wirkungen. Daß aber Licht und Elektricität vom mathematisch-analytischen Standpunkte aus eine ungemeine

*) A. a. O., S. 36—38.

Digitized by Google

Aehnlichkeit besitzen, hat schon Riemann gezeigt, während die Physiker schon lange nachgewiesen haben, daß die Fortpflanzungsdauer beider Bewegungen des Aethers innerhalb der Grenzen der Beobachtungsfehler die gleiche ist. Alle diese Bewegungen, welche ihrer Art nach an sich einander sehr verwandt erscheinen, strömen von der Sonne zu uns her: Wellen von der verschiedensten Länge und Geschwindigkeit durchkreuzen den Raum und bringen eben nur durch die Variation dieser letztern so abweichende Wirkungen hervor. Abseits von allen diesen aber stellte sich bisher die Gravitation. Man konnte sich nicht vorstellen, inwiefern der Aether oder seine Bewegungen eine Rolle in den Erscheinungen der allgemeinen Massenanziehung spielen könne, obgleich sich seit Newton manchen Denkern die Frage unwiderstehlich aufdrängte, auf welche Weise denn eine directe Wirkung zweier Körper aufeinander durch so große Zwischenräume hin zu Stande käme? Man suchte nach dem vermittelnden Gliede und fand allein den Weltäther, welcher die Zwischenräume zwischen den Anziehungscentren ausfüllt. Wie aber eine so ungemein feine Substanz, ein Stoff, welcher sich beharrlich unserer directen Nachforschung entzieht und von allem Geschaffenen dem Nichts am nächsten verwandt scheint, so mächtige Wirkungen, wie die Massenanziehung, vermitteln oder gar verursachen könne, blieb ein Räthsel, und der bedrängte Geist mancher Forscher verirrte sich bei Verfolgung dieser Fragen oft auf die sonderbarste Art. So Zöllner, welcher, um sich aus dieser Verlegenheit zu helfen, den Atomen der Materie Empfindung und Willen derart beilegte, daß die vereinigte Willenskraft aller Sonnenatome, welche zuvor durch ihre Intelligenz ausgemittelt haben, daß und in welcher Distanz sich die vereinigten Atome der Erde im Raume befinden, genügt, die schwächer wollende Erde zu sich heranzuziehen.

Wollen wir aber die Gravitation aus Eigenschaften der todten Materie erklären, so können wir nur deren Bewegung als Ursache anrufen, da wir Bewegung als Wirkung sehen. Wollen wir nun weiter keine Voraussetzungen machen, so sind wir wohl oder übel gezwungen, diesen Aether als Vermittler anzuerkennen. Wenn die Bewegung eines Körpers ohne Vermittelung irgendeiner andern Kraft als der in dem erstern bereits vorhandenen Bewegungsenergie benutzt werden soll, um die Bewegung eines andern zu Stande zu bringen, so sehen wir von vornherein ein, daß dieses nur durch unmittelbaren Stoß geschehen kann. Wenn wir also die scheinbare Anziehungskraft der Sonne erklären wollen, so muß diese auf die Stöße der Aetheratome zurückgeführt werden, welche der angezogene Körper auf der der Sonne abgewandten Seite erfährt. Da wir nun weiter, wenn wir von einfachsten Voraussetzungen ausgehen wollen, die Bewegung dieser Aetheratome als geradlinig annehmen müssen, so kommen wir zu dem sonderbaren Resultat, daß eben diese Atome, welche nach Maßgabe der Sonnenmasse und ihrer Entfernung verschieden stark zu wirken scheinen, mit der Sonne vorher niemals in Berührung gekommen sind und folglich in ihrer Eigenschaft von dieser in keiner Weise beeinflußt werden konnten. Um diese Schwierigkeit zu überwinden, müssen wir zu Differenzen von Bewegungsübertragung durch Stoß unsere Zuflucht nehmen und wir kommen dann zunächst auf die Idee, ob nicht die Sonne einen Schirm für den von der entgegengesetzten Seite herkommenden Aetherstrom bilden könne.

Digitized by Google

Stellen wir uns nämlich zwei zueinander parallel stehende gleich große Scheiben vor, welche ruhend innerhalb eines Schwarmes von geradlinig sich in allen Richtungen bewegenden kleinen Kugeln schweben, so würden auf die beiden einander zugewandten Flächen der Scheiben offenbar gar keine Kugeln senkrecht stoßen können, weil sich die Scheiben gegenseitig schützen. Schiefe Stöße wirken aber mit minderer Kraft: es folgt daraus ein Ueberschuß an Bewegungsübertragung für die äußern Flächen; der Effect ist, daß die beiden Scheiben unter obwaltenden Umständen gegeneinanderfliegen würden, als ob sie sich anzögen. Stellen wir uns statt der Scheiben nun Kugeln oder Körper irgendwelcher Gestalt vor, welche ganz oder theilweise undurchdringlich sind, so werden wir offenbar ähnliche Erscheinungen an ihnen wahrnehmen, und es früge sich also nun, um die Erklärung der Gravitationskraft, als vermittelt fernwirkende zu vollenden, ob 1) aus diesen angenommenen allseitigen Stößen unelastischer Kugeln alle Bedingungen des Newton'schen Gesetzes erklärt werden können, und 2) ob solche Stöße wirklich nachzuweisen sind. Die erste Frage hier zu behandeln, würde uns zu weit vom Wege ab auf atomistische und mathematische Untersuchungen führen. Es muß deshalb unsere Behauptung genügen, daß nicht nur die aus dem Newton'schen Gesetze folgenden Bedingungen, sondern selbst gewisse Ergänzungen desselben, welche die neuere mathematische Physik zu machen gezwungen war und welche ergaben, daß die Gravitation auf bewegte Massen anders wirkt als auf ruhende, vollkommen erfüllt werden. Wo nun aber die Stöße hernehmen? Den allgemeinen Druck des Aethers hier zu Hülfe zu nehmen versuchte Spiller, der, in seinem Werke „Die Urkraft des Weltalls" sich auf die Elasticität des Aethers stützend, hierdurch seinerzeit eine Erklärung der Schwerkraft gefunden zu haben glaubte. Der greise Physiker mußte aber noch kurz vor seinem Tode sein selbstgeschaffenes Naturgebäude zertrümmert sehen. Er begriff, daß, solange man die Elasticität der Atome als Axiom beibehielte, auf diesem Wege das Ziel nicht zu erreichen sei. Diese unbequeme Elasticität aus der Welt zu schaffen unternahm zuerst Isenkrahe, welcher in seinem jüngsterschienenen, äußerst interessanten Werke „Das Räthsel von der Schwerkraft" darauf hinwies, daß ein rotirendes unelastisches Atom sich genau wie ein elastisches verhalten müsse, daß man aber durch die erstere Annahme eine ausreichende Erklärung der Schwerkraft finden könne, indem man nur noch die aus den neuen Theorien der Chemie folgende Annahme hinzufügte, daß sich in einem Gase die Molecule mit sehr großer Geschwindigkeit geradlinig bewegen. Merkwürdig ist es nun, daß der scharfsinnige Autor des letztgenannten Werkes auf die obengegebene einfache Erklärung der Gravitation nicht gekommen ist, sondern sie in einer trefflichen mathematischen Untersuchung aus der geschwächten Rückbewegung eines Stromes von der Sonne abgeprallter Atome des Aethers herleitet, wobei ihm aber die für ihn nothwendige „Durchsichtigkeit der Materie für die Schwere" Schwierigkeit machte, während eben gegentheils gerade die theilweise Undurchsichtigkeit der Materie die einfachste Erklärung der scheinbaren Anziehungskraft der Körper darbietet.*)

*) Der Verfasser wird über diesen Gegenstand eingehendere Studien nächstens veröffentlichen.

Digitized by Google

So sehen wir die im leeren Raum relativ unbewegte Sonne von allseitig auf sie mit ungeheuerer Geschwindigkeit (mindestens einige 60000 Meilen in der Secunde) eindringenden Atomschwärmen umschwirrt. Viele Aetherkörperchen werden die in Bezug auf die Dimensionen eines Atoms ungemein locker anzunehmende Masse ganz durchdringen, ohne auf Hindernisse zu stoßen; einige werden gegen die Molecule der Sonne abprallen, deren Partikel, durch die allseitig, aber in symmetrischen Lagen nicht gleichzeitig erfolgenden Stöße, außer der Gravitationsbewegung noch eine Oscillation erfahren, welche die Erscheinungen der innern Wärme erklärt. Die abprallenden Atome aber werden mit größerer oder geringerer Geschwindigkeit zurückgeschleudert werden, je nachdem sie in einem Moment aufstoßen, während dessen das Widerstand leistende Molecul in seiner Wärmeoscillation sich herauf- oder hinunterbewegt: es wird von dem Körper ein Strom von Atomen ausgehen, die in sehr kurzen Intervallen größere oder geringere Energie besitzen, und diese Intervalle werden von den innern Oscillationen der Atome, das heißt von ihrer innern Wärme abhängen. Diese intermittirenden Ströme erklären die strahlende Wärme, die, wenn die Oscillationen an Frequenz zunehmen, als Licht in die Erscheinung treten kann. Wir sehen mit einem mal alle strahlenden Wirkungen der Sonne aus einer einzigen Quelle entspringen, der geradlinigen Fortbewegung der freien Atome, welche das Universum erfüllen und die wir mit dem Namen Aether, Weltgas bezeichnet haben, und so ist es die chemische Forschung, die „kinetische Theorie der Gase" gewesen, welche den Weg zu einer so verallgemeinerten Anschauung von den Vorgängen im Universum gebahnt hat.

Wir müssen uns beeilen, von dem Abwege in die atomistischen Theorien der Neuzeit auf das Gebiet zurückzukommen, über welches hinaus die betrachteten molecularen Vorgänge im Sonnenkörper ihre Wirkung ausbreiten. Wir verlassen die gewaltige glühende Gaskugel, die noch weit über ihre Photosphäre hinaus von großen Mengen von Dämpfen umgeben ist. Bei totalen Sonnenfinsternissen sieht man diese oft weit ausgedehnt die Sonne wie einen Heiligenschein umgeben. Strahlenbüschel schießen dann über den Rand der verdeckenden Mondscheibe hervor und bilden, mit jenem Heiligenschein verbunden, die sogenannte Corona der Sonne, über deren Natur und Entstehung man keineswegs im Klaren ist. Wenn einerseits Secchi die sehr triftige Bemerkung gemacht hatte, daß ein großer Theil dieser über alle Beschreibung wundervollen Lichteffecte bei totalen Sonnenfinsternissen nur als ein Spiel optischer Beziehungen anzusehen sei, wie man denn weit ausgedehnte Strahlenbüschel eine ausgezackte Oeffnung umgeben sieht, welche helles Licht in einen dunkeln Raum einläßt, so konnte doch derselbe Forscher nicht bestreiten, daß ein reeller Zusammenhang dieser Lichtausläufer mit dem Sonnenkörper existiren müsse, namentlich da sich dieselben vorzugsweise über denjenigen Stellen des Sonnenkörpers zeigen, wo die heftigsten Reactionen seines Innern nach außen stattfinden, das heißt, wo man die meisten Sonnenflecke und Protuberanzen constatirt hat, in einer Zone nämlich, die, vom Aequator der Sonne 15—20 Grad entfernt, dem Erdstriche entsprechen, wo bei uns die regelmäßigen Passatwinde herrschen. Es ist demnach wol am besten, anzunehmen, daß in dieser Gegend sich große Mengen

Digitized by Google

leuchtender Gase über die Oberfläche erheben, deren Ausdehnung aber durch die eigenthümlichen Umstände, unter welchen die Corona überhaupt nur beobachtet werden kann, größer erscheint, als es der Wirklichkeit entspricht.

Vielleicht spielt hier auch jener Weltstaub eine Rolle, jene ungeheuere Zahl minimer Körper, deren uns viele während einer klaren Nacht als Sternschnuppen erscheinen, und welche den Raum in der Umgebung der Sonne so gut wie in derjenigen der Erde durchschwirren. Die Corona, oder doch ihre Strahlenausläufer ließen sich als Reflex des Sonnenlichtes in diesen Sternschnuppenwolken auffassen, wenn wir nur einstimmige Beobachtungen über die Art des Lichtes der Corona besäßen. Es gibt zwar einen Apparat, mit welchem man reflectirtes von directem Lichte unterscheiden kann, das Polariskop, aber die Beobachtungen, welche man in dieser Beziehung damit gemacht hat, sind widersprechend. Es ist schwer, in den wenigen Minuten der Totalität der Finsterniß, während der Beobachter von der bezaubernden Pracht des außergewöhnlichen Schauspiels fast überwältigt wird, vollwichtige Forschungen mit Ruhe anzustellen, und man darf sich deshalb nicht darüber wundern, daß hier noch so manche Fragen offen bleiben.

Wir sprachen von der Möglichkeit, daß zur Hervorbringung jenes Lichteffectes der Corona kleine Körper in der nähern Umgebung der Sonne beitragen könnten. Solche wurden in der That schon seit einigen Jahrzehnten dort aus ganz andern Gründen vermuthet. Wenigstens hatte Leverrier die Behauptung ausgesprochen, daß die beobachteten Abweichungen der Bewegung unsers innersten Planeten Merkur von der Theorie nicht anders mit dieser letztern in Uebereinstimmung zu bringen seien, als indem man sich zwischen Mercur und der Sonne einen oder mehrere noch unbekannte Planeten vorhanden denkt, welche die Bewegung Mercurs beeinflussen. Man hatte hier sogleich an einen intramercurialen Asteroidenring gedacht, dem vergleichbar, welchen das Sonnensystem zwischen Mars und Jupiter aufweist, der indeß bei so geringer Entfernung von der allgemeinen Lichtquelle unentdeckbar sei; aber es war von vornherein ebenso wahrscheinlich, daß diese störende Masse nur einen einzigen Kern bilde, und man sprach deshalb seit jenen calculatorischen Untersuchungen des berühmten pariser Astronomen von dem „intramercurialen Planeten", den sein theoretischer Entdecker im voraus „Vulcan" zu taufen beliebte. Leverrier, dessen Untersuchungen bekanntlich schon im Jahre 1846 einen Planeten, Neptun, theoretisch voraussagen konnten, welcher bis dahin nicht bekannt war, in der That aber bald darauf an der richtigen Stelle aufgefunden wurde, wünschte erklärlicherweise nichts sehnlicher als die praktische Entdeckung auch dieses zweiten Planeten, an dessen Existenz man nicht zweifelte. Dann hätte er sich rühmen können, in unserm Wissen dem Sonnengebiete seine äußersten Grenzen umzogen zu haben, indem er ihm ein erstes und ein letztes Glied hinzufügte.

Aber der Entdeckung dieses gesuchten Planeten mußten sich seiner Lage wegen bedeutende Schwierigkeiten entgegenstellen. Nach ihm direct mit dem Fernrohr in der Nähe der Sonne zu suchen, war offenbar ganz unnütz, da hier wegen der Helligkeit des Himmelsgrundes selbst unsere besten optischen Kräfte einen Stern wie Sirius noch nicht sichtbar machen könnten. Daß indeß der fragliche Körper keine sehr bedeutende Leuchtkraft haben könne, ging schon daraus hervor, daß man

Digitized by Google

ihn bisjetzt nicht irgendwann einmal während einer totalen Sonnenfinsterniß neben der Sonne gesehen hat, während doch in solchen Momenten die Planeten und Sterne erster Größe in nicht zu großer Entfernung mit bloßem Auge erkannt worden sind. Dann ist allerdings die Beleuchtung der Sonnenumgebung bedeutend schwächer, und es war deshalb empfehlenswerth, die bezüglichen Nachforschungen in solchen Momenten mit lichtreichen Fernrohren zu betreiben, die immerhin ziemlich schwache Sterne, ohne Zweifel bis zur sechsten Größenklasse, während der Finsterniß bei der Sonne erkennbar machen. Daß unter solchen Umständen trotzdem nur eine kleine Wahrscheinlichkeit für die Möglichkeit der Entdeckung blieb, ist leicht begreiflich. Totale Sonnenfinsternisse sind selten; soll der Planet während einer solchen überhaupt beobachtet werden, so muß er um dieselbe Zeit gerade in einer ganz bestimmten Partie seiner Bahn sein, sich jedenfalls nicht vor oder hinter der Sonne oder in unmittelbarer Nähe derselben befinden. Ist aber diese Bedingung auch erfüllt, so sind dem Forschenden nur die zwei oder drei Minuten der Totalität zur Durchsuchung des Gebietes gegeben, nach deren Ablauf der wiedererscheinende Sonnenrand jede weitere Forschung unnütz macht.

Es gibt aber eine andere, viel öfter erfüllte Bedingung, unter welcher Vulcan uns sichtbar werden könnte. Wenn er sich nämlich nahezu in der Verbindungslinie der Erde mit der Sonne befindet, so muß er sich als schwarzer Punkt oder Kreis von der leuchtenden Scheibe abheben, vorausgesetzt nur, daß er wie die übrigen Planeten an und für sich dunkel ist, uns also dann seine Nachtseite zuwendet. Solche Lage zu uns mußte er nach aller Wahrscheinlichkeit des Jahres mehreremal einnehmen, und da von vielen Astronomen schon seit geraumer Zeit die Sonnenscheibe täglich genau untersucht wird, so wäre es also von hohem Interesse, in den Beobachtungsannalen nach hierauf bezüglichen Anmerkungen zu suchen. Während Mercur oder Venus bei einem Durchgange vor der Sonne allerdings sofort an ihrer scharf begrenzten, dunkeln Scheibe als Planeten zu erkennen sind, so wäre doch jener problematische Körper seiner vermuthlichen Kleinheit wegen auf den ersten Blick sehr leicht mit einem Sonnenflecke zu verwechseln gewesen, deren die Sonnenfläche fast unausgesetzt zeigt. Zur Unterscheidung bleiben hier nur zwei Merkmale: erstens die deutliche Scheibenform, zweitens eine Bewegung, die sich nicht durch die Rotationsdauer der Sonne erklären läßt.

Solche problematische Durchgänge haben nun Leverrier und andere in der That eine Anzahl verzeichnet gefunden, und der Genannte hat es versucht, auf Grund derselben eine Bahn des Planeten auszurechnen, welche es ermöglichte, auf etwaige kommende Durchgänge im voraus aufmerksam zu machen. Allen jenen Beobachtungen aber ist in jüngster Zeit durch eine treffliche Kritik von Peters in Clinton jedes haltbare Argument genommen, so wie auch an keinem der von Leverrier bezeichneten Tage etwas Verdächtiges auf der Sonne zu bemerken war.

Dagegen kam, während der pariser Astronom mittlerweile verstorben war, von Amerika die Nachricht zu uns herüber, daß der bekannte Asteroidenentdecker Watson in Ann-Arbor während der totalen Finsterniß vom 29. Juli 1878 zwei rothstrahlende Punkte neben der Sonne gesehen habe, welche nothwendig Planeten sein müßten. Der Genannte hatte sich für diese Entdeckung besonders vorbereitet

Digitized by Google

und an seinem Instrument eine provisorische Vorrichtung getroffen, mittels welcher er die Position eines fraglichen Objects so schnell als möglich bestimmen und notiren konnte. In einer nachfolgenden Nachricht jedoch sagte er aus, daß er eins der gesehenen Objecte mit einem dort befindlichen Sterne im Krebs verwechselt habe. Obgleich dieser letztere Umstand angethan war, die ganze Sache verdächtig erscheinen zu lassen, zumal keiner der übrigen amerikanischen Astronomen, ein Liebhaber der Sternkunde in Chicago, Swift, ausgenommen, eine die seinige bestätigende Beobachtung aufweisen konnte, so neigten sich dennoch die meisten Gelehrten zu Gunsten der fraglichen Entdeckung, wol weniger, weil sie die Watson'sche Beobachtung für unbedingt zwingend hielten, als vielmehr von der theoretisch begründeten Ueberzeugung von der Existenz solcher Körper ausgehend. Wenn man auch allerdings Vulcan noch nicht definitiv den übrigen Planeten ebenmäßig einreihen durfte, da jene einzige Beobachtung desselben über die Lage seiner Bahn, d. h. seine wahren Beziehungen zur Sonne, nichts von dem aussagen konnte, was für die übrigen Planeten mit großer Genauigkeit bekannt ist, so begannen doch bereits mehrere Fachschriftsteller ihn mit den übrigen zu nennen und schickten sich an, den unglücklichen Mercur, welcher nun seit Jahrtausenden in unserm Wissen den Rang des ersten oder doch der Sonne nächsten Planeten eingenommen hatte, zum zweiten der Wandelsterne zu degradiren. So der Verfasser dieser Zeilen in seinem „Kosmographischen Skizzenbuche", dessen Druck im März 1879 vollendet war. Oppolzer in Wien nahm die problematischen Durchgänge wieder vor und versuchte aus den wenigen ihm verbürgt scheinenden Beobachtungen dieser Art eine Bahn des Planeten herzuleiten. Dieselbe ließ sich jedoch in keiner Weise mit der Watson'schen Beobachtung vereinigen. Trotzdem entschloß sich der gelehrte wiener Astronom, diese Untersuchung zu veröffentlichen, und er forderte zur gleichen Zeit seine beobachtenden Collegen auf, am 18. März 1879 der Sonne besondere Aufmerksamkeit zu schenken, da an diesem Tage, wenn seine Bahnrechnung richtig sei, ein Durchgang des Planeten vor der Sonnenscheibe stattfinden müsse.

Alle Nachforschungen seitens europäischer wie amerikanischer Astronomen sind trotzdem erfolglos gewesen. Da ferner unterdessen der schon vorerwähnte Astronom in Clinton, C. H. F. Peters, in den Nummern der „Astronomischen Nachrichten" vom 16. und 25. April 1879 („Some critical remarks on so-called intra-mercurial planet observations") eine gründliche Kritik aller hierauf bezüglichen Daten der Beobachtung, namentlich aber der Watson'schen Entdeckung veröffentlicht hatte, mußte jene Ueberzeugung von der Existenz des Vulcan sehr bedeutend erschüttert werden. Peters konnte nämlich zeigen, daß die Art der Beobachtung, wie sie Watson mit seinem kleinen Refractor anwandte, mit sehr großen Fehlern behaftet sei, sich aber bei dem von Watson angegebenen Orte des für unbekannt gehaltenen Objects innerhalb der Fehlergrenze des angewandten Instruments ein längstbekannter Stern im Krebs befinde und es ihm folglich höchst wahrscheinlich mit diesem ganz ebenso wie mit dem andern Punkt gegangen sei, dessen Identität mit einem bekannten Sterne Watson selber nachträglich auffand. Die Bemerkungen Peters' sind zu triftig, als daß man sich ihrem Einflusse entziehen könnte, und wenn auch Watson in einer sehr schwachen Erwiderung sagt: „I certainly have the right

Digitized by Google

to express my honest belief that they are" — er scheint schließlich wieder beide Objecte als neu aufrecht zu halten —, so werden wol heute kaum noch Fachgenossen, welche sich mit der Sache eingehender beschäftigt haben, seine Meinung theilen. Sicher ist indeß das Watson'sche Object, wenn es gegen alle Wahrscheinlichkeit doch ein neues sein sollte, nicht der Leverrier'sche Vulcan, weil jenes schwache Sternchen fünfter Größe bei weitem nicht die zur Erklärung der Bewegung des Mercur gesuchte Masse repräsentirt, welche nach den Rechnungen Leverrier's der jenes gestörten Planeten beinahe gleich sein müßte, während Peters aus photometrischen Regeln folgert, daß bei günstigsten Vorannahmen erst eine Million der Watson'schen Objecte der Mercurmasse gleichkämen.

Der astronomischen Wissenschaft war eine neue Enttäuschung vorbehalten, als man diese letzte Spur des gesuchten Planeten für eine falsche erklären mußte. Nach näherer Erwägung der Thatsachen kann man heute sogar weiter gehen und behaupten, daß innerhalb der Mercursbahn kein Planet von der Größe des von Leverrier angedeuteten existire, da derselbe den so energischen Nachforschungen, welche in dieser Richtung nun schon seit geraumer Zeit die Astronomen angestellt haben, nicht mehr entgangen sein könnte. Mehr! Selbst die theoretische Nothwendigkeit jener Masse darf heute in Zweifel gezogen werden, da man, wie früher schon kurz erwähnt, gefunden hat, daß das Newton'sche Gesetz der Anziehung für schnell bewegte Massen einer Modification bedarf, sodaß die Umlaufsgeschwindigkeit, welche bei Mercur die größte unter den Planeten ist, abgesehen von der Entfernung vom Anziehungscentrum ins Spiel kommt. Ist die Theorie des Mercur erst einmal hiernach verbessert, so wird die Frage nach dem intramercurialen Planeten wieder aufzunehmen sein.

Gehen wir deshalb weiter in den Raum hinaus und wenden uns sogleich zum Mercur selbst. Da wir uns hier keineswegs die Aufgabe gestellt haben, eine Astronomie des Planetensystems zu geben, sondern nur einige neuern Gesichtspunkte über die Constitution desselben unsern Lesern zu bieten gedenken, so können wir uns in dem Kapitel über diesen unsteten Wandelstern kurz fassen, weil unsere Kenntnisse davon letzthin wenig erweitert wurden. Die physico-astronomischen Untersuchungen dieses Planeten sind mit zu vielen Schwierigkeiten verbunden, und seine beständige Nähe zur Sonne verhüllt fast alle Details auf seiner scheinbaren Scheibe. Mercur zeigt dem irdischen Beobachter bekanntlich Lichtphasen. Er muß, wie leicht zu begreifen, gerade während seines weitesten scheinbaren Abstandes von der Sonne in seinem ersten oder letzten Viertel sein; je größer seine Phase dann wird, desto mehr nähert er sich der Sonne und ist als volle Scheibe mit unsern Instrumenten niemals wahrzunehmen. Je mehr seine Phase zunimmt, desto kleiner wird aber auch der Durchmesser der Scheibe, weil er sich dann stets von der Erde entfernt, während er, zwischen Erde und Sonne befindlich, uns zwar am nächsten ist, aber seine Nachtseite zuwendet. In dieser Lage wird uns der Planet nur sichtbar, wenn er vor der Sonnenscheibe vorübergeht, ein Phänomen, welches sich ziemlich selten ereignet. Die vier nächsten Mercurdurchgänge finden 1881 am 7. Nov., 1891 am 9. Mai, 1894 am 10. Nov., 1901 am 4. Nov. statt. Der

Digitized by Google

letzte ist am 6. Mai 1878 beobachtet. Bei solchen Gelegenheiten stellt sich die Scheibe ohne alle Details vollkommen schwarz dar. Die leuchtenden Punkte wenigstens, welche einige ältere Beobachter und auch jüngere (so z. B. Browden in Glasgow; vgl. „Monthly Notices", 1879, Januar) auf der dunkeln Scheibe gesehen zu haben glauben, und die man für thätige Vulkane zu halten geneigt war, müssen vorderhand noch als unverbürgt bezeichnet werden. Ebenso der matter leuchtende Ring, welcher Mercur nach manchen Beobachtern bei solchen Gelegenheiten zu umgeben schien und auf eine absorbirende Atmosphäre desselben hindeuten würde.

Daß solche Dunsthülle allerdings den Planeten umgibt, läßt sich von anderer Seite her mit größerer Wahrscheinlichkeit schließen. Von vornherein ist es theoretisch nothwendig, daß ein anziehender Körper, welcher in einem gasförmigen Medium schwebt, eine Atmosphäre um sich bilden müsse, deren Dichtigkeit mit der Masse des Kerns und seiner Wärme in Beziehungen steht. Diese wurde schon von Mädler praktisch daran erkannt, daß die innere Lichtlinie der Phase unscharf begrenzt, verwaschen erscheint, während die äußere Linie der Scheibe sich bei ruhigem Zustande unserer Luft immer viel deutlicher vom Himmelsgrunde abhebt. Diese verwaschene innere Linie geht nämlich über Regionen der Oberfläche des Mercur hin, welche um die Zeit Morgen- und Abenddämmerung haben, eine Erscheinung, deren gleichzeitige Ausdehnung über eine Planetenkugel von der Dichte und Beschaffenheit der Atmosphäre derselben abhängt und welche ohne Luft gar nicht stattfindet. Ganz bedeutend sicherer als jenes Argument sind jedoch die Beweise des Spectroskops. Früher Secchi, in jüngerer Zeit aber ganz besonders Vogel in Bothkamp (jetzt in Potsdam) haben sich mit der Analyse des Planetenlichtes eingehend beschäftigt. Da man von diesem Lichte wußte, daß es reflectirtes Sonnenlicht sein müsse, so konnte man erwarten, daß es auch im Spectroskop des letztern Eigenschaften documentiren würde. Das erstere konnte von dem letztern überhaupt gar nicht verschieden sein, wenn es auf den Planeten nur Licht zurückwerfende Substanzen anträfe. Wenn das Sonnenlicht dagegen, ehe und nachdem es von der festen Oberfläche, wie bei der Erde, reflectirt wird, durch eine Schicht von Gasen gehen muß, so werden diese, wie wir schon in unsern einleitenden Bemerkungen erfahren haben, Farbennuancen des Sonnenlichts absorbiren. Die fehlenden Farben geben uns dann die absorbirenden Stoffe zu erkennen. Vogel sah nun im Spectrum des Mercur dunkle Banden, welche im Sonnenspectrum nur dann auftreten, wenn die Sonne nahe am Horizont ist, ihre Strahlen folglich eine große Schicht atmosphärischer Luft zu durchdringen haben. Da die vom Mercur zu uns kommenden Sonnenstrahlen also dieselben optischen Eigenschaften besitzen wie die, welche durch große Mengen unserer Luft gegangen sind, so ist daraus zu schließen, daß den Mercur eine ziemlich große und von der unserigen chemisch nicht wesentlich verschiedene Atmosphäre umgibt.

Eine merkwürdige Erscheinung, welche bereits im Jahre 1800 Schröter in Lilienthal, der eifrigste derzeitige Erforscher der physischen Constitution der Planeten, wahrgenommen hat, ist werth, an dieser Stelle wieder erwähnt zu werden: die des abgestumpften südlichen Horns der Mercurphasen. Der berühmte Astro-

Digitized by Google

nom sah nämlich in regelmäßigen Intervallen den südlichen Ausläufer der Sichel bedeutend weniger scharf zugespitzt als den nördlichen, während die Phase inzwischen wieder zeitweise ihre symmetrische Gestalt unverstümmelt aufwies. Diese sonderbare Wahrnehmung bedurfte einer Erklärung, welche nur durch die Annahme eines Gebirges in jener Gegend des Planeten und einer Rotation des letztern um sich selbst ermöglicht wird. Dieses Gebirge wirft, wenn für seine Umgebung der Morgen anbricht, einen langen Schatten gegen die noch im Dunkel liegenden Landstrecken her. Derselbe verbirgt uns deshalb die letzten Ausläufer des Horns um diese Zeit, während es wieder vollständig erscheinen wird, sobald die Sonne am Morgenhimmel Mercurs für die hinter jenem Gebirge liegende Landschaft sich über den ragenden Gipfel aufgeschwungen hat. Man sieht, daß man aus der genauern Beobachtung dieser Erscheinung zwei interessante Resultate ziehen kann: eins über die Umdrehungsdauer des Mercur, d. h. die Länge seines Tages, das andere über die Höhe jenes Gebirges. Das erstere folgt aus der zwischen einer und der zweiten Abstumpfung verlaufenden Zeit, das zweite aus der Dauer der Abstumpfung während einer jeden Periode. Schröter fand auf diese Weise, daß der Tag auf Mercur etwa 24 Stunden und $5^1/_2$ Minuten lang sei, für die Höhe jenes Gebirges aber ungefähr 58000 Fuß. Diese Resultate, von denen das erste sich den irdischen Verhältnissen recht gut anschließt, das zweite dagegen abnorm erscheint, dürfen allerdings mit gutem Fug angezweifelt werden. Wir haben, indem wir dieselben erwähnten, nur darauf hinweisen wollen, daß, soweit die Forschungen über Mercur verfolgt werden können, Parallelen zwischen jenem Planeten und der Erde erscheinen, deren einige vielleicht wegen der hier überall herrschenden Unsicherheit der Beobachtung imaginär sein, d. h. nur in unserm ausgrübelnden und Beziehungen suchenden Verstande existiren mögen. Immerhin können die wenigen Anhaltspunkte dazu dienen, uns zu versichern, daß die Welt des Mercur keine von Grund aus von der unserigen verschiedene sein wird: ohne Zweifel wechseln dort Tag und Nacht und die Jahreszeiten miteinander ab, nur daß die Extreme überall dort durch weitere Amplituden getrennt sein müssen. Das Licht des Tages ist im Mittel siebenmal stärker als bei uns, so auch die strahlende Wärme der Sonne, welcher sich der Planet in seiner sehr excentrischen Bahn bis auf 6,2 Mill. Meilen nähern oder von der im Maximum auf 9,3 Mill. Meilen entfernen kann, wodurch allein schon ganz bedeutende Schwankungen in der strahlenden Wirkungskraft der Sonne hervorgerufen werden, die für bestimmte Punkte seiner Oberfläche durch die schiefe Lage seines Aequators zur Bahnebene — nach Schröter beträgt die Schiefe der Ekliptik für Mercur etwa 20 Grad, wäre der unserigen also durchaus vergleichbar — noch bedeutend vergrößert werden. In diesen Beziehungen zur Sonne würde sich der jüngste der Brüder der Erde also nicht unbedeutend von ihm unterscheiden; aber es ist nach dem heutigen Stande unserer Kenntniß von ihm zu gewagt, daran weitere Speculationen über die Verhältnisse seiner Oberfläche zu knüpfen. Wir beeilen uns, der Erde näher und zur schönen Venus zu gelangen.

Man weiß, daß Venus die uns nächste und in Bezug auf ihre Größe verwandteste Schwester der Erde ist. Die letzten Messungen ihres Durchmessers, welche 1876/77

Digitized by Google

von Hartwig am straßburger Heliometer ausgeführt wurden, ergaben sogar eine vollkommene Gleichheit zwischen Erde und Venus in Bezug auf ihre Ausdehnung von Pol zu Pol. Allerdings gehört jenes Resultat zu den größesten im Vergleich zu den Messungsreihen anderer Astronomen, sodaß der wahre Werth wol ein wenig kleiner sein wird; jedoch handelt es sich hier gewiß nicht um eine Differenz, welche mehr als 50 geographische Meilen betrüge. Die Massenanziehung auf ihrer Oberfläche ist höchstens um ein Fünfzehntel geringer als bei uns, die strahlenden Wirkungen der Sonne dagegen sind immer noch um beinahe das Doppelte stärker als auf der Erde.

Auch Venus zeigt, wie Mercur, dem irdischen Beobachter Phasen, welche von ihrer Stellung zur Sonne abhängen. Wenn sie uns voll erscheint, steht sie jenseit der Sonne 1,7 Sonnenentfernungen von uns ab, während sie sich uns als dunkle Scheibe bis auf 0,3 nähert. In ihrer schmalsten Sichelgestalt besitzt sie also die größte Winkelausdehnung, ganz wie bei Mercur, und stellt somit dem Beobachter ähnliche Schwierigkeiten wie jener entgegen. Allerdings sind dieselben wegen der größern Nähe der Venus zu uns und der größern scheinbaren Entfernung von der Sonne, welche sie periodisch einnimmt, bei weitem geringer. Dennoch sind nur wenige Astronomen glücklich genug gewesen, einige Details auf ihrer Oberfläche mit Bestimmtheit nachzuweisen. Daß diese nicht eben ist, sondern ganz gewaltige Gebirgsketten aufweisen muß, konnte man allerdings unschwer zeigen. Denn die Linie, welche die Lichtgrenze der Phase bezeichnet, bildet selten eine regelmäßige Curve, sondern ist vielmehr unordentlich aus- und eingebogen, zeigt Höcker und Einbuchtungen, während gleichzeitig die beiden Hörner der Sichel nicht gleich spitz erscheinen. Dieselben Unregelmäßigkeiten zeigen sich auf der Lichtgrenze der Mondsichel, in Bezug auf welche man den Grund deutlich in den Unebenheiten seiner Oberfläche erkennt, wo hier eine ragende Bergspitze schon in den ersten Strahlen der Morgensonne erglänzt, während rundherum die Tiefebene noch in Nacht liegt, dort aber lange Gebirgszüge Schatten hinter sich werfen, welche Einbuchtungen in der Lichtgrenze erzeugen. Selbst isolirte Lichtpunkte hat Schröter wahrgenommen, jenen vollkommen analog, welche sich oft jenseit der Lichtgrenze des Mondes zeigen. Die Messung derselben führte den eifrigen Planetenforscher auf die fabelhafte Höhe jener Berge von 114000 Fuß, d. h. beinahe 5 geographische Meilen, ein Resultat, das erklärlicherweise auf große Genauigkeit keinen Anspruch macht. Uns genügt, daß es die Existenz sehr hoher Gebirge auf unserer Nachbarwelt außer Zweifel setzt.

Sehr eigenthümlich ist es, daß man in neuerer Zeit keine ausführlichern Beobachtungen in Bezug auf die Oberflächenbeschaffenheit der Venus veröffentlicht findet; es scheint also, daß man trotz der Vervollkommnung unserer optischen Hülfsmittel keineswegs jene Details mit Sicherheit wieder auffinden konnte, welche schon Beobachter des vorigen Jahrhunderts bestimmt gesehen haben. Bianchini entwarf eine Karte der Venus, wie er sie 1726 und 1727 wahrnahm. Wir sehen darauf deutlich sieben, in drei Gruppen getheilte große Flecken, welche sich in einem größesten Kreise um den Planeten herumziehen, und zwei kleinere, an den Polen jenes Kreises. Diese Wahrnehmung ist seinerzeit stark kritisirt worden,

Digitized by Google

namentlich da Bianchini aus der Bewegung dieser Flecken eine sehr unwahrscheinliche Umdrehungszeit des Planeten um seine Achse herausgerechnet hatte; seit aber de Vico, ebenfalls in Rom, während der Jahre 1840 bis 1842 genau dieselben Flecke wiedergesehen hat, sind alle Zweifel hierüber vernichtet. Später allerdings scheinen sie nicht wieder deutlich bemerkbar geworden zu sein.

Wenn wir, auf diese Wahrnehmungen gestützt, eine Parallele zwischen Venus und Erde ziehen dürfen, so müßten wir jene dunkeln Flecke als die Meere der erstern bezeichnen, welche sich wie bei uns hauptsächlich um den Aequator ansammeln, während das mehr Licht reflectirende feste Land sich streifenartig beiderseits zwischen Wende- und Polarkreis hinzieht. Land und Wasser wäre, etwas abweichend von den Verhältnissen auf der Erdoberfläche, ungefähr gleichmäßig vertheilt.

Die Bewegung dieser Flecke auf dem sichtbaren Theile der Venusscheibe erlaubt eine Bestimmung der Revolutionszeit des Planeten. De Vico fand dafür 23 Stunden 21 Minuten und 24 Secunden; der Tag auf der Venus ist folglich 34 Minuten und 40 Secunden kürzer als der unserige, da die Revolutionszeit der Erde in Bezug auf einen Fixpunkt am Himmel nur 23 Stunden 56 Minuten und 4 Secunden beträgt, nicht 24 Stunden, wie man schlechtweg zu sagen pflegt: 24 Stunden gebraucht die Sonne, um wieder in dieselbe Beziehung zu einem gegebenen Punkte der Erde zu gelangen, die Erde aber bewegt sich unterdessen in ihrer Bahn fort und verlegt dadurch jenen irdischen Fixpunkt zu jenem am Himmel.

Die Ursache, daß diese Flecke auf der Venus nur so selten sichtbar sind, ist wahrscheinlich in den Eigenschaften der Dunsthülle zu suchen, die den Planeten umgibt. Dieselbe läßt vermuthlich den forschenden Blick nur in ganz außergewöhnlichen Fällen bis auf die Oberfläche vordringen, während ihre dichten Wolkenmassen für gewöhnlich nur die auffallenden Sonnenstrahlen zu uns zurückwerfen, ohne dunkles Licht weder zur Oberfläche noch von dieser her durchzulassen.

In der That ist das Vorhandensein einer ziemlich großen Atmosphäre durch Beobachtungen sehr verschiedenartiger Natur zur Evidenz gelangt. Schon Schröter erkannte einen Beweis hierfür in dem Umstande, daß man unter günstigen Verhältnissen Lichtstreifen wahrnimmt, welche sich über den äußersten Hörnerspitzen der Sichel fortsetzen, sodaß man den Rand des Planeten nicht nur, wie es, rein mathematisch betrachtet, nothwendig wäre, 180 Grad, sondern bis auf 210 Grad im Umkreise verfolgen kann. Dieses indirecte Licht muß von den Dunstschichten herrühren, welche nur vermöge der Strahlenbrechung in der Atmosphäre jenes Planeten beleuchtet werden. Jene Verlängerung der Sichel würde die Strecken bezeichnen, welche Morgen- oder Abenddämmerung haben.

Bei weitem deutlicher aber hat sich die Venusatmosphäre während des letzten Vorübergangs des Planeten vor der Sonnenscheibe am 8./9. Dec. 1874 den Beobachtern vor Augen gestellt. Jedermann weiß, daß damals eine große Anzahl Astronomen, über die ganze Erde vertheilt, dieses seltene Ereigniß eines Venusdurchganges, deren bekanntlich in einem Jahrhundert nur zwei geschehen, beobachteten. Von der Wichtigkeit, dem Zweck und den damals bekannten Erfolgen jener kostspieligen Beobachtungsexpeditionen hat der Verfasser dieser Zeilen in dieser Zeitschrift (1877, 2., 176 fg.) schon berichtet, und er kommt deshalb um so

Digitized by Google

weniger darauf zurück, da an dieser Stelle die Planeten nur in ihren speciell physischen Beziehungen betrachtet werden sollen.

Wenn während eines solchen Ereignisses Venus vor der Sonnenscheibe als schwarzer Punkt gesehen wird, so befindet sie sich in einer Lage, die von allen der Erde die möglichst nächste ist. Wir können dann allerdings auf der uns zugewandten Nachtseite keine Details entdecken, aber dafür ist die nächste Umgebung des Venusrandes um so glänzender beleuchtet, auf diese Weise eine besonders günstige Gelegenheit zur Erforschung der Venusatmosphäre darbietend. Nun haben in der That mehrere Beobachter Erscheinungen verzeichnet, die über das Vorhandensein einer lichtbrechenden Hülle um den Planeten keinen Zweifel lassen. Heraud von Saïgon und Mouchez auf der Sanct-Pauls-Insel sahen die Venus von einer Lichtaureole umgeben, noch ehe sie in die Sonnenscheibe eingetreten war. Dieser „Heiligenschein" machte die ganze Scheibe auf dem Himmelsgrunde unerwarteterweise und in unmittelbarer Nähe der Sonne sichtbar. Beide Beobachter beschreiben ihn vollständig übereinstimmend und melden, daß er auf der der Sonne zugewendeten Seite merklich glänzender gewesen sei als auf der abgewendeten. Zwei andere auf verschiedenen Stationen in Peking aufgestellte Beobachter, Fleurias und Watson, sahen einige Zeit vor dem Contact der Scheiben von Venus und Sonne zitternde Schatten zwischen den Rändern, welche wiederum beide Beobachter ganz ähnlich beschreiben. Watson berechnete aus seinen betreffenden Beobachtungen die Höhe der Atmosphäre und fand sie zu 88 Kilometer (also etwa 12 geographische Meilen). Das wäre abermals ein Resultat, welches Venus der Erde sehr verwandt erscheinen läßt, da bekanntlich die Höhe der optisch wirksamen irdischen Atmosphäre, denn diese nur kann hier in Betracht kommen, hiervon wenig differirend gefunden wurde.

Tachini untersuchte die verschiedenen Phasen des seltenen Ereignisses mit dem Spectroskop und meldet, daß er unmittelbar nach dem Auftreten des schwarzen Bandes, einer eigenthümlichen während des Contacts auftretenden hier nicht näher zu besprechenden Erscheinung, dunkle Streifen im Spectrum der Venus gesehen habe, welche auf eine der Erdatmosphäre ähnliche Dunsthülle des Nachbarplaneten schließen lassen.

Vogel hat das Spectrum der Venus wie das aller Planeten einer gründlichen Untersuchung unterworfen und resumirt die Ergebnisse derselben in der schon bei Gelegenheit des Mercur herangezogenen Schrift mit folgenden Worten: „Das Licht, welches uns Venus zusendet, ist im wesentlichen dem Sonnenlichte gleich; nur wenige Streifen, die mit denen im Absorptionsspectrum unserer Atmosphäre zu identificiren sind, treten im Spectrum der Venus auf. Daß Venus von einer Atmosphäre umgeben sei, in der eine sehr dichte Schicht von Condensationsproducten schwebt, ist durch astronomische Beobachtungen fast zur Gewißheit geworden, und wir müssen daher annehmen, da die genannten Streifen im Spectrum nur überaus schwach sind, daß die von der Sonne ausgehenden Lichtstrahlen nur wenig in die atmosphärische Hülle der Venus einzudringen vermögen; sie werden zum größten Theile an der Wolkenschicht derselben reflectirt und so durch den Einfluß des absorbirenden Gasgemisches nur wenig verändert werden können. Nach den Beobachtungen Janßen's werden die tellurischen Linien hauptsächlich durch den Gehalt

Digitized by Google

unserer Atmosphäre an Wasserdampf hervorgebracht; wir würden darauf hin aus den obigen Beobachtungen auch das Vorhandensein von Wasser, dieses für das organische Leben so wichtigen Stoffes, in der Atmosphäre der Venus als sehr wahrscheinlich anzusehen haben."

Dieses Resultat bietet uns den Stützpunkt für die weiter oben ausgesprochene Meinung, daß das seltene Auftauchen der von Bianchini zuerst gesehenen Flecke auf der Venusoberfläche seinen Grund in einem großen Wolkenreichthum der darüberlagernden Atmosphäre habe. Diese Wolken senden uns das schöne Licht zu, mit welchem wir den geliebten Abend- und Morgenstern die Dämmerung durchbrechen sehen und das zu zeiten stark genug werden kann, um das Licht des Tages zu überwinden. Man hat Venus zu wiederholten malen am Mittag deutlich neben der Sonne wahrnehmen können.

Die Venusatmosphäre ist ohne Zweifel die Vermittlerin einer immer noch räthselhaften Erscheinung, welche zwar selten, aber mit aller Sicherheit wahrgenommen wurde: der des secundären Lichtes auf der uns zugewendeten Nachtseite des Planeten. Eine Anzahl bewährter Beobachter, von Kirsch 1729 bis Engelmann 1865, haben nämlich zur Zeit, da von der Venusscheibe nur eine ganz schmale Sichel im Sonnenlichte erglänzte, trotzdem die ganze Scheibe in einem fahlen grauen oder schwach röthlichen Lichte schimmern sehen, dem Anschein nach demjenigen sehr ähnlich, welches uns um die Zeit des Neumondes herum unser Trabant zusendet und welches der Reflex des auf der Nachtseite des Mondes verbreiteten Erdscheines ist. Jenes secundäre Licht der Venus tritt an ihrem Rande deutlicher hervor und ist zuweilen so intensiv gewesen, daß es selbst mittags die ganze Scheibe des Planeten erkennen ließ. So am 20. Oct. 1759, wie Andreas Mayer von Greifswald mittheilt.

Zur Erklärung dieses eigenartigen Phänomens hat man mancherlei angeführt; vieles mußte als unhaltbar verworfen werden, während mehrere selbständig dastehende Betrachtungen darüber für sich richtig scheinen, ohne daß man einer davon den Vorzug zu geben wagt. Liegt die Lichtquelle in dem Planeten selbst oder hat man es mit einem rückgestrahlten Scheine zu thun, der von einem Körper diesseit der Venus herrührt? Schon diese Grundfrage zu entscheiden ist schwierig. Wenn Venus noch in schwachem Grade selbstleuchtend wäre, so könnte sie zuweilen die wolkenschwere Dunsthülle derart beleuchten, daß diese uns ein schwaches Licht durchließe oder gewissermaßen gleichfalls selbstleuchtend würde. Hiergegen ist nicht ohne Grund eingewendet worden, daß dann die Wolkenschichten, welche sicher nicht die obersten Regionen der Atmosphäre einnehmen werden, uns desto weniger Licht zusenden müßten, je mehr sie, von uns aus gesehen, am Rande der Venusscheibe erscheinen, weil diese Randstrahlen eine bei weitem größere Strecke in der das Licht verschluckenden Atmosphäre zurückzulegen haben als das Licht des Mittelpunktes der Scheibe. Dieselbe Einwendung machte Klein gegen die Annahme einer Phosphorescenz der Venusatmosphäre, indem er es für unwahrscheinlich hält, daß diese Lichtentwickelung in den obersten Luftschichten stattfinde. Meines Erachtens aber ist dieses durchaus nicht so unwahrscheinlich. Die Erdatmosphäre selber entwickelt bekanntlich zuweilen eigenes Licht, das recht intensiv auftreten kann: das Nordlicht; dasselbe

Digitized by Google

breitet sich oft über sehr weite Strecken um die Pole herum aus und könnte dann sehr wohl aus derselben Distanz, welche Venus von uns in den betreffenden Epochen trennte, gesehen werden. So sehr man nun auch über die Natur, Entstehung, Lage u. s. w. des Nordlichtes heute noch im Unklaren sein mag, so sicher ist doch, daß diese Erscheinung, wenn sie sich über große Erdflächen hin erstreckt, in sehr hohen Regionen unserer Atmosphäre vor sich geht, während nur wenige kleinere oder auf die Polargegenden beschränkte Nordlichter in der Höhe der Wolken beobachtet worden sind. Es wäre also aus den Thatsachen der directen Beobachtung durchaus kein Widerspruch gegen diese Erklärung des secundären Lichtes der Venus zu finden. Da durch Wolf gezeigt worden ist, daß die Periode der Frequenz der Nordlichter mit der der Sonnenflecke zusammenfällt, so ist damit angedeutet, daß diese magnetischen Gewitter ihre Entstehung theilweise einer allgemein im System wirkenden außerirdischen Ursache verdanken, welche also auf Venus gleichzeitig wirken müßte. Jenes secundäre Licht ist indeß nicht vorzugsweise in Jahren wahrgenommen worden, in welchen die Erde reich an Nordlichtern war, eine Thatsache, welche ebenso wenig im Stande ist, die aufgeworfene Hypothese zu vernichten, als man andererseits unzweifelhafte Argumente für ihre Wahrheit aufbringen kann.

Sieht man die Quelle jenes mysteriösen Lichtes aber außerhalb der Venus, so stößt man gleichfalls auf Schwierigkeiten. Zunächst hatte man hier an unsere Erde selbst gedacht. Da man Venus an hellen Abenden oft so glänzend gesehen hat, daß ihr Licht deutlich Schatten warf, während doch nur eine schmale Sichel des Planeten beleuchtet war, so lag es nahe, zu vermuthen, daß jener matte Schein, welcher sich über die Nachtseite desselben ausbreitete, von uns selbst herrühre. Zu der Zeit, während Venus uns die Nachtseite zuwendet, strahlt an ihrem mitternächtlichen Himmel die Erde im größesten Glanze als ganz volle Scheibe von über einer Bogenminute Durchmesser. Die Bewohner der Venus, wenn es anders deren gibt, blicken dann bewundernd zu uns empor und nennen den strahlenden Erdstern den schönsten ihres Himmels, mit dem selbst Jupiter, der mächtigste unter ihren Brüdern, bei weitem nicht rivalisiren kann. Ihre ruhig herabfließenden Strahlen durchweben den tiefen Schleier der Nacht mit sanftem Lichte, welches die Contouren der Landschaft und die Gegenstände der nächsten Umgebung deutlich erkennen läßt.

Da wir die Entfernung der Venus von uns für jeden beliebigen Augenblick genau berechnen können, so ist es natürlich ein Leichtes, die Intensität der Beleuchtung zu berechnen, welche das von der Erde zurückgeworfene Sonnenlicht auf der Venus verbreitet, um schließlich die doppelt reflectirte Lichtmenge zu bestimmen, die wir von der Nachtseite der Venus wieder zurückerhalten. Rheinauer hat diese gleich der Intensität eines Sternes 13. Größe gefunden, eine äußerst schwache Quantität, für welche unser Auge nur noch mit Hülfe guter Fernröhre empfindlich ist. Das secundäre Licht der Venus ist aber schon in schwächern Fernröhren und am hellen Tage gesehen, wo nur die allerbesten Fernröhre unter den günstigsten atmosphärischen Verhältnissen noch Sterne 9. bis 10. Größe erkennbar machen.

Digitized by Google

Es geht hieraus hervor, daß das Licht des Erdsternes keineswegs im Stande ist, jenen mysteriösen Schimmer zu erklären.

Noch weniger darf man an Mercur denken, welcher der Venus allerdings noch näher kommen kann als die Erde. Mercur kann ebenso wenig am Nachthimmel der Venus erscheinen, wie er und die letztere an dem unserigen, da seine Bahn von der der Venus umschlossen ist. Die schräg auffallenden Strahlen aber, welche die Venus treffen, wenn Mercur für sie Morgen- oder Abendstern ist, können die Dämmerungszone des Sonnenlichtes nicht bedeutend überholen.

Welche andere Lichtquellen sind uns außer den genannten noch bekannt, die jene Erscheinung erklären könnten? Diese Frage führt uns zu einem andern dunkeln Punkte in der Astronomie der Venus, zu dem problematischen Venusmonde. Klein hat mit vollem Recht darauf aufmerksam gemacht, daß ein solcher, wenn man ihn sich von der Größe des unserigen und in dem gleichen Abstande vom Mutterkörper denkt, vollständig im Stande sei, durch seinen Mondschein auf der Venus jenes secundäre Licht zu verbreiten. Derselbe würde aber von der Erde aus sehr gut wahrnehmbar sein; ist derselbe also aufgefunden worden? Diese, obgleich ganz positive Frage ist schwer zu beantworten. Eine große Anzahl von Astronomen des 17. und 18. Jahrhunderts versichern bestimmt, ihn gesehen zu haben: so 1640 Short, 1645 Fontana, 1672 und 1686 Dominicus Cassini, dann 1761 Montaigne, endlich 1764 Rödkier und Horrebow in Kopenhagen sowie Montbarron zu Auxerre. Diese wiederholten Beobachtungen von 1764 fallen alle in den Monat März, und zwar wäre der Mond am 3., 4., 10., 11., 15., 28. und 29. gesehen. Die gesammelten Angaben über diesen Körper, welcher selbst bei Anwendung mittelstarker Vergrößerung deutlich als Sichel von gleicher Lage wie die der Venus erkannt werden konnte, erlaubten einem der bedeutendsten und scharfsinnigsten Geometer des vorigen Jahrhunderts, Lambert, eine Untersuchung über die Umlaufsbewegung und die sonstigen Elemente der Bahn jenes Satelliten. Diese ergab ihm einen Körper von etwa gleichem Abstande und gleicher Größe, wie sie der Erdmond hat, während er die Lage seiner Bahn zu der der Erdbahn sehr geneigt fand: eine außergewöhnliche Erscheinung im Planetensystem.

Nach alledem schien man also an der Existenz dieses Mondes nicht mehr zweifeln zu dürfen. Seltsamerweise aber ist er, nachdem einmal seine Bahn festgelegt war, niemals wiedergesehen. Die eifrigsten Nachforschungen von Schröter und vielen andern, nun seit mehr als einem Jahrhundert nach der letzten Beobachtung des mysteriösen Objects fortgesetzt, haben keine Spur davon nachweisen können, wenn nicht etwa jenes secundäre Licht der Nachtseite der Venus, welches, wie schon bemerkt, 1865 zuletzt gesehen worden ist, als eine solche Spur gelten kann. Welche Schlüsse müssen wir aus diesem negativen Resultat ziehen? Daß sich jene ältern Astronomen sämmtlich getäuscht hätten, wie Humboldt anzunehmen geneigt war, daß es sich dabei um eine falsche Abspiegelung des Venusbildes in den unvollkommenen Instrumenten der damaligen Zeit gehandelt habe, muß entschieden zurückgewiesen werden. Die Namen der citirten Beobachter erwecken vollkommenes Vertrauen, und es müßte sich hier doch um ein recht sonderbares Spiel des Zufalls handeln, wenn die Fernröhre jener Astronomen damals nur

Digitized by Google

bei der Venus jene gemuthmaßte Widerspiegelung gezeigt hätten, sodaß ihre Besitzer auf diesen Fehler nicht aufmerksam werden konnten. Es ist sicher, daß damals etwas Körperliches in der Nähe der Venus existirt hat; nur läßt sich allerdings nicht sagen, ob dieses Körperliche eine von Venus stets beherrschte Masse, ein Satellit gewesen ist, welcher sich seit 1764 aus uns unbekannten Gründen verbirgt, oder ob das Object in der That verschwunden ist. Beide Annahmen enthalten Unerklärliches. Es ist allerdings nicht ganz als unmöglich zu erachten, daß eine außergewöhnliche Lage des Trabanten denselben nur während kurzer und selten wiederkehrender Perioden von unserm Standpunkte aus sichtbar macht. Andererseits wäre es aber auch denkbar, daß kometenartige Massen oder Sternschnuppenwolken, welche zufällig in der Nähe der Venus vorüberzogen, sowol den Eindruck eines Venussatelliten vorübergehend gemacht, als auch jenes secundäre Licht hervorgebracht hätten. Daß die Nähe einer dichtern Sternschnuppenwolke Licht über die Oberfläche eines Planeten verbreiten kann, ist nicht zu bestreiten. Der von der Nachtseite her in die Atmosphäre eindringende Schwarm von kleinen Körpern ist auf der dem Planeten zugewandten Seite vom Sonnenlicht beschienen und muß dieses nach der Oberfläche des letztern hin zurückwerfen. Bei Gelegenheit des großen Sternschnuppenregens vom November 1866 machte Börgen in Göttingen eine hierauf bezügliche Wahrnehmung. Er sagt: „Es war eine sehr auffallende Erscheinung in der Nacht vom 13. bis 14., die ungemeine Helligkeit der Luft, trotz der Abwesenheit des Mondlichtes. Es war wie um Mitternacht zur Sommerszeit, fast wie zur Zeit der hellsten Dämmerung. Kein Schnee lag, der diese Erscheinung hätte bewirken können.“ Auf das gleiche Phänomen machte Professor Klinkerfues den Verfasser an demselben Orte am 28. Nov. 1872 aufmerksam, in der Nacht, welche jenem denkwürdigen Sternschnuppenregen folgte, der durch die Begegnung der Erde mit dem Biela'schen Kometen hervorgebracht wurde. Da Venus der Sonne näher steht, so würde der Reflex einer gleich dichten Meteorwolke dort viel intensiver und vielleicht im Stande sein, jenes selten aufdämmernde Licht zu erklären. Dem Verfasser wenigstens scheint es richtiger, diese beiden plötzlich aufgetretenen und ebenso plötzlich verschwundenen Erscheinungen, das secundäre Licht und den fraglichen Mond der Venus, ephemeren, außergewöhnlichen Ursachen zuzuschreiben, als einem Körper, der mit dem Planeten zu einem festen System verbunden gedacht wird und deshalb in nicht zu langen Zwischenzeiten regelmäßig wieder in ganz gleiche Beziehungen zu Venus und Erde kommen müßte. Die Zukunft wird hierüber entscheiden.

Das Interessanteste, was sich in den Beobachtungsannalen über die physische Beschaffenheit unsers schönen Nachbarplaneten finden ließ, wäre damit vorgetragen. Das Material ist allerdings dürftig genug, aber es hat uns doch manche verwandten Züge zwischen ihm und unserer Erde aufdecken können. Unsere fernern Betrachtungen werden uns nun an der vom Monde treu begleiteten Erde vorüber zu den entferntern Planeten hinführen, deren Untersuchung praktisch leichter ist, und von denen der uns nächste wenigstens, Mars, die interessantesten Details über seine physische Beschaffenheit mit sehr viel größerer Deutlichkeit offenbart hat als Venus.

Digitized by Google

William Lloyd Garrison,
der Sklavenbefreier.

Eine biographische Skizze

von

Rudolf Doehn.

Seit dem Hinscheiden von Charles Sumner, der eine lange Reihe von Jahren hindurch und unter den schwierigsten Verhältnissen, in Krieg und Frieden, als Bundessenator den Staat Massachusetts mit Ruhm und Ehre im Congreß der Vereinigten Staaten vertrat und sich bei jeder Gelegenheit als den entschiedensten Gegner der Negersklaverei bewies, hat kein Todesfall das politisch-sociale Gefühl des amerikanischen Volkes so tief ergriffen und so ernst gestimmt, als der am 24. Mai 1879 erfolgte Tod des Sklavenemancipators William Lloyd Garrison.

Das Institut der Negersklaverei ist mit dem historischen Entwickelungsgange der Vereinigten Staaten aufs engste verbunden. Schon bei der Gründung der Union trafen die Anhänger und Gegner dieser verhängnißvollen socialen Einrichtung scharf aufeinander, und mehr als einmal drohte die nationale Einigung der 13 Colonien, nachdem sie sich kaum von Großbritannien losgerissen hatten, an der Lösung der Sklavenfrage zu scheitern. In seinem ursprünglichen Entwurf der berühmten Unabhängigkeitserklärung hatte Thomas Jefferson die Sklaverei und den Sklavenhandel als „gegen alle menschlichen und göttlichen Rechte verstoßend" verurtheilt; doch wurde dieser Passus, wie Jefferson selbst in seiner Autobiographie hervorhebt, wesentlich auf das Betreiben von Südcarolina und Georgien gestrichen. Dieselben Staaten waren es auch, welche in der im Jahre 1787 zu Philadelphia zusammengetretenen Convention mit der drohenden Erklärung: „Ohne Sklavenhandel keine Union" („No Slave-Trade, no Union"), es durchzusetzen wußten, daß die Negersklaverei durch die Verfassung der Union als zu Recht bestehend anerkannt wurde, wenn auch die Ausdrücke „Sklave" („Slave") und „Sklaverei" („Slavery") darin nicht vorkommen. Die Sklaverei hat, wie Friedrich Kapp mit Recht bemerkt, im wesentlichen in der Geschichte der Vereinigten Staaten vier verschiedene Stadien durchlaufen. Während des ersten Stadiums (1788—1821) galt im Interesse der Freiheit das Princip der Nichtintervention des Bundescongresses, weil die Freiheit als national, die Sklaverei dagegen als local und temporär anerkannt wurde, da viele der angesehensten Männer selbst in den

Digitized by Google

Südstaaten dies Institut als aus politischen, socialen und sittlichen Gründen für verwerflich hielten. Allein schon im zweiten Stadium (1821—50) intervenirte der Congreß und bestimmte bei Gelegenheit der Aufnahme des Staates Missouri in die Union den 36.° 30′ nördl. Br. als eine willkürliche Grenzlinie zwischen freiem und Sklavengebiet, während er im dritten Stadium (1850—54) die Sklaverei offen als nationale Angelegenheit proclamirte und die Intervention zu ihren Gunsten als Princip aufstellte. Im vierten Stadium endlich, welches von der Kansas-Nebraska-Bill eröffnet wurde, kehrte der Congreß zur Nichtinterventionspolitik zurück, jedoch mit dem großen Unterschiede, daß die Sklaverei als national, die Freiheit aber als local und geduldet galt. Da brach der Secessionskrieg aus und machte mit blutigen Zügen der Negersklaverei ein Ende.

Gegner und Feinde des Instituts der Sklaverei gab es in den Vereinigten Staaten stets und zu allen Zeiten, allein der Ausdruck „Abschaffung der Sklaverei" („Abolition of slavery") hatte lange Zeit nicht die Bedeutung eines wirklichen politischen Programms einer wohlorganisirten mächtigen Partei. Gaben sich doch die Gründer der nordamerikanischen Republik in ihrer Mehrzahl dem festen Glauben hin, daß sie das allmähliche, aber sichere Verschwinden der Sklaverei eingeleitet hätten, indem sie einerseits durch Annahme der Ordinance vom Jahre 1787 das Sklavengebiet der Union in feste Grenzen einzuschließen bemüht waren, andererseits aber den Sklavenhandel mit Afrika durch ein Gesetz mit dem 1. Jan. 1808 geschlossen erklärten. Bekanntlich wurden diese schönen Hoffnungen, abgesehen von andern, die Sklaverei begünstigenden Umständen und Ereignissen, durch die unerwarteten Resultate der Erwerbung von Louisiana und durch die Erfindung der Whitney'schen Baumwollmaschine (Cotton-Gin) bitter getäuscht. Die ältern Anti-Sklavereigesellschaften, welche noch Ende des vorigen Jahrhunderts in Pennsylvanien, Neuyork, Rhode-Island, Maryland, Connecticut, Virginien, Neujersey u. s. w. entstanden und zu deren Leitern Männer wie John Jay, Alexander Hamilton, Samuel Chase, Luther Martin, James A. Bayard (Vater des jetzigen gleichnamigen Bundessenators von Delaware), Benjamin Rush und Benjamin Franklin gehörten, hatten, wenn sie auch Abolitionsvereine genannt wurden, doch weniger ein politisches Agitationsprogramm als vielmehr rein humanitäre Zwecke. Die eigentlichen Abolitionsgesellschaften, welche der Fortexistenz der Sklaverei in bitterm Ernst den Krieg erklärten, traten erst nach dem Missouri-Compromiß vom Jahre 1821 ins Leben, und zwar als naturgemäße politische Reaction gegen das Umsichgreifen der Sklaverei, obschon bei der eigenthümlichen Doppelnatur der Sklavenfrage aus naheliegenden Gründen auch hier die ethische Seite zunächst die Operationsbasis wurde. Um die Gründung dieser wirklichen Abolitionsgesellschaften hat sich nun William Lloyd Garrison ein unsterbliches Verdienst erworben. Nachdem die mächtigen und einflußreichen Politiker von den Sklavenhaltern aus dem Felde geschlagen waren, erhoben sich, wie Professor von Holst sagt, „aus den Kleinen und Schwachen Männer, die den Kampf gegen die Sklaverei mit den Waffen christlicher Moral wieder aufnahmen". Als Missionare, bittend und mahnend, daß man nach dem Bekenntnisse der Lippen thue, traten die ersten wahrhaften Abolitionisten ihre sittlich-politische Laufbahn an. Man machte sie zu

Digitized by Google

Märtyrern, und das Märtyrium verwandelte sie in Agitatoren mit der unbesiegbaren Energie und dem unerschütterlichen Muthe des religiösen Fanatismus. Lange Zeit waren diese Abolitionisten, was man auch sonst gegen sie sagen mag, das politische Gewissen des amerikanischen Volkes; sie waren seine Mahner und Rather in den Stunden der politischen Versuchung und Gefahr, sie hielten ihm kühn und unerschrocken den Spiegel seiner Schande vor, wenn es sich von herrsch- und beutegierigen Handwerkspolitikern zu einem schmuzigen Schacher über Ehre und Grundsätze verleiten lassen wollte. Sie haben vor allem das unleugbare Verdienst, dem Despotismus der südlichen Sklavenhalter und ihrer nördlichen Bundesgenossen seine Maske abgerissen und ihn in seiner ganzen häßlichen Nacktheit, in seiner Unverträglichkeit mit den freien Institutionen der nordamerikanischen Republik gezeigt zu haben. Ehre darum dem Andenken der Abolitionisten und einem ihrer ersten und bedeutendsten Führer — William Lloyd Garrison!

William Lloyd Garrison wurde am 12. Dec. 1805 in dem Städtchen Newburyport im Staate Massachusetts geboren. Schon in früher Jugend verlor er seinen Vater, der ein fähiger Schiffskapitän und nicht ohne Sinn für höhere Bestrebungen war, sich aber schließlich dem Laster des Trunkes ergab. Seine Mutter stammte aus Neubraunschweig, wo deren Aeltern, die der bischöflichen Kirche Englands angehörten, in guten Verhältnissen ein ruhiges Leben führten. Als sie 18 Jahre alt war, führte der Zufall eine Schar umherwandernder Baptisten, die der vielfach verspotteten und verachteten Sekte der sogenannten „Schreier" (Ranters) angehörten, nach Neubraunschweig, und das bis dahin muntere und lebenslustige, sich wenig um religiöse Fragen kümmernde Mädchen fühlte sich durch die begeisterten Gesänge und Predigten der baptistischen Sekte so ergriffen und angezogen, daß es, gegen den ausdrücklichen Willen der Aeltern, der genannten Sekte beitrat. Ein Verwandter nahm das von den Aeltern verstoßene Mädchen bei sich auf; doch fand in spätern Jahren eine Versöhnung zwischen den Aeltern und der Tochter statt, obschon letztere ihr ganzes Leben hindurch eine treue und begeisterte Anhängerin der Baptistensekte blieb. Der frühzeitige Tod des Kapitäns Garrison versetzte dessen Familie in die bitterste Armuth, sodaß die Witwe, um sich und die Ihrigen mit Ehren zu ernähren, gezwungen war, selbst vielfach außerhalb des Hauses zu arbeiten und ihre Kinder schon in frühen Jahren bei fremden Leuten gegen geringen Lohn in Arbeit zu geben. Ein solches Los traf denn auch William Lloyd Garrison, den zweitgeborenen Sohn, der von der Mutter den streng religiösen Sinn und eine unbeugsame Liebe zur Wahrheit und Freiheit geerbt hatte. Kaum neun Jahre alt, kam der junge Garrison bei einem Quäkerschuhmacher in der Stadt Lynn in die Lehre; allein diese Beschäftigung sagte dem geistig aufgeweckten Knaben in keiner Weise zu, und da auch seine Gesundheit durch die sitzende Lebensweise litt, so wurde er noch auf einige Zeit in die Schule geschickt, mußte sich aber durch Holzsägen, Botendienste und sonstige Dienstleistungen in den Freistunden seinen Lebensunterhalt erwerben. Die ersten Eindrücke und die religiösen Lehren, welche er von seiner frommen Mutter empfangen hatte, blieben für alle Zeit seinem auf das Ernste und Hohe gerichteten Geist eingeprägt. Ein fleißiges

Digitized by Google

Lesen der Bibel hatte ihn mit diesem Buche so vertraut gemacht, daß er dasselbe fast auswendig wußte, ein Umstand, der ihm in seinem spätern Leben, wo er mit verschiedenen Geistlichen lebhafte Unterhaltungen und Debatten zu bestehen hatte, sehr zu statten kam.

Nach verschiedenen misglückten Versuchen, einen bestimmten Berufszweig zu ergreifen, fand er in seinem 13. Lebensjahre bei einem gewissen Ephraim W. Allen, dem Herausgeber des „Newburyport Herald", dauernde Beschäftigung als Buchdruckerlehrling. Wie Thurlow Weed, Horace Greeley und viele seiner später berühmt gewordenen Landsleute es gethan, so benutzte auch Garrison seine Stellung als Buchdrucker dazu, werthvolle Bücher, vorzugsweise politischen und religiös-politischen Inhalts, zu studiren; mit ganz besonderm Eifer aber verfolgte er die politischen Tagesfragen und die zur Zeit des Missouri-Compromisses (1821) im Congreß stattfindenden Debatten. Durch eine streng geregelte Lebensweise und unermüdlichen Fleiß brachte er es in verhältnißmäßig kurzer Zeit dahin, daß er die geschichtliche Entwickelung seines Vaterlandes, die Constitution der Vereinigten Staaten und die Kämpfe der verschiedenen politischen Parteien gründlich kennen lernte. So geschah es, daß er wiederholt in größern Blättern der Staaten Massachusetts und Pennsylvanien unter dem Namen „Aristides" politische Artikel veröffentlichte, die von manchen Seiten dem hochgeachteten Timothy Pickering zugeschrieben wurden. Als sein Brotherr Allen im Jahre 1824 durch Geschäfte längere Zeit von Newburyport entfernt gehalten wurde, übertrug er Garrison die Leitung seines Blattes, und dieser rechtfertigte in vollstem Maße das ihm geschenkte Vertrauen.

Als Garrison das 21. Lebensjahr erreicht hatte und somit mündig geworden war, gründete er in seinem Geburtsorte ein eigenes Blatt: „The Newburyport Free Press." Dieses Blatt zeichnete sich durch einen hohen sittlichen Ernst aus, der in allen darin enthaltenen Artikeln vorwaltete; aber wie es solchen Blättern, die dem Tagesgeschmack und der Mode weniger dienen als der Wahrheit, nicht selten passirt, so konnte sich auch die „Free Press" nicht lange halten und mußte nach kurzem rühmlichem Bestehen wieder eingehen. Nicht besser erging es ihm in Boston, wohin er sich im Jahre 1827 begab, mit der Herausgabe des „National Philanthropist", des ersten Blattes, welches in Amerika die Temperenzidee vertrat und die totale Enthaltsamkeit von allen berauschenden Getränken dringend anempfahl. Um diese Zeit lernte er zuerst Benjamin Lundy kennen, der nach Boston kam, um in der dortigen Bevölkerung das Interesse für die Sklavenfrage wach zu rufen. Auf Lundy's Anregung hielt Garrison auch am 4. Juli 1829, dem Gedenktage der Unabhängigkeitserklärung, in Boston einen öffentlichen Vortrag über die Negersklaverei; er war damals noch ein warmer Vertheidiger der Bestrebungen der amerikanischen Colonisationsgesellschaft, indem er die allmähliche Uebersiedelung der Neger nach fremden Gegenden für den richtigen Weg zur Lösung der Sklavenfrage ansah. Als er später die Sklaverei und ihre entsittlichenden Wirkungen mit eigenen Augen sah, da trat ein völliger Umschwung seiner Ansichten in dieser Beziehung ein. Er erkannte nicht nur die Unmöglichkeit, durch Colonisirung der freien Neger in Afrika die Ausdehnung der Sklaverei in den Vereinigten Staaten zu verhindern, geschweige denn sie ganz abzuschaffen, sondern er gewann auch die Ueberzeugung,

Digitized by Google

daß die leitenden Geister der Colonisationsgesellschaft absichtlich im Interesse der südlichen Sklavenhalter die Philanthropen des Nordens auf eine falsche Fährte zu locken suchten. Ein Versuch, den er machte, die Geistlichkeit von Boston und Umgegend für die Sklavenfrage zu interessiren, mislang vollständig. Als er eines Tages den bekannten Prediger Beecher besuchte und dessen Mitwirkung für seine Plane in der Sklavenfrage zu gewinnen bemüht war, antwortete ihm dieser, er (Beecher) habe bereits „zu viel Eisen im Feuer"; darauf erwiderte Garrison in seiner raschen Weise: „Sie lassen besser alle andern Dinge liegen und wenden Ihr Interesse der Sklavenfrage allein zu."

Im Jahre 1828 nahm Garrison eine Einladung nach Bennington im Staate Vermont an, um dort eine Zeitung zu gründen, die den edeln John Quincy (Adams) als Präsidentschaftscandidaten unterstützen sollte. Der Titel dieses Blattes war: „The Journal of the Times." Garrison that alles, was in seinen Kräften stand, um Adams zum Siege über seinen Gegner Andrew Jackson zu verhelfen, aber seine Bemühungen waren umsonst. Jackson wurde gewählt. Außer der Sklavenfrage trat Garrison in seinem Blatte vorzugsweise für die Temperenzbestrebungen und den allgemeinen Weltfrieden in die Schranken. Zu seinen Wechselblättern gehörte auch unter andern Lundy's kleine Zeitung, die den etwas pomphaften Namen „The Genius of Universal Emancipation" trug. Dieses unscheinbare Blatt regte Garrison's instinctiven Haß gegen das Institut der Sklaverei immer lebhafter an, und so geschah es, daß er eine Petition an den Congreß verfaßte, welche auf Abschaffung der Sklaverei in dem District Columbia drang. Diese Petition stand mit den bestehenden Gesetzen in vollständigem Einklang, fand auch lebhafte Zustimmung und viele Unterzeichner, sodaß sie in Washington-City nicht geringes Aufsehen hervorrief.

Es ist nothwendig, daß wir hier mit einigen Worten auf Benjamin Lundy zurückkommen, der als der unmittelbare Vorläufer und in gewissem Sinne als der Vater der Abolitionisten angesehen werden darf. Lundy wurde am 4. Jan. 1789 in Sussex-County im Staate Neujersey geboren; seine Aeltern waren Quäker, deren Vorfahren schon seit einigen Menschenaltern in Amerika gelebt hatten. Als er noch ein kleiner Knabe war, beschädigte er sich durch zu schweres Arbeiten auf der väterlichen Farm, wodurch er für seine ganze Lebenszeit sein Gehör theilweise verlor. Er war von unscheinbarem Aeußern, eher klein als groß, bescheiden in seinem Auftreten und sanften Geistes; die Sache der Sklavenemancipation erhielt durch ihn keine großen Reichthümer, keine hinreißende Beredsamkeit, noch andere glänzende Talente zur Verfügung gestellt, denn er selbst besaß alle diese Vorzüge nicht; aber was er hatte, widmete er derselben, und das war Muth, Ausdauer und selbstlose Hingabe; dadurch wurde er ein furchtbarer, wenn auch vielfach unbeachteter oder gar verachteter Gegner der großen Nationalsünde der Nordamerikanischen Union. In seinem 19. Lebensjahre verließ er die väterliche Farm und ging nach Wheeling in Westvirginien. Hier lernte er in den nächsten vier Jahren das Sattlerhandwerk, wurde aber auch mit den mit der Negersklaverei verbundenen Grausamkeiten und Abscheulichkeiten näher bekannt, da die Sklavenhändler mit ihrer menschlichen Waare auf ihrem Wege von Virginien und Maryland vornehmlich

Digitized by Google

durch Wheeling passirten. Er hatte, bevor er Wheeling zu seinem Aufenthaltsorte wählte, einige Zeit in Mount-Pleasant (in Ohio) zugebracht, wohin er sich nach vollständiger Erlernung seines Handwerks auch wieder begab; er blieb jetzt daselbst zwei Jahre und heirathete während dieser Zeit ein ihm geistesverwandtes Mädchen. Hierauf ließ er sich, nachdem er zuvor seinem Vater einen längern Besuch abgestattet hatte, zu Saint-Clairsville im Staate Ohio, in der Nähe von Wheeling, nieder, betrieb mit Eifer sein Handwerk und ersparte sich in wenigen Jahren die Summe von 3000 Doll. Mit einer liebenden Frau zur Seite und als Vater von zwei Kindern war er so glücklich und zufrieden, wie es ein Mensch seines Standes nur zu sein brauchte. Allein die Eindrücke, die seine Seele während seines Aufenthalts in Wheeling in Bezug auf die Sklaverei empfangen hatte, ließen sich weder verwischen noch beschwichtigen. So organisirte er denn im Jahre 1815, als er 26 Jahre alt war, einen Anti-Sklavereiverein (Union Humane Society), dessen erste Versammlung in seinem Hause stattfand. In wenigen Jahren zählte dieser Verein 4—500 Mitglieder, darunter viele angesehene und einflußreiche Bürger. Am 4. Jan. 1816, seinem 27. Geburtstage, veröffentlichte Lundy einen Aufruf an die Philanthropisten Amerikas, der, so kurz und einfach er auch war, doch als der Keim der ganzen Anti-Sklavereibewegung angesehen werden darf. Bald darauf gründete ein gewisser Charles Osborne zu Mount-Pleasant ein Wochenblatt, „The Philanthropist" genannt, für welches Lundy auf Wunsch des Herausgebers verschiedene Beiträge, die jedoch meistens andern Schriften entnommen waren, lieferte. Einige Monate später associirte sich Lundy auf Andringen Osborne's mit diesem in der Herausgabe des „Philanthropist" und siedelte nach Mount-Pleasant über. Inzwischen machte er mit einem Boote den Ohiofluß hinab eine Reise nach Saint-Louis in Missouri, um daselbst seinen Vorrath von Sattlerwaaren zu verkaufen. Er kam dort im Spätjahre 1819 an, zu einer Zeit, wo die ganze Union in großer Aufregung wegen der Aufnahme von Missouri als Staat, und zwar als Sklavenstaat, war. Lundy fühlte sich gedrungen, Partei gegen die Sklaverei zu ergreifen und in diesem Sinne einige Artikel in den Blättern von Saint-Louis zu veröffentlichen. Die Folge davon war, daß seine ganze Speculation misglückte. Er kehrte mitten im Winter zu Fuße nach seiner Heimat zurück, nachdem er nahezu zwei Jahre abwesend gewesen und fast sein ganzes Vermögen verloren hatte. Unterdessen hatte Osborne das wenig lohnende Zeitungsgeschäft aufgegeben, seine Druckerei verkauft und den „Philanthropist" nach Jonesborough im Staate Tennessee verlegt, wo er unter dem Namen „The Emancipator" herauskam. Lundy ließ sich jedoch hierdurch nicht abschrecken, sondern gab in Mount-Pleasant im Jahre 1821 eine Monatsschrift unter dem Titel „The Genius of Universal Emancipation" heraus. Er fing dieses Unternehmen mit nur sechs Abonnenten an, hatte keine Presse und verstand nichts vom Drucken, das er in dem einige Meilen entfernten Steubenville vornehmen ließ; er ging oft zu Fuß dorthin und brachte die Auflage auf seinen Schultern zurück. Binnen vier Monaten hatte er indessen schon eine recht respectable Anzahl von Abonnenten gewonnen, und da um diese Zeit Elihu Embree, der in Tennessee den „Emancipator" herausgegeben hatte, starb, drangen die Freunde der Emancipation in Lundy, dorthin

Digitized by Google

zu gehen, die beiden Zeitungen in eine zu verschmelzen und diese auf der Presse des „Emancipator“ zu drucken. Er gab diesem Ansinnen nach, erlernte in Jonesborough die Buchdruckerei und gab bald neben dem „Genius“ eine wöchentliche Zeitung und Monatshefte über Agricultur heraus. Seine Familie folgte ihm nach Jonesborough, und das östliche Tennessee war fortan drei Jahre lang seine Heimat, während welcher Zeit der „Genius of Universal Emancipation“ die einzige ausschließlich der Bekämpfung der Sklaverei gewidmete Zeitung in den Vereinigten Staaten war und täglich an Unterstützung und Einfluß zunahm. Beim Ausbruch des Secessionskrieges zeigte sich noch, daß in Osttennessee das Unionsgefühl sehr rege war. An Schmähungen und Drohungen fehlte es Lundy nicht; doch wurde er nie gerichtlich verfolgt oder von Pöbelhaufen angefallen.

Im Winter des Jahres 1823/24 trat zu Philadelphia die erste amerikanische Convention, deren Zweck die Abschaffung der Sklaverei war, zusammen; auch Lundy fand sich dazu ein. Bei dieser Gelegenheit entschloß er sich, sein Geschäft nach Baltimore zu verlegen, und trat im Jahre 1824 mit dem Ranzen auf dem Rücken die Reise dahin an. Auf dieser Reise hielt er in Nordcarolina und Virginien an verschiedenen Orten Versammlungen, in denen er seine Ansichten über die Sklaverei entwickelte, und es gelang ihm, eine ganze Anzahl von Abolitionsvereinen zu gründen. Es ist wahrscheinlich, daß seine Quäkerbrüder ihm Empfehlungen von einem Orte zum andern mitgaben, und daß er seine Versammlungen und Reden an Orten hielt, wo kein heftiger Widerstand zu befürchten war. Im Herbste des Jahres 1825 besuchte Lundy Haïti, um daselbst Vorkehrungen für die Aufnahme von einer Anzahl von Negersklaven zu treffen, deren Herren willens waren, sie zu emancipiren, wenn sie aus der Union entfernt würden; denn nur unter dieser Bedingung konnte nach den damaligen Gesetzen der betreffenden Sklavenstaaten eine Emancipation stattfinden. Während seiner Abwesenheit, die sich länger, als er es vorausgesehen, verzögerte, starb seine Frau nach der Entbindung von Zwillingen. Als Lundy von Haïti nach Baltimore zurückkehrte, fand er seine Wohnung einsam und verlassen. Seine Frau war bereits begraben und seine fünf Kinder hatten mitleidige Freunde zu sich genommen. In dieser Stunde tiefsten Schmerzes erneuerte er sein Gelübde, alle seine Kräfte der Sache der Sklaven zu widmen und bis zu seinem Lebensende seine Landsleute auf die Greuel und die Gefahren der Negersklaverei aufmerksam zu machen. So reiste er denn im Jahre 1828 nach den Oststaaten der Union, hielt Vorlesungen und sammelte Abonnenten für seinen „Genius“. In Neuyork besuchte er bei dieser Gelegenheit Arthur Tappan, William Goodell und andere Gegner der Sklaverei; in Boston aber fand er außer William Lloyd Garrison, wie bereits angedeutet, nur wenige Emancipationsfreunde. Nach Baltimore heimgekehrt, wurde er von einem Sklavenhalter, dessen Grausamkeit er in seinem Blatte stark gegeiselt hatte, schwer gemishandelt, erhielt aber von dem Richter, bei dem er seinen Angreifer verklagte, die trockene Antwort, er habe die erhaltenen Schläge wohl verdient.

Tief daniedergebeugt, aber nicht muthlos, hörte und las Lundy von dem kühnen Auftreten Garrison's in Bennington. Ein unwiderstehlicher Drang zog ihn zu dem jüngern Gesinnungs- und Kampfgenossen hin, und so machte er sich

Digitized by Google

im Spätherbste des Jahres 1829 auf den Weg nach Vermont, auf dessen „grünen Bergen" schon früher der Geist der Freiheit mächtig seine Schwingen entfaltet hatte. Den Stab in der Hand, durch Regen und Schnee, machte der überzeugungstreue Quäker zu Fuß die weite Reise von Baltimore nach Bennington. Aber diese Reise blieb nicht resultatlos. Nach längern Berathungen gab Garrison dem Andringen Lundy's nach, mit diesem vereint in Baltimore den „Genius of Universal Emancipation" herauszugeben, und zwar nicht mehr als Monatsschrift, sondern als Wochenblatt. Lundy sollte sich vorzugsweise mit Sammlung von Abonnenten und Haltung öffentlicher Vorträge gegen die Sklaverei beschäftigen, während Garrison die Hauptleitung des Blattes übernahm. Die Vereinigung dieser beiden Männer erinnert unwillkürlich an das Zusammenwirken von Luther und Melanchthon. Der kräftige, derbe, in Wort und Schrift rücksichtslose Garrison fand in dem milden, zartgestimmten, bei aller Gesinnungstreue und Begeisterung für die Befreiung der Sklaven doch noch immer gemäßigten Lundy eine treffliche Ergänzung, und mit vollstem Rechte bezeichnet Dr. von Holst die Uebersiedelung Garrison's von Neuengland nach Baltimore als „ein folgenschweres Ereigniß".

Noch bevor das Jahr 1829 zu Ende ging, hatte Garrison seine Thätigkeit in Baltimore begonnen. Es stellte sich bald der große Unterschied zwischen ihm und Lundy heraus. Je länger Garrison über das Unrecht der Skaverei nachdachte, desto mehr kam er zu der Ueberzeugung, daß unverzügliche und unbedingte Emancipation das Recht des Sklaven und die Pflicht des Herrn sei; er wollte daher auch nichts vom Temporisiren, von halben Maßregeln und Compromissen mit den Sklavenhaltern wissen. Consequent von seinem radicalen Standpunkte aus, verdammte er alle Colonisationsplane, während Lundy nach wie vor für allmähliche Emancipation in die Schranken trat und die Gründung von Negercolonien in Wort und That begünstigte. Die beiden Freunde einigten sich schließlich dahin, daß sie die von ihnen im „Genius" veröffentlichten Artikel mit ihren Anfangsbuchstaben unterzeichneten, Garrison die, welche für unmittelbare Emancipation und gegen Negercolonien waren, Lundy die, welche allmähliche Emancipation und das Colonisiren der Neger empfahlen. Dieser widerspruchsvolle und unnatürliche Zustand sollte jedoch bald ein Ende finden. Fast täglich brachten Schiffe Sklaven aus Maryland und Virginien von Baltimore aus nach Mobile, Savannah, Neuorleans und andern südlichen Häfen. Die Sklavenhalter und die Sklavenhändler waren bereits durch die heftigen Angriffe, die Garrison's Artikel enthielten, in nicht geringen Zorn gerathen: da führte der Zufall ein Schiff aus Garrison's Geburtsort Newburyport nach Baltimore. Der Kapitän dieses Schiffes, ein gewisser Francis Todd, nahm eine Ladung von Sklaven an Bord, um damit nach Neuorleans zu fahren. Dies erregte Garrison's Unwillen im höchsten Grade. Ein Schiff aus dem freien Norden, wo keine Sklaverei bestand, gab sich dazu her, mit Menschenfleisch Handel zu treiben! Er denuncirte das Beginnen Todd's mit leidenschaftlicher Heftigkeit, stellte dessen Handlungsweise auf dieselbe Stufe wie den afrikanischen Sklavenhandel und fand keinen principiellen Unterschied zwischen diesem und dem Küstensklavenhandel in Amerika. „Das Gesetz verbietet es", so schloß er, „Sklaven aus Afrika über den Ocean zu bringen und sie in den

Digitized by Google

Vereinigten Staaten zu verkaufen, es bestraft dies als Seeräuberei (piracy); vor Gott und nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit ist der Sklavenhandel zwischen Baltimore und Neuorleans gleichbedeutend mit einheimischer Seeräuberei (domestic piracy)." Der Kapitän Francis Todd brachte die Sache vor Gericht, und Garrison wurde, wie dies von einer Jury und einem Gerichtshofe in einem Sklavenstaate nicht anders zu erwarten war, wegen „ehrverletzender Beleidigung und verbrecherischer Aufreizung der Sklaven zur Insurrection" zu Gefängniß und zu einer Geldbuße verurtheilt. Er nahm ruhig das Urtheil hin, wohl wissend, daß seine Gefangenschaft nur dazu dienen würde, die Volksstimmung in Amerika gegen die Sklaverei aufzuregen und so die Sache der Emancipation zu fördern. Daß sein Muth durch die ihm zutheil gewordene Freiheitsstrafe nicht gebrochen, vielmehr gehoben wurde, beweisen folgende zwei charakteristische Sonette, die er mit einem Bleistift an die Mauern seiner Gefängnißzelle schrieb. Das eine dieser Sonette: „Der schuldlose Gefangene" („The Guiltless Prisoner"), lautet also:

Prisoner! within these gloomy walls close pent
  Guiltless of horrid crime or venal wrong —
Bear nobly up against thy punishment
  And in thy innocence be great and strong!
Perchance thy fault was love to all mankind;
  Thou didst oppose some vile, oppressive law,
Or strive all human fetters to unbind,
  Or wouldst not bear the implements of war —
What then? Dost thou so soon repent the deed?
  A martyr's crown is richer then a king's!
Think it an honor with thy Lord to bleed,
  And glory midst intensest sufferings!
Though beat, imprisoned, put to open shame,
  Time shall embalm and magnify thy name!

Man sieht, Garrison fühlte sich bereits als Märtyrer einer gerechten Sache und blickte mit muthigem Vertrauen auf den endlichen Sieg der von ihm vertretenen Grundsätze in die Zukunft. Das andere, „Freiheit des Geistes" („Freedom of the Mind") überschriebene, Sonett feiert die unbezwingbare Macht des Geistes gegenüber der brutalen Gewalt; es lautet:

High walls and huge the Body may confine,
  And iron gates obstruct the prisoner's gaze,
And massive bolts may baffle his design,
  And vigilant keepers watch his devious ways;
Yet scorns the immortal Mind this base control!
  No chains can bind it and no cell inclose,
Swifter than light it goes from pole to pole,
  And, in a flash, from earth to heaven it goes!
It leaps from mount to mount — from vale to vale,
  It wanders, plucking honeyed fruits and flowers,
It visits home to hear the fireside tale,
  Or, in sweet converse pass the joyous hours.
'Tis up before the sun, roaming afar,
  And in its watches wearies every star!

Digitized by Google

Die Gefängnißhaft Garrison's wurde in den Vereinigten Staaten vielfach besprochen. Von den südlichen Sklavenhaltern wurde sie selbstverständlich mit lebhafter Freude begrüßt; auch im Norden der Union fand man sie ganz in der Ordnung, und nur sehr vereinzelt und schwach erhoben sich Stimmen, die eine gewisse Sympathie mit dem kühnen Emancipationsmann verriethen. Zu den letztern gehörte Joseph T. Buckingham, Herausgeber des „Boston Courier"; dieser fähige und unabhängig denkende Journalist billigte zwar nicht die Politik und die heftige Kampfweise Garrison's, aber er konnte nicht umhin, dessen opferbereiten Muth, für eine gute Sache zu leiden, anzuerkennen; ja, er brachte sogar die beiden obengenannten Sonette in seinem Blatte zum Abdruck. Einen Schritt weiter als Buckingham ging der Quäkerdichter John Greenleaf Whittier, welcher in Hartford „The New-England Review" herausgab. Whittier war schon seit längerer Zeit mit Garrison bekannt und hatte in dessen „Free Press" verschiedene freisinnige Gedichte veröffentlicht; er wandte sich an den hochgeachteten Führer der Whigpartei Henry Clay mit der Bitte, die Geldbuße für Garrison, der gar keine Geldmittel besaß, zu bezahlen und so dessen Gefängnißhaft abzukürzen. Obschon Clay selbst Sklavenhalter war und das von Garrison so scharf bekämpfte Colonisationsproject der Negersklaven begünstigte, so war er doch nicht abgeneigt, dem politischen Feinde in der Noth beizustehen. Allein ein neuyorker Philanthrop, Arthur Tappan, kam dem großen „Compromißmann" von Kentucky zuvor und zahlte die Geldbuße für Garrison, der nun nach siebenwöchentlicher Haft seine Freiheit wiedererlangte.

Die Geschäftsverbindung zwischen Lundy und Garrison wurde durch des letztern Gefangenschaft gelockert und bald ganz gelöst. Der „Genius" erschien unter Lundy's alleiniger Leitung fortan wieder als eine Monatsschrift, während Garrison den Plan faßte, eine eigene Zeitung zu gründen, in der er mit aller Kraft für sofortige Emancipation der Sklaven eintreten konnte. Dies hinderte aber nicht, daß die bisherige Freundschaft zwischen den beiden edeln Männern bis zu Lundy's Tode, der im Jahre 1839 erfolgte, in ungeschwächtem Maße fortbestand. Beweis hierfür sind folgende Verse, die Garrison um diese Zeit Benjamin Lundy widmete:

To Benjamin Lundy.

Self-taught, unaided, poor, reviled, contemned,
  Beset with enemies, by friends betrayed;
As madman and fanatic oft condemned,
  Yet in thy noble cause still undismayed!
Leonidas could not thy courage boast;
  Less numerous were his foes, his band more strong;
Alone, unto a more than Persian host,
  Thou hast undauntedly given battle long.
Nor shalt thou singly wage the unequal strife;
  Unto thy aid, with spear and shield, I rush,
And freely do I offer up my life,
  And bid my heart's-blood find a wound to gush!
New volunteers are trooping to the field;
  To die we are prepared, but not an inch to yield!

Was Garrison in diesen Versen verspricht, das hat er redlich gehalten. Er faßte zunächst den Beschluß, in Washington-City, der Hauptstadt der Republik, die

Digitized by Google

Fahne der unmittelbaren Emancipation der Sklaven zu entfalten. Zu dem Ende entwarf und veröffentlichte er im August 1830 einen Prospect, in welchem er die Gründung eines wöchentlich erscheinenden Anti-Sklavereiblattes in Washington ankündigte. Nachdem dies geschehen, verließ er Baltimore und durchreiste verschiedene nördliche Staaten, um Freunde und Bundesgenossen für sein Unternehmen zu werben. Zunächst ging er nach Philadelphia, wo er zwar bei den Quäkern und freien Farbigen eine günstige Aufnahme fand, im übrigen aber wenig Erfolg hatte. Nicht besser erging es ihm in Neuyork, wo er seinen Wohlthäter Arthur Tappan persönlich kennen lernte. Von Neuyork begab er sich nach Neuengland und verweilte in mehrern Städten, z. B. Newhaven, Hartford, Providence und Boston. Aber auch hier fand die Sache der unmittelbaren Emancipation wenig Anklang. Unter solchen Umständen gab er den Plan auf, in Washington-City eine Anti-Sklavereizeitung zu gründen. Er erkannte richtig, daß er die im Süden bestehende Sklaverei unmöglich erfolgreich bekämpfen konnte, solange der Norden und Osten der Union seinem Unternehmen feindlich gesinnt waren. Nur wenn die freien Staaten der Sache der Emancipation gewonnen waren, konnte letztere im Süden praktisch auf Erfolg rechnen. Aus diesen Gründen beschloß er denn, das beabsichtigte Freiheitsblatt in Boston erscheinen zu lassen, obschon die allgemeine Stimmung daselbst wenig ermuthigend für ein solches Vorangehen war.

Am 1. Jan. 1831 sandte Garrison die erste Nummer seiner neuen Zeitung, die den Namen „The Liberator" trug, in die Welt. Er war nicht nur Verleger und alleiniger Schreiber des Blattes, sondern mußte auch selbst den Druck und das Austragen besorgen. Ein Neger war lange Zeit sein einziger Gehülfe. Ein kleines, dunkles, ärmlich möblirtes Zimmer im dritten Stockwerk der sogenannten Kaufmannshalle (Merchants Hall) war Garrison's Wohnung, Geschäfts- und Druckereilocal. Von dort aus begann er in der rücksichtslosesten Weise den Krieg mit dem Dämon der Negersklaverei, der mit des letztern Niederlage enden sollte. Nur wenige Freunde und Gesinnungsgenossen besuchten ihn in seiner mehr als bescheidenen Behausung; die große Mehrzahl der Bewohner Bostons wußte lange nichts von seiner Existenz, geschweige von seiner Thätigkeit, und wer zufällig von ihm etwas gehört oder gesehen hatte, der achtete sein ganzes Thun und Treiben gering. Anders dachte und urtheilte man im Süden, wo der „Liberator" vielfach gelesen wurde. Schon der Instinct des Selbsterhaltungstriebes ließ die südlichen Sklavenhalter vom ersten Erscheinen des „Liberator" an erkennen, daß eine ernste Gefahr sie bedrohe und daß diese keineswegs geringer sei, weil der Angriff von „namenlosen Individuen" ausgehe. Es gibt in der That Dinge, von denen es mit Recht heißt: wenn die Menschen schweigen, so werden die Steine schreien. Benjamin Lundy und William Lloyd Garrison, die Namenlosen, mit dürftiger Schulbildung als Knaben in das praktische Leben hineingeworfen, ohne einflußreiche Freunde und ohne Geld, sie hätten sich schwerlich dem Strome der öffentlichen Meinung des Nordens und dem wüthenden Sturme des Südens entgegengeworfen, wenn das Institut der Sklaverei in den Vereinigten Staaten nicht ein solches Ding geworden war oder es in der nächsten Zukunft werden mußte.

Digitized by Google

Dr. von Holst bemerkt in seiner „Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten" (I, 90) mit Recht, daß die Zeit den Bestrebungen der Abolitionisten günstig war. Ungefähr seit dem Jahre 1825 waren die verschiedenen protestantischen Sekten in Amerika von einem unruhigen Geiste ergriffen worden. Sogenannte Massenerweckungen (revivals) waren an der Tagesordnung. Für die innere und äußere Mission wurde mit einem Eifer und in einem Maßstabe gewirkt, als wenn die Welt in Einem mächtigen Anlaufe dem Himmel erobert werden sollte. Von den Kanzeln herab ward verkündet, wie das Reich des Herrn in großer Herrlichkeit herannahe; die überreizten Phantasien der Gläubigen sahen bereits „die Morgenröthe des Tausendjährigen Reiches". Die Lehren Samuel Hopkins' und Jonathan Edwards' von der Nothwendigkeit „unverzüglicher und bedingungsloser Bereuung" aller Sünden kamen wieder in Aufnahme und dem Glaubenseifer konnte, namentlich in Neuengland, wo der alte puritanische Geist noch heute nicht ganz ausgestorben ist, kaum genug gethan werden. Friedensconferenzen arbeiteten daran, das Uebel des Krieges aus der Welt zu schaffen. Temperenzgesellschaften organisirten einen Kreuzzug gegen alle berauschenden Getränke und suchten den Arm der weltlichen Obrigkeit in ihren Dienst zu pressen. Theater und Lotterien hatten einen schweren Stand. In der Beobachtung des Sabbats, d. h. des Sonntags, nach den alttestamentlichen Vorschriften wollte man so weit gehen, daß selbst die Beförderung und Vertheilung der Posten an dem heiligen Tage unterbleiben sollte. Ueberall wurden öffentliche Vorträge über diese und ähnliche Fragen gehalten. Religiöse Zeitungen und Zeitschriften wurden gegründet und regten in nachhaltigerer Weise als die andern Agitationsmittel das Denken und Discutiren an. Auch die politische Presse trat in ein neues Stadium der Entwickelung. Sie bemächtigte sich weiterer Gebiete und nahm einen demokratischern Charakter an, als bisher geschehen. Ohne aufzuhören, Leiterin und Anregerin der öffentlichen Meinung zu sein, wurde sie doch mehr als früher zum Organ derselben, indem Stimmen aus dem allgemeinen Publikum es immer häufiger wagten, in den Tagesblättern das Wort zu nehmen.

In diesem allen lag, abgesehen von dem über die Presse Gesagten, viel Uebertriebenes und Ungesundes; doch gab sich darin immerhin eine lebhafte Beschäftigung mit den sittlichen Problemen des Lebens zu erkennen. Es hätte in der That wunderbar zugehen müssen, wenn von keiner Seite die Abschaffung der Negersklaverei als ein nationales Problem hingestellt worden wäre, weil es ein allgemein anerkannter Satz des amerikanischen Verfassungsrechts war, daß die Bundesconstitution der Sklaverei völlig ihren Charakter einer Institution gelassen habe, die auf dem von der nationalen Regierung unabhängigen Municipalgesetz der Einzelstaaten beruht. Freilich ist bis vor ungefähr zwei Decennien die Majorität der nordstaatlichen Bevölkerung der Union der naiven Ansicht gewesen, daß auch moralische Ueberzeugungen sich sehr wohl, ja absolut, durch positive Gesetzesbestimmungen controliren ließen. Als nun aber Garrison und seine Freunde das Gegentheil zu beweisen anfingen, da waren es mit in erster Reihe viele Kirchen, die sich gegen die Bestrebungen der Abolitionisten erklärten. Allein es war bereits zu spät; sie vermochten ebenso wenig wie die Politiker das Feuer zu ersticken, das sie mit entzünden geholfen.

Digitized by Google

Die Sklavenhalter im Süden waren, wie gesagt, durch das Erscheinen des „Liberator" nicht wenig alarmirt. Dies zeigte sich durch die Anstrengungen, die sie machten, die Verbreitung des Blattes in den Südstaaten zu verhindern und den unerschrockenen Herausgeber in Furcht zu versetzen. Der sogenannte Vigilanzverein zu Columbia in Südcarolina, der, wie der „Charleston Mercury" sagte, „aus den angesehensten Persönlichkeiten" („Gentlemen of the first respectability") bestand, bot am 4. Oct. 1831 eine Belohnung von 1500 Doll. aus für die Ergreifung und Vorgerichtstellung eines jeden Menschen, der dabei ertappt würde, den „Liberator" im Publikum zu verbreiten. Die Behörden von Georgetown im District Columbia erließen eine Verordnung, der gemäß jeder freie Farbige bestraft werden sollte, der den „Liberator" durch die Post bezog. Zu Raleigh in Nordcarolina beschloß die Große Jury, daß der Herausgeber des „Liberator" vor Gericht gestellt werde, sobald man seiner in diesem Staate habhaft werden könne. Ein hochangesehenes, in Washington-City publicirtes Blatt: „The National Intelligencer", machte den Vorschlag, man solle Garrison in Virginien den Proceß machen und nach seiner Verurtheilung vom Gouverneur von Massachusetts seine Auslieferung verlangen. Ein Hauptrepräsentant der südlichen Nullificationstheorie, Robert Y. Hayne von Südcarolina, hatte durch die Post eine Nummer des „Liberator" zugesandt erhalten und war darüber so erzürnt, daß er an den Mayor von Boston, Harrison Gray Otis, schrieb und denselben bat, den Absender des Blattes auszuforschen. Otis sandte sofort zu Garrison und verlangte von diesem die gewünschte Auskunft. Garrison beantwortete indeß mit der dem Yankee angeborenen Klugheit die an ihn gerichtete Frage mit der Gegenfrage: „Auf welche Autorität hin und nach welchem Gesetze stellt Robert Y. Hayne eine solche Frage an mich?" So auf das Gesetz Bezug nehmend, vermied es Garrison, sich in Unannehmlichkeiten zu verwickeln. Am weitesten aber in der Wuth gegen den verhaßten Abolitionisten ging wol der Staatssenat von Georgien, indem er den Beschluß faßte, eine Belohnung von 5000 Doll. auszusetzen, die der Gouverneur dieses Staates „an den oder diejenigen Personen auszahlen sollte, welche den Redacteur und Herausgeber des «Liberator» arretiren und vor ein Gericht des Staates Georgien zu bringen im Stande wären". Dies bedeutete offenbar nichts mehr und nichts weniger als die an jeden gewaltthätigen und käuflichen Menschen gestellte Aufforderung, bei Nacht und Nebel Garrison in seiner Wohnung zu ergreifen, ihn auf ein im Hafen von Boston liegendes südliches Schiff zu bringen und nach Georgien überzuführen. Die Antwort Garrison's auf den Senatsbeschluß von Georgien erfolgte im „Liberator" und lautete also: „Ihr Befürworter des Menschenfanges möget wissen, daß wir euere Drohungen ebenso sehr verachten, wie wir euere beschränkte Einsicht (infatuation) beklagen. Mehr als hundert Menschen sind bereit, unsern Platz auszufüllen, sobald derselbe durch rohe Gewaltthat leer geworden ist. Der «Liberator» wird unter allen Umständen bestehen; er wird bestehen, um euere Schuld euch ins Gedächtniß zu rufen und vor Gefahren euch zu warnen; er wird bestehen, um die Sache der duldenden Sklaven zu vertreten; er wird bestehen, bis der Tag der allgemeinen Emancipation angebrochen ist. Für jedes Haar auf unserm Haupte, das ihr berührt, wird ein

Digitized by Google

neuer Vertheidiger der Rechte euerer Leibeigenen und ein Rächer euerer Sünden erstehen!"

So lautete die Antwort, welche Garrison den Drohungen der Südländer entgegenschleuderte. Im übrigen aber verhielt der Norden sich in dieser Angelegenheit noch ziemlich ruhig; mit kühler Gleichgültigkeit, wenn nicht gar zustimmend, duldete er die Verletzung der durch die Bundesgesetze gewährleisteten Preßfreiheit. War doch die Presse des Nordens zu jener Zeit vollständig unterthan dem „König Baumwolle" („King Cotton"). Handelsinteressen waren mächtiger als Freiheitsinteressen. Höchstens meinten einige Zeitungen in aller Bescheidenheit, der Süden gehe doch wol etwas zu weit, wenn er einen armen, kaum zurechnungsfähigen Menschen, der den Frieden des Südens bedrohe, gleich durch Menschenfänger aufheben lassen wolle. Die Zahl der Blätter, welche mit Indignation den auf die Preßfreiheit gemachten Angriff energisch zurückwiesen, war sehr gering. „Die moralische Unempfindlichkeit (the moral stupor), welche damals in der Presse und der Bevölkerung der Union vorwaltete", sagt bezeichnend ein amerikanischer Schriftsteller, „erscheint uns heute kaum glaublich."

In demselben Jahre, da Garrison in Boston die Fahne des unbedingten Abolitionismus erhoben, hatte sich im Staate Virginien ein Ereigniß zugetragen, das von der entgegengesetzten Seite her einen kräftigen Anstoß zur Hinüberleitung der Sklavenfrage in das neue Entwickelungsstadium gab. Im August 1831 brach in Southampton-County (Virginien) unter Führung eines gewissen Nat Turner ein blutiger Sklavenaufstand aus. Derselbe wurde zwar rasch unterdrückt, kostete aber doch gegen 60 Weißen, meistens Frauen und Kindern, das Leben. Die Aufregung im ganzen Süden der Union, vorzugsweise in Virginien und den angrenzenden Staaten, stand ganz außer Verhältniß zu der Zahl der Opfer und zu der Ausdehnung der Verschwörung. Geraume Zeit hindurch war die Einbildungskraft jedes müßigen Buben im Stande, weite Landstriche in die furchtbarste Angst und Besorgniß zu versetzen. Nat Turner selbst war ein Sklave und er überredete seine leichtgläubigen Genossen, daß er ein von Gott gesandter Prophet sei, die unterdrückten Sklaven von ihren Fesseln zu befreien. Es lag kein Grund zu der Annahme vor, daß er jemals Garrison's „Liberator" gesehen und gelesen habe. Und wenn er auch dies Blatt gelesen hätte, so würde er doch nichts darin gefunden haben, was ihn zu seinem mörderischen Unternehmen ermuthigt hätte. Das Gegentheil wäre der Fall gewesen; denn schon in der ersten Nummer wies Garrison eindringlich die Sklaven darauf hin, daß sie ihre Freiheit sich nicht durch blutige Gewaltthätigkeiten erringen sollten. Die betreffenden denkwürdigen Worte lauten also:

Not by the sword shall your deliverance be;
  Not by the shedding of your masters' blood;
Not by rebellion, or foul treachery,
  Upspringing suddenly, like swelling flood;
Revenge and rapine ne'er did bring forth good.
  God's time is best! nor will it long delay:
E'en now your barren cause begins to bud,
  And glorious shall the fruit be! Watch and pray,
For lo! the kindling down that ushers in the day.

Digitized by Google

Allein überall im Süden und Norden herrschte die Ansicht vor, daß Garrison durch sein Auftreten und seine Zeitung Turner's Aufstand veranlaßt habe und dafür verantwortlich sei. Die gewichtigsten Stimmen ließen sich zu maßlosen Rathschlägen und bösen Drohungen fortreißen. Gouverneur Floyd von Virginien empfahl der Legislatur dieses Staates, alle freien Farbigen aus dem Staate zu weisen, und der „Richmond Wig" erklärte, eine neue Erhebung der Sklaven werde sämmtliche Neger an die Klinge liefern. Das Verhör Nat Turner's bewies jedoch, daß er ein religiöser Schwärmer war, der vom Himmel den directen Auftrag erhalten zu haben glaubte, die Ketten seiner geknechteten Stammesbrüder mit Feuer und Schwert zu brechen. Nun richtete sich der Zorn der Sklavenhalter in erster Linie auf die Negerprediger als die Urheber des „Geistes der Empörung", und die Meinung gewann immer mehr an Boden, das den Sklaven gepredigte Christenthum habe sich in den Herzen der Geknechteten in eine Drachensaat verwandelt. Diese Ueberzeugung aber darf in der That als ein entsetzlicher Commentar der von den Freunden der Sklaverei sonst behaupteten Ansicht gelten, das Institut der Sklaverei trage einen patriarchalischen Charakter.

Im Osten und Norden der Union klagte man indeß noch immer Garrison der Mitschuld an Turner's Aufstand an. So erklärte z. B. der weitverbreitete und einflußreiche „National Intelligencer": „Niemand weiß besser als wir, daß die intelligente Bevölkerung von Neuengland die Brandschriften tadelt und verachtet, welche solche Katastrophen hervorrufen, wie sie in Southampton-County vorkamen. Wir beschwören das Volk von Neuengland, daß es im Interesse der Weißen, noch mehr aber im Interesse der Farbigen, deren ganze Existenz auf dem Spiele steht, solchen Druckschriften ein Ende macht, die im Süden Brand und Mord hervorrufen. Wir fordern den Mayor von Boston auf, ein solches teuflisches Blatt (diabolical paper), wie der «Liberator» es ist, gesetzlich zu unterdrücken. Wir hoffen, der Mayor Otis wird Mittel und Wege finden, den Herausgeber dieses Blattes von seinem wahnsinnigen Beginnen (his mad career) abzubringen. Wenn die Gerichtshöfe keine Macht dazu haben, so muß die öffentliche Meinung einschreiten, bis die Legislatur von Massachusetts Abhülfe schafft. Wir kennen Herrn Garrison nicht; wir wünschen auch nicht, daß man gesetzwidrig mit ihm verfahre; es ist sogar möglich, daß seine Absichten und Beweggründe nicht geradezu verwerflich sind, aber die Resultate seines Strebens sind von mörderischer Wirkung." Umsonst versuchte Garrison, in dem „National Intelligencer" selbst eine Vertheidigung zu veröffentlichen, und so mußte er denn diese in seinem eigenen Blatte bringen; sie ist so charakteristisch, daß wir eine Stelle daraus hier wiedergeben. „Ich rufe Gott zum Zeugen an", heißt es darin, „daß die wirkliche und einzige Tendenz des «Liberator» darauf gerichtet ist, eine Rebellion zu verhindern. Ich wünsche nichts sehnlicher, als daß überall Frieden und Humanität herrscht. Mein leitender Grundsatz ist das Bibelwort: «Was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen auch.» Ich verlange sofortige Emancipation nicht nur, weil die Sklaven ein unveräußerliches Recht auf Freiheit besitzen, sondern auch, weil, um Randolph's Worte zu gebrauchen, die Sklaverei ein glühender Vulkan ist. Wenn dies Institut fortbesteht, so haben wir ein nationales Unglück

Digitized by Google

(a national explosion) zu befürchten. Die gegenwärtige Generation vermag die Reinheit meiner Beweggründe oder den Werth meiner Bestrebungen nicht zu würdigen. Die Nachkommen derer, die jetzt leben, werden das Verdammungsurtheil meiner Zeitgenossen in sein Gegentheil verkehren. Ohne mich ihnen gleichstellen zu wollen, vergesse ich doch jene Reformer nicht, die in frühern Zeiten als der Auswurf der Menschheit betrachtet wurden und die jetzt mit Lobeserhebungen überhäuft werden. Christus und seine Apostel, so unschuldig sie waren, wurden verleumdet, gemishandelt und gekreuzigt. Ich kann meine Ueberzeugung nicht ändern und mein Streben nicht aufgeben. Wenn wir unser Vaterland nicht in Blut getaucht sehen wollen, so müssen wir sobald als möglich die Fesseln unserer Sklaven lösen. Wir müssen sie als vernunftbegabte Wesen behandeln, ihnen Land zur Bebauung anweisen, ihnen ehrliche Beschäftigung gewähren und für sie und ihre Kinder Schulen errichten. Wilde Thiere können sogar durch gute Behandlung gebändigt und gezähmt werden. Die Sklaven müssen befreit und jede Versuchung zum Aufstande muß aus dem Wege geräumt werden. Ich weiß, weshalb man gegen den «Liberator» ein solches Geschrei erhebt. Es geschieht, um den öffentlichen Unwillen, der sich täglich mehr gegen das Institut der Sklaverei Bahn bricht, auf mein Haupt abzulenken. Aber in diesem Verfahren liegt nur die Selbstvernichtung." Die Folgezeit hat bewiesen, wie viel Wahrheit in diesen Worten lag; aber zu jener Zeit fanden sie wenig Anklang. Und doch regte sich schon damals in dem gebirgigen Westen des Staates Virginien, der später durch den Secessionskrieg von Altvirginien losgerissen und zu einem selbständigen Staate gemacht wurde, die Unzufriedenheit mit der Sklaverei. In den Jahren 1831—32 wurden in der Legislatur Virginiens Anträge auf allmähliche Emancipation der Sklaven gestellt, und bei Gelegenheit der dadurch hervorgerufenen Debatten erklärte der Abgeordnete James M'Dowell, selbst ein Sklavenhalter, daß, wenn das Uebel jetzt nicht mit legislativen Mitteln angegriffen werde, seine Beseitigung unter gefährlichen Convulsionen vor sich gehen werde. Denn daß die Sklaverei schließlich auf die eine oder die andere Weise ein Ende nehmen müsse, könne keinem Zweifel unterworfen sein, weil es unmöglich sei, die Sklaven mit ihrem Geschicke auszusöhnen. Das starre „Non possumus", mit dem man jedem Versuche einer vernünftigen Lösung der Frage eine unübersteigliche Schranke entgegenzustellen vermeine, sei völlig hinfällig; das Eigenthumsrecht könne kein absolutes sein, sondern müsse seine Beschränkung in den höhern Forderungen des Allgemeinwohls finden.

Solche Debatten sind bis in die Zeit des Bürgerkrieges hinein in den Legislaturen der einzelnen Unionsstaaten wie im Congreß an der Tagesordnung geblieben, und die Gesetze zur Aufrechterhaltung der Sklaverei wurden immer häufiger und immer schärfer.

Unterdessen nahm aber auch die Emancipationsbewegung immer weitere Dimensionen an. Schon längst hatte Garrison daran gedacht, daß man ähnlich wie in England Anti-Sklavereivereine gründen müsse; allein die Hindernisse, welche sich in dieser Beziehung entgegenstellten, waren schwer aus dem Wege zu räumen. Die Lauheit und Verblendung der Masse des Volkes waren ebenso schwer zu

Digitized by Google

besiegen als der Widerwille und die Feindschaft der weltlichen und geistlichen Behörden gegen durchgreifende Emancipationsbestrebungen. Dennoch gelang es ihm, im Januar 1832 in Boston die „New-England Anti-Slavery Society" ins Leben zu rufen. Es war dies der erste Verein in der Nordamerikanischen Union, welcher die sofortige Abschaffung der Sklaverei auf sein Banner schrieb. Nachdem aber einmal erst das Beispiel gegeben war, fand es in den nächsten Jahren in vielen andern Städten und Staaten Nachahmung, und der Quäkerdichter Whittier begleitete die Gründung der neuen Freiheitsvereine mit seinen feurigen Gesängen. Der Kampf, den Männer wie Wilberforce, Lord Brougham, O'Connell, Thompson und andere in England gegen die Sklaverei in Westindien eröffneten, fand in Amerika den lautesten Widerhall. Garrison gab die Reden dieser Männer in seinem „Liberator" im Auszuge wieder, und bald hieß es: was im monarchischen England möglich ist, das kann und muß auch im republikanischen Amerika geschehen. Die Bewegung verbreitete sich so schnell, daß bereits im December 1833 zu Philadelphia eine „nationale" Anti-Sklavereiconvention abgehalten werden konnte. Das unmittelbare praktische Resultat dieser Versammlung war die Gründung der „American Anti-Slavery Society", an deren Spitze Whittier, Lewis Tappan und Samuel J. May traten. Diese Vereinigung führte sich beim Publikum mit einer „Declaration von Principien" ein, die einen der bedeutsamsten Marksteine in der Geschichte der Vereinigten Staaten bildet. Das Wesentliche dieser Declaration, d. h. das, was sie zu einem solchen Marksteine gemacht hat, läßt sich in wenige Sätze zusammenfassen: Die Sklaverei ist ein Verbrechen (a crime); alle Zweckmäßigkeitsgründe für ihre Fortdauer sind daher eo ipso nichtig. Einem Verbrechen gegenüber gibt es nur ein gerechtfertigtes Verhalten: die volle Sühnung desselben. Die freien Unionsstaaten haben theil an dem Verbrechen, und darum ist ihre Bevölkerung zur moralischen und politischen Action verpflichtet. Die „ganze Nation" muß zu „unverzüglicher Reue" gebracht werden.

Mit diesen Sätzen war der Sklaverei ein Krieg erklärt, der die Möglichkeit des Friedens ausschloß. Dieser Krieg sollte und konnte nur mit der Vernichtung der Sklavereipartei oder ihrer Gegner endigen. Daß die Kriegserklärung nur von einem kleinen Häuflein von Privatpersonen ausging, denen der ganze Süden in geschlossener Phalanx gegenüberstand und dem der Norden zum größten Theil nicht wohlwollte, war nur momentan von maßgebendem Belang. Es lag in der Natur der Institution der Sklaverei, daß ihr durch ein solches Glaubensbekenntniß an und für sich die Existenzfrage gestellt war. Mit dem Erkennen der innern Unversöhnbarkeit der Gegensätze hatte die Entwickelungsphase ihren Abschluß gefunden. Die thatsächliche Verschärfung der Gegensätze zwischen Freiheit und Sklaverei hatte auch früher schon niemals ganz stillgestanden; von nun an mußte sich aber auch die Erkenntniß dieser Thatsache unaufhaltsam vertiefen und weiter verbreiten.

Mit unermüdlicher Thätigkeit widmete sich Garrison der Verbreitung der Emancipationsidee. Wiederholt besuchte er England, nahm an den dortigen Emancipationsversammlungen theil und veranlaßte Engländer, die sich hervorragende Verdienste um die Emancipation der Sklaven in den westindischen Besitzungen Großbritanniens erworben hatten, z. B. den beredten George Thompson, nach den

Digitized by Google

Vereinigten Staaten zu kommen, um sich dort an der Agitation zu betheiligen. Garrison's „Liberator" trug auf seinem Titel verschiedene Sinnsprüche, welche die Tendenz des Blattes kurz kennzeichneten, darunter folgenden: „Unser Vaterland ist die Welt, unsere Landsleute sind alle Menschen" („Our country is the world, our countrymen are all mankind"). Diese Worte, welche an Thomas Paine's Ausspruch „The world is my country, to do good my religion" („Die Welt ist mein Vaterland, gut zu handeln meine Religion") erinnern, verletzten tief den patriotischen Stolz und das nationale Selbstbewußtsein der Amerikaner, die durch die übertriebenen Schmeicheleien, welche die meisten Volksredner und Politiker in ihren Reden dem Volke darzubieten pflegten, verwöhnt waren und die amerikanische Nation für die beste und ruhmreichste der Erde hielten. Als nun gar der erwähnte Thompson nach Amerika kam und im Bunde mit den Abolitionisten das Institut der amerikanischen Sklaverei bitter angriff, da bäumte sich der Nationalstolz der Amerikaner gegen den „fremden Eindringling" auf und die wildesten Scenen fanden statt. Am 21. Oct. 1835 griff ein zahlreicher Pöbelhaufen, dem sich indeß viele der vornehmsten Leute anschlossen, in Boston einen Frauen-Antisklavereiverein während seiner Sitzung an und trieb ihn gewaltsam auseinander. Garrison, auf den sich die Wuth der Masse am meisten richtete, ward ergriffen, mit einem Strick um den Hals durch die Straßen der Stadt geschleift und bedroht, getheert zu werden. Nur das Einschreiten des Mayors, der ihn in das Gefängniß abführen ließ, schützte ihn vor der äußersten Gefahr. Den Vorstellungen der städtischen Behörden nachgebend, verließ Garrison auf einige Zeit die Stadt. Aehnliche und noch schlimmere Gewaltthätigkeiten geschahen in andern Städten der Union, wo die Emissare der Abolitionisten ihre Thätigkeit entfalteten, und zwar um so mehr, als Präsident Andrew Jackson in seiner Jahresbotschaft vom 2. Dec. 1835 das Treiben der Abolitionisten als gemein- und staatsgefährlich hingestellt hatte. In Philadelphia wüthete ein Pöbelauflauf gegen die freien Neger und zerstörte oder beschädigte eine Kirche und viele Häuser der armen Schwarzen; zu Concord in Neuhampshire demolirte der aufgeregte Pöbel ein Schulhaus, weil farbige Kinder dort Unterricht erhalten hatten; zu Alton in Illinois wurde der edle Elijah P. Lovejoy von einem Mob erschossen, weil er der Emancipation das Wort redete. Ein gewisser Umschwung trat indessen ein, als im März 1836 die Gesetzgebung von Massachusetts Miene machte, den südlichen Sklavenhaltern zu Liebe das Vereinsrecht und die Rede- und Preßfreiheit durch gesetzliche Bestimmungen einzuschränken. Diese Absicht wurde jedoch vereitelt, und zwar durch die vereinten Bemühungen von Männern wie Ralph Waldo Emerson, Samuel J. May, Ellis Gray Loring, William Ellery Channing, Samuel E. Sewall, William Lloyd Garrison, William Goodell und unsern Landsmann Karl Follenius.*)

*) Karl Theodor Christian Follenius ging im Jahre 1824 nach den Vereinigten Staaten von Amerika. Schon ein Jahr darauf erhielt er als Lehrer des Deutschen eine Anstellung an der Harvard-Universität, fünf Jahre später wurde er zum Professor dieser Hochschule ernannt und hielt auch juristische Vorlesungen; 1835 gab er diese Stelle auf und wurde 1839 zu East-Lexington in Massachusetts Prediger einer Unitarier-sekte. Bald darauf verlor er auf schreckliche Weise sein Leben. Er hatte in Neuyork Vorträge über

Digitized by Google

Der Süden und die Sklavereifreunde im Norden der Union riefen durch ihre maßlosen Bemühungen zu Gunsten der Sklaverei gegen Ende der dreißiger Jahre eine große Reaction in den östlichen und nördlichen Staaten hervor. Nicht sowol die grausame Behandlung der Neger als vielmehr die mit Nothwendigkeit aus der Politik der Sklavenhalter resultirende eigene Knechtung trieb die freien Nord- und Oststaaten zu einer schärfern und allgemeinern Opposition gegen die Sklavokratie. Die Abolitionisten hatten das Gewissen der Bevölkerung in den freien Staaten so weit geweckt, daß es durch keine Drohungen und keine Sophismen wieder in vollständigen Schlaf versenkt werden konnte. Die Uebergriffe der Sklavenhalter machten eine wirkliche Gegenwehr räthlich. Der Protest empörter Gewissen weckte die Ahnung, daß ein furchtbarer Kampf bevorstehe. Die ethische Seite der Sklavenfrage hatte den Anstoß gegeben; fortan trat das politische Moment mehr in den Vordergrund. Dies zeigte sich namentlich bei den Debatten, welche in den vierziger Jahren durch die Annexion von Texas im Congreß zu Washington-City veranlaßt wurden und in denen sich John Quincy Adams, Joshua R. Giddings und William Slade als Gegner der Sklaverei bewährten, wenn auch zunächst ohne großen Erfolg.

Am meisten offenbarte sich der Umschwung der öffentlichen Meinung in Neuengland, vorzugsweise in Massachusetts. Zehn Monate, nachdem der Mayor von Boston nur mit Mühe Garrison vor dem Pöbel in ein Gefängniß gerettet hatte, konnte es in Boston geschehen, daß zwei entsprungene Sklavinnen aus dem Gerichtszimmer heraus auf die Straße gerettet und in einem bereit gehaltenen Wagen vor dem aus Baltimore abgesandten Häscher glücklich geflüchtet wurden. Der „Boston Courier" brachte um diese Zeit ein Gedicht, dessen Dr. von Holst a. a. O. Erwähnung thut und von dem wir die drei Schlußverse hier folgen lassen, weil sie in charakteristischer Weise ein beredtes Zeugniß für die beginnende freiheitliche Reaction ablegen:

Is't not enough that this is borne?
And asks our haughty neighbor more?
Must fetters which his slaves have worn
Clank round the Yankee-farmer's door?
Must he be told, beside his plough,
What he must speak, and when and how?

Must he be told his freedom stands
On slavery's dark foundations strong —
On breaking hearts and fettered hands,
On robbery and crime and wrong?
That all his fathers taught is vain —
That freedom's emblem is the chain?

---

deutsche Literatur gehalten und wollte auf dem Dampfer Lexington die Heimreise antreten. Doch der Dampfer gerieth bei Long-Island in Brand, und Follenius kam in den Flammen um. Er hat durch Schrift und Wort viel für amerikanische Volksbildung und für deutsche Sprache und Literatur in der Union gethan; er war ein eifriger Vorkämpfer gegen die Sklaverei und hat den deutschen Turnunterricht in Amerika eingeführt. Sein Andenken wird noch jetzt jenseit des Oceans von Deutschen und Amerikanern hoch in Ehren gehalten.

Digitized by Google

Rail on then, brethren of the South —
Ye shall not hear the truth the less —
No seal is on the Yankee's mouth,
No fetter on the Yankee's press!
From our green Green Mountains to the sea
One voice shall thunder: We are free!

Das Freiheitsgefühl war in den Nordstaaten noch nicht in dem Grade verkommen, daß sie nicht das Recht der freien Rede und der freien Presse mit Energie zu schützen bereit waren, nachdem einmal die ethische Berechtigung des Abolitionismus anerkannt war. Fehlte doch den schlimmsten Anklagen, welche südlicher Fanatismus und südliche Demagogie gegen die Abolitionisten schleuderten, offenbar jede Begründung. Nie war es Garrison und seinen Gesinnungsgenossen in den Sinn gekommen, die Sklaven zur Empörung aufzustacheln; sie hatten sich auch nie für Amalgamirung der Rassen ausgesprochen, vielmehr bei jeder Gelegenheit anerkannt, daß „Gott selbst" eine unübersteigbare Kluft zwischen dieselben gelegt habe. Den weitern Vorwurf, daß sie die Bundesgewalten zum feindlichen Vorgehen gegen die Sklaverei veranlassen wollten, wiesen sie unbedingt zurück. Nur Eine Action verlangten sie vom Congreß und der Bundesregierung, nämlich die Emancipation der Sklaven im District von Columbia, und die Legalität dieser Forderung wurde von vielen zugestanden, die nichts mit dem Abolitionismus gemein hatten. Mithin weigerte sich der Norden, die Emancipationisten und Abolitionisten als „Teufel in menschlicher Gestalt" („Fiends in human shape"), wie der Süden sie schilderte, anzusehen und sie wie Zuchthauscandidaten für vogelfrei zu erklären und demgemäß zu behandeln.

Dazu kam, daß seit 1840 eine förmliche Trennung zwischen den radicalen und den gemäßigten Emancipationisten eintrat. Die Garrisonianer begnügten sich nicht damit, „jede Gemeinschaft mit Sklavenhaltern" als verwerflich zu verurtheilen, sondern gingen so weit, die Bundesverfassung für „ein Bündniß mit dem Tode und einen Pact mit der Hölle" („a covenant with death and an agreement with hell") zu erkären; sie stimmten deshalb auch bei wichtigen politischen Wahlen entweder gar nicht oder doch nur für Candidaten, deren Nichterwählung sicher war. Die gemäßigtern Emancipationisten waren praktischer; sie traten stets, wo es nöthig war, für die Bundesverfassung in die Schranken und unterstützten bei öffentlichen Wahlen diejenigen Candidaten, welche den Grundsatz „Freiheit für alle" am entschiedensten vertheidigten; und die Zahl dieser Gemäßigten war in beständigem Zunehmen begriffen, namentlich seit in den funfziger Jahren das Missouri-Compromiß aufgehoben war und mit der verhängnißvollen Kansas-Nebraskafrage durch die Sklavenhalter die Dinge so weit auf die Spitze getrieben wurden, daß es sich schließlich nur noch darum handelte, ob die Union ganz der Sklaverei anheimfallen oder ob die Freiheit über die Sklaverei den Sieg davontragen sollte. Daß der Staat Kansas als freier Staat in die Union kam, ist wesentlich ein Verdienst der Abolitionisten Neuenglands. Im Norden war man sich im Laufe der Zeit immer klarer darüber geworden, daß dem Institut der Sklaverei ein Ende gemacht werden müsse; nur über die Art und Weise, wie dies geschehen sollte, herrschten verschiedene

Digitized by Google

Ansichten. Der alte John Brown, welcher diese Frage durch einen Putsch zu lösen suchte, büßte sein verwegenes Unternehmen am 2. Dec. 1859 mit dem Tode am Galgen. Erst der blutige Bürgerkrieg, den die Südländer nach der Erwählung Abraham Lincoln's zum Präsidenten der Vereinigten Staaten begannen, sollte den Sklaven ihre Freiheit geben. Zunächst nahm man auch hier nur eine allmähliche Emancipation in Aussicht, da es auf der Hand lag, daß eine sofortige und vollständige Aufhebung der Sklaverei, ohne alle Entschädigung (compensation) für die bisherigen Eigenthümer, eine so tiefgreifende und allseitige Revolution der bestehenden socialen und politischen Verhältnisse bedeute, wie sie ein anderes Volk selten oder nie erfahren hat. Dies geht deutlich hervor aus der Botschaft, mit der Präsident Lincoln den Congreß im December 1862 eröffnete. Aber die Zahl der Vertheidiger einer sofortigen Emancipation stieg im Laufe des Bürgerkrieges fast zusehends. Nicht nur die Garrisonianer und andere entschiedene Gegner der Sklaverei forderten eine unverzügliche Freigebung aller Negersklaven, und zwar ohne Entschädigung der bisherigen Besitzer, sondern es stellte sich auch als eine militärische Nothwendigkeit (military necessity) heraus, daß die Sklaven sofort ihre Freiheit erhielten. So geschah es denn, daß Lincoln am 1. Jan. 1863 seine berühmte Emancipationsproclamation erließ, durch die das Streben Garrison's vollständig erfüllt wurde.

Als Fort Sumter, wo der erste Schuß im Bürgerkriege fiel, wieder von den Truppen der Vereinigten Staaten erobert wurde, reiste Garrison dorthin und war Zeuge des Sieges der Union über die Rebellion. Seine Grundsätze erlaubten es ihm nicht, selbst direct am Kriege theilzunehmen; als aber sein ältester Sohn, George Thompson Garrison, im Jahre 1863 zu ihm kam und sprach: „Vater, ich denke, die Pflicht gegen das Vaterland verlangt es von mir, daß auch ich in den Krieg ziehe", da blickte der alte Abolitionist gerührt in das Antlitz seines Kindes und sagte: „Mein Sohn, du weißt, ich bin ein Gegner des Krieges (a non-resistant), aber ich habe dich allezeit gelehrt, dir deine eigene Meinung zu bilden und den Aussprüchen deines Gewissens ohne Rücksicht auf meine Gefühle zu gehorchen. Wenn du es für deine heilige Pflicht hältst, in den Krieg zu gehen, so ziehe dorthin mit meinem vollen Segen." Der Sohn trat als Lieutenant in das 55. Massachusettsregiment, welches zum größten Theile aus Negern bestand, zeichnete sich durch Muth und Tapferkeit aus, avancirte zum Hauptmann und blieb bis zur Beendigung des Krieges im activen Dienste. Der junge Garrison stand zu der Zeit, wo die Unionsflagge wieder über Fort Sumter aufgehißt wurde, mit seinem Regiment in Südcarolina. Der ebenso energische wie feinfühlende Kriegsminister Edwin M. Stanton sandte unaufgefordert George Thompson Garrison ein Urlaubsschreiben, welches es ihm möglich machte, in Gemeinschaft mit seinem Vater in Fort Sumter einzuziehen.

Am 1. Jan. 1865 veröffentlichte Garrison in der letzten Nummer des „Liberator" das Eingehen dieses Blattes, welches 34 Jahre hindurch dem amerikanischen Volke ein treuer, unbestechlicher Wecker und Mahner zur Freiheit gewesen war. „Der Zweck, die Befreiung der Sklaven, wodurch der «Liberator» ins Leben gerufen wurde", sagte er, „ist nun erfüllt, ich habe das Meinige dazu gethan; mögen

Digitized by Google

jetzt andere das Werk der Emancipation ganz vollenden." Allein mit dem Eingehen des „Liberator" hörte Garrison's Thätigkeit in öffentlicher Beziehung nicht auf. Seit der Veröffentlichung von Lincoln's Emancipationsproclamation trat in Garrison's politischen Anschauungen insofern ein erfreulicher Wechsel ein, als er die Dinge in einem mildern, versöhnlichern Lichte betrachtete; er zog sich ferner nicht mehr von aller und jeder praktischen Thätigkeit in politischen Fragen zurück und zählte namentlich zu den begeistertsten Anhängern der Union, deren Verfassung er nun nicht mehr als einen „Pact mit der Hölle" ansah. Als aber im Anfange des Jahres 1879 die frühern Rebellen im Congreß die maßlosesten Forderungen stellten und nahezu mit einer neuen Rebellion drohten, da erhob auch Garrison wieder seine Stimme und verlangte öffentlich ein energisches Einschreiten aller Unionsleute gegen das übermüthige Auftreten der frühern Sklavenritter. Seine Stimme verhallte auch nicht ungehört. Nicht minder verfolgte er mit höchstem Interesse das Schicksal der nun befreiten Neger, die, von ihren frühern Herren im Süden auf das schmachvollste behandelt, seit dem Januar 1879 zu vielen Tausenden nach dem Norden, namentlich aber nach dem Nordwesten der Union, z. B. Kansas, auswanderten, um dort in Frieden und Freiheit zu leben. Dieser Negerexodus dürfte übrigens für die Südstaaten noch die verderblichsten Folgen haben.

Abgesehen von seiner Thätigkeit als Journalist und Redner hat Garrison auch als Schriftsteller und Dichter sich rühmlich hervorgethan; wir verweisen in dieser Hinsicht auf seine im Jahre 1832 zu Boston erschienene Schrift „Thoughts on African Colonisation" und auf die elf Jahre später im Druck erschienene Gedichtsammlung „Sonnets and other Poems".

Was Garrison's Privatleben anbetrifft, so kann dasselbe als ein äußerst glückliches bezeichnet werden. Seine Frau, die jüngste Tochter von George Benson in Brooklyn im Staate Connecticut, war ihm eine treue und feste Stütze in den Zeiten, wo er mit einer Unzahl der erbittertsten Feinde zu kämpfen hatte; sie gebar ihm sieben Kinder, von denen jedoch zwei in frühester Jugend starben; die fünf überlebenden tragen folgende Namen: George Thompson, William Lloyd, Wendell Phillips und Francis Jackson (ein Sohn, den er Charles Follen genannt, starb); seine Tochter Fanny ist an Herrn Henry Villard in Neuyork verheirathet, in ihrem Hause schied er, wie oben gesagt, am 24. Mai 1879 aus diesem Leben.

Man darf hoffen, daß einer seiner Söhne eine genaue Biographie des Vaters schreiben und veröffentlichen wird, ein gewiß verdienstliches Unternehmen, da Garrison's Wirksamkeit über ein Menschenalter hinaus auf das engste mit der geschichtlichen Entwickelung der Vereinigten Staaten verwebt ist. Der Staat Massachusetts will, so heißt es, ihm ein Ehrendenkmal setzen; aber die beste Erinnerung an sein thatenreiches Leben sind die gebrochenen Fesseln von vier Millionen Sklaven.

Digitized by Google

Eine Weltausstellung in Berlin.

Von

Julius Lessing.

Seit einigen Monaten wird von einer für Berlin projectirten Weltausstellung gesprochen und selbst Detailfragen einer solchen werden erörtert. Aehnliche Gerüchte, allgemeine Anregungen, Besprechungen in Vereinen und andere Versuche verschiedenster Art sind während des letzten Jahrzehnts bereits öfters aufgetaucht. Als in Wien im Frühjahre 1873 in den letzten Wogen des hochgehenden Gründerthums alle Erwartungen und Hoffnungen, welche sich an die Weltausstellung knüpften, mächtig emporstrudelten, als aller Segen der Welt auf das beglückte Wien niederzuströmen schien, war es in Berlin ein Leichtes, eine Anzahl von Stimmen dafür zu gewinnen, daß die nächste Weltausstellung, und zwar möglichst bald, in Berlin sein müsse. Dasselbe Jahr und dieselbe Ausstellung brachten Erfahrungen genug, um diese Wünsche baldigst verschwinden zu lassen. Bei Gelegenheit von Philadelphia erhob sich wieder hier und da eine Stimme, welche aber ebenso wirkungslos verhallte. Niemand durfte behaupten, daß man in Deutschland oder im Auslande wirklich Lust hätte zu einer Weltausstellung in Berlin; von allen Empfehlungen blieb als greifbarer Kern nur der eine Satz: da nun alle andern Länder ihre Ausstellung gehabt hätten, müßte man anstands- und ehrenhalber doch auch in Berlin mit einer solchen vorgehen. Das Eintreffen des pariser Programms für 1878, Umstände verschiedenster Art gaben diesen patriotischen Beklemmungen wieder ihre Ableitung. So schien es nun für einige Zeit nicht nöthig, sich mit derartigen vereinzelten Wünschen zu beschäftigen.

Jetzt beginnt zu aller Ueberraschung das Project einer Weltausstellung wieder aufzutauchen; noch können wir es in allen seinen Entwickelungsstufen verfolgen, und es ist nöthig, daß wir es thun; denn sonst könnte in wenigen Wochen Quelle und Ursprung bereits verwischt sein und das Project uns mit einer Art von Nöthigung wie ein Stück wirklicher öffentlicher Meinung entgegentreten.

Die augenblickliche Bewegung wurzelt, uns Berlinern völlig erinnerlich, in der hiesigen Kunstausstellung des Herbstes 1879. Zwei Architekten von hervorragender Tüchtigkeit, Kyllmann und Heyden, welche die Einrichtung der deutschen Abtheilung 1873 in Wien geleitet haben und auch 1867 in Paris bereits thätig gewesen

Digitized by Google

sind, haben auf Grund allgemeiner Besprechungen, welche vor einer Reihe von Jahren gepflogen waren, ihre Erfahrungen und Ansichten über ein zweckmäßiges Weltausstellungsgebäude zu Papier gebracht und haben diesen Entwurf nicht länger in den Mappen ruhen lassen, sondern ihn mit einem specialisirten Programm als Bauriß für eine berliner Weltausstellung im Jahre 1885 auf die akademische Kunstausstellung geschickt, da diese sich seit einigen Jahren bemüht, interessante architektonische Entwürfe in ihr Bereich zu ziehen.

Die Liebe des Künstlers zu seinem Werke, der Wunsch, es in schöner Wirklichkeit erstehen zu sehen, ist erklärlich. Der Entwurf enthält viel Anziehendes und Geistreiches, aber sein Vorhandensein ist doch höchstens eine Stütze, jedenfalls aber kein bestimmender Grund für die Inangriffnahme eines so gewaltigen Unternehmens. Den Ausstellungsenthusiasten, wie es solche zu aller Zeit und für jede Art von Ausstellung gibt, war die Vorführung dieses Entwurfes gewiß eine sehr willkommene Handhabe; auf Grund eines ausgearbeiteten Planes steht ein Project leibhaftiger, wahrscheinlicher und mit einer Art von Existenzberechtigung vor den Augen der Welt. Es fanden sich denn auch bald Notizen und Nachrichten mancherlei Art, aber eine wirkliche Verpflichtung, das Project einer Weltausstellung für Berlin zu prüfen, ist für die berufenen Kreise doch erst eingetreten, seitdem der Bleibende Ausschuß des Deutschen Handelstages dasselbe in einer eigens dazu einberufenen Sitzung am 21. Nov. 1879 berathen hat. Der Bericht des Präsidiums, welcher den Ausschuß einberief, lautete eher dem Project geneigt; die Versammlung selbst hat keine bindende Stellung zu demselben genommen, sondern nur betont, daß eine etwaige neue Weltausstellung in Berlin und nicht anderswo stattfinden müsse, und hat das Präsidium beauftragt, die Angelegenheit mit den einzelnen Handelskammern und der Reichsregierung zu berathen und so weit im Auge zu behalten, daß sich nicht Unberufene in die Angelegenheit einmischten.

Somit behandelt der Ausschuß die Frage nach der Zweckmäßigkeit einer Ausstellung als eine offene und thut jedenfalls sehr wohl daran, nicht von vornherein allzu scharfe Stellung zu nehmen, da dieses Project sicherlich der allereingehendsten Erwägung bedarf und keine Angelegenheit ist, die au coeur léger unternommen werden kann. Es ist auch bereits lebhafter Widerspruch von vielen Seiten erhoben worden. Unter den Stimmen dagegen müssen wir die des preußischen Geh. Regierungsrathes Karl Lüders verzeichnen („Preußische Jahrbücher", Januarheft 1880), ferner die des österreichischen Hofrathes Bruno Bucher*), welcher jetzt seine an mitgetheilten Erfahrungen überaus reichen Aufsätze über das Ausstellungswesen aus Veranlassung des neuen Projects gesammelt hat.

Fast jede Ausstellung der letzten Jahre ist bis zu einem gewissen Grade eine gezwungene gewesen. Beinahe in allen Fällen hat eine kleine Anzahl von Enthusiasten oder Interessenten durch ein geschicktes Manövriren mit den einzelnen Parteien, durch das Ausspielen der wirklichen oder auch nur wahrscheinlichen Zusagen des einen gegen den andern, durch eine künstliche gegenseitige Reibung die Flamme hervorgebracht, an welcher sich schließlich alle gegen ihren Willen ver-

*) Vgl. „Zur Reform des Ausstellungswesens" (Wien, R. von Waldheim).

Digitized by Google

fengen. Immer wieder hat man mit dictatorischer Gewalt die Fragestellung dahin gedreht: wir müssen eine Ausstellung machen, wie machen wir sie also am besten und glänzendsten?

Wir sind in diesem Augenblick noch in der Lage, uns vor einer solchen Ueberrumpelung hüten und die Frage vielmehr so stellen zu können, wie sie in Wahrheit gestellt werden muß, die Frage, welche lautet: verspricht eine Weltausstellung in Berlin unter den gegenwärtigen und für die nächste Zeit absehbaren Verhältnissen wirklich einen Nutzen, welcher das damit verbundene Wagniß, die damit verbundenen Gefahren aufwiegt?

Wenn ich es versuche, diese Frage zu beantworten, so muß ich zunächst erklären, daß ich es nur unternehmen kann, einen Theil derselben dabei ins Auge zu fassen, aber allerdings den meiner Ueberzeugung nach bedeutendsten, die Ausstellung der Kunst und des Kunstgewerbes, der Luxusindustrie im weitesten Sinne. Nach den Erfahrungen des letzten Jahrzehnts kann es nicht zweifelhaft sein, daß die Ausstellung von Rohproducten und landwirthschaftlichen Erzeugnissen aller Art den Aufwand einer allgemeinen Weltausstellung in keiner Weise rechtfertigt. Alle diese Abtheilungen werden erfahrungsmäßig so gut wie gar nicht besucht, und sollten viel richtiger als Specialausstellungen in besonders dazu geeigneten Orten gepflegt werden. Was man auf Proben und Musterbücher hin überall kaufen und brieflich erfahren kann, bedarf an sich kaum einer Ausstellung. Hier hat die Organisation des Weltmarktes so unendlich viel gethan, daß einer Ausstellung nichts zu thun übrigbleibt. Dasselbe gilt auch für fast alle Halbfabrikate, selbst für die einfachern Gewebe, Kurzwaaren und Metallgegenstände aller Art, über die sich Geschäfte in größtem Umfange auf den kleinen Musterkoffer eines Reisenden hin mit Leichtigkeit abschließen lassen. Was übrigbleibt, und was also wirklich ausgestellt sein muß, ist alles dasjenige, was man in voller Ausführung und voller Größe sehen muß, um es zu beurtheilen, in erster Linie also die Kunstwerke selbst, für welche Ausstellungen das nothwendige Lebenselement sind, und ferner alles, was in seiner Ausführung der Kunst irgendwie nahe steht. Hundert Stück Tuch kauft man nach einer Probe, die nur einen Finger lang zu sein braucht; aber ein gesticktes Halstüchlein muß man in seiner vollen Ausdehnung sehen, ehe man es erwirbt. Einen ganzen Wald kauft man nach einer Berechnungstabelle; auf einen Stuhl muß man sich niedergesetzt haben, ehe man ihn brauchbar findet. Wer nur mit einiger Aufmerksamkeit die Physiognomie einer Weltausstellung beobachtet hat, wird wol gesehen haben, wie sich die Theilnahme fast lediglich den Gebieten der Kunst und des künstlerisch entwickelten Gewerbes zuwendet. Daneben kann nur noch eine Gruppe eine wirkliche Geltung behaupten, das ist die Maschinenhalle. Welchen Werth und Bedeutung diese innerhalb einer internationalen Ausstellung hat, muß ich der Beurtheilung anderer überlassen; daß sie ein sehr lebhaftes Interesse der Besucher erregt, habe ich stets wahrgenommen.

Für Kunst und Kunstgewerbe ist jedenfalls der Nutzen, welchen man sich überhaupt von einer Weltausstellung versprechen darf, größer als für jedes andere Gebiet, und wir wollen uns zunächst fragen, was für diese zu erwarten steht. Wir wissen recht wohl, welchen erstaunlichen Nutzen gerade diesen Fächern die

Digitized by Google

ersten Weltausstellungen gebracht haben. Die mächtige Hebung des Kunstgewerbes in England ist ein directes Ergebniß der Weltausstellung des Jahres 1851. Aber keine spätere Ausstellung hat auch nur annähernd sich eines ähnlichen Einflusses rühmen dürfen; es ist vielmehr, während der Umfang derselben fortwährend wuchs, ihre Bedeutung für die Entwickelung des europäischen Gewerbes schrittweise heruntergegangen. Die erste Weltausstellung war eine große Ueberraschung; die Gewerbe der einzelnen Länder kannten sich nicht; der Vertrieb der Waaren war lediglich in den Händen von Agenten, welche ihre Bezugsquellen möglichst zu verstecken das Interesse hatten. Auf der ersten Weltausstellung traten zum ersten mal die Weltproduction und der Weltconsum sich offen gegenüber; es begann die allseitige Berührung; jeder Fabrikant, jeder Künstler lernte, wie er die Erzeugnisse des Auslandes im weitesten Umfange studiren müsse. Nunmehr war die Bahn frei. Man wartete nicht mehr auf die einzelnen, in fünfjährigen Abständen sich wiederholenden Termine der Weltausstellungen, sondern es trat fast dasselbe ein, was wir in der Entwickelung der Handelsmessen kennen gelernt haben. War eine solche Messe ein unendlicher Fortschritt gegen den Einzelhandel des umherziehenden Kaufmanns des frühen Mittelalters, so konnte sich schließlich ihre Bedeutung doch nicht mehr aufrecht erhalten, nachdem das neue Verkehrsleben das einzelne Product dem Consumenten direct ins Haus führen ließ. Wenn die Messe Jahrhunderte brauchte, um sich allmählich zu überleben, so braucht in der neuen schnellen Entwickelung die Weltausstellung hierzu kaum Jahrzehnte. Immer geringer wurde die Summe dessen, was wirklich neu zu erlernen war; immer mehr mußte man darauf sinnen, durch äußere Reizmittel das Weltpublikum anzulocken. Wenn man für das neue berliner Project den Nutzen der Weltausstellungen betont, so darf man nicht von Weltausstellungen im allgemeinen reden, sondern muß die realen Verhältnisse der letzten Jahre vor Augen haben. Es wäre ganz falsch, für Berlin mit den Erfahrungen von London und Paris von 1851 und 1857 zu exemplificiren; eine annähernde Gleichheit der äußern Verhältnisse besteht für uns lediglich mit Wien.

Und welchen Nutzen hat Wien im Jahre 1873 von seiner Weltausstellung gehabt? So gut wie gar keinen Nutzen, sondern fast nur Schaden, und zwar recht schweren. Das Deficit, welches der Staat zu decken hatte, betrug 21 Mill. Fl., und hierbei ist nicht gerechnet der ganz kolossale und zum größten Theil völlig vergeudete Aufwand, welchen die einzelnen Industriellen in Wien zu machen sich genöthigt sahen. Hierbei ist nicht gerechnet, daß Hunderte von Unternehmungen, Gasthäuser und Anstalten aller Art aufwucherten, welche alle zugeschnitten waren auf den mächtigen Aufschwung, den man von der Weltausstellung erwartete, und welche schließlich zu ebenso vielen Zusammenstürzen geführt haben, bei welchen Vermögen, Arbeitskraft, Arbeitsfähigkeit und guter Ruf von Tausenden von Familien zu Grunde gegangen ist. Als Ersatz für solche Verluste pflegt man anzuführen den Vortheil, welchen die Industrie aus der Anschauung der gewaltigen Fülle von vortrefflichen Gegenständen gewinnen müßte. Das sollte man bis zu einem gewissen Grade als selbstverständlich ansehen; nun läßt sich aber mit vollster Bestimmtheit behaupten, daß Wien, welches vor der Ausstellung in den Jahren

Digitized by Google

1870—73 die gewaltigsten sprunghaften Fortschritte in der Entwickelung seiner Industrie gemacht hat, sich nach 1873 in einem Stillstand befindet. Die österreichische Abtheilung des Jahres 1878 in Paris, welche wir als Maßstab hierfür gelten lassen müssen, brachte nichts Neues, was irgendwie nennenswerth gewesen wäre, mit Ausnahme der Entwickelung des Schulwesens; letzteres aber ist eine rein interne Frage, gewiß von größter Bedeutung, aber ohne Zusammenhang mit den Vorbildern des Auslandes. Wir können in Wien genau verfolgen, wie die verhältnißmäßig geringen Summen, welche für eine systematische Belehrung der Industrie mit Anschluß an das österreichische Museum für Kunst und Industrie aufgewendet worden sind, wie die planmäßige Arbeit und Schulung das dortige Kunstgewerbe geschaffen und mit Hülfe günstiger wirthschaftlicher Verhältnisse schnell zu einer erstaunlichen Höhe geführt haben, wie dagegen die Millionen, welche die Weltausstellung verschlungen, gleich einer Seifenblase zerplatzt sind, und wie im Gegentheil eine directe Schädigung herbeigeführt ist dadurch, daß die ausländische Waare gegenüber der heimischen Industrie wieder einen breitern Platz im Verbrauch gewonnen hat.

In Paris gestalteten sich im Jahre 1878 die Verhältnisse etwas anders. Es wurde ein Nutzen erzielt, aber derselbe lag nicht in der Entwickelung und Fortbildung, sondern lediglich in dem erhöhten Absatz der französischen Waaren. Mit ähnlichen Hoffnungen dürfen wir uns aber für Berlin nicht tragen; die ganz exceptionelle Stellung von Paris als Weltmarkt für die Luxusindustrie, als Mittelpunkt des Weltvergnügens hat hierbei den Ausschlag gegeben. Paris war in der Lage, aus dem gewöhnlichen Bestande seiner Magazine heraus eine Ausstellung zu insceniren, bei welcher die Einsendungen der übrigen Völker lediglich als verschönernde Decorationen erschienen.

Was dürfen wir aber für Deutschland, speciell für Berlin erwarten, wenn wir wirklich im Jahre 1885 eine Weltausstellung eröffnen?

Wenn wir erwarten dürften, daß vom Auslande, von allen europäischen Staaten, Amerika u. s. w. wirklich das Erlesenste und Beste geschickt würde, was das dortige Gewerbe in allen seinen Theilen zu leisten im Stande ist, so könnte man annehmen, daß die eingehende Betrachtung desselben für die deutsche Industrie sehr lehrreich und fördersam sein würde, trotzdem daß wir den Vortheil solcher Anregungen in Wien nicht nachweisen können. Es ist immerhin ein großer Unterschied, ob man in unsern Gewerbemuseen oder Schaufenstern gelegentlich ein Probestück von der Werkthätigkeit des Nachbarlandes sieht oder in einer mächtigen Entfaltung die reiche Fülle dessen, was es hervorzubringen vermag. Deutschland, speciell Berlin, könnte sich hierbei klar werden, daß es trotz seiner Fortschritte auf vielen Gebieten noch nicht einmal das allgemeine Niveau erreicht hat, auf welchem die Kunstindustrie seiner Nachbarstaaten steht.

Eine solche Lehre kann jedoch nur aus der Betrachtung des Besten hervorgehen. Ist denn nun aber wirklich zu hoffen, daß eine Betheiligung des Auslandes gerade in dieser uns einzig nutzbringenden Weise erfolgen wird? Wir wollen einmal voraussetzen, daß die großen Culturstaaten sich wirklich betheiligen und sich

Digitized by Google

nicht hinter die Schanze zurückziehen, welche ihnen das Ausbleiben Deutschlands von der pariser Weltausstellung als bequeme Zuflucht bietet; wir wollen annehmen, daß Frankreich, an dessen Industrie wir am meisten zu lernen hätten, sich officiell bereit erklärt, die Ausstellung zu beschicken; was werden wir dann von dorther bekommen? Man wird auf Grund internationaler Höflichkeit die Staatsmanufacturen zur Beschickung veranlassen; die Porzellane von Sèvres, die gewirkten Gobelins werden den vornehmen Mittelpunkt bilden. Aber was dann weiter? Wir wollen seitens der Privatindustrie gar keine böswillige Zurückhaltung annehmen, aber noch viel weniger dürfen wir auf einen guten Willen rechnen, welcher über das hinausginge, was der eigene Vortheil gebietet. Man wird lediglich schicken, was man verkaufen zu können meint, und da man für Luxusartikel Berlin nicht als einen Weltmarkt, sondern lediglich als einen Localmarkt für Deutschland und allenfalls das nördliche Europa ansieht, so wird man nicht Waaren ersten Ranges, kaum Waaren zweiten Ranges, sondern vorwiegend die Waaren dritten und vierten Ranges schicken, die billig genug sind, um in Deutschland auf einen Absatz zu rechnen. Es gibt in Frankreich eine Industrie, welche lediglich darauf hinausgeht, die als modern für die gebildete Welt zur Geltung gekommenen eleganten Modelle des besten pariser Geschmacks in billiger Ausführung für das Ausland herzustellen. Wenn für irgendeine Industrie, so paßt für diese nachgemachten Boulemöbel, diese lackirten Tischchen und Spielereien, welche sich als eleganter Tand und echte pariser Waare in unsere Magazine eindrängen, das berüchtigte Wort „billig und schlecht"; und gerade dies wird die Waare sein, welche wir ganz hauptsächlich, wenn nicht ausschließlich von Frankreich zur Ausstellung herbekommen werden; das wird die Waare sein, welche suchen wird, durch ihren blendenden Schein sich den halbverlorenen deutschen Markt wiederzuerobern und welcher dieses Experiment sicherlich bis zu einem gewissen Grade gelingen würde. Wien hat hierin die traurigsten Erfahrungen gemacht. Die französische Industrie, welche sich 1873 davon überzeugt hatte, daß auf gewissen Gebieten, besonders in Metallarbeiten, die heranwachsende österreichische Industrie mit einer ernsthaften Concurrenz drohte, hat sich, um diese zu ersticken, mit aller Macht darauf geworfen, Lager von billigen, elegant aussehenden Waaren dritten und vierten Ranges in Wien zu errichten. Dies ist keine Vermuthung, sondern eine von den besten Autoritäten mir bestätigte Thatsache.

Die englische Abtheilung würde voraussichtlich etwas freundschaftlicher ausfallen. Die politischen Beziehungen, der persönliche Einfluß des kronprinzlichen Paares würden sich gewiß geltend machen. Wir müßten es recht sehr wünschen, einmal eine tüchtige Ausstellung der modernen englischen Töpferwaaren, Möbel, Stickereien, Wollstoffe hier in Berlin zu haben, aber eine solche würden wir auch ohne den Apparat einer Weltausstellung wol einmal erhoffen dürfen und würden sie immer nur speciellern Einflüssen und Rücksichtnahmen verdanken. England war der einzige größere Staat, welcher 1878 die Ausstellung in Paris mit wirklichem Eifer beschickte, und hatte hierzu neben politischen Motiven seinen guten Grund. Der englische Möbeltischler mußte in Paris zeigen, daß er neben dem französischen bestehen kann; denn es handelte sich um die Kundschaft seiner Lords, welchen der

Digitized by Google

pariser Markt so bequem und so gewohnt ist wie der Londons. Aber hier in Deutschland wird England nicht glauben, eine ernsthafte seine heimische Kundschaft bedrohende Concurrenz besorgen zu müssen, es wird vorwiegend daher auch nur wieder diejenigen Gegenstände schicken, bei denen es auf einen Absatz rechnen kann, also wiederum die billigern, in Deutschland marktfähigen, welche direct den deutschen Arbeiten Concurrenz zu machen im Stande sind. So werden uns die besten Industriellen fehlen; fehlen werden uns außerdem die höchsten Spitzen kunstgewerblicher Leistung, welche überhaupt nicht auf Lager, sondern nur auf Bestellung gemacht werden, jene Prachtgeräthe, Ehrengeschenke und andere Stücke, welche sich im Privatbesitze befinden und deren Besitzer sich nur unter ganz besonderm Druck äußerer Verhältnisse zur Herleihung zu entschließen pflegen. Und diesen Druck übt lediglich die Erwartung aus, daß es sich um einen Weltmarkt ersten Ranges handelt, um eine Gelegenheit, bei welcher nicht nur das ausstellende Land, sondern auch alle übrigen civilisirten Nationen in ihren hervorragendsten Vertretern die Gegenstände besichtigen. Lediglich aus Gefälligkeit für Deutschland oder Berlin sind derartige Stücke nicht zu haben.

Wenn Frankreich und England nicht mit voller Kraft eintreten, so kommen die übrigen Länder nur mäßig in Betracht.

Die Ausstellungsmüdigkeit, welche wie ein bleierner Mantel über den Abtheilungen in Paris lastete, wird sicherlich nicht gewichen sein. Es wäre thöricht, anzunehmen, daß Berlin die belebende Kraft und Anregung in höherm Grade besitzen sollte als Paris. Wie wenig die Zollpolitik des Jahres 1879 mit ihren gegen das Ausland gerichteten Schranken geeignet ist, den guten Willen zu befördern, braucht kaum hervorgehoben zu werden.

Auf eine wirkliche und ernsthafte Betheiligung werden wir fast ausschließlich bei Oesterreich rechnen dürfen, welches mit uns in allen Culturfragen so innig verbunden ist und den deutschen Markt mit als den seinen ansehen darf. Wenn die pariser Weltausstellung von 1878 fast ausschließlich eine französische Ausstellung war, so würde eine berliner von 1885 fast ausschließlich als deutsch-österreichische eine Bedeutung haben.

Hier stehen wir nun vor der Frage: was hat Deutschland-Oesterreich auf einer Weltausstellung dem Auslande vorzuführen? Genügt es, um den Apparat einer Weltausstellung zu rechtfertigen? Wird es stark genug sein, um das Ausland wirklich zum Besuche herbeizuziehen? Ich glaube, daß die Entwickelung unserer Industrie, welche seit einigen Jahren so gewaltige Fortschritte gerade nach der Seite des Künstlerischen hin gemacht hat, so bald nicht stillstehen wird und recht wohl im Stande sein würde, im Jahre 1885 in einer achtungswerthen Weise vor der Welt zu erscheinen. Unsere Möbelindustrie und die damit zusammenhängende Zimmerausstattung würde unter den günstigen Bedingungen, welche eine Ausstellung im eigenen Lande mit sich führt, es zu einer Entfaltung bringen können, welche die Concurrenz des Auslandes sicherlich nicht zu scheuen hätte. Manche andere Gewerbe würden sich in ehrenvoller Weise anschließen, und wenn auch auf andern Gebieten die Lücken bis dahin noch nicht ausgefüllt sein möchten, so ist doch ein

Digitized by Google

würdiges Gesammtauftreten durchaus wahrscheinlich. Aber wird dieses Bild, welches Deutschland-Oesterreich aus eigenen Mitteln als Hauptgewicht der Weltausstellung hinzustellen vermag, nun auch wirklich geeignet sein, die gebildete Welt aus beiden Erdhälften herbeizuziehen? Auf den Besuch von Frankreich her dürfen wir kaum rechnen; die Franzosen reisen überhaupt wenig, auch in Wien waren sie schwach vertreten; gegen Berlin wird die politische Stimmung mit ins Gewicht fallen. Auch auf den Besuch von Südeuropa, von Spanien und Italien her dürfen wir nur wenig oder gar nicht rechnen; das nördliche Europa würde kommen, von England und Amerika voraussichtlich diejenigen, welche doch nach Europa reisen und sonst wol an uns vorbeigegangen wären, und auch wol noch mehr. Aber unserer deutschen Industrie ein Weltinteresse wie der französischen, unserer guten Stadt Berlin eine Anziehungskraft zuzuschreiben, welche auch nur entfernt der von Paris gleichkäme, wäre gewiß eine sehr thörichte Ueberhebung. Wir dürfen aber gar nicht verkennen, welche gewaltige Bedeutung gerade der locale Reiz für den Besuch einer Ausstellung mit sich bringt, wie eine Weltausstellung vielleicht für die Hälfte aller Besucher eine Art von Vorwand ist, um Paris oder London zu besuchen; wir dürfen nicht vergessen, daß auch Wien — ich will gar nicht entscheiden, ob in Wirklichkeit, aber jedenfalls in der Meinung des Auslandes — weitaus mehr als ein Ort des Vergnügens und der Behaglichkeit angesehen wird als unser Berlin, welches sich eines unverdient schlechten Rufes erfreut.

Wenn wir darauf hoffen, dem Auslande unsere Industrie vorzuführen und dadurch den eigentlichen Nutzen der Weltausstellung zu erzielen, so müssen wir die Frage, wie das Ausland eine Einladung nach Berlin auffassen wird, doch in erster Linie mit berücksichtigen. Ich spreche hier nicht von der officiellen Auffassung, welche durch die politischen Beziehungen der Cabinete einen sehr verschiedenartig gefärbten Ausdruck erhalten kann, sondern von der Auffassung der Bevölkerung, mit der wir doch eigentlich rechnen müssen.

Ich fürchte nun, das Ausland wird gar nicht zugeben, daß Deutschland noch keine Weltausstellung gehabt und somit das Anrecht habe, trotz widerstrebender Verhältnisse eine solche in Scene zu setzen. Ich habe stets gefunden, daß man im Auslande die wiener Ausstellung vom Jahre 1873 als eine deutsch-österreichische und keineswegs als eine lediglich österreichische angesehen hat. Es läßt sich gegen diese Auffassung auch nichts Erhebliches einwenden. Der Umstand, daß seit 1866 die staatliche Zusammengehörigkeit des Deutschen Bundes nicht mehr besteht, hat auf die Beziehungen der allgemeinen Cultur und der Industrie zwischen Deutschland und Oesterreich durchaus keinen Einfluß gehabt, besonders, da es sich hierbei nur um die deutschen Provinzen handelt, da die slawischen Theile fast lediglich für Rohproducte und landwirthschaftliche Erzeugnisse in Betracht kommen. Die Weltausstellung in Wien wäre überhaupt nicht zu Stande gekommen, wenn Deutschland sich nicht aus politischer Freundschaft mit seinem ganzen Schwergewicht für dieselbe in die Wage gelegt und dieselbe wie eine eigene Angelegenheit angesehen hätte. Und was von der Beschickung gilt, gilt in noch viel höherm Grade von dem Besuche der Ausstellung. Die deutschen Industriellen haben die Fahrt nach Wien keineswegs als eine weite Reise ins Ausland aufgefaßt; als Aussteller waren

Digitized by Google

sie stark genug betheiligt, in manchen Fächern sogar viel zu zahlreich; und was den Besuch anlangt, so ist gar nicht anzunehmen, daß besonders von Süddeutschland weniger Industrielle sich der Belehrung oder des Vergnügens willen nach Wien gewendet haben werden, als man voraussichtlich in Berlin erwarten darf. Wenn man jetzt als hauptsächlichsten Grund für eine Ausstellung den Nothschrei ausstößt, daß Deutschland doch endlich einmal sehen müsse, was Frankreich und England auf vielen Gebieten seit der Mitte dieses Jahrhunderts geleistet haben, so darf man mit vollem Rechte behaupten, daß es Deutschland in Wien gesehen habe; und wenn man ferner zugeben muß, daß der allgemeine Zuschnitt der Industrie im Jahre 1878 sich gegen den in Wien im Jahre 1873 kaum merklich verändert hat, so wird man auch auf den vermeintlichen neuesten Fortschritt hin die Nothwendigkeit einer Weltausstellung in Berlin durchaus nicht behaupten dürfen.

Was bleibt denn also schließlich noch übrig, was uns zu diesem so bedenklichen Unternehmen veranlassen soll? Europa ist ausstellungsmüde bis zum Aeußersten; unter den Industriellen selbst wird man nur mit der größten Mühe eine wirklich entschlossene Schar auffinden können, die aus innerer Ueberzeugung und aus wirklichem Bedürfniß heraus sich dem Unternehmen anschließt. Allenfalls wird es einer kleinen Zahl von Ausstellungsfanatikern gelingen, wieder einmal durch gegenseitige Reibung die Industrie dahin zu pressen, daß sie schließlich aus Furcht vor der Concurrenz sich zu den Opfern eines solchen Unternehmens entschließt.

Wir haben gar keinen Grund, anzunehmen, daß das staatliche Deficit unserer Ausstellung ein geringeres sein wird als das in Wien. Schrecken die Unternehmer und Fürsprecher einer solchen vor einer vom Deutschen Reiche zu tragenden Ausgabe von etwa 40 Mill. Mark nicht zurück, so sei es; für diese Frage gibt es die Körperschaft des Reichstages, welche sie zu beantworten hat und mit dem Bewußtsein der Verantwortung bejahen oder verneinen darf. Aber wo sind die Vertreter jener kolossalen, unendlich viel größern Summe an Zeit und Arbeitskraft, welche jeder einzelne innerhalb der Industrie daran setzen muß, um eine solche Ausstellung zu beschicken und während vieler Monate zu verwalten? Wer schützt diese Klasse der Bevölkerung vor dem gezwungenen Aufwande, für welchen in den meisten Fällen nur ein ideeller Nutzen erhofft werden kann? Diese ungeheuern Opfer darf man nur dann fordern, wenn man mit voller Erwägung aller Verhältnisse allen Ernstes hoffen darf, daß der ideelle Nutzen für die Gesammtheit, welchen der einzelne nicht berechnen kann, die realen Opfer des einzelnen aufwiegt. Aber nun und nimmermehr darf man mit diesen Summen, mit diesen Kräften experimentiren und ein Unternehmen beginnen, welches aller menschlichen Berechnung nach nur einen sehr geringen Nutzen stiften kann und alle Möglichkeiten großen Schadens in sich schließt. Die von Bucher mitgetheilten Erfahrungen sind hierfür überaus lehrreich.

Was bleibt also übrig an Gründen für ein derartiges Unternehmen? Schließlich nichts als Zeitungsstimmen, welche davon berichten, man dächte in Rußland oder Spanien oder auch in Italien daran, eine Weltausstellung ins Leben zu rufen.

Digitized by Google

Spanien kann nicht ernstlich in Betracht kommen; die Aussichten für eine Beschickung liegen dort jedenfalls noch unendlich viel schlechter als für Deutschland; ebenso wenig Italien. In Rußland wäre eine Weltausstellung unter Umständen möglich, aber schließlich würden auch dorthin nur Exportwaaren gelangen, die für Rußland bestimmt wären; den Charakter eines Weltmarkts würde bei der Abgelegenheit des Landes eine solche Ausstellung nicht annehmen können.

Die Völker Europas sollten doch nach so mancherlei Erfahrungen stark genug sein, sich bei Fragen, welche so tief in alle Lebensbedürfnisse einschneiden, nicht von allgemeinen Androhungen und Erpressungen bestimmen zu lassen, wobei es ihnen schließlich ergeht wie einer Studentenversammlung, welche sich zu einem unzeitgemäßen Fackelzug oder einer ähnlichen zwecklosen Demonstration von einer Hand voll Rädelsführern bestimmen läßt, indem jeder Studentenverbindung gesagt wird, daß die andere sich betheiligen wird, worauf sich denn eine jede, um sich nicht ausstechen zu lassen, bis über die Ohren für einen neuen Wichs in Schulden stürzt, um gegen ihren Willen, gegen ihre Interessen bei der Parade zu erscheinen.

Es ist doch unmöglich zu bestreiten, daß die an sich so fruchtbringende und wichtige Idee der Weltausstellung während des letzten Jahrzehnts auf das gewaltthätigste abgehetzt worden ist. Wir wollen daher die gebietende Stellung, welche Deutschland einnimmt, nicht misbrauchen zur Fortsetzung dieses Weltausstellungskrieges, sondern wir wollen im Gegentheil eine Entwaffnung für unbestimmte Zeit commandiren. Wenn Deutschland seine Enthaltung von der pariser Ausstellung wenige Monate früher beschlossen hätte, so hätte sich sicherlich die Hälfte der übrigen Staaten ihm angeschlossen. In Paris selbst hat man bis in den Anfang des Jahres 1878 hinein, obgleich die Gebäude halb fertig standen, nicht mit Bestimmtheit auf das Zustandekommen der Ausstellung gerechnet: so schwankend waren damals bereits alle Voraussetzungen. Wenn Deutschland jetzt will, so wird es ihm nicht schwer fallen, eine geschlossene Liga gegen eine Weltausstellung bis auf weiteres zu Stande zu bringen. Die meisten, wenn nicht alle Länder werden uns dafür dankbar sein. Es soll Ruhe gehalten werden, bis durch gemeinsame Berathung der contrahirenden Mächte das wirkliche allseitige Bedürfniß nach einer neuen Weltausstellung anerkannt ist, und wir können in einer solchen internationalen Abmachung uns recht wohl vorbehalten, daß dann in erster Linie Deutschland berücksichtigt werden soll.

Wir wollen uns aber nicht damit begnügen, nur abzulehnen, sondern wir wollen den gesunden Kern festhalten, welcher den jetzigen Bemühungen um eine große Ausstellung zu Grunde liegt. Schälen wir alles ab, was nur äußere und bedenkliche Demonstration ist, was mehr Schaden und Ungemach als wirklichen Vortheil verheißt, so bleibt uns als Wünschenswerthes die Aufgabe: das deutsche Gewerbe zu einem tüchtigen und bewußten Aufraffen und Sammeln seiner Kräfte zu veranlassen. Dies erreichen wir aber weit sicherer in einem bestimmt abgegrenzten Rahmen, als in dem weiten Tummelplatze einer Weltausstellung. Einen greifbaren Nutzen hat uns im letzten Jahrzehnt keine Weltausstellung gestiftet, wohl aber die Ausstellung von deutsch-österreichischer Kunst und Kunstgewerbe in München 1876, also genau das Gebiet, welches wir auch in der allgemeinen

Digitized by Google

Betrachtung als das einzige bezeichnen mußten, das auf einer etwaigen Weltausstellung eine wahre Lebensfähigkeit zeigen würde.

Hier ist der Punkt, wo wir anknüpfen, dies die Aufgabe, welche wir fortsetzen sollen.

Wenn wir uns verführen lassen, jetzt bereits wieder eine neue Weltausstellung zusammenzurufen, so verpuffen wir den letzten Rest von Lebenskraft, den die Weltausstellungsidee hat, für ein Feuerwerk, das uns weder beleuchtet noch erwärmt. Sammeln wir dagegen die erschöpften Kräfte und tragen ruhig und von allen Seiten neues Material herbei, so ist es sehr wohl möglich, daß nach einer längern Pause, deren Dauer sich jetzt nicht berechnen läßt, eine Weltausstellung wieder einmal ihre befruchtende und erhebende Kraft auszuüben im Stande ist. Wollen wir uns aber eine solche Ruhe schaffen, so genügt es eben nicht, daß wir unsererseits uns abwartend verhalten, sondern wir müssen handelnd vorgehen und auch die übrigen Länder zur Enthaltung bestimmen, zu gleicher Zeit aber im eigenen Hause ruhig und bewußt weiter arbeiten, jeden gesunden Keim fortbilden und uns daran gewöhnen, daß wir in unsern eigenen Grenzen die wünschenswerthe Befriedigung unserer Bedürfnisse finden, und es getrost der Zukunft überlassen, daß uns dann auch der Weltmarkt seine internationale Anerkennung schenkt.

Digitized by Google

Kant als Vater des Pessimismus.

Von

Eduard von Hartmann.

II.

1) Der eudämonologische Pessimismus.

Daß die Aufgabe, die Summe der Glückseligkeit des Lebens zu ziehen, nach Kant nicht principiell unlösbar sei, hatten wir schon oben gesehen; Lust und Unlust lassen sich als positive und negative Größe derselben algebraischen Summe einfügen (I, 131—132; VII, 2., 143), und alle Gefühlsarten sind, sofern sie Lust und Unlust sind und nichts weiter, homogen und deshalb durcheinander meßbar und miteinander vergleichbar (VIII, 129—133). Es kommt also nur darauf an, den principiell möglichen Calcul richtig durchzuführen.

Was diese Rechnung erschwert, ist lediglich die optimistische Selbsttäuschung und die Menge der Illusionen, welche theils die Natur zur Ueberwindung der Selbstsucht uns eingepflanzt hat und welche zum andern Theil wir selber aus Eitelkeit und Dünkel in uns nähren. Der Mensch „verbindet mit der Kunst, sich elend zu machen, noch diejenige, es vor sich selbst zu verbergen durch die Decke, die er auf die traurigen Gegenstände des Lebens wirft, und befleißigt sich einer leichtsinnigen Achtlosigkeit bei der Menge der Uebel, die ihn umgeben und die ihn gleichwol unwidersetzlich zu einem weit schmerzhaftern Gefühl endlich zurückführen" (VII, 128). Auf Illusion oder Verblendung beruht alle Anhänglichkeit an zeitliche Dinge, welche als eine nicht auf Gewalt beruhende Sklaverei bezeichnet werden kann; sie kann in Abhängigkeit von Sachen oder vom Wahne anderer Menschen bestehen, und heißt im erstern Falle Ueppigkeit, im letztern Eitelkeit (XI, 259). Die Ueppigkeit besteht in dem Wahn, die Zufriedenheit dadurch erreichen zu können, daß möglichst viel Neigungen durch möglichst viel Annehmlichkeiten befriedigt werden (XI, 252), während man in Wahrheit von der Zufriedenheit um so weiter abkommt, je mehr eine cultivirte Vernunft sich mit der Absicht auf den Genuß des Lebens und der Glückseligkeit abgibt (VIII, 14), je mehr man sein Gefühl durch Verfeinerung dem Schmerz eröffnet, je weiter man sich von Einfalt und Genügsamkeit entfernt (XI, 243). Eitelkeit, Ehrgeiz und Geiz sind in doppeltem Sinne „Güter des Wahns", erstere weil sie in der eingebildeten Abhängigkeit von dem Wahne anderer bestehen (XI, 259; IV, 413), letzterer deshalb, weil er nur die Meinung liebt, daß er viele Güter des Lebens (die doch auch das

Digitized by Google

Glück nur eingebildeterweise begründen sollen) durch sein Geld haben könnte, ohne es jemals ernstlich zu wollen (XI, 244).

Ein „Hirngespinst" ist es ferner, die Muße und Nichtsthuerei als süße Idee vor Augen zu haben, wenn man daran denkt, sich einmal zur Ruhe zu setzen; denn Muße ohne Arbeit kann niemals erquicken und befriedigen, sondern höchstens durch Ergötzlichkeiten betäuben und erschöpfen, oder läßt vor Langeweile verschmachten (XI, 256—257). „Chimärisch" ist es, die erstrebten Güter des Lebens in ihrem Besitz genießen zu wollen, denn der Besitz läßt kalt und der bezaubernde Reiz, der nur im Nachjagen lag, ist dann ausgedunstet (XI, 245). Dies gilt nicht blos von dem Besitz materieller Güter, sondern auch von dem der Geliebten (XI, 245), ja man kann sogar in gewissem Sinne von dem Chimärischen der Freundschaft reden (XI, 224), insofern dieselbe ein „Ideal des Wunsches" ist, das zwar im Vernunftbegriffe keine Grenzen kennt, in der Erfahrung aber doch immer sehr begrenzt werden muß (IX, 337—338). Alles „Chimärische unserer Zustände" (XI, 224), alle Güter des Wahns gehören zu jenen „täuschenden Anlockungen, die den Menschen unvermerkt aus der ihm eigenthümlichen Stelle in der Schöpfung bringen, in deren geziemender Ausfüllung seine Aufgabe besteht" (XI, 241). Teleologisch unnütz sind aber die Illusionen, welche sich von selbst entwickeln, keineswegs, z. B. der Erwerbstrieb und Ehrtrieb sind beide nützlich zu dem Zweck, die allgemeine Neigung zur Ueppigkeit einzuschränken; sie sind Gegenmittel, welche die Natur schafft, wie die Schwielen gegen die harte Arbeit (XI, 237).

Auch das ist ein „verblendender Irrthum", an einen großen Werth der Wissenschaften für die menschliche Glückseligkeit zu glauben; die Ueberschätzung desselben ist erst von Rousseau berichtigt (XI, 240). Jedenfalls ist die Wissenschaft nicht Sache der Nothdurft, sondern der Annehmlichkeit (XI, 258), gehört also in eudämonologischer Hinsicht zur Ueppigkeit; die aus ihr entsprungene Lust kann auch erkünstelt (XI, 237), und vernünftig kann man auch ohne sie sein (XI, 225). Den meisten dient sie nur zum Werkzeuge der Eitelkeit oder zum Beförderungsmittel der Ueppigkeit und erwirkt größtentheils keine Verbesserung des Verstandes, sondern nur eine Verkehrtheit desselben (XI, 238); zur Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts kann unmöglich etwas gehören, was so lange Zeit hindurch gar nicht auf Erden war, und zu so vielen Völkern und Einzelnen niemals hinreichen wird (XI, 237). Der Nutzen der Wissenschaft liegt theils in der Verhinderung der Uebel, die sie selbst angerichtet hat, theils in einer Beförderung der Moral, indem sie den Menschen seine Stelle in der Schöpfung gehörig ausfüllen lehrt (XI, 239); er ist also zum größten Theil negativ, und insoweit er positiv ist, fördert er nicht die Glückseligkeit, sondern die Moral.

Die stärkste und urwüchsigste unter allen Illusionen ist der Wahn, daß das Leben einen eudämonologischen Werth haben müsse, weil der Trieb, es zu erhalten, und sei es auch unter den ungünstigsten Umständen, so überaus mächtig ist. „Laßt den Hospitalkranken auf seinem Lager leiden und darben, und ihn oft wünschen hören, daß der Tod ihn je eher je lieber von dieser Plage erlösen möge; glaubt ihm nicht, es ist nicht sein Ernst. Seine Vernunft sagt es ihm zwar vor, aber der Naturinstinct will es anders. Wenn er dem Tode als seinem Befreier (Jovi

Digitized by Google

liberatori) winkt, so verlangt er doch immer noch eine kleine Frist und hat immer irgendeinen Vorwand zur Vertagung (procrastinatio) seines peremtorischen Decrets" (X, 363—364). Wenn auch der Geistliche die Seligkeit der künftigen Welt ihm noch so sehr preist, so wünscht er doch sehnlichst, von dem Arzt in diesem Jammerthal noch einige Zeit erhalten zu werden (X, 269). Daß dieser instinctive Selbsterhaltungstrieb nützlich ist für die Erhaltung der Welt, wer wollte das bezweifeln; aber wie kann er etwas gegen die Wahrheit des Pessimismus beweisen, da er doch mit der Stimme der Vernunft im Widerspruch steht! (X, 364.) Der Versuch, hierdurch den Pessimismus umzustoßen, ist eine „Sophisterei", deren Beantwortung sicher dem Ausspruch eines jeden Menschen von gesundem Verstande, der lange genug gelebt und über den Werth des Lebens nachgedacht hat, überlassen werden kann (VII, 392—393). Wie vor dieser Sophisterei über den Werth des Lebens im allgemeinen, so muß man sich auch vor Sophistereien über den Werth der einzelnen Lebensgüter hüten, zu welchen die Verblendung der besondern Triebe so leicht verleitet. Wie viel Illusionen, so viel Wahn und Irrthum in der Schätzung, denn der Genuß liefert nicht was der Prospect versprach (IX, 438); und insoweit der Prospect oder die illusorische Erwartung selbst schon eine Lust enthielt, muß dieselbe damit bezahlt werden, daß die Enttäuschung oder der Widerspruch zwischen Prospect und realem Genuß sowie das Hervortreten der zuvor leichtsinnig übersehenen Uebel den Menschen „unwidersetzlich zu einem weit schmerzhaftern Gefühl endlich zurückführen" (VII, 128). Wie viel Illusionen, so viel Fehlerquellen in der richtigen Schätzung des Lebenswerthes; dieser Satz ist von Kant nicht direct ausgesprochen, aber er liegt seinen Ausführungen offenbar zu Grunde.

Diejenige Illusion, deren Enthüllung durch Schopenhauer den eudämonologischen Optimisten am anstößigsten erschien, ist die individualisirte Geschlechtsliebe; aber auch diese hat schon Kant unumwunden als den „wollüstigen Wahn" bezeichnet (IV, 438). Die Geschlechtsliebe hat nichts mit dem ästhetischen Geschmack, auch nichts mit der Liebe des Wohlgefallens oder Wohlwollens, am wenigsten mit der moralischen Liebe zu thun, wiewol sie mit der letztern in enge Verbindung treten kann, sondern sie ist eine begehrliche Leidenschaft, ein Affect von besonderer Art (sui generis) (IX, 278—279). Allen Reizen auch der wohlgesittetsten Unterhaltung mit dem Frauenzimmer liegt, man mag um das Geheimniß herumgehen, soweit man will, doch endlich die Geschlechtsneigung zu Grunde (IV, 434). Mit der ganzen Bezauberung, die über den Geschlechtstrieb verbreitet ist, verfolgt die Natur ihre große Absicht „und alle Feinigkeiten, die sich hinzugesellen, sie mögen nun so weit davon abzustehen scheinen wie sie wollen, sind nur Verbrämungen und entlehnen ihren Reiz aus derselben Quelle" (IV, 435). Diese Naturabsicht ist erstens die Erhaltung der Art und zweitens die Verfeinerung derselben durch die Weiblichkeit (VII, 2., 240). Dem ersten Zweck dient am sichersten das ganz einfältige und grobe Gefühl im Geschlechtstriebe, das nur auf das Geschlecht als solches geht, dem zweiten Zweck das verfeinerte, delicate und anspruchsvolle Gefühl in geschlechtlichen Dingen; wenn ersteres leicht in Roheit und Liederlichkeit ausartet, so verfehlt letzteres leicht den Hauptzweck und macht seinen Träger noch dazu unglücklich (IV, 439—440). In die Oekonomie der Geschlechtsbeziehungen hat

Digitized by Google

die Natur einen so reichen Schatz von Veranstaltungen zu ihrem Zweck hineingelegt, daß es noch lange Stoff zu Problemen geben wird, die Weisheit der sich nach und nach entwickelnden Naturanlagen zu bewundern und praktisch zu gebrauchen (VII, 2., 246); als heuristisches Princip bei diesen Nachforschungen über die Geschlechtsbeziehungen und insbesondere über den weiblichen Geschlechtscharakter muß man das nämliche gebrauchen, was in Wirklichkeit constitutives Princip des Geschlechtscharakters gewesen ist, nämlich den angegebenen Zweck des Geschlechtsverhältnisses, welcher, selbst vermittels der Thorheit der Menschen, doch der Naturabsicht nach Weisheit sein muß (VII, 2., 239). Die Thorheit der Menschen liegt nicht darin, der weisen Naturabsicht zu dienen, sondern zu wähnen, daß sie mit diesem Dienste nicht den Naturzweck, sondern ihre persönlichen Zwecke fördern, z. B. einen überschwenglichen Genuß von dem Besitz der Geliebten erwarten, der doch blos in Erwartung besteht (XI, 245). Ein Liebesroman muß mit der Trauung schließen, weil das Ende der Liebesschmerzen zugleich das Ende der Liebe (versteht sich mit Affect) ist (VII, 2., 146).

Daß ein großer Theil der am meisten gepriesenen Lebensgüter nur einen negativen, oder genauer: privativen, Charakter hat, ist Kant wohl bekannt. So ist z. B. die Gesundheit „ein nur negatives Wohlbefinden, sie selber kann nicht gefühlt werden" (IX, 353). Unmittelbar angenehm ist sie nur negativ, als Entfernung aller körperlichen Schmerzen; ihr positiver Werth ist nur ein mittelbarer, sofern sie ein Zustand ist, der zur zweckvollen Thätigkeit fähig und aufgelegt macht (IV, 52). „Voltaire sagte, der Himmel habe uns zum Gegengewicht gegen die vielen Mühseligkeiten des Lebens zwei Dinge gegeben: die Hoffnung und den Schlaf. Er hätte noch das Lachen dazurechnen können" (IV, 210). Von diesen dreien das wichtigste und unentbehrlichste ist gewiß der Schlaf; dieser aber ist blos ein negatives Gut, insofern er „ebenso viel Ersparniß am Ungemache ist, das überhaupt das Leben im Wachen unvermeidlich bei sich führt" (X, 366—367). „Der größte Sinnengenuß, der gar keine Beimischung von Ekel bei sich führt, ist im gesunden Zustande Ruhe nach der Arbeit" (VII, 2., 201); diese Ruhe würde aber an und für sich nichts Genießbares sein, sie wird zur fühlbaren Last durch das bloße Verschwinden einer langen Beschwerde (VII, 2., 146). Wäre Arbeit nicht eine an und für sich unangenehme (und nur durch den Erfolg ergötzende) Beschwerde, so könnte die Ruhe nach ihr keine Lust sein (VII, 2., 146); man sucht die Arbeit auf, weil man einen Stachel zur Thätigkeit fühlt, der selbst immer einen Schmerz bei sich führt (VII, 2., 147), wählt sie also als das kleinere von zwei Uebeln. Um des Erfolges willen ist uns die Arbeit durch ein Gesetz der Natur auferlegt, und dieses Gesetz ist so unumstößlich, daß, was der eine zu wenig arbeitet, der andere für ihn zu viel arbeiten muß; wer also seine eigene Glückseligkeit durch Unterlassung der lästigen Arbeit über das Mittelmaß steigern will, der wird (abgesehen davon, daß er dieses Ziel doch verfehlt) dadurch den übrigen durch Nöthigung zur Mehrarbeit so viel von ihrer Glückseligkeit rauben (XI, 237). Wenn kein anderer Stachel (z. B. die Noth) zur Arbeit treibt, so kann es schon die Langeweile sein, die keineswegs ein blos privativer Empfindungszustand, sondern eine ganz positive Unlust ist. Wäre das Leben an sich selbst und die Aufmerksamkeit auf die Zeit

Digitized by Google

desselben ein Vergnügen, so würde man billig jeden Verlust an Zeit bedauern, nicht aber das Bewußtsein derselben als einen Schmerz betrachten können, vor dem man sich selbst durch freiwillige Uebernahme von Beschwerden zu befreien sucht (VII, 2., 148). Die sogenannten Vergnügungen sind großentheils selbst nur negativ, d. h. sie sind bloße Zeitkürzungen oder Mittel, die Aufmerksamkeit von der Zeit abzulenken und dadurch von der Unlust der Langeweile zu befreien (VII, 2., 148). Hierzu zählen besonders die sogenannten geselligen Vergnügungen, Lustfahrten (VII, 2., 148), Tischgesellschaften, die nicht der Schwelgerei dienen, sondern durch Erzählen, Raisonniren und Scherzen während der Tafel unterhalten sollen, nach Tische die sprachlose Conversation des Tanzes oder die der wahren Humanität schwerlich förderliche des Spiels, in geschmacklosester Gestalt die Tafelmusik (VII, 2., 204—208).

Negativ ist auch die Zufriedenheit, sowol die eudämonologische (Kant sagt: ästhetische oder pragmatische) als die moralische. Durch Befriedigung möglichst vieler Neigungen zur Zufriedenheit gelangen wollen, ist ein Wahn. „Denn die Neigungen wechseln, wachsen mit der Begünstigung, die man ihnen zutheil werden läßt, und lassen immer noch ein größeres Leeres übrig, als man auszufüllen gedacht hat. Daher sind sie einem vernünftigen Wesen jederzeit lästig, und wenn es sie gleich nicht abzulegen vermag, so nöthigen sie ihm doch den Wunsch ab, ihrer entledigt zu sein (VII, 256)." Vergnügen kann überhaupt niemals da stattfinden, wo man es zur Beschäftigung macht (XI, 245), und je klüger und raffinirter man sich Annehmlichkeiten des Lebens zuführt, desto weiter kommt man von der Zufriedenheit ab (VIII, 14); denn die Verfeinerung des Gefühls eröffnet dasselbe um so stärker dem Schmerz, und nur Einfalt und Genügsamkeit sind es, die zur Zufriedenheit führen (XI, 243). Einfalt macht zufrieden durch Unkenntniß der Annehmlichkeiten, weise Genügsamkeit dadurch, daß man sie willkürlich entbehrt, weil man die Unruhe fürchtet, die aus ihnen entspringt (XI, 252). Positive Glückseligkeit ist selbst dann nicht in diesem Leben zu erreichen (VIII, 270), wenn man durch Einfalt und Genügsamkeit das Leben auf die Befriedigung des wahrhaften Naturbedürfnisses herabsetzen (d. h. zu dem unhaltbaren Naturzustande zurückkehren) wollte, oder andererseits die Geschicklichkeit zur Erlangung darüber hinausgehender Annehmlichkeiten noch so hoch steigern wollte; denn die Natur des Menschen (d. h. die psychologische Natur des Willens) ist nicht von der Art, irgendwo im Besitze und Genusse aufzuhören und befriedigt zu sein (IV, 327). Die Zufriedenheit, nach welcher man anstatt nach Glückseligkeit zu streben hat, kann demnach im Gegensatz zu dieser nur ein negativer Zustand, eine Selbstbescheidung oder Genügsamkeit sein, welche nicht durch Erreichung von Annehmlichkeiten gewonnen wird, sondern durch Verzicht auf dieselben. Aber auch in diesem negativen Sinne bildet die Zufriedenheit nicht ein wirklich erreichbares Ziel (VII, 149), sondern ein Ideal der Vernunft, dem man sich asymptotisch annähert, im Gegensatze zu der Glückseligkeit, welche ein Ideal der Einbildungskraft (VIII, 44) oder ein „Schattenbild" ist (VII, 360), von dem man sich im Nachjagen immer weiter entfernt.

Aehnlich wie mit der eudämonologischen Zufriedenheit ist es auch mit der

Digitized by Google

moralischen, welche ebenso unerreichbar ist wie jene (VII, 2., 149). Auch die moralische Zufriedenheit ist eine blos negative Beruhigung der Bedürfnißlosigkeit und hat mit positiver Glückseligkeit nichts zu schaffen (VIII, 216, 256). Moralische Glückseligkeit ist ein Unding, ein sich selbst widersprechender Begriff (IX, 220, 233). Eudämonologische und moralische Zufriedenheit zusammengenommen würden, wenn man sie als erreicht voraussetzte, doch nicht den geringsten Theil von positiver Glückseligkeit darstellen, sondern nur einen negativen Zustand der Freiheit von allen physischen und moralischen Leiden hervorbringen, d. h. den Indifferenzpunkt der Lust- und Unlustempfindungen, unterhalb dessen zu bleiben das wirkliche Leben verurtheilt ist (IV, 331—332).

Der Werth des Lebens stellt sich verschiedenen Temperamenten verschieden dar. „Das cholerische Temperament ist unter allen am wenigsten glücklich, weil es am meisten den Widerstand gegen sich aufruft" (VII, 2., 219); sein Merkmal ist das Gefühl für Ehre (IV, 4., 15), ein Wahn, der sehr nützlich, obzwar an sich selbst sehr seicht ist (IV, 413). Das melancholische Temperament ist der philanthropischen Stimmung nicht günstig, „weil der, welcher selbst die Freude entbehren muß, sie schwerlich andern gönnen wird" (VII, 2., 218). Das phlegmatische Temperament ist das affectlose, kaltblütige, das nichts zu bereuen hat, und schon bei gewöhnlicher Dosis Vernunft den Schein des Weisen hervorruft (VII, 2., 219); was den Phlegmatiker glücklich macht, ist ein größerer Mangel feinerer Empfindung, eine vergleichungsweise Fühllosigkeit (IV, 415). Wenn beim Melancholischen der Tiefsinn, der über einer Empfindung brütet, dem Frohsinn seine leichte Veränderlichkeit benimmt, so disponirt der Leichtsinn des sanguinischen Temperaments zur Lustigkeit; da alle Abwechselung das Gemüth belebt und stärkt, so ist der, welcher alles, was ihm begegnet, auf die leichte Achsel nimmt, wenngleich nicht weiser, doch gewiß glücklicher, als der an Empfindungen klebt, die seine Lebenskraft starren machen (VII, 2., 216). Die glücklichen Bestandtheile der vier Temperamente sind also der Stumpfsinn des Phlegmatikers und der Leichtsinn des Sanguinikers oder mit andern Worten, der Mangel an feinerm Gefühl und umsichtiger (vor- und rückblickender) Reflexion, d. h. der Mangel an denjenigen Eigenschaften, durch welche der Mensch sich vom Thier unterscheidet.

Ebenso wenig vortheilhaft, wie aus dem Gesichtspunkte der verschiedenen Temperamente, stellt sich der Werth des Lebens am Leitfaden der verschiedenen Altersstufen dar. Nach Lucrez erfüllt das Kind die Luft alsbald mit traurigem Winseln, wie es einer Person zusteht, die in eine Welt treten soll, wo so viele Drangsale auf sie warten (VII, 127—128). In Wahrheit hat aber das Geschrei des Neugeborenen „nicht den Ton des Jammers, sondern den der Entrüstung und des aufgebrachten Zorns an sich; nicht weil ihn etwas schmerzt, sondern weil ihn etwas verdrießt; vermuthlich darum, weil es sich bewegen will und sein Unvermögen dazu gleich als eine Fesselung fühlt, wodurch ihm die Freiheit genommen wird" (VII, 2., 269). Den Jüngling quält der Widerstreit zwischen dem Geschlechtstrieb und der bürgerlichen Unfähigkeit, denselben in sittlicher Weise zu befriedigen, sodaß er sich schwer irgendwelchen Lastern zu entziehen vermag (VII, 2., 266). Wie schöne Plane macht sich der Mensch, wie träumt er von Ehre und Wohlstand,

Digitized by Google

von Eheglück und großen Unternehmungen! Aber während die Bilder dieser Zauberlaterne vor seiner Einbildung spielen, führt das Schicksal ihn ganz andere Wege; bei jedem Schrite fühlt er sich in seinen Erwartungen getäuscht, und immer von neuem getäuscht, weil die Einbildung im Zeichnen neuer Entwürfe nicht ermüdet, bis der Tod, der noch immer in dunkler Ferne zu liegen scheint, einmal plötzlich dem ganzen Spiel ein Ende macht (VII, 129—130). Bleibt aber der Tod ungewöhnlich lange aus, so kommt man in einen Zustand der Invalidität, wo das Unvermögen den Gebrauch und mit diesem zugleich den Verbrauch und die Erschöpfung der Lebenskraft abhält, und man gleichsam nur in einer niedrigern Stufe (als vegetabilisches Wesen) lebt, nämlich ißt, trinkt und schläft, also zwar als animalisch gesund, aber für das bürgerliche Leben als krank zu betrachten ist (X, 382); die Verlängerung des Lebens führt also dahin, „daß man endlich unter Lebenden nur so geduldet wird, welches eben nicht die ergötzlichste Lage ist" (X, 383).

Wozu also eine „Kunst, das menschliche Leben zu verlängern", wozu sich um des Lebens willen den gewohnten Genuß des Lebens schmälern, warum der hinanstrebenden jüngern Welt nicht Platz machen? (X, 383.) Wie oft ziehen Armuth und Elend am Rocken der Parzen einen langen Faden und wie viele scheinen nur sich oder andern zur Plage so lange zu leben! (VII, 130.) „Ein frühzeitiger Tod derer, von denen wir uns viel schmeichelnde Hoffnung machten, setzt uns in Schrecken; aber wie oft mag nicht dieses eben die größte Gunst des Himmels sein! Bestand nicht manches Menschen Unglück vornehmlich in der Verzögerung des Todes, der gar zu säumig war, nach den rühmlichsten Auftritten des Lebens zu rechter Zeit einen Abschnitt zu machen?" (VII, 131.) Es gibt keine thörichtere Klage im Munde der Menschen als die über die Kürze des Lebens. „Man muß sich nur schlecht auf die Schätzung des Werthes desselben verstehen, wenn man noch wünschen kann, daß es länger währen solle, als es wirklich dauert; denn das wäre doch nur eine Verlängerung eines mit lauter Mühseligkeiten beständig ringenden Spieles. Aber man mag es einer kindischen Urtheilskraft allenfalls nicht verdenken, daß sie den Tod fürchtet, ohne das Leben zu lieben, und, indem es ihr schwer wird, ihr Dasein jeden einzelnen Tag mit leidlicher Zufriedenheit durchzubringen, dennoch der Tage niemals genug hat, diese Plage zu wiederholen" (VII, 381).

Der Mensch fühlt das Leben als eine Plage, von der er so viel Mühseligkeiten ersparte, als er verschlafen hat; wäre es anders, so müßte er wünschen, daß der Schlaf gar nicht Bedürfniß für ihn wäre, was schwerlich ein Mensch wünschen wird (X, 371). Der mühe- und trübsalvolle Zustand des gegenwärtigen Lebens" wäre, auch wenn er nur als „Prüfungszeit" betrachtet würde, doch eine solche, „der die meisten unterliegen, und in der auch der Beste seines Lebens nicht froh wird" (VII, 393). Zum Beweise frage man jeden, der lange genug gelebt und über den Werth des Lebens nachgedacht hat, „ob er wol, ich will nicht sagen auf dieselbe, sondern auf jede andere ihm beliebige, selbst entworfene Bedingung (nur nicht etwa einer Feen-, sondern dieser unserer Erdenwelt) das Spiel des Lebens noch einmal durchzuspielen Lust hätte" (VII, 393; IV, 332). Der Verzicht auf das noch einmal Leben besagt so deutlich als möglich, daß das Leben schlechter

Digitized by Google

als das Nichtleben, und daß die Welt, in der man keinen aller zur Wahl gestellten Plätze ausfüllen mag, schlimmer als gar keine Welt sei. Die Stellung der obigen Frage kann man sogar auf eine künftige Welt (und, kann man hinzufügen: auf andere Weltkörper der uns bekannten Welt) ausdehnen, vorausgesetzt, daß man die „andere Ordnung der Dinge", welche man für dieselbe voraussetzt, doch auch wieder als eine Naturordnung im Gegensatze zur moralischen ansieht; denn wenn hier für diese Welt der pessimistische Lauf der Dinge nach der Ordnung der Natur weise ist, welchen Grund will die Vernunft geltend machen, daß er nach demselben Gesetze in einer künftigen Welt unweise sein würde? (VII, 396.) In Bezug auf andere Weltkörper der uns bekannten Welt ist dieser Schluß noch zwingender, weil es sich dabei nicht blos um eine Naturordnung, sondern um dieselbe Naturordnung, die auch auf Erden gültig ist, handelt. Jedenfalls genügt der Hinweis auf die gesetzmäßige Entstehung des pessimistischen Zustandes des uns bekannten Lebens aus teleologisch nothwendigen physischen und psychischen Gesetzen, um den Einwand abzuschneiden, daß der Pessimismus vielleicht auf Erden eine Wahrheit sei, aber daß hieraus nicht auf seine Wahrheit für das Universum geschlossen werden dürfe. Allerdings kann die theoretische Begründung sich unmittelbar nur auf das unserer Erfahrung zugängliche Erdenleben erstrecken, und erst mittelbar kann entweder durch Analogie oder besser durch Deduction (aus dem inductiv erwiesenen Causalzusammenhange zwischen den fundamentalen physischen und psychischen Gesetzen und der Negativität der Lustbilanz) darauf geschlossen werden, daß in der gesammten Sphäre der Erscheinungswelt das Leben einen negativen eudämonologischen Werth habe; hierzu kommt aber noch die praktische Begründung des Pessimismus, welche positiv verlangt, daß mindestens in dem Leben aller zur Sittlichkeit bestimmten Individuen die Glückseligkeit weder außerhalb der Sittlichkeit noch durch dieselbe erreichbar sein dürfe.*)

Da mit den gesteigerten Anforderungen der Sittlichkeit an die eigenen Leistungen und mit der Verfeinerung des Gefühls die Unlust des Einzellebens ebenso wächst wie die Unlust des socialen Lebens mit dem Culturfortschritt, so ist es sogar als unausweichliche Consequenz der Kant'schen Voraussetzungen zu bezeichnen, daß auf andern Weltkörpern oder in künftigen Welten (sofern sie unter den Begriff der Erscheinungswelt fallen), sowol der durchschnittliche Unlustüberschuß als auch das reflectirende Bewußtsein über denselben um so höhere Grade zeigen muß, je feiner das Empfindungsvermögen, je scrupulöser das Gewissen und je vollkommener die socialen Lebensbeziehungen entwickelt sind. Umgekehrt kann man sagen, daß der thierähnliche Stumpfsinn und Leichtsinn, die Gewissenlosigkeit der bisherigen Menschheit und die Unvollkommenheit ihrer socialen Institutionen als der Grund davon betrachtet werden müssen, daß der durchschnittliche Unlustüberschuß des Lebens noch keine größern Dimensionen angenommen hat, und namentlich davon, daß das Bewußtsein über diesen negativen eudämonologischen Werth des Lebens (d. h. der

*) Diese praktische Begründung des Pessimismus bei Kant im Sinne eines ethischen Postulats habe ich in einem besondern Aufsatz nachgewiesen, betitelt: „Kant's Reinigung der Moral von der Glückseligkeitslehre" („Im neuen Reich", 1879, Nr. 35).

Digitized by Google

Pessimismus) bisher nur in verhältnißmäßig wenig Menschen erwacht ist, von den meisten vielmehr eifrig abgewehrt wird.

Wer so der Meinung ist, daß die Natur uns Menschen mit ihren verderblichen Wirkungen und Plagen nicht verschont, daß aber auch bei der wohlthätigsten Natur außer uns unsere Glückseligkeit nicht erreichbar wäre, weil die Natur in uns derselben nicht empfänglich ist (IV, 327), und daß die ruhmredigen Hochpreisungen der Vortheile, die uns die Vernunft in Ansehung der Glückseligkeit verschaffen solle, unter Null herabzusetzen seien, der darf darum keineswegs „grämisch" oder gegen die Güte der Vorsehung undankbar gescholten werden (VIII, 14). Nur das instinctive Streben des Menschen nach dem Schattenbild der Glückseligkeit macht es ihm so schwer, zu begreifen, daß diese Glückseligkeit unmöglich der Zweck der Schöpfung sein könne (IV, 334), daß der Zweck des Menschen ein höherer sein müsse, zu dem er nicht durch sein Genießen, sondern durch sein sittliches Verhalten, Handeln und Wirken (IV, 334) als Glied in der Kette der Finalität oder als Mittel des teleologischen Processes im Mechanismus der übrigen Glieder beiträgt (III, 327—328), wenngleich dieser Endzweck für seine Erkenntniß unbestimmt bleibt (IV, 331, Anmerkung Zeile 5 von unten).*) Von Gottes Güte würde man sich dann allerdings eine andere Vorstellung machen müssen, als sonst üblich; sie kann nicht in dem Bedürfniß nach anderer Wohlsein oder Glückseligkeit bestehen (VIII, 146), nicht Wohlwollen sein, sondern nur eine Nachsicht mit dem moralischen Unvermögen der Geschöpfe (X, 170), welche die moralische Gesinnung anstatt der wirklichen Erfüllung durch unendliche Annäherung annimmt (X, 77—78).

Wenn man das optimistische Vorurtheil von einem eudämonologischen Werthe des Lebens zerstört, so ist man damit weit entfernt, dem Leben allen und jeden Werth abzusprechen; man schafft damit vielmehr erst Raum für die Anerkennung seines wahren, d. h. teleologischen Werthes, man macht das Leben damit nicht schwerer, sondern leichter zu ertragen, weil man das Maß seines Werthes von zufälligen Glücksumständen befreit und in des Menschen eigene Hand legt. Gelänge es einem Menschen, sein ganzes Leben hindurch zu genießen, und auch seine Umgebung genießen zu machen und sich ihrer Freude sympathisch zu freuen, so würde die Vernunft sich doch niemals überreden lassen, daß ein solches Leben einen Werth habe; nur durch das, was er thut, ohne Rücksicht auf Genuß und unabhängig von dem, was ihm die Natur auch leidend verschaffen könnte, gibt er seinem Dasein einen Werth (IV, 52, vgl. XI, 242). Der Gedanke, daß das Leben gar

*) Daß der Mensch nach Kant außerdem und nebenher auch noch in jedem Augenblick Selbstzweck als moralisches Wesen sein soll (IV, 333—334), ist eine zwiefache Ueberspannung erstens des selbstherrlichen Individualismus gegen den Universalismus und zweitens des subjectiven Moralismus gegen die absolute Teleologie. Erstens kann vom Gesichtspunkt des Kant'schen Evolutionismus aus nicht der einzelne Mensch, sondern nur die Menschheit in ihrem collectiven Geistesleben als Zweck der Natur bezeichnet werden, und zweitens ist sie auch so verstanden immer nur Durchgangspunkt in der Kette der Zwecke, Mittelzweck für einen höhern Endzweck (wie Kant IV, 327—328 richtig ahnt), und nicht Selbstzweck oder Endzweck.

Digitized by Google

keinen Werth durch seinen Genuß, sondern nur durch seinen Gebrauch habe (d. h. der ethische Pessimismus oder die pessimistische Moral), ist offenbar „das gründlichste und leichteste Besänftigungsmittel aller Schmerzen" (VII, 2., 155; vgl. X, 370, IV, 331), denn nun hat man es in seiner Gewalt, seinem Leben einen Werth zu verleihen. So verkehrt es ist, das Leben der Zeit nach in die Länge ziehen zu wollen, so weise ist es, dasselbe möglichst gehaltvoll zu machen (vitam extendere factis); „das Ausfüllen der Zeit durch planmäßig fortschreitende Beschäftigungen, die einen großen beabsichtigten Zweck zur Folge haben, ist das einzige sichere Mittel, seines Lebens froh und dabei doch auch lebenssatt zu werden" (VII, 2., 149).

Wer so den Zwecken der Vorsehung willig dient, indem er zu der Entwickelung der Menschheit einen Beitrag liefert, der genügt damit zugleich dem kategorischen Imperativ des moralischen Gesetzes oder den Forderungen seines sittlichen Bewußtseins; wer sein Leben zu einem wahrhaft werthvollen macht, der ist tugendhaft, und darum trotz des Verzichtes auf Glückseligkeit nicht ängstlich gebeugt und niedergeschlagen, sondern muthig und fröhlich. Wer zwar seine Pflicht thut, aber sie ohne Fröhlichkeit des Herzens thut, bei dem muß man noch einen Mangel an moralischer Gesinnung und einen verborgenen Haß gegen die Pflicht voraussetzen; wer das Gute auch liebgewonnen hat, der wird es auch mit fröhlicher Gemüthsstimmung erfüllen, und wird selbst die Frömmigkeit nicht in der Selbstpeinigung der Reue, sondern in dem festen Vorsatz der Besserung suchen (X, 25; IX, 354). Die Fröhlichkeit bei der Pflichterfüllung kann also als Merkmal dafür gelten, daß dieselbe nicht blos eine äußerliche, legale ist, sondern aus innerer Moralität der Gesinnung entspringt; da erst die letztere verdienstlich ist, so kann auch die Pflichterfüllung erst durch den Frohsinn, der sie begleitet, verdienstlich und exemplarisch werden (IX, 354).

Die Lebensweisheit des Pessimismus besteht in dem stoischen Grundsatze: gewöhne dich, die zufälligen Lebensübel zu ertragen und die ebenso überflüssigen Ergötzlichkeiten zu entbehren, oder kürzer: sustine et abstine (IX, 353, 437); wer diesen Grundsatz befolgt, wird durch die Aufopferung mancher Lebensfreuden und den Kampf mit manchen Hindernissen nicht finster und mürrisch werden (IX, 353), sondern einen ruhigen und heitern Gleichmuth gewinnen, wie er dem zwischen Hoffnung und Enttäuschung hin- und hergeworfenen eudämonologischen Optimisten unerreichbar ist (vgl. VII, 127). Da es Unsinn wäre, das Geschehene ungeschehen machen zu wollen, so muß man sich aus dem Sinne schlagen, was nicht zu ändern ist, aber nichts sich zu Gemüthe ziehen (VII, 2., 151). Dadurch erlangt man Gleichmuth, welcher nicht mit Gleichgültigkeit zu verwechseln ist und die Empfindsamkeit, oder das Vermögen, den Zustand sowol der Lust als der Unlust zuzulassen, oder auch vom Gemüth abzuhalten, nicht ausschließt (VII, 2., 150). Diese Gleichmäßigkeit der Stimmung oder Laune muß man so üben, daß man sich z. B. jederzeit zum aufgeräumten Theilnehmer der Gesellschaft disponiren kann; aus solchem Gleichmuth in Verbindung damit, daß man sich nichts vorzuwerfen hat, entspringt dann die Fröhlichkeit des Herzens (IX, 438). Macht man keine hohen Ansprüche an das Leben in Bezug auf Glückseligkeit und an die Menschen in

Digitized by Google

Bezug auf Vollkommenheit, und erwartet jederzeit nur Mittelmäßiges, so bleibt man vor Enttäuschungen bewahrt, und wird bisweilen auch wol durch unvermuthete Vollkommenheiten angenehm überrascht (IV, 440—441). Auch hierin ist der Pessimist im Vortheil gegen den Optimisten, und selbst die sanfte Schwermuth, mit welcher der Pessimismus edle Herzen erfüllt, dürfte einen höhern eudämonologischen Werth haben als die ungestüme Belustigung des Leichtsinnigen und das laute Lachen des Thoren (VII, 127). Nur eine Betrübniß über Dinge, an denen man gar nichts ändern kann, ist darauf angewiesen, sich als schmelzender Affect zur Schönheit auszugestalten; eine Betrübniß über Zustände, welche sich in der Entwickelung befinden, und durch die Entwickelung in irgendwelchem Sinne überwunden werden sollen, gehört zu den rüstigen Affecten (IV, 137), und fügt zum Gleichmuth den wackern Muth (animus strenuus) hinzu (IX, 353). So läßt die sanfte Schwermuth der rüstigen Betrübniß sich durch das Mittelglied des wackern Gleichmuthes ganz wohl mit ruhiger Heiterkeit oder Fröhlichkeit des Herzens vereinigen, ohne daß darin ein Widerspruch zu finden wäre. Diese Stimmung der pessimistischen Moral oder des ethischen Pessimismus kommt unter allen möglichen Stimmungen der wahren Zufriedenheit am nächsten und gewährt dadurch der Sittlichkeit auch in positiver Hinsicht eine höchst werthvolle Grundlage. „Der Mensch nimmt nicht eher Antheil an anderer Glück oder Unglück, als bis er sich selbst zufrieden fühlt. Macht also, daß er mit Wenigem zufrieden sei, so werdet ihr gütige Menschen machen" (XI, 230). Dies thut aber eine Philosophie, welche die optimistischen Illusionen zerstört, welche den Jüngling lehrt, daß der Genuß nicht hält, was der Prospect versprach (IX, 438), welche (unbeschadet aller Hochschätzung des Zweckes, dem das Leben dient) das Leben als solches verachten lehrt (XI, 227) und dadurch die kindische Furcht vor dem Tode beseitigt (IX, 438); d. h. mit Einem Wort: zufriedene und gütige Menschen macht nur der Pessimismus. Der Pessimismus kann erklärt werden als die Verbindung von Wissenschaft und Verachtung des Lebens, welche zusammen das wirksamste Gegenmittel gegen die allgemeine Selbstsucht und Neigung zur Ueppigkeit bilden (XI, 227).

2) Der transscendente Optimismus.

Es würde der Vorwurf der Unvollständigkeit und tendenziösen Einseitigkeit erhoben werden können, wenn nach der Erörterung des für die Erscheinungswelt unüberwindlichen Pessimismus nicht der Art und Weise Erwähnung geschähe, wie Kant für die intelligible Welt denselben zu überwinden und einem transscendenten Optimismus Raum zu schaffen versucht. Während bis hierher alles klar und mit sich zusammenstimmend war, wird hier der Gedankengang verworren und widerspruchsvoll, weshalb es nicht lohnend scheint, diesen Gegenstand mit gleicher Ausführlichkeit wie die vorhergehenden zu behandeln.

Kant gesteht ein, daß die Unsterblichkeitshoffnung einen verführerischen Reiz besitze, welcher die Wagschale der für sie sprechenden Gründe daniederdrückt, und daß er diese Unrichtigkeit weder heben könne noch wolle (VII, 75), obwol der Hinweis auf die Unsterblichkeit als ein Machtspruch der moralisch-gläubigen Ver-

Digitized by Google

nunft den Zweifelnden nur zur Ruhe verweise, aber nicht als Theodicee befriedige (VII, 395—396). Gleichwol hält er an dem Unsterblichkeitsglauben fest, 1) weil die unvollkommene Entwickelung der moralischen Anlagen des Individuums im Diesseits ihre Vollendung durch einen unendlichen Progressus im Jenseits fordere (VIII, 261—262), und 2) weil die thatsächliche instinctive Glückbedürftigkeit der Geschöpfe einem allweisen und allmächtigen Schöpferwillen widersprechen würde, wenn sie nur verliehen wäre, um niemals befriedigt zu werden (VIII, 246—247). Nun sind aber beide Schlüsse hinfällig, weil Kant selbst diese Prämissen bereits als Grundlagen anderer Schlußfolgerungen zu verwenden gelehrt hat, welche ihre nochmalige Verwerthung ausschließen.

Die unvollkommene Entwickelung der Anlagen des Individuums diente als Voraussetzung, um den Evolutionismus in Bezug auf die Entwickelung der Menschheit als Gattung zu begründen (VII, 319—320; VII, 2., 271); da durch diesen allein schon die Vorsehung wegen der Unvollkommenheit des Einzelnen gerechtfertigt ist, so fällt mit seiner Annahme der Grund fort, sie zum zweiten mal durch Annahme der Unsterblichkeit zu rechtfertigen. Das Bedürfniß nach Glückseligkeit oder die Selbstliebe ist ein Instinct, der seine teleologische Rechtfertigung darin findet, daß er die Basis der nothwendigen Selbstbehauptung des Individuums bildet, und daß nur durch das Gegeneinanderwirken der vielen einzelnen Selbstbehauptungen das zweckvolle Ganze sich entwickelt (VII, 324); es kann also dieser Generalinstinct ebenso gut wie so viele Specialinstincte illusorisch sein in Bezug auf den vorgespiegelten Gewinn für das Individuum, ohne daraus der Vorsehung einen Vorwurf machen zu können. Will man die Unsterblichkeit nur, um der Vorsehung seine Person als moralisch werthvolles Werkzeug zu erhalten, so greift man dadurch der Weisheit der Vorsehung vor, die selbst wol am sichersten ermessen kann, ob die Fortdauer der alten, oder der Eintritt immer neuer Bewußtseine in den Proceß ihren Zwecken besser diene; will man die Unsterblichkeit aber deshalb, weil man dem eudämonistischen Instinct noch nicht die absolute Abdankung zuzumuthen wagt, so steht man insoweit noch hinter den Forderungen des Moralgesetzes zurück, welches eine vorbehaltlose Hingabe der Persönlichkeit an die Zwecke des Absoluten verlangt; so schwächt man das Ideal der Selbstverleugnung durch Compromisse mit der Schwachheit der menschlichen Natur ab (VII, 190—191).

Aus den Grundsätzen der Kant'schen Moral folgt also keineswegs, daß es im Jenseits eine Fortsetzung des Individuallebens geben müsse, in welcher die hier mangelnde Proportionalität von Sittlichkeit und Glückseligkeit verwirklicht wird, sondern es folgt im Gegentheil, daß eine solche Annahme erstens keine Begründung hat, und zweitens der Moral höchst gefährlich sein würde. Man kann aber weiter gehen und behaupten, daß eine Harmonie von Sittlichkeit und Glückseligkeit in der intelligibeln Welt nach Kant'schen Grundsätzen überhaupt unmöglich ist.

Unter der intelligibeln Welt im Gegensatze zur Erscheinungswelt versteht Kant diejenige, in welcher Raum, Zeit, Causalität u. s. w. keine Geltung haben; in einer solchen Welt ist also keine Einwirkung der immateriellen Geister aufeinander mehr möglich, weil diese Causalität voraussetzt; es hört überhaupt jede Thätigkeit

Digitized by Google

und Veränderung auf, weil eine solche nur zeitlich zu denken wäre. Solche Erstarrung und Versteinerung mit Bewußtsein durchleben zu sollen, erklärt Kant selbst für eine empörende Vorstellung (VII, 420); eine solche absolute Langeweile wäre das Gegentheil von Glückseligkeit. Diejenige Welt, wo die Harmonie von Sittlichkeit und Glückseligkeit verwirklicht werden soll, kann mithin nicht eigentlich die intelligible Welt sein, sondern ein unklares Mittelding zwischen dieser und der Erscheinungswelt, eine Welt, in der die Geister zwar leibfrei und begierdenfrei leben, aber doch noch thätig und entwickelungsfähig sind (VII, 49, 52, 58; X, 154—155). In solchem Zustande ist eine Glückseligkeit in gewöhnlichem Sinne nicht möglich, weil diese in der Befriedigung der Wünsche und Neigungen besteht, welche doch einem vernünftigen Wesen (ebenso wie der Körper) jederzeit lästig sind, und deren Fortfall erst die Unsterblichkeit wünschenswerth machen kann (VIII, 256); eine „moralische Glückseligkeit" aber kann keinen Ersatz gewähren, erstens, weil eine solche nicht positive, sondern nur negative Zufriedenheit sein kann (VIII, 256), und zweitens, weil sie dort wie hier immer unvollkommen, d. h. relative Unzufriedenheit mit sich selbst bleiben muß (VII, 2., 149). So muß denn Kant selbst einräumen, daß die Vorstellung eines unendlichen Fortschreitens zum Endzweck doch zugleich ein Prospect in eine unendliche Reihe von Uebeln sei, nämlich in die beständige, wenn auch sich stets vermindernde Unzufriedenheit (VII, 421). Solange Thätigkeit, Entwickelung und Sittlichkeit möglich bleibt, bleibt also auch die Antinomie zwischen Sittlichkeit und Glückseligkeit ungelöst, da man so lange auch die intelligible Sphäre in Wahrheit noch nicht betreten hat; thut man dies wirklich, so gelangt man in jenes Nirwana, wo Glückseligkeit und Sittlichkeit zugleich ihren Sinn verlieren und nur das Erlöschen des Bewußtseins vor der „ewigen Weile" schützt. Wer in diesem Leben mit voller Selbstverleugnung sich ganz der sittlichen Arbeit für die Zwecke der Vorsehung hingibt, der wird damit nicht blos relativ lebensfroh, sondern zugleich auch lebenssatt (VII, 2., 149), und bedarf der Unsterblichkeitsvorstellung nicht mehr, deren Schreckhaftigkeit er durchschaut (IV, 403). Wenn Kant in seinen moralischen und religionsphilosophischen Schriften in der transscendenten Harmonie von Sittlichkeit und Glückseligkeit den absoluten Schöpfungszweck erkannt zu haben glaubt (VIII, 272), dessen Vernünftigkeit nicht allein die Wahl dieser Welt als der besten unter allen möglichen Welten, sondern auch die Existenz einer Welt überhaupt rechtfertige (X, 6), so widerruft er diese Behauptung durch die Schrift „Ueber das Mislingen aller philosophischen Versuche in der Theodicee", woselbst er sich auf den Standpunkt des Hiob, d. h. auf die Unerforschlichkeit des göttlichen Rathschlusses, zurückzieht (VII, 399—402). Wenn er so seinen Versuch, durch einen transscendenten Optimismus den Pessimismus der Erscheinungswelt zu überwinden, als verfehlt anerkennt, so läßt er dafür auch in dieser Abhandlung die Wahrheit sowol des eudämonologischen Pessimismus als auch des evolutionistischen Optimismus als zweifellos feststehen; diese Lehren werden also in keiner Weise von dem Skepticismus berührt, zu welchem er sich hier in Bezug auf den Endzweck der Vorsehung und in Bezug auf die Rechtfertigung der Weltschöpfung durch denselben bekennt.

Digitized by Google

Metternich's Memoiren.

Von

Walter Rogge.

Für den letzten Staatskanzler aus Oesterreichs vordualistischen Tagen, wie entgegengesetzten Urtheilen er auch verfallen ist, gilt nicht des Dichters Wort über Wallenstein:

> Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
> Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.

Als Säule der Contrerevolution von den einen bewundert, von den andern gehaßt, solange er die Gewalt in Händen hatte, sah er seinen Nimbus verblassen, sobald ihm die Macht entschlüpft war. Ein volles Decennium war es ihm noch vorbehalten, seiner eigenen Mumificirung beizuwohnen: denn wenn er auch die Genugthuung hatte, schon nach einem halben Jahre die Nemesis über jene hereinbrechen zu sehen, die ihn von seinem Piedestal gestürzt, blieb er selbst doch absolut verschollen. Mit jener Stagnation, die er und sein Gentz vertraten, hatte die nachmärzliche Reaction auch nicht das mindeste gemein. Für die Regierungen wie für die Völker war Metternich mit seinem Falle auch für immer abgethan; selbst die Liberalen gedachten seiner nur noch mit mitleidigem Achselzucken. Als sechsundachtzigjähriger Greis mußte er es dann erleben, daß acht Tage vor seinem Tode auf dem Schlachtfelde von Magenta auch in territorialer Beziehung jene Ordnung der Dinge zusammenbrach, die der Wiener Congreß ins Leben gerufen und die nur so lange haltbar war, als eben die Franciscéisch-Metternich'sche Auffassung galt, die den Nationen jede Selbstberechtigung und jedes Eigenleben unbedingt absprach, um sie absolut als sachliches Eigenthum der Souveräne zu behandeln. Franzens berühmte Devise für die innere Politik: „Totus mundus stultizat et vult habere constitutiones", erhält durch eine facsimilirte Beilage zu Metternich's Memoiren ein prächtiges, aber auch ganz nothwendiges Correlat für die Behandlung der auswärtigen Fragen. In dem Entwurfe zu einem Handschreiben, das der Armee nach dem ersten Pariser Frieden den kaiserlichen Dank aussprach, strich Franz das zweimal vorkommende Wort „Vaterland", um dafür einmal „Meine Völker" und das andere mal „der Staat", dann, auch dieses durchstreichend, noch peremtorischer „Mein Staat" zu setzen. Beide Auffassungen ergänzen einander. Die Völker, die in ihren eigenen Angelegenheiten nichts mitreden durften, sollten sich naturgemäß auch nicht einbilden, ein Vaterland zu haben: sie bildeten, je nach

Digitized by Google

den Launen der Diplomatie heute so, morgen anders zusammengewürfelt, das staatliche Besitzthum ihres jeweiligen Souveräns. Von diesen Anschauungen konnte der Staatskanzler mit stolzem Selbstbewußtsein schreiben: „Das sogenannte Metternich'sche System war kein System, sondern eine Weltordnung; Revolutionen ruhen auf Systemen; ewige Gesetze stehen außer und über dem, was mit Recht den Werth eines Systems hat." Und doch genügte eine Revolution, die ihrerseits nur halbjährige Dauer hatte, diese vermeintliche Weltordnung mit ihren angeblich ewigen Gesetzen so spurlos hinwegzufegen, wie wol noch niemals das dürftigste System in so kurzer Zeit zerstoben ist, nachdem sein Urheber vier Decennien Muße und Macht gehabt, es unter der Zustimmung aller europäischen Souveräne uneingeschränkt zu verwirklichen. Schritt mit dem Stolze Metternich's auf seine Schöpfung hielt dann nur seine Verwunderung, daß man seine Dimission nicht nur annahm, sie nicht nur durch die Veröffentlichung in der „Wiener Zeitung" zu einem unwiderruflichen fait accompli stempelte, sondern auch nach Herstellung der Ordnung allen Ernstes daran ging, Oesterreich ohne ihn und seine ewigen Gesetze zu regieren, bezüglich deren er übrigens in den Märztagen zu sehr weitgehenden Compromissen bereit gewesen, um sein Portefeuille zu retten.

Metternich zählt daher auch keineswegs zu jenen starken Naturen, die viel umstritten sind, weil es schwer ist, zu ihrer imponirenden Gestalt den Schlüssel zu finden. Wohl aber gehört er zu denjenigen Persönlichkeiten, an denen „Rettungen" und Weißwaschungen mit großer Vorliebe versucht werden, weil die Menschheit fürchtet, sie doch am Ende ungerecht so schnell und gründlich der Vergessenheit überliefert zu haben, nachdem die Völker einmal des Druckes, durch dessen Ausübung solche Staatsmänner ihren Haß hervorgerufen, los und ledig geworden. Man sagt sich mit Goethe: „Wo Rauch ist, da muß auch Feuer sein"; wer fast ein halbes Jahrhundert lang in der Geschichte Oesterreichs wie Europas eine so scharf markirende Rolle gespielt, den darf man nicht blos mit Lord Holland als eine „große Mittelmäßigkeit" abthun; der verlangt und verdient eine liebevollere, eine eingehendere Betrachtung, jetzt, wo er nicht mehr durch seine Schrullen, die er mit der ewigen Weltordnung verwechselt, die Staaten und Nationen in das unerträglichste physische und moralische Prokrustesbett zwängt. Nachdem der Kriegszustand vorüber ist, den die gesammte nicht geradezu urreactionäre öffentliche Meinung gegen Metternich behaupten mußte, sollte die Zeit der kalten objectiven Würdigung auch für ihn kommen. Die Völker vergessen leicht, was man ihnen Böses angethan: und namentlich die gewissenhaften Deutschen sind stets geneigt, sobald nur die materia peccans entfernt ist, sich Scrupel zu machen, ob sie in ihren Antipathien auch nicht zu weit gegangen. So ist denn Deutschland seit jeher der classische Boden für schadhafte Reputationen gewesen, von Jacobs' und Wieland's Tagen bis auf Stahr und Oncken. Schon seit ein paar Jahrzehnten wurden allerlei verschämte Anstalten gemacht, um zu beweisen, daß der Fürst gar nicht so abgeneigt gewesen, dem Zeitgeiste Zugeständnisse zu machen, daß er jedoch mit dem leisesten Versuche in dieser Richtung an dem eisernen Willen des Kaisers gescheitert sei. Dann kamen die Darstellungen der Napoleonischen Zeit, die wenigstens den Metternich der Befreiungskriege von jenem der Karlsbader Beschlüsse

Digitized by Google

scharf unterschieden wissen wollten. Fragmentarische Mittheilungen aus den fürstlichen Hausarchiven sollten die Welt belehren, daß der Kanzler, mindestens seitdem der russische Krieg in der Luft schwebte, innigste Fühlung mit Hardenberg gesucht, gefunden und dauernd erhalten habe, daß Oesterreich und Preußen in Einer Linie, daß Metternich und Hardenberg in fortwährendem intimsten Einvernehmen auf den Sturz Napoleon's hingearbeitet. Sagt doch Metternich selber: „Es scheint, ich habe bei den Malern mit der Feder dasselbe Schicksal wie bei denen mit dem Stifte oder mit Farben; meine geistige Bildung muß wol ebenso schwer zu erhaschen sein wie meine physische Gestalt." Wie dankbar also müssen wir dem Sohne des Verstorbenen sein, daß er uns durch Herausgabe der hinterlassenen Papiere seines Vaters zur endgültigen Entscheidung des Streites zwischen dem Metternich der Tradition und seinen „Rettern" befähigt, daß er uns eine, wenn auch mosaikartig aus verschiedenen Schriftstücken zusammengesetzte, aber ununterbrochen fortlaufende Biographie des Fürsten aus dessen eigener Feder liefert.

Und zum Ueberflusse umfassen gleich die ersten zwei Bände, die jetzt erschienen sind*), die Zeit bis zum zweiten Pariser Frieden mit allen dazugehörigen Schriftstücken. Mit Recht sagt Metternich in der „Erklärung", die er im December 1844 niederschrieb, als er die bis dahin fertigen Manuscripte in seinem Hausarchiv verwahrte: „Mein Leben gehört der Zeit an, in welcher es verlaufen ist; diese Zeit bildet ihrerseits einen Abschnitt der Weltgeschichte, sie war eine Periode des Ueberganges. In solchen Perioden ist das frühere Gebäude bereits eingerissen, das neue besteht noch nicht. Es wird gebaut und die Zeitgenossen spielen dabei die Rolle der Werkleute. Baumeister melden sich von allen Seiten; nicht Einem ist es beschieden, das Werk vollendet zu schauen, denn hierzu ist das Leben des Menschen zu kurz." Der Verfasser bemerkt dann weiter: „Die Epoche, welche ich vorzugsweise berücksichtigt habe, ist jene zwischen den Jahren 1810 und 1815; denn sie ist die bedeutendste in meinem Leben gewesen und sie trägt dasselbe Gepräge in der Weltgeschichte." Wenn also auch die Selbstbiographie mit allen entsprechenden pièces justificatives vorläufig nur bis 1815 reicht, ist doch das „ex ungue leonem" hier in vollstem Maße anwendbar. Wie begreiflich und gerechtfertigt das halb melancholische Selbstgefühl ist, womit Metternich, noch im Zenith seiner Macht und im 36. Jahre seines Ministeriums, im 44. seiner diplomatischen Laufbahn in österreichischen Diensten, schreibt: „Zeuge der Ordnung der Dinge vor der Französischen Revolution und Zeuge oder Theilnehmer aller Ereignisse, die den Umsturz dieser Ordnung begleiteten, oder ihm folgten, stehe ich heute unter allen Zeitgenossen allein auf der ragenden Bühne", um so mehr müssen wir dem fürstlichen Autor danken, daß er „den Nachkommen einen Leitfaden" in die Hand gegeben, der „ihnen die Wahrheit über das, was ich wollte und nicht wollte, zeigen wird". Nur muß leider von vornherein bemerkt werden, daß der hohe Werth, den diese Beschreibung des eigenen Lebens selbstverständlich beanspruchen

*) „Aus Metternich's nachgelassenen Papieren. Herausgegeben von dem Sohne des Staatskanzlers, Fürsten Richard von Metternich-Winneburg. Geordnet und zusammengestellt von Alfons von Klinkowström" (Bd. 1 u. 2, Wien, W. Braumüller, 1880).

Digitized by Google

kann, denn doch sehr wesentlich durch Einen Umstand beeinträchtigt wird. Die Schrift selber ist wieder eine oratio pro domo, eine Art „Rettung" im Oncken'schen Sinne. Der Verfasser nimmt darin die Pose an, als sei er während jener Jahre 1810—15, ein unbeugsamer Vertreter des conservativen oder legitimistischen Princips, der eigentliche Hebel zum Sturze Napoleon's gewesen, den er seit Uebernahme des österreichischen Ministeriums klar vorhergesehen und mit allen Mitteln planmäßig und absichtlich gefördert habe. Nun aber läßt sich aus dem reichen Material der beigegebenen Schriftstücke gar vielfach und schlagend nicht nur das absolut Irrige dieser Auffassung, sondern die Wahrheit des diametralen Gegentheils beweisen. Unterstützt wurde diese Selbsttäuschung noch durch den gar langen Zeitraum, der zwischen den Ereignissen und ihrer Erzählung liegt; selbst unabsichtlich und selbst in Betreff des rein Thatsächlichen konnten dabei gar leicht Irrthümer aus bloßer Gedächtnißschwäche mit unterlaufen und sind factisch nicht selten mit untergelaufen, natürlich immer in jener Richtung, wie sie der oratio pro domo dienlich waren. Daß die Selbsttäuschung nicht auch zur Täuschung anderer führt — freilich nur für jene Leser, welche sich durch die Lektüre der fascinirenden Selbstbiographie nicht vom Studium der dreimal so starken Actenstücke abhalten lassen — danken wir der Liberalität und Ehrlichkeit, womit der fürstliche Herausgeber bei der Auswahl der pièces justificatives vorgegangen ist, offenbar nach dem Princip: „magis amica veritas". Metternich selbst sagt in seinem „politischen Testament" von sich: „Ich habe Geschichte gemacht und deshalb die Zeit, sie zu schreiben, nicht gefunden." Er wiederholt diesen Satz mehrmals. Wir verstehen und würdigen den selbstbewußten Stolz, der sich darin ausspricht. Aber ebendeshalb erfordern auch folgende Daten die allergrößte Beachtung. Die autobiographische Denkschrift ist aus drei Stücken zusammengesetzt, von denen nur ein ganz kleiner, überdies unvollendet gebliebener, über die Jahre 1813 und 1814 schon 1829 niedergeschrieben ward. Da dieses Fragment gleich damals zur Veröffentlichung bestimmt war, obschon es nicht dazu gelangte, muß es selbstverständlich den Charakter eines diplomatischen Actes ad hoc, also einer Tendenzarbeit, nicht den einer objectiven historischen Erzählung tragen. Der Theil der Lebensbeschreibung, der die Zeit von der Geburt bis zum Jahre 1810 enthält, ist erst 1844, der Rest gar erst 1852 verfaßt. Mit andern Worten, die Summe dieses Rechenexempels ist: die Zeit von 1810—15, wo Metternich mit 37 bis 42 Jahren im großen Stil Geschäfte machte, hat er zum Theil erst als declassirter Minister und verbitterter Greis mit 79 Jahren beschrieben. Das Facit ergibt sich von selbst. Gar mancher Abschnitt der Autobiographie fällt unter die Censur, die der fürstliche Autor den Erzählern seines eigenen Lebens ertheilt: „C'est ainsi que s'écrit l'histoire et qu'elle ne devrait pas s'écrire." Der Leser, der die Selbstbiographie sorgfältig mit der Documentensammlung vergleicht, wird mehr als einmal genöthigt sein, in den Schmerzensschrei einzustimmen, den der Staatskanzler fremden Darstellungen gegenüber öfter ausstößt, der sich aber auch gegen seine eigene Erzählung richten läßt: „Und so schreibt man Geschichte!"

An Beispielen fehlt es nicht. So unternimmt es Metternich 1844, die Gefühle zu schildern, mit denen er 1801 — sehr gegen seinen Willen, wie er uns glauben

Digitized by Google

machen will und wie es ihm 43 Jahre später ja auch wol wirklich vorgekommen sein mag — durch Uebernahme des dresdener Gesandtenpostens in den kaiserlichen Dienst eingetreten sei. Er schreibt: „Hier mögen die sehr einfachen Grundsätze, auf die ich zu allen Zeiten die gemeinhin mit dem Namen Politik und Diplomatie bezeichnete Wissenschaft zurückgeführt habe, ihren Platz finden. . . . Was die moderne Welt charakterisirt, was sie wesentlich von der Alten Welt unterscheidet, das ist die Tendenz der Staaten, sich einander zu nähern und in irgendeiner Weise in einen Gesellschaftsverband zu treten, der mit der, im Schoße des Christenthums entwickelten großen menschlichen Gesellschaft auf derselben Grundlage ruhe. Diese Grundlage besteht in der Vorschrift des Buches der Bücher: thue dem andern nicht, was du nicht willst, daß dir gethan werde. Diese Grundregel jedes menschlichen Verbandes, auf den Staat angewendet, heißt in der politischen Welt Reciprocität, und ihre Wirkung ist, was man in der Sprache der Diplomatie bons procédés nennt, mit andern Worten: gegenseitige Zuvorkommenheit und ehrliches Vorgehen.“ Nun wollen wir zwar keineswegs so ohne weiteres die Charakteristik von Metternich's Rivalen und Gegnern als allein gültigen Maßstab auf den Kanzler anwenden. Nicht das Wort Napoleon's: „Ein Staatsmann soll immer täuschen, doch niemals lügen; Metternich aber lügt immer und täuscht niemand.“ Auch nicht den Ausspruch Talleyrand's, der, nach Flassant, sagte, Metternich bilde sich ein, man sei schon ein Staatsmann, wenn man immer und unbesehens die krummen Wege den geraden vorziehe. Daß er aber, ohne allen Ehrgeiz, wie er fort und fort versichert, mit dem „Hange zu ernsten Studien“, nur „widerstrebend“ die öffentliche Laufbahn beschritten habe, um eine Art Apostolat für eine wahrhaft christliche Diplomatie auf rein biblischer Grundlage anzutreten: das ist denn doch ganz entschieden eine hypochondrische Schrulle, die der einundsiebzigjährige Greis dem achtundzwanzigjährigen Lebemann andichtet, lediglich der Doctrin zu Liebe, die seit 1840 den christlich-germanischen Staat, manchmal noch dazu mit getauften Israeliten an der Spitze, als wissenschaftliche Basis einer praktisch den Junkern äußerst bequemen Reaction in Aufnahme gebracht. Man denke! Aufgewachsen in jener Zeit, von der Talleyrand gesagt: „Wer nicht vor 1789 gelebt, der weiß ja gar nicht was leben heißt“, dazu noch in dem üppigen Dunstkreise der kurrheinischen Höfe, namentlich des erzkanzlerischen Hofes von Mainz; 1795 vermählt mit einer Enkelin des Fürsten Kaunitz auf das Versprechen hin, daß beide Theile einander in politischen Dingen gegenseitig fördern, in Herzensangelegenheiten aber nicht geniren wollten; 1796—99 auf dem Rastatter Congreß als Vertreter des westfälischen Grafencollegiums mit dem Herrn Papa um die Wette galanten Abenteuern mehr als Geschäften nachgehend: kommt dieser „perfecte Cavalier“ mit „niedlicher Verve“, wie noch der selige Kaunitz ihn dem Kaiser empfohlen, nach Dresden, um sich dort den ersten diplomatischen Schliff zu erwerben und der Fürstin Bagration mitsammt der schönen Herzogin von Sagan eifrig den Hof zu machen. Nach seiner Biographie aber macht er dort seine Aufwartung strahlend im Flügelkleide der Unschuld, um die Politik nach ascetisch-moralischen Principien zu regeneriren, weil „seine Art, Natur und Werth der Diplomatie aufzufassen, wesentlich von dem Gesichtspunkte verschieden war, unter

Digitized by Google

dem alles dies von der ungeheuern Mehrheit der zu großen politischen Rollen berufenen Männer angesehen wurde". Auch ist das keine Phantasmagorie sans conséquence, die der Greis sich einmal in einer seltsamen Laune vorspiegelt: es ist der Ariadnefaden, der sich durch Metternich's Aufzeichnungen zieht und dem die Thatsachen sich wohl oder übel anpassen müssen. „Bevor ich so viele merkwürdige Ereignisse erzähle, die meine Laufbahn bezeichneten, werde ich die aufrichtige Darlegung der Grundsätze voranschicken, auf denen die Thaten meines politischen Lebens beruhten. Diese Darlegung wird zur Erklärung meiner Handlungen und zur Aufhellung mehrerer Punkte der Geschichte unserer Zeit dienen." Man kann nicht nachdrücklicher sein!

Als Metternich mit 15 Jahren im Sommer 1788 die Universität in Straßburg bezog, hatte Napoleon Bonaparte die Stadt soeben verlassen: als Offizier des dort garnisonirenden Artillerieregiments hatte er daselbst die Studien für seine Waffengattung beendet. Metternich bekam dieselben Professoren der Mathematik und der Fechtkunst wie er, ein Factum, an das jene Meister sich erst erinnerten, als der kleine Artillerist nach und nach großer General, Erster Consul und Kaiser wurde. Während seines Aufenthalts in Straßburg hat Metternich niemals den Namen Bonaparte nennen hören. Als er aber 1806 durch Straßburg reiste, um den Botschafterposten in Paris anzutreten, besuchte ihn der Fechtmeister Justet und sagte ihm: „Ist es nicht ein seltsames Geschick, das mich berufen hat, Ihnen Fechtstunden zu geben, kurz nachdem ich Napoleon solche Lectionen ertheilt? Ich hoffe, daß meine Schüler, der Kaiser der Franzosen und der österreichische Botschafter in Paris, nicht auf den Einfall gerathen werden, sich miteinander zu schlagen!" Mr. Justet wird sich wol nicht haben träumen lassen, daß sein Spaß wenigstens insofern einmal Ernst werden sollte, als sein ehemaliger Zögling neun Jahre später einem Duell mit einem Kaiser, wenn es auch der Selbstherrscher aller Reussen war, nahe genug stand. Die Episode ist zu köstlich, um hier nicht nacherzählt zu werden, besonders da sich an sie am besten die Daten über die ebenso eigenthümlichen wie charakteristischen Beziehungen Metternich's zu Alexander I. knüpfen lassen. Die beiden Männer sahen sich zum ersten mal in Berlin, als Metternich dort Gesandter war und der Zar im October 1805 in die preußische Hauptstadt kam, um mit Friedrich Wilhelm III. den Potsdamer Vertrag abzuschließen, ehe er in das österreichische Hauptquartier abreiste. Wie Metternich dem Minister Colloredo berichtet, kam ihm der Kaiser mit der Bemerkung entgegen: „Es freut mich sehr, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, da ich Sie schon von weit früher her durch Ihre diplomatischen Referate kenne; Sie sind ebenfalls über meine Art zu denken nicht im Unklaren; so können wir uns denn als alte Bekannte aussprechen." Einen kleinen Stoß erlitt diese Intimität nach der leipziger Schlacht, als Alexander, trotz Metternich's „entschiedenster Verwahrung" und obwol Kaiser Franz dieselbe „persönlich unterstützte", darauf bestand, daß Baron Stein, in Metternich's Augen nicht blos ein Erzrevolutionär, sondern auch ein idealistischer Träumer, an die Spitze der Commission zur Verwaltung der zurückzuerobernden deutschen Länder gestellt ward, wie der Zar ihm das versprochen.

Digitized by Google

Der Kanzler machte diese Schlappe wett, ehe zwei Monate vorüber waren, indem er bei seinem Kaiser durchsetzte, daß die österreichischen Truppen unter Feldmarschall Schwarzenberg in der Nacht auf den 22. Dec. zwischen Basel und Schaffhausen an mehrern Punkten den Rhein überschritten, obschon Alexander dagegen aufs bestimmteste Einsprache erhoben, weil er den schweizerischen „Revolutionären" in seiner Umgebung: Laharpe, Jomini und andern, feierlich „die Achtung dessen, was sie die helvetische Neutralität nannten, zugesagt". Militärische Gründe waren dabei keineswegs die allein entscheidenden: die schweizer Patrioten befürchteten und Metternich erhoffte von dem Einmarsche der Oesterreicher in die Republik die Wiederherstellung der vorrevolutionären Cantönliwirthschaft in ihrem vollen Umfange. Es ist eine wohlverdiente Nemesis, daß es nach einem Menschenalter gerade der von Metternich angefachte Sonderbundskrieg war, der den Prolog zu seinem eigenen Sturze bildete, als er nachzuholen wünschte, was ihm auf dem Wiener Congreß mislungen war, die vollständige Contrerevolutionirung der Eidgenossenschaft. Als nun tags darauf Metternich dem russischen Kaiser seinen Handstreich in Freiburg mittheilte, bekämpften sich die verschiedensten Empfindungen in dessen Innern, sodaß sie in seinen Zügen lesbar waren. Erst nach längerer Pause nahm er Metternich bei der Hand und sagte: „Der Erfolg krönt die Unternehmungen; an ihm ist es, das, was Sie gethan, zu rechtfertigen. Als verbündeter Monarch habe ich Ihnen nichts weiter zu sagen; als Mensch jedoch erkläre ich Ihnen, daß Sie mir nicht mehr gut zu machendes Leid zugefügt haben." Der Fürst erwiderte ruhig: „Mein Gewissen macht mir keine Vorwürfe, weil mir der Ruhm Ew. Majestät ebenso sehr am Herzen liegt als die große Sache, die ja nicht minder die Ihre als die von Europa ist." Mit Lebhaftigkeit fiel der Kaiser ein: „Sie wissen nicht, wie wehe Sie mir gethan; Sie kennen nicht die besondern Umstände meiner Lage." „Ich kenne sie", entgegnete Metternich, „und glaube, daß nicht ein einziger davon mir verborgen ist; nicht an Ew. Majestät ist es, mir Vorwürfe zu machen, das Bedauern wäre auf meiner Seite viel besser am Platze. Warum haben Ew. Majestät mich nicht in das eingeweiht, was zu wissen mir noththat, wenn auch nur um es zu bekämpfen? Ew. Majestät hätten sich und dem Kaiser, Ihrem Freunde, manchen Kummer erspart." „Die Sache ist abgethan", sagte der Kaiser beruhigt, „sie ist militärisch gut; mögen denn die persönlichen Rücksichten dem gemeinsamen Nutzen weichen — lassen Sie uns gerade aufs Ziel losgehen, und reden wir nicht mehr davon." Eine neue, noch schreiendere Dissonanz mit noch sentimentalerm Ausklange ergab sich auf dem Wiener Congreß Anfang December 1814, als jene polnisch-sächsische Frage in den Vordergrund trat, die einen Augenblick Preußen und Rußland den drei andern Großmächten fast feindlich gegenüberzustellen drohte. Den Tag nach einer Auseinandersetzung Metternich's mit Hardenberg, worin der österreichische Kanzler dem preußischen mitgetheilt, daß der Zar in einer Unterredung mit ersterm nur geringen Nachdruck auf die Einverleibung Sachsens in Preußen gelegt, ward Metternich in aller Frühe zu Kaiser Franz beschieden, da Hardenberg sofort „directe Berufung an das Gewissen" des Zaren eingelegt. Franz I. unterrichtete seinen Kanzler, daß der Zar soeben nach einer lebhaften Conversation fortgegangen sei, in welcher er diesem Monarchen

Digitized by Google

eröffnet habe, daß er sich von Metternich persönlich beleidigt erachte und entschlossen sei, den Fürsten zum Duell herauszufordern. Der Kaiser fügte bei, er habe vor allem Alexander bemerklich gemacht, wie viel Absonderliches ein solches Vorhaben in sich schlösse, zuletzt aber, die Erfolglosigkeit seiner Vorstellungen einsehend, habe Se. Majestät dem Zaren gesagt, wenn er durchaus auf seinem Vorhaben bestehe, werde er Metternich gewiß bereit finden, einer Herausforderung Folge zu leisten, welche zwar die Vernunft ohne Zweifel verdammen, die Ehre aber anzunehmen gebiete. Franz I. sagte Metternich endlich, er habe nachdrücklich darauf bestanden, der Zar möge, ehe er zur Herausforderung schreite, noch eine directe Explication mit dem Fürsten veranlassen, worauf Alexander eingegangen sei. Metternich, der seinem Herrn erklärte, mit Ruhe die Schritte des Zaren abwarten zu wollen, war kaum in seiner Wohnung angelangt, als sich der russische Generaladjutant Graf Ozarowski bei ihm melden ließ, um im Namen Alexander's den Kanzler zu der Erklärung aufzufordern, daß er sich in seiner Aeußerung gegen Hardenberg geirrt. Der Fürst erwiderte, er könne nicht ein Wort widerrufen, dessen Genauigkeit ihm sein Bewußtsein verbürge; wenn jedoch Fürst Hardenberg ihn falsch verstanden und seine Mittheilungen unrichtig wiedergegeben haben sollte, sei Metternich bereit, den Irrthum zu beheben da, wo er sich finde. Sowie Ozarowski sich mit diesem Bescheide zurückgezogen, ließ der Zar dem Kanzler sagen, er werde auf dem Feste nicht erscheinen, das Metternich bei sich für denselben Abend anberaumt. So vergingen fast drei Monate, während deren beide Männer sich fast täglich in Gesellschaften trafen, aber, „dergleichen thaten, sich nicht zu bemerken". Selbst die „unruhige Neugierde" der Diplomatie ward allmählich „verwischt", weil man sich an den Gedanken gewöhnt, Alexander „schmolle" mit Metternich. Die Verstimmung dauerte bis zum 6. März 1815, wo Metternich in der Nacht die Botschaft von dem Entweichen Napoleon's aus Elba erhielt und vom Kaiser Franz beauftragt ward, das große Ereigniß sofort auch Alexander mitzutheilen. Die Entscheidung, was nunmehr zu geschehen habe, war rasch und kategorisch. Als dieser Gegenstand einmal abgethan war, sagte der Kaiser: „Wir haben noch einen persönlichen Zwist auszutragen; wir sind beide Christen und unser heiliges Gesetz befiehlt uns, Beleidigungen zu vergeben. Umarmen wir uns und alles sei vergessen." Metterwich erwiderte, er habe nichts zu vergeben, wohl aber peinliche Vorfälle zu vergessen; aller Gerechtigkeit nach müsse Se. Majestät sich in der nämlichen Lage befinden; er nehme daher die Vergebung nicht an, schlage aber das Vergessen vor. „Der Kaiser umarmte mich und entließ mich mit der Bitte, wieder sein Freund zu sein."

Allerdings hatte Alexander auch häufig Einfälle, bei denen ein Heiliger die Geduld verlieren konnte; aber nicht minder charakteristisch ist es, daß Metternich alle diese Extravaganzen immer nur darauf hin prüft, ob sie nicht irgendeine noch so homöopathische Dosis von Liberalismus — der Kanzler spricht immer nur von revolutionärer Gesinnung — enthalten. Verstanden wird in dem Buche darunter: jede Abweichung von dem socialen und politischen Quietismus vor 1789, sowie bei den territorialen Arrangements jede Anerkennung des eigenberechtigten nationalen Lebens der Völker, das die Diplomatie hindern würde, sie als rein sach-

Digitized by Google

liches Besitzthum der Souveräne, als bloße Tausch- und Compensationsobjecte zu behandeln, zu vereinen und zu zerstückeln, zusammen- oder auseinanderzulegen. Man kann sich darüber gar nicht schärfer und offenherziger aussprechen, als Metternich es thut, indem er seine Stellung zu dem Wiener Congreß und zur deutschen Frage insbesondere präcisirt. Nur schwer habe der sich stets durch Nüchternheit auszeichnende Sinn der Völker Oesterreichs, die in Napoleon's Heirath mit Marie Luise ein Unterpfand des Friedens zu finden geglaubt, sich in die neuen Kriegsgeschicke gefügt. So habe denn auch der Fürst niemals zu jenen „Phantasten" gehört, deren „deutschthümelnde Gelüste" dem Ende dieser Geschicke irgendeinen andern Werth zuerkannten als den „einer zweiten, nur in ihrer Ausstattung verschiedenen Auflage des frühern Friedenswerkes". Der Pariser Friede nichts als ein umgekehrter Preßburger, Tilsiter, Wiener Friede, wobei Oesterreich — und leider wol auch Preußen! — Seelen und Quadratmeilen, aber durchaus nach den gleichen Principien der alten Cabinetspolitik, zu- statt aberkannt werden mußten! Das schrieb als höchstes Selbstlob im Jahre 1852, also hart an der Schwelle einer neuen Zeit, der Staatsmann nieder, der sich vor allen Dingen mit dem Ruhme eines tiefen Menschenkenners, des sichern Blickes in die Zukunft und besonders des Realpolitikers par excellence zu schmücken trachtet, der aber thatsächlich derartig in seinem Doctrinarismus, wie derselbe eben zu seiner Kastenstellung paßte, verrannt ist, daß eine halbhundertjährige Diplomaten- und Ministerlaufbahn ihm auch nicht den geringsten Einblick in das Spiel der völlig neuen Factoren und Elemente hat eröffnen können, die mit immer lauter dröhnenden Tritten die weltgeschichtliche Bühne beschreiten, um dort einen stets weiter und weiter sich ausdehnenden Raum einzunehmen! Dies Eine Citat würde genügen als Beweis, daß alle Memoiren der Welt das historische Verdict der Zeitgenossen über Metternich's Haltung während der Befreiungskriege principiell auch nicht im allergeringsten modificiren können. Eine weit größere Portion, wenngleich nicht klaren Verständnisses, so doch instinctmäßiger Ahnung, als Metternich's barocke Nüchternheit, bringt da Alexander's mystisch gefärbter Liberalismus den Dingen, die rund um ihn vorgehen, entgegen, obgleich er in dem Kopfe des Selbstherrschers niemals über confuse Anläufe hinauskommt. Freilich ist es eine alte bekannte Geschichte, wie vortrefflich sich bei dem Zaren jedesmal die verzückten Einfälle und visionären Aufwallungen mit seinem persönlichen Interesse vertrugen. Diese nothwendige Ergänzung bedarf das Urtheil Napoleon's über ihn, das uns der Fürst mittheilt: „Neben vielen Vorzügen des Geistes und viel Bestechendem im Umgange liegt etwas in seinem Wesen, das ich nicht näher bezeichnen und worüber ich mich nicht besser aussprechen kann, als indem ich sage, daß bei ihm in allen Dingen immer ein Etwas fehlt. Das Sonderbarste ist, daß man nie voraussehen kann, was in einem bestimmten Falle oder in einer gegebenen Angelegenheit fehlen wird; denn das fehlende Stück wechselt ins Unendliche." Wohl; dies ins Unendliche wechselnde, fehlende Stück diente dem Kaiser vortrefflich bald als Spanische Wand zur Verkleidung seines eigenen Vortheils, bald als Versenkung, aus der dieser egoistische Spuk im unerwartetsten Moment auftauchen konnte. In Teplitz hatte z. B. nach Ablauf des Waffenstillstandes und bei dem Eintritt Oesterreichs in die

Digitized by Google

Action der Zar in die Uebertragung des Centraloberbefehls an den Fürsten Schwarzenberg gewilligt. Aber ehe noch ein Schuß gefallen, ließ Alexander Metternich dringend zu sich nach Sächsisch-Altenburg rufen, um ihm dort ohne Umschweife zu erklären: so könnten die Dinge nicht gehen, es müsse ein neues Arrangement platzgreifen; er sei entschlossen, selber den Titel eines Generalissimus anzunehmen, die wirkliche Führung des Krieges aber, unter diesem Deckmantel, dem General Moreau anzuvertrauen: „der bloße Name Moreau müsse auf die feindliche Armee eine magische Wirkung ausüben". Der Kanzler erwiderte trocken, wenn Se. Majestät auf diesem Arrangement bestehe, werde Kaiser Franz sich von der Allianz zurückziehen. Nach einer langen Pause, während deren er in tiefe Betrachtungen versunken schien, brach der Kaiser das Schweigen mit den Worten: „Nun gut, wir werden die Frage vertagen; aber ich mache Sie verantwortlich für all das Unglück, das daraus entstehen wird." Zwei Tage darauf ward Moreau vor Dresden von der Kanonenkugel, die ihn tödtete, an Alexander's Seite getroffen; und dieser sagte zu Metternich: „Gott hat sein Urtheil gesprochen; er ist Ihrer Meinung gewesen."

Als die Verbündeten Ende Januar 1814 in Langres einrückten und die Frage der Zukunft Frankreichs zu erörtern begannen, bereiteten Metternich abermals „die Revolutionäre, die Alexander umgaben und zu jener Zeit einen unseligen, nur zu entschiedenen Einfluß auf seine Geistesrichtung übten", großen Kummer. Beim Kaiser Franz „bestand keinen Augenblick ein Zweifel", daß jetzt ohne Widerrede „die legitimen Ansprüche des Hauses Bourbon" zur Geltung gelangen müßten. Jene furchtbaren „Revolutionäre" aber, die dem Zaren die Restauration der Bourbons als ein vergebliches Unternehmen dargestellt, agitirten ostensibel und nicht ohne Erfolg für Bernadotte, den „seine frühere Existenz und Laufbahn der revolutionären Partei angenehm machten". Laharpe zumal, den Erzieher Alexander's, in des Kanzlers Augen einen blutrothen Jakobiner, hält Metternich für so schlau, daß derselbe wol ohne Zweifel den Kronprinzen von Schweden auf den französischen Thron erhoben hätte; aber nur als einen Nothnagel, da „seine durch und durch republikanische Gesinnung die Rückkehr zu jener Verfassung vorgezogen hätte, die eben dieser Denkart am meisten entsprach". Welche euphemistische Umschreibung für die unaussprechliche „Rückkehr zur Republik"! Eines schönen Abends nun ließ Alexander den Kanzler rufen, um ihm auseinanderzusetzen: „Die Bourbons auf einen Thron zurückrufen, auf dem sie sich nicht zu behaupten gewußt, hieße Frankreich und Europa neuen, in ihren Folgen unberechenbaren Umwälzungen aussetzen." Hat denn der Zar damit nicht recht behalten? Sein Entschluß, fuhr er fort, sei also gefaßt: vor dem Falle von Paris müsse eine Erklärung der Verbündeten dem Volke bekannt machen, daß die Fremden sich weder in die Wahl der Regierungsform noch in die des Herrschers mischen würden; gleich nach Einnahme der Hauptstadt seien dann Abgeordnete einzuberufen, die im Namen der Nation über beides zu entscheiden haben würden. Metternich's Einwurf, daß das „eine zweite Auflage des Convents" geben und „die Revolution von neuem entfesseln müsse", wies der Kaiser mit der nahe liegenden Bemerkung zurück, dafür seien ja die sieg-

Digitized by Google

reichen Armeen da; überhaupt sei es mit der Republik aus, seitdem sie an ihren eigenen Ausschreitungen zu Grunde gegangen — „ein wesentlicher Punkt sei, nur die Versammlung richtig zu leiten; und hierzu habe er den besten, den tauglichsten Mann in Bereitschaft ... Laharpe". Jetzt brach Metternich los: „Dieser Plan wird von dem Kaiser, meinem Herrn, niemals angenommen werden; und sollten Se. Majestät im Widerstande ermatten, so würde ich unverweilt um meine Entlassung bitten." Von Franz ward Metternich darauf hin ermächtigt, bis zur Drohung mit dem augenblicklichen Abzuge der österreichischen Armee vorzugehen. Alexander war den ganzen folgenden Tag in „großer Aufregung", bis ihm der Kanzler wieder am Abend die Botschaft brachte: „Kaiser Franz ist gegen jede Berufung an die Nation, die in der falschen Lage wäre, angesichts von 700000 fremden Bajonneten berathen zu sollen; er sieht andererseits nicht ein, was der Gegenstand der Berathung sein soll — der legitime König ist da." Alexander „faßte sich" und sagte: „Ich beharre nicht auf meinem Gedanken gegen den Wunsch meiner Alliirten; ich habe nach meinem Gewissen gesprochen; die Zeit wird das übrige thun, sie wird uns auch lehren, wer recht hatte." Nun, die Restauration Ludwig's XVIII. war sicher kein Meisterstück. Auch hier ist es bemerkenswerth, daß diese Aufzeichnungen vom Jahre 1829 datiren. Unmittelbar vor der Julirevolution war mithin Metternich noch von der Ueberzeugung durchdrungen, daß er Europa, „nach Möglichkeit einen auf soliden Grundlagen beruhenden Friedensstand gesichert", indem die Rückkehr der Bourbonen und die Wiederherstellung der alten Grenzen Frankreichs „allein die Bürgschaften eines auf der Basis der Legitimität begründeten Friedens vereinigten" — während Alexander's Ideen „bald im Nebel eines unbestimmten Liberalismus schwebten, bald sich von persönlichen oder zufälligen Einflüssen leiten ließen".

Was Alexander an absonderlichen Schwärmereien zu leisten vermochte, dafür lieferte er wieder einen Beweis in Wien, wo er gern den Capacitäten der englischen Opposition während des Congresses schmeichelte und eines Tages von Lord Grey eine Arbeit über die Bildung einer Opposition in Rußland zu erhalten wünschte. Verwundert bat Grey den Staatskanzler um Aufschluß über diesen unverständlichen Einfall: „Gedenkt denn der Kaiser ein Parlament bei sich einzuführen? Dann kann er zum voraus der Sorge um eine Opposition überhoben sein; sie wird ihm gewiß nicht fehlen." Nun, auch ohne Parlament braucht heute sein Neffe nicht mehr künstlich die Opposition großzuziehen! Zum Schlusse aber hatte Metternich doch noch die Freude erlebt, diesen Monarchen von allen „liberalen" Schlacken gereinigt zu sehen. Auf dem Congreß von Verona fand er den Kaiser einmal in „starker Aufregung", die ihm Se. Majestät mit den Worten motivirte: „Ich bin in einer sonderbaren Lage; ich fühle das Bedürfniß, mich gegen Sie zu erklären über einen Gegenstand, den ich als sehr wichtig betrachte, und bin verlegen, wie ich es thun soll." Auf Metternich's verwunderte Frage fuhr der Kaiser fort: „Das ist es eben, daß dieser Gegenstand nicht das Gebiet der gewöhnlichen Politik betrifft; er betrifft uns beide persönlich; und ich hege die Besorgniß, daß Sie meinen Gedanken in dieser Beziehung nicht ganz erfassen." Erst nach wirklichen Anstrengungen kam der Zar dazu, weiter zu sprechen: „Man

Digitized by Google

will uns entzweien und die Bande zerreißen, die uns aneinanderknüpfen; ich betrachte diese Bande als geheiligt; denn sie verbinden uns im allgemeinen Interesse. Sie wollen die Ruhe der Welt, und ich habe keinen andern Ehrgeiz als deren Erhaltung; die Feinde des Friedens von Europa sind nicht im Irrthum in dieser Beziehung; sie sind es auch nicht in Betreff der Stärke des Widerstandes, den unsere Eintracht ihren tückischen Planen entgegenstellt; sie möchten um jeden Preis dies Hinderniß hinwegräumen; und überzeugt, daß ihnen das bei offenem Vorgehen nicht gelingen werde, werfen sie sich auf krumme Wege; man überhäuft mich mit Vorwürfen, weil ich auf meine Unabhängigkeit verzichte und mich von Ihnen leiten lasse." Metternich erwiderte, das sei ihm nichts Neues; beschuldige man doch auch ihn, die Interessen Oesterreichs seinen persönlichen Beziehungen zum Kaiser zu opfern. „Die eine Anschuldigung ist also soviel werth wie die andere; das Gewissen Ew. Majestät ist so rein wie das meinige: wir dienen einer und derselben Sache, und diese Sache ist ebensowol die Rußlands als die Oesterreichs und der ganzen Gesellschaft. Seit langer Zeit bin ich die scharf ins Auge gefaßte Zielscheibe der Factionen und verbinde mit der innigen Eintracht unserer beiden Höfe die Idee eines Bollwerkes, das allein noch dem Hereinbrechen der allgemeinen Unordnung entgegengestellt werden kann. Sie werden andererseits aus der äußersten Zurückhaltung meines persönlichen Benehmens die Wichtigkeit ermessen, die ich auf die Bewahrung dieser Innigkeit lege: wünschen Ew. Majestät in diesem Benehmen etwas geändert zu sehen?" „Da habe ich Sie erwartet", unterbrach der Kaiser Metternich; „wenn ich einige Schwierigkeiten empfunden habe, Ihnen gewisse Verlegenheiten meiner Stellung einzugestehen, so kommt das nicht daher, daß ich nicht vollkommen entschlossen wäre, denselben zu trotzen; was ich fürchte, ist, daß Sie ins Wanken kommen könnten." Am Schlusse der langen Unterredung nahm der Kaiser dem Fürsten das förmliche Versprechen ab, „sich durch kein Gerede einschüchtern zu lassen, treu zu bleiben dem innigsten Bündnisse mit ihm", und bat Metternich, „das nicht minder förmliche Versprechen des unverbrüchlichen Beharrens auf dem gleichen Wege des Vertrauens auch von seiner Seite entgegenzunehmen". Mit dieser sentimentalen Herzensergießung war der Kanzler überzeugt, „den Schutz der wahren politischen Freiheit" wesentlich gefördert zu haben, während der Congreß von Verona sich rüstete, auch Spanien wieder unter die Herrschaft des rey assoluto, Ferdinand's VII., zu zwingen.

Wir sind Metternich's Beziehungen zu Alexander absichtlich bis in ihre Einzelheiten nachgegangen, weil sich an ihnen, unserer Meinung nach, am schärfsten und schlagendsten zeigen läßt, wie die Memoiren, bei allem Reichthum an hochinteressanten Details, doch kaum irgendetwas bieten, was geeignet wäre, an dem Bilde, das die Zeitgenossen von ihm entworfen, einen hervorstechenden Pinselstrich zu ändern. Man muß bis in die „Lehrjahre" des Kanzlers zurückgreifen, um zu finden, daß es auch für ihn eine Zeit gegeben, wo sich ihm die Erkenntniß aufdrängte, es sei mit der Revolution eine neue Aera angebrochen, in der man jedenfalls nicht mit den alten Mitteln fortwirthschaften könne. So verfaßte er mit 20 Jahren, nach der Hinrichtung Marie Antoinette's, in seinem „jugendlichen

Digitized by Google

Eifer" das Project eines Aufrufs an die k. k. Armee, und das Jahr darauf eine anonyme Flugschrift „Ueber die Nothwendigkeit einer allgemeinen Bewaffnung des Volkes an den Grenzen Frankreichs". Namentlich dieses kleine Blatt durchweht ein Hauch wärmern Lebens. So wird dem Einwurf „aller Diplomaten, jener großen Klasse Menschen, die den jetzigen Krieg wie einen andern betrachten und mit wirklicher Doctorskaltblütigkeit fragen, ob man etwa dem Pöbel Waffen in die Hände geben solle?" sehr richtig entgegnet: „Nie ist die Klasse des rechten Volkes von jener des Pöbels unterschiedener als in Zeiten, wo erstere eigenen Besitz gegen Angriffe der zweiten zu vertheidigen hat." Damit vergleiche man die vornehme Verachtung, die er dem Plane entgegenbringt, der österreichischen Schilderhebung von 1809 den Stempel einer nationalen Action aufzudrücken. An der Spitze dieses Unternehmens standen die beiden Grafen Stadion, der Minister und sein Bruder, Gesandter in München, dann Hormayr „und einige andere von den Stein und Scharnhorst'schen Ideen eingenommene Persönlichkeiten", die nicht begriffen, daß „die seit 1806 in Norddeutschland aufgetauchte Erhebung des Volkssinnes" nur eine „ganz illusorische Hülfe" gewähre, daß dagegen „die Anrufung des Volkssinnes mit bleibender Gefahr verbunden" sei. Metternich, damals Gesandter in Paris, „bestand" auf seiner Einberufung nach Wien, um dort „die Aussicht auf eine thatkräftige Unterstützung durch den deutschen Volkssinn, die im nördlichen Deutschland in einigen Köpfen erwacht war, zu verwerfen". Und vier Jahre später, angesichts der großartigen Erhebung Preußens, schreibt er: „Der revolutionäre Geist, der 1807 den Mantel preußischen Patriotismus und später die teutonischen Farben angenommen, wurde 1812 und 1813 durch den Freiherrn von Stein, den General Gneisenau und durch andere preußische und deutsche Flüchtlinge in den Rath des Kaisers von Rußland übertragen. Man braucht nur bei einigen der russischen Proclamationen in dem Feldzuge von 1812 zu verweilen, um darüber keinem Zweifel Raum zu geben. Der gleiche Geist beherrschte die Verhandlungen Preußens und Rußlands in Kalisch, wo Stein's Einfluß sehr hervortretend war, wie derselbe denn auch nicht aufhörte, sich bis zum zweiten Pariser Frieden fühlbar zu machen und dem großen Werke der politischen Restauration in Europa viele und große Schwierigkeiten zu bereiten." Als am 20. Oct. 1813 nach der leipziger Schlacht der Zar, nicht nur Metternich, sondern auch den persönlichen Bemühungen des Kaisers Franz gegenüber, seinen Willen aufrecht erhielt, Stein an die Spitze der Verwaltungscommission für die zurückzuerobernden deutschen Länder zu stellen, legte der Fürst gegen diese Wahl die „entschiedenste Verwahrung" ein, da ihm „die vielen Verkehrtheiten des Geistes des Barons von Stein von lange her bekannt waren". Da ihm „nichts übrigblieb als nachzugeben, constatirte er wenigstens dem Zaren gegenüber seine Voraussicht der bedauerlichen Folgen, welche für die künftige Gestaltung Deutschlands der Einfluß eines Mannes haben mußte, der selbst unter der unmittelbaren Einwirkung der revolutionären Partei stand. Die Folge hat bewiesen, wie sehr diese Voraussicht begründet war. Die Administration, deren organische Bestimmungen in Leipzig getroffen wurden, hat der Faction als Stütze und Hebel gedient: ihrem Einflusse ist großentheils der revolutionäre Aufschwung zuzuschreiben, den der öffentliche Geist in Deutschland

Digitized by Google

in den folgenden Jahren genommen hat. Diese Administration war aus den damaligen Häuptern der Volkspartei gebildet: und sie ist es, welche die Revolution organisirte, die ohne die spätern Anstrengungen der verbündeten Höfe zur eigenen Rettung und zu der ihrer Völker unfehlbar in Deutschland ausgebrochen wäre. Es genügt, auf die Jahn, Arndt, selbst auf Görres und viele andere hinzuweisen, um diesfalls jeden Zweifel auszuschließen". Das ist denn doch am Tage nach der „Völkerschlacht" — niedergeschrieben ward die Stelle im Jahre 1829 — die lederne, stumpfsinnigste, geistloseste Reaction, genau so wie sie, in Erinnerung an die Karlsbader Beschlüsse, die Wiener Conferenzen, die Verabredungen von Münchengrätz, in dem Gedächtnisse der Mitwelt den eigentlichen Inhalt des „Systems Metternich" bildet, das bestimmt war, den Völkern alle Resultate und Früchte der „Befreiungskriege" zu entreißen!

Aber schon im Jahre 1805 als Botschafter in Berlin zeigt Metternich sich uns genau von derselben Seite. Die Gewandtheit, womit Napoleon selbst auf publicistischem Wege für seine Zwecke zu arbeiten verstand, leuchtete denn doch auch Metternich ein, wie wenig congenial ihm diese Methode sein konnte. So expedirte er Anfang December 1805 eine Depesche über die französischen Armeebulletins, deren Bedeutung er ganz richtig erfaßte, an Cobenzl. Aber wenn er, selbstverständlich, bei allen Klagen über die Verlogenheit dieser Tagesbefehle nicht über den Gedanken hinauskam, die Druckerpressen in gleicher Weise zu misbrauchen, so zeigt er sich zugleich in den beiliegenden „Ideen zur Gründung einer Zeitung" als ein recht dürftiger und unpraktischer Nachtreter. „Die Bulletins der französischen Armee, die täglich veröffentlicht und womit ganz Deutschland und Europa überschwemmt werden" — schreibt er dem Minister — „sind eine neue Erfindung, welche die größte Aufmerksamkeit verdient. Weit weniger bestimmt, militärische Thatsachen zu berichten, als das Publikum über den Geist und die Grundsätze unserer Regierung und unserer Völker irrezuführen, bringen sie das Cabinet Bonaparte's in fortwährende Berührung mit allen Klassen der Gesellschaft. Es entäußert sich des officiellen Stils, um denjenigen der zutraulichsten Unterhaltung anzunehmen; jedes Bulletin bringt Personen auf die Bühne, die durch ihre achtbaren Namen Zutrauen einflößen, und Leute aus dem Volke, die das bestätigen, was man für die öffentliche Meinung in der österreichischen Monarchie ausgeben möchte und was dann zuletzt wirklich von Millionen Lesern als diese angesehen wird." Im Verfolge findet der Botschafter es „unbedingt nothwendig", die öffentliche Meinung über die Vorgänge in Preßburg so schnell wie möglich aufzuklären, und hat deshalb bereits bei den Redacteuren der hamburger wie der berliner Blätter Schritte gethan. In ehrlichem Deutsch: Metternich wünscht das unzweifelhafte Factum fortzuleugnen, daß der Erzherzog-Palatin bei der Annäherung der Franzosen dem Grafen Pálffy aufgegeben hatte, sich jeden Widerstandes zu enthalten, und daß dieser in Preßburg commandirende General darauf ganz gemüthlich mit dem Marschall Davoust in Unterhandlungen über eine Neutralitätserklärung für Ungarn eingetreten war. Metternich schlägt nun vor, eine Zeitung „unter dem Schutze und der Redaction der alliirten Mächte" zu gründen, d. h. also unter Protection Oesterreichs und Rußlands, denen im November 1805 Preußen durch

Digitized by Google

den nicht ausgeführten Vertrag beigetreten war. „Das Journal soll das Organ der guten Sache, das Depot aller officiellen Nachrichten von den verbündeten Armeen, der Censor der feindlichen Bulletins" sein und aus einem politischen, einem literarischen Theile, sowie aus einer Art Feuilleton bestehen. „Das Feuilleton wäre ein Sammelplatz von Artikeln geringern Werthes, von Anekdoten u. s. w., das Journal würde in zwei Columnen deutsch und französisch erscheinen."

Und wieder kam der Fürst als Botschafter in Paris auf die Nothwendigkeit, die Presse zu beeinflussen, in einer Depesche an Stadion Ende Juni 1808 zurück. Es sei, schrieb er dem Minister, ebenso dringend wie unerläßlich, in der einen oder andern Weise auf die Zeitungen im allgemeinen und besonders auf die von Frankfurt und Augsburg zu influenciren, aus denen die französischen Blätter die meisten Artikel excerpiren. „Warum sollte man diesen Zeitungen, die oft die lächerlichsten Lügen über uns verbreiten, nicht wahre Neuigkeiten mittheilen? warum nicht ihre Correspondenten in Wien ans Leitseil nehmen? warum sie nicht dort, wo sie erscheinen, unter Censur stellen?" Es sei ein ungeheuerer Fehler, daß die Regierung es für unnütz, für unter ihrer Würde, ja für gefährlich gehalten habe, unausgesetzt zum Publikum zu sprechen: das sei eine unbestreitbare Wahrheit, zumal Franzosen gegenüber. „Diese hatten auf solche Weise leichtes Spiel: sie brauchten blos einen leeren Platz zu besetzen, indem sie sich aller Journalistenbureaux bemächtigten; sie hoben die Waffe auf, die wir verächtlich fortgeworfen, und brauchen dieselbe jetzt gegen uns. Eine falsche Nachricht gewinnt den Anstrich einer wahren, wenn sich niemand findet, der sie widerlegt, und ich setze Napoleon an die Spitze des leichtgläubigen Publikums. Was er beschließt und was man ihm insinuirt, das sind sehr verschiedene Dinge: man wird ihn sehr schwer bewegen, seinen Willen zu ändern; wohl aber kann es gelingen, seine Leichtgläubigkeit zu überraschen. Ich bitte Ew. Excellenz, diesem Gegenstande eine ganz besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Nichts ist einfacher, als bei diesen Publicationen jede amtliche Form zu vermeiden; auch haben sie nur dann Werth, wenn ihnen dieser Stempel nicht aufgedrückt wird. Hier in Paris läßt sich am besten der Erfolg der Maßregeln würdigen, die eine Regierung trifft, um das Publikum in ihrem Sinne zu beeinflussen. Die Zeitungen leisten Napoleon dieselben Dienste wie eine Armee von 300000 Mann (trois cent mille hommes), die im Innern keine bessere Wacht halten und nach außen hin nicht mehr Furcht verbreiten könnte als ein halbes Dutzend Zeitungsschmierer (folliculaires) in kaiserlichem Solde." Uebrigens fand natürlich zwischen Napoleon und Metternich in Bezug auf die Behandlung der Presse eine Art Wahlverwandtschaft der Ueberzeugung statt.

Wie an Metternich's Begegnungen mit Kaiser Alexander, so ließe sich auch an seinem harten, ja gehässigen Urtheile über Stein ein sehr wesentlicher Zug seines Charakters wie seiner Memoiren so recht ad oculos demonstriren. Schreibt er doch noch 1833, nach Stein's Tode, an Gagern: „Der Verstorbene gehörte zu der Zahl von Menschen, auf die das englische Wort «impressionable» sehr gut paßt. Auch dort, wo die Zwecke, die wir verfolgten, nicht in Widerspruch standen, war das häufig bei der Wahl der Mittel der Fall. Es ist Stein ergangen, wie es in

Digitized by Google

dem Schicksal sehr beweglicher Gemüther liegt: sie überlassen sich leicht und selbst in den wichtigsten Fällen dem Einflusse lediglicher Impressionen; für sie wird sonach oft der Schein zur Wahrheit, bis die Gewalt der Dinge mit schwerer Hand den Knoten löst." Nun ist es doch beim Himmel ein starkes Stück, gerade einen Stein für einen romantischen Träumer auszugeben, der Schein nicht von Wahrheit zu unterscheiden weiß und schließlich das Schicksal walten läßt! Der Fürst will die Welt glauben machen, daß er als Realpolitiker in Stein lediglich den „Idealisten" nicht etwa „haßt" — bewahre! dawider verwahrt er sich ausdrücklich! —, sondern vornehm übersieht. Geradeheraus gesagt, er haßt ihn, und das von Herzensgrunde, weil in Stein sich wirklich jener Patriotismus verkörpert, den Metternich vergeblich für sich in Anspruch nimmt. Die Rolle des unerschütterlichen Todfeindes Napoleon's, die Stein wirklich spielte, möchte der Fürst gar zu gern sich selber, und zwar im Namen des Legitimitätsprincips vindiciren. Der große Patriot hat sich, nur diesen Einen Lebenszweck im Auge behaltend, von seinem Könige wie ein ungehorsamer Diener wegjagen, von Napoleon aus Madrid als „le nommé Stein" in die Acht erklären lassen, in Oesterreich und in Petersburg seine Zuflucht gesucht, wo sich nur die Hebel gegen den Corsen ansetzen ließen. Und wenn nun Metternich in der Autobiographie sich und dem Publikum erzählt, daß er, den niemals die Gunst der Höfe und Fürsten verlassen, eigentlich der überlegene Staatsmann gewesen, der Napoleon's Fall am frühesten vorausgesehen und am planmäßigsten vorbereitet: so ertheilen seine eigenen Depeschen dieser Auffassung das schneidendste Démenti. Es ist eine nachweisbare Selbsttäuschung, die eben, weil sie schwarz auf weiß belegt werden kann, nicht mehr zur Täuschung anderer führt, wenn Metternich nach seiner pariser Ambassade bei Uebernahme des Ministeriums schreibt: „Daß Napoleon durch seine Gelüste nach bleibender Beherrschung des europäischen Continents die Schranken des Möglichen bereits überschritten habe, das unterlag in meinen Augen keinem Zweifel; daß er und seine Unternehmungen den Folgen dieser Ueberstürzung nicht entgehen würden, sah ich voraus; von dem Wann und dem Wie konnte ich mir keine Rechenschaft geben; sonach zeichnete mir mein Gewissen die Richtung vor, welche ich einzuschlagen hatte, um einer natürlichen Entwickelung der Lage nicht in den Weg zu treten." Es ist zwar kein thatsächlicher Irrthum, wenn der Fürst uns — gelegentlich seiner Heimkehr aus Paris über Berlin nach seiner außerordentlichen Mission bei Napoleon 1810 bei der Vermählung desselben mit der Erzherzogin — erzählt: „Ich benutzte meine, bei der berliner Ambassade von 1803—5 geschaffenen Verbindungen, um Friedrich Wilhelm III. und Hardenberg das Bild der Wahrheit in der Lage Preußens und Oesterreichs klar darzustellen und den König zur Geduld und an die Mittel des Heils, welche Zeit und Wechselfälle herbeiführen dürften, unter der moralischen Gewißheit zu verweisen, daß der Kaiser Franz ihm als treuer Freund zur Seite stehen werde." Aber es ist, angesichts der beiliegenden Depeschen, eine geradezu groteske Vorspiegelung, wenn uns zugemuthet wird, in der treuherzigen Versicherung zur Geschichte der Jahre 1811 und 1812: „Die vertrauenvollste Verständigung fand während des russischen Feldzuges zwischen den Cabineten von Wien und Berlin statt ...", nicht etwa einen Beleg für des Kanzlers hohe diplomatische

Digitized by Google

Kunst, sondern, wie Oncken gethan, eine scharfe Charakteristik der wirklichen Situation zu erblicken. Der Historiker Metternich will also den nahen Fall Napoleon's deutlich vorausgesehen und in ehrlichem Verein mit Preußen auf dessen Beschleunigung hingewirkt haben. Nur habe er als überlegener Staatsmann der Faction Stein entgegengearbeitet, die in heißsporniger Ueberstürzung Friedrich Wilhelm III. und mit diesem auch Franz I. verleiten wollte, voreilig auf Alexander's Seite zu treten, und so „die Entscheidung aus den eisigen Steppen Rußlands auf die Schlachtfelder des erschöpften Oesterreichs und Preußens verlegt" hätte. Welche tiefe Kenntniß des politischen Schachbrets und der handelnden Personen ... im Jahre 1852! Nur zeigen uns leider die Actenstücke aus dem Jahre 1811 den Minister Metternich in ganz anderer Beleuchtung! Band II, Seite 405—444, bringt uns fünf lange Vorträge des Kanzlers an den Kaiser — wo also nicht etwa von diplomatischen Winkelzügen und Kunstgriffen die Rede sein kann! — von Mitte Januar 1811 bis Mitte Januar 1812, nebst den zustimmenden Resolutionen Franz' I. Alle diese Berichte nun gipfeln in dem Einen Bestreben, den bevorstehenden Krieg für Oesterreich, aber beileibe nicht gegen Napoleon, sondern mit dessen Hülfe zur Vergrößerung Oesterreichs, insbesondere auf Kosten Preußens auszunutzen. „Preußen ist nicht mehr in die Reihe der Mächte zu rechnen ... Die Zerstückelung Preußens ist eine unausbleibliche Folge des nächsten Krieges ... Preußen befindet sich in der hoffnungslosen Lage, in jeder zu ergreifenden Partei seine nur zu wahrscheinliche Auflösung besorgen zu müssen ... Bei der möglichen Auflösung des gesammten preußischen Staatsverbandes ist Schlesien eine uns nicht nur bequem gelegene, sondern im Falle der Wiederherstellung des Königreichs Polen fast unumgänglich nöthige Provinz" — so wird hier das Thema von der „vertrauensvollsten Verständigung" zwischen den beiden deutschen Vormächten mit Grazie bis ins Unendliche variirt! Die Inngrenze mit Salzburg, Illyrien mit Triest, vor allem Schlesien — das ist und bleibt das Alpha und Omega der österreichischen Forderungen in Paris für die Aufstellung eines Armeecorps in Galizien. Endlich, am 17. Dec. 1811, kann Fürst Schwarzenberg, seit dem Wiener Frieden Botschafter am Tuilerienhofe, melden, der Kaiser sei zu all diesen Concessionen bereit, ja er wolle überdies noch Serbien und die Donaufürstenthümer mit in den Kauf geben. Namentlich sei „die Frage wegen Schlesiens bei dem geringsten Fehler, den Preußen begehe, entschieden; aber auch wenn Preußen sich nicht von der vorgeschriebenen Linie entferne, werde Napoleon gern zu Oesterreichs Gunsten über Schlesien im Wege der Compensation verfügen, da Preußen jede Provinz conveniren müsse, während Oesterreich sich nur durch Schlesien abrunden könne". Daß Schwarzenberg selbst alle diese Zusagen „sehr problematisch" findet, ändert doch nicht das Geringste an den Grundzügen und dem Charakter der Politik, die Metternich während des Jahres 1811, in diametralem Widerspruche mit der Autobiographie, verfolgt hat.

Dagegen stimmen Lebensbeschreibung und Beilagen vollkommen darin überein, daß es Metternich nach den Schlachten von Lützen und Bautzen voller Ernst mit dem Sturze Napoleon's war; den Prager Congreß, den er in Dresden mit Napoleon verabredete, hat er niemals ernst gemeint, keinen Augenblick anders betrachtet,

Digitized by Google

denn als eine letzte Frist für Oesterreich, um unter dem Schein einer bewaffneten Mediation seine Rüstungen zu vollenden. Die Erzählung ist knapp und voll interessanter Aufschlüsse, voll dramatischen Lebens. Der Kanzler kam von seiner berühmten Unterredung mit Napoleon im Marcolini'schen Palais in Dresden, wo er beim Hinausgehen zu Berthier sagte: „Mit dem Mann ist's aus", nach Hause, als ihm einfiel, es könne dem Fürsten Schwarzenberg erwünscht sein, ein paar Wochen zur Vollendung der Aufstellung seiner Ordre de Bataille zu gewinnen. Noch in der Nacht fertigte er einen Kurier nach Gitschin ab mit den zwei präcisen Fragen: „ob dem so sei? und welches wäre der nützliche, folglich allein zulässige äußerste Termin einer solchen Verlängerung?" Die Antwort, die er binnen 36 Stunden erbeten, hatte er nach 32 Stunden in Händen: „Meine Armee wird sich binnen zwanzig Tagen um fünfundsiebzigtausend Mann verstärken; ich werde die Möglichkeit, diesen Termin zu erreichen, als einen glücklichen Umstand betrachten; der einundzwanzigste Tag würde für mich eine Last sein." Von dem Augenblicke an war Metternich's Streben nur noch darauf gerichtet, die 20 Tage zu gewinnen: warum er dieselben aber nicht von dem Datum der Antwort Schwarzenberg's, sondern vom 20. Juli ab rechnete, an welchem Tage der Waffenstillstand Rußlands und Preußens mit Frankreich ablief, ist uns einfach unerklärlich. Die drei Tage nach jener epochemachenden Unterredung vergingen in erfolglosen Pourparlers mit Bassano, und Metternich hatte Postpferde zur Abreise bestellt, als er für den 30. Juni, 8 Uhr früh, schon in Reisekleidern, zu Napoleon beschieden ward. Er traf den Kaiser im Marcolini'schen Garten: „Nun, Sie spielen den Gekränkten! weshalb denn? Vielleicht verstehen wir zwei uns besser; kommen Sie in mein Cabinet und verständigen wir uns!" Der Herzog von Bassano ward als Protokollführer herbeigerufen: „Formuliren Sie die Artikel, wie Sie es meinen", sagte der Kaiser. Metternich zählte kurz auf: 1) Oesterreichs bewaffnete Mediation; 2) Zusammentritt der Bevollmächtigten in Prag am 10. Juli; 3) letzter Tag der Unterhandlungen am 10. Aug.; 4) bis dahin Einstellung aller kriegerischen Operationen. „Werfen Sie die Artikel aufs Papier, ich werde meine Genehmigung beisetzen", sprach Napoleon, und Metternich fügt mit Recht hinzu: „Auf einem kürzern Wege ist wol ein großes Geschäft niemals abgethan worden." Eine Stunde später war er auf dem Wege nach Gitschin, wo er am 1. Juli eintraf. Seinem Vater aber schrieb er: „Tout cela n'est rien; Prague est pour le public; et tout ce qui se fait hors de Prague est la chose." Beide Theile wollten nur Zeit zur Vollendung ihrer Rüstungen gewinnen: Napoleon mag außerdem nicht an den Ernst seines Schwiegervaters geglaubt haben. Die Bevollmächtigten Rußlands und Preußens sowie Graf Narbonne, der französische Botschafter in Wien, trafen rechtzeitig in Prag ein. Aber Caulaincourt, Herzog von Vicenza, Napoleon's erster Bevollmächtigter, kam 14 Tage später an und — ohne Vollmachten. Natürlich weigerte der Kanzler sich entschieden, die Verhandlungen vor dem Eintreffen der Vollmachten zu beginnen, deren Ausstellung Napoleon „nicht ohne Absicht unterlassen haben könne". Vergebens betheuerte Caulaincourt, nie würde er selber eine Mission mit Hintergedanken angenommen haben. Mit dem Schlage der Mitternachtsstunde vom 10. auf den 11. Aug. ließ Metternich die

Digitized by Google

Pässe für Narbonne und das Kriegsmanifest „vom Stapel laufen und die von Prag bis an die schlesische Grenze in Bereitschaft gehaltenen Feuerzeichen anzünden, als Zeichen des Bruches der Verhandlungen und der Befugniß für die alliirten Armeen, die böhmische Grenze zu überschreiten". Am Morgen des 12. Aug. überbrachte ein Kurier aus Dresden die Vollmachten, mit denen Narbonne und Coulaincourt sich sofort zu Metternich begaben, um hier die Erklärung entgegenzunehmen, es sei zu spät.

Wollten wir alle hochinteressanten Details und Episoden wiedergeben, die in der Autobiographie und in der „Galerie berühmter Zeitgenossen" in Hülle und Fülle reizend erzählt sind: wir müßten drei Viertel des ersten Bandes abschreiben. Daran sieht man so recht, daß hier ein Staatsmann, der die Feder oft meisterhaft zu führen versteht, seinen Stoff aus einem nie versiegenden Born von Reminiscenzen schöpft. Wir können da nur Einzelnes hervorheben: so z. B. das Eintreffen der Kunde über Napoleon's Flucht von Elba. Am 6. März 1815 hatte Metternich, der bis 3 Uhr früh gearbeitet, Befehl gegeben, ihn nicht im Schlafe zu stören; dennoch brachte man ihm um 6 Uhr morgens des 7. (an einer andern Stelle datirt er das Ereigniß um einen Tag früher) eine als dringend bezeichnete Depesche. Da der Fürst auf dem Couvert las: „vom k. k. Generalconsulat in Genua", legte er die Schrift auf den Nachtkasten neben seinem Bett. Erst nach vergeblichen Versuchen, wieder einzuschlafen, brach er sie um $7^1/_2$ Uhr auf und las in sechs Zeilen die Nachricht: „der englische Commissar Campbell sei soeben im Hafen erschienen, um sich zu erkundigen, ob Napoleon sich in Genua habe sehen lassen; von der Insel sei er verschwunden". Vor 8 Uhr war Metternich beim Kaiser, der ruhig sagte: „Napoleon scheint den Abenteurer spielen zu wollen, das ist seine Sache; die unsere ist, der Welt die Ruhe, die er jahrelang störte, zu sichern." Um $8^1/_4$ war der Kanzler bei dem Zaren, um $8^1/_2$ bei dem Könige von Preußen; um 10 Uhr waren schon die Adjutanten der alliirten Souveräne nach allen Richtungen unterwegs, um den heimziehenden Truppenkörpern den Befehl zur Umkehr zu überbringen. „In weniger als einer Stunde, in einem kaum längern Zeitraum, als ich brauche, das Geschehene niederzuschreiben, war der Krieg beschlossen." Als Talleyrand zu Metternich kam und dieser ihm das Geschehene mittheilte, entspann sich folgendes Gespräch. Talleyrand: „Wissen Sie, wohin Napoleon geht?" Metternich: „Der Bericht sagt nichts darüber." Talleyrand: „Er wird an irgendeinem Punkte der italienischen Küste landen und die Schweiz zu erreichen suchen." Metternich: „Er wird gerades Wegs auf Paris losgehen." — Als am 24. Juni in Heidelberg die Nachricht von der Schlacht bei Waterloo anlangte, schrieb Metternich von dort seiner Tochter: „Ich schicke dir auch die wörtliche Copie eines Briefes von Blücher an Knesebeck. Er ist des Mannes würdig, der seine Frau beweinend sagt: «Ja, schön war die Kröte wie die Schwerenoth und Sentiment hatte sie von tausend Teufeln.» Hier die Abschrift: «Die schönste Schlacht ist geschlagen; der herrlichste Sieg ist erfochten. Das Detallige wird nun vollzogen, ich denke die Bonapart'sche zu schütteln, ist nun wol ziemlich wieder zu Ende. La Belle alliance, 19. Früh, ich kann nicht mehr schreiben, denn ich

Digitized by Google

zittere an allen Gliedern, die Anstrengung war zu groß. 19. Morgens 2 Uhr. Blücher.»" Und am 13. Juli 1815 schreibt der Kanzler seiner Tochter aus Paris: „Gestern speiste ich bei Blücher, der sein Hauptquartier in Saint-Cloud hat. Er hat sich in diesem schönen Schlosse als Husarengeneral eingerichtet. Er und seine Adjutanten rauchen da, wo wir den Hof in seinem höchsten Glanze gesehen haben; ich habe in dem Saale dinirt, wo ich so und so viel stundenlange Conversationen mit Napoleon gehabt habe. Da, wo man ins Schauspiel ging, haben sich Armeeschneider ihre Werkstätte zurechtgemacht; und die Musiker eines Jägerregiments angeln die Goldfische in dem großen Bassin unter den Schloßfenstern. Als wir durch die große Galerie gingen, sagte der Marschall zu mir: «Da muß doch eener een rechter Narre gewesen sind, der man das Allens hatte und nach Moskau gelaufen ist.»" Einen wunderlichen Beigeschmack hat der Brief desselben an dieselbe vom 26. Juli: „Während der letzten Tage Bonaparte's versammelte sich stets die Menge unter den Fenstern seiner Residenz; dieselbe bestand aus der Hefe des Volkes, denn es ist erwiesen, daß auf zehn dieser Bummler höchstens einer mit einem Hute kam. Man zahlte den Straßenjungen und Tagedieben einen Sou; diese Bursche nannten solche patriotische Versammlungen den Ausruf (la criée). «Gehst du zum Ausrufe? Hast du dein Schreigeld bekommen?» fragte man einander in der Masse, wie: «Gehst du ins Theater? Hast du gute Geschäfte gemacht?» Ging ein gutgekleideter Mann vorüber, so hielt der Schreihaufe ihn an und schlug ihm vor, ihm den Kaiser zu zeigen. Willigte er ein, so kostete die Production zwölf Sous. Dann legte die Bande los mit dem Geschrei: «Hoch der Vater la Violette! Hoch der brave Mann! Hoch der Corporal! Hoch der Kaiser!» und sie hörte nicht auf, bis der Veilchen-Vater sich seinen guten Kindern gezeigt."

Der Actualität des Gegenstandes zu Liebe wollen wir zum Schlusse noch einen Augenblick bei dem Depeschenconvolut vom Januar und Februar 1808 verweilen, worin Metternich dem Grafen Stadion über angebliche Plane zur Theilung der Türkei berichtet (II, 147—171), wenn uns nicht so mancherlei Symptome darauf hinwiesen, daß diese Pourparlers nicht ernsthaft zu nehmen sind. Es mag hingehen, daß Talleyrand, der den Botschafter mit diesen Projecten amusirte, Oesterreich den ganzen Lauf der Donau, Bosnien und Bulgarien zusprach, während er für Frankreich Aegypten, Griechenland und die Inseln begehrte. Aber daß er Konstantinopel den Russen lassen wollte, weil ihnen schon die Krim gehöre, das kam selbst Metternich verdächtig vor. Bekanntlich hat eben um die Zeit des Erfurter Congresses Napoleon's Geheimschreiber Menneval ihn einmal über die Karte gebeugt gefunden, von der er sich mit dem heftigen Ausrufe erhob: „Konstantinopel den Russen! niemals! das wäre die Weltherrschaft!» Metternich sah ganz richtig, daß es sich für Napoleon um einen neuen Schachzug gegen England handelte; aber den Besitz des Bosporus hätte er auch dem erklärtesten Feinde Großbritanniens nicht gegönnt. „Der Kaiser", hatte Talleyrand dem Fürsten gesagt, „nährt zwei Ideen; die eine beruht auf reellen Grundlagen, das ist die Theilung der Türkei; die andere ist ein Stück Roman, eine Expedition nach Ostindien." Zu Talleyrand's Vorschlägen bemerkt Metternich wol ironisch

Digitized by Google

gegen den Minister Stadion: „Excellenz werden mir zugeben, lakonischer läßt sich die Politik nicht betreiben; leichter kann man ein ungeheueres Reich nicht zerstückeln, bequemer 3—400000 streitbare Männer nicht über Seite bringen.“ Doch meint er, „es sei dies gleichwol das wirkliche Abbild der in Paris schwebenden Verhandlungen“. Nach Unterredungen mit dem russischen Gesandten Grafen Tolstoi blieb Metternich bei dem Eindruck stehen, es handle sich für Napoleon darum, durch Erlangung der österreichischen Zustimmung erst Rußland zum Eingehen auf den Theilungsplan zu bewegen. Eine noch größere Rolle, meinen wir, spielte bei diesen Conversationen vielleicht der Wunsch Napoleon's, dadurch den Blick Metternich's von den Dingen, die sich in Spanien vorbereiteten, sowie von den erneuten Rüstungen gegen Oesterreich, für die in Erfurt der Beistand Alexander's gewonnen werden sollte, abzulenken. Diese ganze türkische Geschichte wird viel zu leichtfertig betrieben, als daß sie so rechter Ernst sein könnte. Verzeichnet doch Metternich selbst „das in den Annalen der Diplomatie unerhörte Factum“, daß bei dem großen Empfange des diplomatischen Corps in Saint-Cloud am 15. Aug. 1808 Napoleon ihm, während der türkische Gesandte fünf Schritte davon stand, auseinandersetzte, Oesterreich müsse alle Hinterhaltigkeit gegen Rußland und Frankreich aufgeben, um „bei dem zukünftigen Arrangement von Fragen zugelassen zu werden, bei denen es interessirt sei und über die sich sonst Napoleon mit dem Zaren allein verständigen werde“. Um ja keinen Zweifel über den wahren Sinn seiner Worte aufkommen zu lassen, fuhr er fort: „wie aber benimmt sich euer Botschafter in Konstantinopel? wir wissen alles! die Türken sagen uns alles!“ Sollte der Theilungsplan Ernst sein, so wäre dies Benehmen doch ein übel angebrachter Spaß gewesen. Aber die Verhandlungen mit Metternich führte über diesen Punkt ausschließlich der Herzog von Benevent; und der Fürst selber erzählt uns, Napoleon habe ihm einmal gesagt: „Talleyrand gebrauche ich, wenn ich etwas nicht machen will, aber den Schein annehmen möchte, als wollte ich es thun.“ Das, dünkt uns, ist das passende Motto zu dem Convolut jener Documente, welche die Plane Napoleon's zur Theilung der Türkei recht oberflächlich behandeln. Unwillkürlich denkt man dabei an die Lehre, die der englische Gesandte in Dresden, Mr. Elliot, dem Grafen Metternich dort 1801 bei seinem diplomatischen Debut gegeben. „Wie machen Sie es nur, allwöchentlich zwei Kuriere nach Hause zu expediren?“ fragte der Novize den diplomatischen Veteranen, der schon als Gesandter in Berlin den Alten Fritz baß geärgert. „Nichts einfacher“, lautete die Antwort des Vielerfahrenen, „habe ich Nachrichten, so schicke ich sie, und habe ich keine, so erfinde ich welche; dann bin ich gleich fürs nächste mal versorgt, wo ich sie dann nur zu dementiren brauche.“

Digitized by Google

Anselm Feuerbach.

Von

Friedrich Pecht.

Wenn man die Legionen von Kunstjüngern sieht, welche der kostenfreie Unterricht an unsern Akademien heranzieht, so wundert man sich eigentlich über nichts so sehr als über die Seltenheit echter Talente unter uns. Es ist gar keine Frage, daß wir hierin weit hinter Franzosen und Italienern zurückstehen. Besonders aber fällt die bodenlose Pfuscherei auf, mit der, wie jede neue Ausstellung zeigt, das Handwerk der Kunst bei uns getrieben wird trotz oder vielmehr wegen unserer vielen Kunstschulen, an denen wir ja reicher sind als irgendeine andere Nation der Welt. Je größere Unkosten diese Anstalten verursachen, um so schlechter scheint an denselben studirt zu werden, wenn man nach den Ergebnissen schließen soll. Und um so mehr wächst der Leichtsinn, mit dem man an ihnen talentlose Leute verleitet, einen Beruf zu ergreifen, zu dem sie ganz und gar nicht geeignet sind, blos um mit der großen Frequenz der Anstalten prahlen zu können. Bekanntlich gab es zur classischen Zeit gar keine Akademien oder Schulen, und doch lernte man das Handwerk so unendlich viel besser als jetzt.

Derjenige von allen deutschen Künstlern, der das Handwerk seiner Kunst am besten kann, Hans Makart, hat dasselbe eigentlich nirgends gelernt, wie ich noch neulich in dieser Zeitschrift nachgewiesen.

Ungefähr dasselbe gilt von Anselm Feuerbach, dessen Verlust uns soeben unstreitig des größten Talents unter unsern Historienmalern strengerer Richtung beraubt. Er starb als das beklagenswerthe Opfer unserer Kunstzustände, die für jede große und echte schöpferische Kraft verderblich werden müssen, da wir alle Mittel, die uns für dergleichen zu Gebote stehen, als hartnäckige Pedanten darauf verwenden, das lehren zu lassen, was wir dann niemals zu brauchen im Stande sind. Man kann jetzt an seinem frischen Grabe nicht ohne Bitterkeit daran denken, was dieser Mann hätte leisten können, wenn man sein Talent rechtzeitig gepflegt hätte, statt es fast zwei Jahrzehnte lang unbeachtet zu lassen. Denn er war nun einmal zur Lösung großer Aufgaben geboren, und diese bot ihm das Geschick erst, als es schon zu spät und seine Kraft gebrochen war. So ist denn die Liste der Carstens, Wächter, Schick, Genelli, Rahl, Alfred Rethel, und wie sie alle heißen, wieder einmal um eine Nummer reicher geworden!

Digitized by Google

Bei Feuerbach ist das um so mehr zu beklagen, als bei ihm, wenn nicht alle, doch so viele Bedingungen zusammentrafen, einen großen Künstler zu schaffen: starke bildende Kraft, reichste Phantasie, ein unwandelbar dem Höchsten zugewandter Sinn, jene Unabhängigkeit des Geistes, welche die Originalität verbürgt, und was so oft fehlt, vollkommen genügende geistige Bildung, um diese Gaben zu nützen. Er lernte also nicht nur sehr leicht und schön zu sprechen, sondern er hatte auch etwas Neues zu sagen. Nur das Geschick, sich in der Welt Platz zu machen, jene eiserne Natur, die vor keinem Kampf zurückschreckt, hatte ihm die Natur versagt, und daran ist er zu Grunde gegangen.

Die hohe Begabung scheint in der Familie erblich zu sein; war doch der berühmte Criminalist sein Großvater, der kühne Philosoph sein Onkel, während der Vater als trefflicher Archäologe ihm offenbar die Liebe zur classischen Kunst vererbte. Wenn irgendwo, so galt hier auch das Nomen et omen, der excentrische Charakter ging mit dem Talent Hand in Hand bei der Familie. Deshalb konnte ihm denn auch die zahme Romantik der Düsseldorfer Schule, die der am 12. Sept. 1829 in Speier geborene, in Freiburg im Breisgau erzogene Anselm nach beendigten Gymnasialstudien 1846 zuerst besuchte, in keiner Weise genügen, und er verließ den Philister Schadow, diesen Gottsched der deutschen Kunst, nach zwei Jahren, um 1848 nach München überzusiedeln, wo er besonders von den gerade anwesenden Rahl und Genelli viele Anregung empfing, obwol er es in des erstern Schule nur einige Tage aushielt. Die glänzende Persönlichkeit des geistvollen und bildschönen, im Gegensatz zu den Hünengestalten Rahl's und Genelli's kleinen und zierlichen Jünglings hinterließ aber doch einen sehr bedeutenden Eindruck in dem damals so gärenden München, wo eben die Romantik in Schwind ihren letzten glänzenden Vertreter wieder erhalten hatte und die junge realistische Schule sich anschickte, die classicistische zu verdrängen. All das war aber nicht nach Feuerbach's Sinn, und er vertauschte deshalb München bald mit Antwerpen und Paris. Dort besuchte er kurze Zeit Couture's Atelier und sah da wenigstens zuerst die Nothwendigkeit strengen Studiums ein, um die in Deutschland auch die Begabtesten jener Zeit immer herumgingen, fast noch mehr als heute. Wie wenig ihm die damals doch viel glänzendere französische Malerschule imponirte, zeigt sein erstes Bild, der in der Schenke, umgeben von hübschen Mädchen, trinkende und singende Hafis, welcher schon weit mehr Einflüsse des Paul Veronese und Paris Bordone als ihres Nachahmers Couture aufweist. Dafür aber verrieth das Bild ein so eminentes malerisches Talent wie selten ein Erstlingsbild.

Wie bei allen echten Künstlern, hängen Feuerbach's Bilder immer mehr oder weniger mit seinen innern und äußern Erlebnissen zusammen, und so mag auch wol der Hafis am besten die Stimmung brausender Jugendlust bezeichnen, mit der er sich in den Strudel des pariser Lebens gestürzt. Um diese Zeit starb plötzlich sein Vater, was ihn nöthigte, Paris wieder zu verlassen, um sich neue Ressourcen zu suchen. Als Badener ging er nach Karlsruhe und vollendete dort seinen Tod des Aretin. Der mitten zwischen üppigen Frauen und Zechgenossen blitzartig vom jähen Unheil getroffene Dichter spiegelte wol wiederum die eigene Stimmung, mit französischer Romantik versetzt, ab und erregte bereits das größte Aufsehen in

Digitized by Google

ganz Deutschland durch die großartige Sicherheit, mit welcher der junge Maler die Sprache Paul Veronese's sprach, an den das Bild unmittelbar erinnert. Es war auf der letzten münchener Ausstellung wiederum zu sehen und frappirte auch jetzt nicht weniger als vor 25 Jahren durch die Sicherheit und Meisterschaft, mit welcher sich der Künstler bereits als ein Talent ersten Ranges ankündigte.

Mit einem badischen Stipendium ging er jetzt 1854 nach Italien, dessen Zauber ihn fortan nicht mehr loslassen sollten. Zunächst nach Venedig, dessen Künstler ihm schon in Paris als Ideal vorgeschwebt, und das ihm jetzt ein neues Leben aufgehen ließ; er genoß es nicht ahnend, daß er es eben dort dereinst müde und mit gebrochenem Herzen beschließen würde. Zunächst copirte er die Assunta des Tizian mit seltenem Verständniß und ließ ihr dann als eigene Composition die großartig ganz in Tizian'schem Geist gedachte Figur der Poesie folgen. In Karlsruhe aber, wohin er sie als Zeugniß seiner Fortschritte schickte, und wo sein glänzendes Talent bereits manchen Leuten sehr unbequem geworden zu sein scheint, stellte man sie jahrelang in eine Rumpelkammer und bestrafte ihn selber durch Entziehung des Stipendiums für das Verbrechen, sich mit dieser Poesie der dortigen Prosa so in den Weg gestellt zu haben. Es war das nur der erste Beginn von Verfolgungen, die ihm fortan das Leben fast unausgesetzt verbittern sollten, da er, voll gerechten Selbstgefühls und sich seines Werthes wohl bewußt, mit eingebildeten Größen und leerem Hochmuth auch nicht eben allzu zart umging.

Obwol durch diesen unerwarteten Schlag aller Hülfe beraubt, ging er aber doch mit der stolzen Zuversicht auf sein Talent in der Brust und mit 100 Frs. in der Tasche weiter nach Rom. Schon an der Wiege der Renaissance, in Florenz, wo er mit Entzücken weilte, brach er innerlich gründlich mit seinen französischen romantischen Traditionen, wenn auch nicht mit der Romantik selber. In Rom traf er dann mit einer ganzen Anzahl junger begeisterter deutscher Künstler zusammen, mit Passini, Böcklin, Reinhold Begas, Lenbach, Franz Dreber, die sich zunächst gegenseitig mächtig förderten. Die erste Frucht dieser jugendlichen Begeisterung für die Kunst der Renaissance war der 1856 vollendete Dante mit edeln Frauen, ein Bild, in dem er schon einen mächtigen Fortschritt, seinen eigenen Stil völlig entwickelt zeigte. Es zeichnet sich einerseits durch die klare und einfache Composition, die edle Zeichnung, vor allem aber durch jene außerordentliche Oekonomie der Mittel aus, die so vornehm wirkt, und die er offenbar von den Fresken eines Masaccio und Ghirlandajo abgesehen hatte. Seine Bilder sind niemals bunt, kein Ton schreit je heraus; im Gegentheil dämmert die Farbe aus ihrem Grau nur halb gebrochen auf, kein Detail drängt sich ungebührlich hervor; der Hauptsache ist alles untergeordnet, die Form groß und edel, der Totaleindruck aber immer in hohem Grade frappant und überraschend. Besonders ist die Stimmung des Ganzen meist mit großem Geschick, ja oft mit seltener Energie dem jeweiligen Gegenstande angepaßt.

Diese Vereinigung romantischer mit classischer Kunst, die ihn überhaupt charakterisirt, die Verschmelzung stimmungsvoller Poesie des Colorits mit strenger stilvoller Form war nun gerade bei diesem, überdies selber vortrefflich aufgefaßten Dante ebenso schön gelungen als in den Frauen die Wiedergabe vollendet edler Italie-

Digitized by Google

nerinnen. Nicht minder war die Art, wie sich die Gruppe bei sehr tiefem Horizont im dämmernden Abendhimmel als dunkle Silhouette zeichnet, so voll Ruhe und Hoheit, meisterlicher Beherrschung des Helldunkels, die ganze Gestalt des Bildes so frappant, daß es sich unauslöschlich dem Gedächtnisse einprägte.

Man hätte nun glauben sollen, daß ein so auffallend edles und gehaltenes Kunstwerk, das zugleich einen mächtigen Fortschritt des Künstlers bekundete, mit Begeisterung in der Heimat aufgenommen werden würde. Leider geschah ganz das Gegentheil; es rief zunächst nur ein Gefühl der Enttäuschung hervor, weil man nach dem Aretin und der Poesie etwas ganz anderes, etwa ein Auftreten mit Pauken und Trompeten à la Gallait erwartet hatte und nun eine zart gestimmte Beethoven'sche Sonate in B-moll zu genießen bekam! Das ward benutzt, um den Künstler vollends auch noch aus der Gunst des Großherzogs, dem das Bild gehörte, zu verdrängen, ja der neuernannte Galeriedirector, der seinen Ruf bekanntlich den Apotheosen alter Ketzer verdankte, deren Röcke er mit so viel Treue geschildert, machte alle Anstalten, mit diesem jungen selber ein Auto de Fé anzustellen.

Er schwang sich dieserhalb sogar zu einem förmlichen Protest gegen die Aufnahme des Bildes in die ihm unterstehende Galerie auf, für die es der Großherzog bestimmt hatte und zu deren schönsten Zierden es heute gehört, nachdem es in der That viele Jahre lang ausgeschlossen blieb.

Ich weiß nicht, ob Feuerbach selber es viel besser gemacht hätte an seiner Stelle, denn so verstanden wir in Deutschland von jeher die Toleranz und die Achtung vor dem Talent, ja es gibt sehr wenige große Künstler, die nicht ähnliche Peccadillos auf dem Gewissen hätten. Der Dreißigjährige Krieg hat uns in dieser Beziehung offenbar um kein Haar klüger gemacht; er wüthet im Gegentheil in Staat und Kirche, in der stillen Werkstatt wie im Hörsaal beständig fort. Besonders aber ist es die biedere Gesinnungstüchtigkeit, die unaufhörlich unter dem Schild aller möglichen Principien das Talent bei uns bekämpft.

Für Feuerbach's Art aber ist es durchaus charakteristisch, daß fortan fast jedes neue Bild eine solche neue Feuerprobe zu bestehen hatte, zunächst allemal eine ähnliche Enttäuschung hervorrief, weil er fast in jedem wieder ein neues artistisches oder psychologisches Problem zu lösen gesucht, es zu einem Denkmal seines innern Lebens und seiner Entwickelung gemacht hatte. Da er aber die ganze Productivität einer ungewöhnlich reichen Natur besaß, so hatte man sich gewöhnlich nur eben an seine letzte Metamorphose allmählich gewöhnt, wenn er einen mit der neuen überraschte und abermals kopfscheu machte, da man wieder Aehnliches erwartete und jetzt etwas ganz Anderes bekam. So mischte er in den nächsten zehn Jahren, wo er hauptsächlich für den Grafen Schack arbeitete, der sein Mäcen geworden, ganz moderne, mittelalterliche und antike, wie profane und religiöse Stoffe untereinander, war aber bei jedem so neu als überraschend. Und dabei zeigte er doch immer dasselbe vornehm zurückhaltende, stilvoll edle Wesen eines zart besaiteten, vorzugsweise elegischen, ein sinniges Träumen oder stille Sehnsucht athmenden Gemüthes. Dabei huldigten seine Bilder in dieser Zeit vorzugsweise dem Cultus der Frauenschönheit, gleichviel ob er uns eine Reihe classischer Liebespaare, wie Petrarca und

Digitized by Google

Laura, Romeo und Julie, Francesca mit ihrem Paolo in süßem Sinnen, den vortrefflich charakterisirten Ariost inmitten schöner Frauen, oder Hafis am Brunnen, mit den Mädchen schäkernd, vorführt, oder selbst Orpheus die Eurydice hinter sich herziehen läßt. Die bedeutendste dieser fast immer reizvollen, jugendlichen Schöpfungen ist jene berühmte Pietà, wo wir in tiefer Dämmerung die heiligen Frauen vor dem Leichnam des Erlösers kniend und betend finden, während sich die trostlose Mutter im Uebermaße des Schmerzes auf den entseelten Leichnam geworfen hat. Es ist das ein Meisterstück coloristischer Stimmungspoesie von einem so hohen Adel, wie ihm unsere moderne Kunst kaum ein zweites an die Seite zu setzen hat. Nicht weniger vollendet zeigt sich der Künstler in jenem die Strenge des Mantegna mit der Liebenswürdigkeit des Gian Bellin verbindenden Bilde musicirender Jungen, die in herrlich stilisirter Felslandschaft durch ihre Melodien die Dryade lauschend hervorgelockt, eine Scene von vollendet classisch ernster Anmuth. Denn ernst und streng ist fast alles, was Feuerbach machte, wie zauberisch reizend diese Romantik uns auch anmuthe und ihre stille Gewalt über uns ausübe.

Er selber feinfühlig und leicht verletzbar, eine stolz in sich verschlossene, Anderer nicht bedürfende Natur, hatte sich allmählich ganz von jeder Berührung mit der modernen Welt zurückgezogen, die einem in Rom mit ihrer zudringlichen Neugier und innerlichen Kälte noch widerwärtiger erscheint als irgendwo sonst. Das Atelier, in dem er mit seiner schönen, stolzen Römerin weilte, blieb jedem profanen Auge consequent verschlossen. Dafür entzückt sie uns jetzt, nachdem ihn die alte Pracht der antiken Welt allmählich immer mehr gefangen genommen, bald als königlich großartige Medea in düsterm Brüten am Ufer des Meeres sitzend, dessen wilde Wogen sich unheimlich drohend auf den Sand wälzen, bald als stolze Juno in dem ganz Rafael'sche Größe und Heiterkeit athmenden Urtheil des Paris, bald als süße Lesbia mit dem Sperling oder stolz kokette Bianca Capello, ja selbst als üppige Tänzerin, auf die gestützt der trunkene Alcibiades im Gastmahl des Plato unter die versammelten Philosophen tritt.

Unstreitig ist letzteres so mächtige als geistvoll gedachte und mit vollendeter Beherrschung der künstlerischen Mittel durchgeführte Bild die bedeutendste seiner Schöpfungen, ja eine der gelungensten der modernen Kunst überhaupt, wie jetzt wol allgemein anerkannt ist. Wenigstens wüßte ich nicht, daß es nach Rafael jemals gelungen wäre, den in der griechischen Plastik lebendigen Geist so glücklich in die Malerei zu übertragen, uns die attische Blütezeit in einer Anzahl ihrer berühmtesten Vertreter so überzeugend und lebensvoll zu schildern, als auf diesem bewunderungswürdigen Gemälde geschieht. Feuerbach steht hier hoch über dem, moderne Menschen in antike Costüme steckenden Alma-Tadema, ist selbst den Genelli und Carstens wenigstens in der Herrschaft über die Mittel der Kunst weit überlegen. Dennoch erregte das herrliche Werk bei seinem ersten Erscheinen auf der münchener internationalen Ausstellung von 1869 anfänglich eher Entsetzen als Bewunderung, zu der man sich erst sehr allmählich aufschwang, blos weil es so durchaus neu erschien und überdies in der Färbung das Morgengrauen etwas zu wörtlich genommen hatte.

Digitized by Google

Auch die bald darauffolgende, so wunderbar seelenvolle und jungfräulich keusche Iphigenie, die sehnsüchtig mit den Blicken übers Meer weg die geliebte Heimat sucht, eine Schöpfung voll des höchsten Adels, der Goethe'schen ganz würdig, konnte von den verschiedenen Juries, deren Prüfung sie auf drei großen Ausstellungen vorlag, nie eine Auszeichnung erhalten, die man doch viel tiefer stehenden Werken freigebig genug gewährte. Aber freilich hatte sich Feuerbach nie einer Clique angeschlossen, ja niemals auch sich nur Freunde zu machen verstanden. Mußte doch seine vortreffliche Stiefmutter, die mit unwandelbarer Treue an ihm hing, alle seine Correspondenzen und geschäftlichen Angelegenheiten besorgen, während er sich immer mehr auf seine ideale Welt beschränkte und die wirkliche unerbittlich von seiner Schwelle abhielt. Nichtsdestoweniger empfand der ehrgeizige Mann solche Kränkungen aufs tiefste, wenn er auch viel zu stolz war, sich das merken zu lassen. Um so mehr, als ihn selbst die Presse viele Jahre lang mit ausgesuchter Nichtachtung, offener Feindschaft oder höhnischer Geringschätzung behandelte, sodaß ich längere Zeit fast der Einzige gewesen bin, der seinem Werth die gebührende Anerkennung und Bewunderung zollte. Darum hat denn auch ein guter Theil seiner vortrefflichen Werke bis heute noch keine Käufer gefunden, unter ihnen selbst jenes prächtige Urtheil des Paris, das doch, glänzend von Heiterkeit, überdies die enthüllten Göttinnen mit einer Schönheit darstellt, die in Deutschland gegenwärtig niemand außer Makart erreicht. Auch die finstere Majestät der Medea hat erst nach zehn Jahren auf der letzten münchener Ausstellung einen Platz in unserer Pinakothek gefunden, wie die Iphigenie in der stuttgarter, das zweite Symposion in der Nationalgalerie in Berlin.

Gleichzeitig mit diesem hatte Feuerbach, angeregt durch die Kämpfe des Jahres 1870, die Ausführung einer schon lange projectirten kolossalen Amazonenschlacht angefangen, als ihn durch Vermittelung Eitelberger's ein Ruf an die Akademie nach Wien traf. Da ihm dieser zugleich große monumentale Aufträge, für die er ja doch wie kein anderer in Deutschland geeignet schien, in Aussicht stellte, so nahm er ihn mit Entzücken an und beeilte sich, nur gleich seine Amazonenschlacht zu vollenden, um sie mitzubringen. Er hatte sich mit diesem Bilde unstreitig auf ein ganz neues Feld begeben, da er seit seinem Erstlingswerke, jenem Aretin, nie mehr eine eigentlich dramatische Handlung dargestellt, seine Stärke offenbar nur in der vollendeten Darstellung schöner Existenzen, im Ausdruck lyrischer Stimmungen gesucht und gefunden hatte. Als grandiose Composition wie als gewaltiges Stimmungsbild ist denn auch die Amazonenschlacht hoch bedeutend. Aber ihre Figuren scheinen mehr von unsichtbaren Gewalten getrieben, wie im Traume zu handeln, als mit voller Energie bei dem zu sein, was sie thun oder zu leiden haben. Dennoch ist das Ganze so machtvoll, Stil und Formbehandlung sind so eigenthümlich erhaben, wie es nur einem großen Künstler zu erreichen möglich ist. Das Werk verdient nach dieser Richtung hin gewiß die höchste Achtung, wenn man es auch nicht seinen gelungensten zuzählen kann. Dennoch ward es bei seiner Ausstellung in Wien, zugleich mit der schon erwähnten im Colorit sehr verbesserten Wiederholung des Symposion, von der dortigen Presse mit einer Flut von Hohn übergossen. Und dabei erinnere man sich, was dieselben Kritiker schon alles bejubelt und vergöttert

Digitized by Google

haben, welche bedientenhafte Ueberschätzung sie speciell jeder fremden, französischen oder belgischen Production, jedem Demi-Mondestück entgegenbringen. Allerdings war diesmal auch nativistische Aufhetzerei mit im Spiele: war es doch dem jetzt verhätschelten Makart seinerzeit nicht um ein Haar besser ergangen, bis ihn der Hof in seinen Schutz genommen hatte.

Der durch solchen liebenswürdigen Empfang begreiflich aufs tiefste beleidigte Künstler konnte von uns nur mit Mühe abgehalten werden, sofort seine Entlassung zu geben. Nach allem, was folgte, bedauere ich jetzt selber, daß er es nicht gethan hat, dann läge er heute sicher nicht im Grabe. Er hatte jahrzehntelang Noth aller Art mannhaft getragen; sich ohne Ekel mit Schmuz bewerfen zu lassen, dazu reichte seine Tapferkeit nicht aus; sie war vornehmerer Art.

Indeß ließ er sich leider endlich doch zum Bleiben bewegen und fand sogar Geschmack am Lehren, nahm sich talentvoller Schüler, die sich bald um ihn scharten, bis zu seinem Ende mit Wärme an, und nur mit den Collegen wollte sich kein Verhältniß herstellen; dazu war er einmal nicht gemacht. Dafür widmete er sich mit Freuden der Aufgabe, den großen Saal der neuerbauten Akademie mit Deckengemälden zu verzieren, und wählte seine Stoffe aus der Theogonie des Hesiod. Zunächst den Kampf der Titanen mit den Göttern, den er als jenen Sieg des Geistes über die rohen Naturkräfte faßte, aus dem die Schönheit hervorgeht. Zu den Seiten dieses Hauptbildes, zu dem er eine prächtige Skizze machte, sollten dann die Prometheussage in zwei Seitenstücken und die Geburt der Minerva, sowie in Einzelfiguren die Hauptgottheiten der Griechen dargestellt werden.

Ueber diese Eintheilung gerieth er aber in Streitigkeiten mit Hansen, dem Architekten des Baues, die zur Herstellung anderer Skizzen führten, bis dann dieser zuletzt von selbst sein Unrecht einsah und auf die ersten zurückgriff. Darüber vergingen ein paar Jahre. Mittlerweile hatte Feuerbach sich aber in dem tückischen wiener Klima eine sehr gefährliche Lungenentzündung geholt und schwebte lange zwischen Leben und Tod, wie er denn sich niemals mehr ganz von derselben erholt hat. Der Arzt machte ihm nur unter der Bedingung, daß er ein milderes Klima aufsuche, Hoffnung zur völligen Genesung. Dies, mit den wachsenden Widerwärtigkeiten seiner Stellung, bewog ihn, seine Entlassung zu geben und Wien erst mit Rom, dann mit Venedig zu vertauschen. Dort stellte sich in der That seine kranke Brust anscheinend wieder her. Innerlich war und blieb er aber doch ein gebrochener, mit der Welt zerfallener Mann, dessen Ideale Schiffbruch gelitten, wie allmählich in seinen Arbeiten immer deutlicher hervortrat. Er hatte mit dem Glauben an die Menschheit auch die Liebe zur Natur und die Hoffnung verloren; ein düsterer pessimistischer Geist spricht fortan aus seinen Werken, der ihn schon in der Amazonenschlacht mehr als billig das Streben nach Schönheit mit dem nach Größe vertauschen ließ. Noch mehr zeigte sich das, als er den Auftrag erhielt, für die Stadt Nürnberg den Empfang zu malen, den sie einst dem Kaiser Ludwig dem Baier bereitet. Großartiger als je gedacht, zeigt das Bild doch eine Flüchtigkeit, die er sich früher nie gestattet hätte. Das Individuelle hatte offenbar den Reiz verloren für den, welchem die ganze Menschheit zuwider war, ebenso die feine Stimmung für den, welcher selber keine mehr hatte. Noch viel mehr trat all dies bei seinem Titanen-

Digitized by Google

sturz hervor, den er sammt den dazugehörigen Seitenbildern jetzt endlich zu malen anfing. Er hatte viel Zeit bei den Studien gebraucht, die er sonst immer mit großer Sorgfalt zu machen pflegte, ehe er zu malen anfing, und die z. B. noch bei der Amazonenschlacht mit einer stupenden Bravour und Feinheit, jedes alten Meisters würdig, gezeichnet sind. Die Meisterschaft ist auch noch hier zu finden, aber nichts mehr von der alten Sorgfalt und Liebe zu erkennen. Das riesige Bild vollends malte er gedrängt, wie er es war oder vielmehr zu sein glaubte, mit fieberhafter Eile in kurzen vier Monaten. Das Dreifache der Zeit wäre zu wenig gewesen für diese gewaltige Aufgabe; hat doch selbst ein Michel Angelo zu seinem Jüngsten Gericht acht Jahre gebraucht. Natürlich ist nun das meiste viel zu roh und allem fehlt die Ruhe der Vollendung; das Bild ist wenig mehr als eine riesige Skizze, wie es etwa die des unglücklichen Wiertz in Brüssel auch sind. Allerdings ist es ihm hier gelungen, nicht nur in hohem Grade dramatisch zu werden, sondern er hat auch den Gegenstand geistig vollkommen beherrscht und im einzelnen eine Menge großer Schönheiten der Composition entwickelt. Ueberdies handhabt er die Sprache, die Rafael in der Farnesina und nach ihm Giulio Romano im Palazzo del Te sprachen, mit einer Sicherheit, deren sich unter den Jetztlebenden niemand mehr rühmen kann. Dagegen wird er hier zum ersten mal, was er früher nicht gewesen, oft akademisch und conventionell pathetisch; die einzelnen Gestalten entbehren jener Vereinigung ganz individuellen Wesens in Form und Bewegung, die bei aller Größe der Auffassung viele seiner frühern Arbeiten auszeichnet. Darum prägt sich denn auch keine einzige Figur mehr dem Gedächtniß so unauslöschlich ein, wie es jene fast nie zu thun verfehlten. So stehen wir denn vor einem immerhin höchst imponirenden, aber doch schon das Herabsteigen von der alten Gediegenheit bezeichnenden Werke. Es ist menschlichem Ermessen nach ein erschütterndes Ende, kein stolzer Aufschwung mehr, was wir sehen.

Obwol immer noch die großartigste Schöpfung der ganzen letzten Ausstellung in München, so ward doch auch weder dieses Bild noch die Medea oder der Aretin, die gleichzeitig ausgestellt waren, von der internationalen Jury ausgezeichnet, die doch Werke genug prämiirte, die sich diesem nicht entfernt vergleichen konnten. Es war das ein bitterer Tropfen mehr in den ohnehin schon vollen Kelch, der durch den Ankauf der Medea für den König Ludwig II., der sich schon lange für den Künstler interessirte, kaum aufgewogen ward. Ihm wäre auch wol bald eine Berufung an die münchener Akademie gefolgt: leider kam dies alles zu spät.

Neben dem Titanensturz hat er noch eine ganze Anzahl jener obenerwähnten dazugehörigen Bilder ausgeführt. So den Gefesselten Prometheus mit den ihn beklagenden Okeaniden, ein Bild des eigenen Lebens und Geschicks, an dem er noch unmittelbar vor seinem Tode arbeitete. Außer diesem hatte er noch die Figuren der Gäa, des Uranos und der Venus, die ebenfalls für jene Decke bestimmt, ihm aber, nachdem er seine Entlassung gegeben, wieder abbestellt worden waren, als Einzelbilder behandelt. Auch ein großes Concert von Frauen in mittelalterlichem Costüm soll in Venedig fertig gewesen sein, als ihn der Tod am 4. Jan. 1880 überraschte. Er hatte an diesem Tage nach Deutschland reisen wollen, um sich

Digitized by Google

mit der geliebten Mutter, seiner einzigen Vertrauten auf der Welt, die ihm mit unwandelbarer Treue und wahrhaft erhabener Aufopferungsfähigkeit den Kampf mit der Welt zu erleichtern, alles Peinliche fern zu halten gesucht, über seine weitern Plane zu besprechen. Obschon er sich tags zuvor schon unwohl fühlte, wies er doch den Rath, einen Arzt zu nehmen, zurück. Als am Morgen um 9 Uhr die Dienerin kam, um Feuer zu machen, schlief er noch ruhig. Da er nach einer Stunde noch immer nicht aufstand, sah sie wieder nach und traf ihn mit nur wenig veränderter Stellung todt. Ein Herzschlag hatte ihn rasch und allem Anschein nach schmerzlos dahingerafft, er soll im Tode wunderschön ausgesehen haben.

Leider hat erst sein Verlust vielen zum Bewußtsein gebracht, daß wir niemand mehr besitzen, der die Lücke auszufüllen im Stande wäre, die er in der deutschen Historienmalerei gelassen. Scheint ihr doch die Hoheit des Sinnes, jene Vornehmheit, welche ihn vor allen Mitstrebenden auszeichnete, mehr und mehr fremd zu werden.

Digitized by Google

Chronik der Gegenwart.

Politische Revue.

18. Februar 1880.

Der Deutsche Reichstag ist am 12. Febr. eröffnet worden. Graf Stolberg las die Thronrede vor.

Es ist schwer, von Haus aus zu bestimmen, welche Stellung die politischen Parteien zu den einzelnen Fragen einnehmen werden, welche die Reichsregierung ihnen vorlegt, um so schwerer, als kaum eine Partei fest geschlossen dasteht auf der unerschütterten Grundlage ihrer Principien: fast alle haben mehr oder weniger diplomatisirt und Compromißpolitik getrieben, und wenn der Kanzler selbst die Grundsätze der äußern Politik auf die innere anwendet, so darf man sich nicht wundern, wenn kaleidoskopische Verschiebungen in der Stellung der Parteien stattfinden und auch die innere Cohäsion derselben wesentlich gelockert wird. Es handelt sich ja immer um eine Politik ad hoc, um das nächst Erreichbare und die dazu nöthigen Parteigruppirungen.

Im Jahre 1879 erschien die Wirthschaftspolitik als Selbstzweck, die Belebung der Industrie durch Schutzzölle, die Entlastung der Staatsangehörigen von den directen Steuern; nicht blos die Verringerung derselben, sondern auch die allmähliche Entlastung der Communen war in Aussicht gestellt: eine große Reformation aller wirthschaftlichen Verhältnisse schien sich wie ein Strom des Segens aus den Stimmurnen des Reichstages zu ergießen, und wenn man nach dem Haussetreiben der Börse urtheilen dürfte, so wären in der That in Handel und Verkehr jetzt wieder die fetten Jahre eingetreten.

Nur die Steuerzahler sind einer Enttäuschung verfallen: die neue Wirthschaftspolitik entpuppt sich auf einmal nur als ein Mittel zum Zweck, und dieser Zweck ist kein anderer als eine beträchtliche Erhöhung des Militäretats noch vor Ablauf des Septennats. Der Mehrertrag durch die indirecten Steuern sollte zunächst nur diesem Zwecke dienen, und sie erweisen sich nicht einmal ausreichend dafür. Und wenn man für die in der Luft schwirrenden Kriegsdrohungen, welche lange Zeit die Blätter erfüllten, auch nur ein leises diplomatisch anklingendes Echo in der Thronrede sucht, so findet man statt dessen die Versicherungen des ungestörten Friedens der europäischen Welt. Also handelt es sich im tiefsten Frieden um eine Steigerung des Militäretats vor Ablauf der Frist, für welche die Reichsgesetze den Bestand des jetzigen Etats festgesetzt, und zwar nur, weil die Nachbarstaaten ebenfalls ihre Wehrkraft erhöht haben.

Wo ist die Grenze für diesen Wetteifer der Staaten, die militärischen Listen mit immer neuen Hunderttausenden zu füllen? Niemals war die Lage Europas so bedauernswerth. Man mag über den utopistischen Einfall lächeln, der hier oder dort auftaucht in Anträgen auf allgemeine Abrüstung: den realen Verhältnissen gegenüber verfällt er der Lächerlichkeit, und doch trifft er den wundesten Fleck unserer jetzigen Zustände.

Und wie werden sich die Parteien zu der neuen Vorlage stellen? Wird der Appell an den Patriotismus ein einstimmiges Echo finden? Wird besonders die

Digitized by Google

Centrumspartei, die in jüngster Zeit wieder oft in die Zügel schäumt, des Wartens müde, diese neue Bewilligung ihren Wählern gegenüber zu rechtfertigen im Stande sein? Nach der Rede von Windthorst bei der Berathung des Cultusetats im Abgeordnetenhause ist sie allerdings dazu bereit. Die Nationalliberalen, welche des Reiches Machtstellung auf ihre Fahne geschrieben, sind in derartigen Bewilligungen niemals spröde gewesen; nur enthält die Regierungsvorlage in den zweijährigen Budgetperioden für sie doch wol Unannehmbares, da es den Einfluß der Parlamente, das Ziel des Liberalismus, herabdrücken muß. Jedenfalls wird die neue Reichstagssession die innere Zerklüftung der Parteien vermehren, und es ist sehr die Frage, ob das Centrum nicht auch durch einen Riß gespalten werden wird.

Die wichtigste Frage berührte die Thronrede an der folgenden Stelle: „Einer Umgestaltung und Weiterbildung bedürfen die Grundlagen, auf welchen das Reichs-Militärgesetz vom 2. Mai 1874 das deutsche Heerwesen geordnet hat. Seit dem Erlaß dieses Gesetzes sind in benachbarten Staaten so umfassende Erweiterungen der Heereseinrichtung zur Durchführung gelangt, daß das Deutsche Reich, unbeschadet der Friedfertigkeit seiner Politik, im Interesse seiner Sicherheit genöthigt ist, auch seine militärischen Einrichtungen zu vervollständigen. Wenn angesichts der Opfer, welche das deutsche Volk schon jetzt für die Sicherstellung seiner Unabhängigkeit bringt, die verbündeten Regierungen nur mit Widerstreben eine Steigerung derselben in Aussicht nehmen, so hegt Se. Maj. der Kaiser und König doch keinen Zweifel daran, daß der Schutz der höchsten nationalen Güter gegen jede Gefährdung von außen her von dem gesammten deutschen Volke und seinen Vertretern mit gleicher Klarheit für nothwendig erkannt und mit gleicher Entschiedenheit gefordert wird wie von den verbündeten Regierungen." „Die Beziehungen des deutschen Volkes", sagt die Thronrede weiterhin, „zu allen auswärtigen Mächten sind friedlich und freundschaftlich." Noch mehrfach wird betont, daß das Deutsche Reich eine friedliche und erhaltende Politik verfolgt, in voller Uneigennützigkeit für die Erhaltung des Friedens eintreten will, die Mitwirkung und Bürgschaft der gleichgesinnten Mächte zu gewinnen sich bestrebt u. s. f. Nirgends findet sich in der Thronrede eine Andeutung irgendwelcher Gefahren, die der Sicherheit des Deutschen Reiches drohen. Wird bei den Verhandlungen im Reichstage irgendein Lichtblick darüber aufblitzen, daß es auch nicht gleichgesinnte Mächte in Europa gibt?

Die Verlängerung des Gesetzes gegen die Socialdemokratie wird damit motivirt, daß es bisher nur gelungen sei, ihre Bestrebungen in gewissen Schranken zu halten, nicht völlig zu verhindern, und dies werde auch binnen Jahresfrist nicht zu ermöglichen sein. Ob einschränkende Gesetze überhaupt im Stande sind, geistige Richtungen und Gesinnungen, welcher Art sie sein mögen, „völlig zu verhindern", möchten wir bezweifeln, wenn auch die Frist nach Jahrzehnten abgesteckt würde. Außerdem wird eine weitere Ausdehnung der Finanzgesetzgebung in Aussicht gestellt, die Nothwendigkeit einer Erhöhung der diesjährigen Matricularbeiträge und einer Anleihe ausgesprochen. Die neuen in der Luft schwebenden Steuergesetze scheinen indeß noch nicht eine ganz greifbare Gestalt gewonnen zu haben. Eine Abänderung des Art. 69 und einiger mit ihm in Verbindung stehender Artikel der Reichsverfassung in dem Sinne, daß die gesetzliche Feststellung des Reichs-Haushaltsetats fortan auf einen Zeitraum von je zwei Jahren stattfinden werde, wird mit der Unzuträglichkeit motivirt, daß die Reichs- und Landtagssessionen bisher gleichzeitig stattfinden müssen. Die Aufhebung eines wichtigen Verfassungsrechtes wird so mit den Rücksichten äußerlicher Opportunität begründet.

Wie auch die Mehrheit des Reichstages sich zu dieser oder jener Vorlage stellen möge: jedenfalls dürfen wir erregten Debatten entgegensehen; es ist nicht anzunehmen, daß die fortwährende Erhöhung der Steuer- und Militärlasten seitens der liberalen

Digitized by Google

Parteien bereitwillige Zustimmung finden wird, wenn auch das liberale Credo früherer Zeiten längst durchlöchert ist durch die Begeisterung der Unitarier für die Reichsmacht, der sie jedes Opfer bringen.

Die Wahl des Präsidenten des Reichstages hat diesmal zu Gunsten der freiconservativen Partei entschieden, für welche auch das Centrum stimmte, trotz der Polemik, in welcher die Organe beider Parteien in jüngster Zeit aufeinanderplatzten. Graf Arnim-Boitzenburg ist zum Präsidenten erwählt; der Schwerpunkt des Reichstages scheint also mehr nach links gerückt zu sein; erster Vicepräsident wurde von Franckenstein, ein Mitglied des Centrums, zweiter ein Nationalliberaler, von Hölder, der indeß die Wahl ablehnte.

Während der Reichstag sich anschickt, an die Etatarbeit zu gehen, hat der preußische Landtag seine Sitzungen zunächst beendet. Die Berathungen über den Etat des Cultusministeriums nahmen die ganze Zeit vom 5. bis zum 13. Febr. in Anspruch. Der Etat ist jetzt in dritter Lesung zur Annahme gelangt. Bekanntlich beschränken sich die Etatberathungen nie auf das finanzielle Gebiet, nicht einmal auf Vorschläge und Beschwerden, welche sich an dasselbe anschließen, sondern die Politik des Programms wählt diesen Anlaß zu ihren selbständigen Ergüssen. Kaum ist der Gehalt des Cultusministers beziffert, so befinden wir uns mitten im Culturkampfe, obschon keine der kämpfenden Parteien daran denkt, auch nur eine einzige dieser Ziffern ihm abzuhandeln. So war es auch am 5. Febr. Abgeordneter Windthorst ergriff das Wort; es war keine jener von sarkastischen Leuchtfeuern und irrlichtelirenden Witzen durchzuckten Reden, wie er sie oft gehalten: es war eben eine feierliche Programmrede, zu der er seine ganze oratorische Gewandtheit und diplomatische Kunst aufgeboten hatte und die auch mit dem unparlamentarischen Pathos der Kanzel schloß: „Der Kampf ist ein schwerer; in letzter Instanz ist er der Kampf des Unglaubens gegen den Glauben; im letzten Grunde heißt es Anerkennung oder Unterwerfung unter das Kreuz von Golgatha. Diesem Kreuz ist der Sieg verliehen; und da wir unter ihm stehen und kämpfen, so wird der Sieg unser sein.“ Windthorst erklärte, daß er und seine Partei nur davon wüßten, daß Unterhandlungen mit Rom eingeleitet seien, aber nicht, auf welcher Basis und wieweit sie gediehen; er stellte also die Centrumspartei ganz außerhalb dieser Verhandlungen, sodaß ihr parlamentarisches Verhalten von denselben in keiner Weise berührt würde. Dem jetzigen Cultusministerium stellte er ein bedingtes Vertrauensvotum aus: „ein warmer Sonnenstrahl von Humanität sucht wieder in die Säle des Ministeriums einzudringen“, er glaubt wieder in diesen Sälen einen Pulsschlag christlicher Gesinnung zu vernehmen; aber die Geheimräthe, der Generalstab ist derselbe geblieben; es fehlt ein völliger Bruch mit den Grundsätzen der letzten Vergangenheit im Cultusministerium. Noch würden die Maigesetze strict ausgeübt, selbst ohne mildere Praxis; noch bestehe der Staatsgerichtshof für Kirchensachen, den nach dem Vorschlage eines Anhängers des Culturkampfes der Oberverwaltungsgerichtshof substituirt werden solle. Windthorst legt entschiedenen Protest dagegen ein, daß der Staat jemand absetzen könne, den er nicht angestellt habe: darum „ein Gerichtshof unter keiner Bedingung, in keiner Gestalt“. Darauf faltet der Abgeordnete für Meppen seine Toga und bietet dem Staate Krieg oder Frieden. Schulter an Schulter will seine Partei jeder innern und äußern Gefahr begegnen; wenn die Gefahren von außen so dringlich zu sein scheinen, daß man an eine Vermehrung der Wehrkraft denkt, so sei der Friede in allen Gemüthern doppelt nöthig. „Der kirchliche Friede ist mehr werth als viele Armeecorps.“ „Sollte uns ein widriges Geschick den Frieden nicht geben, so können Sie versichert sein, das katholische Volk und wir, seine Abgeordneten, werden nicht wanken und weichen, bis die Freiheit der Kirche und der Gewissen errungen ist.“

Digitized by Google

Ob Windthorst sich durch die Erklärungen des neuen Cultusministers befriedigt gefühlt hat, möchten wir bezweifeln. Herr von Puttkamer begann allerdings mit einem Dank für das persönliche Wohlwollen, welches Windthorst ihm gegenüber gezeigt hatte; er gestand zu, daß durch die Ereignisse der letzten Zeit die katholische Kirche in eine Reihe von Bedrängnissen gestürzt sei, welche in ihrem weitern Fortgange allerdings zu ihrer völligen äußern Zerrüttung in Preußen führen und daß bei längerer Fortdauer unserer kirchenpolitischen Kämpfe die äußere Organisation der katholischen Kirche zerstört werden müsse; er sprach es aus, daß die Regierung auch in den Tagen, wo sie die Vertheidungsmittel gegen die „nach ihrer Meinung" unberechtigten Uebergriffe der katholischen Kirche verschärft habe, stets von der Hoffnung auf eine Zeit des Friedens beseelt gewesen sei; aber er erklärte auch, daß der Ausgleich nur stattfinden werde auf dem Boden der preußischen Landesgesetzgebung und daß er bei aller Schonung und Rücksicht auf die kirchlichen Interessen und Bedürfnisse doch zum unverrückbaren Endziele die Rechte und Interessen der preußischen Monarchie haben müsse. „Es ist in einem Staate wie Preußen", sagte Herr von Puttkamer, „kaum irgendeine denkbare politische Constellation möglich, bei welcher die Bestrebungen, welche direct oder indirect, wissentlich oder unwissentlich darauf gerichtet sind, in dem wichtigsten Gebiete des Staatslebens eine auswärtige Macht an die Stelle unserer geordneten Staatsgewalten zu setzen, irgendeine Aussicht auf Anerkennung findet." Am Schlusse sprach der Minister seine versöhnliche Stimmung und seine Bereitwilligkeit zur Erreichung eines Ausgleichs aus.

Im Namen der conservativen Partei erklärte der Abgeordnete von Hammerstein, sie könne in diesem Augenblicke nichts thun, als das Resultat der Unterhandlungen ruhig abwarten; sie wolle „nicht römischer sein als Rom, aber auch nicht staatlicher als der Staat; für den Etat werde sie stimmen auch da, wo die einzelnen Positionen als Consequenz der Maigesetze erschienen". Er hob hervor, daß die evangelische Kirche durch den Culturkampf besonders geschädigt sei. Diese Aeußerung war der Ausgangspunkt für eine längere Verhandlung, in welcher von den freisinnigen Abgeordneten gegen die Synodalverfassung, die ganze Richtung und einzelne Beschlüsse der Generalsynode angekämpft wurde, während der Cultusminister seine Zurückhaltung mit den Bestimmungen der neuen Kirchenverfassung rechtfertigt, welche das Verhältniß des Ministers zur Synode nach allen Seiten hin festsetzt. Stöcker gab wieder eine von Windthorst freudig anerkannte Probe seiner homiletischen Beredsamkeit, vertheidigte die Generalsynode, die freie Kirche, die gegen die Mächte des Umsturzes kämpft: „Alle bösen Geister sind entfesselt"; „auch ein reichbegabtes Volk geht dem Verderben entgegen, wenn ihm die göttliche Anschauung mangelt". Als ob Herr Stöcker und seinesgleichen ein Monopol hätten auf diese „göttliche Anschauung"!

Dem Abgeordneten von Schorlemer-Alst war es vorbehalten, die Friedensstimmung des Hauses durch einige schmetternde Töne der ultramontanen Kriegstrompete zu unterbrechen, allerdings gegen einen zum Theil bereits besiegten Feind. Er erklärte, daß die Sprache des Ministers Falk von einem wahren Fanatismus gegen Rom und die katholische Kirche beseelt, daß die Zerstörung der katholischen Kirche sein Wahlspruch gewesen, die Verachtung gegen Gott und Jesum Christum die Folge der Aera Falk sei. Gegen diese herausfordernden Anklagen mußte der Abgeordnete Falk selbst eintreten in einer wol großentheils improvisirten Rede von etwas lockerm Gefüge, einer Rechtfertigung seiner Verwaltung, seiner oft und besonders durch seinen Rücktritt bewährten friedlichen Gesinnungen, ohne jeden Angriff auf das neue System, ohne jedes Haschen nach glänzendem Effect, sodaß seine Rede vielleicht gerade durch diese taktvolle Rücksichtnahme zu sehr des äußern Reliefs für die innere Würde und Gesinnungstreue entbehrte, von der sie beseelt war. Windthorst konnte natürlich nicht umhin, eine Fülle von Hohn und Spott über den „gefallenen"

Digitized by Google

Minister auszugießen, recht im Tone der ecclesia triumphans; denn der Person des Ministers gegenüber hatte ja die Kirche triumphirt.

Irgendeinen festen Kern konnten wir aus allen diesen Debatten nicht herausschälen; die Verhandlungen mit Rom sind in der Schwebe, die Parteien warten ab; der Cultusminister und das Centrum sagen sich Artigkeiten, sein Vorgänger im Amte wird mit Invectiven überhäuft. Irgendein neuer Standpunkt tritt nicht zu Tage; keiner der einzelnen Streitpunkte wird berührt, mit Ausnahme des kirchlichen Staatsgerichtshofes. Das einzige Resultat der Verhandlungen ist — die Bewilligung der 36000 Mark als Gehalt des Cultusministers.

Wenn am 5. Febr. die Friedenspfeife geraucht wurde, so brachte der 7. Febr. bei der Verhandlung über einzelne Etatsposten einige tumultuarische Scenen, wie sie selten im preußischen Abgeordnetenhause vorgekommen sind. Bei der Berathung über die Besoldungen und Zuschüsse der katholischen Geistlichen und Bischöfe kamen auch die für einen „neuen katholischen Bischof" ausgeworfenen 48000 Mark zur Sprache. Es handelte sich um den altkatholischen Bischof Reinkens, und die Commission war der versöhnlichen Ansicht, die Worte „neuen katholischen" zu streichen. Herr von Schorlemer-Alst ließ sich die Gelegenheit zu einem heftigen Angriff auf den Altkatholicismus nicht entgehen. Petri, der einzige altkatholische Abgeordnete, wirft sich zum Vertheidiger desselben auf und verliest die vom Könige ausgefertigte Anerkennungsurkunde des Bischofs Reinkens. Abgeordneter von Sybel behauptet, daß diese Verlesung von schallendem Gelächter seitens des Centrums begleitet worden sei; das Centrum wehrt sich auf das heftigste gegen diese Anklage; Worte wie „unwahre Behauptung", „vollständige Lüge" fallen; aus allen Parteien treten indeß Zeugen für dieselbe auf. Nachdem der Präsident von Benda, der die Verhandlungen allerdings nicht mit einer Energie leitet, wie sie die tumultuarische Erhitzung des Hauses wünschenswerth machte, die Ordnungsrufe erlassen, trat der Abgeordnete Bachem auf und erklärte die Charakterisirung, welche seine Fractionsgenossen der Bemerkung Sybel's angedeihen ließen, für sachlich gerechtfertigt. Auf diese Rebellion gegen die Entscheidung des Präsidenten, die an herausforderndem Trotz nichts zu wünschen übrigließ, folgt stürmische Unterbrechung der Linken, Ordnungsruf des Präsidenten. Trotz dieses Lärms erhält Bischof Reinkens seine 48000 Mark. Diese Scenen waren des Abgeordnetenhauses nicht würdig; sie erinnerten an Auftritte, wie sie bisweilen in Schulklassen vorkommen, und wir wünschten, daß ein anderer Mann als Herr von Sybel durch eine nachträgliche Denunciation den ersten Anlaß dazu gegeben hätte.

Außer den Etatsberathungen hat das Abgeordnetenhaus mehrere Gesetzentwürfe berathen und angenommen, von denen das Feld- und Forstpolizeigesetz, über welches am 31. Jan. in dritter Lesung verhandelt wurde, jedenfalls das unerquicklichste ist. Allerlei mildernde Amendements, die auch zum Theil angenommen wurden, zeigten, daß die Stimmung des Hauses sich doch unter dem Drucke befand, der immer dort auf den Gemüthern lastet, wo es sich um Maßregeln handelt, die bei Wahrung des formalen Rechtes an die Inhumanität streifen. „Das Eigenthum ist heilig", sagte Windthorst, „aber es muß christlich gebraucht werden. Der Kampf, der jetzt die Welt bewegt, kommt daher, daß die Eigenthümer das meist vergessen haben." Wozu aber neue rigoristische Gesetze zum Schutze des Eigenthums, welche diese Vergeßlichkeit in bedenklicher Weise unterstützen? Man mache die Gesetze christlich, statt ihnen eine christliche Gebrauchsanweisung mit auf den Weg zu geben. Sehr treffend behauptete Abgeordneter Cremer, daß doch gewisse Dinge in Feld und Wald existirten, die Gemeingut seien; wenn man das als eine socialistische Anschauung bezeichne, habe er nichts dagegen. Wir erfahren zwar, daß Beerensammeln schon früher mit der Strafe des Holzdiebstahls belegt worden sei; jedenfalls stand das Gesetz auf dem Papier. Es gehört zur Signatur unserer Zeit, daß alle diese Verclausulirungen des Eigen-

Digitized by Google

thums gerade gegenüber den ärmsten Volksklassen mit solcher Schärfe ausgearbeitet werden. Das Gesetz gibt „unchristlichen" Eigenthümern, um mit Windthorst zu sprechen, Anlaß zu unzähligen Chicanen der Armen auf dem Lande; es wird dem Pauperismus auf der einen, der Socialdemokratie auf der andern Seite in die Hände arbeiten.

Die Berathungen über den Gesetzentwurf, welcher die Ergänzung der Vorschriften über die Dienstbotenverhältnisse enthält, über die Erweiterung der Staatseisenbahnen und die Betheiligung des Staates an mehrern Privat-Eisenbahnunternehmungen, die Besteuerung des Wanderlagerbetriebes und mehrere andere specielle Fragen beschäftigten die Thätigkeit des Abgeordnetenhauses. Die wichtigsten Debatten, außer den Berathungen über den Cultusetat, schlossen sich an die Vorlage über die Verwaltungsreform, über welche in drei Sitzungen, vom 13. Jan. ab, berathen wurde. Es kam darauf an, zunächst zu der Vorlage Stellung zu fassen, und dies geschah von allen Parteien. Wenn der Minister Graf Eulenburg erklärte, daß nur durch das Zusammenwirken von zwei Parteien dem Gesetze zum Siege verholfen werden könne, so ist die Zustimmung der Conservativen und Nationalliberalen, so verclausulirt sie ausgesprochen wurde und so wenig Einstimmigkeit auch in Bezug auf die geäußerten Bedenken zu Tage trat, doch gesichert, während das Centrum und die Fortschrittspartei den jetzigen Zeitpunkt nicht für opportun erklären, das erstere wegen des noch immer fortbestehenden Culturkampfes, die zweite wegen der gegenwärtigen Zusammensetzung des Hauses. Darin aber begegneten sich Windthorst und Richter, die Redner beider Parteien, daß sie meinten, der Neubau sei nicht an der richtigen Stelle begonnen worden: er müsse von unten aufgeführt werden, mit einer neuen Gemeindeordnung und Städteordnung beginnen. Redner aller Parteischattirungen sprachen sich gegen die Complicirtheit des Instanzenzuges aus und wünschten eine Verschmelzung der beiden mittlern Instanzen. Abgeordneter von Bennigsen, der, wie sein Nachfolger auf der Tribüne, von Rauchhaupt, meinte, mit dem Colorit eines Hannoveraners gesprochen hatte, wobei auch der jetzigen „realpolitischen" Leitung der nationalliberalen Partei ein Compliment gemacht wurde, erklärte die für die westlichen Provinzen getroffenen Uebergangsbestimmungen für unannehmbar, während auch der Abgeordnete des Centrums von Heereman erklärte, eine Selbstverwaltung für den Westen müsse anknüpfen an frühere Verhältnisse und die freie Wählbarkeit der Amtmänner und Bürgermeister. Wenn daher auch der Minister Graf Eulenburg jene Bestimmungen entschieden vertheidigte und meinte, daß ein Provisorium in den obern Instanzen weit weniger erträglich sei als in den untern, daß es besser sei, wenn neu eingesetzte Behörden neue Einrichtungen schaffen, als wenn diese Vorbereitungen von Behörden getroffen werden, die bereits auf den Aussterbeetat gesetzt sind, so haben diese betreffenden Paragraphen doch keine Aussicht auf Annahme seitens des Landtages. Die Ungleichheit in der Verwaltung der östlichen und westlichen Provinzen wird daher nach wie vor fortdauern. Die vier Verwaltungsgesetze sind inzwischen einer Commission überwiesen und die Detailberathung wird in einer inzwischen angekündigten Nachsession des Landtages stattfinden. Es sind folgende vier Gesetze: 1) die Organisation der allgemeinen Landesverwaltung; 2) die Zuständigkeit der Verwaltungsbehörden und der Verwaltungsgerichte; 3) die Verfassung der Verwaltungsgerichte und das Verwaltungsstreitverfahren; 4) die Abänderung von Bestimmungen der Kreisordnung für die Provinzen Preußen, Brandenburg, Pommern, Posen, Schlesien und Sachsen.

Größeres Interesse erweckte noch die Nothstandsdebatte. Das Gesetz zur Bewilligung von Staatsmitteln (6 Mill. Mark) zur Beseitigung des durch Ueberschwemmung und Misernte herbeigeführten Nothstandes in Oberschlesien fand im Abgeordnetenhause auch die Anerkennung der Fortschrittspartei; nur über die Rückforderung der Beträge an Viehfutter fanden lebhafte Debatten statt. Virchow

Digitized by Google

sprach mehrfach mit Eifer und Sachkenntniß, allerdings mit heftigen Angriffen auf den Großgrundbesitz und die Majoratswirthschaft. Gegen diese Angriffe vertheidigte sich Fürst Pleß in einer eingehenden Rede im Herrenhause am 26. Jan., indem er behauptete, daß der Großgrundbesitz von jeher der Träger der Cultur und Bildung in Oberschlesien gewesen ist, und nachwies, was er über jede Verpflichtung hinaus für die Schulen und die Armen gethan. Als Mittel gegen den Nothstand schlug der Fürst die völlige Durchführung der Drainage vor, die noch wichtiger sei als der Bau von Secundärbahnen, dann Regulirung der kleinen Flußläufe, Bildung von Ent- und Bewässerungsgenossenschaften. Diesen Vorschlägen schloß sich Dr. Friedenthal an, welcher die Errichtung von Meliorationsverbänden und Wassergenossenschaften empfahl. Die Vorlage wurde im Herrenhause en bloc angenommen.

Während das Deutsche Reich seine Kriegsrüstungen vermehrt, findet der neugewonnene Bundesgenosse Oesterreich-Ungarn, dessen übrigens in der Thronrede nicht gedacht wurde, keine Erhöhung des Militäretats für nöthig. Die Delegationen, die gegenwärtig in Wien tagen, bereiten daher der Regierung durchaus keine Schwierigkeiten. Nur das unklare Verhältniß in Bosnien wünscht man klar zu gestalten; die heftigsten Gegner der Annexion sprechen sich jetzt für dieselbe aus. Ebenso unklar bleibt das Verhältniß zu Serbien; über den Eisenbahnanschluß kann man mit diesem Staate nicht einig werden, hauptsächlich deshalb, weil man diesseit und jenseit der Leitha selbst nicht einig ist über die Richtung der von Semlin aus zu bauenden Anschlußlinien, weil beide Reichshälften in Bezug hierauf verschiedenes Interesse haben. Eine Zolleinigung mit Serbien ist definitiv aufgegeben: und zwar hat hier das Interesse Ungarns über dasjenige Oesterreichs triumphirt, indem der Austausch der österreichischen Industrieproducte gegen die landwirthschaftlichen Serbiens im Interesse der cisleithanischen Reichshälfte lag, die transleithanische aber für ihre Producte in Serbien einen unbequemen Concurrenten sah. Der Zwiespalt der Interessen zwischen Oesterreich und Ungarn steht auch dem Abschluß eines Tarifvertrags mit Deutschland im Wege: es soll zunächst in Wien auf den Zoll- und Handelsconferenzen eine Einigung erzielt werden über die gemeinsamen Instructionen, welche für Berlin Geltung haben sollen. Im übrigen sprachen sich die Abgeordneten der Delegationen einstimmig zu Gunsten des deutsch-österreichischen Bündnisses aus.

Das österreichische Coalitionsministerium Taaffe hatte einen schweren Stand gegenüber den Angriffen der Rechten, welche, auf die geringe Mehrheit gestützt, die sie im Reichsrathe besitzt, ausschließlich die Portefeuilles für sich in Anspruch nahm. Glücklicherweise ist die Zusammensetzung der Partei eine so heterogene, daß der Nationalitätenhader kein erfolgreiches Zusammenwirken aufkommen läßt. Polen und Czechen konnten nicht einig werden über die Vergebung der Portefeuilles und die Interessen der Klerikalen decken sich keineswegs mit denen der Nationalen. Jetzt sind die zwei Ministerposten in einer Weise besetzt worden, welche weder der Rechten noch der Linken genehm ist. Das Cultusministerium hat Freiherr Conrad von Eybesfeld, das Finanzministerium Freiherr von Kriegsau erhalten. Die wiener Blätter rügen die Besetzung eines so wichtigen Postens mit einem Staatsmann, der keineswegs zu den fachmännischen Capacitäten gerechnet werden kann.

Anfangs wollte die Rechte gegen die bosnische Vorlage stimmen, um eine Pression auf das Ministerium auszuüben: doch sah sie wieder davon ab und es wurde dieser Gesetzentwurf mit Zweidrittel-Mehrheit angenommen. Auch hier wie in den Delegationen stimmten diesmal die eifrigen Gegner der Occupationspolitik für denselben. Am meisten richtet sich der föderalistische Ansturm gegen den jetzigen Justiz-, frühern Unterrichtsminister von Stremayr, welcher im Budgetausschusse mit voller Entschiedenheit für Aufrechthaltung des deutschen Charakters der prager Universität eintrat.

Digitized by Google

Beginnt doch auch der Culturkampf, der gerade unter Stremayr's Geschäftsleitung zum Abschluß kam, wieder eine Rolle zu spielen, indem der böhmische Episkopat eine Eingabe an den Ministerrath richtete, in welcher der letztere aufgefordert wurde, das Nöthige zu veranlassen, daß den Schulen der confessionelle Charakter und den Geistlichen der frühere Einfluß auf den Unterricht wiedergegeben werde, widrigenfalls sie sich der Betheiligung an den Schulbehörden enthalten würden. Dieser angedrohte klerikale Strike wird in den maßgebenden Kreisen einen sehr misliebigen Eindruck machen, ganz wie auf dem politischen Gebiete die Rede Hübner's, welche aus seinen deutschfeindlichen und russenfreundlichen Gesinnungen kein Hehl machte und die Signatur einer abgewirthschafteten Epoche deutlich zur Schau trug.

In Frankreich haben die Kammern am 13. Jan. ihre Sitzungen wieder begonnen. Zum Präsidenten des Senats wurde Martel, ein Mitglied des linken Centrums, gewählt, zu demjenigen des Abgeordnetenhauses Gambetta; doch erhielt dieser 55 Stimmen weniger als das letzte mal, und der größte Theil dieser fehlenden Stimmen kam auf Rechnung der äußersten Linken, der Partei Clémenceau, welche weiße Wahlzettel einreichte. Das Bestreben Gambetta's, eine starke Regierungspartei aus den vier vereinigten republikanischen Linken zu bilden, hat bisher nicht den gewünschten Erfolg gehabt: überhaupt stellen sich immer mehr Anzeichen dafür ein, daß der Cunctator Gambetta doch vielleicht den rechten Zeitpunkt verpaßt hat, um sich an die Spitze Frankreichs zu stellen. Eine weiter gehende Partei sucht ihn beiseitezuschieben, und gerade diese Partei, welche jetzt namhafte Talente aufzuweisen hat, wird die Massen für sich gewinnen, wie aller Radicalismus. Schon wird der Vertreter des Stadtviertels von Belleisle für einen Verräther erklärt in den ultrarepublikanischen Blättern, während seine Freunde die Staatsleitung in Händen haben und mit der Purification der höhern Beamtenstellen Ernst machen. Auch der Justizminister hat sich zu Zugeständnissen hierin verstanden. Der Kriegsminister Farre räumt unter den höhern Generalsstellen auf: er besetzt die wichtigsten Posten mit Anhängern Gambetta's, Genossen aus den Zeiten von Tours und Orléans. Das Dogma von der Unabsetzbarkeit der richterlichen Beamten hat gegenwärtig in Frankreich einen harten Stoß bekommen. Am meisten Erfolg hat noch der Unterrichtsminister Ferry mit seinen Vorlagen, obschon der Gesetzentwurf über den Elementarunterricht nicht unbedingten Beifall findet, weil er die Geistlichen nicht vollständig von demselben ausschließt. Der Senat hat bereits dem Minister durch die Wahl Broca's, eines Anhängers seiner Unterrichtspolitik, ein Vertrauensvotum gegeben. Der Art. 7 des Gesetzentwurfes, der die Beseitigung der Jesuiten bei Besetzung der höhern Lehrerstellen an Gymnasien und Realschulen betrifft, wird daher vom Senat sicher angenommen werden, wie dies schon mit dem ersten Gesetzentwurfs Ferry's über die Zusammensetzung des obersten Unterrichtsrathes der Fall war.

Es ist keine Frage, daß die allgemeine Bewegung in Frankreich ebenso nach der Linken hin gravitirt wie in Deutschland nach der Rechten; Gambetta selbst sinnt bereits auf einen Hemmschuh, indem er für die Neuwahlen statt der Wahl nach Arrondissements das Listenscrutinium nach Departements einzuführen hofft. Es kommt dies zwar den städtischen radicalen Bevölkerungen zugute, aber es concentrirt auch die Macht der obersten Wahlleitung, die mehr oder weniger in Gambetta's Händen liegt.

Einen Erisapfel für den pariser Parlamentssaal bietet die Amnestiefrage; das Cabinet de Freycinet gab über dieselbe die entschiedensten Erklärungen ab; die Mehrheit der Deputirtenkammer steht zu ihm; aber die Minderheit hat in dem Verlangen voller Amnestie ein stets bereites Mittel zur Erregung der Volksmassen und einer stürmischen Bewegung der politischen Atmosphäre.

Digitized by Google

In England wurde am 5. Febr. die Schlußsitzung des neunten Parlaments von der Königin eröffnet, welche sich über die äußern und innern Fragen der Politik, besonders über die Mittel gegenüber dem Nothstande in Irland aussprach. Lord Beaconsfield hat bei der Durchführung seiner britannisch-imperialistischen Politik mit großen Schwierigkeiten in zwei Welttheilen zu kämpfen; jedenfalls kostet ihm dieselbe große Opfer an Blut und Geld. General Roberts in Kabul verfährt gegen die Afghanen mit einer Strenge, welche ihm die Angriffe der englischen Liberalen zugezogen hat; er selbst gibt in seiner Rechtfertigung zu, mehr als hundert Afghanen zur Hinrichtung verurtheilt zu haben: immerhin eine kriegsgerichtliche Grausamkeit, welche die Proteste der Engländer gegen die russische Barbarei wenig unterstützt. Die Gründe dieser massenhaften Executionen waren: Angriff auf Escorten, Besitz von Eigenthumsgegenständen der Gesandtschaft, Betheiligung an dem Angriff auf dieselbe, Ermordung und Verstümmelung verwundeter Soldaten. Inzwischen nimmt Mahomed-Dschan in Ghasin mit einer Armee von 30000 Mann eine drohende Stellung ein; er verstärkt sich fortwährend durch neue Zuzüge, und die Engländer müssen, wenn die kalte Jahreszeit vorüber ist, auf einen neuen ernsten Krieg gefaßt sein. Ein Feldzug nach Herat ist in Aussicht genommen. Dort drohen Verwickelungen mit Rußland und Persien, die sich leicht in acuter Weise zuspitzen können. Die Russen rüsten drei Heere zum Kampfe gegen die Turkmanen, und wenn sie Merw erobert haben, würden sie den Engländern in Herat so nahe wie möglich gerückt sein. Dem Hinausschieben der Nordwestgrenze von Englisch-Indien bis nach Herat werden die Eroberer Nordasiens gewiß nicht müßig zusehen. In Afrika haben die Engländer inzwischen zwar die Zulukaffern und die Basutos besiegt; aber der Protest der Boers in der Transvaal-Republik gegen den Gewaltstreich der englischen Annexion vom Jahre 1877 nimmt immer größere Dimensionen an. Der englische General Wolseley hat zwar in einer Proclamation vom 10. Oct. 1879, die in Pretoria vorgelesen wurde, jeden Versuch der Auflehnung gegen die Annexion als Rebellion bezeichnet; gleichwol ist diese Rebellion im vollen Gange; zahlreichen Meetings folgte am 10. Dec. die Landesversammlung zu Doornkopen, auf welcher der Beschluß gefaßt wurde, die Unabhängigkeit der Transvaal-Republik mit allen Mitteln wiederherzustellen. Der frühere Präsident ist von den Engländern wegen Hochverraths verhaftet, der jetzige wegen Hochverrath angeklagt worden: eine eigenthümliche staatsrechtliche Logik für die Attentate Großbritanniens auf das Völkerrecht, und ein eigenthümlicher Beginn der südafrikanischen Conföderation, welche Lord Beaconsfield anstrebt!

Von dem unheimlichen Treiben der Nihilisten in Rußland gibt die Explosion im Winterpalais des Kaisers am 17. Febr. abermals einen schlagenden Beweis. Wie soll das innerlich durchwühlte Reich neben seinen centralasiatischen Planen und Kämpfen noch eine Offensive gegen die Nachbarstaaten in Europa ergreifen? Sein Schutzstaat Bulgarien fügt sich nicht in geregelte Verfassungsformen. Die Unordnung in manchen Theilen der Türkei, wie die englische Thronrede sagt, besonders in Albanien, ist permanent. Die Regelung der orientalischen Frage erfüllt Rußland mit Mismuth, die innere Unterwühlung mit Verzweiflung: soll ein großer äußerer Krieg die innern Explosivstoffe ablenken und Revanche schaffen für eine diplomatische Niederlage?

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Karl von Holtei.

Ein literarischer Essay

von

Rudolf von Gottschall.

Im Kloster der Barmherzigen Brüder zu Breslau starb am 12. Febr. 1880 der schlesische Dichtergreis, den seine heimatliche Provinz in den letzten Jahrzehnten mehrfach hoch gefeiert hat und dessen Name auch in ganz Deutschland ein freundliches Echo weckte. Er war die Verkörperung des Schlesiers in der Literatur. Schlesien hatte zu allen Zeiten begabte Poeten aufzuweisen, doch die provinzielle Eigenart war in keinem so scharf ausgeprägt wie in Holtei; sie hinderte ihn vielfach, weitreichende Bedeutung für die Nationalliteratur zu gewinnen; das leichtblütige Naturell, der Sinn für das gemüthlich Bequeme, die rege Phantasie, die eben bereitwillig ihren ersten Eingebungen folgt und vor den strengern Anforderungen der Geschmacksbildung zurückschreckt, der Wechsel zwischen Empfindsamkeit und Derbheit: das sind Eigenheiten schlesischer Volksthümlichkeit, wie sie in unserm Dichter sich spiegeln.

Treffender läßt sich diese provinzielle Eigenart nicht zeichnen, als es von Professor Karl Weinhold geschehen ist in der Rede, die er zur Feier des achtzigsten Geburtstages Karl von Holtei's im Liebich'schen Saal zu Breslau hielt: „Der Schlesier ist ein Kaleidoskop: je nachdem er geschüttelt wird, bietet er dem Auge verschiedene Figuren. Er ist natürlich vor allem gemüthlich, er ist treu, zugänglich, emsig und klug in Untersuchungen, mühsam; er ist gesprächig, voll trockenen Humors, hat sprachlichen Formsinn und macht gern Verse, namentlich wenn er verliebt ist, wozu er sehr neigt, und wenn es diese oder jene Festlichkeit gibt. Er liebt die Musik, hat Neigung für Phantastisches; religiöse Schwärmerei hat daher oft in Schlesien Boden gefunden. Er hat Familiensinn und liebt die Kinder, er hängt fest an seiner Heimat. Aber der Schlesier ist auch derb und realistisch bis zum Aeußersten, leichtsinnig und sinnlich, verfällt in weichliche Unentschlossenheit und läßt seine guten Anlagen in Trägheit oder in dilettantischer Zerfahrenheit verkommen; er verwechselt im Reden und Schreiben die Breite mit der Tiefe. Er übertreibt seinen Heimatsinn bis zu dem Aberglauben, daß nur zwischen den Sudeten und der posenschen Grenzlinie sich leben lasse. Zu der gerechten Schätzung schlesischer Art sind die geschichtlichen und geographischen Bedingungen zu erwägen, unter denen sich zwischen Czechen und Polen durch ein paar hunderttausend fränkische

Digitized by Google

und thüringische Einwanderer, unter wechselnden, meist undeutschen Regentenhäusern, fern der großen Culturströmung des Mutterlandes, das Gebilde entwickelt hat, das wir den deutschen Schlesier heißen. Je nach leiblichen und seelischen Anlagen, nach Luft und Licht treten jene Eigenschaften in den Individuen wie in gewissen Gruppen hervor. Eine erregbare Natur voll Gefühl, Phantasie, Humor, mit der Fähigkeit, lebendig zu vergegenwärtigen, bald sentimental, bald realistisch, von beweglichem, mehr noch ahnendem als erfinderischem Talent, zu behaglicher Ausbreitung geneigt, um Verse nie verlegen, so stellt sich der Schlesier als Poet dar. Sie werden Züge dieses Bildes bei Opitz, Gryph, Logau, Günther, Eichendorff und Strachwitz finden, die man ohne Rücksicht auf ihre Heimat nicht würdigen kann; und ich denke, bei Holtei sind sie unverkennbar."

Es ist selbstverständlich, daß nach dieser zutreffenden Schilderung des schlesischen und des Holtei'schen Naturells das Bild des greisen Dichters im Kloster der Barmherzigen Brüder, auch ganz abgesehen von dem Maßstab poetischer Bedeutung, sich nicht entfernt mit demjenigen des weimarischen Dichterfürsten deckt, dessen Lebensalter Holtei nahezu erreicht hat. Nichts lag diesem ferner als olympische Hoheit und Würde: noch in hohen Jahren, vor seiner Einwanderung ins Kloster, war er ein beweglicher Gesellschafter, ein Saloncauseur, der sein unerschöpfliches Anekdotenfüllhorn mit ebenso viel Leichtigkeit wie Unermüdlichkeit ausschüttete; er war die lebende Chronik von Jahrzehnten der Gesellschaft und des Theaters, über welche bereits der Lethe seine Fluten ergießt; er war ein Nachromantiker, dem unsere politische Epoche durchaus fremdartig gewesen, da sie nur dort bei ihm Verständniß fand, wo die patriotische Ader berührt wurde. Er war kein Goethe, der im Alter auf westöstlichem Divan ausruhte, kein Anakreon, der in der Rebenlaube, das Haar mit Rosen umkränzt, jugendlicher Schönheit huldigte: sein Alter zehrte nur von den Erinnerungen der Vergangenheit, deren Cultus er treulich pflegte, oft mit großer Gemüthsweichheit, oft mit Vorliebe für das Leichtfertige, ja Cynische; er hatte für alles die gleiche Verklärung, die gleiche Thräne der Wehmuth.

Alle Schriften Holtei's sind mehr oder weniger Erinnerungen und Geständnisse aus seinem Leben; sie haben einen autobiographischen Zug. Am meisten möchten wir hiervon die dramatischen ausnehmen, am wenigsten die Romane. Ueber sein Leben selbst hat er berichtet in seiner Schrift: „Vierzig Jahre" (4 Bde.); es ist dies nicht Wahrheit und Dichtung, es ist lauter Wahrheit, mit der Offenherzigkeit der Rousseau'schen „Confessions" ausgesprochen. Ein Lebensabriß des Dichters findet hier den willkommenen Faden, ja den geeignetsten Rahmen, in welchen sich die Charakteristik seiner Werke einfügen läßt.

Karl von Holtei war ein Tornisterkind: er wurde am 24. Jan. 1798 in Breslau geboren als Sohn eines preußischen Husarenoffiziers. Seine Mutter starb bald nach der Geburt des Sohnes; sein Vater wußte nicht, was er mit einem schreienden Kinde beginnen sollte: so kam der junge Holtei als Pflegekind in das Haus des alten Freiherrn von Arnold; die Gattin desselben war seine Großtante. Seine Kindheits- und Jugenderinnerungen schildert uns Holtei auf das lebhafteste; es ist dies ein Jean Paul'scher Zug in ihm. Theils auf dem

Digitized by Google

Gute der Pflegemutter, theils in der Stadt lebend, nahm er eine Menge verschiedenartiger Eindrücke in sich auf. Dies Familiengemälde ist besonders lebendig ausgeführt: eine originelle Figur, die gelähmte Tante Lorette, die immer vom Kutscher getragen wird, mit ihrer jeanpaulisirenden Empfindsamkeit und ihrer Liebe zu seinem etwas rohen Hauslehrer. Der Dichter setzt demselben kein Ehrenmal: er meint, daß dieser in ihm den Keim zu einer qualvollen Jugend gelegt; dieser Keim ging üppig auf und erstickte mit seinem dicken, sich immer mehr verbreitenden Unkraut jede Freude, jede Lust des künftigen Gymnasiasten. „Ich war und blieb ein fauler Schüler, und von meinem 8. bis zum 16. Jahre hatte ich eigentlich keine ruhige, wahrhaft zufriedene Lebensstunde, weil auf jede fröhlich emporzuckende Nervenfaser der schwarze Gedanke versäumter Arbeiten, geschwänzter Stunden und anderer Schulsünden fiel.“ Der Onkel verkaufte seine Güter und zog in die Stadt, wo er bald darauf starb. Holtei wurde in eine Pension gegeben und besuchte das Magdalenengymnasium. Die finanziellen Verhältnisse der Pflegemutter verschlechterten sich von Jahr zu Jahr: so mußte Holtei auch aus der zweiten Pension fortgenommen werden, wenngleich er dem Magdalenengymnasium erhalten blieb. Freilich gereichte er nicht zur Zierde desselben; er war ein träger Schüler, der seine Bücher verkaufte, die Classiker gegen Romanscharteken und neue Dramen eintauschte, und von dem Plus des Erlöses sich Vögel anschaffte, da er für Vogelzucht eine besondere Passion hatte. Wie systematisch der junge Holtei verfuhr, das beweist die folgende Anekdote, die er erzählt: „Reiche Ausbeute verhieß unter solchen Umständen die Ankündigung einer hebräischen Privatstunde, welche einer unserer Lehrer für den sonst schulfreien Sonnabendnachmittag dargeboten und zu der er Freiwillige aufgerufen hatte. Die kleine Schar anstrebender Theologen und Philologen war nicht wenig erstaunt, mich, dem schon das Griechische zu viel geworden, plötzlich unter den Aspiranten ihrer orientalischen Belustigungen zu erblicken, und keiner wollte seinen Ohren trauen, als ich zum Besuche des Privatissimi mich meldete. Ich wußte wohl, was ich that. Aus sicherer Quelle war mir zugekommen, daß ein Altes Testament bei Buchhändlern immer seinen Werth behaupte; und wenn ich mich zum Hebräischen meldete, wie wollte man mir die hebräische Bibel versagen? Sonnabend früh sollte ich sie bekommen; fünf Minuten nach zwölf war sie in den Händen des Antiquars, und ich trug jubelnd heim: eine junge Scholaster“ (so wird in Schlesien die Elster genannt), „der Madame Ramke bereits die Zunge gelöst, in der Linken . . . in der Rechten den Schiller'schen «Musenalmanach», welcher die «Xenien» enthielt.“ Eine dieser „Xenien“ war bekanntlich gegen den Rector des Magdalenengymnasiums Manso gerichtet, welcher dann ein grobes Distichon als Erwiderung an die Sudelköche in Jena und Weimar richtete. Dieser würdige, gelehrte, berühmte Mann erschien Sommer und Winter in kurzen, weißen Ueberkleidern, dünnen baumwollenen Strümpfen und Schuhen einhergehend; am gepuderten Kopfe standen große, rechts und links strebende Taubenflügel, ein kleines Zöpfchen, welches schalkhaft aus dem Kragen des Rockes hervorzüngelte, „und nun vor allem sein wundersamer gothaischer Dialekt, den ich unglücklicherweise gut nachahmen konnte“. In diesem Tone hielt der Rector an Holtei eine Anrede folgenden Inhalts: „Holdei, es iss' eine Sünde

Digitized by Google

und Schande, daß Er ein so fauler nichtsnutziger Schluks iss'; Er müßte schon in Brima sitzen, wenn Er wollde."

Die Schulerinnerungen Holtei's sind nicht erfreulicher Art: desto mehr die Theatererinnerungen, denn die Theaterraserei hatte sich früh des Knaben bemächtigt und alles andere in den Hintergrund gedrängt. Das Theater sollte ihn zuletzt, wenn auch nicht unmittelbar, in Conflict mit der Schule bringen. Aus seinem Bann ist der Dichter zeitlebens, nur mit Ausnahme der spätesten Lebensjahre, nicht freigekommen. Indeß bot die Kindheit und Jugend des Dichters ihm doch mancherlei Anregendes und Unvergeßliches: die Belagerung Breslaus durch die Franzosen, die er in einem Keller des jetzigen Oberpräsidialgebäudes miterlebte, 1807, den Einzug des Königs Friedrich Wilhelm III. und des Kaisers Alexander I. in Breslau, ferner die erste Begeisterung der Freiheitskriege, anderer Schauspiele, einer Hinrichtung mit dem Rade, nicht zu vergessen, sowie persönlicher Begegnungen, wie des Attentats einer modernen Potiphar, einer schönen Rittmeisterin, auf den jungen Joseph. Doch das alles trat gegen die Eindrücke des Theaters zurück: der junge Holtei war ein fanatischer Theaterbesucher und spielte bald durch seinen tonangebenden Enthusiasmus eine Rolle im Parterre. Er schwärmte für Schiller und Kotzebue, den Tragöden Kotzebue; er bewunderte Devrient und Iffland; er machte selbst zu Hause schauspielerische Experimente, indem er ein bedeutendes Nachahmungstalent besaß; er verliebte sich nacheinander in zwei Schauspielerinnen. Seine Theaterpassion brachte ihn zweimal in Conflict mit der Polizei. Er wollte den damaligen Regisseur Ringelhardt als Mortimer auspfeifen, weil dieser seinem Freunde Töpfer, dem bekannten spätern Lustspieldichter, eine gute Rolle fortgenommen. Die Sache wurde dem Polizeipräsidenten verrathen; Holtei, mit Arretur bedroht, beschwor seine Mitverschworenen, die er einzeln vor dem Theater abpaßte, von dem Attentat abzulassen.

Eine zweite Collision hatte schlimmere Folgen. Holtei, der für Töpfer's Geliebte, Natalie, eine der besten Schauspielerinnen des breslauer Theaters, eine schwärmerische Neigung fühlte, hatte einen poetischen Selam verfaßt, in welchem alle andern Darstellerinnen, mit Ausnahme der Angebeteten und zu ihrer Verherrlichung, als „lebende Blumen" wenig schmeichelhafte poetische Prädicate erhielten. Dieser Selam gerieth in die unrechten Hände und wurde der Polizei übergeben: Holtei sollte von der Schule verjagt werden, die er übrigens schon vorher sehr lässig besucht, ja einmal einen ganzen Monat lang „geschwänzt" hatte. Ein Familienrath beschloß, daß der schlechte Schüler und gefährliche Pasquillant sich der harmlosen Beschäftigung des Ackerbaues widmen, und da er keine paterna rura zu bebauen hatte, bei Verwandten in der Nähe von Obernigk agrarische Studien machen sollte.

Wir sehen also den jungen Exgymnasiasten als Wirthschaftseleven über die obernigker Aecker wandern und gelegentlich seine Lieblinge, die beiden großen Dichter, Schiller und Kotzebue, die sein jugendlicher Enthusiasmus auf gleiche Linie stellte, herdeclamiren; wir sehen ihn, in der linken Hand einen großen weißen Stab, in der rechten ein scharfes Messer, die Zahl der aufgestellten Getreidehaufen in seinen Kerbstock einschneiden, am Abend Toccadilla spielen wie Doctor Martin Luther,

Digitized by Google

und sich bestreben, aus einer langen Tabackspfeife rauchen zu lernen und dadurch das Ansehen eines wirklichen „Ackermanns" zu gewinnen, den Ringelreihen beim Winzerkranz tanzen und den Dohnenstrich legen. Bei einem Besuche in Breslau sah er den Komiker Schmelka und glänzte selbst wieder als Claquenchef, um den natürlichen, lebendigen, übermüthigen und doch gemüthvollen Künstler zu feiern. Es wurde ihm immer unbehaglicher auf dem Lande; die Theaterlust erwachte stets lebendiger in ihm, unwiderstehlicher. Da kam die Nachricht: Napoleon Bonaparte ist in Frankreich gelandet, und der siebzehnjährige Wirthschaftseleve ging unter die Soldaten; weniger aus Begeisterung, als weil er hoffte, nachher seinen Beruf freier wählen zu können. Er machte sein Testament, da er ein eigenes Vermögen von 8000 Thlrn. besaß, dichtete Kriegslieder und trat als freiwilliger Jäger in die Armee ein. Leider kam es nicht zu kriegerischen Erlebnissen, nur zu einem Lagerleben in den Dörfern, zu einem Marsch bis nach Quedlinburg, wo Holtei mit einem ältern Freunde von Sydow, der auch eingetreten war, genug Muße hatte, declamatorische Abende zu arrangiren. Der Hauptmann der Compagnie nahm ihn als Trauzeugen mit nach Potsdam, wo der spätere Bischof Eylert die Traurede hielt und dabei ein Holtei'sches Gedicht vorlas. Holtei hatte übrigens mit Sydow zusammen (1819) in Quedlinburg „Vermischte Gelegenheitsgedichte" herausgegeben, seine erste Publication. Die Schlacht von Waterloo war inzwischen geschlagen, der Friede geschlossen worden: die Nichtcombattanten kehrten in ihre heimatliche Provinz zurück, ohne sich irgendeines auch nur aufmerksamen Empfangs zu erfreuen. Holtei sollte sich wieder der Land- und Forstwirthschaft widmen, zog es aber vor, Vorlesungen an der Universität zu hören, was allen freigestellt worden, die in den Krieg gezogen waren, auch ohne Immatriculation, und ging dabei seinen theatralischen Neigungen nach.

Später machte er noch nachträglich das Abiturientenexamen, wobei er sich einer diplomatischen List schuldig machte, die er mit großer Offenherzigkeit berichtet. Seine Examinatoren gehörten meistens zur Partei der Turnfreunde, den damaligen Ultraliberalen, und da das Thema der deutschen Arbeit lautete: „Aus welchem Gesichtspunkte soll man Geschichte studiren?" so hielt es der junge Examinand für eine glückliche Eingebung, sich die rothe Mütze aufzusetzen und zu schreiben, als ob er ein fanatischer Schüler von Jahn wäre; ja er ging so weit, bei der Unterschrift sein „von" zu unterschlagen, was auf die Examinatoren den besten Eindruck machte. Er erhielt das Zeugniß der Reife, und so viel war noch von der rothen Farbe bei ihm hängen geblieben, daß er deutscher Burschenschafter wurde, sein Haar wachsen ließ, einen deutschen Rock anzog und mit bloßem Halse umherging; doch die salbungsreichen Reden der Burschenschafter erregten ihm Langeweile; er stand nicht auf dieser Seite. Ein Commersbuch, das er redigirte, erwies sich als durchaus unbrauchbar und machte vollständiges Fiasco. Einige Collegia nahm er an und besuchte sie; persönlich verkehrte er besonders mit Henrik Steffens; doch die Vorliebe für die freie Natur und das Theater drängte das studentische Leben und die akademischen Studien in den Hintergrund. Er veranlaßte seine Pflegemutter, sich ein Häuschen in Obernigk zu kaufen, wo er sich idyllischen Freuden hingab. Er genoß sie oft mit einem jungen Freunde. „Wunderschöne Tage,

Digitized by Google

Abende und Nächte durchschwelgten wir in den weiten Wäldern", schreibt er, „wie denn überhaupt eine reine ungemischte Lebensfreude für mich nur im Genusse der Natur zu finden gewesen. Alles, was ich sonst errang, auch was ich für ein höchstes Ziel des Besitzes erkannte und was mich, wenn es mein war, überschwenglich entzückte, nie und nimmer blieb es mein, ohne daß Ueberdruß, Reue, Gleichgültigkeit, Eifersucht, Zweifel — wer Teufel mag alle Teufel nennen — mich gestört hatte. Aber unter rauschenden Bäumen, auf Quendel und blühender Heide zu liegen, den summenden Bienen, den emsigen Ameisen zu lauschen, das Gezwitscher der kleinen Waldvögel zu vernehmen, den Buntspecht an den Rinden hundertjähriger Fichten klopfen zu hören, daß es weit im Walde widerhallt, die Stadt und das Leben der Menschen zu vergessen, das ist meine Freude, welche mir stets neu und jung bleibt, deren ich niemals überdrüßig werden kann."

Die entscheidende Wendung in Holtei's Leben hatte sich indeß schon früher vorbereitet. Der geniale Seydelmann war als Anfänger nach Breslau gekommen und eingeladen worden, auf einem Privattheater mitzuwirken, welches Graf Herbenstein in Grafenort bei Glatz sich eingerichtet hatte. Seydelmann erhielt nicht Urlaub und schickte Holtei als Stellvertreter; hier in Grafenort entwickelte er sein oft bestrittenes Darstellertalent im kleinen Rahmen zu freundlicher Geltung; hier machte er die Bekanntschaft mit Luise Rogée, einer Anfängerin des berliner Hoftheaters, und im Schatten des Parks von Grafenort knüpfte sich ein ernsteres Bündniß, als es die bisherigen Liebeshändel in Aussicht gestellt hatten. Freilich schien der Dichter wieder auch das hübsche Mädchen zu vergessen, bis sie sich selbst ihm durch ein Gastspiel in Breslau in Erinnerung brachte. Nun aber, nachdem er sich mit ihr verlobt hatte, stand auch sein Entschluß fest, zur Bühne zu gehen. Regierungsrath Heinke, damals der Leiter des breslauer Theaters, entmuthigte ihn nicht in diesem Entschluß; sein Freund Karl Schall gab seine Zustimmung und seine Pflegemutter machte jetzt weniger Einwendungen, als er erwartet hatte. So debutirte Holtei am 5. Nov. 1819 als Mortimer, nicht ohne Applaus der guten Freunde, doch er selbst kam zu dem Resultat, daß er kein Schauspieler sei. „Weit davon entfernt, mich auch nur einen Augenblick für Mortimer halten zu können, war ich ebenso wenig im Stande, die Mittel anzuwenden, die zur Täuschung der Zuschauer nöthig gewesen wären. Ich kannte sie sehr wohl, diese Mittel, kannte sie aus jahrelangen Anschauungen guter und schlechter Aufführungen, kannte sie aus eigenen sorgsamen Studien und Exercitien, ja was noch mehr ist, ich sah sie vor mir, außer mir, während ich spielte, sprach, schrie, rang und mich abquälte; sah sie ... und konnte sie nicht fassen, wie man im bangen Traume Schätze sucht, die man mit bleischweren Gliedern nicht zu erreichen vermag. Es war ein Zustand der nüchternsten Klarheit. Jede Spur von Angst war verschwunden, als ich einmal zu sprechen begann; ich hörte, ich vernahm mich selbst. Meine Stimme klang mir hohl und seelenlos. Meine Beine waren mir im Wege, die Arme baumelten mir wie Würste am Leibe herab. Solange ich noch zu reden hatte, blieb ich noch gefaßt. Wenn Maria begann und ich ihr zuhören sollte, war ich völlig rathlos. Die aufmerksame Stille des überfüllten Hauses war furchtbar. Sie wirkte narkotisch. Ich befand mich auf Augenblicke, auf halbe Minuten ganz

Digitized by Google

und gar in dem Zustande, der einem festen Schlafe vorangeht, und ich würde, so unglaublich dies klingen mag, wahrscheinlich auf der Bühne stehend eingeschlafen sein, wenn mich das Stichwort nicht immer wieder erweckt hätte."

Den Eindruck, den Holtei selbst von seiner Leistung empfand, scheint denn doch die Mehrzahl des Publikums getheilt zu haben. Für meinen Vater, der damals in Breslau in Garnison stand und jener Vorstellung beiwohnte, war der Mortimer Holtei's zeitlebens eine heitere Erinnerung, auf die er oft zurückkam. Holtei spielte nachher mehrere kleine und auch einige größere Rollen aus verschiedenen Fächern, doch er konnte die Meinung des Publikums nicht für sich gewinnen. Er verließ die breslauer Bühne, machte mit einem Freunde von Rochow eine selbständige Kunstreise, wo dieser sang und er selbst declamirte, spielte eine Zeit lang bei einer reisenden Gesellschaft die erste Rolle, trat dann in Dresden als Juranicz auf und hatte damit denselben Erfolg wie mit seinem Mortimer in Breslau. Das reifte in ihm den Entschluß, der Bühne zu entsagen. Seine geliebte Luise, auch die er wieder einmal vergessen zu haben schien, war inzwischen schwer erkrankt, und gleich in Grafenort, wo er sie aufsuchte, hatte sie beim Wiedersehen einen heftigen Krampfanfall. Nicht lange darauf fand die Heirath des jungen Paares statt: Frau von Holtei wurde als jugendliche erste Liebhaberin engagirt; er als Theatersecretär und Theaterdichter, da er früher mit einigen Prologen und Festspielen und auch mit einem kleinen Drama „Die Farben" mehr Glück gehabt als mit seinem Mortimer.

Wie man in neuerer Zeit von „Schlachtenbummlern" spricht, so könnte man Holtei einen „Theaterbummler" nennen; denn wenn er auch mehrfach aufgetreten war, eben wie ein „Schlachtenbummler" auch einmal zur Muskete greift, so blieb er doch mehr ein untrennbares Anhängsel des Theaters in allen erdenklichen Zwitterstellungen und besonders als Mann seiner Frauen und als theatralischer Gelegenheitsdichter, wobei es ihm gelang, auch einige selbständige Lorbern zu erobern.

Es war keine Epoche des theatralischen Aufschwungs, in welche die Wirksamkeit Holtei's fällt; noch waren zwar die Schiller'schen Tragödien frisch, doch Kotzebue war der Beherrscher der Bühne: trat doch Holtei's Frau zuerst als Gurli am breslauer Theater auf, und im Gefolge von Kotzebue wirkten praktische Bühnenschriftsteller und -Schriftstellerinnen, wie Frau von Weißenthurn, die Vorgängerin der Frau Birch-Pfeiffer. Dazwischen knospete und trieb die Localposse Blüten: besonders der wiener Staberl war ein Held der Bühne: hier und im Singspiel griff Holtei selbst mit Erfolg in die dramatische Bewegung ein. Seine Begeisterung für Shakspeare hatte in Dresden, wo er Tieck vorlesen hörte, neue Nahrung gefunden; er selbst folgte zunächst in Obernigk Tieck's Beispiel. Auf der deutschen Bühne waren indeß damals bei weitem nicht so viele Shakspeare-Stücke recipirt wie gegenwärtig — und Holtei, gewiß ein durch seine Vorleserthaten später glänzend bewährter Shakspeare-Enthusiast, hatte doch einzelnen Dramen des britischen Dichters gegenüber ketzerische Anschauungen. Dies gilt besonders von den Historien, deren Aufführung heute zu den Theatermoden gehört und einen Cultus, welcher den Briten ziemte, in Deutschland einzubürgern sucht, sodaß wir in Bezug auf englischen

Digitized by Google

Patriotismus den Engländern selbst voraus sind. Diese Historien machten auf den jungen Holtei, besonders wegen der willkürlich scheinenden Formlosigkeit des Scenenbaues, einen sehr übeln Eindruck. „Meine Ansichten über historische Dramen", schreibt er, „mögen mit reifern Jahren und besonnenem Nachdenken wol reifer und besonnener geworden sein, aber so weit bin ich, trotz meinem besten Willen, doch immer noch nicht gekommen, in jedem geschichtlichen Ereigniß, jedem Thronwechsel, Parteikampf und Schlachtlärm blos deshalb, weil sich dergleichen wirklich ereignete, passende Vorwürfe für dramatische Schöpfungen zu erblicken. Ein dialogisches Epos scheint mir von einer Tragödie noch immer himmelweit verschieden und die unbezweifelte Wahrheit irdischer Erfolge und Ausgänge kann mir nichtsdestoweniger poetisch höchst unwahr vorkommen. Den Bannfluch, den ein so unbefangenes Geständniß mir zuziehen wird von vielen unerbittlichen Kunstrichtern, welche sämmtliche historische Schauspiele Shakspeare's für vollendete, abgerundete, in klarer Weisheit durchgeführte Dramen erklären, muß ich in Demuth ertragen."

Außer Tieck hatte Holtei, wie er in seinen Memoiren berichtet, auch Karl Schall die Meisterwerke des Briten lesen hören. Er schreibt darüber: „Seine lispelnde Zunge löste sich, aus der unförmlichen Fleischmasse drangen reine kräftige Töne, das kupferige Bardolfsgesicht schien sich zu verklären und die kleinen Augen glänzten in erwärmendem Feuer. Man hat mich in Wien und an andern Orten sehr gelobt und beklatscht, daß ich Shakspeare's «Coriolanus» öffentlich vortrug. Wie oft war ich versucht, auszurufen: «Was ich zu geben vermag, ist nur ein schwacher Nachhall von Schall's Meisterschaft.»"

Karl Schall hat auf Holtei's jugendliche Entwickelung den bedeutendsten Einfluß ausgeübt. In der deutschen Literatur ist er als Lustspieldichter bekannt; seine Stücke, besonders die „Unterbrochene Whistpartie", hielten sich lange auf den Bühnen. Das Porträt des Eßkünstlers hat Laube mit frappanten Zügen entworfen; doch in ihrer ganzen Plastik tritt diese Gestalt uns erst in Holtei's plauderhaften Aufzeichnungen entgegen. Schall begegnet uns und Holtei zuerst in grauem Gehrock, mit gelbem Kragen und dem Säbel in der Hand: es war im Jahre 1813, und Schall exercirte, als Kapitän bei der Landwehr, mit „seinem dicken Bauche". Er kam auch nicht weit bei dem Kriegszuge: schon im zweiten Nachtquartier mußte er infolge asthmatischer Beschwerden nach Hause zurückkommen. Holtei selbst kehrte, wie wir sahen, als Krieger ebenfalls re infecta heim. Noch in der Uniform suchte er Schall auf, und dieser sagte, als ihm Holtei seine vollständige Unschuld an vergossenem Franzosenblute auseinandersetzte, beruhigend mit verbindlichem Lächeln: „Tamen laudanda voluntas", was dem jungen Freunde eine bedeutende Achtung vor Schall's classischer Bildung beibrachte. Schall war ursprünglich Kaufmann, ein Autodidakt; er besaß eine schöne, reichhaltige Bibliothek und übte auf den jungen Poeten den bildendsten Einfluß aus; er war die kritische Autorität, der Holtei seine ersten poetischen Versuche anvertraute. Eine Uebersetzung der „Henriade", eine ganze Reihe dramatischer Versuche kritisirte er unerbittlich zu Tode; der Kritiker gab sich keine Mühe, die Pille zu vergolden; Holtei schlich nach Hause und verbrannte seine Schöpfungen ohne Zagen. Nur bei einem großen Trauerspiel:

Digitized by Google

„Pietro von Basilika", das in Corsica spielte, beruhigte sich Holtei nicht ganz bei dieser einen Instanz. Seydelmann hatte sie abgeschrieben mit seiner alle schönen Handschriften überbietenden schönsten Handschrift. Schall zögerte mit seinem Urtheil über das Manuscript, bis er zuletzt erklärte, es sei sehr schön geschrieben... er meinte die Copie. Die Personen im Stücke selbst nannte er ideale Nebelgestalten und keine Menschen, an Darstellbarkeit sei nicht zu denken. Holtei brachte diesmal das Stück, ehe er es verbrannte, einem andern Freunde, dem bekannten Erzähler van der Velde, der damals als Jurist in Breslau lebte; doch auch dieser wußte nur die charakteristische Haltung einer Nebenfigur zu rühmen. Nun erst verbrannte Holtei sein Trauerspiel.

Dieser falstaffartige Literat, Karl Schall, ein ausnehmend geistreicher Sprecher, der indeß an Geist verlor, wenn er die Feder zur Hand nahm, wie Robert Heller in Hamburg, vereinigte in sich die merkwürdigsten Gegensätze. „Einen leichtsinnigern Pedanten", schreibt Holtei, „oder vielmehr einen pedantischern Leichtsinnigen als Schall habe ich überhaupt niemals gesehen. Bei der zerstörendsten Unordnung seiner Angelegenheiten in Größerm verwaltete dieser unbegreifliche Mann sämmtliche Kleinigkeiten mit einer peinlichen Ordnungsliebe, legte Federn, Papiere, Messer, Bleistifte, Lineale und solchen Kram wol hundertmal an einem Tage gerade und gerieth außer sich, wenn ein Freund zufällig daran streifend etwas verrückte, schnitt breite, lange, kurze, schmale Streifen, zu Notizen, Notabene, Bemerkungen und Auszügen wie ein Buchbinder, stäubte mit einem kleinen Borstwisch Bücher und Tische ab und ging wie eine Hausfrau im Heim herum, jegliches musternd; ja er fand keine Ruhe, bis die Geldstücke, deren er sich freute, mochten es noch so wenige sein, ihrem Umfange entsprechend aufgethürmt waren, sodaß die Thaler unten und die kleinern Stücke oben und die ganz kleinen ganz oben Pyramiden bildeten; denn, meint er, wenn sie umgekehrt über- oder untereinanderlägen, so thut es «den kleinern wehe»."

An das theatralische Talent seines jungen Schützlings wollte Schall nicht glauben; er fand sein Sprachorgan dünn und übelklingend, seinen Gang nachlässig, seine Haltung im allgemeinen ungraziös und im ganzen Wesen nichts Bezeichnendes und Vorwaltendes, was auf einen „geborenen Schauspieler" hindeute. Auch als Holtei von Grafenort zurückkehrte und sich seiner dortigen Erfolge rühmte, änderte Schall sein Urtheil nicht. Erst bei einer Fahrt von Obernigk nach Breslau mit Luise Rogée, bei der Zurückkunft von einem gemeinsamen Ausfluge, schlug Schall um und gab seinen Segen für die Wahl des Schauspielerberufs. Nun wurde er der Kritiker des jungen Darstellers in der „Neuen Breslauer Zeitung", die eben unter seinen Auspicien erschien. Und was das Merkwürdigste war: Schall dictirte Holtei seine Kritiken über das Theater und dieser schrieb geduldig wie ein zur Schlachtbank geführtes Lamm alles nieder, was gegen ihn selbst gerichtet war. Einmal tadelte Schall seinen Schützling in der Rolle des jungen Wiesel, den Holtei sehr unelegant gespielt hatte; er schloß sein Concept mit den von Holtei religieusement niedergeschriebenen Worten: „und so bessere er nächst seinem leichtfertigen Lebenswandel auch seine Garderobe". Dies war auf den Karl im Stücke gemünzt; doch mehrere der Verwandten bezogen es auf den Karl außer der Bühne,

Digitized by Google

und dieser erhielt deshalb besorgte Zuschriften. „In diesem Genre waren Schall's Kritiken unbesonnen, flüchtig, verletzend. Ich glaube, um ein guter Recensent zu werden, war Schall eine zu entschieden geborene Künstlernatur und er müßte, hätte seine monströse Erscheinung den ihm dargebotenen Wirkungskreis nicht gar zu sehr beschränkt, ein großer Schauspieler geworden sein. Was die besten unter Breslaus Künstlern, Ludwig Devrient obenan, Bestes gelernt, das war in Schall's Stube empfangen, gefördert und gepflegt worden." Später kam es zu Conflicten zwischen ihm und dem Regisseur Stavinsky, dessen Frau der Kritiker getadelt und gerügt hatte, daß sie in einer für sie nicht passenden Rolle aufgetreten sei, mit dem Hinzufügen, „ein rechter Regisseur müsse sich vor nichts fürchten, auch nicht vor einer Gardinenpredigt". Stavinsky suchte den Kritiker auf seinem Zimmer auf: er behauptete, sich mit seinem Stocke Genugthuung verschafft zu haben. Schall leugnete dies: der öffentlichen Meinung gegenüber fand er einen lebhaften Vertheidiger in Henrik Steffens, der in Gesellschaft Schall's Verdienste unbefangen würdigte. Holtei selbst indeß war mit Schall länger als ein Jahr gespannt: der Hauptgrund waren die unbegrenzten Ansprüche, die der Kritiker an die Kasse seiner guten Freunde machte.

Mit Schall zusammen gab nun Holtei 1823 „Deutsche Blätter für Poesie, Literatur, Kunst und Theater" heraus, durch welche er mit vielen angesehenen deutschen Schriftstellern in Beziehung trat. Schon früher hatte er einen „Obernigker Boten" herausgegeben, der bald am Abonnentenmangel entschlafen war. Für die Bühne schrieb er als Theaterdichter Festspiele und kleine Gelegenheitsstücke, auch ein größeres Drama in Versen: „Stanislaus", das indessen nach zwei Aufführungen wieder spurlos verschwand. Dagegen hatte ein Unternehmen, das er begründete, ein sehr langes Leben; es war das „Jahrbuch deutscher Nachspiele", das später von Gubitz unter dem Titel „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele" fortgesetzt wurde. Auch erschien im Jahre 1822 eine Sammlung kleiner Erzählungen, Aufsätze und Gedichte unter dem Titel „Erinnerungen". Daß sich der Theatersecretär große Mühe gab, eine Sammlung von Kirchenliedern zu Stande zu bringen, mag noch als Curiosum erwähnt werden: er gab dies Unternehmen erst auf, als er zu spät erfuhr, daß bereits eine voluminöse Sammlung dieser Art existire.

Diese ganze literarische Thätigkeit hatte einen dilettantischen Zug: gleichwol gewann Holtei in Breslau einen festern Boden. Seine Frau war der Liebling des Publikums; ihr Contract wurde auf mehrere Jahre erneuert, auch der seinige, er erhielt eine Stimme im Regiecollegium; alles ließ sich aufs günstigste für sein Verbleiben in Breslau an: da trat eine Katastrophe ein, die der Dichter allerdings durch einen Liebeshandel verschuldete, von dem er, wie von andern erotischen Extratouren während der Ehe, gewissenhafte Kunde gibt. Die Heldin dieses Abenteuers war eine Circusreiterin, und wir finden den Dichter der „Vagabunden" hier gleichsam in seinem Atelier. Er wollte, aus Liebe zu dieser in schönen römischen Attituden zu Pferd und zu Fuß ausgezeichneten Dame den Circus sogar auf die Bühne bringen in einer Spectakelpantomime. Die Direction sagte zu, mußte aber wegen der Weigerung vieler Schauspieler ihre Zusage wieder zurücknehmen. Darüber war Holtei erbittert und schrieb in Schall's Zeitung einen fulminanten

Digitized by Google

Artikel, in dem er behauptete, ein guter Seiltänzer sei mehr werth als ein schlechter Schauspieler. Dieser Artikel fiel wie eine platzende Bombe in das breslauer Schauspielerpersonal. Dasselbe reichte eine Klage gegen Holtei ein; dieser schrieb eine grobe Vertheidigungsschrift voll von Invectiven und erhielt seine „zur Erhaltung der nothwendigen Ordnung" erforderliche augenblickliche Entlassung. Frau von Holtei wurde in Acht und Bann gethan; kein Mitglied sprach mit ihr, sie kam ebenfalls um ihre Entlassung ein. Nun begann der Theaterskandal: jede Schauspielerin, die an ihrer Stelle spielen sollte, wurde ausgepfiffen und ausgezischt; Offiziere mußten, wegen der Betheiligung an diesem Skandal, den Abschied nehmen. In der Sache selbst wurde durch diese fortwährenden Unruhen im Theater nichts geändert. Holtei mußte mit seiner Frau Breslau verlassen und eine andere Stellung suchen: seine zwei Kinder ließ er in der Fürsorge eines Arztes zurück. Er behauptet in seinen Memoiren, die öffentliche Meinung in dieser Sache für sich gehabt zu haben: ein unbefangenes Urtheil muß sich gegen ihn erklären. Goethe trat zurück von der weimarischen Bühne, weil er die vierbeinigen Künstler nicht auf derselben dulden wollte; Holtei mußte umgekehrt von der breslauer Bühne zurücktreten, weil er sich darauf capricirt hatte, diese vierbeinigen Virtuosen auf die Breter zu bringen.

Er begann nun, nach kurzem Aufenthalte in Grafenort, eine Wanderschaft von Bühne zu Bühne; seine Frau trat in Prag und Wien auf und fand zuletzt eine bleibende Stätte am berliner Hoftheater. Hier war Holtei zunächst in Gefahr, blos der Mann seiner Frau zu sein und weiter nichts — „dagegen ist ein Drehorgelmann, denke ich, zu beneiden". „Wer ist der Holtei?" „Das ist der Mann, den die kleine Rogée geheirathet hat." Diesem Frage- und Antwortspiel wollte der Dichter um jeden Preis entgehen; er brachte sein Drama „Die Farben" zur Aufführung und schrieb sein kleines Liederspiel „Die Wiener in Berlin", das sogar oft im Opernhause gegeben wurde. Das war ein glücklicher Wurf und dadurch wurde er populär. Holtei beherrschte den Localton, die Provinzialpoesie wie wenige: er hatte dafür angeborenen Instinct. Dies treffliche Colorit mit seiner humoristischen Färbung, dies lustige Geplauder hat die dramatische Kleinigkeit jahrzehntelang auf den Bretern erhalten. Ein ernstes Drama: „Die Sterne", das Holtei schon in Breslau geschrieben, fiel in Leipzig durch und hatte auch in Berlin, wo es später am Königsstädter Theater gegeben wurde, keinen Erfolg. „Die Sterne" und „Die Farben" gehörten der schwachherzigen Pseudoromantik an, deren beblümter Phrasenkattun damals öfter zur Gewandung für die Melpomene und Thalia dienen mußte. Schon der Titel der Stücke weist auf diese wasserblaue Poesie hin; die eigentliche blaue Blume der Romantik, die blaue Blume des Novalis, die in Tieck's und Brentano's phantastischen Dichtungen blühte, hat nie auf der deutschen Bühne eine Stätte gefunden.

Als Holtei eben in Begriff stand, sich in Berlin einzuleben, traf ihn ein schmerzlicher Verlust: seine junge Frau starb im Januar 1825 infolge einer heftigen Erkältung. Der Dichter begann nun wieder ein Junggesellenleben. Den nächsten Anhalt boten ihm die literarischen Beziehungen, die sich in Berlin für ihn eröffneten: seine Aufzeichnungen enthalten viel Interessantes über die damals in der preußischen Hauptstadt lebenden Schriftsteller. Er wurde der Mitstifter des Vereins

Digitized by Google

Literaria, in dem sich Wilibald Alexis, Hitzig, Chamisso, Fouqué, Varnhagen, Stägemann u. a. befanden. Holtei brach sich hier Bahn als Shakspeare-Vorleser; er wurde nach seinen bekannten Antecedentien als Schauspieler anfangs mit Mistrauen betrachtet, als er sich an das Vorlesetischchen setzte; doch er feierte einen vollständigen Triumph; Chamisso sagte oft: „An jenem Abend ist unser Holtei entdeckt worden!" Er veranstaltete später auch öffentliche Vorlesungen in Berlin, die vielen Anklang fanden. In den Kreisen der Literaria selbst wurde er eins der wirksamsten Mitglieder. Damals kam auch Raupach von Petersburg nach Berlin: noch war kein Stück des spätern Dictators der berliner Hofbühne zur Aufführung gebracht worden. Sein Benehmen erschien Holtei zurückhaltend und kalt. Eben war ein Clauren'sches Stück gegeben worden: „Der Bräutigam aus Mexico." Holtei sprach sich sehr geringschätzig über dasselbe aus. Raupach nahm eine Prise und erwiderte: „Mir war dies Stück und der Beifall, den es erhielt, sehr lehrreich. Ich bin hierher gekommen, um den Weg kennen zu lernen, den ich einschlagen soll, um auf das deutsche Theater Einfluß zu gewinnen. Solange ich in Petersburg lebte, war das nicht möglich. Bei allem, was dem Publikum behagt, muß man im Stande sein, die Gründe anzugeben, warum dies geschieht. Und ist man darüber klar, so gewinnt man auch die Mittel, das nämliche Ziel zu erreichen, wenngleich auf anderm Wege." Holtei sagt mit Recht: „Diese Worte erhielten für mich erst ihre ganze Bedeutung, als derjenige, welcher sie seiner Sache so gewiß ausgesprochen, sich bald nachher der deutschen Bühne von Berlin aus bemächtigte und sie durch die Kraft seines Willens länger als ein Jahrzehnt beherrschte."

Holtei war inzwischen Theatersecretär, Theaterdichter und Opernregisseur des Königsstädter Theaters geworden: die Verhandlungen, die er bei dem Hoftheater wegen einer ähnlichen Anstellung angeknüpft hatte, zogen sich in die Länge und er erhielt erst von dort eine Zusage, als er den Contract mit der königsstädter Bühne bereits unterzeichnet hatte. Als Opernregisseur, eine Stelle, zu der ihn seine musikalischen Kenntnisse durchaus nicht befähigten, hatte er die unangenehme Pflicht, bei jeder Heiserkeit oder sonstigen Störung einer Aufführung auf der Bühne zu erscheinen und dem Publikum davon Anzeige zu machen; doch auch einen Triumph hatte er bald nach Antritt seiner neuen Stellung zu verzeichnen: ihm war es gelungen, die Henriette Sontag zu einem Gastspiel an seiner Bühne zu gewinnen, indem er, nach Leipzig vorausreisend, den Sendlingen des berliner Hoftheaters den Vorsprung abgewonnen. Welche unerhörten Triumphe die Sontag damals in Berlin feierte, welche Hundstage des Enthusiasmus Spree-Athen damals durchmachte: das ist ja aus vielfachen andern Aufzeichnungen hinlänglich bekannt. Holtei war nicht der letzte Sontag-Schwärmer und er hatte ein unbestreitbares Recht darauf; er war in sie verliebt, doch er trat gegen englische Lords und andere hochgestellte Verehrer der Sängerin sehr in den Schatten, obwol er aus seinem lyrischen Füllhorn bei jeder Gelegenheit ihr Blumen auf den Pfad streute. Noch später sagt er von diesem Wundermädchen: „Ich habe schönere Frauen gesehen, größere Schauspielerinnen, habe gewaltigere Stimmen gehört, vielleicht auch höhere Virtuosität des Gesanges, das will ich nicht leugnen, aber einen so innigen Verein von Anmuth, Reiz, Wohllaut des Organs, Ausbildung

Digitized by Google

aller künstlerischen Fähigkeiten, Darstellungsgabe, besonnener Anwendung der gegebenen Mittel, bescheidener Koketterie wüßte ich nie und nirgends bewundert zu haben."

Dem Enthusiasten Holtei sollte indeß bald ein unangenehmer Corrector entstehen: Saphir war nach Berlin übergesiedelt und gab hier die „Schnellpost" heraus (1826), ein satirisches Blatt, das sich bald Geltung verschaffte. Das Blatt erregte großes Aufsehen und wurde bald ein gefürchtetes Organ. Es wiederholte sich ein Schauspiel, das in Deutschland, besonders in Berlin oft genug an der Tagesordnung ist: berühmte Gelehrte und Schriftsteller associiren sich den Lärmmachern und Witzreißern, um mit ihnen zugleich en vogue bei dem großen Publikum zu kommen. So sehen wir Hegel, Gans, Wilibald Alexis und andere im Schlepptau Saphir's und seiner Zeitschrift, mindestens als Mäcene derselben, um auch ihrerseits protegirt zu werden und vom flüchtigen Tagesruhm zu naschen, denn auch Droschkenkutscher und Gemüseweiber lasen die „Schnellpost". Das Königsstädter Theater, die Sontag, Angely, der Hauptlieferant von Stücken für die zweite berliner Bühne, und Holtei wurden von Saphir besonders aufs Korn genommen. Schall, der zum Besuch in Berlin war, sprach sich einmal in Gegenwart des Satirikers in beleidigendster Weise über ihn aus und wurde dafür von Saphir gefordert. Das Amusanteste dabei war, daß als Cartellträger des letztern Hegel bei Schall erschien und diesem mit diplomatischer Gewandtheit eine Ehrenerklärung abnöthigte. Holtei war Saphir wol inzwischen persönlich näher getreten; doch dieser konnte unmöglich sich einen sentimentalen Schwärmer und Enthusiasten, das beste Wildpret für seine satirische Tafel, ganz entgehen lassen und verfolgte ihn auch noch später mit seinen spöttischen Bemerkungen, die aber doch nie in jene Invectiven ausarteten, mit denen die neuesten Nachtreter Saphir's an der Spree wohlfeile Lorbern zu pflücken suchen.

Den berliner Aufenthalt unterbrach Holtei durch eine Reise nach Paris als Gesellschafter des Grafen Herbenstein von Grafenort; bei der Rückreise kehrte er in Weimar ein und wurde dort in das Goethe'sche Haus eingeführt. In Paris hatte er Cousin, der sich nach Hegel erkundigte, Lafayette, Rossini, Auber und eine Menge Componisten kennen lernen, die Theater besucht, wo er die theatralische Sicherheit der dramatischen Werke und ihrer Darstellungen bewunderte, auch einen kleinen Grisettenroman erlebt, den er ganz artig schildert. In Weimar fand er in Johanna Schopenhauer eine Freundin*) und an Goethe's Sohn August einen intimen Freund: er kehrte bald darauf noch einmal in die Musenstadt an der Ilm zurück, um

*) Holtei hat die Briefe von Johanna Schopenhauer an ihn später herausgegeben (Leipzig, Payne, 1880). In seinen Plaudereien „Nachlese" (2 Bde., Breslau, Trewendt, 1870) erwähnt er auch den Sohn Arthur, von dem sich die Mutter ganz geschieden hatte. „Ich hütete mich sorgfältig, ihr zu sagen, daß ich mit ihm in Dresden bei Tieck vor einigen Jahren zusammengetroffen war und weshalb ich mich vor ihm entsetzt hatte. Zwischen ihm und Tieck hatten sich Discussionen erhoben über unterschiedliche philosophische Systeme, und als Tieck von Gott gesprochen, war Schopenhauer, wie von einer Tarantel gestochen, aufgesprungen, sich gleich einem Brummkreisel umherdrehend und mit höhnischem Gelächter wiederholend: «Was? Sie brauchen einen Gott?» ein Ausruf, den Ludwig Tieck bis ans Ende seiner Tage nicht vergessen konnte."

Digitized by Google

dort Vorlesungen zu halten. Sein ungenirter Ton schien dem Olympier nicht zu misfallen, der freilich in der Regel nur sich selbst sprechen hörte. Holtei hat diese Orakel Sr. Excellenz getreulich aufgezeichnet, und es finden sich unter diesen Tischgesprächen einige, welche nicht blos für die Sammler Goethe'scher Rede- und Papierschnitzel von Interesse sind; so z. B. was der Alte über die Romantiker Brentano und Werner sagte: „Ja, Brentano, das war auch so einer, der gern für einen ganzen Kerl gegolten hätte. Er stieg vor Sophiens Wohnung am Weinspalier bis ans Fenster hinauf bei nächtlicher Weile, um die Leute glauben zu machen, es wäre viel dahinter. Aber es war und wurde nichts! Zuletzt warf er sich in die Frömmigkeit." „So war auch der Werner, ein schönes Talent! Ich habe mich seiner von Herzen angenommen und ihn redlich zu fördern gesucht auf alle Weise. Aber wie er nachher aus Italien zurückkam, da las er uns gleich am ersten Abend ein Sonett vor, worin er den aufgehenden Mond mit einer Hostie verglich. Da hatte ich genug und ließ ihn laufen." Fouqué's „Undine" nannte Goethe ein anmuthiges Büchlein. „Später wollte es dem armen Fouqué mit nichts mehr so gut gelingen. Und das merkte er nicht. Aber es ist nicht anders, der liebe Gott gibt dem Dichter einen Metallstab mit zu seinem Bedarf. Von außen sieht solches Ding aus wie eine Goldbarre. Bei manchen ist es auch Gold, mindestens ein tüchtiges Stück lang. Bei vielen ist es das liebe reine Kupfer, nur an den Polen des Stabes etwas Gold. Da bröckelt nun der Anfänger los, gibt aus, wird stolz, weil sein Gold im Curs gilt, und wähnt, das müsse so fortgehen. So bröckelt er immer lustig weiter. Hernach, wenn er schon längst bei dem Kupfer ist, wundert er sich, daß die dummen Leute es nicht mehr für Gold annehmen wollen." Neuerdings ist das inzwischen Mode geworden; man nimmt das Kupfer auch noch für Gold an, und der Humor davon ist die Weisheit, die im Märchen vom Pinsel Ming's gepredigt wird. Was Holtei übrigens über Goethe's Sohn August, seinen zur Schau getragenen Cynismus, mit dem er jeden Anspruch auf ein dichterisches Erbe ablehnen wollte, seine Trunksucht, aber auch die schönen Eigenschaften seines Geistes und Charakters sagt, sowie die Proben dichterischen Schaffens, die er von ihm mittheilt: das alles sind wichtige Beiträge zur Kenntniß der Familie, aus intimem Umgange geschöpft und mit jener rücksichtslosen Wahrheitsliebe vorgetragen, die zu den Hauptvorzügen der Holtei'schen Memoiren gehört.

Lange dauerte indeß nicht seine Stellung am Königsstädter Theater; der Rücktritt des Actiencomité, der Uebergang des Theaters in die Verwaltung des eigentlichen Besitzers Cerf, mit dem Holtei lange Zeit auf feindlichem Fuße stand, einzelne literarische Händel und Angriffe hatten seinen Rücktritt zur Folge oder waren die Folgen desselben. Er blieb indeß immer ein eifriger Parteigänger dieser Bühne und eine an derselben engagirte Schauspielerin wurde seine zweite Gattin. Es war Zeit, daß der Dichter wieder eine Häuslichkeit fand; denn ein etwas wüstes Leben im sogenannten „Tollhaus" und im „Tempel der Tugend", wo die Nächte mit Frauen und Mädchen durchschwärmt wurden, hätte bei allen Anregungen humoristischer Ausgelassenheit doch mit der Zeit an seiner dichterischen Kraft gezehrt. Die kleine Julie Holzbecher war ein reizendes, rasch erblühendes schönes Kind, das am Königsstädter Theater in vielen naiven Rollen gefallen hatte.

Digitized by Google

Holtei machte ihre nähere Bekanntschaft, indem er ihr die Rolle der Minetta in seiner Bearbeitung von Scribe's Stück „Die verwandelte Katze" einstudirte. Lehrer und Schülerin wurden von den discreten Aeltern ungestört ihren Studien überlassen. „Es war eine eigene Situation: Julie kaum fähig, die Schüchternheit zu überwinden, die jede Darstellerin überfällt, wenn sie im engen Raum, ohne von der Coulissenluft gehoben und getragen zu sein, spielen sollte; ich nicht minder verlegen ihr gegenüber, mein Manuscript in der einen, das Taschentuch in der andern Hand, mir den Schweiß von der Stirn zu trocknen, den die Unterweisung erpreßte. Es war ein heißer Sommer. Julie, im dünnen weißen Kleidchen, kurz geschürzt, ganz im Zuschnitt des etwas üppigen Theaterkatzencostüms, auf weichen Sophakissen, die den Boden deckten, kauernd, kriechend, sich die Nase reibend, Milch schlürfend, schnurrend, Mäuse fangend . . . mir ging mehrmals der Athem aus und ich vergaß die Stichwörter zu bringen." Das Kätzchen hatte sich indeß in sein Herz hineingespielt, und als er später ihr die elegische Lenore mit ihren Convulsionen und hysterischen Zuckungen ebenso einstudirt hatte wie die Minauderien und koketten Possen des Kätzchens, und das Stück großen Erfolg davongetragen: da wuchs die Theilnahme des Dichters für die niedliche Darstellerin. Doch des berliner Lebens müde, ohne Stellung, wagte er eine Zeit lang nicht, seine Hand ihr anzutragen, und schrieb aus Schlesien, wohin er gereist war, einen verzichtenden Brief. Doch dieser Brief selbst erfüllte ihn mit innerer Unruhe; es trieb ihn nach Berlin. Seine Braut wurde in einem seiner Stücke mit demselben zugleich ausgezischt und ausgepocht; sie verhalf einem andern zu einem schönen Erfolge. So schlossen denn im Jahre 1830 die Liebenden den Bund fürs Leben, und nicht lange darauf berief sie Hofrath Küstner, dessen Bekanntschaft Holtei in Leipzig gemacht hatte und der inzwischen Intendant des darmstädter Hoftheaters geworden war, nach Darmstadt.

Die literarische Ausbeute dieser ersten berliner Epoche Holtei's ist eine bedeutendere, als man bei der Zerfahrenheit seiner äußern Lebensverhältnisse und seiner schriftstellerischen Existenz vermuthen sollte. Als Dichter gab er in dieser Zeit das Beste, was er zu geben vermochte und was seinen Namen populär machte. Außer einer Menge werthloser Improvisationen, die er aus dem Aermel schüttelte, theatralischer Gelegenheitsgedichte, zu denen sein Amt als Theaterdichter und sein Verkehr in Sänger- und Schauspielerkreisen ihn veranlaßten, außer den zahlreichen Stücken, die auf der Bühne kein Glück machten, hat er hier die Liederspiele verfaßt, welche Ergüsse seiner glücklichsten Inspiration enthalten, ein Melodram von nachhaltiger Bühnenwirkung und die Gedichte, die ihm als Provinzialdichter dauernden Ruf verschafften. So hatten die zahlreichen Anregungen seines äußern und innern Lebens in Berlin, so sehr sie seine Thätigkeit zersplitterten, im ganzen doch befruchtend gewirkt auf das ihm angeborene poetische Talent.

Von wenigen Dichtern sind so viele Stücke durchgefallen wie von Holtei; wenige haben so viele Nieten aus dem Glückstopfe der dramatischen Muse gezogen. Es lag dies offenbar an der Schnelle und Flüchtigkeit, womit er irgendeinen kaum gehaschten Einfall an die dramatische Nadel spießte; es lag auch an dem

Digitized by Google

Mangel eines strengen ästhetischen Kanons, einer bewußten dramatischen Architektonik und an den vielen äußerlichen Veranlassungen, welche seiner Muse die Anregung zu rasch hingeworfenen und ausgeführten Scenerien gaben. Die von Goethe gefeierte Muse der „Gelegenheit" war auch die Muse Holtei's: aber es waren nicht immer die Nachwirkungen bedeutender innerer Erlebnisse, welche ihr in die Feder dictirten; es waren oft Theaternöthigungen, Rücksichten auf diesen oder jenen Künstler, diese oder jene Künstlerin, besonders seine zweite Frau, die ihn bestimmten, zur Feder zu greifen, um Stücke zu schreiben; er schrieb sie oft als angestellter Dramaturg aus amtlicher Verpflichtung, oft zum Vorrath für Kunstreisen. Auch einige der anfangs günstig aufgenommenen fanden keine Dauer: dagegen ward den glücklichen Treffern ein langes Bühnenleben beschieden.

Von dem Schicksal der „Farben" und der „Sterne" haben wir schon berichtet; ebenso von allerlei Fest- und Vorspielen in Breslau, denen sich in Berlin neue anschlossen, die, nicht ohne Versgewandtheit gedichtet, poetische Intuition und ein hier und da aufblitzendes Talent nicht verleugneten. Ein Schauspiel „Arm und Reich", welches das Schicksal einer jungen, gefeierten Sängerin zum Inhalt hatte und bei welchem Holtei auf den Enthusiasmus für die Sontag glaubte rechnen zu dürfen als auf einen Mitfactor des Erfolges, ließ den Dichter im Stich: der zweite und dritte Act langweilte. Eine Posse: „Der Kalkbrenner", die Holtei selbst werthlos nennt, gab Beckmann, einem Schützling unsers Dichters, einem Liebling der komischen Muse, Anlaß, im schlesischen Dialekt zu sprechen und so sein angeborenes komisches Talent zum ersten mal in ungebundener Freiheit zu bewähren. „Die Droschke", ein locales Zauberspiel im Raimund'schen Stil, welches gemüthlichen Ernst mit keckem Scherz vereinigen sollte, wurde 1829 schmählich ausgepfiffen. Die Mischung war eben verunglückt, auch die Anlage total verfehlt. Auch gegen Holtei's Braut richtete sich der Angriff: 30 junge Herren pochten, zischten und pfiffen schonungslos, während sie auf der Bühne stand und sprach. Holtei bekennt, daß er längere Zeit beschämt die Augen niederschlug, wenn ihm eine Droschke begegnete: weil sie ihn an sein vermaledeites Zauberspiel erinnerte. Eine Posse: „Staberl als Robinson", hatte schon früher ein gleich trauriges Schicksal gehabt. Ein ernstes Drama: „Theodor und Bernhard oder die Majoratsherren", welches zwei Monate später zur Darstellung kam, wetzte diese Scharte wieder aus, obschon es sich auch nicht auf dem Repertoire erhalten hat.

Neben diesen Nieten finden wir zwei glänzende Treffer: „Der alte Feldherr" und „Lenore", denen sich später „Lorberkranz und Bettelstab" anschloß. Zu dem ersten einst so beliebten Singspiel gab die äußerliche Aehnlichkeit des Herrn Remie, eines Freundes von Holtei, spätern Theaterdirectors, mit Napoleon Anlaß. Man wollte sie für die Bühne ausbeuten; doch Napoleon durfte nicht sprechend, sondern nur als stumme Gestalt eingeführt werden. Zur Hauptperson des Stückes wurde Kosciuszko gewählt: der Verkehr mit jungen polnischen Freunden hatte den Dichter dazu bestimmt. Der Stoff erschien indeß für Berlin bedenklich: Holtei wandte sich an den König Friedrich Wilhelm III., der den Dichter stets protegirt hatte. Dieser gab einem Vermittler die Antwort: „Wenn bei dieser Gelegenheit Schmähungen wider den entthronten Kaiser ausgesprochen werden sollten, so müsse Er Sich der-

Digitized by Google

gleichen verbitten — gegen ein würdiges Auftreten hab' Er nichts einzuwenden." Die erste Aufführung fand zwar Beifall, erregte aber keinen allgemeinen Antheil. Der Dichter hatte sich als polnischer Lancier unter das Chor gemischt, um das Eingreifen desselben zu beleben; als der Verfasser am Schluß gerufen wurde, wollten die Zuschauer ihn in der militärischen Uniform nicht erkennen und schrien ihm seinen Namen so lange entgegen, bis er die Versicherung gab, er sei der Autor. Der Stoff dieses Liederspieles hatte damals, zur Zeit der polnischen Revolution, ein actuales Interesse; aber über die dramatisirte Anekdote hinaus ging die Wirkung der eingelegten Lieder, von denen einige, wie: „Denkst du daran", volksthümlich geworden und es geblieben sind. Bei seinem pariser Aufenthalt schloß sich Holtei einmal einem Zuge deutscher Handwerksburschen an, welche deutsche Lieder sangen, und er hatte die Freude, daß sie alle plötzlich das Lied aus dem „Alten Feldherrn" zu singen begannen. König Friedrich Wilhelm III. war übrigens mit diesem Liederspiel wenig einverstanden; Holtei hatte wegen Napoleon's bei dem Könige angefragt, aber ihm verschwiegen, daß Kosciuszko der Held des Stückes sei. Die Zahl der Wiederholungen desselben wurde von der Polizei eingeschränkt.

„Der alte Feldherr" als ernstes Liederspiel, die „Wiener in Berlin" als heiteres waren zwei Erfolge, welche bedauern ließen, daß Holtei dies Genre nicht weiter gepflegt und der deutschen Bühne nicht einen reichen Schatz solcher Producte gesichert hat. Wenn auch das französische Vaudeville dem Dichter als Muster vorschwebte, so waltete doch in diesen Liederspielen deutscher Humor und deutsche Empfindung vor. Jetzt, wo wir mit Offenbach'schen Operetten überflutet werden und der pariser Cancan seine Orgien auf unsern Bühnen feiert, ist es um so mehr zu bedauern, daß ein gediegenes Repertoire deutscher Liederspiele fehlt, als Gegengewicht gegen die zur ausschließlichen Herrschaft gelangte pariser Orgie.

„Lenore", eins der Holtei'schen Stücke, das sich ebenfalls auf der Bühne erhalten hat, trägt in seinem ersten Act den Charakter eines Liederspieles und das herrliche „Mantellied" räumt dem Dichter unter den deutschen, resp. preußischen Volkspoeten eine hervorragende Stelle ein. In den zwei spätern Acten wird das Liederspiel mehr zum Melodrama: im ganzen aber ist die Inscenirung der Bürger'schen Ballade immerhin als eine stimmungsvolle, glückliche anzuerkennen. „Lenore" wurde 1828 am Königsstädter Theater aufgeführt mit lebhaftem Beifall. König Friedrich Wilhelm III. konnte sich mit dem Stücke nicht befreunden, trotzdem daß das Schauspiel als ein vaterländisches bezeichnet wurde und daß bei einigen an Friedrich's Enkel gerichteten Stellen sich ein in förmliches Jubelgeschrei ausbrechender Beifall nach seiner Loge richtete. Der letzte Act mit seinem Kirchhofsgrauen war ihm an sich zuwider, am wenigsten aber konnte sein königlicher Sinn es billigen, „daß die Glorie der preußischen Heldenzeit, die durch den ersten und zweiten Act wehen will, im Schneegestöber und auf beschneiten Gräbern mit wilder, unchristlicher Verzweiflung eines ungeberdigen Mädchens enden solle". Damit ist nur ausgesprochen, was auch die ästhetische Kritik an dem Stücke auszusetzen hat; es fehlt ihm die Einheit der Stimmung, wie überhaupt Holtei einen

Digitized by Google

festern Grundton nicht recht durchführen konnte, sondern ihn leicht in das sentimental Verschwommene übergehen ließ. Als das Stück in Breslau gegeben wurde, fand es in der Schall'schen Zeitung einen sehr strengen Recensenten: derselbe entpuppte sich später als der Studiosus Heinrich Laube. Ein anderer Kritiker des Stückes, A. W. von Schlegel, der es Holtei in Darmstadt vorlesen hörte, tadelte zwar unverhohlen, doch lobte er ebenso herzlich, besonders das Bestreben des Dichters, den materiellen Spuk, der in die Ballade gehört, auf der Bühne aber stören würde, auszumerzen; er nahm ihn später auch in Weimar in Schutz gegen den Vorwurf, seine „Lenore" sei dummes Zeug.

Der dritte größere Erfolg, den Holtei davongetragen, gehört zwar der Zeit an, in welcher er wieder nach Berlin in die Königsstadt zurückgekehrt war; wir wollen den Bericht über diese spätern Stücke aber mit vorwegnehmen, um das Bild des Dramatikers Holtei zu vervollständigen. Das Melodrama „Lorberbaum und Bettelstab" kam 1833 zur ersten Aufführung und gewann von Hause aus den Beifall des Publikums und maßgebende Stimmen der Kritik für sich; die Aufnahme dieses Stückes bezeichnet einen Höhepunkt in Holtei's dramaturgischer Carrière; auch der König zeigte sich befriedigt. Es ist bekannt, daß dies Stück sich bis in die letzten Jahrzehnte auf der Bühne erhalten hat, und daß zwei Darsteller ersten Ranges, Emil Devrient und Bogumil Dawison, in der Darstellung des armen Heinrich wetteiferten. Auch dieser Heinrich ist ein Nachzügler der Romantik; ein Dichter, der an seinen innern Beruf und an den Lorber glaubt, ist allerdings für die Gegenwart eine Anomalie geworden; man vergleiche einen neuern dramatischen Dichter im Lustspiel, etwa Lindau's Fritz Marlow, mit Holtei's Heinrich. Wie bescheiden, wie demüthig ist dieser arme Poet, wie herausfordernd keck der neue Bühnenschriftsteller. In beiden Stücken handelt es sich um den Erfolg eines Dramas; doch wie ganz anders ist der Grundton: damals war eine Zeit, wo man noch von dem göttlichen Funken in der Brust des Dichters, von der Inspiration eine hohe Meinung hegte. So hatten die Romantiker ihre großen Genies, die Shakspeare, Camoens und Marlow dargestellt; so stellte Holtei seinen kleinen fingirten Poeten Heinrich dar, und wenn auch die weichliche Sentimentalität in seinem Helden vorherrschte, wenn auch seine verschwommene Genialität nichts Erhebendes hatte, man befand sich doch auf demselben Boden, auf dem die Unsterblichen aller Zeiten sich bewegten. Das ist jetzt anders geworden. Routine, Sicherheit, Beherrschung des Zeitgeschmackes und Ausbeutung desselben: das gilt für Talent. Der Zauberstab, der die goldenen Tantièmen herbeibeschwört, hat den Bettelstab verdrängt. Damit aber ist der Geist der Weihe verschwunden, der früher über dem dichterischen Schaffen schwebte; es ist zu einem geschickt ausgeübten Metier geworden. Die Kritik des Publikums und seine Meinungsäußerungen ist die gleiche geblieben; man vergleiche die Urtheile über Heinrich's Stück im ersten Act von „Lorberbaum und Bettelstab" mit dem dritten Act von Lindau's „Erfolg". Die Kritik im Foyer steht hinter der Kritik am Theetisch nicht zurück. Das Holtei'sche Stück ist reich an rührenden und ergreifenden Momenten, wie viele Dramen des Dichters. Und zwar geht die Rührung bei ihm nicht aus so wohlfeilen Motiven hervor wie in vielen Kotzebue'schen Stücken; es sind Rüh-

Digitized by Google

rungen, welche aus der weichen Empfindung eines dichterischen Gemüths hervorgehen und gleichsam den gleichen Resonanzboden bei den Hörern voraussetzen.

Ein originelles Experiment machte der Dichter mit „Ein Trauerspiel in Berlin"; er versuchte, ein ernstes Drama im Localcolorit zu schreiben und zwar im specifisch berlinischen Dialekt. Der Versuch gelang; nach dem Fiasco der „Droschke" hatte der Dichter nicht den Muth, das Theater zu besuchen, als jenes neue Stück gegeben wurde; in harrender Pein saß er zu Hause. Der wiener Possendichter Raimund, der gerade in Berlin zum Besuch war, brachte ihm die erste Kunde des Erfolges schon nach dem vorletzten Act ins Haus; Frau von Holtei als Dörthe hatte einen Triumph gefeiert. In diesem Stück kam der Eckensteher Nante vor, den Glaßbrenner nachher zum Helden seiner Humoresken machte. Dieser Normalberliner ist also fix und fertig aus dem Atelier eines schlesischen Dichters hervorgegangen.

Die Anregungen des Aufenthalts in Weimar brachten Holtei auf den Gedanken, den Goethe'schen „Faust" für die Bühne einzurichten. Auch in Bezug hierauf darf Holtei selbst Ludwig Tieck gegenüber das Recht der Anciennetät in Anspruch nehmen. Diese Einrichtung selbst war viel kühner als die spätern Bühnenbearbeitungen. Holtei sagt, er habe sich nicht etwa begnügt zu streichen, sondern eine wirkliche theatralische Form erfunden, was irgendmöglich immer in ein Vorspiel und drei Acte zusammengefügt und aus manchen nicht für die Bühne zu rettenden Scenen einzelne Reden und Stellen, ihrer psychologischen Bedeutung wegen, in andere Scenen hinübergenommen. „So brachte ich z. B. sämmtliche Auftritte zwischen Faust und Gretchen, vom ersten Worte bis zum Schlaftrunk, den sie der Mutter (sichtbar) reicht, in Einen großen, den zweiten Act, ohne daß in demselben verwandelt worden wäre, was ich durch eine scenische Einrichtung von meiner Invention erreichte. Es gibt nichts Abscheulicheres, als das ewige Geklingel und Coulissengeschiebe, wie ich es überall, wo ich den «Faust» aufführen sah, bei vielen Auftritten gefunden." Das Scenarium dieser Bearbeitung schickte nun Holtei nach Weimar und bat um die Erlaubniß, auf den Zettel setzen zu dürfen: „Mit Goethe's Bewilligung so für die Bühne bearbeitet." Der junge August Goethe schrieb zurück, daß sein Vater sowol mit der Idee als auch mit der Art, wie sie ausgeführt werden solle, zufrieden sei. Das erste Hemmniß der Aufführung bestand darin, daß das königliche Theater, weil „Faust" eine Tragödie sei, Einspruch erhob gegen die Darstellung an der Königsstadt und das Stück am liebsten selbst geben wollte. Was aber noch schlimmer war . . . von Weimar kam, als Holtei das eingerichtete Manuscript eingesendet hatte, ungünstige Kunde; Goethe nahm die früher ertheilte Bewilligung wieder zurück; er fand manches Bedeutende gestrichen und auch einen Theil des Beibehaltenen so behandelt, daß es seinen Beifall nicht gewinnen konnte. So unterblieb die Aufführung. Holtei hatte jetzt selbst die Vermessenheit, ein Melodrama „Doctor Johannes Faust" zu schreiben, welches 1829 auch an der Königsstadt gegeben wurde. Die Aufnahme war eine ruckweise: der erste Act ließ kalt, der zweite gefiel sehr, im dritten und letzten wurden die mythologischen Anspielungen nicht verstanden. Daß der Faust kein

Digitized by Google

Thema für Holtei ist, liegt auf der Hand: er tadelt die Kritik, daß sie den eigentlichen Mittelpunkt seiner Idee, den Kampf der christlichen Unterwelt mit der antiken, nicht herausgefunden habe. Chamisso sagte dem Dichter: „Ihre Helene wollte nicht recht über die Lampen zu uns vordringen. Dagegen im ersten Act, wo der Nachtwächter mit Faust über die Reformation spricht, da waren Sie mein lieber Holtei.“ Gerade diese Scene wurde von der Censur als zu katholisch gestrichen: der König selbst hatte diesen Rothstift geführt. Der Schlußeffect, der Zusammensturz der Stadt Wittenberg, machte überdies durch Schuld des Maschinisten einen kleinlichen Eindruck. So war das Stück todtgeboren, ein Experiment damaliger Bühnenpraxis, welcher eine Aufführung der Goethe'schen Dichtung in wenig veränderter Gestalt noch eine Unmöglichkeit erschien.

Von Holtei's Stücken erwähnen wir noch „Hans Jürge“, eine durch Dawison's Spiel bekannt gewordene und lange dem Repertoire erhaltene Charakterstudie; ein ernst sentimentales Drama: „Erinnerungen“; die Oper „Des Adlers Horst“, die, von Gläser componirt, oft und viel gegeben wurde und dem Dichter beträchtliche Einnahmen sicherte, da er sich mit dem Componisten in den Gewinn theilte, und das später in Wien verfaßte treffliche Schauspiel „Shakspeare in der Heimat“, zu welchem den Dichter die Lektüre der Shakspeare'schen Sonette und die bekannte Tieck'sche Erzählung den Anstoß gegeben; außerdem einige Kleinigkeiten, wie das einactige Quodlibet „Eines Schauspielers Morgenstunde“, den Schwank „Dreiunddreißig Minuten in Grüneberg“, „Die Wiener in Paris“, mit dem prächtigen Genrebild des Bonjour, „Sie schreibt an sich selbst“ u. a.

Holtei als Dramatiker hat besonders die Specialität des Liederspiels und Melodrams gepflegt; weiche Rührung, ergreifende Gefühlsschwärmerei war in der Anlage seines Talents, seines Naturells ein wesentlicher Factor und ist seinen Dichtwerken eigen. Seine meisten Helden haben einen weichlichen, elegischen Zug: ihnen fehlt die Energie des Charakters, die auf entscheidende Thaten gerichtet ist; daher das Zerflossene seiner dramatischen Dichtweise, die gesuchte Anlehnung an die Musik. Seinem lebhaften Instinct für das Volksthümliche verdankt er indeß manchen schönen Erfolg, und seine oft glückliche Laune bewährte sich besonders in den dramatischen Improvisationen, in denen er Volksdialekte zu komischer Wirkung ausbeutete.

Während seines berliner Aufenthalts und der Ausflüge, die Holtei nach Schlesien machte, dichtete er seine „Schlesischen Gedichte“, die zuerst im Jahre 1830 in Berlin erschienen. Eine prachtvoll ausgestattete neunte Auflage derselben mit einem Glossar von Karl Weinhold und Bildern nach Zeichnungen von August von Heyden erschien im Jahre 1865 (Breslau, E. Trewendt). In seiner Autobiographie erwähnt der Dichter nur nebenher diese Gedichte, ohne besondern Nachdruck auf dieselben zu legen, und doch geben gerade sie ihm vorzügliche Anwartschaft auf literarischen Ruhm; denn was Hebel für die alemannische, was Klaus Groth und Fritz Reuter für die plattdeutsche Dialektpoesie sind, das ist Karl von Holtei für die schlesische, und an ungesuchter Natürlichkeit des Ausdrucks, an köstlicher Naivetät und quellenfrischer Volksthümlichkeit steht er hinter keinem der-

Digitized by Google

selben zurück. Mit Recht sagt Karl Weinhold, daß Holtei jetzt als der Meister anerkannt wird, dessen Weise jeder nachzuahmen hat, der nicht blos schlesische Laute, sondern auch schlesische Denk-, Rede- und Lebensart nachbilden will. Doch der provinzielle Ton muß auch etwas Allgemeingültiges haben, wenn solche Gedichte über die Grenzen des engern Heimatlandes hinaus Anklang finden sollen. Die schlesische Gemüthlichkeit, die sich in etwas breiter Redseligkeit äußert, gibt den Gedichten ihre bestimmte Farbe, aber mit ihrer Eigenart auch ihre Anziehungskraft. Das schlesische Heimatsgefühl erhält in den Gedichten den wärmsten Ausdruck; wir verweisen auf die zwei Gedichte „Düheeme“:

Schliesing, ich kumm' wieder,
Mei Herz vull Treue und die Brust voll Lieder.

Dasselbe Heimatsgefühl durchweht die Hexameter, die dem Lieblingsplätzchen des Dichters, Obernigk, gewidmet sind. Die „Lieder“ der Sammlung sind theils Gesellschaftslieder, in schlesischen Künstlerkreisen gesungen, theils Couplets mit Refrains, theils tiefempfundene Gefühlsergüsse, denen wir den Vorzug geben möchten, wie z. B. das allerliebste Gedicht „Alleene“. Sehr zahlreich sind die humoristischen Anekdoten der Sammlung; Holtei war stets ein trefflicher Erzähler; dazu muß man sich mit Behagen gehen lassen: so erzählt er auch vortrefflich in diesen schlesischen Dialektversen. Knappheit der Form darf man hier nicht erwarten; jedes Streben nach Gemessenheit würde das plaudernde Behagen stören. Doch wie köstlich sind einige dieser Geschichten, wie diejenige vom Streusselkuchen, den der Oberpräsident Merkel der russischen Kaiserin nachfährt in der großen Schachtel, weil diese von ihrer Jugend her den schlesischen Kuchen in bester Erinnerung hatte, oder die Geschichte: „Suste nischt, ak heeme“, welche das Heimweh eines auf dem Schloß erzogenen Knaben nach seiner Hütte behandelt, oder die „Nasenquetsche“, eine Tischlerballade, welche bei humoristischer Ausführung einen rührenden Abschluß hat. Allen diesen schlesischen Gedichten Holtei's ist der schlesische Dialekt nichts Aeußerliches, kein angezogenes Costüm, das sich vom Inhalt loslösen läßt: nein, er ist mit dem Inhalt verwachsen; dies Denken, Empfinden und Plaudern ist echt schlesisch, ebenso das Colorit der Landschaft, der Sitten; es sind prachtvolle provinzielle Genrebilder.

Daß Holtei auch im Hochdeutschen ein echter Volksdichter ist, das beweisen die populär gewordenen Lieder aus seinen Operetten. Im übrigen pflegt er die Gelegenheitspoesie in des Wortes verwegenster Bedeutung: man kann ihn mit Recht einen gesellschaftlichen Lyriker nennen. Seine „Gedichte“ liegen in mehrern Auflagen vor (5. Aufl., Breslau, E. Trewendt, 1861). Sehr gering ist in derselben die Zahl der Naturbilder, der Lieder, die sich nur im Aether der Empfindung bewegen, wie etwa das folgende Lied aus der Jugend, das an Goethe'schen Liederstil gemahnt:

Wenn ich durch die Gassen gehe,
Liebeskrank und lebensmatt,
Sehn' ich mich mit leisem Wehe
Aus der lauten vollen Stadt:

Digitized by Google

Aus dem städtischen Gewühle,
Aus des heißen Tages Staub,
Nach der abendlichen Kühle
Unter frischem Espenlaub.

Freunde grüß' ich ohne Worte,
Wie ein Fremder zieh' ich hin:
Nach des grauen Thores Pforte
Streben Seele, Herz und Sinn.

Bis die süße Stunde endlich
Hell von allen Thürmen klingt,
Die mich täglich unabwendlich
Auf die grüne Wiese zwingt.

Auf die Wiese, die im Winter
Wie im Sommer Wonn' umweht;
Denn sie führt zum Wäldchen, hinter
Dem ihr kleines Häuschen steht.

Seufzer, Sehnen, Qualen, Sorgen
Laß ich eilend hinter mir,
Flieh' gen Abend, doch nach Morgen,
Denn mein Osten ist bei ihr.

So klar und rein wie in diesem Liede krystallisirt sich bei Holtei selten die dichterische Form: die Anregungen der Freundschaft, der geselligen und künstlerischen Kreise, des Theaters bringen immer etwas stoffartig Trübendes mit herein. Da finden sich Gelegenheitsgedichte an König Friedrich Wilhelm III., an verschiedene Künstler, Kunstreiterinnen, Tänzerinnen, Kunstfreunde; da finden sich Prologe, Epiloge, Theaterreden, Stammbuchblätter, Inschriften, Unterschriften, eine theatralische Korallenschnur, Grabschriften, singbare Tafellieder, alles frisch improvisirt, warm empfunden, reich an sinnvollen Wendungen, an glücklichen Beziehungen und Bildern, aber selten ausgearbeitet zu classischer Formenschönheit mit jenem Gepräge des „einmal Gesagten", welches Dauer verspricht. Einen größern warmempfundenen Liedercyklus hat Holtei seiner ersten Frau Luise gewidmet.

Ein Freund der Natur und des Waldes, ein eifriger Vogelsteller, heimisch in den grünen Labyrinthen und vertraut mit der Sprache, die aus den Zweigen und von den Wipfeln tönt, hat Holtei in den „Stimmen des Waldes" (2. Aufl., Breslau, E. Trewendt, 1854) dieser seiner Waldliebe und Waldlust ein poetisches Denkmal gesetzt. Auch in diesen Gedichten überwiegt das plaudernde Behagen die eigentliche Gefühlslyrik.

Wir haben, in der Zeit vorgreifend, den Dramatiker und Lyriker Holtei im Zusammenhange geschildert; wir greifen jetzt wieder den Faden auf, an den sich die Lebensschicksale des Dichters reihen. In Darmstadt, wohin ihn Hofrath Küstner mit seiner Frau berufen, geräth der Dichter in die mislichsten Verhältnisse. Küstner hatte nicht freie Hand; der alte Intendant waltete und schaltete neben und über ihm. Die kleine Holzbecher gefiel nicht, ja sie stieß bisweilen auf lärmende Opposition. Holtei sehnte sich nach der Königsstadt zurück, und es gelang seiner Frau,

Digitized by Google

von Cerf wiederum engagirt zu werden. Jetzt trat er selbst als Schauspieler auf und zwar mit besserm Erfolge als früher; der Dichter half dem Schauspieler, und mit dem Heinrich in „Lorberbaum und Bettelstab" errang sich auch der Darsteller Anerkennung. Vorzugsweise als Interpret seiner eigenen Dichtungen unternahm er 1833 eine Gastspielreise nach Leipzig, München und Hamburg. Als es ihm gelungen war, auch den Contract seiner Frau zu lösen, reisten beide nach Wien, wo sie am Josephstädter Theater längere Zeit mit Erfolg gastirten. Sie banden sich auch an diese Bühne, bis der Bankrott der Direction dem Unternehmen ein plötzliches Ende bereitete. Die Begegnungen mit der damaligen Theatercensur sind von besonderm Interesse. Im übrigen fand der Schlesier in Wien einen günstigen Boden und warmes Entgegenkommen. Dies änderte sich, als Fürst Metternich ihm auf Jarcke's Vorschlag die Dichtung der neuen österreichischen Nationalhymne übertragen hatte; jetzt trat die offene Gegnerschaft gegen den fremden Eindringling hervor. Holtei verließ Oesterreich, dirigirte eine Zeit lang in Grafenort das gräfliche Theater und wurde dann der Principal einer wandernden Schauspielergesellschaft, einer „Theaterschule auf Reisen"; er spielte fleißig an den schlesischen Provinzialbühnen, nicht ohne das Herabsetzende dieser künstlerischen Wirksamkeit bitter zu empfinden. Es zog ihn wieder nach Berlin, wo er als Vorleser Glück machte; seine Versuche, mit der Hofbühne in feste Beziehungen zu treten, scheiterten durch eigene Schuld, trotz des Entgegenkommens der Intendanz. Im Jahre 1837 übernahm er die Direction des rigaer Theaters, als angestellter Director, aber auf eigenes Risico: eine Unmöglichkeit schon vom juristischen Standpunkte aus, die denn auch von einer Generalversammlung zu Holtei's Gunsten beseitigt wurde. Doch lasteten die Directionssorgen allzu schwer auf ihm, und als er seine zweite Frau durch den Tod verloren, da kehrte er wieder nach Deutschland zurück und begann von neuem ein Nomadenleben, als Schauspieler, als Gesellschaftscavalier, als Vorleser. Allmählich legte er den Schwerpunkt auf diese letzte künstlerische Leistung; als Vorleser besonders Shakspeare'scher Dramen durchreiste er ganz Deutschland; der sechste Theil seiner Autobiographie enthält die Berichte über seine Erfolge, seine Begegnungen mit fürstlichen und andern Persönlichkeiten.

Den glanzvollen Abschluß dieser Kunstreisen bildete das „Jahr in Schlesien", das er unter diesem Titel in zwei Bändchen (Breslau, E. Trewendt 1864) herausgab. Dieser Anhang zu den „Vierzig Jahren" berichtet über den Triumphzug, den Holtei von der Hauptstadt Steiermarks aus, wo er bei seiner verheiratheten Tochter ein Asyl gefunden, im November 1860 durch Schlesiens Städte unternahm, bei welchem er eigene, meist schlesische Gedichte, Kapitel aus seinen Romanen vortrug und überall mit Ehren aufgenommen und gefeiert wurde. Ein Fest in Breslau setzte den Schlußstein dieser Reise; der Verfasser dieser Zeilen brachte bei der Festtafel den ersten Toast in Versen, der mit den Worten begann:

Scheiden will von uns ein Wandrer,
Der uns viel und Schönes gab,
Dem ein ganzer Liederfrühling
Sproßt um seinen Wanderstab.

Digitized by Google

Ja, dem graugelockten Sänger
Rufen wir den Scheidegruß —
Blumen aus der Heimaterde
Weckte dieses Wandrers Fuß.
Wach gerufen in den Städten,
In den Städtchen überall
Hat der Dichtung frommer Name
Lang vermißten Widerhall:
Wie die alten Sänger zogen
Mit der Lyra in der Hand
Zog der Spender holder Gaben
Durch das heimatliche Land.
Dem bescheidnen Wort der Hütten,
Das im Reich der Musen schwieg,
Lieh er eine Dichterschwinge,
Gab er einen Dichtersieg.
Schalkhaft lächelt seine Muse
Als ein Kind des Rübezahl,
Dem sie Perlen seiner Krone,
Seine muntere Schwänke stahl.
Doch mit ihren ernsten Worten
Rührt sie Herzen still und mild:
Immer schwebt vor ihren Augen
Der geliebten Heimat Bild.

Von seinem Triumphe ruhte der Dichter wiederum in Gratz aus: als indeß die Stimmung zwischen Preußen und Oesterreich immer feindlicher wurde, da zog er es vor, wieder nach Breslau überzusiedeln; denn er war stets ein guter preußischer Patriot. Und so ist er denn bis zu seinem Tode seiner Vaterstadt treu geblieben. Jahrelang wohnte er in dem alten Hotel Zu den drei Bergen, im dritten Stock, und er war so gewöhnt an diese Wohnung, daß ein Versuch, in der Tauenzienstraße ein selbständiges Quartier zu beziehen, scheiterte und der Dichter wieder in sein behagliches Hotel zurückkehrte. Hier hatte er, obgleich schon jahrelang leidend und oft klagend, seine Plauderstunden, in denen er seine zahlreichen Freunde und Durchreisende empfing. Der Alte vom Berge wanderte dann durch Breslaus Straßen, immer noch mit raschem Schritt, den Kopf mit dem schwarzseidenen Tuch umbunden, wegen eines Leidens, welches sorgfältige Pflege nöthig machte; so erschien er in den Gesellschaften, ein munterer Plauderer bei Diners und Soupers, eine lebendige Chronik der Zeiten, die nicht mehr sind. Nur ins Theater zu gehen erlaubte ihm sein Befinden nicht mehr, und so klang in den letzten zwei Jahrzehnten nur eine dunkle Sage an sein Ohr von den neuesten Geschicken des breslauer und des deutschen Musentempels, dem er so lange ein unstetes, vielfach zerrüttetes Leben gewidmet hatte. An Ehren fehlte es dem greisen Dichter nicht: König Wilhelm I. zeichnete ihn durch Ordensverleihung und freundliche Cabinetsschreiben aus; die Stadt Breslau taufte eine neue Straße mit seinem Namen. Seine zunehmende Krankheit zwang ihn indeß, der regelmäßigen Pflege wegen im Kloster der Barmherzigen Brüder eine Zuflucht zu suchen; hier in diesem durch seine Mildthätigkeit ausgezeichneten Asyl verlebte er seine letzten

Digitized by Google

Lebensjahre. Sein achtzigjähriger Geburtstag wurde noch einmal im großen Stil gefeiert, unter Betheiligung der obersten Behörden der schlesischen Hauptstadt und der ganzen Bevölkerung; eine Holtei-Stiftung kam zu Stande, die seinem Namen auch auf dem Gebiete der Wohlthätigkeit in Literaturkreisen Dauer sichert. Nie verließ ihn die Fürsorge der Breslauer; eine liebenswürdige jüngere Freundin, Olga Kurnik, die Frau des tüchtigen Herausgebers der „Schlesischen Presse", nahm sich seiner Pflege in der hingebendsten Weise an; ebenso die wackern Klosterbrüder. Und so starb er denn in ihrer Mitte: die Betheiligung an seinem Leichenbegängniß war eine allgemeine. Behörden und Bürger, Offiziere und Studenten: alle waren gekommen, so feste Wurzeln hatte des Dichters Ruf im Boden seiner Heimat geschlagen.

Wir haben bisher nur von dem Dramatiker und dem Lyriker Holtei gesprochen und eine erfolgreiche und bedeutsame Seite seines literarischen Wirkens und Schaffens nicht erwähnt. Zur Zeit, als sich der Dichter von der Bühne nach so vielen Enttäuschungen abwendete, in den Jahren des reifern Mannesalters, begann er Romane zu schreiben, wozu ihn gleichsam die Fülle des Selbsterlebten und sein stets bewährtes Erzählertalent ermuthigen mußten. In seiner Selbstbiographie „Vierzig Jahre" (8 Bde., Berlin, Adolf u. Comp., 1843—50) hatte er bei aller Offenherzigkeit, mit der er selbst einen Diebstahl seiner Jugendjahre und die Treulosigkeiten eingestand, deren er sich während seiner Ehe schuldig gemacht, doch manches verschweigen müssen, was andere Personen compromittiren konnte; es war ihm sehr viel des „Pikanten" und „Interessanten" in der Feder stecken geblieben. Nun gab es ja aber eine freiere Form der Darstellung, welche die Wahrheit des eigenen Erlebnisses in das Gewand der Dichtung kleiden und dasselbe einem fingirten Helden zuschieben konnte. Diese Form ist der Roman . . . und sie ergab sich ihm von selbst aus dem Bedürfniß der Ergänzung seiner „Confessions". So entstanden denn die „Vagabunden", deren erste Kapitel er schon im Jahre 1843 begonnen hatte, die aber erst 1852 vollendet und herausgegeben wurden (4 Bde., Breslau, E. Trewendt). „Die Vagabunden" sind der Hauptroman, der typische Roman Holtei's; es ist ein Roman, wie ihn von allen deutschen Autoren nur dieser schreiben konnte; denn die Frische eigener Anschauungen charakterisirt ihn von Anfang bis zu Ende. Die Hauptelemente desselben kehren mehr oder weniger in Holtei's Romanen wieder; es sind dies eben die beiden Lebenskreise, in denen er sich vorzugsweise bewegt: das Landleben und das Leben der fahrenden Künstlerwelt. Sein Held Anton, der aus dem ländlichen Proletariat hervorgegangen zu sein scheint, in Wahrheit aber dem schlesischen Gutsadel seinen Ursprung verdankt und zuletzt auch als Schloßherr eine angesehene Stellung gewinnt, bewegt sich in den Haupttheilen des Romans als Kunstzigeuner in allen Kreisen des wandernden Meßvergnügens, in den Menagerien, den Wachsfigurencabineten, im Circus der Kunstreiter, und erlebt überall mannichfache Abenteuer: diese ganze Welt ist mit einem lebendigen Realismus geschildert, der die ungezwungenste und nirgends abstoßende Natürlichkeit athmet. Aus der Selbstbiographie des Dichters wissen wir ja, daß der Reitercircus zu seinen Passionen gehörte und auch in seinen Lebensgang sogar einmal

Digitized by Google

entscheidend eingegriffen hat. Es ist begreiflich, wenn er seine Helden gerade im Cirque équestre am längsten verweilen läßt. Von namhaften Künstlern erscheinen nur Ludwig Devrient und Paganini auf der Bildfläche des Romans, beide auch in den biographischen Aufzeichnungen Holtei's mit Vorliebe behandelt. Nicht minder trefflich als diese Schilderungen sind diejenigen, welche das Leben des schlesischen Proletariats, besonders am Anfang des Romans, und das Leben und Treiben auf schlesischen Rittergütern behandeln: hier ist Anschaulichkeit, Frische und Wahrheit. Auch die eigentlichen Romanfäden sind nicht ohne Geschick geschürzt. Der Held ist ein Wilhelm Meister below stairs; die andern Gestalten, die uns vorgeführt werden, erinnern an die Figuren des „Gil Blas", nur daß sie mit unleugbarer, oft drolliger und barocker Originalität aus dem Bereich der niedrigsten künstlerischen Leistungen genommen sind. Die Darstellungsweise ist durchweg naiv, der Grundton derjenige einer harmlosen Plauderei; doch sind oft helle, muntere Lichter des Humors aufgesetzt, und auch an der Schattirung durch reichere tiefere Gemüthstöne fehlt es nicht; ein jeanpaulisirender Zug ist überhaupt in den Holtei'schen Romanen unverkennbar, wie er ja auch diesen genialen Humoristen immer verehrte und 600 Sprüche aus seinen Werken in Reime brachte.*) Jedenfalls haben wir in den „Vagabunden" mehr als in irgendeinem andern Werke den ganzen Holtei.

Sein zweiter bedeutender Roman ist „Christian Lammfell" (5 Bde., Breslau, E. Trewendt, 1853): er hat nicht den Erfolg der „Vagabunden" gehabt, weil ihm der Wechsel der Begebenheiten und das pikante Colorit fehlt. Das Vortreffliche dieses Werkes ist die durchgängige Stimmung, und diese Stimmung ist eine idyllische, das Vollglück in der Beschränkung. „Christian Lammfell" mit seinen harmlos zufriedenen Helden ist in der That eine Idylle, welche an die ähnlichen Prosaidyllen Jean Paul's erinnert; nicht in der Darstellungsweise, die sich von bildlicher Ueberfüllung, gelehrtem Notizenreichthum, auch von dem hymnenartigen Schwung der Jean Paul'schen humoristischen Romane gänzlich freihält, aber in Bezug auf die heitere Genügsamkeit, welche das Gemüth der Helden beherrscht, den einarmigen Husaren Leberecht Lammfell und den Sohn Christian ebenso wie etwa einen Schullehrer Wutz und Fibel. Und der alte Magister Rätel ist ganz aus dem Holze, aus dem Jean Paul seine für die Dorfcultur thätigen Helden schnitzt. Die Correspondenz zwischen dem alten Rätel und Christian ist von köstlicher Naivetät und athmet einen wohlthuenden Geist der Toleranz. Die zwei ersten Bände, welche im Zeitalter Friedrich's des Großen spielen, haben ein sehr glückliches Zeitcolorit; auch der ältern schlesischen Dichtung wird ihr gutes Recht zutheil. Im ganzen besteht der Roman aus einer Reihe gemüthvoller Stimmungsbilder; es fehlen in ihm alle Sensationsmotive, und so mag er in seiner behaglichen Breite diejenigen Leser nicht sonderlich anmuthen, welche von der Romanlektüre eine prickelnde Spannung erwarten.

---

*) „Geistiges und Gemüthliches aus Jean Paul's Werken." Die zweite Auflage hat den Titel: „600 Sprüche aus Jean Paul's Werken in Reime gebracht" (Breslau, E. Trewendt, 1863).

Digitized by Google

Holtei als Romandichter ist durch diese seine beiden Hauptwerke vollständig charakterisirt: was er später schuf, bietet kaum neue Seiten seines Talents dar. Auch war er nicht immer glücklich im Wurf seiner Erzählungen. Schon in dem Roman „Ein Schneider" (Breslau, E. Trewendt, 1858), in welchem er das Handwerkerleben zu schildern suchte, traf er nicht recht einen anmuthenden Grundton. Der eine Held Bartelloni war zu sehr eine eximirte Existenz im Kreise der Handwerker, um uns ein getreues Bild des Lebens in demselben zu geben: und das beabsichtigte Attentat auf Beate, das die Leser eine Zeit lang mit der Aussicht auf ein stuprum violentum beschäftigt, gibt gerade einen für den Volksroman wenig zulässigen Hautgoût. „Die Erlebnisse eines Livreedieners" (3 Bde., 1868) gehen hierin noch weiter: der Livreediener Schmidtmeier selbst ist der Autor dieser Memoiren; daher der etwas salope, oft scurrile Ton derselben. Holtei ist hier ganz Gil Blas und erinnert auch an den „Simplicissimus" in seinen ungenirten Schilderungen, wie auch in seiner naturwüchsigen Vorliebe für ein gewisses Raffinement unsittlicher Verhältnisse. In derbkräftiger Holzschnittmanier werden uns hier Situationen des Volksdramas, allerlei drastische Abenteuer, Schlägereien, Liebesgeschichten aller, auch der verpöntesten Art vorgeführt. Die Verherrlichung der Diensttreue nimmt bisweilen den Charakter eines Lobliedes auf die alte patriarchalische Zeit an. Ein ähnlicher Volksroman ist „Die Eselsfresser", ein Beiwort der guten Schlesier (3 Bde., Breslau, E. Trewendt, 1860). In seinen beiden Adelsromanen „Noblesse oblige" (3 Bde., Prag 1857) und „Haus Treustein" (3 Bde., Breslau, E. Trewendt, 1866) ist das Ziel der Dichtung die Wiedergeburt des Adels aus edler Gesinnung heraus: so ist namentlich der alte Erbherr des Hauses Treustein ein Aristokrat im Sinne des Dichters, ohne Ueberhebung, ohne Abneigung gegen Mésalliancen, Freund eines baronisirten Juden, ein Mann der vollständigsten Toleranz. Die Vorgänge in beiden Romanen beruhen wol meistens auf Motiven, die der Dichter der Haus- und Familienchronik des schlesischen und österreichischen Adels entnommen hat, wenn auch die Combinationen, Versetzungen und taktvollen Ueberkleisterungen nicht fehlen, durch welche die Lebenswirklichkeit dem Roman zugänglich gemacht wird. Erbschaftsprocesse, Franz Moor'sche Intriguen, Selbstmorde, amerikanische Duelle u. a. bilden hier einen an Sensationsmotiven nicht armen Hauptbestandtheil in der Handlung, in welche Gespräche aller Art, politische, sociale, ästhetische im Stil der romantischen Schule verwebt sind. Wie den Adelsroman, pflegte Holtei den Theaterroman: schon in „Ein Schneider" sind einige Kapitel eines solchen eingefügt, denn sein Held Oswald tritt einige Zeit hindurch als Theaterschneider auf. Selbständig erschöpfte der Dichter dies Thema in dem Roman „Der letzte Komödiant" (3 Bde., Breslau, E. Trewendt, 1863), in welchem die reichste Fülle der Lebenserinnerungen des Autors selbst abgelagert ist und auch manche namhafte Schauspieler ohne jede Maske auftreten, ähnlich wie in „Haus Treustein" der Literarhistoriker Kahlert, der warmbrunner Bibliothekar und Badearzt.

Sollen wir nach der spannenden Erzählung „Ein Mord in Riga" noch der andern Criminalgeschichten und kleinen Erzählungen des Dichters gedenken? Sie sind alle frisch, naturwüchsig, lebendig; wir schlendern mit dem Dichter durch alle

Digitized by Google

Lebensverhältnisse hindurch, die Hände in den Hosentaschen; sie alle bestätigen, daß Karl von Holtei der liebenswürdigste Naturalist unter den Romanschriftstellern ist.*) Als Volksliederdichter in Ernst und Scherz hat er sich dauernd in unser Literaturalbum eingetragen; als schlesischer Provinzialdichter ist er einzig und unübertrefflich, und so wird die Persönlichkeit des fahrenden Literaten und Komödianten, die sich allmählich bei einer tiefern Einkehr, nach ersten glücklichen Würfen, in einen gefeierten Insassen des deutschen Parnasses verwandelte, so wird der Name dieses Schlesiers von Kopf zu Fuß, der das Herz auf dem rechten Flecke hatte und wie kein anderer selbst manche Verirrungen dem deutschen Publikum offenherzig beichtete, wenn auch nicht in den obersten Rängen unserer Unsterblichen, doch in dem mittlern Limbus derselben seinen ebenso bescheidenen wie ehrenvollen Platz auf die Dauer einnehmen.

*) Karl von Holtei's „Erzählende Schriften" sind in einer „Gesammelten Volksausgabe" von 39 Bändchen, 1861—66, im Verlage von Eduard Trewendt in Breslau erschienen. Dort erschienen auch seine „Theaterausgabe letzter Hand" (6 Bde., 1867), „Nachlese. Erzählungen und Plaudereien" (3 Bde., 1871), „Charpie, eine Sammlung vermischter Aufsätze" (2 Bde., 1866), „Simmelsammelsurium aus Briefen, gedruckten Büchern, aus dem Leben und aus ihm selbst" (3 Bde., 1871), „Eine alte Jungfer. Roman" (1869), und auch die von Holtei herausgegebenen „Briefe an Ludwig Tieck" (4 Bde., 1864).

Digitized by Google

Josa Dario.

Novelle

von

E. Vely.

(Schluß.)

VII.

Der Palazzo Dario hatte wol seit mehr als Menschengedenken solche heitere Tage nicht gesehen als zur Zeit. Es war früher mehr als Pflicht aufgefaßt, vornehm, ernst, zurückhaltend zu sein dem Volke gegenüber. Als Josa's Mutter Gospoja gewesen, ging alles schlicht und geräuschlos zu; die junge Herrin brachte solche Sitte schon mit aus dem älterlichen Palast.

In der ernsten Zurückhaltung all der Adelsgeschlechter lag es wie eine stille Trauer über vergangene, glänzende Zeiten; das ließ sich mehr fühlen, als es ausgesprochen wurde.

Contessa Lele brachte jetzt neues Leben, nicht zum Verdruß Conte Stipe's. Wie sie durch die Räume flatterte, einem glänzenden Schmetterling gleich, während sie stets geschäftig und emsig aussah, und in Wahrheit doch selber gar nichts that als anordnen und ersinnen, folgten ihr seine erheiterten Blicke oft. Und wenn sie dann sich einen Moment ruhend neben ihm niederließ, etwas matt lächelte und sagte: „Es ist doch nun meine Pflicht, für das junge Volk zu sorgen, nicht? damit es ihnen nicht langweilig wird im Aelternhause und sie mir, der Fremden, das Dasein verzeihen", dann nahm der Graf ihre Hände und zog das blonde Köpfchen an seine Brust, und schwor bei allen Heiligen Tod und Verderben dem, der nur mit einem Wort —

Helene unterbrach ihn dann allemal vor der Vollendung seiner Betheuerung.

„Stipe, mio caro, nein, das ist es nicht. Man begegnet mir ja so freundlich! Aber ich könnte es selbst auch nicht ertragen, daß Gedanken — Gedanken mich anklagten. Fühlen Sie das mit mir, Conte Stipe?"

Sie war in solchen Augenblicken stets feierlich.

„Ich gab ja alles auf, die Geschwister hier, die Mutter im Norden, aber ich will dafür auch nicht geduldet, sondern geliebt sein!"

Während der Conte dann mit ihren zierlichen Fingern spielte, die in seiner mächtig breiten, gebräunten Hand elfenbeinweiß erschienen, brachte sie neue Anliegen vor, die ihr natürlich gewährt wurden.

Digitized by Google

So hatte sie sich's erbeten, das Weihnachtsfest auf deutsche Art feiern zu dürfen, und rüstete darauf zu, und endlich kam ihr der Einfall, Josa zu überraschen.

„Sie ist nicht so heiter, als sie sein sollte in ihrem Alter."

„Ihre Mutter war es auch nie", entgegnete der Conte mit einem Seufzer.

Helene lächelte allerliebst. „Es ist nicht das, mein Freund — ich verstehe mich besser auf Frauenherzen. Dieser junge Diplomat, der Schützling der Baronin Isbary — ist er Ihnen ein willkommener Eidam?"

Die Adleraugen des Grafen blitzten.

„Würde ich ihm sonst gestattet haben, selbst bei mir zu werben? Name, Vermögen ist von der Baronin verbürgt, Josa hat sich an das Leben im Auslande gewöhnt, und —"

Die schöne Frau nickte. „Aber Josa selber — sie ist zu stolz, um uns einzugestehen, daß sie den jungen Mann liebt und unter der Trennung leidet. Sie ist ein eigenthümlicher Charakter!"

„Eine echte Dario — wir haben mehrere solcher verschlossenen Frauenseelen in der Familie gehabt", entgegnete Stipe nicht ohne Stolz.

Eine derartige Wendung liebte die Deutsche nicht, sie bezwang aber ihren Unmuth, sah den Gatten mit kindlichem Lächeln an und flüsterte bittenden Tons: „Wenn man nicht über mich lachen will — ich hätte einen Einfall."

Ein Scherzwort verhieß ihr Redefreiheit.

„Es wäre hübsch zum Weihnachtsfest gewesen; nun aber ist's natürlich zu spät und wir müssen bis zur Carnevalszeit warten. Gestattet mir mein Herr und Gebieter eine heimliche Correspondenz mit der Baronin Isbary? Ich denke, dann versuchen wir, Josa zu überrumpeln und ihr den Baron zum Geburstage zu bescheren. Sie geben Ihre Einwilligung im voraus — ist es hübsch ausgedacht, mein Gemahl?"

„Natürlich, hübsch und launenhaft, wie das Köpfchen hier vor mir."

Helene war glücklich über ihre Taktik. Der Plan mußte gelingen — und Josa wurde auf diese sehr ehrenhafte Weise aus dem Hause entfernt, wo sie mit ihren klugen Augen und ernsten Zügen für die junge Gräfin von Tag zu Tag unbequemer wurde.

Ihren Gatten den Berechnungen mit seinen Pächtern überlassend, eilte Helene davon.

Im Salon stand eine schlanke dalmatinische Föhre bereit, die den Weihnachtsbaum bilden sollte — das wurde eine Ueberraschung für den Hausherrn selber.

Bei ihrem Eintritt erhoben sich der junge Graf und ein Gast, ein kräftiger gebräunter Mann, dem man den Kampf mit Wind und Wetter ansah.

„Kapitän Nico Miculic", stellte ihn Don Carle vor, „mein Jugendfreund!"

„Das ist schön", sagte Helene und schenkte dem Fremden sofort ein bezauberndes Lächeln, „ich werde auch Josa benachrichtigen, Ihr Freund und wir alle helfen, nicht so?"

Sie streckte die Hand nach der Glocke aus, aber Don Carle sah sie mit einem bittenden Blick an.

„Warum verschmähen Sie Ihren Pagen?"

Digitized by Google

Sie lachte.

„Nun, so rufen Sie Josa — und Ihr Freund muß so lange mit meiner Gesellschaft zufrieden sein.“

Sie übte über den Sohn des Hauses bereits volle Gewalt aus in ihrer spielenden Weise. Zuweilen dachte sie daran, daß es ein gefährlich Spiel werden könne — aber so wie sie gegenseitig das Erlebniß am Strande nicht wieder berührt, hatte Conte Stipe auch gar nichts davon erfahren, und nur über Eins zürnte Helene mit sich selber, daß sie in ihrer Erregung erst Josa das kleine Abenteuer erzählt und dann, bei Carle's Erscheinen, sich selber wieder verrathen hatte.

Als Josa an ihres Bruders Arm eintrat, hörte sie gerade, wie Nico's sonore Stimme der Hausherrin entgegnete:

„Gräfin, ich bin kein Conte; wir gehören nicht zum Landadel, obwol ich hinzusetzen darf, daß mein Vater seinen Namen für ebenso alt hält — und was jene von Stolz besitzen, haben die Miculic von jeher an Macht gehabt. Wir sind die größten Rheder an der ganzen Küste.“

Josa wurde roth, als sie Nico's Gruß erwiderte, der mit einem Blick auf seinen Freund sagte:

„Ich bin froh, daß sich Carle meiner erinnert, ich dachte, die großen Städte hätten ihn die Kindererinnerungen vergessen lassen.“

Der junge Graf drohte ihm scherzend.

„Ich dachte gern an meine Heldenthat!“

„Es war oben im Gebirge“, erzählte Nico, „wir waren beide unsern Lehrern entschlüpft und hatten eigenmächtig eine Wanderung ins Blaue unternommen. Weit von hier entfernt geriethen wir in einen Kampf mit halberwachsenen Hirten, und ohne Carle's Aufopferung hätte ich, der damals Schwächere, vielleicht erliegen müssen. Er schlug und benahm sich wie ein junger Held!“

Don Carle warnte vor Uebertreibung; aber Josa rief aus:

„Es ist wahr — und ich war damals stolz auf meinen Bruder und stickte ihnen beiden zur Erinnerung an diesen Tag Brieftaschen, welche das Datum desselben trugen. Es war das eine Anstrengung, denn ich liebte das Sitzen nicht sehr — auch fürchte ich heute, es sind keine Kunstwerke geworden.“

„Doch!“ rief der stattliche Kapitän und zog einen Gegenstand aus der Tasche und hielt ihn der Gräfin Dario hin, „überzeugen Sie sich — dieses Buch hat mich auf allen Fahrten begleitet“ — setzte er leiser hinzu.

„Das ist rührend“, sagte Helene und warf einen Blick nach Josa hinüber, „das zeigt, daß man der Geberin auch in den fernsten Meeren dachte.“

„O weh“, rief Carle, „ich verlor die meine längst.“

Die blonde Frau lächelte leicht. „Brüder pflegen selten galant zu sein.“

Josa hatte nicht emporgeschaut; sie beschäftigte sich emsig damit, die Christbaumsachen mit bunten Fäden zu versehen.

Nico trat nach einer Weile zu ihr.

„Contessina, wir haben in Brazza vergebens auf Ihr Kommen gewartet.“

„Ich komme mit Carle.“

„Ich verlasse nach Ostern die Heimat wieder.“

Digitized by Google

„Gern?"

„Ungern, Contessina Josa —" — er stockte und die Unterhaltung wurde immer schwerfälliger zwischen den beiden.

In der entferntesten Ecke standen Helene und Don Carle unter dem Christbaum.

„So seien Sie doch fleißig!" befahl die schöne Frau.

„Bin ich's nicht? Ich bewundere Sie die ganze Zeit."

„Die Antwort wollte ich nicht haben!"

„Und doch mußte ich sie geben."

Sie erhob sich auf den Fußspitzen, ganz Grazie, um einen hohen Zweig mit den Fingern erreichen zu können; die zierlichen Linien ihres Körpers traten so vortheilhaft hervor.

„Warum reiten Sie nicht mehr?" fragte er.

Sie gab keine Antwort.

„Ich sah bei meinem heutigen Ritte eine Agave, ein breites Blatt — es zuckte mir in den Fingern, einen Brief in dasselbe einzuritzen. Wäre das unvorsichtig gewesen?"

„Es kommt auf den Inhalt an, Don Carle."

„Haben Sie keine Ahnung, wie derselbe sein könnte?"

Seine Blicke wurden glühender.

„Wie sollte ich! Und nun holen Sie mir einmal von drüben die Schere, mein flinker Page. Ah, sehen Sie doch, wie stumm jenes Paar sich gegenübersitzt."

„Sie finden nicht mehr den rechten Ton — sie waren, als sie schieden, wie Schwester und Bruder und sind nun Dame und Herr", antwortete er.

Ein seltsames Blitzen ging über die feinen Züge der jungen Frau; die Befangenheit der sonst so sichern Josa machte sie mistrauisch. Sollte eine Jugendneigung — nein, die könnte all ihre Berechnungen zerstören. Da mußte sie zeitig vorbeugen.

Sie rief, man möge kommen, um zu sehen, wie schön sich die Föhre im Schmuck ausnehme, obwol sie eigentlich noch nicht sehr vorangeschritten war. Ohne jeden Uebergang sagte sie dann:

„Jakuve und Mare werden ein Paar, Don Carle, wen werden Sie einmal wählen? Der Conte trug mir auf zu sondiren. Was sagt Ihr Herz?"

„Wollen Sie das wirklich wissen?" fragte er.

„O", fiel sie ein, „hier ist ja Heirath mehr ein Geschäft; gleicher Stand, gleiches Vermögen. Don Ive sagte mir, daß Ihnen einige Erbinnen vorgeschlagen seien!"

„Don Ive!" rief der junge Graf zornig, vielleicht nur, um etwas zu sagen. Der Kapitän lachte und neckte ihn mit dem Namen einer Römerin, die nahezu Millionärin sei.

Josa hob das dunkle Haupt und meinte:

„Eine gefeierte Schöne — und dann hier — in der Stille."

Helene kräuselte die Lippen.

„Wer es auch sei, Sie müssen bald wählen, Don Carle!"

„Muß ich?" fragte er düster.

Man brachte Josa und ihm Briefe, und sich entschuldigend, zogen sich beide lesend in den Hintergrund zurück.

Digitized by Google

„Es ist so hübsch jetzt hier im Palazzo — das junge Leben", sagte die blonde Frau zu dem neben ihr stehenden Nico. „Wie einsam werden wir sein, wenn sich das ändert. Don Carle geht mit einer Frau nach Rom oder Neapel — und Josa's Heirath wird sie als Gattin eines Diplomaten in die Welt führen, bald hier, bald dort hin."

War er wirklich so stark, um völlig unbewegt zu scheinen, oder hatte sich Helene in ihrer ganzen Annahme getäuscht? Er fragte mit völlig ruhiger Stimme:

„Ich wußte nicht, daß die Contessina Braut sei — darf man ihr Glück wünschen?"

„Um des Himmels willen", rief sie erschreckt, „noch nicht — wahren Sie es als ein Geheimniß. Ich dachte, Don Carle habe Sie eingeweiht. Man muß erst officiell werben, verstehen Sie!"

„Ja, ja!" sagte Nico.

Der Raum war kühl und doch schien es ihm plötzlich heiß geworden zu sein.

„Gute Nachrichten?" fragte Helene das ernste Mädchen und zwar mit einem schelmischen Tone, der Josa in Staunen versetzte.

„Die Baronin vermißt mich doch ein wenig", war die Antwort.

„Und sie wol nicht allein!" setzte die blonde Frau schmeichelnd hinzu.

Der Kapitän empfahl sich rasch — förmlicher von Josa als von der Hausfrau.

„Welch ein schöner Mann", sagte die hinter ihm her und sah die Contessina an; aber diese blieb ernst und schweigend.

VIII.

Man hatte einen Tag auf der Insel Brazza zugebracht, der Einladung Nico Miculic's folgend — er selber holte die kleine Gesellschaft, Gräfin Dario und das Geschwisterpaar, in einem reizenden Segelboot herüber.

Conte Stipe war auf die Güter gefahren; ein wenig hatte sich Helene daher gesträubt, theilzunehmen, und endlich sich doch mit Grazie in ihre „Mutterrolle" gefunden.

Freilich, schwer wurde ihr dieselbe nicht gemacht — Josa saß schweigsam dem jungen Kapitän gegenüber und schaute mit den großen Augen über die Wogen in unbestimmte Fernen, und Nico unterbrach nur dann und wann sein Sinnen, um auf irgendeinen Punkt aufmerksam zu machen.

Um so heiterer plauderten Don Carle und seine schöne Stiefmutter. Frau Helene hielt zuweilen ihre Finger in die Wellen und warf dann eine Hand voll Schaumperlen dem jungen Conte ins Gesicht, allemal zur Strafe für irgendein loses Wort.

Bei Milna, dem Hafenort der Insel, begannen die Besitzungen des alten Miculic; von der schloßartigen Villa an bis zu dem kleinsten Pavillon fand die Gräfin Dario alles entzückend und bezaubernd, und sie umgaukelte den ernsten Witwer mit so viel kindlicher Heiterkeit, daß sie ihm mehr als ein Lächeln abgewann. Dabei hatte sie auch noch Zeit, Carle oder Josa zuzuflüstern:

„Das ist ja fürstlich, beneidenswerth! Was sind wir dagegen? Bauern auf der Scholle!"

Digitized by Google

Don Carle's Stirn kräuselte sich leicht, er mochte an die römische Millionärin denken, indem er leise seufzend erwiderte:

„Sie haben recht, Signora Lele, heut ist Geld die einzig schätzbare Macht!"

Josa warf den dunkeln Kopf zurück und sagte beinahe hart:

„Ich vergesse nie und nirgends, daß ich Dario heiße, und das wiegt in meinen Augen alles andere auf."

Nico überließ die Führung und die Honneurs seinem Vater; er war still bei den Mahlzeiten, die man den Gästen bot, und folgte dem kleinen Zuge stets in einiger Entfernung, als man den Park und die Anlagen besichtigte. Nur einmal war er ganz zufällig an Josa's Seite getreten; der alte Herr Miculic zeigte dem jungen Conte einen Platz, auf welchem Cypressen gepflanzt waren: eine jede trug eine kleine Marmortafel mit einem goldenen Namenszuge.

„Erinnern Sie sich noch?" fragte der Rheder, „es war ein Einfall meiner verstorbenen Frau, die Kinder hier eigenhändig ein Bäumchen einsetzen zu lassen — Sie und die Contessina waren dabei, und da ließ man auch Sie helfen. Alle Cypressen sind bereits stattlich emporgeschossen."

Er trocknete sich die Augen und hielt die Blicke eine Weile gesenkt — unter dem scheinbaren harten Aeußern barg er doch ein weiches Herz. Die Erinnerung an seine Gattin that ihm wehe, die junge Contessina Dario fühlte das — wie so anders mied ihr Vater jede Beziehung auf seine erste sanfte Gemahlin um des blonden, lachenden Geschöpfes willen, das jetzt den Palazzo Dario belebte.

Unter den Namen Nico, Zane (Giovanni) und denen der andern Söhne des Insulaners gewahrte jetzt auch Josa ihre und ihres Bruders Gedenktafel. „Josa Dario" las sie — einfach nur das — ob der alte stolze Mann absichtlich die Bezeichnung ihres Standes fortgelassen?

Sie betrachtete das schlank aufgeschossene Bäumchen, das ihre Kinderhände gepflanzt; wenn dieser Stamm da sich nicht mehr von Menschenarmen umspannen ließ, seine dunkeln Zweige in feuchter Seeluft sich neigten und beugten, wo war sie dann? Längst eingebettet zur letzten Ruhe — aber wo? In fremder oder heimischer Erde?

Ob sie geseufzt hatte? Nico's Augen ruhten traurig auf ihr, und er sagte plötzlich:

„Ich wollte, ich wäre noch ein Kind!"

Josa nickte. „Ja, es war damals schöner als heute!" gab sie halblaut zurück und wandte sich dann rasch ab.

Als man auf einer offenen Terrasse, die nach dem Meere hin lag, das Mahl genommen, hob der fürstlich reiche Rheder seinen Becher.

„Auf das Wohl der Dario und Miculic!" rief er mit kräftiger Stimme, „auf das Gedeihen beider Geschlechter! Untersuchen wir nicht, wer stolzer zu sein ein Recht hat, Stipe Dario oder Zane Miculic. Ich sage, obwol der alte Stipe noch niemals seinen Fuß auf meine Scholle gesetzt hat, ich trinke doch auf sein und der Seinen Glück. Und möge sein Stamm blühen in Don Carle für alle Zeiten!"

Er strich über sein noch dunkles Haar und hob die lebhaften Augen, die einen strahlenden Ausdruck trugen.

Digitized by Google

Ueber seine weltmännischen guten Manieren hatte Frau Helene sich bereits bei der Ankunft gewundert.

„Don Carle hat meinem Hause durch eine muthige That den Aeltesten erhalten — wir vergessen das nie — und Nico, mein Sohn, weiß, was er zu thun hat, wenn sich einmal eine Gelegenheit finden sollte, sein dankbares Herz zu beweisen."

Die jungen Männer reichten einander die Rechte; über Josa's bräunliche Wangen flog ein rother Schein; sie war in diesem Moment stolz auf den Bruder, dessen persönlicher Muth Achtung und Anerkennung abgenöthigt hatte. Zugleich aber wuchs auch ihre Zuneigung zu dem alten Rheder, obwol sie innerlich gelächelt, als er die beiden Namen zusammen genannt; sein Stolz auf sein einfaches „Miculic" gefiel ihr. Mit dem Lächeln eines wohlwollenden Souveräns entließ der Krösus des Südens seine Gäste am Molo; Nico erbat sich, sie zurückzuführen.

Während Helene und Carle plauderten, beobachtete Josa oft verstohlen den schönen schlanken Führer der Barke; wie schön ihm die stolze Ruhe und Sicherheit stand, mit der er das Steuer handhabte.

Sie verglich ihn unwillkürlich mit Carle's geschmeidiger Gestalt; jetzt hatten die beiden die Rollen getauscht und der einst Schwächere sich mit Mannesmuth gekräftigt und gestählt; auf Carle hingegen waren die Stadtluft und der glatte Boden der Salons nicht ohne Einfluß geblieben.

Am Molo von Spalato herrschte buntes Maskengewimmel, harmlos fröhliches Durcheinanderrufen, Necken und Scherzen. Es war der letzte Tag des Carnevals, morgen folgte der Aschermittwoch, der auf manche weiße Stirn das Aschenkreuz drückte.

Carle bot der Schwester, der Kapitän der Gräfin den Arm, um sie durch das Gedränge nach dem Palazzo zu geleiten. Aber sie kamen nicht weit; an demselben Platze, wo die heimkehrende Josa von der alten Bare begrüßt worden war, stand Conte Stipe wartend und an seiner Seite ein blonder, blauäugiger Mann. Nur Josa wußte, wer er war — obwol Helene es ahnte.

„Ah, Baron!" sagte das schöne Mädchen und reichte ihm nach nordischer Sitte die Hand, „das ist unerwartet."

„Aber nicht unwillkommen hoffentlich!" entgegnete der Fremde und sandte einen forschenden Blick über das schöne, ernste Mädchenantlitz.

„Das war noch nie ein Gast im Palazzo Dario", entgegnete Josa und stellte Helene, den Bruder und Nico vor.

„Baron Günther von Güntzenberg, ein Freund der Baronin Isbary!"

Carle hatte ein freundliches Wort, Helene einen ganzen Schwall von Begrüßungen, Nico nur eine stumme Verbeugung.

Der Conte Stipe winkte seiner jungen Frau zu.

„Lele mia, du mußt nach Kräften für unsern Gast sorgen — er war trotz der guten Fahrt seekrank, der poveretto!

„Wie gefällt Ihnen der Süden?" fragte Josa.

„Entzückend", meinte der junge Diplomat; aber er schien eigentlich dabei nur an das schöne Mädchen zu denken, welches schlank und stolz da vor ihm stand.

„Laut genug begrüßt Sie unsere Stadt", sagte Helene, „mit Carnevalsfreuden — nur sind sie mit heute schon wieder verrauscht."

Digitized by Google

Don Carle lachte.

„Glauben Sie nicht daran, Baron; jetzt erst kommt der Carnevaletto delle donne, die vierzigtägige Fastenzeit wird bei uns der Damencarneval genannt — verstehen Sie? Das häufige Kirchengehen bietet unsern Schönen Gelegenheit zu allerhand verstohlenen Rendezvous."

Helene nahm den Griff ihres Sonnenschirmes und berührte seinen Arm.

„Still, bleiben Sie galant!" mahnte sie.

Conte Stipe amusirte das, obwol er den Sinn der deutsch geführten Unterhaltung nicht begriffen. Er lachte und sagte: „Sie führt ein strenges Regiment, unsere Contessa — aber man muß ihr gehorchen."

„Das ist der Deutsche?" fragte der junge Seemann die schöne Frau.

„Ja — ein angenehmer Mann!"

Nico antwortete nicht; nur herber wurde die Linie um seinen Mund, als er sah, wie der Fremde im Weitergehen sich an Josa's Seite gesellte.

„Nun müssen Sie auch die Geschichte der Stadt und des Küstenstrichs studiren, Baron", sagte Josa, und ihre Züge wurden freundlicher. „Glauben Sie mir, hier in unsern Trümmern liegt mehr als in all euern nordischen Städten — und aus der Vergangenheit lernt ja auch der Diplomat."

„Und in der Gegenwart handelt er", entgegnete der Baron, Bewunderung für seine Begleiterin in den Blicken.

Josa's Rechte beschrieb einen Bogen:

„Die Inseln waren einst griechischer Besitz, dann fielen sie mit den Küstenländern an die Römer. Unter ihrer Herrschaft wuchsen die Paläste hier am Strande empor wie Sommerblumen; Kaiser Diocletian besaß hier Gütercomplexe, Salonä, wo er sein Palatium gründete. Die Mauerreste und Tempel werden Ihnen deutlich genug davon sprechen. Doch", unterbrach sie sich, „was ich Ihnen da erzähle, wird Ihnen bekannt sein."

Der Baron lächelte. „Setzt es mich in Ihren Augen herab, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich besser über die Acten unterrichtet bin, welche im Cabinet Ludwig's XIV. unterzeichnet wurden, als über die Specialgeschichte Spalatos? Verwerfen Sie mich nicht darum als Ihren Schüler?"

„Nein", sagte die Spalatinerin ernst, „gewiß nicht. Und ich denke mir auch, daß die große Vergangenheit eines Ortes, eines Geschlechtes, für jeden Gebildeten Interesse haben muß. Ich habe auch euere gothischen Dome bewundert, dort drüben!"

Sie stand statuengleich, hoch erhobenen Hauptes da und wies über die Berge, und mit diesem Augenblicke kam Günther die Erinnerung an einen Ausspruch, welchen ein Freund, ein Architekt, einmal über Josa gethan: „Sie wirkt monumental, und ich würde mich klein neben ihr dünken."

Der Baron hatte damals gelacht; es war im Ballsaal gewesen, auf dessen glattem Parket er ein siegreicher Held war: hier, in dieser ihm so fremd erscheinenden und dem schönen Mädchen so vertrauten Umgebung fühlte er, was jener hatte bezeichnen wollen in Josa's Erscheinung und Wesen, das Zurückragen in die Welt der Antike.

„Wann die Dario herüberkamen", fuhr Josa fort, „ist nicht mehr zu bestimmen

Digitized by Google

— die Bauern auf unsern Gütern haben ein Wort: «Dalmatien war und unsere Conti Dario waren» — sie wollen damit sagen, so lange man denken kann von Sohn auf Vater und Urgroßvater zurück. Sie müssen einmal in unsere Chroniken blicken!"

Baron Günther, der doch an Gestalt die Contessa etwas überragte, hob gewissermaßen die Blicke zu ihr empor, denn sie wuchs bereits wieder zu monumentaler Größe und er fühlte sich klein. Erst sein Urgroßvater war in den Adelstand erhoben — und das nannte man in seiner Heimat, mit Rücksicht auf die täglich neucreirten Freiherren, bereits ein altes Geschlecht.

Wie im Traume sagte und fragte er: „Und wie kam's, daß dieses alles zusammenbrach?"

„Die Völkerwanderung brachte die Avaren", erzählte Josa, und ihre Stimme sank und es war wie ein Klageton daraus vernehmbar, mit dem sie über die gebrochene Macht ihres Heimatslandes trauerte. „Im Jahre 640 zerstörten sie das unvergleichliche Salonä, o, über die Barbaren!" Sie hielt die Hände zusammengepreßt und setzte dann ruhiger hinzu: „Die ehemaligen Einwohner desselben siedelten sich auf und hinter den Trümmern des Kaiserpalastes an — so entstand Spalato. Dann zogen an diesen Küsten die Schiffe der Kreuzfahrer hin, Richard Löwenherz war in Ragusa, — bis dahin währte unsere Glanzzeit." Sie war sehr lebhaft geworden; begeistert erschien sie; nun aber nahmen ihre Mienen wieder einen Ausdruck von Trauer an, sie seufzte und schwieg.

Der junge Graf Carle faßte ihre letzten Worte auf.

„Ja — vorüber, man sagt, Napoleon I. wollte viel für das Land thun, der Adel war widerspenstig. Heute sonnen wir uns alle in der Vergangenheit — wir haben wenig Rechte —"

„Aber heilige Pflichten!" rief das schöne Mädchen, „die Namen und Sitten hochzuhalten."

Man war vor dem Palazzo angelangt, mit emphatischer Rede hieß Conte Stipe den Deutschen nochmals willkommen. Josa wandte sich, als suchten ihre Blicke noch jemand, da legten sich Frau Helenens kleine Finger auf ihre Schulter.

„Kapitän Nico läßt sich empfehlen — er ging vor wenigen Minuten, deine begeisterte Schilderung der Vorzeiten schien wenig Interesse für ihn zu haben. Enfin, der Vater gefällt mir besser als der Sohn; der letztere ist doch nur ein Seebär, der andere streift zuweilen an den Galantuomo. Man darf den Baron nicht neben Signor Nico sehen, da verliert der Arme erst völlig, n'est-ce pas?"

Josa's Lippen preßten sich fest aufeinander; sie erwiderte nichts; Frau Helene aber schien stillvergnügt, als sie zwischen den Porphyrsäulen hin der Treppe zuschritt.

IX.

Noch niemals hatte sich Conte Stipe so sehr zu einem Fremden hingezogen gefühlt und so offen diese Zuneigung zur Schau getragen, als jetzt gegen den Baron Günther. Das liebenswürdige Wesen des jungen Nordländers und Frau Helenens stets wiederholte Aeußerung, daß er das Muster eines vornehmen Ca-

Digitized by Google

valiers sei, endlich die unverkennbare Absicht, mit der er gekommen, um die Tochter des Hauses zu werben, mochten genügende Gründe für den Conte sein, so sagte sich Josa fast täglich — und doch konnte sie sich eines bangen Gefühls vor der Stunde nicht erwehren, in welcher die Entscheidung an sie selber herantrat. So freute sie sich denn zwiefach, daß des Barons Anwesenheit in die Zeit der Fasten fiel, wo man stiller im Hause selber lebte und Verlobungen und Heirathen hinausschob, bis die Osterglocken erklangen. Wie sie dem Baron eine andere erschien, so war er ihr fremder hier in der Heimat.

Hübsch, elegant in modischen Gesellschaftsräumen, kam er ihr hier unter den Trümmern der antiken Welt und den athletischen Männergestalten des Küstenstrichs zierlich wie eine Nippesfigur vor. Auch seine Ansichten erschienen ihr nicht wie sonst; sie begriff nicht, wie der Trinkspruch irgendeines Diplomaten, von dem die Zeitungen berichteten, ihn erregen, beschäftigen konnte — und hatte das doch früher begreiflich gefunden. Wenn er mit ihr und Helene am Meeresstrande spazieren ging und von politischen Planen, von wahrscheinlichen Neugestaltungen Europas sprach, hatte sie ein zerstreutes Lächeln um die Lippen; in Wahrheit aber hatte sie auf den Gesang der Wogen gehört und vielleicht gedacht, wie einst die Schiffe der Kreuzfahrer die Wellen durchschnitten, wie die Fahnen flatterten, die Helmbüsche wehten und die Panzer und Schilde im Sonnenlicht blitzten — das war begeisterter persönlicher Muth. Bei heutigen Fehden herrschte die Feder, oft von so mädchenhaft weichen Händen geführt, wie sie der junge Diplomat besaß.

Eins dankte Josa dem Baron oft mit warmer Empfindung, im tiefsten Herzensgrunde: daß er ihr gegenüber seit seiner Ankunft den Zweck seines Besuches noch niemals angedeutet hatte, daß er ihr somit die allerfreieste Entschließung anheimgab. Denn die brieflichen Andeutungen der Baronin Isbary und die leisen Anspielungen Helenens schien Josa zu übersehen und nicht zu hören. So schwand die Hälfte der Fastenzeit, so kam das Ende näher, was sie doch eigentlich noch so fern wünschte.

Es war am Tage nach einem gewaltigen Borasturme, als die Bewohner des Palazzo Dario, mit Ausnahme des Conte Stipe, der verstohlen zwischen Mittag- und Abendessen eine Siesta hielt, im Salon der Hausfrau versammelt waren. Die Damen hielten Handarbeiten, die wenig gefördert wurden, zwischen den Fingern, die Herren blätterten in Photographien und Journalen, und das Gespräch stockte häufiger als sonst. Don Ive, welcher gekommen, um Conte Stipe und Contessa Lele nach ihren Befehlen für die Osterfeiertage zu fragen, saß auf einem Schaukelstuhle, ängstlich bemüht, sich sowenig als möglich zu bewegen, um die Balance nicht zu verlieren.

Der Sohn des Hauses hatte sich an den Kamin gestellt, welcher natürlich kalt war; sein Gesicht trug einen finstern Ausdruck, und es war Josa nicht entgangen, daß seine Blicke sich mühten, denen der schönen Stiefmutter zu begegnen, während Frau Helenens blaue Augen mit großer Geschicklichkeit die Kaminecke mieden.

Auf Josa's Brust lag es wie ein Alp, man sprach jetzt bereits vom Ende der Fasten; damit endete auch die ihr stillschweigend gewährte Frist.

Der einzig Unbefangene schien der Baron zu sein; er versuchte dann und

Digitized by Google

wann die beklemmende Stille zu unterbrechen und machte gegen Don Ive einige kleine Scherze.

„Und ich sage es doch", rief der würdige Herr, „Sie leiden nicht mehr an der Seekrankheit, wenn ich Ihnen einen Zapis gebe. Sie werden sehen! Hat sich doch erst gestern wieder mein Mittel bewährt; die Bora riß bekanntlich ein Lloydschiff vom Anker und trieb es gegen ein anderes — wer kam von zwei Spalatinern davon? Der Lole (Lorenzo), ein Matrose, welcher tags vorher seinen Zapis bei mir holte, während der Jose (Joseph) wie eine Maus ertrank."

„Wißt Ihr auch, was dem Lole mehr half als Euer Segen?" rief Carle vom Kamin herüber: „daß der brave Kapitän Miculic ihn rettete. Der hat sich überdies wie ein muthiger Kämpfer benommen, mit wahrer Todesverachtung; der Gouverneur der Stadt hat ihm bereits mit einer Deputation seine Ehrenbezeigung überbracht."

„Unser rauher Seebär?" fragte die Gräfin. „Ich denke doch, er hätte es nicht nöthig, sein Leben um eines gewöhnlichen Matrosen willen in die Schanzen zu schlagen, er, der Erbe solcher Reichthümer."

„Nico Miculic gibt wenig darauf — und am Leben selber liegt ihm auch nicht viel", erwiderte der junge Graf.

„Und — ein Matrose ist doch auch immerhin ein Mensch!" sagte der Diplomat mit einer leisen Anwandlung von Ironie.

„Für dieses Wort danke ich Ihnen, Baron", rief Josa mit tiefer Stimme, nachdem sie vorher wie theilnahmlos dagesessen.

„Ideen", meinte Frau Helene spöttisch, „die nicht immer den Dario eigen — sie haben mit manchem Menschenleben gespielt und manches vernichtet."

„Meine Zapis helfen —"; aber Don Ive kam mit seinen Anpreisungen nicht weiter, denn, indem die Hausfrau eine bequemere und zugleich graziösere Stellung annahm, rief sie:

„Auch gegen unbehagliche Verehrer, Don Ive? Dann geben Sie mir gelegentlich davon, denn ich wie Don Stipe, wir lieben es beide nicht, wenn ich angeschwärmt werden sollte. Ich meine nur — für die Zukunft."

Don Carle riß an seinem schwarzen Schnurrbart und stieß mit dem Fuße gegen das vergoldete Kamingitter, sodaß es einen klirrenden Ton gab.

„Unsere Nerven, Don Carle!" rief Frau Helene und ließ ihren Fingerhut fallen. Als ihn der junge Mann in ihre Hand legte, berührten sich die Finger eine Secunde länger, als nöthig gewesen; so wollte es wenigstens Josa dünken.

„Es ist gut", sagte Don Ive zu dem Deutschen, „daß unser Volk an seinen alten Bräuchen hängt, gut für das Volk, denn es ist arm und hat sonst keinen Halt; gut für den Adel, der dadurch seine Macht nicht einbüßt, und endlich auch für die Regierung. Da haben sie versuchen wollen, die Charfreitagsprocession abzuschaffen — es wäre der Aufklärung entgegen, unter dem Kreuze zu gehen, ein schwächlicher Mensch könne unterliegen; es ist nicht gelungen, wir haben sie und behalten sie."

„Ein barbarischer Brauch!" rief Helene; „denken Sie", wandte sie sich an Günther, „an jenem Tage geht eine Procession von dem Dom bis zur Kirche Alla buona

Digitized by Google

morte (Zum guten Tode), Männer, denen eine Buße auferlegt ist, vermummt unter Kreuzen, und hinter ihnen der «größte Sünder der Gemeinde» unter einem sandgefüllten Kreuz. Nur das entsühnt ihn — natürlich bleibt das Geheimniß des Trägers vom Priester der Buona morte gewahrt. Und man sagt, die edelsten Namen haben sich schon unter das Kreuz gebeugt."

„So ist's", bestätigte Don Ive.

„Natürlich munkelt das Volk und räth hin und her — und so heißt es auch, daß selbst ein Bruder meines Gemahls — Don Ive, was soll seine Schuld gewesen sein?"

Der Kaplan faltete die Hände. „Die Heiligen mögen sie ihm längst vergeben haben; man sagte, er habe seine Blicke unerlaubterweise auf die zweite Frau seines Vaters gerichtet, die Mutter unsers illustrissimo Conte Stipe. Da legte ihm der Hauskaplan, damals ein Don Duje, das Kreuztragen als größtem Sünder des Kirchensprengels auf. Ob es so war? Die Heiligen wissen's. Aber der junge Conte starb ein halb Jahr später an der Lungenschwindsucht, und das Volk behauptete, die habe er sich durch die Anstrengung unter dem Kreuze zugezogen."

„Armer Pane — man hätte eine vernünftigere Strafe finden — ihn fortsenden sollen übers Meer!" rief Helene. „Nun, ich denke, wir sind doch ein wenig aufgeklärter geworden, und das war der letzte Dario, welcher solch entehrende Strafe trug."

„Sie war verdient", fiel Josa ein.

„Ist's wahr", fragte die Gräfin, „daß man eigentlich nicht in Stipe's Gegenwart von seinem Bruder sprechen soll?" Sie fuhr mit einem kleinen Schrei zusammen, denn zufällig hatte sie den Blick erhoben und den Genannten drüben in der Thüröffnung bemerkt. Dort konnte er schon lange gestanden und das ganze Gespräch gehört haben.

„Ah, mein Gemahl."

„Niente!" sagte dieser auf ihren flehenden Blick. „Ich weiß nicht, ob es wahr, was man von dem armen Pane erzählt — aber die Sitte, welche du vorhin verdammtest, Lele mia, ist und bleibt den Dario heilig."

Frau Helene athmete erleichtert auf — ja sie konnte stolz sein auf ihre Erziehungsresultate mit dem Gatten. Er nahm in jeder Beziehung Rücksicht auf sie. Das ließ sie auch die Frage wagen:

„Ihre eigene Mutter, Conte Stipe, litt sie nicht bei dieser dalmatinischen Don Carlos-Geschichte?"

„Sie war rein und heilig, wie die Muttergottes selber", entgegnete Stipe mit feierlichem Ernst — „all die Frauen im Palazzo Dario waren es."

„Und Ihr Vater, mein Gemahl? Wußte er um des Sohnes Schuld?"

Nur sehr langsam kam die Antwort: „Drum wissen, hätte für meinen Bruder den Tod bedeutet. Ueber die Sache gesprochen ward nur vom Volke, es hätte wol niemand gewagt, zum Conte zu reden."

Und der Sohn dieses „eisernen alten Dario", wie das frühere Familienhaupt genannt ward, sah in diesem Augenblicke selber wie eine Erzgestalt aus.

Indem die blonde Frau ihre Stickerei zusammenfaltete, dachte sie: Ich habe

Digitized by Google

die König Philipp immer für dichterische Phantasiegestalten gehalten; der da hätte das Zeug zu einem von Fleisch und Blut.

Der Hausherr forderte die Herren zu einer Partie Billard auf; als sie gegangen, sagte Helene nach einer Pause:

„Welch grauenhafte Sagen in euerer Familie sind, Josa, man sollte sich in diesem alten Palazzo fürchten!"

„Mit einem reinen Gewissen?" fragte die tiefe Mädchenstimme, „nur der Schuld folgt hier Rache und Sühne: das war von alters her und ist recht so!"

Die Seidenschleppe rauschte über den Teppich aus dem Gemach.

Josa blieb, die Hände im Schos verschlungen, eine Weile regungslos sitzen; dann seufzte sie tief auf und sprach vor sich hin: „Gespenster — nichts als Gespenster!"

X.

Es war an demselben Abend, um einige Stunden später. Bei der Cena, der Abendmahlzeit, hatten Conte Stipe und der deutsche Baron eine Jagdstreiferei verabredet, wozu man noch in der Nacht auf ein Landgut des Grafen hinüberfahren wollte, um bei Tagesanbruch sich dort zu erheben und die Partie zu beginnen. Don Carle, welcher schwankend und unsicher schien, zog sich im letzten Augenblick zurück, indem er vorgab, daß er am nächsten Morgen nöthige Briefe zu schreiben habe.

Helene hob die Hände. „Conte Stipe, glauben Sie daran? Er hat wol neulich nicht umsonst von dem Carnevaletto delle donne gesprochen; glauben Sie nicht, daß ich ihn beaufsichtigen muß?"

Der alte Conte lachte, daß sich seine kräftige Gestalt schüttelte.

„Oh, oh, mia cara, du magst nicht unrecht haben — aber, bei den Heiligen, ich hab's nicht besser gemacht in meiner Jugend. Und die Zeiten der Thorheit sind doch bald für ihn vorüber, wie, Carle? Und dann hören wir eines Tages von einer römischen Principessa!"

Der junge Conte hustete wie in Verlegenheit und sagte mit erzwungenem Scherz:

„Sie wußten die Freiheit doch auch zu schätzen, mein Vater?"

„Aber das Gefangensein in süßen Banden hinterher nicht minder", antwortete Conte Stipe und nickte der Gattin zu.

„So gehen Sie doch auch!" drängte Helene, als die beiden andern sich verabschiedet hatten, den Zurückbleibenden.

Er warf einen beinahe drohenden Blick auf ihr spöttisches Gesicht.

„Ich will nicht!"

„Wissen Sie, Carle, daß Sie ein eigensinniger Knabe sind?" fragte die schöne Frau.

„Wurde ich bisher für einen Knaben von Ihnen gehalten, mit Recht vielleicht, so sollen Sie mich bald auch als Mann kennen lernen", brauste der junge Graf auf, Feuer in Ton und Blick.

Helene drehte sich in ihrem Sessel.

„Josa, komm mir zu Hülfe gegen diesen unartigen Sohn!"

Digitized by Google

„Sohn!“ sagten Carle's Lippen wie ein dumpfes Echo, und man hörte deutlich das Knirschen seiner Zähne.

Don Ive kam aus einer Ecke, wo er sich nach dem Abendessen wahrscheinlich einem kleinen Schlummer überlassen, jetzt auf die Tochter des Hauses zu, hob segnend die breiten Hände, gelangte aber damit, weil er sehr klein von Gestalt, nur bis zur halben Haupteshöhe bei dem schönen Mädchen, und murmelte, er wolle nach Pozzobuon gehen. Josa fragte ihn nach einigen Armen und ließ später eine Goldmünze in seine Finger gleiten:

„Laßt für mich beten, Don Ive — für mein schwankend Herz.“

Der Kaplan betheuerte bei seiner Seelen Seligkeit, daß ein so sündloses Wesen wie die Contessina nicht zum zweiten mal auf der Welt existire, steckte aber das Goldstück doch in die Tasche seines weiten schwarzen Rockes, indem er hinzufügte, Fürbitte könne allerdings niemals schaden.

Während dieses Zwiegesprächs hatte sich Don Carle der Stiefmutter genähert und sich zu ihr hinüberbeugend gesagt:

„Wissen Sie, daß ich's nicht länger ertrage?“

„Was?“ fragte die zierliche Frau mit möglichster Unbefangenheit.

„Ihr Spiel, Ihre Grausamkeit!“ gab er grollend zurück.

„Aber — was wollen Sie, Conte? Sie verkennen mich. Ich strebe mit aller Kraft danach, meine Mutterrolle —“

Er faßte nach ihrer Hand und preßte sie, daß sie kaum einen Schmerzensschrei zu unterdrücken vermochte.

„Das eben ist's, Helene; ich will und kann Sie nicht als Mutter betrachten.“

„Ah —“, flüsterte sie, und ihre Blicke trafen für die Dauer einer Secunde die seinen; „bin ich Ihnen ebenso sehr verhaßt, als ich's Ihrer Schwester bin?“

Diesmal waren die schlanken Finger, nach welchen er suchte, in den Falten des Kleides verschwunden.

„Verhaßt?“ wiederholte er und beugte sich zu ihr, daß sein heißer Athem ihre leichtgerötheten Wangen streifte, „o, Helene, Sie wissen es zu gut, daß ich Sie —“

„Still!“ rief sie befehlend, und so sprachen seine Lippen das verhängnißvolle Wort nicht aus, welches seine Blicke doch schon oft genug gesprochen.

„Gut!“ murmelte er, nach Josa und Don Ive hinübersehend, „ich schweige jetzt, aber ich muß Sie noch sprechen, noch heute —“

„Unmöglich, Carle, seien Sie kein Rasender!“

„Ich werde es, wenn Sie nicht willfahren.“

„Carle!“

„Ich werde es“, fuhr er dringender fort, „wenn Sie nicht wollen, daß ich alle Rücksicht vergesse auf mein Vaterhaus, auf den Urheber meiner Tage!“

„Um Gott, schweigen Sie!“ bat sie jetzt.

„Nun, wenn Sie mir versprechen —“

Sie sann einen Moment nach und sagte dann:

„Ich bin häufig noch vor dem Schlafengehen unten im Hofe, neben dem Springbrunnen; zufällig können Sie mich dort treffen. Aber, wie heißt es in dem

Digitized by Google

deutschen Trauerspiel? Vergessen Sie nicht, daß ich Ihre Mutter bin! Ich hasse alle Tragik."

Don Ive hatte sich endlich genähert, um sich von der Dame des Hauses zu verabschieden.

Als hätten sie über die harmlosesten Dinge geredet, wandte sich Helene wieder an den Conte: „Also ein Lustspiel? Können Sie Josa und mir Ihren Plan nicht ein wenig enthüllen?"

„Schwer", sagte der junge Mann, „doch werde ich ihm den Namen «Ein Morgentraum» geben, es kommt auch eine seltsame Art von Liebesbriefen darin vor. Man ritzt gegenseitig die Geständnisse in Agavenblätter, und wie die wachsen, mit ihren Inschriften, wächst auch die Leidenschaft —"

„Höchst originell!" meinte die Gräfin; „das ist in der That neu — ein Liebesbrief auf einem Agavenblatt. Und das Ende, mein Herr Dichter?"

„Das Ende weiß ich noch nicht, es soll aber lustig sein, sehr lustig."

Frau Helene gähnte scheinbar hinter der vorgehaltenen Hand.

„Und ich bin sehr müde — bis morgen, Herr Poet! Vielleicht finden Sie das Ende Ihres Stückes — im Traum!"

„Jedenfalls!" sagte er und zog die Hand, welche sie ihm reichte, an seine Lippen.

Als die Gräfin den Salon verlassen hatte, stand das Geschwisterpaar noch eine Weile nebeneinander; Josa sah erstaunt in das erregte Gesicht des Bruders.

„Was ist dir, Carle? Deine Lustigkeit ist so seltsam?"

„In der That?" fragte er und strich die schwarzen Haare aus der Stirn, „ja, das Erbtheil der antiken Ruhe ist mir nicht geworden, Schwesterchen! Ich möchte dich um dieselbe beneiden."

Sie legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Wenn dich etwas drückt, Carle, so denke, daß ich, obwol nur ein Weib, doch ein guter Kamerad sein kann. Liebst du die Römerin?"

Er lachte dumpf.

„Würde mich das krank machen? Ich brauche ja dort nur Ein Wort zu sprechen; aber ich betrachte das — als einen letzten Versuch."

„So hast du Schulden — hast gespielt?"

„Nein, kluge Schwester. Aus solcher Noth risse mich Nico."

„Und der — kann dir nicht helfen?"

„Nein — niemand, als ich selber!"

„O mein Gott!" stöhnte das Mädchen, und als der Bruder ihr jetzt Gute Nacht sagte, hatte sie keine Frage mehr. Sie blieb regungslos auf dem gleichen Platze, dann preßte sie die Finger an die Schläfen: „Meine Ahnung, meine Ahnung!" Sie sah sich mit einem erschrockenen Blicke um, als fürchte sie, schon zu viel gesagt zu haben; dann aber richtete sie sich entschlossen empor und murmelte: „Wenn niemand da ist, der über die Ehre der Dario wacht, so will ich es sein!" Und ihre schwarzen Augen blitzten muthvoll.

An der Thür ihres Gemaches fand sie Bare; sie ließ sich von ihr in das weiße Nachtgewand hüllen und verabschiedete sie dann stumm. Ruhelos wanderte

Digitized by Google

sie auf und nieder, die Luft kam ihr eng und gepreßt, wie moderig vor. Der Kreuzritter blickte von der Gobelintapete höhnisch auf sie herab; die alten Dogenmützen auf den Stühlen erschienen ihr rissig, die kniende Contessa Dario mit ihrem Mutterstolz plötzlich wie eine büßende Magdalena.

Es litt sie nicht länger hier, sie trat hinaus auf die Galerie und sah in den Hof hinab. Wie viele Frauen ihres Geschlechts hatten hier wol schon die erquickende Nachtluft genossen — wenn sie jetzt wiederkämen, geweckt aus ihren Grüften, durch die dem Hause Dario drohende Schande. Sie sprach das Wort halblaut vor sich hin, und ein Schauder durchrieselte sie.

Dort unten plätscherte der Springbrunnen zwischen dem Oleander- und Orangengrün; ihr Kopf war so heiß, sie sehnte sich, ihre Schläfen dort zu baden. Vielleicht konnte sie mit dem kühlenden Strahl ihre wirren Gedanken fortspülen, vielleicht gewahrte sie dann, daß sie nur geträumt.

Geräuschlos stieg sie die Wendeltreppe hinab — der Springbrunnen hätte auch ohnehin ihre Schritte nicht vernehmbar gemacht — aber da, was war das? Zwischen das Plätschern hinein ein Geräusch, wie das Flüstern von Menschenstimmen, ein dunkler Schatten, eine weiße Gestalt — sah sie Gespenster mit offenen Augen?

Conte Carle war aus dem Salon sofort unbemerkt in den Hof geeilt; dort lehnte er auf der Marmorbank, fieberhaft spannte sich jeder Nerv. Würde Helene kommen? Hatte sie nicht auch jetzt ein Spiel mit ihm getrieben in dieser seltsamen Art, die ihn zu gleicher Zeit anzog und abstieß? Er hatte nach jener Begegnung am Meeresstrande, als er die Unbekannte als Gattin seines Vaters wiederfand, redlich gestrebt, das kleine Abenteuer mit den harmlosesten Blicken zu betrachten; aber die Koketterie der schönen, nixenhaften Frau ließ das nicht zu; wie viel sie selber bei dem Spiele empfand, wer konnte sich Klarheit darüber verschaffen? Und so war der heißblütige Südländer immer tiefer in die Leidenschaft hineingerathen, sodaß ihm die Wogen derselben über dem Kopfe zusammenschlugen. Nun wollte er selber wissen, was Helene —

Da sprang er empor, sie kam unhörbar dort über die Marmormosaik, und jetzt stand sie neben ihm im Mondlicht, mit aufgelöstem blondem Haar, wie eine Nixengestalt.

„Dank, Dank", stammelte er erregt und suchte nach ihrer Hand; die Finger, welche er endlich gefaßt hielt, waren kühl und erwiderten den Druck der seinen nicht.

„Vor allen Dingen Ruhe, mein Freund!" sagte Helene und ließ sich auf die Bank nieder. „Sie haben mich sprechen wollen im geheimen, und da bin ich — denn obwol Sie genug Gelegenheit haben, mir am Tage zu begegnen, hielt ich es doch für klüger, Ihnen hier zu sagen, daß — Sie recht thöricht waren in der letzten Zeit und sehr viel Dinge schwatzten, die ich lieber nicht gehört."

Er schien mehr dem Wohllaut ihrer Stimme zu lauschen, als den Sinn ihrer Worte zu erfassen; sie sah wunderbar schön aus in dem Silberlicht; ähnlich, auch mit den lang herabfließenden goldenen Haarwellen, hatte sie in einer Mondnacht neben Conte Stipe auf dem Schiffe gestanden und gesagt: „Nehmen wir Abschied."

Vielleicht dachte sie daran, als sie leise seufzte.

Carle ließ ihre Hand nicht los.

Digitized by Google

„Was Sie auch sagen, Helene — ich weiß nur Eins zu erwidern —"

„Still, Carle —" — ihre Augen leuchteten seltsam — „ich will Ihnen etwas erzählen. Ich kam als eine Fremde — und sehr «unberechtigt» in vieler Augen, hier in Ihr väterliches Haus. Ach, ich war so glücklich, einen Arm zu finden, der mich schützte vor der Welt dort draußen. Aber ich sah mit Bangen dem Tage entgegen, an welchem die Kinder heimkehren würden unter dieses Dach. In Josa fühlte ich beim ersten Blick Feindseligkeit — Sie, Carle —"

Sein heißer Athem streifte sie wieder.

„Ich war kein Fremder mehr, Helene, als wir uns Aug' in Aug' hier gegenüberstanden — o Helene, warum mußte es so sein? Warum mußtest du holdseliges Geschöpf von einer Hand erfaßt werden, die dich nicht mehr mit den Rosen glühender Liebe zu schmücken vermag, warum sollst du einen Lebensabend verschönen, statt mit gleichgestimmter Seele Morgen und Mittag zu genießen? Warum konntest du nicht warten? Warum mußte ich zu spät kommen?"

Es wurde ihm nicht gleich Antwort, der blonde Frauenkopf neigte sich ein wenig tiefer auf die Brust. Vielleicht hatte Helenens Herz im stillen auch schon einmal diese Frage gethan. Endlich flüsterte sie:

„Ueber geschehene Dinge soll man nicht reden, sondern sie tragen, Carle!"

„Wenn ich aber nicht will, nicht kann?" brauste er auf.

Sie lächelte matt. „Ich bin ein schwaches Weib, — aber ich habe Muth!"

„So spricht die kühle Vernunft, nicht das Herz. Weißt du denn nicht, Helene, was die Liebe ist?"

„O!" seufzte sie.

„Liebe, diese alles bewältigende Macht! Helene, wenn du nur die kleinste Regung für mich fühlst —"

Sie machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung und sagte dann rasch:

„Verlangen, erzwingen Sie keine Geständnisse, Carle. Wir müssen uns fügen; seien Sie mir Freund, da Sie mir nichts anderes sein dürfen!"

Er stieß einen Wehlaut aus und sank vor ihr auf die Knie.

„So nicht, Helene, das nicht — halte mir nicht das kalte Wort Pflicht entgegen. Wir sind füreinander bestimmt, das fühlte ich beim ersten Sehen — und darum nehme ich auf den, welcher dich mir zu entreißen suchte, keine Rücksicht. Sprich ein Wort, und wir fliehen, fliehen, wohin uns niemand folgen kann."

„Geh!" sagte sie.

„Nein!" rief er, seiner Leidenschaft nicht mehr Herr, „nicht eher, als bis du gesprochen — nein, sage nichts, diese Lippen, welche ich einmal küßte" — er riß die zierliche Gestalt mit Heftigkeit an seine Brust; „ich bin —"

„Du bist der größte Sünder, den die Erde trägt!" sagte eine klare Stimme, und hoch aufgerichtet stand Josa vor dem Paar.

Frau Helene stieß einen leisen Schrei aus und sank auf die Bank zurück, während Carle sie wie eine Geistererscheinung regungslos anstarrte.

Das blasse Mädchen — sie glich in dem weißen Gewande, das lose an ihr herabfiel, in der That jetzt einer Göttergestalt — näherte sich langsam der Sitzenden.

Digitized by Google

„Frau Gräfin, der Abend ist kühl und Sie werden sich unfehlbar eine heftige Migräne zuziehen. Erlauben Sie mir, daß ich Sie auf Ihr Zimmer begleite?"

Helene erhob sich, schüttelte Josa's ausgestreckte Hand von sich und floh geräuschlos nach dem Portal, das zur Haupttreppe führte.

Als sie verschwunden war, hob ein tiefer Seufzer die Brust des Mädchens.

„Nun zu dir, Conte Carle Dario!"

Sie sprach das so feierlich, als säße sie zu Gericht; dann hob sie den Arm und deutete auf die altersgeschwärzten Mauern.

„Sie sind nicht zusammengefallen, um den Frevler, den Haus- und Tempelschänder unter ihren Trümmern zu begraben? Den letzten Dario, den Unwürdigsten dieses alten Stammes!"

„Josa!" rief er grollend.

„Aber sie haben gebebt und aus ihren Fugen und Ritzen schreit es fortan: Verrath — der Sohn verräth den Vater."

Carle schlug die Hände gegen das Gesicht — sein Vater, es war das Weib seines Vaters, das er begehrt. Er hatte sich das Helene gegenüber nicht gestanden, nicht an diesen heiligen Namen gedacht. Sobald er die zierliche Gestalt sah, in ihre lachenden Augen blickte, hatte er die Welt um sich her vergessen, war ihm der Conte Dario nur ein Fremder gewesen, der eigenmächtig in seine Rechte gegriffen; denn er hatte sich in seiner Leidenschaft vorgesprochen, daß Helene nur ihm bestimmt gewesen vom Schicksal. Und sie selber, die schöne, gefallsüchtige Frau, welcher die maßlose Huldigung des jungen Mannes schmeichelte, hatte wol das Wort „Sohn" betont, aber in einer so koketten Manier, daß es stets seinen Zorn herausforderte. Sie hatte nach und nach eine Macht über ihn gewonnen, die ihn wehrlos sein ließ wie einen Schulknaben.

Er hätte Josa's Lichtgestalt fliehen mögen; er bangte vor jedem weitern Worte, das diese strengen Lippen reden würden.

„Mädchen!" kam es gepreßt, beschwörend, aus seiner Brust; aber Josa fuhr fort:

„Und morgen, wenn die Sonne scheint, so kriecht es hervor aus seinen Winkeln, das Gerücht, und die zischenden Zungen flüstern einem alten, grauhaarigen Manne in die Ohren: Du bist verrathen, deine Ehre ist verletzt, und die Blicke heben sich anklagend gegen den einzigen Sohn — und der Vater greift zur Waffe, und wenn der letzte Dario in seinem Blute zu seinen Füßen liegt, so heißt der alte Mann — ein Mörder, und er that doch weiter nichts, als daß er, um seine Ehre zu rächen, einen Frevler bestrafte. Conte Stipe Dario — ein Mörder!"

Sie hatte das wie eine Seherin gesprochen, das Haupt und die Rechte zum Himmel erhoben.

Der junge Mann knickte unter ihren Worten zusammen, als träfen ihn wuchtige Schläge.

„Josa — Josa — hab' Erbarmen!"

„Erbarmen mit einem Feigling?" fragte sie schneidend.

Er faßte nach ihrer Hand. „Was du da sagst, ist entsetzlich. O, mein Gott, schone meinen alten Vater!"

„Thatest du es, indem du frevelnd die Hand seines Weibes berührtest?"

Digitized by Google

„O, meine Schwester!"

„Nenne mich nicht mehr so — ehe du entsühnt bist", sagte sie herbe, und dann wieder kam es verzweiflungsvoll über sie — „aber was kann dich entsühnen? Was dem armen, alten Mann, der jetzt drüben auf dem Landhause sorglos die Augen schließt, die Schmach, die Schande ersparen? Was?"

Der Conte rang die Hände. „Mein Vater!" stammelte er, „mein alter Vater — ich habe an den Namen nicht gedacht die ganze Zeit, nur sie, sie gesehen. O, Josa, spar' ihm den Schmerz, sag' mir, was ich thun, wie ich handeln soll. Soll ich fliehen und verschollen bleiben? Soll ich mich tödten, um ihm diese That zu ersparen? Sprich, Josa — sprich!"

Sie schüttelte verächtlich den Kopf.

„Flucht oder Selbstmord für einen Dario? Das wäre das erste mal! Und es ist beides so feige. Nein, lieber seh' ich dich von des eigenen Vaters Hand fallen! Du hast wie ein Ehrloser gehandelt; ertrag', handle nun wie ein Mann!"

Er sank ächzend auf die Bank; sie blieb stehen, ihr Antlitz war geisterhaft blaß. Plötzlich machte sie eine Bewegung.

„Du wirst dich dem unterwerfen, was ich jetzt sage? Dem einzigen Mittel, welches dich vor dir und mir entsühnen kann, wenn Conte Stipe noch keinen Verdacht geschöpft hat?"

„Allem, Josa!"

„Dann höre: Du bist der größte Sünder des Kirchensprengels — und darum wirst du übermorgen das große Kreuz in der Procession tragen."

„Josa!" schrie er auf.

Sie schien das Abwehren, Erschrecken, welches in seinem Ton lag, nicht zu hören.

„Du wirst zum Pfarrer des Buona morte gehen und um die Gunst bitten — er wird nicht fragen und dein Geheimniß wahren."

Er blickte düster vor sich nieder, während sie jede seiner Bewegungen beobachtete. Endlich sagte er mit bitterm Lächeln:

„Wir waren beide draußen in der Welt, und weder du noch ich dürften glauben, daß jener Bußgang in Wahrheit eine Entsühnung wäre —"

Josa legte ihre schlanken Finger auf seinen Arm.

„Was könnte dich moralisch entsühnen, Carle? Nichts auf der Erde — aber bei der physischen Anstrengung müßtest du denken, wie fromm deine Väter und Urväter geglaubt, wie sie versucht, nur recht zu handeln, und wo sie fehlten, ohne Scheu, vor allem Volk wie vor ihrem Gott büßten. Die moderne Welt verspottet dergleichen — und doch liegt ein so tiefer Sinn darin. Wohin du auch gehen würdest, Carle, die Schuld nimmst du mit dir! Die körperliche Buße soll dir nur Zugeständniß sein!"

Er reckte seine Arme und dehnte den Körper, als ächze er schon unter der angedrohten Last. Er war ein eleganter Reiter, ein guter Tänzer, aber athletische Kunststücke traute er sich nicht mehr zu.

Seine Schönheit — er hatte etwas von einem schlanken Mercur — war es gewesen, die ihm allerwärts die Frauenherzen hatte zufliegen lassen; sollte er die riskiren? Um einer Laune willen? Denn jetzt bereits betrachtete er seine Neigung zu Frau

Digitized by Google

Helene mit andern Blicken; sein hell emporloderndes Feuer war unter den Reden der strengen Schwester merklich abgekühlt.

„Josa — es ist eine Anstrengung, der kaum ein starker Mann gewachsen ist. Und sagte man nicht heute, des Vaters Bruder habe sich den Tod dabei geholt?"

Sie schüttelte verächtlich das Haupt.

„Du bist freilich nicht mehr der, welcher einen Nico Miculic an Körperkraft übertraf, du bist ein Weichling geworden! Aber — wäre es dein Tod, es ist doch besser, als morgen von Vatershand zu fallen."

„Ich will!" sagte er dumpf.

Sie ging einige Schritte auf und nieder, wie um durch die Bewegung ruhiger zu werden, dann blieb sie wieder vor ihm stehen.

Noch einmal machte er den Versuch, sie milder zu stimmen:

„Du hast mein Schicksal in der Hand, Josa — auch das Helenens —"

„Ja!" entgegnete sie eisig.

„Ich büße — sie ist unschuldig, vergiß das nicht — sie wollte mich fortsenden."

„Nachdem sie den Triumph gehabt, dich zu ihren Füßen zu sehen — den Sohn des Mannes, welchen sie mit ihren kleinlichen Künsten berückt", erwiderte Josa verächtlich.

„Sei nachsichtig, es haben nicht alle Frauen eine Gewalt über Herz und Sinn wie du!"

Ihre Hand fuhr nach ihrer Brust, als verspüre sie dort eine schmerzende Empfindung; dann richtete sie sich rasch wieder empor und sagte in jenem bittern Tone, in welchem sie vorhin gesprochen:

„Ich werde, ich darf sie nicht antasten — sie heißt Dario, und Conte Stipe würde, wenn er Verdacht schöpfte, ein so schrecklicher Rächer sein, wie er jetzt ein geduldiger Anbeter ist."

Carle hatte die Hände geballt, er fühlte das Schmachvolle seiner Lage diesem entschlossenen Mädchen gegenüber.

„Und — ich?" fragte er.

„Dir bleibt als einzige Rettung — die Heirath."

Erleichtert seufzte er auf, und nur wie zu sich selber sagte er: „Vittoria Baldi ist schön und reich, und ich habe sie allen Erbinnen, welche man mir vorschlug, vorgezogen."

Josa's Lippen zuckten wieder. Dieser Mann da vor ihr hatte bis zur Stunde eine sündige Liebe im Herzen getragen, nun warf er sie hinter sich und schaute nach einem reinen Gestirn aus.

„Wie schlecht ist die Welt!" rief sie plötzlich in deutscher Sprache aus; dann strich sie die schwarzen Haare aus der Stirn und wandte sich wieder dem Bruder zu:

„Morgen wirst du dem Vater sagen, daß du gehst, um von Vittoria das Jawort zu holen. Du nimmst Abschied, verbirgst dich bei Nico, gehst den Bußgang und begibst dich dann nach Rom. Wenn du verheirathet bist, wirst du an einen Traum glauben — und das wird gut sein."

Er schwieg; was blieb ihm, dem energischen Mädchen gegenüber, als stumme Ergebenheit? Sie erschien ihm wie eine Schicksalsgöttin, aber eine grausame.

Digitized by Google

Oben auf der Galerie ließ sich ein Geräusch vernehmen. Josa zog den Bruder hastig in das volle Mondlicht.

„Bare", rief sie heiter empor, „sieh, ich bin noch wach mit Conte Carle, der schöne Abend lockte uns. Aber nun ist's doch endlich Schlafenszeit. Gute Nacht, Carle!"

Sie stieg langsam die Wendeltreppe empor, beruhigt über die vielleicht spähende Dienerschaft. Hatte man vorhin Gräfin Helenens weißes Gewand gewahrt, jetzt würde man mit Sicherheit beschwören, daß nur Bruder und Schwester im Hofraum gewesen.

Oben, vor ihrem Betstuhl kniete sie nieder — die Madonna lächelte lieblicher als je; als sie sich erhob — Gebete waren nicht über ihre Lippen gekommen — sagte sie laut: „Ich habe recht gethan!"

XI.

Die Jäger waren erst um die Mittagsstunde des folgenden Tages zurückgekehrt, der Conte Stipe in heiterster Laune, denn er hatte allerhand Stoff, den Baron wegen seines Jagdunglücks zu necken.

So wurde es dem Sohne leicht, seinen Vater um Erlaubniß zu der römischen Reise zu bitten.

„In der That und so schnell, Carletto?" rief der alte Herr verwundert. „Ah, wie recht hatte doch Contessa Lele! Ja, die Frauen haben eben einen beneidenswerthen Scharfblick! Also die Liebe hat dich in der letzten Zeit so bleich gemacht? Schade, daß Contessa Lele diese Prophezeiung nicht eintreffen sieht; sie hat entsetzliche Migräne, und selbst ich darf nicht einmal zu ihr. Aber ich will ihr deine devotesten kindlichen Grüße und Wünsche überbringen."

Damit war das Thema abgethan; man speiste ohne die Herrin des Hauses, und nach der Mahlzeit setzten sich der Conte und Baron Günther an das Schachbret.

Der junge Diplomat war zum unentbehrlichen Gesellschafter des Hausherrn geworden, vielleicht weniger zu seiner eigenen Genugthuung als zur Erleichterung Josa's.

„Kapitän Nico Miculic!" meldete Mare dem Conte Carle.

Die Augen der Geschwister trafen sich; Josa sah zufrieden aus; sie bekam die Gewißheit, daß Carle sich willig und bußfertig ihren Forderungen fügte.

Als sie nach geraumer Weile den Salon verließ, um sich in ihr Zimmer zu begeben, begegnete sie den beiden jungen Männern im Corridor.

Nico grüßte ernst; eine Bewegung Josa's hinderte ihn, sofort weiter zu gehen.

„Ich möchte fragen", begann sie, gegen ihre Gewohnheit ein wenig befangen, „wie es Herrn Miculic, Ihrem Vater, geht?"

„Gut, Contessina, wenn er auch den nahen Abschied — ich gehe wieder in fremde Meere — diesmal schwerer zu nehmen scheint", erwiderte der Seemann.

„Sie wollen wieder fort", sagte das schöne Mädchen, „so bald — und doch freuten Sie sich damals so sehr, die Heimat wiederzusehen?"

„Ich werde auch immer an sie denken — wenngleich mich wenig hier fesselt, außer den Angehörigen."

Digitized by Google

„Mag das Glück mit Ihnen sein, Don Nico!"

„Ich danke, Contessina!"

Sie zögerte noch, dann wurde sie plötzlich roth und stieß mit einer hastigen Bewegung die Thür ihres Zimmers auf.

„Hätten Sie beide einen Augenblick Zeit einzutreten?" fragte sie leise.

Carle sah die Schwester erstaunt an — sie lud Nico, den immerhin Fremden, in ihr Gemach, zu welchem sie dem Bruder so oft eigensinnig den Zutritt verweigert? Mit einer Verbeugung traten sie indeß gemeinsam über die Schwelle.

Josa blieb in der Mitte des Raumes stehen und wandte den jungen Männern ihr bleiches Gesicht zu — die großen Augen schimmerten in feuchtem Glanze.

„Es ist mir schwer ums Herz, von Carle Abschied nehmen zu sollen, Don Nico — er geht auf die Brautreise, und das ist kein leichter Schritt. Und Sie vielleicht neuen Gefahren entgegen, auch Ihnen folgen meine Wünsche. Mag, wenn Sie beide zurückkehren, die gleiche treue Freundschaft Sie wieder verbinden!"

Don Carle zerrte gewaltsam an dem kleinen Bärtchen über der Oberlippe; er war den ganzen Tag in einem Zustande nervöser Ueberreiztheit.

Nico machte eine Bewegung, als wolle er nach der Hand der Contessa fassen, bezwang sich aber und sagte nur halblaut:

„Ich danke Ihnen für alle Güte — und mag Ihre Zukunft eine glückliche sein, Contessina! Wenn ich einmal sterbend in fremdem Gewässer der Heimat denke, so —" Nein, er konnte es nicht aussprechen, daß ihr Bild ihn dann noch anlächeln werde! Ob sie ihn ohne Worte verstanden hatte?

Sie nahm plötzlich eine Schnur von ihrem Halse, an der ein goldenes Kreuz von feiner Renaissancearbeit hing.

„Don Nico, Ihre Mutter war stets gut gegen mich, und ich dachte oft bei ihrem Anblick an die meine. Jetzt kann sie Ihnen nicht Segenswünsche beim Scheiden zurufen oder nach Landessitte einen Talisman geben. Sie hielt viel darauf. Wir, Don Nico, haben in der Ferne über manchen alten Brauch lächeln lernen — und es liegt doch oft Lehrreiches darin. Ich habe kaum etwas Lieberes als dieses Kreuz; es soll auch ein Talisman sein; denn es umschließt einen Splitter vom Kreuze von Golgatha. Glauben Sie einen Augenblick, ich sei Ihre Schwester, und nehmen Sie es und denken Sie in der Ferne an Schwesterliebe, welche es gab."

Sie reichte ihm die Hand, er nahm das Schmuckstück, glitt auf die Knie und küßte die schlanken Finger.

„Schwesterliebe!" hörte sie ihn murmeln, und als sie die Hände wieder hob, blitzte ein heller Tropfen darauf. Dann wandte sie sich zum Conte.

„Soll ich der Gräfin ein Abschiedswort sagen?"

„Den Zweck meiner Reise — ich gehe, um mir das Jawort zu holen, und hoffe, ein neues Leben anzufangen."

Sie fühlte, wie Carle sie umarmte, sie sah beide gehen und stand unbeweglich.

Nach langer Zeit suchte sie wie schwankend einen Sessel. „Zwei Brüder — und vielleicht beide für immer verloren!" sagte sie leise.

Digitized by Google

XII.

Gräfin Lele Dario hatte vor dem Spiegel ihres Ankleidecabinets eigenhändig den echten Spitzenschleier geordnet, welcher, das goldblonde Haar bedeckend, weit über Brust und Arm auf das schwarze Seidenkleid fiel. Sie fand die Tracht kleidsam, die Sitte der Charfreitagsprocession dagegen „barbarisch", wie sie, nach dem Salon hinüberschreitend, dem Baron Günther in die Ohren flüsterte.

„Aber — was wollen Sie thun! Man beruft sich auf das Herkommen, und cette chère Josa ist in dieser Beziehung so streng. Noch am Morgen war Conte Stipe schwankend, ob er unter den «Herren» mitgehen solle — aber nur ein fragender Blick der Tochter, und er meinte, es sei nicht gut, an alten Bräuchen zu rütteln."

Josa, wie jene in Schwarz, ebenfalls den großen Schleier über dem Haupte, lehnte in einer Fensternische. Sie war dem Baron nie so feierlich ernst erschienen — „monumental" dachte er wieder, „ein fataler Ausdruck für eine Frauengestalt; das Liebliche, Angenehme spricht doch mehr an".

Sie grüßte stumm auf des Barons Anrede — machte die alte Sitte sie so erregt, so bleich?

Helene und Josa's Blicke begegneten sich nicht, sondern schienen sich ängstlich zu meiden; wenigstens war die blonde Frau sichtlich bemüht, beharrlich nach einer andern Richtung zu schauen.

„Don Carle ist also bereits in der Nacht abgereist?" fragte der Baron die Gräfin.

„Man sagt so", entgegnete sie unbefangen; „mein Kopfschmerz verhinderte gestern, daß ich ihn noch sprach."

„Wie schnell der Entschluß kam", meinte Günther.

„Guten Einfällen muß die That rasch folgen", sagte Frau Helene, und ein feines, etwas spöttisches Lächeln glitt um ihre Lippen. „Zögern — heißt oft tödten."

Der Baron verstand ihre Andeutung, er warf einen beinahe ängstlichen Blick nach Josa hinüber, aber die schien dem Gespräch der beiden nicht zu folgen.

„Wissen Sie", plauderte Helene nach ihrer kleinen „That", so bezeichnete sie ihre harmlosen Bosheiten, weiter, „daß ich nicht aus der Angst herauskomme? Erst hatte ich sie vor Josa, dann um Don Carle; nun droht eine römische Schwiegertochter, eine leibhaftige Principessa. Doch junger Adel", setzte sie lauter hinzu, damit diesmal Josa hören mußte, „eine reiche Bankierstochter, welcher der alte Name Dario noch beneidenswerther scheint als der Besitz ihrer Million. Und Don Carle wird jene nicht verachten. Wissen Sie, seine schnelle Abreise wird auch den Grund haben, daß er heute die Procession nicht mitmachen muß. Es ist genug, wenn sich Conte Stipe aus Rücksicht fügt." Das Ende ihres Satzes wurde ein Gekicher.

Ueber Josa's blasses Gesicht zog es wie Wetterwolken; sie schien eine Erwiderung zu unterdrücken, und als der Baron sich mit einer Frage über den Charfreitagsgang, welche ihm Frau Helene nicht hatte beantworten können, näherte, erwiderte sie freundlich und ausführlich. Doch hatte sie eine kühle Reservirtheit in Aussehen und Wesen, sodaß sich der deutsche Verehrer eines etwas unbehaglichen Gefühls nicht erwehren konnte.

Digitized by Google

Der Conte und Don Ive traten ein, und dann verließ man gemeinsam den Palazzo.

„Ich empfehle Gattin und Tochter Ihrem Schutze, Herr Baron", sagte Conte Stipe unweit des Domes, „Sie selber werden einen unvergeßlichen Eindruck erhalten."

„Einen grauenhaften", fügte Gräfin Helene erläuternd hinzu und zog die feinen Schultern zusammen, als fröstelte es sie.

Der Baron bot ihr den Arm; Josa ging neben Don Ive und hinter ihr wie ein schwarzer Schatten die alte Bare, unaufhörlich in der Landessprache Gebete murmelnd. Der Anblick der Straßen war ein seltsamer; überall schwarze Gestalten, die Frauen verschleiert, die Fenster der Häuser schwarz verhängt, mattglimmende Oellämpchen auf den Simsen. Der siebente Glockenschlag verhallte dumpf, da wurde die Hauptthür des Doms aufgerissen und der Zug erschien.

Die Waisenkinder, Hand in Hand, eröffneten ihn; dann folgte eine Abtheilung Krüppel, Lahme und Blinde führten einander. Ihnen nach kam eine malerische Gruppe von Seminaristen in ihrer uniformen Tracht, mit den schwarzen Talaren, weißen Chorhemden, lila Kragen und dreieckigen Bareten; dann die Brüderschaften, fromme Vereine, welche Kranke pflegen und Todte bestatten, in weiß und blauen Kitteln, sämmtlich Fackeln tragend, deren rothgelbe Flammen über die Gestalten des Zuges und die schwarze Mauer des Volkes unsicher hinzuckten. Jetzt die Gruppe der „Herren", die Edeln der Stadt, lauter stolze herrische Gestalten, die Träger uralter Namen, einer der Stattlichsten unter ihnen der Conte Stipe Dario. Er hatte das Haupt hoch emporgehoben und grüßte mit vertrautem Augenzwinkern die kleine blonde Frau, welche sich auf die Fußspitzen erhoben hatte, um besser zu sehen. Hinter ihr, sie weit überragend, stand Josa, Don Ive und Bare zur Seite; sie sah, wie ihr Vater Helene grüßte, wie sie kindlich erwiderte, und ein tiefer Schmerz, halb Zorn, zuckte über ihr schönes Gesicht. Wenn der alte Mann wüßte, wer ihm nachfolgte, tief vermummt, als größter Sünder, und welcher Sünde man ihn zeihen mußte!

Den Herren schritten die Handwerker nach, dann Einwohner im Nationalcostüm mit Wachskerzen, endlich schwarz verschleierte Frauen und Mädchen.

Ein leises Murmeln in der Menge deutete an, daß man jetzt noch interessantere Schaustellungen zu erwarten habe, und seltsam genug dünkten den Augen des deutschen Barons die „lebenden Kreuze", welche dort herankamen. Ein langer schwarzer Kittel verhüllte die Gestalt; eine schwarze Maske bedeckte das Gesicht; nackte Füße schritten über die Steine; durch die Aermel des Gewandes war ein Stock geschoben, das Kreuz darstellend. Etwa vierzig solcher lebender Kreuze zogen vorüber, sie ahmten einen schwankenden Gang nach, um die Erschöpfung Jesu auf dem Wege nach Golgatha anzudeuten.

Das waren Bußgänger, welche bei dem Pfarrer von Buona morte um die Erlaubniß gebeten, die Procession begleiten zu dürfen, um sich für irgendeine sündige Handlung zu entsühnen. Niemand kannte sie, durfte oder wollte sie kennen.

„Der Weg währt eine Stunde", flüsterte Gräfin Lele dem Baron zu, „und was sie jetzt darstellen, die Ermattung, wird gegen Ende der Procession oft zur Wahrheit."

Digitized by Google

Nach den Kreuzen eine neue halbbeleuchtete Gruppe; lauteres Murmeln begrüßte sie.

„Er kommt, er kommt!“ flüsterte das Volk, „der größte Sünder — der arme Büßer!“

Von sechs Bauern mit Windlichtern umgeben nahte ein anderes lebendes Kreuz, ein schlanker Mann in gleicher Tracht wie die Bußgänger, mit Maske und bloßen Füßen; aber wo jene den Stock trugen, lag bei ihm auf dem Rücken ein Riesenkreuz, von dem ein jeder wußte, daß es mit Sand gefüllt und sehr schwer war.

Noch trug der Mann es stolzen, aufrechten Ganges.

„Es wird ihn schon beugen“, sagte Helene, „und jene Leibwache mit den Lichtern hat die Verpflichtung, sorglich darauf zu achten, daß das Kreuz den Boden nicht berührt und so die Last etwa erleichtert wird. Nur der Pfarrer von Buona morte und der Küster kennen ihn — wer er wol sein mag, der Arme? Und glauben Sie an das Märchen vom Bruder des Conte Stipe? Bah — die Dario werden stets Geld genug gehabt haben, um sich auf eine andere Art loszulösen!“

Josa's schlanke Gestalt hatte ein Schauder erbeben gemacht, als der „größte Sünder“ an ihr vorüberschritt; aber dann richtete sie sich auf, sagte ein Wort zu Bare, machte Don Ive ein Zeichen, daß er unbekümmert zurückbleiben möge, und schritt, während sich die Menge zertheilte und Querstraßen zueilte, um das Schauspiel von neuem zu sehen, in gleicher Linie mit dem Träger des Riesenkreuzes weiter, wie es einige andere, die mit Neugier wol auf die Ermattung des Büßers warteten, auch thaten. Kein lautes Reden ringsum, nur Murmeln und Flüstern, und so ging es hin durch die schwarzbehängten Häuserreihen, ein Gespensterzug.

Bare begriff die Laune ihrer Herrin nicht, aber sie folgte ihr willig.

Unablässig hingen die Blicke Josa's an dem armen Sünder; oft zuckte es wie von verhaltenen Thränen um ihre Lippen; dann wieder kam die alte Entschlossenheit über sie. Keinen Stillstand, kein Ausruhen gab es für den Kreuzträger, obwol seine Schritte matter wurden, sein Athem nach und nach pfeifend aus der Brust drang. Da endlich erschien die kleine, schmucklose Vorstadtkirche Alla buona morte — wahrscheinlich hatte ihr ein kunstvoller verwitteter Todtenkopf an der Außenwand diesen Namen gegeben — das Ziel der Wallfahrt. Die Geistlichkeit stand auf der Schwelle, den Zug zu empfangen, der im Innern derselben sich auflöst.

Josa war etwas vorangeeilt, sie kniete hart am Eingang nieder — nun kamen die Kreuze, nun der Sünder; sie hob die gefalteten Hände, wie um denselben um Verzeihung anzuflehen.

Niemand vom Volke gewahrte das, die Blicke wurden zu sehr gefesselt, aber der „Büßende“ mochte gerade niedergeschaut haben. Er strauchelte, machte eine Bewegung nach der Brust, als drücke ihn da etwas, und es war, als sei er im Begriff gewesen umzusinken, und nur die Arme der Bauern hätten das verhindert. Zu gleicher Zeit aber fiel vor der Knienden ein blitzender Gegenstand nieder; sie griff danach, barg ihn im Busen, stieß einen durchdringenden Schrei aus und lag dann regungslos in den Armen der alten Bare, welche entsetzt aufschrie.

Digitized by Google

„Kommt, helft, es ist mein Augenlicht, es ist die Contessina Dario!"

Zahllose Hände regten sich, um die Ohnmächtige zu tragen; es war unter dem Todtenkopfe, wo Josa nach einer Weile die Augen wieder aufschlug. Die Procession hatte sich längst aufgelöst, und ihr eigener Vater stand mit besorgter Miene vor ihr.

„Es ist nichts!" sagte sie, „nur der Weg, die Aufregung über den Zug, den ich jahrelang nicht gesehen."

Dann richtete sie sich empor, nahm den Arm des Vaters und ging sichern Schrittes mit ihm heim. Nur zum Reden schien sie nicht Lust zu haben, und indem sie die Schwelle des gemeinschaftlichen Salons betrat, verabschiedete sie sich auch sogleich.

Frau Helene, der Baron und Don Ive hatten sich dort nach der Anstrengung draußen bei Sorbetto und heiterm Geplauder erholt.

XIII.

Der Conte Stipe, Gräfin Helene und Baron Günther hatten sich am folgenden Morgen nacheinander bei der alten Bare an Josa's Thür erkundigen lassen nach dem Befinden der Contessina und die gleiche Antwort erhalten: sie sei wohl und frisch wie immer, nur lasse sie sich bei der Tafel entschuldigen.

„Sie wird ein wenig blaß sein nach der gestrigen Ohnmacht — und wir Frauen zeigen uns nun einmal nicht gern unvortheilhaft", hatte Helene dem Gemahl gesagt, als er doch etwas wie Besorgniß zeigte.

Baron Günther aber brachte vom Morgenspaziergange einen wundervollen Strauß von einem besonders kunstreichen Gärtner mit, welchen er entdeckt, und sandte ihn der jungen Dame hinein.

Josa blieb ein Weile in der Mitte ihres düstern Gemachs stehen, die duftige Gabe in der Hand, und blickte auf die Blumen nieder, als habe sie eine Frage an sie und erwarte nun die Antwort.

Sie war in die Landestracht der dalmatinischen Frauen gekleidet und sah stolz und schön zugleich darin aus. Ueber das Unterkleid von feinster weißer Leinwand fiel das vorn offene schneeige Wollgewand; das Haupt bedeckte ein schleierartiger Kopfputz; ein bunter Gürtel legte sich um die biegsame Taille. Das schöne Antlitz war noch ein wenig bleich, aber um den Mund lag jener entschlossene Zug, der wenige Abende zuvor Don Carle so sehr eingeschüchtert.

Nach einer Weile warf Josa mit leisem Seufzer das Bouquet auf den Tisch und trat auf die Galerie. Die schöne schwarze Mare war dort mit einer Arbeit beschäftigt gewesen, und Jakuve hatte die Gelegenheit benutzt, um mit ihr zu plaudern.

Erschreckt eilten die beiden nach verschiedenen Richtungen, als die junge Herrin erschien.

Josa lächelte ein wenig und winkte Jakuve heran; er kam etwas scheu und erröthend.

„Du bist der Mare gut, Jakuve?"

„O, Lustrissima!" stammelte er.

Digitized by Google

„Und sie dir?"

„Sie sagt es, Herrin!"

„Und was fehlt euch, damit ihr heirathen könnt?"

„Contessina benedetta (gesegnete Gräfin), ich möchte ein Häuschen erwerben, gerade groß genug für ein Taubenpaar, und ein Gärtchen dabei — und ich habe wol gespart, aber nicht genug. Und endlich hat die Lustrissima noch nicht gesagt: „Mare, du magst den Jakuve heirathen", denn sie ist die Milchschwester der Contessina Josa und die hat das erste Recht an sie."

Josa nickte. „Warte einmal, Jakuve!"

Sie ging in das Zimmer zurück und kehrte nach wenigen Minuten wieder, einige Geldscheine in der Hand.

Mare und Jakuve standen wie vorhin zusammen, waren aber diesmal muthiger und ergriffen nicht die Flucht.

„Da", sagte Josa, „das reicht für ein Häuschen — und nun, Mare, wenn du den Jakuve noch magst —"

Sie brauchte nichts weiter hinzufügen, das Paar kniete vor ihr nieder und küßte den Saum ihres Gewandes, und so oft sie eine ihrer Hände sinken ließ, auch diese.

„Genug", mußte sie endlich wehren, und dann befahl sie Jakuve, nach den Lorberbüschen im Hofraum zu sehen, und Mare, den Baron zu bitten, daß er hier zu ihr auf die Galerie komme.

Nach kurzer Zeit hörte sie Günther ihr Gemach durchschreiten, langsam — sie fühlte es förmlich nach, wie seine Blicke prüfend über Wände und Möbel glitten, dann stand er vor ihr; sie lehnte an der Balustrade. Ihre Erscheinung blendete und überraschte ihn sichtlich eine Secunde, dann begrüßte er sie höflich.

Sie deutete auf einen der Sessel; da sie aber selber zögerte, sich niederzulassen, blieb auch er stehen.

„Wie freue ich mich", sagte er, „Sie so frisch zu sehen nach dem gestrigen kleinen Unfall."

Sie senkte die Augen ein wenig. „So geringfügig er schien — er entschied über mein Leben. Wie, Baron, das muß mein Geheimniß bleiben, aber wenn ich ein solches habe und behalte vor einem Manne, den ich achte und ehre —" er zuckte ein wenig bei diesen Bezeichnungen, sie sah es und die Röthe stieg ihr für eine Secunde ins Antlitz, und sie sprach sichtlich schwerer: „so wird dieser mir nicht darum zürnen."

„Ob ich das je könnte, Contessa", rief er rasch.

Sie reichte ihm die Hand. „Ich wußte, daß Sie so sprechen würden, und darum bin ich offen."

So warm hatte sie noch nie zu ihm geredet, seit er den Boden ihres Heimatlandes betreten, und dennoch erschien sie ihm fremder als je. Nicht die Kleidung trug die Schuld — es hatte sich seit Wochen etwas zwischen ihn und sie geschoben — andere Ansichten. Er war ein Kind der Neuzeit; sie hatte durch die Berührung mit der heimischen Erde, durch die Rückkehr in die Verhältnisse, in denen sie aufgewachsen, alte Gesinnungen in sich gefühlt. Er verstand diesen Mädchen-

Digitized by Google

charakter — aber er berührte ihn nicht mehr so sympathisch — Josa war in der Fremde eine andere gewesen.

Dort hatte er sich für sie interessirt, sie zu lieben gemeint, getreu diesen Empfindungen war er gekommen. Waren sie nun ganz geschwunden? Nein — aber —

„Offenheit, Contessa", sagte er, „ist des Mannes Pflicht und beim Weibe eine Tugend."

„Ich danke Ihnen, Günther, danke Ihnen mit aller Freundschaft, deren ich fähig bin."

Er küßte ihr die Hand; sie machte es ihm leicht, und er fühlte sich leichter.

„Freundschaft, ja", erwiderte er, „die soll uns lebenslang verbinden — ich werde nie vergessen, was ich in und von Ihnen lernte, Josa: die Pflicht, auf dem Boden seiner Väter zu stehen. Ich begreife erst jetzt, was es heißt, einen alten Namen tragen, begreife das stolze Selbstbewußtsein unserer Fürstengeschlechter."

Wehmüthig schüttelte sie das Haupt.

„Nein, Günther, auch das ist vorbei, ich habe Ihnen Wahrheit versprochen, und sie soll Ihnen werden, voll und ganz. Ich habe eingesehen, daß es noch ein Höheres gibt als Vaterland und Familie — das eigene Herz und sein Recht."

Eine tiefe Pause. Das schmerzte ihn doch; nicht seine Verabschiedung von vorhin hatte ihm ein Wehgefühl verursacht, sie war in der letzten Stunde mit seinen eigenen Wünschen zusammengetroffen. Seine Neigung für Josa war nicht stark genug gewesen, um ihn all ihre Sonderbarkeiten übersehen zu lassen; nun aber gab sie selber zu erkennen, daß ihr Herz für einen andern spreche. Aber auch er hatte Muth.

„Möge Ihnen das Glück werden, das Sie in so reichem Maße verdienen. Und nun geben Sie mir Grüße an die Baronin Isbary mit, Josa, ich denke bald, mit dem nächsten Schiffe, heimzukehren!"

„Und wenn Sie einmal wiederkommen" — nein, es schimmerte doch feucht in ihren Augen, gefühllos war sie nicht, hartherzig verabschiedete sie ihn nicht; nochmals berührten sich ihre Hände mit festem Druck; dann, als sie wieder emporsah, war er gegangen.

Sie schritt langsam in ihr Schlafgemach und legte den Strauß duftender Rosen vor dem Bilde der Bellini'schen Madonna nieder; dann rief sie Bare, sie auf einem Ausgang zu begleiten.

Mancher Blick folgte der schlanken Gestalt in nationaler Tracht, wie sie dem Hafen zuschritt. Dort winkte sie zwei Schiffern und befahl, sie nach Brazza zu führen.

Bare stieg hinter ihr ins Boot, stumm auf die Herrin schauend, aber sie wußte, daß sie niemals fragen dürfe.

Sonst pflegten Josa's große Augen in die Weite zu schauen; heute hielt sie dieselben gesenkt, und nur von Zeit zu Zeit legte sie die unbekleidete weiße Hand auf die Brust, wie um sich zu überzeugen, daß ein verborgener Gegenstand noch sicher auf derselben ruhe.

Nicht nach dem großen Hafen, auch nicht vor der Villa Miculic befahl sie anzulegen; sie ließ sich nach einer kleinen Landzunge führen, die vom Park aus

Digitized by Google

dicht an das Meer reichte. Hier hatte Nico mit seinen Brüdern den Landungsplatz für seine Boote gehabt.

Sie bedeutete Bare, am Ufer zu warten; eine Steinbank bot dort entzückende Aussicht; dann schritt sie selber zwischen hundertjährigen Cypressen hin. Tiefe Röthe lag auf ihren Wangen, und sie athmete hastig. Niemand begegnete ihr, lautlose Stille ringsum — sie wußte nicht, näherte sie sich dem Hause oder entfernte sie sich immer weiter davon, es war, als spräche eine Stimme zu ihr, der sie lauschen mußte.

Als sie endlich aufschaute, sah sie sich unweit der Stätte, wohin sie neulich der alte Rheder geführt, — dem Platze, wo die Sprossen des Hauses Miculic die Cypressen gepflanzt. Die Tafeln schimmerten ihr entgegen — und dort der einen gegenüber lehnte Nico. Sie war nicht erstaunt, ihn hier zu finden; sie wußte auch, daß die Marmorplatte, welche er anschaute, ihren Namen trug.

Sie zögerte nicht, sondern kam raschen Schrittes näher. Nun hörte er das leise Geräusch ihrer Schritte und blickte empor.

„Contessina!" war alles, was er sagte.

Dann stand sie neben ihm und sah ihn mit einem verklärten Lächeln an.

„Nico, hast du das Kreuz, meinen Zapis für dich, gut bewahrt?" fragte sie.

Er erschrak und sein ohnehin heute blasses Gesicht wurde noch fahler.

„Contessina!"

„Du hast es gestern verloren, als du das Kreuz auf dich nahmst, — du reine Seele die Buße des größten Sünders — und ich habe es gefunden."

Sie zog das Amulet hervor, es glänzte in der Sonne.

„O, Josa", stammelte er, „wahre unser Geheimniß — er ist mein bester Freund und ich hatte geschworen, ihm dankbar zu sein, in die Hand meines Vaters. Und die Last und Anstrengung hätte ihm das Leben kosten können — mir thut nicht so leicht etwas, und auch — was liegt an mir!"

„Wie du den Willen deines Vaters ehrst!" sagte das Mädchen bewundernd, „aber auch seinetwegen hättest du die Anstrengung meiden sollen."

Nico lächelte. „Ich habe freilich nur ihn —"

Da trat sie dichter an ihn heran.

„Bleib' bei der Wahrheit, Nico" — vielleicht wußte sie kaum, daß sie ihn die ganze Zeit über du genannt, wie in ihren Kinderjahren, „du hast auch mich!"

„Contessina Dario!" sagte er halblaut, als wolle er sie an ihren Rang erinnern.

Sie deutete auf die Tafel.

„Da steht Josa Dario — ein schlichter Name, wie andere auch, nicht besser wie dein Nico Miculic, — und was ich sonst noch bin, frage mich, Nico!"

Er sah sie mit unsichern Blicken an.

„Du warst mir fremd geworden, Josa; jetzt meine ich, da in der Tracht, in welche du dich als Kind so gern kleidetest, seiest du mehr die alte Josa."

Sie lächelte verklärt und faßte seine gebräunte Rechte: „Nico, ich bin noch etwas anderes heute! Ich bin ein liebend Weib, das zu dir kommt und fragt: Hast auch du mich lieb, Nico?"

Da stieß er einen Freudenschrei aus und zog sie an die Brust und küßte sie.

Digitized by Google

Stumm ließ sie das alles geschehen, und endlich fragte sie: „War's so recht? Und du hättest doch nie gesprochen! Als Knabe nanntest du mich deine Königin, so mußte ich mir ja wol meinen Ritter suchen!"

Er hob sie empor an seine Brust.

„Unser Landvolk raubt seine Bräute, so, in diesen Armen will auch ich dich zu meinem Vater tragen."

Wenige Stunden später trat die Contessina Dario, auf Nico's Arm gestützt, durch das Portal des Palazzo.

Sie hatte es abgelehnt, daß der alte Miculic sie begleite, um für seinen Sohn zu werben.

„Nein", bat sie mit sanfter Stimme und leuchtenden Augen, „vergönnt mir die Gunst, daß ich es allein zu Ende führe. — Es ist meine Strafe", hatte sie Nico zugeflüstert, „für meinen Stolz. Ach, Nico, was ist ein Name — gegen ein Herz! Aber noch bis gestern war ich trotzig, als ich den Bruder unter dem Kreuz wähnte — und wie ich dann deine Augen erkannte unter der Maske, dich straucheln sah und dein Amulet vor meine Füße rollte —"

„Es war, als sprenge mir etwas die Brust", entgegnete Nico, „und da mochte die Schnur gerissen sein."

„Ob ich wol Carle je wieder in die Augen blicken kann?" hatte sie gefragt; aber Nico zog sie an sich und sagte:

„War er nicht unsers Glückes Schmied — und haben die alten heimatlichen Bräuche nicht doch für uns Gutes gestiftet?"

Zugleich mit Nico trat sie in den Salon.

Sie brauchte nicht nach dem Vater zu fragen; er saß neben seiner Gattin und zog eine ihrer blonden Flechten spielend durch die Finger.

Er blickte kaum erstaunt auf.

„Ich bringe Nico Miculic", sagte das schöne Mädchen.

„Willkommen", nickte der Conte — „unser anderer Gast hat uns verlassen; ein kleiner Inspectionsdampfer, den ein Bekannter führte, nahm ihn mit."

„Seine Abreise wird Josa nicht verborgen geblieben sein", meinte Helene beziehungsvoll.

„In der That nicht — er nahm Grüße von mir an Frau von Isbary mit", entgegnete die Contessa unbefangen.

„Conte Stipe", sagte jetzt Nico und trat dem Hausherrn näher, „es ist sonst Sitte, daß der Vater zum Vater kommt, um für den Sohn zu werben, verzeiht, wenn ich selber für mich fragen will: gebt Ihr mir Josa zum Weibe?"

Er setzte nicht hinzu, wie es wol der alte Rheder gethan: dem Sohn des reichsten Mannes an den dalmatinischen Küsten, dessen Name wol ebenso viel Werth hat als der Euere.

Bescheiden, aber in männlicher Haltung stand er da, und Josa, das Haupt ein wenig geneigt, sah ihn stolz lächelnd an. Es freute sie doch, daß er sprach und so schlicht und muthvoll.

„Ei, ei —", sagte der Graf, da legte sich Helenens kleine Hand auf seinen Arm.

„Laß mich mit für sie bitten, Stipe — sie liebten sich, das wußte ich lange —

Digitized by Google

vielleicht früher, als sie selber. Don Carle schließt drüben einen Bund, wir haben hier ein glücklich Paar — und das Haus Dario —", sie senkte ein wenig verlegen das Köpfchen.

„Vater", fiel Josa ein, „wenn du ein Nein hättest, ginge die letzte Dario ins Kloster."

Ein Lächeln zog um die Lippen des Grafen.

„Don Ive hat den Auftrag, unzählige Fürbitten zu veranstalten für den zu erwartenden neuen Sproß unsers Hauses — Gott segne ihn und mein Weib."

Aus Helenens Augen zuckte jetzt ein Blitz des Triumphes nach dem schönen Mädchen hinüber, der sagte: „Mein Platz hier im Palazzo Dario ist nun für alle Zeiten gesichert — siehst du das ein?"

„Und weil ich in froher Herzensstimmung bin, — so sage ich — willkommen als mein Eidam, Nico Miculic", vollendete der alte Herr.

Eine Secunde bedachte sich Josa, dann reichte sie stumm der blonden Stiefmutter die Hand; es war eine Art Friedensschluß. —

Helene hatte doch die Bresche in die früher so begrenzten Ansichten des alten Grafen geschossen, indem sie ihn eroberte. Spät, als der Mondschein wieder seinen Silberglanz über den malerischen Hof des Palazzo warf, stand Josa auf der Galerie. Mit welch andern Gefühlen schaute sie um sich und zum Himmel empor! Ganz in der Ferne hörte sie den leisen Gesang der Wogen.

Der alte Palazzo! — Jahrhundertelang hatten seine Bewohner die gleichen Ansichten gehegt und gepflegt, den gleichen Bräuchen gehuldigt — wie sie ihre Mauern unerschüttert hielten, so auch ihre Gesetze. Aber unaufhaltsam drängte sich die Neuzeit heran, und welche Bollwerke man auch ihrem aufklärenden Lichte entgegenhalten mochte, es drang doch siegreich durch die Fugen und Ritzen: Da bin ich! — Wie leise, leise die Wogen sangen! Sie umspielten ein grünes Eiland dort drüben, wo ein Herz weilte, das vielleicht zu eben dieser Stunde dem ihrigen entgegenschlug.

Josa war nicht romantisch, sie trug dem leichten Nachtwinde und dem silbernen Mondstrahl keine Grüße auf — aber sie dachte an das meerumrauschte Eiland wie an die Insel der Seligen.

Digitized by Google

Die neueste Phase der anglo-russischen Streitfrage in Centralasien.

Von

Hermann Vámbéry.

I.

In unserm gegenwärtigen Aufsatze gedenken wir die Fortsetzung jener Studien zu liefern, die im Laufe der letzten zwei Jahre an dieser Stelle*) über die politischen Begebenheiten in Centralasien erschienen, Studien, welche durch die inzwischen erfolgte weitere Entwickelung der Begebenheiten, wenngleich nicht gänzlich dem Abschlusse nahe gebracht, doch als eine ziemlich abgerundete Episode dem Leser vorgeführt werden können.

Wir wollen zuerst von Afghanistan sprechen und den Verlauf des englischen Krieges in möglichster Kürze skizziren. England hatte bekanntlich seinen zweiten Feldzug im Lande der Afghanen vielleicht nicht so leichten Herzens angetreten als zur Zeit Lord Auckland's, hat aber dessenungeachtet in verhältnißmäßig kürzerer Zeit das Ziel erreicht als vor 40 Jahren, wo seine Territorialkenntnisse über das feindliche Land bedeutend geringer, die militärische Ausrüstung eine schwächere und die Widerstandsfähigkeit des Gegners, wenn auch auf geringere Kräfte gestützt, so doch eine intensivere war. Wie der Leser sich erinnern wird, bedurfte es nur einiger Wochen und einiger unbedeutenden Kämpfe, um Schir-Ali-Chan, der sich lange vorbereitet hatte, aufs Haupt zu schlagen und ihn in den nördlichen Theil seines Reiches, d. h. nach Belch, zu drängen, wo er, tief gebeugt vom Schmerze einer bittern Enttäuschung und von einem gefährlichen Leiden aufs Krankenlager geworfen, noch im Laufe desselben Winters sein Leben beschloß. Er starb in der Nähe des vermeintlichen Grabes Ali's, wo Wunder wirkende Rosen wachsen, die ihm aber ebenso wenig Hülfe zu gewähren vermochten als der russische Militärarzt, der sich bei seinem Krankenlager befand und durch sonderbare Fügung der Schicksale ihn in den letzten Augenblicken daran erinnern mußte, wie sehr er, von russischen Einflüsterungen irregeleitet, den begangenen Fehler nun mit der Krone, ja mit dem Leben büßen muß. Als Schir-Ali gestorben,

*) Vgl. „Unsere Zeit", Neue Folge, XIV, 2., 801 fg., und XV, 2., 321 fg.

Digitized by Google

hatten die Engländer sich schon der wichtigsten Punkte jenseit der Suleimankette bemächtigt; die Straße nach Kabul stand ihnen offen; Ghazni, Kandahar und andere Orte waren in ihren Händen, das nicht unbedeutende afghanische Heer war zersprengt und auseinandergejagt, und wenn sie als Sieger auf allen Linien sich nicht sofort des ganzen Landes bemächtigten, so geschah dies nur wegen des leicht erklärlichen und sehr begründeten Widerwillens, welcher die englischen Staatsmänner gegen eine Besitzergreifung des Landes der Afghanen erfüllt. England ist nicht behufs Eroberung neuer Ländergebiete, sondern blos zur Sicherung der nordwestlichen Grenzen seines Indischen Reiches in den Krieg gegangen, und nachdem seine bisherigen Erfolge dieses angestrebte Ziel gewissermaßen gesichert, war man in Kalkutta sowol als in London um nichts eifriger besorgt, als jenen Repräsentanten der afghanischen Macht aufzufinden, mit welchem ein ehrlicher Friede geschlossen und so der Krieg möglichst schnell beendet werden könnte.

Da Schir-Ali-Chan vor seinem Tode seinen ältesten Sohn Jakub-Chan zum Nachfolger bestimmt und dieser von einigen hervorragenden Serdaren als solcher auch anerkannt worden, so gab man sich englischerseits um so mehr den besten Hoffnungen hin, als über die englischen Sympathien des besagten Prinzen schon seit Jahren die bestimmtesten Nachrichten Verbreitung gefunden hatten, weil Jakub-Chan schon in den frühesten Jugendjahren als energischer und befähigter Mann bekannt war, und da es nun den Anschein hatte, daß bei ihm wieder jene zur Beherrschung Afghanistans nöthige eiserne Hand sich finden werde. Von solchen Erwartungen beseelt, hat General Roberts, der Höchstcommandirende der englischen Armee, sich Jakub-Chan genähert, eine Annäherung, die den Vertrag von Gendemuk zum Resultat hatte, dem zufolge alle jene strategisch wichtigen Pässe dem englischen Besitze zugesichert wurden, die von militärischen Fachmännern zur Herstellung der sogenannten wissenschaftlichen Grenze als unbedingt nothwendig bezeichnet worden. In diesem Vertrage wurde vereinbart, daß die auswärtigen Beziehungen Afghanistans nur durch englische Vermittelung aufrecht erhalten werden sollen, womit man auf eine Abwehr russischer Einmischung hinzielte; ferner hatte man sich den permanenten Aufenthalt eines englischen Gesandten in Kabul ausbedungen, nebst dem provisorischen Garnisonsrecht in Dschellalabad, Herat und Kandahar, falls dies britische Interessen erheischen sollten, und schließlich die Cession der Souveränetätsansprüche über die Grenzstämme der Mohmands, Afridis, Veziris und anderer Gebirgsbewohner, welche auf dem Gebiete der rectificirten Grenze sich befinden.

Dies waren die Hauptpunkte der im Vertrage von Gendemuk getroffenen Vereinbarungen. In England war man nicht wenig froh über den so unerwartet raschen Friedensschluß, und als Jakub-Chan im Zelte des englischen Commissars Sir Louis Cavagnari's ohne jedes Zaudern die Feder ergriff, um seinen Namen unter das erwähnte Friedensinstrument zu setzen: da athmeten die Engländer frei auf und gaben sich den besten Hoffnungen hin. Indeß sollte dieser Freudentaumel nur kurz währen; denn die sonst praktischen Engländer hatten diesmal ihr Werk nur auf eitle Combinationen basirt, und dies mußte so ipso facto bald wieder zerstört werden. Der Friede war noch kaum verkündet; noch hielten die gegen

Digitized by Google

Nordwest vorgeschobenen Posten Kandahar und das Hilmendgebiet, ja die Armee auf der Straße nach Kabul hatte noch kaum auf kurzer Strecke den Rückzug angetreten: als die Schreckensnachricht vom Ueberfalle und der meuchlerischen Ermordung der ganzen britischen Gesandtschaft in Kabul anlangte und die englische sowol als die übrige Welt mit Entsetzen erfüllte. Also eine genaue Wiederholung der Begebenheiten von 1841: damals war es Sir Alexander Burnes, heute mußte Sir Louis Cavagnari das Opfer asiatischer Barbarei und Hinterlist werden, und da man in dieser theilweise zutreffenden Parallele besondern Gefallen gefunden, so ging man in diesen comparativen Betrachtungen noch weiter, indem man eine nun nothwendig folgende gänzliche Katastrophe prophezeite und mit unsaglicher Angst dem weitern Fortgang der Begebenheiten jenseit der Suleimankette entgegensah. Die Verlegenheit der Briten, namentlich aber die des conservativen Ministeriums in London, war eine außergewöhnliche. Vorderhand blieb nichts anderes übrig, als in Eilmärschen nach Kabul zu ziehen und die Schandthat zu rächen, ferner in den dortigen Zuständen den Ursprung des frevlerischen Vergehens zu entdecken, um danach das zukünftige Verhalten bestimmen zu können. Während die Armee auf diesem zweiten Zuge nach der afghanischen Hauptstadt begriffen war — ein Zug, der hinsichtlich seiner Raschheit und Gewandtheit zu den militärischen Meisterstücken der Neuzeit gerechnet werden muß — hatten die verschiedensten Ansichten über die Theilnahme Jakub-Chan's bei diesem politischen Morde sich verbreitet. Die große Majorität der von der Sachlage genau unterrichteten Politiker maßen dem Afghanenherrscher gar keine Schuld bei, indem man die ganze traurige Episode einem plötzlichen Ausbruche des Religionsfanatismus zuschrieb, einem Ausbruche, zu dessen Bewältigung es Jakub-Chan entweder an Mitteln oder an Muth gebrach. Der tiefe Haß der Afghanen gegen die Engländer, die unbändige Blutgier dieser Montagnards und die Unbeholfenheit orientalischer Regierungen in solchen kritischen Momenten waren die Hauptmotive zu einer derartigen Auffassung. Wol hätte man sich auf den analogen Fall der Ermordung des britischen Gesandten Gribojedow am 29. Febr. 1829 sowie auf das damalige Betragen des nur einige Schritte vom russischen Gesandtschaftspalais entfernt wohnenden Königs Mehemmed-Schah besinnen sollen und wäre dann wol leicht auf die richtige Spur des Verbrechens gekommen; doch die Welt, namentlich aber die Engländer, hatten sich einer argen Täuschung hingegeben. Man urtheilte über Jakub-Chan nach jenen Gerüchten und Versionen, die bezüglich seiner militärischen Fähigkeit, seines energischen Charakters und besonders seiner markirten Sympathie für die Briten schon längst Verbreitung gefunden, vergaß aber unglücklicherweise gänzlich, daß der Charakter des ehemaligen Serdar Jakub-Chan von Herat, welchen der Verfasser dieser Zeilen persönlich kennen gelernt, von dem des heutigen Fürsten Jakub-Chan wesentlich verschieden war, daß jahrelange Gefangenschaft und die stete Todesgefahr diesen Herrscher aller seiner frühern Vorzüge entkleidet hatten und daß er in den letzten Jahren allerdings mehr aus Furcht als aus Ueberzeugung zum willenlosen Werkzeuge seines Vaters herabgesunken war. Dieser Umstand erklärt uns die Bereitwilligkeit Schir-Ali's, den Sohn, dem er das ganze Leben hindurch nie besonders zugethan war, der ihm durch geheime und

Digitized by Google

offene Revolte bittere Stunden bereitete, schließlich dennoch als seinen Nachfolger anzuerkennen. So hätte man auf diesem Wege nothgedrungen zur Ueberzeugung gelangen müssen, daß Jakub-Chan, minder feindlich gesinnt als sein Vater, zum Friedensschlusse von Gendemuk nicht durch britische Sympathien, sondern durch die desperate Lage und äußerste Hülflosigkeit des Landes sich gedrungen fühlte.

In Bezug auf diese Sachlage haben die britischen Befehlshaber in Afghanistan sich entschieden einer argen Versäumniß anzuklagen.. Daß das gegenseitige Verhältniß Jakub-Chan's zu den einzelnen Stämmen des Afghanenvolkes, besonders aber daß die politischen Gesinnungen des erstern ihnen trotz eines mehrmonatlichen Aufenthalts im Lande gänzlich unbekannt geblieben, ist ein Fehler, der nicht genug gerügt werden kann, und beweist uns leider nur wieder, wie sehr der streng europäische Charakter gegenüber der Hinterlist der Asiaten stets zu Schaden kommen muß; denn einem russischen Commandanten, der in Europa hochfahrend europäisch, in Asien aber ebenso streng asiatisch sich zu benehmen versteht, hätte etwas Derartiges nie begegnen können. Der Irrthum war einmal begangen und mußte mit einem zweiten Marsche nach Kabul gut gemacht werden. Kabul wurde durch General Roberts nach einem günstigen Treffen bei Tschar-Asiab (den vier Mühlen), in der Nähe der Hauptstadt, bald eingenommen; die Untersuchungen wurden allmählich eingeleitet, und sofort hat es sich herausgestellt, daß Jakub-Chan böswillig und thöricht genug war, im Geiste des vom Vater ererbten Britenhasses den unschuldigen und ganz wehrlosen britischen Gesandten sammt den Seinigen mit kaltem Blute hinmorden zu lassen.*) Dabei spielte dieser ruchlose Asiate noch in den letzten Momenten den Unschuldigen, indem er, während die Engländer im Anzuge waren, aus der Hauptstadt heimlich entweichend, nur von wenigen begleitet, dem englischen Obercommandanten entgegenritt, ihn um Schutz gegen die rebellische Stadt ersuchte und nach einem kurzen Aufenthalt im englischen Lager, wo man ihm fürstliche Ehre angedeihen ließ, mit der überraschenden Erklärung hervortrat: „Mein Wunsch ist es, nun dem Throne zu entsagen; ich bin des vergänglichen Taumels dieser eiteln Welt satt und will lieber in Indien Grashauer, als in Afghanistan König sein.“ So heuchlerisch kann nur ein Asiate, so niederträchtig nur ein Afghane sein!

Abgesehen von der Nutzlosigkeit dieser Schandthat hatten sich die Afghanen dabei auch an ihrem eigenen Glauben versündigt, indem der Koran ausdrücklich sagt: „La zewalun fil sefirum“, d. h. „Dem Gesandten soll kein Leid geschehen“; doch ist der Fanatismus und die Barbarei der Afghanen so groß, daß die Regierung sich ebenso leicht vom Augenblicke hinreißen läßt als der frenetische Derwisch, der im Bazar einer indischen Stadt den nichts Böses ahnenden Europäer niedersticht, um durch diese gottgefällige That in das Himmelreich zu gelangen. Daß dessenungeachtet die englische Bestrafung viel milder ausgefallen, als es diese ruchlose That verdient hätte: das muß jenem versöhnlichen Geiste zugeschrieben werden, dessen die Briten unter den jetzigen Zuständen Afghanistans sich befleißigen müssen;

*) Wie die bisher englischerseits angestellten Untersuchungen beweisen, fällt der Hauptantheil an dem Morde der eigenen Leibgarde Jakub-Chan's zu.

Digitized by Google

denn die Katastrophe darf nur als traurige Episode betrachtet werden, indem das Hauptziel, die Pacificirung des afghanischen Landes und die Sicherung der angestrebten Grenze mittels einer auf solider Basis gegründeten Stipulation, den englischen Politikern in erster Reihe vor Augen schweben muß.

Bevor wir jedoch auf diesen wichtigen Punkt übergehen, wollen wir der bedeutenden Vortheile Erwähnung thun, welche den Engländern aus der Einnahme der afghanischen Hauptstadt erwuchsen, während sie früher aus Rücksicht auf die nationale Eitelkeit der Afghanen darauf verzichtet hatten. Unter diesen Vortheilen verstehen wir in erster Reihe die volle Enthüllung jenes Gewebes der Intriguen und geheimen Abmachungen zwischen Schir-Ali-Chan und der russischen Behörde in Taschkend, ein Gewebe, das theils durch die aufgefangene Correspondenz, theils durch offene Aussagen Jakub-Chan's und schließlich durch andere handgreifliche Thatsachen die Engländer nun gründlich darüber belehrt, was sie von der Wahrheitsliebe des Cabinets von Petersburg zu halten haben. Diese Entdeckung war für die Engländer von großem Werth; denn sie wissen nun, daß das Liebesverhältniß zwischen General Kaufmann und Schir-Ali-Chan, weit entfernt platonisch zu sein, schon seit langer Zeit, nämlich seit 1869, datirt, als letzterer aus Amballah, wo er mit Lord Mayo zusammentraf, höchst unbefriedigt und misvergnügt heimkehrte, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Briten die weiten und tiefen Taschen seiner Pluderhosen nicht so reichlich mit Gold füllten, als dieser geldgierige Mann es gehofft. Seit jener Zeit, erzählt der Sohn des verstorbenen Königs, habe der Vater, über die Zukunft seines Landes beängstigt und von der Sorge um eine feste Allianz geplagt, in Rußland dasjenige suchen wollen, was er von den Engländern trotz jahrelanger Bitten zu erlangen nicht im Stande gewesen. Ob es die theatralisch angelegte Natur General Kaufmann's gewesen, die der vom linken Ufer des Oxus nach Taschkend zu ausgestreckten afghanischen Hand so bereitwillig entgegenkam, oder ob eine solche Annäherung schon längst im Programm der Politiker von Petersburg gestanden: dies läßt sich zunächst nicht mit Bestimmtheit ermitteln. Thatsache ist nur, daß, während man an der Newa jede Zumuthung einer Einmischung in die Angelegenheiten Afghanistans mit erheucheltem Stolze zurückwies, man eben von Taschkend aus sich in zärtlichen Liebesbetheuerungen für das tapfere von britischer Unterjochung bedrohte Afghanenvolk erging. Jetzt erst hat es sich herausgestellt, daß es dieses Verhältniß war, welches die zwischen England und Afghanistan im Jahre 1873 angestrebte Verständigung vereitelte, ja daß es ein Hauptmotiv war bei allen jenen kleinlichen Zänkereien und Neckereien, welche im Laufe des letzten Jahrzehnts zwischen Kabul und Kalkutta an der Tagesordnung waren und schließlich den vollendeten Bruch und den darauffolgenden Krieg herbeiführten. Allerdings behauptet Rußland zu seiner Entschuldigung, daß die Entsendung der Mission Stoljetow im Jahre 1878 nur als ein Act der Selbstvertheidigung gegenüber der Stellung Englands im Bosporus aufzufassen sei und mit seinem frühern Vorgehen gar nichts gemein habe: eine Ausflucht, die ihre Wirkung nicht verfehlt hätte, wenn man mittlerweile in Kabul selber nicht auf die Spur solcher russischer Schriftstücke

Digitized by Google

gekommen wäre, die das moskowitische Lügenwesen schwarz auf weiß an den Pranger stellen, Schriftstücke, mit deren Veröffentlichung die englische Regierung jetzt wol noch zurückhält, obgleich nicht mehr der geringste Zweifel darüber obwaltet, daß man von Petersburg aus, trotz der Betheuerungen der Minister, im Rücken der Briten schon seit Jahren ein hinterlistiges Spiel treibt und dieses schon längst begonnene Spiel nun als Contrecoup für die Flottendemonstration im Bosporus ausbeuten wollte. Während afghanische Augen- und Ohrenzeugen die Versicherung geben, daß General Stoljetow es war, der vom Empfang des englischen Gesandten Sir Neville Chamberlain kategorisch abrieth und der daher als Haupturheber des afghanisch-englischen Krieges betrachtet werden kann, sind andererseits russische corpora delicti aufgefunden worden, die selbst den hartnäckigsten Zweifler zu überführen geeignet sind. Hierher gehören: 15000 russische Goldrubel neuesten Gepräges, die in der Schatzkammer Schir-Ali's sich vorfanden und betreffs deren uns, die wir die commerziellen Verhältnisse jener Gegend einigermaßen kennen, doch niemand einreden wird, daß sie in der Form einer Baarzahlung aus Bochara oder Russisch-Turkestan, wo lauter Papierassignaten cursiren, hierher gelangt seien; ferner die große und weite Verbreitung russischer Silbermünzen in Rubel und Kopeken, von denen nicht nur die Bazare von Kabul, Dschellalabad und Istalif überschwemmt, sondern die selbst beim schlichtesten Gebirgsbewohner gäng und gebe sind, was um so mehr befremden muß, da in Bochara und den Oxus entlang nur die ehemaligen bocharaischen Tenges und Kupfermünzen im Verkehr sind. Von silbernen Samowaren und Theekannen, mit russisch-persischer Aufschrift versehen, in welchen dem Gefühl der russischen Bewunderung und Liebe für den Emir Ausdruck verliehen wird, wollen wir gar nicht reden; doch können wir nicht umhin, der Metallknöpfe mit russischen Monogrammen Erwähnung zu thun, mit welchen die Waffenröcke von beinahe fünf Regimentern versehen waren und die ebenso sicherlich aus dem russischen Depot geliefert wurden als die rothen Waffenröcke, welche, in Indien ausgemustert, den Afghanen ehemals übergeben worden sind. Wir glauben, daß die eben angeführten Beweise beredt genug sprechen; wir wollen nur noch hinzufügen, daß, während fanatische Mollahs im Süden Afghanistans gegen die Briten als schwarze Ungläubige den Religionskrieg predigen, dieselben Mollahs den Uruß als Beschützer des Islam erheben. Dies sind Momente, welche nicht das Werk von Tagen oder Monaten sein können, sondern sich von Jahren her datiren.

Wenn daher die Einnahme Kabuls den Engländern den Vortheil einer klaren Einsicht in ihr Verhältniß zu Rußland und den eigentlichen Ursprung des gegenwärtigen Krieges verschafft hat, so müßte nothwendigerweise nun das dringende Bedürfniß einer Verständigung mit Kabul an die Staatsmänner von Kalkutta und London um so mehr herantreten. Unter den gegebenen Verhältnissen konnten und können bei Beseitigung der afghanischen Verlegenheit nur zwei Mittel in Betracht gezogen werden, von denen jedoch beide mit enormen Schwierigkeiten verbunden sind, ohne am Ende eine völlige Lösung in Aussicht zu stellen. Das erste dieser Mittel ist die gänzliche Eroberung und Einverleibung Afghanistans in das indische Reich. An die Thunlichkeit eines solchen Schrittes hat man bisjetzt weniger in London als in Indien geglaubt, und wer mit den localen Verhältnissen Afgha-

Digitized by Google

nistans bekannt ist, wird wol mehr den Staatsmännern an der Themse als der thatendurstigen Militärpartei in Indien beistimmen. Eine Annexion ganz Afghanistans wäre für die Briten das möglichst schlechte Geschäft, ein Geschäft, welches nie die Kosten decken kann, geschweige denn einen Reingewinn abwerfen. Was Ahmed-Schah, der Duranier, mit Bezug auf das Bienennest ohne Honig, mit welchem er Afghanistan verglich, sagte, das gilt gewissermaßen auch noch heute; denn zugegeben, daß bei der großen Ausdehnung des Landes und bei den 5 Millionen seiner Einwohner das jetzige jährliche Staatseinkommen von 16 Mill. Mark sich bedeutend erhöhen ließe, so können wir doch nicht der Hoffnung Raum geben, daß selbst die äußersten Anstrengungen auf dem Gebiete des Handels und der Industrie es so weit bringen könnten, die kostbare Maschinerie einer civilisirten Regierung bezahlen zu können. Dies ist nämlich, wie sich in neuerer Zeit herausstellt, selbst im russischen Turkestan nicht möglich, wo diese neue Acquisition, trotz der bescheidenen Verwaltungsansprüche der russischen Regierung, jährlich auf 8—10 Mill. Rub. zu stehen kommt. Nun muß hierbei noch erwogen werden, daß die neuen russischen Unterthanen zu den friedfertigsten Menschen der Welt gehören. Jahrelanger Despotismus hat sie lammgeduldig und so feige gemacht, daß ihresgleichen kaum zu finden sind, während der Afghane pur sang zu den verwegensten, blutdürstigsten und unbändigsten Menschen der Welt gehört. Rußland braucht zur Ueberwachung von ganz Turkestan in Friedenszeiten incl. der kriegerischen Kiptschaken und Karakirgizen höchstens 15000 Mann, während die Briten in Afghanistan mit einer solchen Truppenstärke kaum die einzelnen Stämme entlang der Suleimankette in Schach zu halten vermöchten. Gesetzt daher, daß man zur Durchführung eines in der Neuzeit aufgetauchten Planes bezüglich der Besetzung der Hauptfestungen des Landes schreiten wollte, so würde dies trotz des übermäßigen Kostenaufwandes zu geringem oder gar keinem Resultat führen; denn die Verbindungskette dieser einzelnen Garnisonen müßte wenigstens eine Generation hindurch mit unsäglichen Mühen aufrecht erhalten werden. Der im Geiste des afghanischen Volkes liegende Hang zum Kriege könnte noch viel schwerer gedämpft werden als der Fanatismus der Lezghier im Kaukasus, und bevor nicht die ganze Klasse der Serdare, dieser echten Prototypen der mittelalterlichen Raubritter, gänzlich ausgerottet ist, kann an eine Pacificirung oder Civilisirung von ganz Afghanistan gar nicht gedacht werden. Diese Leute, welche seit Jahrhunderten gewohnt sind, von dem Erwerb des armen Landmanns und des friedlichen Handelsmannes sich zu nähren, welche die Welt sich gar nicht anders vorstellen können als im Bilde solcher barbarisch-anarchischen Zustände: diese werden dem englischen Machtspruche nur bei Anwendung der größten Gewalt Folge leisten.

Zu solchen Kosten wird der englische Steuerzahler mit Recht sich nur schwer hergeben, und wir hätten demnach nur die andere Alternative, Afghanistan in den Händen der Afghanen zu lassen, d. h. die im Vertrage von Gendemuk niedergelegten Stipulationen zur Geltung zu bringen, einen neuen Afghanenkönig auf den Thron zu setzen und den englischen Einfluß nur so weit auszudehnen, als dies die Ueberwachung fremder diplomatischer Intervention erheischt. In diesem Falle bietet aber die in neuerer Zeit um sich greifende Anarchie und der absolute

Digitized by Google

Mangel eines einflußreichen Häuptlings, dem die Engländer gewissermaßen vertrauen könnten, eine bedeutende Schwierigkeit.

Während wir diese Zeilen schreiben, kommen uns neueste Nachrichten zu, daß die fünf noch lebenden Söhne Dost-Mohammed-Chan's, der Aufforderung General Roberts Folge leistend, behufs einer Besprechung über die Zukunft Afghanistans theils in Kabul schon eingetroffen, theils auf dem Wege dahin begriffen seien. Falls sich dies bewahrheiten sollte, wäre allerdings ein bedeutender Schritt auf dem Wege der Pacificirung dieses unglücklichen Landes gethan. General Roberts, ein ebenso tüchtiger Soldat als ein durch und durch biederer Charakter mit scharfem staatsmännischem Blicke, ist wol die einzige Persönlichkeit, um die Nachkömmlinge des alten Dost von den friedlichen Intentionen der Briten zu überzeugen und besonders ihnen nahe zu legen, wie peinlich und unangenehm es der englischen Krone wäre, Afghanistan zu erobern, und daß man in London nichts sehnlicher wünsche, als aus ihrem Vaterlande ein solches neutrales Gebiet zu schaffen, welches, in sich selbst einig, den Engländern ebenso sehr fester Bundesgenosse sein, als, jeden Verlockungen vom Norden her aus dem Wege gehend, eben nur in Englands Freundschaft gegen die nicht ganz gefahrlose Zukunft Schutz suchen soll. Dies wird dem englischen Obercommandanten auch gelingen; wir wünschen es ihm aus vollem Herzen, können aber nicht umhin, darauf hinzudeuten, daß die Verwirklichung eines solchen Wunsches nicht Tage oder Wochen, sondern Jahre in Anspruch nehmen wird. Viel leichter legen sich die thurmhohen Wogen des vom rasenden Sturme gepeitschten Oceans als die durch Kriegsereignisse erregte Leidenschaft des afghanischen Volkes, besonders wenn diese Kriegsereignisse einen unglücklichen Ausgang gehabt und im Busen jedes einzelnen Afghanen die gräßliche Harpye der Blutrache zurückgelassen. Als der Krieg 1842, in dem bekanntermaßen die Afghanen siegreich gewesen, zu Ende war, mußte der alte Dost, der Mann mit eiserner Hand und klugem Blick, Jahre hindurch seine ganze Energie anwenden, um die aus den Fugen gegangenen Zustände Afghanistans wieder zu ordnen. Darf es uns daher wundernehmen, wenn heute ein solches Werk noch mehr Energie und noch längere Zeit beanspruchen sollte, zumal da unter den gegebenen Verhältnissen unter den Häuptern der Barekzai-Familie sich kein einziger befindet, der dem alten Dost nahe-, geschweige denn gleichkäme; ja wo eben solche Prätendenten auf die Krone Afghanistans in die Arena des Kampfes treten wie Abdurrahman, Nek-Mohammed, Mohammed-Dschan und viele andere, die, von der Sympathie der betreffenden Stämme unterstützt, einen langen, blutigen Kampf um die Herrschaft Afghanistans in Aussicht stellen. Wenn daher den Engländern daran gelegen ist, aus Afghanistan sich bald zurückzuziehen und dabei dennoch das angestrebte Ziel zu erreichen, so müßten wir leider ihre Erwartungen als höchst illusorisch bezeichnen. Sollte es England gelingen, einen durch den Willen der Majorität des Afghanenvolkes erwählten Fürsten auf den Thron zu setzen, so wird im günstigsten Falle selbst dieser noch eine geraume Zeit der englischen bewaffneten Unterstützung bedürfen, um sich Ansehen zu schaffen. Bisjetzt haben wir den Kampf aller Afghanen gegen den eindringenden christlichen Eroberer gesehen; in der Zukunft werden wir den

Digitized by Google

Kampf der einzelnen Stämme gegeneinander vor uns haben, einen Kampf, aus dem nur derjenige siegreich hervorgehen wird, der über Geld und Waffen, das einzig wirksame Ueberredungsmittel bei den Afghanen, reichlich verfügen wird.

Dieses von uns gestellte Prognostikon mag den Engländern wol wenig zusagen, ist aber nichtsdestoweniger das dem wirklichen Sachverhalt einzig entsprechende. Daß der östliche und südliche Theil Afghanistans mit seinen hohen, nackten und rauhen Bergen von wilden, unbändigen, mord- und raublustigen Montagnardes bewohnt ist, die seit geschichtlicher Erinnerung, wie die Adler auf dem Gipfel ihrer Bergheimat horstend, nur zeitweilig von Eroberern gebeugt, nie aber gänzlich gebrochen werden konnten, daran werden die Engländer wol nur wenig zu ändern vermögen. Das ewige Gesetz der Natur geht unbehelligt seinen gewohnten Lauf und kann dem Menschen nur dann ersprießlich werden, wenn er dessen Anordnungen Rechnung trägt und sich den von demselben geschaffenen Verhältnissen fügt. Ein gewaltsames Ignoriren der Thatsachen war und wird immer schädlich sein.

Wir haben dies vorausgeschickt, um auf die Nothwendigkeit hinzudeuten, welche mit Bezug auf eine genaue Unterscheidung zwischen den beiden Theilen Afghanistans, zwischen der östlichen und westlichen Hälfte, an uns herantritt. Es wird nämlich dem aufmerksamen Beobachter der physischen und ethnischen Verhältnisse nicht entgehen können, daß, während der östliche Theil des Landes mit seinen schneebedeckten Bergen zu keiner Zeit in der Geschichte ein Durchzugsland gewesen und mit Ausnahme einiger günstig gelegenen Thäler weder stark bevölkert ist noch sich des Rufes einer besondern Fruchtbarkeit erfreut, der Westen des Afghanenlandes immer derjenige Theil des Landes war, auf welchem, als der Hochstraße zwischen dem turanischen Hochlande und Indien, der eigentliche Verkehr stattgefunden. Dies war der Weg, auf dem in der Urzeit die verschiedenen Strömungen arischer und turanischer Völkerwanderungen sich bewegten; hier ging die Heerstraße der meisten Eroberer vom Norden gen Süden: Mahmud, der Ghaznevide, Dschengiz mit seinen mongolischen Raubscharen, Timur, der hinkende Weltstürmer, und schließlich Nadir-Schah, der kühne Affscharenhäuptling: alle haben sie diesen Weg benutzt; nur der einzige Baber nicht, weil er mit dem ihm befreundeten Sultan Hussein-Mirza sich nicht entzweien und durch sein Gebiet keinen feindlichen Ueberfall unternehmen wollte. Aber nicht nur die verschiedenen Heerzüge, sondern auch der Handel zwischen dem südlichen Indien und der nördlichen Tatarenwelt hat sich stets mit Vorliebe auf diesem Theile bewegt; denn wenn auch vom untern Laufe des Indus nach dem Oxus hin der Reisende einen bedeutenden Umweg zu machen hat, so scheint doch die größere Wegsamkeit der einzelnen Strecken für den Zeitverlust immer zu entschädigen. Auch das Culturleben war im Westen immer mehr begünstigt als im Osten. Herat hat schon im Alterthume eine bedeutende Rolle gespielt; Ghazni war im Mittelalter ein Centralpunkt der politischen Macht, und wie überaus fruchtbar die Ufergegenden des Hilmend seien, davon hat erst jüngstens Generalmajor Biddulph in der Sitzung der Königlichen Geographischen Gesellschaft von London Erstaunliches zu erzählen gewußt.

Es wäre daher durchaus nicht ungerechtfertigt, die Verschiedenheit der beiden

Digitized by Google

Theile des Afghanenlandes auch in der Gegenwart einer Erwägung zu würdigen und auf Grund dessen der hier zu befolgenden Politik ebenfalls zwei verschiedene Richtungen zu geben. Den Osten und auch einen Theil vom südlichen Afghanistan könnten die Engländer in der früher erwähnten politischen Unabhängigkeit lassen und ganz ruhig zusehen, wie der eine oder andere Ghilzai- oder Barekzaihäuptling um die Oberherrschaft ringt, wenn er nur in diesen Kämpfen nicht mit Rußlands Hülfe auf dem Wahlplatze des Kampfes zu erscheinen gedenkt; es mag den Engländern ganz gleichgültig bleiben, ob jetzt Wali Mehemmed, Abdurrahman oder sonst wer im Wespenneste zu Kabul thront, vorausgesetzt, daß er den eingegangenen Friedensverpflichtungen gewissenhaft nachkommt und von jeder auswärtigen Politik sich fern hält. Für den Osten sind solche Maßregeln vollauf hinreichend; denn jeder Nutzen einer etwaigen fernern Einmischung würde kaum die bedeutenden Kosten lohnen. Bezüglich des Westens jedoch ist dies keineswegs der Fall. Hier laden die ethnischen und territorialen Verhältnisse schon an und für sich zu einer mehr activen Politik ein; hier kann Großbritannien nicht länger in der Rolle eines ruhigen Zuschauers beharren, ja es muß vielmehr durch Aufstellung einzelner Vorposten in den Hauptstädten entlang die Straße zwischen Herat und dem Indus sich von dieser Seite her sicherstellen. Wie aus der englischen Politik der letzten fünf Jahre zur Genüge ersichtlich, scheint die Thunlichkeit eines solchen Vorhabens auch den betreffenden Regierungskreisen schon einzuleuchten; hierauf wenigstens deutet der Vormarsch gegen Beludschistan und die befestigte Stellung in Quetta, das die Engländer nicht sobald räumen mögen, zur Genüge hin. Da man nun in neuerer Zeit auch mit dem Gedanken einer permanenten Occupation von Kandahar sich vertraut gemacht, so sehe ich gar nicht ein: warum man so sehr zaudert, ja sogar Widerwillen zeigt, mittels eines Vorschubes bis nach den Ufern des Murgab dieses Bollwerk auch gänzlich auszubauen und von dieser zunächst gefährdeten Seite her sich gegen die vom Norden heranwälzende Lavine sicherzustellen.

Was die Gegner solchen Vorgehens einzuwenden haben, bezieht sich zumeist auf die allzu große Ausdehnung des Grenzcordons und auf die beträchtliche Entfernung von der Operationsbasis in Indien. Man rechnet nämlich vom Indus bis nach Herat 190 geographische Meilen, allerdings eine sehr weite Strecke; doch darf nicht vergessen werden, daß es sich zunächst nur um die kleinere Hälfte derselben handelt, da 100 Meilen, nämlich vom Indus bis nach Kandahar, sozusagen in englisches Gebiet umgewandelt, ja sogar, wie man hört, demnächst durch einen Schienenstrang an Indien geknüpft werden sollen. Es erübrigt demnach nur noch die 90 Meilen weite Strecke zwischen Kandahar und Herat, eine Straße, die zu den verhältnißmäßig bequemsten in ganz Asien gehört und von der wir hier, da der Gegenstand noch nicht behandelt worden, etwas ausführlicher sprechen wollen.

Zwischen beiden genannten Punkten befinden sich drei Orte von cultureller Bedeutung, nämlich Girischk, Ferrah und Sebzewar. Von Kandahar nach Girischk zählt man nun ungefähr 16 Meilen; der Weg geht über das wohlbebaute Gebiet der Ortschaften Kokaran, Sandschari, Hauzi-Meded-Chan, Chuschki-Nachod und

Digitized by Google

Chaki-Tschapan, theils entlang den bedeutenden Strom Argandab und seine Kanäle, theils über eine ziemlich gut bewässerte Ebene; bietet daher reichlich Wasser und Futter. Bei Girischk wird der Hilmend überschritten, und auf der 30 Meilen langen Strecke nach Ferrah, wobei man die Stationen Zirek, Duschah, Biabanek, Waschir, Kaschrud, Hadschi-Ibrahimi, Sijah-ab und Charmalik zurücklegen muß, begegnet man mit Ausnahme einiger steilen Stellen beim Uebergange der sich bis hierher erstreckenden westlichen Ausläufer des Sefid-kuh fast gar keinen Schwierigkeiten, und auch die erwähnten Pässe sind solcher Art, daß sie selbst für die schwersten Geschütze passirbar sind. Ferrah selbst ist heute natürlich ein Ruinenhaufen, aber nicht infolge der Unfruchtbarkeit der Gegend, sondern wegen der grausamen Räuberwirthschaft der Afghanen, unter deren Herrschaft von Cultur keine Rede sein kann. Diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß die ganze 20 Meilen lange Strecke von Ferrah bis nach Sebzewar, trotz der Fruchtbarkeit des sanft aufsteigenden Hügellandes von Dörfern bar, nur einzelnen nomadischen Stämmen zum Tummelplatze dient, die bei Ueberfluß an Wasser und Gras hier auf den Wohnstätten einer alten Cultur nur der Viehzucht obliegen. Auf der übrigen Strecke von Sebzewar bis Herat, ebenfalls 20 Meilen lang, zieht man schon durch einen Culturrayon, der trotz aller Kriege, trotz aller afghanischen Roheit nie der gänzlichen Verwüstung preisgegeben werden konnte. Wohlbestellte Felder, reiche Kanalisation und prangende Gärten wechseln miteinander ab, und wer in der unmittelbaren Nähe Herats angelangt ist, dem ist es leicht begreiflich, wie Conolly 40 Jahre früher hier sich in die Nähe einer italienischen Stadt versetzt glaubte.

Es ist daher einleuchtend, daß von Territorialschwierigkeiten, die dem Marsche einer Armee oder der Aufrechterhaltung einer militärischen Communication hindernd im Wege stehen würden, auf der Strecke Kandahar-Herat nie die Rede sein kann. Hier gibt es keine gefährlichen, tiefen Schluchten, keine in Eis gebetteten Höhenübergänge, am allerwenigsten aber gefährliche Montagnards, die, hinter jedem Felsenstück lauernd, die größte Behutsamkeit erfordern. Die Bevölkerung dieser Strecke besteht aus Beludschen, Afghanen und Iraniern, letztere unter den verschiedenen Namen von Parsiwan, Tadschik und Tschihar-Eimak. Das afghanische Element, welches sich bis über Girischk hinaus erstreckt, unterscheidet sich hinsichtlich des allgemeinen Charakters dieses Volkes nur wenig von seinen Brüdern im Osten und Westen. Der herrschende Stamm ist der der Popelzai und Barekzai, an den bei Ghazni sich der der Ghilzais anschließt. An unbändigem Raub- und Kriegsgelüst fehlt es diesen Aghanen ebenso wenig als anderswo, doch hat die Nachbarschaft der Iranier und der rege Verkehr mit der Hochstraße von Norden nach Süden namentlich auf die Städtebewohner einen gewissen culturellen Einfluß ausgeübt. Dieses ist am besten durch das ruhige Verhalten bewiesen, durch welches die Kandaharer während der ersten und nun auch während der zweiten britischen Occupation sich auszeichneten, sodaß sich uns die Ueberzeugung aufdrängen muß, die an die friedliche Beschäftigung des Handels und der Industrie gewöhnten Einwohner dieser Stadt, der afghanischen Willkür überdrüßig, werden nach geregeltern Zuständen, nach Sicherheit des Eigenthums und des Lebens sich sehnen und mit den Engländern deshalb zufrieden sein, weil selbst der geringe Schatten einer englischen

Digitized by Google

Regierung ihnen eben dies gewährt. Daß Kandahar vor 40 Jahren unter Verwaltung Sir Henry Rawlinson's inmitten des größten Sturmes sich ruhig verhielt, und daß dieses Kandahar heute wieder unter Befehl Sir Donald Stewart's und des politischen Assistenten desselben, Major Saint-John, nach der Ermordung Caragnari's und nach dem Auftreten Mehemmed-Dschan's in vollständiger Stille verharrt, das muß einzig und allein diesen Umständen zugeschrieben werden. Heute hat in dieser Stadt ein gewisser Schir-Ali-Chan, der Sohn eines kandaharer Serdars, die locale Administration in Händen, während die Engländer, zufrieden mit der militärischen Ueberwachung, in die innern Angelegenheiten sich gar nicht mengen, ja vielleicht froh darüber sind, sich gar nicht einmischen zu müssen. Ich sehe daher nicht ein, wie auch Sir Henry Rawlinson in seinem letzten im „Nineteenth Century" erschienenen Aufsatze ganz richtig bemerkt, warum diese Regierungsart nicht auch anderwärts angewendet werden soll, zumal man in nördlicher Richtung von Girischk weiter es mit iranischen Volkselementen zu thun hat, die, minder roh als die Afghanen, viel gefügiger sich zeigen würden als selbst die ruhigste indische Bevölkerung. Zu militärischen Zwecken würde ich die Parsiwans, Tadschiks und Kizilbasch von Sebzewar, Ferrah und Herat nicht empfehlen, doch desto mehr als friedliche, emsige Bürger, die, wenn sie von den Engländern geschützt und gestützt werden, sich durch unerschütterliche Treue und Anhänglichkeit hervorthun würden. Es ist mehr als 300 Jahre her, daß die iranische Urbevölkerung dieser Gegend geplündert und fortgeraubt, gemordet und in Sklaverei geschleppt, von afghanischen, özbegischen, turkomanischen und persischen Kriegern gehetzt und decimirt wird; dieselbe ist in der That auch schon beinahe aufgerieben; doch fände sich noch immer ein Kern vor, welcher, von den Engländern gepflegt und geschützt, sich leicht zu jenem ethnischen Elemente gestalten könnte, auf welches die Briten ihre Vorposten gegen Norden mit voller Sicherheit basiren können. Der Mehrzahl nach Sunniten, würden diese Iranier den Verlockungen des schiitischen Persien ebenso fern bleiben, als sie mit den Afghanen, deren Roheit und Tyrannei ihnen immer ein Abscheu war, nie gemeinsame Sache machen werden.

Wenn ich nun als Centrum dieses ethnischen Elements die Stadt Herat betrachte, eine Stadt, von der das alte Sprichwort sagt: „Wenn Chorasan die Muschel der Welt, so ist Herat ihre Perle", so muß ich meine volle Beistimmung jenen Anschauungen und Aeußerungen geben, denen Oberst Malleson in seinem Buche: „Herat, die Kornkammer und der Garten Centralasiens" *), Ausdruck verleiht. Ja, ich unterschreibe alles, was dieser gelehrte Offizier bezüglich des Bodenreichthums der Umgebung, der klimatischen Vorzüge, der strategisch, commerziell und militärisch wichtigen Lage dieser Stadt sagt. Uebrigens brauchen wir dies auch nicht besonders hervorzuheben, da wir schon vor elf Jahren in den Spalten dieser Zeitschrift unter dem Titel „Herat und die mittelasiatische Frage" **) der englischen Publicistik darin lange zuvorgekommen sind und jetzt mit nicht geringer Genugthuung wahr-

*) „Herat the Granary and Garden of Central Asia."
**) Vgl. „Unsere Zeit", Neue Folge, V, 2., 139 fg.

Digitized by Google

nehmen, daß unsere damals theils scharf bekrittelten, theils sogar verspotteten Aussagen jetzt von so manchem Gegner wiederholt und als politische Norm aufgestellt werden. Nun, was wir damals in schwachen Umrissen hingezeichnet und nur als wünschenswerth bezeichnet, das stellt sich heute als gebieterische Nothwendigkeit heraus, und zwar aus dem sehr wichtigen Grunde, weil die im Laufe des letzten Decenniums bedeutend veränderte Stellung des nordischen Rivalen solche Factoren ins Leben gerufen hat, denen gegenüber England bezüglich des Besitzes von Herat nicht gleichgültig bleiben kann. Als ich jenen Essay über Herat schrieb, da hatten sich die Russen erst Samarkands bemächtigt; im Jaxartesthale standen sie noch auf sehr schwachen Füßen; an Chokand wagte man noch kaum zu denken und nach Chiwa hatte kaum die Spitze jenes Schattens gereicht, welche der Moskowite an die Ufer des Oxus zu werfen begann. Heute nun hat sich vieles, sehr vieles geändert. Die Russen haben nicht nur ganz Chokand erobert, die Herrscher von Bochara und Chiwa zu ihren unterthänigsten Vasallen gemacht, und sind mit Einem Worte nicht nur in den unbestrittenen Besitz des ganzen Gebietes im Norden des Oxus und Jaxartes gelangt, sondern haben selbst im Süden dieses Landes die ganze Ostküste des Kaspisees entlang bis hart an die Grenze Persiens sich ausgedehnt und stehen, während wir diese Zeilen schreiben, eben im Begriff, durch Aufhebung des zu allen Zeiten gefürchteten Bollwerks turkomanischer Selbständigkeit einen bedeutenden Schritt nach dem Süden zu thun, mit ihrem gefährlichen Polypenarme das nordwestliche Afghanistan, d. h. die Hauptstraße nach Indien zu bedrohen. Dies nun kann und darf England sich nicht gefallen lassen. Ebendeshalb ist die politische Frage des Besitzes von Herat und Merw zum Gegenstande der Discussion in der Tagespresse geworden, und bevor wir dieser Frage unsere Aufmerksamkeit zuwenden, wollen wir zur Ergänzung unsers am 1. Sept. 1879 in dieser Zeitschrift veröffentlichten Aufsatzes über die Tekke-Turkomanen und ihren Kampf mit den Russen*) schreiten.

*) Vgl. „Unsere Zeit", Neue Folge, XV, 2., 321 fg.

Digitized by Google

Parlamentarische Größen Oesterreichs.

Von

Walter Rogge.

I.

Zwar ist auch Rom nicht in Einem Tage erbaut worden, wie das Sprichwort sagt; aber eine schwierigere Aufgabe mag es kaum gewesen sein, das römische Gemeinwesen zu gründen, als das österreichische Parlament zusammenzubringen. Nach dem ersten Anlaufe des Jahres 1848 eine Pause von vollen zwölf Jahren; dann das Schmerling'sche Experiment mit dem Gesammtreichsrathe, der durch den vergeblichen Versuch, Ungarn in seinen Rahmen zu pressen, von vornherein ein Torso blieb. Wieder wurden die hereinbrechenden liberalen Fluten durch Belcredi auf anderthalb Jahre gestaut, oder, wie der Kunstausdruck lautete, „sistirt". Das sogenannte Bürgerministerium baute nun den rein erbländischen Reichsrath neuerdings auf. Aber trotz seiner, jetzt scharf genug umschriebenen Basis blieb er in seiner Abhängigkeit von den Landtagen ein verkrüppeltes und deshalb kränkliches Kind. Czechen wie Südtiroler nahmen ihre Sitze wieder nicht ein: daher konnten Polen, Slowenen, Ultramontane die verfassungstreue Majorität stets unter dem Druck der Drohung erhalten, nicht mehr mitzuspielen, wenn das hohe Haus ihnen nicht zu Willen sei, und so das ganze Imperial Parliament durch einen Exodus in die Luft zu sprengen. Nochmals benutzte Graf Hohenwart den Umstand, daß das Abgeordnetenhaus nichts als ein Conglomerat von Landtagsdelegationen war, zu einem Versuche, den Parlamentarismus auf parlamentarischem Wege auszurotten. Erst nach dem Fiasco der Fundamentalartikel war endlich das Ministerium Adolf Auersperg im Stande, durch die Wahlreform den Reichsrath auf eigene Füße zu stellen. Von da ab, d. h. seit Ende des Jahres 1873, kann von einer ernsthaften Volksvertretung in Oesterreich eigentlich erst die Rede sein. Die Logik der Dinge machte sich daher auch mit elementarer Gewalt geltend: mährische Czechen und Welschtiroler kamen in den Reichsrath; das Trentino beschickte auch den Landtag in Innsbruck; Jung- und zuletzt selbst die Altczechen nahmen ihre Sitze im prager Ständesaale ein. Kurz, die Kronlandsvertretungen waren vollzählig und im Abgeordnetenhause blieben nur noch einige 30 Sitze der böhmischen Czechen leer. Daß es mit deren Widerstand übrigens auf die Neige ging, stand außer Zweifel. „Die Wähler selber jagen sie mit Peitschenhieben ins Haus", war der die Sachlage ganz richtig charakterisirende Ausspruch eines hochstehenden und

Digitized by Google

competenten Politikers. Sollte ihr Widerstand also noch zur Herbeiführung eines ausgiebigen conservativen Revirements benutzt werden, wie ein solches seit dem unseligen Attentatsjahre überall in der Luft lag, so that Eile noth: und das ist die eigentliche raison d'être des Ministeriums Taaffe. Wenn der Graf daher im Reichsrathe aufjubelte, es sei ihm „Gott sei Dank" gelungen, auch noch die letzte Lücke im Hause zu beseitigen, so würde es uns voreilig erscheinen, in dies helle Entzücken schon jetzt einzustimmen. Dazu müßten wir erst der Besorgniß enthoben sein, daß die Schlange sich nicht in den Schweif beißt und der Reichsrath nicht blos, sei es auch unabsichtlich, zu dem Zwecke vervollständigt wurde, um das unter Hohenwart verfehlte Experiment des Harakiri mit größerm Geschick an sich zu vollziehen. Die 30 Czechen mußten kommen, auch ohne jene ministerielle Unterstützung bei den Wahlen, die den Föderalisten die Majorität im Hause sicherte: mit einer „vernewerten" Auflage der Fundamentalartikel und des Concordats aber ist ihr Erscheinen jedenfalls zu theuer bezahlt. Solange wir nicht aus diesem Dilemma heraus sind, haben nicht nur die Liberalen keinen Anlaß zur Freude, daß an die Zangengeburt des Parlaments „die letzte Hand" gelegt ist; auch Graf Taaffe selber mag, ehe noch viel Wasser donauabwärts gelaufen ist, Grund finden zu rufen: „Weh mir! ich habe gesiegt!"

Leider bestätigt sich jedoch auch in anderer Weise an dem vervollständigten Reichsrathe Hesiod's Wort, daß oft die Hälfte mehr werth ist als das Ganze. Nicht in Bezug auf seine äußere Machtfülle, auch nicht in Betreff der ihm selber innewohnenden Capacität hat das complete Parlament irgendein Recht, mit der geringsten Ueberhebung auf den Torso zurückzublicken, der vor 19 Jahren in dem vielangefeindeten „Schmerling-Theater" vor dem Schottenthore in Wien die constitutionelle Aera Oesterreichs inaugurirte. Wirklich großartige, geschichtlich denkwürdige Debatten hat der specifisch erbländische Reichsrath doch eigentlich nur zwei gehabt: diejenigen über die confessionellen Maigesetze von 1868 und 1874, unter dem Bürgerministerium im Herrenhause und unter dem Cabinet Auersperg in beiden Kammern. Und wie kläglich trat namentlich in der Behandlung der auswärtigen Fragen der Unterschied zwischen dem Schmerling'schen und dem dualistischen Reichsrathe hervor! Man vergleiche nur die in ganz Europa widerhallenden Debatten über die schleswig-holsteinische Angelegenheit mit allen den Discussionen und Interpellationen in der Orientkrisis. Dort ein noch junges Parlament, das aber kräftig seine Flügel regte, sodaß Graf Rechberg ihm eingehend Rede und Antwort stehen mußte; hier eine Versammlung, die mit ihrer akademischen Discussion das traurige und würdelose Schauspiel einer mit vielem Geklapper ohne aufgeschüttetes Getreide arbeitenden Mühle bot. Die dem Hause allein erreichbaren Minister beobachteten bei tagelangen Debatten der Art, wenn sie es überhaupt der Mühe werth hielten, denselben beizuwohnen, ein unverbrüchliches Schweigen, weil sie die Sache gar nichts angehe, oder einer von ihnen verlas ein paar nichtssagende Beschwichtigungsphrasen, die ihm Graf Andrássy aufgesetzt. Dieser wiederum ließ keinen Anlaß vorübergehen, ohne möglichst hochfahrend zu erklären, daß ihn ja die Vorgänge im Reichsrathe nicht berührten, wenn es ihm nur gelang, den Finanzausschuß der Delegation, dem er im tiefsten Geheimnisse seine Mitthei-

Digitized by Google

lungen machte, von der Unfehlbarkeit seiner Politik zu überzeugen. Dann aber die Zusammensetzung des Hauses. Wo sind die Zeiten hin, da auf seiten der Deutschliberalen ein Berger, ein Mühlfeld das große Wort führten und die parlamentarischen Schlachten der Verfassungspartei im Abgeordnetenhause schlugen? Da den Diapason des Herrenhauses in Fragen der politischen und religiösen Freiheit Graf Anton Auersperg (Anastasius Grün) angab? Da der zähe, schneidige Bureaukrat Baron Lichtenfels auf der Hochwacht stand, die Autorität des Staates gegen hierarchische Prätensionen und feudale Anmaßungen zu schützen, die mit Beihülfe nationaler Schrullen in Scene gesetzt werden sollten? Da Rokitansky ihm secundirte, indem er den Römlingen den kühnen Ausspruch ins Gesicht schleuderte: „Der Rechtsstaat muß confessionslos sein, auch wenn er nur Anhänger Einer Kirche umfaßt; denn die Kirche strebt überall nach Herrschaft und schreit über Verfolgung, wo man sie nicht andere unterdrücken läßt; am allerwenigsten darf sie die Schule bevormunden, weil Glauben und Wissen zwei durchaus unvereinbare Dinge sind, in deren jedem der Unterricht freibleiben muß; je mehr Entdeckungen die Kirche auf dogmatischem Gebiete macht, deren Anerkennung sie dann dem Verstande zumuthen will, in um so ärgeres Gedränge wird sie mit der Wissenschaft gerathen!" Oder wer soll gar Lasser ersetzen, nicht blos auf der Ministerbank als einen Verwaltungsbeamten, der Oesterreich kannte wie kaum ein zweiter, sondern auch als Parlamentarier, der schon vor zwei Decennien der Peel des Cabinets Schmerling getauft ward, der mit seinem gemüthlich-trockenen Humor bald spielend die Schwierigkeiten im Schoße der eigenen Partei beizulegen, bald die Achillesferse der Feudalen so schmerzlich bloßzulegen verstand, daß sie in nervösem Schmerze bei der Berührung aufzuckten; der selbst als Führer der Opposition gegen Hohenwart ebenso geschickt zu manövriren wußte, wie umgekehrt Herbst in der Campagne gegen Andrássy und Taaffe es stets zu Wege gebracht hat, das Eret da anzubohren, wo es am dicksten und unmöglich durchzukommen ist? Alle todt und verschollen! Der Nachwuchs aber so über alle Beschreibung dürftig, daß wir sogar eines Giskra hohles und confuses, aber feuriges und momentan hinreißendes Pathos schwer vermissen! Wie geht uns selbst ein Schindler mit seinem sprudelnden Witze und als schlagfertiger Debater ab! Er hat sich als Julius von der Traun wieder ganz in die Literatur zurückgezogen, wo er so Prächtiges leistet, und den Parlamentarismus an den Nagel gehängt, weil er mit vollem Rechte schmollt, daß man ihm nichtssagende Peccadillen wunder wie hoch angerechnet, während bald nachher das Gros der Verfassungspartei sich mit wahrer Wollust in den Strudel der Gründerei, wo er am tiefsten und am trübsten war, stürzte, aus dem die Herren sich jetzt ganz vergeblich aufzuraffen suchen, indem sie jede Gemeinschaft mit ihrem Urtypus, dem Ritter Ofenheim von Ponteuxin, perhorresciren. Was heute noch — neben den alten 1848ern, von denen Brestel ein gebrochener Mann ist, sodaß er nur selten zu einer wichtigen Abstimmung das Haus betritt, und eigentlich nur noch Kuranda aufrecht dasteht — was neben ihnen noch eine hervorragende Position im Schoße der Linken einnimmt: das datirt, wie Herbst und Hasner, noch aus Schmerling's Tagen, oder spätestens, wie Stremayr und Unger, aus der Zeit des Bürgerministeriums. Auch die Wahlreform hat der Linken keinen

Digitized by Google

unbedingt schätzenswerthen Zuwachs zugeführt, am allerwenigsten an klaren Köpfen und starken Politikern. Die einen, wie der hochgebildete und als akademischer Redner vortreffliche Sueß, sind unpraktische Idealisten, bei denen man überdies nie genau weiß, wo der Phantast aufhört und der Streber anfängt. Die andern, wie Kopp, ein tüchtiger Debater und Redner voll Esprit, sind doch nur für einen Guerrillakrieg, nicht für einen wohlcombinirten Feldzugsplan zu gebrauchen. Was endlich Wien direct an Vorstadtsdemokraten in den Reichsrath entsandte, kann mit seinem verworrenen Radicalismus kaum mehr als das Verdienst in Anspruch nehmen, die gemüthlichen Laute von Lerchenfeld, die man bisher höchstens im Gemeinderathe vernahm, auch im Parlament eingebürgert zu haben, wenngleich man z. B. Kronawetter das Zeugniß eines muntern, findigen und zungenfertigen Volksvertreters nicht wird versagen wollen.

Und dann hat die Rechte noch Einen großen Vortheil voraus: die Capacitäten der Linken sind nicht blos mit wenigen Ausnahmen die alten geblieben; sie sind überdies durch starken Gebrauch ihres Nimbus entkleidet und stark abgegriffen. Anders auf der Rechten. Der ist wirklich frisches Blut transfundirt worden. Einestheils unmittelbar, indem die directen Wahlen in Verbindung mit dem Umschwunge auf dem platten Lande enthusiastische Vorkämpfer des Ultramontanismus in das Haus gebracht haben, wie die beiden Fürsten Liechtenstein, deren jugendlicher Fanatismus selbst vor der offenen Revolution zu Ehren und im Dienste des Vaticans nicht zurückschreckt. Anderntheils wird mittelbar die gleiche Wirkung erzielt, da nach fast zwanzigjährigem Schweigen die alten 1848er, Rieger und Smolka, den vollen Reiz der Neuheit wiedergewonnen haben. Nicht nur Clam-Martinic als noch versiegelte Pandorabüchse, selbst Hohenwart, endlich an der Spitze einer parlamentarischen Majorität, sind hundertmal interessanter als Herbst, sei es auch nur, weil sie das Herz mit ahnungsvollem Gruseln erfüllen. Ja, auch amusanter ist die Rechte, da sie ihren Naturburschen, Monsignore Greuter, das „mit Staub und Schweiß bedeckte Schlachtroß" von Hippach, wie er sich selber genannt, und seine urwüchsigen, bisweilen selbst unabsichtlichen Späße behalten, während die Linke ihren Schindler verloren hat. So lassen denn auch wir in unsern Skizzen der Rechten den Vortritt.

Feudale und Czechen.

Es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir den nahezu vierundfunfzigjährigen Grafen Heinrich Jaroslaw von Clam-Martinic, „Regierer von Smecno", wie er sich charakteristischerweise selber schreibt, seitdem er nach des Vaters Tode die Verwaltung des Familiengutes angetreten, den geistigen Führer des „autochthonen" oder „historischen" Feudaladels in Böhmen und zugleich den unumschränkten Dictator im „Cesky-Club" des Abgeordnetenhauses nennen, der durch Rieger unbedingt zur Verfügung dieses feudalen und klerikalen Hochadels gestellt wird. Graf Clam ist Eine von den weithin leuchtenden Feuersäulen, Einer jener Rufer im Streite, denen des Dichters Wort gilt:

Digitized by Google

. . . Kaisers alten Landen
Sind zwei Geschlechter nur erstanden,
Sie stützen würdig seinen Thron:
Die Heiligen sind es und die Ritter;
Sie stehen jedem Ungewitter
Und nehmen Kirch' und Staat zum Lohn.

Aber eben weil er in die Kategorie derjenigen Aristokraten gehört, denen als Leitstern das bekannte Motto vorschwebt:

Und der König absolut,
Wenn er unsern Willen thut,

hat Graf Clam etwas, was im allgemeinen den österreichischen Latifundienbesitzern abgeht. Nur im Sinne jenes Sprüchleins ist es natürlich zu verstehen, wenn er im Februar 1867 zur Vertheidigung der Belcredi'schen Sistirungspolitik im prager Landtage ausruft: „Octroyirungen des Kaisers sind mir lieber als Octroyirungen parlamentarischer Majoritäten!" Dieses gewisse Etwas nun, das ihn dem norddeutschen Junkerthum näher bringt, befähigt ihn doch auch zugleich, sowol durch die Energie des Charakters wie durch Aufstellung sophistischer Doctrinen, als Vorkämpfer seiner reactionären Standesgenossen zu fungiren und ihren politischen Privilegien oder Standesvorurtheilen, ihren Herrschafts- und Vorrangsgelüsten den Nimbus wahrhaft „staatsmännischer" Auffassung zu verleihen. Jene zähe, oft bis zum verbissenen Fanatismus sich steigernde Ausdauer und Thatkraft des Junkers „im Reiche", die dem österreichischen Hochtory fremd ist, weil er es mit der Devise „Leben und leben lassen" hält, und nicht, wie nur zu oft der deutsche Edelmann, um sich der Vorzüge seines Standes bewußt zu werden, nöthig hat, den Namenlosen fortwährend auf die Hühneraugen zu treten: Graf Clam hat jene Kraft der Beharrlichkeit in vollem Maße. Man muß da in Oesterreich einen Unterschied machen. Die Schwarzenberg z. B. stimmen ja natürlich mit Politikern vom Schlage Clam's in staatlicher wie in kirchlicher Beziehung durchaus überein: aber sie fühlen sich viel zu sehr als Grand-Seigneurs, um aus ihrer olympischen Erhabenheit in jene Arena hinabzusteigen, wo die junkerliche Action dem gemeinen Manne das tägliche Dasein durch staats- und kirchenpolizeiliche Plackereien aller Art nach Möglichkeit sauer zu machen sucht. Auf diesem Terrain, wo es gilt, die Interessen des Adels als die einer abgeschlossenen und privilegirten Kaste schroff und eckig gegen die Plebejer in den Vordergrund zu schieben, haben die Führung der Feudalklerikalen die drei Standesherren Leo Thun, der Concordatsgraf, Richard Belcredi, der Sistirungsgraf, und Clam-Martinic, wie sie denn auch ein durch die Frauen mehrfach verschwägertes Triumvirat bilden. Es prägt sich das in gar manchen Aeußerlichkeiten aus, die nur ein Thor für gleichgültige Formalien halten kann. „Als Mitglied der staatsrechtlichen Repräsentanz des Königreiches Böhmen bin ich hier, nicht als Erwählter einer ungezählten Menge", rief Clam vor bald zwei Decennien in den ersten Tagen des Schmerling'schen Reichsrathes dem Hause zu, indem er Thiers' „vile multitude" in seiner Manier variirte. Als das Jahr 1860, nach Zertrümmerung des eisernen Joches, welches Concordat und Absolutismus der Bevölkerung auferlegt, in Ungarn wie in den Erblanden

Digitized by Google

die Geister sich freier zu regen begannen, da fand Graf Clam das erlösende Wort in seiner Broschüre „Sustine et abstine": nur durch Errichtung von Adelskammern sei Oesterreich zu helfen. Außerdem jedoch verstand er es ganz vorzüglich, sich jene Schrullen der preußischen Kreuzzeitungspartei anzueignen, durch die der alte Gerlach „seinen Junkern" die ihren gemeinsamen Interessen angepaßten Theorien plausibel machte und die dann Stahl mit der ganzen Findigkeit des getauften Israeliten in das fromme und gelahrte System vom „christlich-germanischen Staat" gebracht. Vortrefflich wußte Clam die ganze Erfindung in Saft und Blut aufzunehmen, indem er sie gleichzeitig mit großem Geschick den österreichischen Verhältnissen anpaßte. Die protestantische Weise ward ohne besondere Schwierigkeit ins Ultramontane transponirt, und der christlich-germanische Text in einen christlich-czechischen umgeschrieben. Ja die ganze Procedur gewann dabei durch Entdeckung und Einschiebung des grandiosen Dogmas von den „historisch-politischen Individualitäten" eine so gewaltige Förderung, daß die berliner „Neue Preußische Zeitung" in Belcredi's Tagen voll blassen Neides förmlich in Bewunderung über diesen Mechanismus ausbrach, der den österreichischen Gesinnungsgenossen des Blattes die Fähigkeit verleihe, durch Ausspielen der Nationalitäten gegeneinander in ungleich ausgiebigerer Weise Reaction zu treiben, als das sonstwo möglich war.

Wie nun kommt es, daß von einem solchen Manne, dem die Rolle eines Parteiführers unter den Seinen geradezu auf den Leib geschrieben ist, sein intimer Gesinnungsgenosse Graf Hohenwart ganz unverblümt sagen mochte: er sei der böse Engel der föderalistischen Sache, die es niemals zu etwas bringen werde, solange sie sich dieses Chefs nicht entledigt habe? Die Worte wurden im tiefsten Mismuth gesprochen nach dem Fiasco der Fundamentalartikel-Campagne, als deren eigentlicher spiritus rector Clam dem Minister derartige überspannte Forderungen octroyirt hatte, daß dieser ihn ganz verblüfft ersuchte, er möge bedenken, was er thue! Der „Regierer von Smecno" beruhigte den Premier mit vornehmer Herablassung: „Er stehe für alles." Als dann die allzu straff angespannte Sehne riß, nahm auch Clam die volle Verantwortung auf sich, als wäre der Fundamentalartikel-Graf wirklich nur ein lebloser Stecken in der Hand der böhmischen Hochtories und Hochkirchler gewesen. „Ich trete vor Sie wie ein Kapitän, dessen Schiff auf der Fahrt gestrandet, vor das Kriegsgericht, um Ihr Verdict zu erhalten" — mit dieser Anrede präsentirte er sich, nach dem Sturze des Ministeriums, dem Comité der czechischen Vertrauensmänner. Und dasselbe Ungestüm des Vordrängens ist ihm, trotz seiner nun schon mehrmals enttäuschten Siegeszuversicht, auch heute nach acht Jahren noch eigen. Hohenwart's Methode des „festina lente" ist ihm durchaus fremd, wogegen er, seiner ganzen Charakteranlage nach, ebenso mit Rieger's „Nedejme se" (ergeben wir uns nicht) wie mit dem polnischen Wahlspruche „Alles oder Nichts" sympathisirt, also das auserwählte Bindeglied zwischen dem historischen Adel Böhmens, den Czechen und den krakauer Feudalen bildet, die den Polenclub beherrschen. Unzeitiges Vorprallen und Vertheilung des Felles, ehe der Bär erlegt ist, sind aber die Kehrseite der Medaille: wenn diesmal im Reichsrathe er sich dem vorsichtigern Hohenwart fügen muß, thut er es doch nicht, ohne in den Zügel zu beißen und ohne die äußerste Ungeduld zu verrathen über den Zwang, den er

Digitized by Google

sich — hoffentlich nicht mehr lange! — aufzuerlegen genöthigt ist. Als er die Verwerfung des Wehrgesetzes und infolge davon den Rücktritt des Grafen Taaffe mit solcher Bestimmtheit erwartete, daß der brave Schäffle schon wieder aus Schwaben nach Wien verschrieben, die Portefeuilles und die Statthalterposten vergeben waren: da vermochte Clam seinen tiefen Aerger über die Bekehrung eines Theiles der Linken, die im letzten Augenblicke sein Kartenhaus fortblies, so wenig zu beherrschen, daß er seine Papiere zusammenraffte und ins Büffet eilte, wo er im höchsten Zorn die Schreibereien auf den Tisch schleuderte, sich selbst aber in einen Sessel warf. Wieder, als die Rechte vergebens auf eine Vervollständigung des Coalitionscabinets aus ihren Reihen drang, entschlüpfte Clam der unmuthige Ausruf: „Ja, wie lange soll denn dies zusammengeflickte Ministerium noch dauern?" Wäre es nach ihm gegangen, die Rechte hätte selber die Arbeit übernommen, deren die Linke sich geweigert, und gelegentlich der Vorlage über die bosnische Verwaltung den Grafen Taaffe geworfen. Nur Hohenwart's kühles Festhalten an der Maxime „chi va piano va sano" mäßigte diese aufbrausende Kampflust und bewirkte, daß die Rechte sich mit der Zusage Taaffe's, ihrer schon gedenken zu wollen, begnügte. Der Expremier vergißt eben nicht, daß es zu den „berechtigten Eigenthümlichkeiten" des festländischen Parlamentarismus gehört, niemals diejenige Partei ans Ruder gelangen zu lassen, die eine Regierung niedergestimmt hat. Als die Deutschliberalen Schmerling im Stiche ließen, bekamen sie den Belcredi, und als sie Potocki warfen, Hohenwart zu kosten: der Führer der Rechtspartei ist klug und bedächtig genug, zu erwägen, es könne den Föderalisten ähnlich ergehen wie der Verfassungspartei, sobald sie sich einmal allen Ernstes einfallen ließen, in einer entscheidenden Frage einen parlamentarischen Druck auf die Entschlüsse der Krone auszuüben.

Erklärlich genug ist übrigens, wenn Graf Clam Eile und eine nur mühsam gebändigte Neigung sich zu überhasten hat. Ein Jugendfreund des Kaisers Franz Joseph, trat er sehr frühzeitig, in den ersten Zwanzigern, mit den besten Chancen in die große Carrière ein, um dann während der besten Mannesjahre gute zwei Decennien, nach Organisirung des „passiven Widerstandes" im Lager der Czechen, seine Kräfte vollständig brach liegen zu lassen. Da hat man denn natürlich, in der Mitte der Funfziger angelangt, um so weniger Zeit zu verlieren, wenn man aus den eigenen und den Kasteninteressen ein „verständlich System" gemacht, dessen Verwirklichung weit ausgreifende politische, staatsrechtliche, kirchliche Umwälzungen voraussetzt. Durch ein neckisches Spiel des Zufalls stand die Wiege des Grafen Clam auf ungarischem Boden in Sanct-Georgen; und als Statthaltereirath in Ofen machte er, nach der Niederwerfung Ungarns, die ersten Studien im hohen Verwaltungsdienste, bis er, noch nicht ganz 30 Jahre alt, im Frühjahre 1856 zum Landespräsidenten des westlichen Galiziens in Krakau ernannt ward. Hier entwickelte sich zwischen ihm und dem Statthalter Ostgaliziens, Grafen Goluchowski in Lemberg, eine Eifersüchtelei, die bei aller politischen wie religiösen Wahlverwandtschaft beider Männer in eine herzlich komische Scheinfeindschaft ausartete, aber auch ein grelles Licht auf das Treiben des „historischen" Adels wirft und namentlich dessen Allianz mit den „Nationalen" illustrirt. Während Goluchowski mit seinem Schulrathe Czerkawski sich mit der Entdeckung von angeblichen Verschwörungen

Digitized by Google

der Ruthenen abmühte und zuletzt wirklich den famosen Proceß zu Stande brachte, in dem ein Dutzend lemberger Gymnasiasten von 14—20 Jahren wegen Hochverraths, einer sogar zum Tode verurtheilt ward, setzte Clam in Krakau den Polen gleichfalls mit Hochverrathsprocessen zu, als der italienische Krieg schon ausgebrochen war. Unter dem Donner der Kanonen von Magenta und Solferino ward der combinirte czechisch-polnische Feldzug gegen das Cyrillische Alphabet und den griechischen Kalender der Ruthenen eröffnet. Am 15. Mai 1859, dem Jahrestage der Aufhebung aller Robote, deren Wiederherstellung der krakauer Landespräsident nach Möglichkeit zu begünstigen beschuldigt ward, berief Goluchowski eine Commission, die auf Befehl von Clam's Schwager Thun über die betreffende Regierungsvorlage, eine Arbeit des spätern Hohenwart'schen Cultusministers Jirecek, berathen sollte. Vergebens war der Einwurf der ruthenischen Mitglieder, inmitten des Waffenlärms sei doch eine solche Berathung nicht am Platze. „Gerade jetzt müsse der Staat seine Stärke zeigen", gab man ihnen zurück; und ein paar Tage vor Solferino octroyirte Minister Thun das Elaborat Jirecek's. Es wirkte hier die polnische Partei Goluchowski-Czerkawski mit der czechischen Clam-Jirecek zusammen: hoffte jene die Ruthenen auf solche Art leichter zu polonisiren, so wollte diese sie durch eine der czechischen nachgeformte Orthographie und Grammatik mit ihrem eigenen Stamm und den Slowaken zu einer „historisch-politischen Individualität" zusammenschweißen. Als jedoch die erste Nummer des ruthenischen „Landesgesetzblattes" mit den neuen lateinischen Lettern und mit beigedrucktem polnischen Text erschien, erreichte die Aufregung der Ruthenen einen so bedenklichen Grad und fand an der hohen ruthenischen Geistlichkeit, die sich direct an den Kaiser wandte, eine so nachdrückliche Unterstützung, daß die Willküracte sofort zurückgenommen werden mußten. Goluchowski fiel jedoch nach dieser Schlappe treppaufwärts ins Ministerium des Innern, das Bach am 29. Aug. 1859 räumte: und da war denn für Clam, als Untergebenen eines so gehaßten Chefs, keines Bleibens mehr auf seinem Posten. Im Herbst 1860 bei Erlaß des Octoberdiploms, das Ungarn wieder seinen eigenen Hofkanzler gab, beschwerte zwar Goluchowski sich bitterlich, „so gehe es ihm immer; von Galizien habe er die eine Hälfte an Clam abgeben müssen, und kaum sei er Minister des Innern geworden, so nehme man ihm den ganzen ungarischen Antheil seines Departements". Sobald man ihm jedoch bemerklich machte, daß sein alter, guter Freund Graf Clam ganz bereit stehe, das Portefeuille zu übernehmen, auch wenn es nur die Erblande umfasse, blieb Goluchowski auf seinem Posten: „Dem gönne er es nun einmal um keinen Preis."

Jetzt aber kam die Zeit, in der Clam-Martinic als glorreicher Parteiführer im Verstärkten Reichsrathe während der vier Monate Juni bis September 1860 sein parlamentarisches und staatsmännisches Renommée gemacht. Auf den Lorbern, die er dort gesammelt, hat er nun 20 Jahre hindurch lange genug ausgeruht, und eben weil er seinen Standpunkt seit jener Halbvergangenheit nicht um Eines Haares Breite verrückt, ist's kein Wunder, daß er Eile hat, nach den beiden verfehlten Anläufen unter Belcredi und Hohenwart endlich als Erbe Taaffe's einmal Ernst machen zu können mit der Gründung seines föderalistischen Musterstaates. Sein erster wirklich genialer Griff war die Aufstellung der Lehre von den „historisch-

Digitized by Google

politischen Individualitäten". Dadurch schuf er nämlich mit Einem kühnen Schlage den Boden, worauf die ungarischen Altconservativen, ohne sich zu Hause selber zu compromittiren, den Feudalen der Erblande die Hand zu einem Bunde bieten konnten, dessen eigentlicher Zweck sich mit den wohlfeilsten Phrasen von „wahrer" Freiheit, von „Autonomie" und von „Decentralisation" um so leichter verdecken ließ, als eben erst das unerträgliche Joch des byzantinischen Concordatsdespotismus durch Bach's Sturz ein klein wenig gelockert worden. Vortrefflich paßte zu allen Aspirationen des Magyarenthums die Lehre, daß die „historisch-politischen Individualitäten" der Monarchie sowol gegen centralistische Attentate wie gegen einen Zersetzungsproceß auf Grund des „Garibaldi'schen Nationalitätendogmas" geschützt werden müssen. Damit hielt man sich auf dem Gebiete der Stephanskrone den wiener Absolutismus vom Leibe und die rumänischen, südslawischen, slowakischen Secessionsgelüste nieder. Clam's Schema bedeutete also für Ungarn: Aufhebung der Zerklüftung des Landes in fünf Statthaltereien, Rückeinverleibung der Wojwodina, Einfügung Kroatiens und Siebenbürgens in den Verband der Stephanskrone; Unterordnung dieses ganzen Complexes unter die pester Centralregierung und den ungarischen Landtag; strenge Niederhaltung alles dem Magyarismus unbequemen Nationalitätenschwindels; Anerkennung der magyarischen als der alleinigen politisch-diplomatischen Sprache; Abwehr jedes wiener Einflusses, der die Autonomie des ungarischen Parlaments hätte stören können. Man denke, ob eine derartige Doctrin in Pest populär war und wie ihr Urheber Graf Clam, der sie mit dem Grafen Szécsen zusammen in die Form des „Majoritätsvotums" gegossen, dort gefeiert wurde?

Gerade den umgekehrten Erfolg mußte die Anwendung der „historisch-politischen Individualitäten" auf die Erblande haben, wo sie ausschließlich den Hochtories zugute kam. Die Zersplitterung in 17 Landtage hätte, neben dem Jammer der Kleinstaaterei und neben der Vernichtung jeder Hoffnung auf eine ernsthafte Volksvertretung, die Preisgebung des liberalen und aufgeklärten deutschen Bürgerthums an eine feudal-klerikal-slawische Ligue bedeutet, die wirthschaftlich wie politisch und kirchlich ins Mittelalter zurücksteuerte. Die Restauration des Vormärz wäre nur der Anfang. Dürftige Postulatenlandtage mit der ganzen Misère der Krähwinkelei waren das einzig Erreichbare, wenn Salzburg und Vorarlberg „autonome" Organismen waren, die in ihren „berechtigten Eigenthümlichkeiten" geschützt werden sollten. Solche Versammlungen mochte man drehen und wenden wie man wollte, es konnte nichts dabei herauskommen als vormärzlich ständischer Raritätenkram; schon der Mangel jedes frischen Luftzugs bürgt dafür, daß sie zu nichts dienen konnten, als jeden Spießbürgerzopf in Spiritus aufzubewahren. Dann mochte im „glaubenseinheitlichen" Tirol mit Hülfe der chinesisch abgesperrten Bevölkerung die Herrschaft des Krummstabes wieder in ungeahnter Herrlichkeit erblühen und das Concordat durch den Landtag viel fester begründet werden als je durch den Absolutismus. Vor allem aber hätten inmitten dieses idyllischen Daseins die echten Rothfrackstände in der vollen Pracht ihres Moders die Auferstehung gefeiert; im Gebiete der Wenzels- und Jagellonenkrone würde das Gaugrafenthum seine Orgien halten, alle noch aufrecht stehenden Errungenschaften der Revolution ausrottend.

Digitized by Google

Den Cavalieren, die im Bunde mit den Römlingen den „nationalen" Leidenschaften schmeichelten, wäre die Masse willig gefolgt, weil man ihr vorspiegelte, es gelte die Abschüttelung des wiener Bureaukratenjoches und weil man ihrem Fanatismus das deutsche Bürgerthum, dieses eigentliche Pürschwild der böhmischen „Herren", als Beute hingeworfen hätte. Das ist keine Uebertreibung: in jedem dieser „autochthonen" Magnaten steckt so etwas von dem Jesuitenpräfecten Piscalar, der als Chef des Schulwesens für Tirol unter Thun sich erkühnen durfte, in einem Gymnasialprogramm die deutsche Sprache „eine freigelassene" zu schimpfen, die seit der Reformation zum Unterricht völlig ungeeignet, der selbst das Polnische als Schulsprache vorzuziehen sei. Des Deutschthums selber galt es Herr zu werden, indem man es einerseits in Landtagen, wie der bregenzer und salzburger, atomisirte, andererseits an Czechen und Slowenen zur Entnationalisirung vertheilte; in Innerösterreich endlich es mit Hülfe des Concordats und der „Glaubenseinheit" narkotisirte, von jedem Succurs gegen die präpotenten „Herren" aber abschnitt. Ein Appell nach Wien an des Kaisers Macht wäre zum „Hochverrath" gegen die aristokratische Oligarchie gestempelt, die sich als „Autonomie" brüstete. Ein Reactionär im Solde der Bach'schen Bureaukratie wäre gewesen, wer durch Berufung an die Centralgewalt die materiellen Märzerrungenschaften gegen die Einführung von mecklenburgischen Zuständen hätte sicherstellen wollen; und wer in der Hauptstadt Schutz für die bedrohte deutsche Nationalität gesucht, der wäre als Rother denuncirt worden, weil er Garibaldi's nationale Schwärmereien theile. Die Grafen Clam und Szécsen handhabten ja wirklich schon im Verstärkten Reichsrathe mit großer Virtuosität die Phrase, daß jeder Deutsche, der gegen die Czechen, jeder Rumäne, der gegen die Magyaren Schutz seiner Nationalität begehre, „den Boden Garibaldi's betrete", weil er den „historisch-politischen Individualitäten" mit den Nationalitätsideen zu Leibe gehe. Laut verdammte Clam den revolutionären Plan, den doch Palacky 1849 lebhaft befürwortet, Böhmen nach der Sprachengrenze zu zerlegen, und der zweiundsiebzigjährige Graf Hartig brauste auf, weil der böhmische Graf sich erkühnte, alle die nicht auf das System der „historisch-politischen Individualitäten" schworen, als schlechte Patrioten zu denunciren — wie auch der siebenbürger Rumänenbischof Baron Saguna sich der Anklage aus dem Munde der Altconservativen zu erwehren hatte, daß er eigentlich ein Rothhemdler sei, weil er ihre Behauptung zurückwies, daß in Ungarn von gar keinen Nationalitätenschwierigkeiten die Rede sein könne, weil sich da jedermann nur als Ungar fühle.

Das ist der Graf Clam-Martinic von 1860, und ganz zweifelsohne auch der von 1880: denn er hat sich vor 20 Jahren als Redner, Antragsteller und Berichterstatter über alle wichtigen schwebenden Fragen zu sehr im Einklange mit jenen eben entwickelten Grundsätzen ausgesprochen, als daß nicht jedermann begreifen sollte, hier ein vollständig ausgereiftes und in allen Details wohl überlegtes System vor sich zu haben. So gleich in der Stellung Clam's zum Concordat und zu dem großen Princip der religiösen Gleichberechtigung. Der Siebenbürger Mager hatte schwere und gerechte Klagen über die Störung des kirchlichen Friedens erhoben, die durch das Concordat und dessen Handhabung im Großfürstenthum hervorgerufen war, wo bis dahin die größte Toleranz geherrscht. Namentlich das Ehegesetz war

Digitized by Google

Gegenstand der begründetsten Beschwerden seitens der Protestanten. Wie lautete Clam's Erwiderung? „Im Ehegesetze sollen Bestimmungen enthalten sein, die sich mit den Grundsätzen der protestantischen Religion in Widerspruch befinden. Wie nun aber, wenn dagegen bemerkt wird, eine andere Lösung als die im Ehegesetze vorgesehene würde dem Grundsatze der katholischen Religion widersprechen? Hier ist eben ein Widerspruch im Princip zwischen den beiden Bekenntnissen, der gerade durch starres Festhalten an dem Schlagworte der Gleichberechtigung noch ärger verwirrt, statt gelöst wird." Nur keine vulgären Schlagwörter, nur keine liberalen Gemeinplätze, wie politische oder Gewissensfreiheit! Die „wahre" Freiheit basirt eben darauf, daß die Römlinge sich unterdrückt fühlen, wenn sie nicht mehr einen Freibrief zur Unterdrückung anderer haben — woraus logisch folgt, daß Protestanten, die der römischen Kirche dies ihr Unterdrückungsrecht rauben wollen, die „wahre" Gleichberechtigung schmählich beeinträchtigen! Mit Recht entgegnete Mager: „Die katholischen Dogmen sind nicht erst seit dem Concordat entstanden; wie war es also möglich, daß in Siebenbürgen, wo die Reciprocität, die vollkommenste Gleichheit und Parität unter den vier christlichen Confessionen jahrhundertelang geübt worden sind, das Dogma nicht gelitten hat?... Ob die Katholiken Oesterreichs sammt und sonders mit dem Concordat einverstanden sind, will ich außer Frage stellen; daß aber das Concordat unter uns Protestanten Oesterreichs wie in ganz Deutschland die bittersten Anfechtungen erfahren hat und noch erfährt, das ist gewiß." Den böhmischen Grafen machte dieser Einwurf des kronstädter Handelskammerpräsidenten natürlich nicht irre. Kaum war seine Partei ans Ruder gelangt, als auch der Sistirungsgraf Belcredi es seine erste Sorge sein ließ, dem innsbrucker Landtage die Cassirung jenes Schmerling'schen Protestantenpatents, von dem sein Urheber gesagt, „es muß uns die Sympathien Deutschlands zurückerobern", für Tirol zu gestatten. Nach der Melodie „Landrecht bricht Reichsrecht" ward als Landesgesetz sanctionirt, daß in Tirol keine protestantische Gemeinde ohne Einwilligung der Stände constituirt werden dürfe; hätte das Regiment der Coterie noch länger gedauert, so wäre wol auch der zweite Landtagsbeschluß Gesetz geworden, wonach ohne Bewilligung der Stände kein Protestant unbeweglichen Besitz im Lande der „Glaubenseinheit" erwerben sollte. Das ist die „wahre" Freiheit und religiöse Gleichberechtigung nach „autonomem" Recept! Consequent arbeitete Clam in jeder Richtung mit dem gleichen Hebel, der „Autonomie", im Dienste der Reaction; und auf ein wenig Jesuitismus kam es ihm dabei natürlich auch nicht an. „In den Landtagen und ihrer baldigen Einberufung concentriren sich mit Intensität und Einmüthigkeit die Wünsche der Bevölkerung in Ungarn", sagte er im Verstärkten Reichsrathe ein andermal, um zu rechtfertigen, daß auch das Majoritätsvotum „die Landesautonomie und die principielle Gleichstellung der Länder mit dem größten Nachdruck betone". Die Kleinigkeit verschlug weiter nichts, daß Ungarn durchaus nicht die Landtage, sondern seinen Landtag verlangte, und daß dieser Landtag eben ein Vollparlament war, während die 17 „autonomen" Landtage der Erblande gerade umgekehrt gegen die Möglichkeit der Bildung einer ernsthaften Volksvertretung ein unübersteigliches Hinderniß abgeben sollten. So war's in allem Ernste gemeint. Nicht nur behandelte der Graf

Digitized by Google

die Urheber des Minoritätsvotums, obwol sie sich scheu davor verwahrten, als ziele ihr die Reichseinheit scharf accentuirendes Gutachten auf ein Centralparlament ab, wie eine Heerde blutrother Barrikadenmänner, weil sie die Grenzen für die Selbständigkeit der Einzelländer so eng zögen, „daß es in hohem Grade zweifelhaft erscheine, ob diese Duodezausgabe einer Landesautonomie in den Ländern selbst einen Verleger finden werde, statt blos die Makulatur auf dem Wiener Platze um einen neuen Beitrag zu vermehren". Er sagte nicht nur, die bloße „Selbstverwaltung" als Surrogat der „Landesautonomie" perhorrescirend, rundheraus: „Die Länder der österreichischen Monarchie sind keine Departements, keine administrativen, sie sind politische Einheiten"; nein, er warf dem ganzen parlamentarischen System und dessen Verfechtern den Handschuh hin zur Fehde auf Leben und Tod: „Reichsrath Mager hat von den Worten Constitution und Repräsentativverfassung wiederholt einen solchen Gebrauch gemacht, daß man nicht umhin kann, darunter eins von den constitutionellen Gebilden der Neuzeit zu verstehen, eine Verfassung modernen Stils. Eine staatsgrundgesetzliche Feststellung der Verhältnisse nun wünschen wir alle. Eine Repräsentativverfassung aber, wo ein Parlament über die Geschicke des Reiches entscheidet, die Rechte der Krone beschränkt und beeinträchtigt, wo eine centralisirte Gewalt in einem Parlament nicht blos bei der Gesetzgebung mitwirkt, sondern factisch mitregiert, muß ich mit Entschiedenheit zurückweisen — der Kaiser soll der alte österreichische Kaiser bleiben, die Verfassung nicht nach der Schablone der modernen Theorie hingestellt werden." Das ist genau die „constitutionelle Methode", auf die sich Graf Thun so viel zugute thut, die er Stahl und Gerlach abgesehen; eine Verfassung hat die privilegirte Klasse sicherzustellen gegen willkürliche Eingriffe, die sich Krone und Bureaukratie in deren patrimoniale Rechte zum Schutze der Bevölkerung erlauben. Mit der bloßen Methode nimmt es übrigens Graf Clam nicht so genau: hat seine Partei auch nur, wie eben jetzt, ein Dutzend Stimmen Majorität im Reichsrathe, so geht er stramm genug mit dem Parlamentarismus ins Zeug; die Drohung, das Budget nicht eher zu votiren, als bis dem Hause ein Cultus- und Unterrichtsminister gegenübersteht, der Garantien für die Cassirung der gesammten Schul- und confessionellen Gesetzgebung seit zwölf Jahren bietet, soll ihm dann helfen, der Krone ganz einfach ein Ministerium der äußersten Rechten zu octroyiren. Absurd aber ist es zu verkennen, daß das System des Grafen niemals bei andern Punkten anlangen kann als bei dem Concordat und den Fundamentalartikeln.

Allein der Muth, womit derselbe Politiker, der nicht pathetisch und salbungsvoll genug über die Unerträglichkeit der Majoritätstyranneien zu declamiren weiß, den parlamentarischen Mechanismus, sobald er denselben nur mit der knappsten Majorität erfaßt hat, rücksichtslos bis zum Biegen oder Brechen ausnutzt, zeigt deutlich, daß wir es hier mit einem Manne der Action zu thun haben. Schon im Verstärkten Reichsrathe sagte ihm Heine, daß seine „übermüthige" Art zur „Versöhnung" nicht beitrage, wenn er das Minoritätsvotum als „Makulaturbeitrag" behandle und „nebelhafter Umrisse" beschuldige, obwol Presse und Bevölkerung dasselbe viel succincter finden als die verschwommenen Phrasen des Majoritätsvotums. „Versöhnung" ist wahrlich am allerwenigsten Clam's Beruf; sein ganzes

Digitized by Google

Auftreten wirkt wie die Trompete, die zum Kampfe ruft; und wenn er bei der letzten Adreßdebatte des Abgeordnetenhauses sich zu einer „versöhnlichen" Rede zwang, so machte das einen wenig natürlichen Eindruck. Der wahre Clam-Martinic, der sich in seinem Element und wohl in demselben fühlt, steckt nicht in jener erkünstelten Pose, wo er sich den Anschein gab, nach allen Seiten hin die ausgleichbereite Hand zu reichen. Wenn auch Herbst dieser Rede einen wahrhaft „staatsmännischen" Charakter zuschrieb, wenn auch der Redner selbst damit begann, daß er die heftigen Ausfälle Rieger's gegen die Linke entschuldigte — in tödlichem Hasse wider die Deutschliberalen steht Clam der Verfassungspartei ebenso schroff gegenüber wie nur jemals Rieger. Nur muß man ihn eben da aufsuchen, wo er keine Rolle spielt, sondern sich gibt wie er ist; wenn er im Cesky-Club des Reichsrathes die unbeschränkte Dictatur des Feudaladels über die „Nationalen" festhält, so zwar, daß er die paar etwas freisinnig angehauchten Jungczechen, wie Kutschera, zur Niederlegung des Mandats zwingt; oder wenn er mit seinen Standesgenossen und mit den Prälaten die Mittel und Wege plant, die Majorität der Rechten einfach zu einer strammen Contrerevolution auf politischem und kirchlichem Gebiete, nicht etwa im Sinne des aufgeklärten Absolutismus, nein, zur Begründung einer ständischen Oligarchie der Feudal-Klerikalen auszunutzen: da ist er der echte Clam-Martinic und heute noch genau derselbe wie im Verstärkten Reichsrathe, als er Mager zurief: „Wenn Tausende in Wien den modernen Verfassungstheorien huldigen, so sind Millionen anderer Ansicht!" Wie ist es nur denkbar, daß ein Mann mit solchen Ueberzeugungen dem Reichsrathe, der aus directen Wahlen hervorgegangenen Centralrepräsentanz, jemals anders entgegentritt als mit dem festen Vorsatz, denselben zu beseitigen, sobald er die Macht dazu hat? Respect vor dem Adel! das ist und bleibt das Alpha und Omega bei seinen historisch-politischen Individualitäten; und wo er sich gehen läßt, hat er dessen kein Hehl. „Hat man einmal ein Volk verhetzt gegen einen gewissen Stand, gegen gewisse Autoritäten — und darauf läuft am Ende der ganze Sturm gegen geschichtliche Anknüpfungspunkte hinaus — dann ist es kaum zu glauben, daß man ihm vor andern Schranken halt gebieten könne. Hat man es einmal gelehrt, jeden Adeligen als Tyrannen zu hassen", rief er im Verstärkten Reichsrathe aus, „dann ist es kaum zu glauben, daß der Arbeiter vor dem Fabrikherrn, der Schüler vor der Gelahrtheit der Doctoren, der Unbemittelte vor der Großmacht des Kapitals sich willig beugen werde." Wenn also der ganze Sturm gegen die „historisch-politischen Individualitäten" auf eine Bedrohung der Adelsprivilegien hinausläuft, so muß doch das System selbst, das in jenen Individualitäten gipfelt, eben die Begründung eines starr aristokratischen Regiments bedeuten. Und wie ein Angriff auf dies letztere dem Grafen mit der Vernichtung aller Autorität identisch erscheint, so stellt Clam auch die Annullirung alles Eigenthums in Aussicht, wenn der Staat an einem materiellen Monopol des Großgrundbesitzes rüttelt. Kaum ist im Verstärkten Reichsrath die gesetzliche Regelung des Propinationsrechtes im Sinne der neuen Gewerbeordnung angeregt, da erhebt sich der böhmische Graf zu der Erwiderung: „eine solche Spoliation des ererbten Eigenthums gehe über seine Begriffe und seine Beurtheilung hinaus; das Propinationsrecht sei ein ebenso wohlerworbenes

Digitized by Google

Eigenthum wie jedes andere; gegen eine Regelung desselben, hinter der ein Eingriff deutlich durchschimmere, müsse er sich entschieden verwahren; wenn man erst das Eigenthum in Einem Punkte angreift, hat man die ganze Grundlage angegriffen, auf der das Gebäude des Rechtes und die staatliche Ordnung ruht". Charakteristisch ist es endlich, wie auch schon damals, unter der Herrschaft der durch Thierry noch verschärften Bach'schen Ordonnanzen, Clam der Presse, obschon selbst er deren Lage für unhaltbar erklärte, dennoch vorwarf, „daß sie, statt der Dolmetsch der öffentlichen Meinung zu sein, diese beherrsche und manchmal fälsche".

„In einer Woche werden wir entweder lachen oder weinen", lautete Clam's orakelhafte Antwort, als er jüngst im Cesky-Club über die gerade schwebende Ministerkrisis interpellirt ward, deren Ausgang er in seiner stürmischen Manier weit schneller herbeiführen zu können glaubte, als sich nachher möglich erwies. Nun, wenn Graf Clam jemals Grund haben sollte, so recht aus Herzensgrunde zu lachen, dann wird das liberale Bürgerthum ebenso vollwichtigen Anlaß haben zu weinen; denn mit halbschlächtigen Mitteln würde der Führer der Feudalen nicht daran gehen, als heiliger Ritter Georg dem bösen, giftigen Lindwurm des Constitutionalismus und des Josephinismus das Lebenslicht auszublasen. Allerdings — und das mag der Trost für jene sein, die den Eintritt einer derartigen Prüfung als unausbleiblich betrachten — allerdings würde der Action auch die Stärke der Reaction entsprechen. Ein Ministerium Clam wäre für die Deutschen Oesterreichs unfehlbar das Signal, sich ebenso eng aneinanderzuschließen und ihre Nationalität ebenso kantig in den Vordergrund zu schieben, wie die slawischen Stämme und die Magyaren das thun. Die Entscheidung müßte dann um so schneller fallen, als Graf Clam ganz und gar danach angethan ist, der auf die interessanten Nationalitäten basirten Feudalherrschaft auch in materieller Beziehung eine breite und feste Grundlage durch ein Steuersystem zu verschaffen, das den Adel auf Kosten des Tiers-état entlastet. Durch und durch aus Einem Gusse, nie von des Gedankens Blässe angekränkelt, ist Clam ein Mann der That, der genau weiß, daß wer den Zweck will, vor den Mitteln nicht zurückscheuen darf.

Von seiner Rede machte man zwar ebenfalls viel Aufhebens, solange er alla camera in dem abgesperrten Raume des Verstärkten Reichsrathes sprach, aus dem nur im Wege der Indiscretion Berichte ins Publikum gelangten. Der Ruf, daß hier ein neuer parlamentarischer Stern aufgegangen sei, bestätigte sich keineswegs, als Clam während der beiden ersten Jahre des Schmerling'schen Reichsrathes seinen Sitz im Abgeordnetenhause einnahm und nunmehr im vollen Lichte der Oeffentlichkeit vor einer großen Versammlung, nicht blos vor einem kleinen auserwählten Cirkel sprach. Einem Politiker, der so rücksichtslos ein fertiges System vertheidigt, fehlt es natürlich nicht an Gedanken; die Worte aber kommen in stotterndem, stockendem Vortrage aus seinem Munde. Es mag das mit ein Motiv gewesen sein, weshalb er, lange vor den übrigen czechischen Abgeordneten, aus dem Reichsrathe gleich während der ersten Session schied; demonstrativ zeigte er die Niederlegung seines Mandats aber nicht dem Reichsrathspräsidenten, sondern dem Oberstlandesmarschall von Böhmen als dem Vorsitzenden des prager Landtages an, da er sich lediglich als Mitglied der staatsrechtlichen Delegation

Digitized by Google

Böhmens betrachte. Für die politische Action dagegen ist Clam bisher immer der unentbehrliche Führer der Partei gewesen, wenn er gleich noch zeigen soll, daß er den Seinen nicht blos Verve und Elan zu geben, sie nicht blos hinzureißen, sondern auch sie und sich selber am richtigen Punkte zu zügeln weiß. War er der eigentliche Souffleur der Fundamentalartikelcampagne, so führte er doch auch wieder deren Verlust herbei, indem er den Bogen maßlos überspannte. Aber er war es ebenfalls, der 1870 den Versuch des Ministers Potocki, einen Ausgleich zwischen Czechen und Deutschen zu vermitteln, dadurch vereitelte, daß er den „historischen" Adel bewog, der Declaration Rieger's vom Jahre 1868 beizutreten und so die „nationale" Sache unter den Schutz der Hochtories und Hochkirchler zu stellen. Nur dadurch ward die zwölfjährige Dauer des passiven Widerstandes ermöglicht. Der Kaiser persönlich soll damals von dieser Gegenmine gesagt haben: „Das werde ich den Herren nicht vergessen." Potocki hatte Thränen in der Stimme, als er im Herrenhause bekannte, dies Fiasco sei die traurigste Erfahrung in seiner ganzen staatsmännischen Laufbahn! Vor einem Jahrzehnt also lachte Clam-Martinic, ohne daß er jedoch bei jenem Feldzuge von sich sagen konnte: „Wer zuletzt lacht, lacht am besten!" Wer diesmal der Gewinner sein wird, das ruht noch im Schoße der Götter; und doch kann erst das Ende zeigen, ob die endlose Verlängerung des passiven Widerstandes für die staatsrechtliche Partei selbst ein Glück oder ein Unglück war, ob sie unter Potocki nicht rühmlicher und vortheilhafter capituliren konnte als unter Taaffe. Wie aber auch der Ausgleichsfeldzug von 1880 schließen mag: durch die kühnen Griffe von 1860 und 1870 hat Graf Clam die Brücke zwischen den ungarischen Altconservativen und den erbländischen Feudalen geschlagen, sowie die „Nationalen" mit schwer lösbaren Ketten an den Triumphwagen der Reaction geschmiedet.

Unter den Feudalen, die Clam bei Führung des Cesky-Clubs Adjutantendienste leisten, steht ihm nach Anlage und Charakter Fürst Georg Lobkowitz am allernächsten. Als er 1871, mit 36 Jahren schon zum Statthalter, oder, wie man zu jener Zeit wieder sagte, zum Oberstburggrafen von Böhmen ernannt, seine politische Laufbahn mit der Vertretung der Regierung beim prager Landtage während der Fundamentalartikelcampagne eröffnete, repräsentirte er noch sozusagen das enfant terrible der Partei. In einem Appell an die Deutschen gestand er damals, und zwar nicht im Tone der Entschuldigung, sondern in dem des Selbstlobes zu: Leidenschaftlichkeit und Fanatismus seien die Grundzüge seines staatsmännischen Glaubensbekenntnisses. Ein von ihm inspirirter Artikel des „Vaterland" aber rieth dem Minister Hohenwart an, den Führern der Verfassungspartei einfach die Köpfe vor die Füße legen zu lassen und so sich selber Ruhe für den Staatsstreich zu schaffen. Noch im Frühling 1872 lehnte Lobkowitz eine Berufung in die Weltausstellungscommission in einem Schreiben an den Minister Banhans ab, worin er diesem anzeigte, daß es unter seiner Magnatenwürde sei, an einem Ausschusse theilzunehmen, in dem meistentheils, in Abwesenheit des Erzherzogs Rainer, ein gewöhnlicher plebejischer Handelskammerpräsident den Vorsitz führen werde. Es ward ihm daher auch gleich darauf die kaiserliche Bestätigung versagt, als ihn die

Digitized by Google

Bezirksvertretung von Melnik, wo eins seiner größten Güter liegt, zu ihrem Obmann wählte. Heute hat der gärende Most sich wol ein wenig gesetzt, sodaß der Fürst in wichtigen Reichsrathsausschüssen würdevoll präsidiren und streng sachlich die schwebenden Fragen erörtern kann. Aber an seinen typischen Eigenschaften hat das letzte Jahrzehnt nicht nur nichts geändert; dasselbe hat seine Hochtory- und Hochkirchlergrundsätze nur noch tiefer Wurzel schlagen lassen, ihn nur noch ungeduldiger und rücksichtsloser gestimmt in dem Feuereifer, seine Principien nach so langer Verschleppung endlich voll und ganz zur Geltung zu bringen. Im Steuerausschusse wie im Plenum setzte der Fürst alle Hebel an, um jene Grundsteuerreform zu Falle zu bringen, die den Exemtionen in Galizien ein Ende machen soll und deshalb das Bündniß der drei Fractionen auf der Rechten ernstlich gefährdet, weil sie den Polen bitter verhaßt ist, während sie Böhmen entlasten würde. Der Fürst schwang sich hier, bei aller Energie des Ausdruckes, womit er sich namentlich gegen jene Vertreter czechischer Landbezirke kehrte, die, nach dem Grundsatze, daß „in Geldsachen die Gemüthlichkeit aufhört", die hochadeligen Führer des Cesky-Clubs bei dieser Gelegenheit im Stiche ließen, auch zu leichtgeschürzten Witzen gegen die Liberalen auf. Die Losung der Föderalisten war Verschleppung der Regiernngsvorlage um jeden Preis! Demgemäß bestanden sie darauf, daß die Erledigung aller Reclamationen gegen die Einschätzung der Einführung der neuen Steuer vorangehen solle. Die Linke, die darauf nicht einging, verglich der durchlauchtige Redner mit einem Tribunal, das in einem verwickelten Processe damit anfangen wolle, „den Kerl zuerst einmal einzusperren". Aber obschon Lobkowitz alles aufbot, um den Latifundienbesitzern Galiziens ihr ungerechtes Privilegium zu retten, tadelte er es doch sehr entschieden, daß die Liberalen und die Presse hier von Klassen- und Kasteninteressen sprächen: das sei ein vergangenen Zeiten angehöriges, des 19. Jahrhunderts „durchaus unwürdiges Rüstzeug"; davon dürfe man heutzutage gar nicht mehr reden. Der Accent liegt hier auf dem Worte „reden"; unter einem feudalen Cabinet dürfte eben niemand davon sprechen, damit die Regierung behaupten könnte: „Quod non est in actis, non est in factis." Auch war es Fürst Lobkowitz, der nach Prag reiste, um Anfang Februar 1880 dort durch Vermittelung des Cardinal-Erzbischofs die Adresse des böhmischen Episkopats zu Stande zu bringen, welche die Annullirung der Schulgesetzgebung von 1868—74 fordert. „Mir graust es förmlich, in dies revolutionäre Loch hinabzusteigen", seufzte er noch am 14. Febr. 1880, da er als Delegirter zu einer gemeinsamen Abstimmung mit den Ungarn in die Aula, ominösen Andenkens von 1848 her, gehen mußte.

Weniger durch die Wucht der eigenen Persönlichkeit, als durch die des Clans, dem er angehört, macht Fürst Adolf Schwarzenberg Anspruch auf Bedeutung. Alle andern Geschlechter des autochthonen böhmischen Adels deutscher Herkunft, insoweit sie nicht, gleich allen slawischen Aristokraten, zu ihrer Nationalität halten — die Thun, die Kinsky, selbst die Salm und die Lobkowitz — theilen ihre Sympathien wenigstens, indem einige ihrer Mitglieder zur Reaction, andere zur Verfassungspartei stehen; oder sie begnügen sich doch mit dem Eintritt in die Rechtspartei

Digitized by Google

Hohenwart's, wo sie doch in erster Linie nur für die „heilige Kirche" einzustehen und nicht Hebammendienste bei Vergewaltigung der eigenen Muttersprache zu leisten brauchen. Nur die Schwarzenberg allein fassen das noblesse oblige so auf, daß sie in beiden Häusern wie Ein Mann, um das Interesse der Hochtories und Hochkirchler am ausgiebigsten zu fördern, nicht blos mit den Römlingen gegen den „Aufklärichtt", sondern auch mit dem Slawenthum, als der besten Stütze des Concordats und des Feudalismus, gegen das Deutschthum, weil es die eigentliche Basis des freisinnigen und josephinischen Bürgerthums bildet, rücksichtslos gemeinsame Sache machen. So hat denn der achtundvierzigjährige Fürst Adolf im Abgeordnetenhause keinen Anstand genommen, dem Cesky-Club beizutreten, und genau dieselbe Tendenz verfolgen im Herrenhause sein Vater Fürst Johann Adolf, trotz seiner 81 Jahre noch eine recht provocatorische Natur im Kampfe gegen Deutschthum und Liberalismus; dessen zehn Jahre jüngerer Bruder, der prager Cardinal Fürsterzbischof Friedrich, und der eben erst ins Herrenhaus berufene Chef der zweiten Majoratslinie, der sechsundfunfzigjährige Fürst Karl. Die Schwarzenberg sind in dieser Richtung die Antipoden der Auersperg, deren bis zum Tode Anastasius Grün's und dem eben erst erfolgten Ableben des Fürsten Vincenz fünf im Herrenhause saßen. Wie zwei, natürlich nur im parlamentarischen Sinne, feindselige Clans stimmen sie Mann für Mann gegeneinander: so noch bei der letzten Adreßdebatte, wo doch einer der Auersperg als General gegen den Feldmarschall Erzherzog Albrecht votiren mußte. Fürst Adolf Schwarzenberg trieb die Opposition wider das Ministerium Adolf Auersperg so weit, daß dieses ihm die Bestätigung als Obmann der Bezirksvertretung von Wodnian versagte. Zusammen mit seinem Vater und dem Fürsten Karl hatte er die „Patriotisch-ökonomische Gesellschaft", deren Präsident der greise Fürst Johann Adolf war, durch förmliche Hinausdrängung der deutschen Grundbesitzer in einen Herd feudal-czechischer Agitationen umgewandelt. Da stellte denn der alte Fürst am 17. März 1872 in der Gesellschaft den Antrag, die Weltausstellung in Wien nicht zu beschicken: „Wir sollen ihnen ihr Cisleithanien zieren; aber solange Sie, meine Herren, mich nicht absetzen, werde ich nicht dulden, daß wir das Flitterwerk für sie abgeben. Als czechische Landwirthe sollen wir uns nicht präsentiren, sondern die Fehler der Regierung verdecken und fremder Nacktheit als Mantel dienen." Der Regierungscommissar, Statthaltereirath Adda, der, statt die Versammlung aufzulösen, schwach genug war, zu drohen, er werde fortgehen, wenn es in dem Tone weiter gehe, ward mit lautem „To je dobre! vyborne!" („Das ist recht! Bravo!") von dem autochthonen Adel förmlich zum Saal hinausgejohlt. Die hochgeborenen Herren blieben dabei: „Wir stellen selbständig oder gar nicht aus; dann erst wird man sehen, wie armselig das übrige Cisleithanien ist; mit Zähnen und Nägeln müssen wir uns wehren." Zwei Tage später führten in der Versammlung der österreichisch-ungarischen Zuckerindustriellen die Fürsten Adolf und Karl das große Wort: „In der Collectivausstellung der österreichischen Zuckerindustriellen muß Böhmen selbständig dastehen; nur die Zusage einer czechischen Extraausstellung kann diese Exposition sichern. Böhmens Ehre und Würde verlangen, daß wir ganz wie Ungarn eine eigene Landescommission und unsere besondere Collectivausstellung haben." Die Regierung löste sofort die

Digitized by Google

Patriotisch-ökonomische Gesellschaft auf; eine Deputation der Magnaten, die nach Wien ging, um beim Kaiser Beschwerde zu führen, erlangte keine Audienz.

Wir schließen diese Gruppe mit dem Grafen Egbert Belcredi, dem ältern Bruder des Sistirungsministers. Seit der zweiten constitutionellen Aera der Monarchie zählt der Graf zu den Gründern und hauptsächlichsten Inspiratoren des feudalen „Vaterland" sowie zu den festesten Stützen des czechischen Feudalismus in Mähren; er ist dort eins der stärksten Bindeglieder, um den innigen Parteizusammenhang mit dem historischen Adel und den Römlingen Böhmens aufrecht zu erhalten. Während der ersten parlamentarischen Periode freilich hätte das kaum jemand zu prophezeien gewagt. Nach den Märztagen spielte der damals zweiunddreißigjährige Graf eine tonangebende Rolle im brünner Landtage: allerdings war das eine Zeit, wo auch der Cardinal Fürst Schwarzenberg, 1848 noch Erzbischof von Salzburg, öffentlich die Erklärung abgab, die politischen Vorrechte des Adels müßten aufhören. Wie er dazu vor 32 Jahren gekommen ist, wird Sr. Eminenz heute wol selber unerklärlich sein: ebenso wie dem Grafen Belcredi die Schwenkung um den halben Compaß, die er gleichfalls in dem gleichen Intervall durchgemacht. Auch Egbert Belcredi nannte sich 1848 im mährischen Landtage pomphaft einen Aristokraten von Geburt, aber einen Demokraten von Gesinnung, der gegen die Aufhebung der adeligen Privilegien nichts einzuwenden habe und nur den Namen als eine „schöne Erinnerung an die Vorfahren" beibehalte. Derselbe Mann, der heute für die „historisch-politischen Individualitäten" mit Feuereifer eintritt; der den nackten Föderalismus à outrance verficht, um des verhaßten modernen Liberalismus Herr zu werden; der für die Restituirung der vormärzlichen Rothfrackstände, wie sie im Octoberdiplom versucht ward, schwärmt, meinte damals: „Wenn man die alten Stände abschaffe, dürfe man nicht neue einführen, sondern müsse einfach Kopfzahl und Steuercensus zur Basis des Wahlrechtes machen, ohne jeden andern Unterschied"; und rief unter rauschendem Jubel dem Landtage zu: „Aus dem Trödelmarkte vergilbter, durch alte Pergamente kaum zusammengehaltener Kronen soll nur eine einzige, die des constitutionellen Reiches, erstehen."

Der „autochthone" Adel wäre nichts als ein Generalstab ohne Armee, wenn nicht Dr. Ladislaus Rieger den feudalen Hochkirchlern die 5 Mill. Czechen als verläßliche Kriegsmacht zur Disposition stellte. Wohl liebt es der Müllerssohn aus Semil hier und da — so noch 1861 im Schmerling'schen Reichsrathe — mit dieser seiner Abkunft zu kokettiren, als könne er damit jene ad absurdum führen, die ihm das nur allzu offenkundige Factum vorrücken, daß der einzige factische Zweck seiner politischen Thätigkeit darin besteht, den Aristokraten und Ultramontanen demüthiglich die Schleppe zu tragen. Wohl ließ er es sich vor 32 Jahren als feuriger Jüngling angelegen sein, nach Thunlichkeit, wo dies für seine nationale Agitation keine nachtheiligen Folgen nach sich zog und wo es sich nur um theoretisches Bramarbasiren ohne praktische Consequenzen handelte, den hussitischen Demagogen herauszukehren. Aber der ganze Charakter und das ausschließliche Streben des Czechenführers sprach sich in dem Satze aus, den er, mit der geballten Faust

Digitized by Google

auf sein Pult schlagend, voll furchtbarer Erregung in der Reichstagssitzung vom 11. Sept. 1848 dem Abgeordneten Borrosch ins Gesicht schleuderte, weil dieser den Antrag auf Zulassung verschiedener Sprache im Reichstage als „Nationalitätsliebhaberei" gebrandmarkt: „Das Recht, in unserer Nationalsprache hier zu reden, steht uns ebenso sehr zu wie den Deutschen — nur dem Slawen kann es geboten werden, daß man ihm zumuthet, in diesem Staate die Herrschaft einer Nationalität über sich zu dulden, die in der Minorität ist. Wir Slawen bilden bei weitem die größere Macht Oesterreichs: durch unser Geld, durch unser Blut wird es erhalten; nur solange wir wollen, wird es bestehen; wir aber wollen es." Hier haben wir den rothen Faden in dem ganzen Wesen und der ganzen politischen Laufbahn des Mannes, der heute 61 Jahre zählt. Mußten sich selbst 1848 alle demokratischen Neigungen seiner Jugendzeit, und mochten sie noch so heftig emporlodern, unbedingt diesem Einen Princip unterordnen: im reifen Alter sind sie ohnehin schon bis auf die letzte Spur verglommen. Da fragt Rieger, auf solche Anklagen wie die obenerwähnten, nur sarkastisch zurück: ob „die Nation" sich nicht vielleicht lieber mit Herbst und Kuranda, als mit dem eingeborenen Adel und Klerus zur Erreichung ihrer Zwecke alliiren solle? Gesprochen oder apokryph, das ihm in den Mund gelegte Wort bildet sicherlich, mindestens stillschweigend, die Devise, unter der er nach sechzehnjähriger Enthaltsamkeit wieder in das verhaßte „Schmerling-Theater" vor dem Schottenthore getreten ist: „Mit dem Teufel, wenn es sein muß, gegen das Deutschthum!" Wir wollen hier nicht untersuchen, inwiefern auf diese Tendenz Rieger's seine Verheirathung mit der Tochter Palacky's, des „Vaters der Nation", von maßgebendem Einfluß gewesen sein mag. Allerdings mag der starr conservative Sinn, der sich bei dem großen Historiker mit dem nationalen Fanatismus vereint, für den Schwiegersohn mit bestimmend gewesen sein, die eigenen ursprünglich hussitischen Neigungen den Lebensbedingungen des Czechismus rückhaltslos unterzuordnen; um so mehr, als auf dem wiener Reichstage Rieger mit seinem sonoren Organ, seiner entschiedenen notorischen Begabung und seiner imposanten Gestalt, die ihm den Titel des „schönsten Mannes" im Hause erwarb, eigentlich nur dem doctrinären, des Wortes wenig mächtigen Gelehrten, der seine Plane blos in den Ausschüssen entwickelte, als Sprachrohr diente. Noch heute zeigt der ungebeugte Gang, das Feuer des Auges, die Leidenschaftlichkeit der Geberde den geborenen Parlamentarier in Rieger. Aber sogar in Aeußerlichkeiten und relativen Kleinigkeiten offenbart sich, daß 1848 sowie 1861 und 1879 neben der Machtfrage alles andere für ihn verhältnißmäßig gleichgültig ist; daß er vor keinerlei reactionärer Gemeinschaft zurückschreckt, wenn dieselbe nur die Sache der „Nation" fördert. Die Analogien sind geradezu frappant. Gleich in einer der ersten Sitzungen des Reichstages von 1848 setzte Rieger durch, daß die Präsidentenwahl vertagt ward, bis mehr Abgeordnete slawischer Nationalität aus den entferntern Provinzen eingetroffen wären. Das faßte die Masse in der Art auf, daß sie die aus der Sitzung kommenden czechischen Deputirten und Rieger speciell mit Johlen und Pfeifen, ja mit der Androhung von Gewaltthätigkeiten begrüßte: „Die Böhmen wollen den Reichstag unmöglich machen! Aber wir wollen mit ihnen schon fertig werden! Haltet den Lumpen!" Das war nun, abgesehen

Digitized by Google

von dem Unrecht, eine formell ganz falsche Auffassung; aber instinctmäßig traf sie doch ins Schwarze. Denn sechs Wochen früher, unmittelbar vor dem großen Slawencongreß, der mit dem Bombardement Prags durch Windischgrätz abschloß, war Rieger an das kaiserliche Hoflager nach Innsbruck abgesandt worden, um dort vom Kaiser Ferdinand die glücklicherweise verweigerte Erlaubniß zur Einberufung eines constituirenden Landtages für Böhmen zu erbitten, der selbstverständlich den wiener Reichstag in eine Chimäre verwandelt hätte. Es war das der Plan, wie der Gubernialpräsident Graf Leo Thun die wiener Maivorgänge und die Flucht des Monarchen auszunutzen gedachte; Rieger war Mitglied einer Deputation, welche die von Thun eingesetzte provisorische Regierung abschickte. Im Jahre 1861 waren es wieder Rieger und seine Czechen, welche die Deutschliberalen aufs äußerste reizten, indem sie dort im Bunde mit den Feudalen in allen ersinnlichen Formen den Reichsrath an jeder Thätigkeit verhindern, ja zur Vertagung, bis die Ungarn eintreten würden, bewegen wollten, um inzwischen alle constitutionellen Befugnisse den Landtagen zu vindiciren. Heute kann Rieger sich freilich nicht mehr ganz so hoch versteigen: aber in den Reichsrath hat er die alte Todfeindschaft gegen die Körperschaft selber mitgebracht; nur noch verschärft durch die verhaltene Wuth über den Miserfolg einer Abstinenzpolitik, die ihn die schönste Zeit seines Lebens in unfruchtbaren Agitationen vergeuden hieß. Gleich in seiner ersten Rede goß er mit einer Leidenschaftlichkeit der Sprache und Geberde, als stände er noch Anfang der Dreißiger und nicht der Sechziger, die volle Schale seines Zornes über Wien und die Wiener aus, die obenerwähnten Vorgänge von 1848 zur Caricatur übertreibend, um zu beweisen, wie kein Czeche hier seines Lebens sicher sei. Daß inzwischen von 1861 bis an sein seliges Ende im Jahre 1868 der Urzeche Zelinka durch dreimalige freie Wahl des freigewählten Gemeinderathes als erster Bürgermeister der Hauptstadt fungirt hatte, genirte Herrn Rieger weiter nicht. Seine Beschäftigung im Parlament ist nur die eine, dessen Competenz in Stücke zu zerreißen, um die Fetzen den Landtagen hinzuwerfen; nicht blos, wo es sich um die Concessionirung der Vicinalbahnen handelt. Nein, er schrickt auch nicht vor der Unterstützung jener Anträge zurück, durch welche die Feudalen die Schule wieder dem Klerus ausliefern möchten, wenn diesen Attentaten nur ein „autonomes" Mäntelchen umgehängt und die Schulgesetzgebung überhaupt den „Königreichen und Ländern" vindicirt wird. Unter Landesautonomie aber versteht Rieger nicht nur Herrschaft des czechischen Elements, sondern des böhmischen Staatsrechtes, wie die „Declaration" von 1868 dasselbe formulirt hat. Nur echte „Declaranten" sollen im Bereiche der Wenzelskrone angestellt werden; als er im Reichsrathe Lärm über Germanisirung schlug wegen dreier Gerichtsräthe, die ans prager Tribunal berufen waren, mußte er sich vom Minister Stremayr den Nachweis gefallen lassen, daß alle diese Herren der czechischen Sprache durchweg mächtig seien, ja daß dieselbe ihre eigentliche Muttersprache sei!

Wie die Deutschen, so hatten die Magyaren den Kelch des Rieger'schen Chauvinismus bis auf die Hefen zu kosten. Ihnen ward er in einer Weise credenzt, die zugleich offen die Solidarität des Czechenthums mit der hereinbrechenden Militärreaction documentirte. Das geschah in jener folgenschweren Sitzung vom

Digitized by Google

19. Sept., als, vornehmlich mit auf Rieger's Betreiben, die Deputation des pester Reichstages abgewiesen ward, die Einlaß in der Reitschule begehrte, um die Vermittelung des Parlaments zwischen der ungarischen Regierung und Jellacic zu erbitten. Vergebens war Löhner's Beschwörung an das Haus: „Wenn die Monarchie nur so lange zusammenhält, als die Slawen es wollen, wohlan, Slawen, zeigt heute, daß es Ernst ist, haltet sie! Was haben die Kroaten, die Slowaken von diesem Reichstage zu fürchten? Blicken Sie um sich; die Mehrzahl von Ihnen sind Slawen! Die Magyaren bitten Sie, wir bitten Sie, von der Majorität der Slawen erwarten wir mehr Gerechtigkeit als von den Schlangengängen der Hofpolitik! Gehen Sie heute zur Tagesordnung über, so könnte die Geschichte über uns selbst zur Tagesordnung übergehen. Wenn Ungarn erst ganz daniederliegt, dann ist es zu spät; dann wird die Hand des Demokraten vergeblich in das Schwert fallen, das der Krieger schwingt; dann mögen die Völker hier sich beschämt davonschleichen, denn man wird von ihnen sagen, sie ließen ein Brudervolk morden, um bald alle geknechtet zu werden." Auf diesen pathetischen Appell entgegnete Rieger nicht nur, wenn auch inopportun, so doch zur Sache: „Diese Gesandten sind nicht gekommen, um zu erklären, daß sie diesen gemeinsamen Reichstag beschicken wollen, oder daß die Slawen Ungarns von nun an volle Gerechtigkeit und Gleichberechtigung genießen sollen, oder daß sie den gebührenden Theil der Staatsschuld auf sich nehmen werden"; nein, er hatte auch den wenig beneidenswerthen Muth, auf Löhner's wuchtige Apostrophe mit schneidendem Hohn zu erwidern: „Sollen die Deputirten eingelassen werden, damit wir die prächtigen Costüme und die schönen Bärte der ritterlichen Magyaren bewundern können?" Eine Diatribe, doppelt geschmackvoll im Munde eines Politikers, der sich gern den „schönsten Mann" in der Reitschule nennen hörte, im Munde eines Führers jener „Nation", die sich gleich nach den Märztagen binnen 24 Stunden vom Theaterschneider aus polnischen, serbischen, ungarischen, türkischen, russischen Trachten ein czechisches Nationalcostüm von den grellsten Farben und unerhörtesten Schnitten zusammenflicken ließ, um die Mitglieder der nach Wien zu entsendenden Deputation damit auszustaffiren! Auch mag man aus dieser Haltung Rieger's entnehmen, was es auf sich hatte, wenn er 1861, mehr äußerlich beredt als innerlich wahr, unter Schmerling seine Stimme im Reichsrathe gegen die Contumacirung Ungarns und seiner Verfassung erhob. Es bedeutet das nicht mehr und nicht minder, als daß dem Haupte der Altczechen die widersprechendsten Mittel recht sind, um einem Parlament in Wien den Boden unter den Füßen fortzuziehen. Jede Mine ist gut genug, um den Reichstag in die Luft zu sprengen, dessen bloße Existenz die Galvanisirung eines, übrigens eigentlich nur in Rieger's Phantasie bestehenden Generallandtages der Wenzelskrone ins Bereich der Chimäre verweist. Wollen die Magyaren sich mit Wien in Verbindung setzen, so sind die Czechen da, um für einen Fußtritt zu sorgen: ziehen sie sich in den Schmollwinkel zurück, so cajolirt sie Rieger als Verbündete zum Sturm auf das „Schmerling-Theater". Zähneknirschend verließ er am 13. April 1867, als es mit der Sistirungsherrlichkeit zu Ende ging, den prager Ständesaal, den zur Vornahme der Reichsrathswahlen zurückbleibenden Deutschböhmen die Worte ins Gesicht schleudernd: „Einmal bereits habt ihr die Nation verrathen und sie

Digitized by Google

hat großmüthig verziehen; seht zu, wie es euch ergeht, wenn man euch zum zweiten mal von Wien heimschickt."

Wie nahe am Ziele seiner Sehnsucht glaubte Rieger sich, als auf Eingebung seines Schwiegervaters der Reichstag nach Kremsier exilirt war! Dort meinte er die Czechen als Herren der Lage proclamiren zu können: und ehe er noch so recht aus diesen Träumen erwacht war, hatte der Staatsstreich schon das gleiche Joch des Absolutismus auf den Schultern aller etablirt. Vor seinem geistigen Auge stand jener Föderalismus, soweit Böhmen ins Spiel kam, bereits fix und fertig da, den das Ministerium Pillersdorf in einer schwachen Stunde am 8. April, übrigens in durchaus unverbindlicher Form, der zweiten prager Deputation zugesagt. „Ohne Gewalt lassen wir uns den 8. April nicht wieder nehmen, und wird Gewalt angewendet, so wird auch die Revolution nicht ausbleiben; wir haben verantwortliche Centralbehörden im Lande und einen constituirenden Landtag zugesagt erhalten, und wollen nicht wieder darum betrogen sein", donnerte er dem kremsierer Reichstage zu. Was aber die Sache der Freiheit von diesem Helden der Charte des 8. April zu erwarten hatte, das zeigte Rieger gleich am 27. Nov. beim Beginn der kremsierer Session, als es sich um die Verlesung der Protokolle aus den letzten Octobertagen handelte, in denen der Reichstag nach der kaiserlichen Vertagungsordre und in Abwesenheit der czechischen Deputirten noch Sitzungen gehalten. Blum, Messenhauser, Becher, Jellinek hatten in Wien auf dem Sandhaufen geendet; täglich wurden in Wien andere Rebellen zu Pulver und Blei, in Ermangelung eines Freimannes, begnadigt. In diese Situation hinein rief Rieger: „Die Berathungen unter dem Einflusse einer terrorisirenden Umsturzpartei sind keine Reichstagsprotokolle; ich selbst war nicht zugegen, weil ich nicht zugegen sein konnte, weil sowol meine persönliche Sicherheit wie meine Meinungsfreiheit gefährdet war! Oder glauben Sie, ich hätte es nach dem 6. Oct. wagen können, den ritterlichen freisinnigen Helden Jellacic zu vertheidigen, wie ich es in den Tagen zuvor gethan? Mit jenen Protokollen anerkennen Sie die Octoberrevolution: wie können Sie denn mich auf diesem Posten dulden, da ja alle Abgeordneten, die nicht binnen zehn Tagen zurückkehrten, ihr Mandat verlieren sollen? Ist Ihr Beschluß gültig, daß keine Truppen in Wien einrücken dürfen, so müssen Sie dem Ministerium auftragen, den «Rebellen» Windischgrätz mit Waffengewalt aus der Hauptstadt zu verjagen! Windischgrätz hat den Commandanten des wiener Aufstandes erschießen lassen" — Rufe von links: „Messenhauser ist todt!" — „Ja, er ist todt, er ist gefallen für die Sache der Freiheit! Ist's nicht so?" (Links: „Ja! Ja!") „Also wenn Messenhauser im Rechte war, ist dann Fürst Windischgrätz nicht ein gemeiner Mörder? («Ja!» links) und ist es nicht Ihre heiligste Pflicht, darauf zu dringen, daß dieser gemeine Mörder standrechtlich hingerichtet werde? Ich und meine Freunde, die wir nicht theilgenommen haben an jenen Beschlüssen, an jener Revolution, an jener glorreichen Revolution, wir weisen die Verantwortung für alles, was gethan und beschlossen wurde, von uns zurück!" Eine eigenthümliche Sorte von Liberalismus jedenfalls, die in solcher Constellation selbst der tollste Paroxysmus chauvinistischer Gesinnung zu derartigen Sarkasmen hinreißen kann! Der Katzenjammer folgte denn auch dieser trübseligen Ueberhebung schnell genug. Am 4. Jan. 1849 vertheidigte Rieger

Digitized by Google

als Berichterstatter mit einem ermüdenden Aufwande ultrademokratischer Phrasen den von dem Ministerium unbedingt perhorrescirten §. 1 der Grundrechte, der die Souveränetät des Volkes verkündete. Aber durch die Schlußworte der übrigens glänzenden Rede klingt schon deutlich, trotz aller Beschönigungen, der sorgenvolle Ton des Politikers, der des Schlimmsten harrt und sich nicht mehr verhehlen kann, daß die Czechen nur den Militärabsolutismus restaurirt haben, während sie sich vermaßen, die eigene Herrschaft zu gründen und die Monarchie auf die slawische Basis zu stellen. „Die Auflösung des Reichstages", schloß er, „fürchte ich nicht, wie viele: es wäre das, nach wiederholten feierlichen Versicherungen, ein Treubruch, dessen ich die Krone nicht für fähig halte. Wenn es dennoch geschähe, nun, wir haben keine Bajonnete zu unserm Schutze; wir werden weichen, weil wir weichen müssen. Aber ich hoffe, unser Ministerium wird nicht das kaiserliche Wort in Europa zum Spott machen. Das Haus Habsburg hat in stürmischen Perioden sich anfrecht erhalten; es hat viel verloren: aber Ein Gut hat es unverletzt erhalten, den Ruf der Ehrlichkeit; ihn wird und darf es auch jetzt nicht brechen!"

Ein classisches Seitenstück zur Verherrlichung Windischgrätz' in dem Moment, wo in Wien das Standrecht regierte, lieferten Palacky und sein Eidam 15 Jahre später, als sie im Juni 1863 offen für die Russen gegen die polnische Insurrection Partei ergriffen. Ja, bei der großen panslawistischen Wallfahrt, die Rieger im Mai 1867 aus allen Theilen Oesterreichs und Ungarns nach Petersburg und Moskau arrangirte, trieb er die Vergötterung des Russenthums so weit, daß er in Warschau auf den blutenden eingeäscherten Trümmern, auf dem zuckenden, gefolterten Leibe Congreßpolens, inmitten der Schreckensmaßregeln zur vollständigen Ausrottung des polnischen Elements einen Toast ausbrachte, der den Siegern in hohlen Phrasen anempfahl, sich der Großmuth gegen die Besiegten zu befleißigen; ja die Polen als das einzige störende Element in dem slawischen Völkerbunde bezeichnete! Uebrigens gab es mehrere solche störende Elemente: im Herrenhause hatte schon 1861 Palacky die centralistischen Ruthenen als den einzigen Auswuchs an dem Lebensbaume der großen slawischen Völkerfamilie gebrandmarkt! Hier sind wir denn auch bei dem Marksteine der Loyalität Rieger's angelangt, die wir in der Praxis zwar durchaus nicht anzweifeln, die aber der leidenschaftliche Mann selber bei jeder Gelegenheit in der Theorie auf ein dem Panslawismus als Vorhut dienendes Oesterreich einschränkt. Durch den Minister Tolstoi wollte Rieger sich in Petersburg dem Kaiser Alexander vorstellen lassen: der Russe mußte ihn erst an den österreichischen Botschafter verweisen mit der Bemerkung, daß er ja „noch nicht" Unterthan des Zaren sei. Vor dem französischen Kriege war er im Stande, sein berühmtes Memorandum an Napoleon abzufassen: „Ein unabhängiges Böhmen trennt Nord- und Süddeutschland, sodaß eine französische Armee schneller nach Prag geworfen werden kann als eine preußische an den Oberrhein; die böhmische Nation, mit ihrer vorgeschrittenen Cultur der ungarischen unendlich überlegen, kann binnen kürzester Frist eine sehr wichtige Diversion zu Gunsten Frankreichs machen. Die Dynastie geht auf einem Irrpfade, der ihren Sturz herbeiführen kann, indem sie die Slawen den Deutschen und Magyaren opfert,

Digitized by Google

sodaß die gereizten Nationalgefühle, wenn sie während eines Krieges zum Ausbruche kommen, die Zerstückelung der Monarchie herbeiführen können. Frankreich darf daher, gerade um den österreichischen Kaiserstaat zu erhalten, die Herrschaft der Deutschen und Magyaren nicht dulden, sondern muß seine Sympathie den österreichischen Slawen zuwenden, denn der Panslawismus ist nicht zu fürchten, mindestens für Frankreich nicht." So Rieger im Sommer 1869. Anfang December 1870, als Rußland den Vertrag über die Neutralität des Pontus gekündigt, richteten Palacky und Rieger im Namen der Declaranten ein neues Promemoria an Beust, das den Antipathien der Czechen gegen Deutschland, ihren Sympathien für Frankreich und ihrer intimsten Hinneigung zu Rußland als dem Vertreter der panslawistischen Idee so beredten Ausdruck gab, daß der Kanzler ihnen antwortete, „ein hohes Maß von Versöhnlichkeit habe es schon bewiesen, daß die Pilgerreise nach Moskau ungestraft geblieben sei; allein auch die Versöhnlichkeit habe ihre Grenzen, zumal wenn das richtige Verständniß dafür fehle und sie die wichtigsten Staatsinteressen gefährde; das jetzige Gebaren der Czechen sei «Landespreisgebung», auf allen Lippen schwebe ein noch härteres Wort. Auf keinem Flecke der civilisirten Welt finde sich Duldung für derartige Vermessenheit der Parteien, und auch in Oesterreich müsse solchem Beginnen energisch begegnet werden". Und wiederum expedirte Rieger Ende Mai 1877 beim Anfange des Orientkrieges, im Namen des Altczechenclubs der Landtagsabgeordneten in partibus, eine Adresse an Aksakow in Moskau, die ihn mit den österreichischen Behörden in ärgerliche Collision brachte: „Den Slawen gebühre der Primat in der arischen Völkerfamilie; die Czechen seien dasjenige Volk Europas gewesen, das in den Hussitenkriegen zuerst den großen Kampf für eine Idee aufgenommen; Böhmen sei von Oesterreich auf den Tod verwundet, aber das czechische Volk wolle sein Stück Arbeit an dem Civilisationswerke der Slawen auf sich nehmen und seine Stellung als Vorposten des Slawenthums behaupten; darum jubele heute jedes Herz dem Zaren zu, durch den für die Slawen ein Tag des Ruhmes erstanden; das böhmische Volk wünsche den russischen Waffen den besten Erfolg, da Rußlands Ruhm auch sein Ruhm; der mächtige Slawe, der den schwachen Slawen schütze, erwerbe sich Anspruch auf Dank und Liebe der ganzen Slawenfamilie; wie Großes würden die Slawen erreichen, wenn sie einig wären!" Die Leidenschaft ist in der Politik die denkbar schlechteste Rathgeberin! Wenn auch Palacky in seinem Testament feierlich seinen Ausspruch im constituirenden Reichstage, Oesterreich sei eine „politische Nothwendigkeit", zurücknimmt: muß Rieger sich ja doch in jedem Augenblicke ruhiger Ueberlegung sagen, daß czechische Eigenart, daß selbst eine „böhmische Nation" nur in und durch Oesterreich existiren kann, daß sie mit dem Siege des Panslawismus im Russenthume ertränkt wird, und daß sie rettungslos der Germanisirung verfällt, wenn die angedrohte „Zerstückelung" über die Monarchie hereinbricht, d. h. wenn ihre einzelnen Theile als Compensationsobject nach einem europäischen Kriege verwendet werden!

Wenn Rieger heute sein Tagewerk der letzten zwei Jahrzehnte übersieht, muß ihm nicht vor sich selber bange werden? Indem er den Feudalen und Römlingen sein glänzendes Talent und seine mächtige Popularität lieh, hat er zuerst Ungarn

Digitized by Google

geholfen, den Gesammtreichsrath Schmerling's zu zerschlagen und jenen Dualismus zu etabliren, der naturnothwendig den Slawen im Osten und Westen den Stachel der magyarischen und der germanischen Hegemonie viel schärfer in die Weichen gedrückt, als dies jemals unter einem einheitlichen Regiment geschehen wäre, zu dem man doch auf dem besten Wege war, als die Sachsen und Walachen Siebenbürgens schon im Parlament Platz genommen und Siebenbürgens Sonderlandtag restituirt war. Dann hat er der theilweise schon im Juni 1863 durch den Austritt aus dem Reichsrathe inaugurirten, unseligen Abstinenzpolitik im April 1868 unter dem dualistischen Régime einen mehr scheinbar als wirklich soliden Boden verschafft in jener wunderlichen Declaration, welche die „Charte vom 8. April 1848" wieder ausgrub. Ein trauriges Sophisma! Nach dem förmlichen Kataklysma, das über alle, auch die feierlichst verbürgten Errungenschaften des Jahres 1848 hereingebrochen, sollte eine ganz formlose Zusage Pillersdorf's wie der Berg Ararat über den Fluten sich erheben, obschon die Czechen selbst thatsächlich auf die Erfüllung verzichtet, als sie 1848 im Reichstage erschienen und von 1861 ab zwei Jahre lang im Reichsrathe ihre Plätze einnahmen. Während dann in zwölfjährigem Ringen die Deutschliberalen Ordnung in den Finanzen schufen, welche die Aera Bach-Thun nahe an den Rand des Bankrotts gebracht; während sie endlich wieder ein Vollparlament ins Leben riefen und das den Staat wie das Volk entwürdigende Concordatsjoch zerbrachen: hielt Rieger seine Landsleute nicht nur in trotzigem Schmollen seitwärts; nein, auf sein Commando mußten sie den Deutschliberalen bei dieser ihrer ehrlichen Arbeit, im Dienste der Junker und Pfaffen, so viel Knüppel wie nur irgend möglich zwischen die Füße werfen. So kam es, daß eine Nation, die, wie Rieger mit vollstem Rechte behauptet, an Cultur den Magyaren „unendlich überlegen" ist, durch ihre Absentirung von dem Ausgleiche mit Ungarn 1867 und von dessen Revision zehn Jahre später dennoch die Hauptschuld daran trägt, daß letzteres mit Prätensionen durchgedrungen ist, die seine wahre Bedeutung himmelhoch überragen. „Der magyarische Stamm kann sich mit Böhmen nicht messen, und doch regiert er durch unsere Zwietracht, die ihm das entscheidende Votum in der Orientfrage anheimgab", klagte Rieger am 2. Oct. 1878 im böhmischen Landtage, in den soeben auch die Altczechen wieder eingetreten waren. Wie es so gekommen? Das Räthsel kann Rieger sich mit ein wenig Unbefangenheit leicht lösen. Als die Wogen des magyarischen Chauvinismus am höchsten gingen, verstanden die Ungarn es zugleich, ihr Staatswesen entschlossen auf die breiteste demokratische Basis zu stellen. Deshalb jauchzte alle Welt, wie 1848 Kossuth, so 1861 Déak zu: nicht einmal in Deutschland konnten selbst die siebenbürger Sachsen Verständniß für die schreiende Unbill finden, die ihnen angethan ward. Rieger dagegen ist auf dem besten Wege, die Czechen zu dem zu stempeln, was Tacitus odium generis humani nennt, indem er ihre Vertreter im Reichsrathe heute, nach dem Fiasco der Abstinenzpolitik, zu Minir- und Pionnierdiensten für die Gaugrafen und Concordatsritter verwendet. Wir fürchten, zuletzt werden auf den Müllerssohn von Semil des Dichters Worte Anwendung finden:

Digitized by Google

Till old age and experience hand in hand
Lead him to death and make him understand,
That all his life he has been in the wrong. . . .

Auch Rieger kann und wird von dem einmal betretenen und so beharrlich verfolgten Pfade wol schwerlich mehr ablassen:

Bis Alter und Erfahrung Hand in Hand
Zu spät ihm zeigen an des Grabes Rand,
Daß er sein Leben lang zum Unrecht stand.

Drei Genossen von 1848 her stehen Rieger heute noch redlich in dem Bestreben zur Seite, den Cesky-Club rein reactionären Zwecken auf politischem und religiösem Gebiete dienstbar zu machen: keine noch so harte Lection, und werde sie noch so oft wiederholt, ist im Stande, diese Altczechen davon zu überzeugen, daß sie lediglich für die Hochtories und Hochkirchler die Kastanien aus dem Feuer holen, während sie staatsrechtlichen Chimären und nationalen Schattenbildern nachjagen.

Brauner, der sein 70. Lebensjahr vollendet hat, bildete im constituirenden Reichstage mit Rieger und dessen Schwiegervater das sogenannte „czechische Triumvirat". Freilich, wie er gegenwärtig das Abgeordnetenhaus amusirt durch den mystisch-pastoralen Rathschlag, bei der Organisation Bosniens und der Herzegowina einfach nach Art und Weise des slawischen Apostelpaares Cyrill und Methud vorzugehen, ist Brauner nur noch ein Schatten dessen, was er vor 31 Jahren war, wenn er in Kremsier den aus Empörung über Rieger's Boutaden lärmenden Liberalen zurief: „Die Herren scheinen von Wien her verwöhnt; ich ersuche den Präsidenten, die Redefreiheit zu wahren." Sonst aber hat er als treuer Kamerad von Anfang bis zu Ende mit Rieger Schritt und Tritt gehalten; ja in jener Agitation, welche die selbständige Märzerhebung in Prag einleitete, bis sie noch vor Eröffnung des Reichstages in dem Slawencongreß und dem Bombardement der Stadt zum Abschlusse kam, eine weit hervorragendere Rolle gespielt. Nicht blos in der Eigenschaft eines eifrigen Czechen, sondern noch mehr in der Rolle eines Bauernfreundes genoß Brauner im Vormärz einer großen Popularität auf dem Lande, ähnlich wie Waldeck der „Bauernkönig" in Westfalen, weil er als Advocat den Bauern in ihren Processen gegen die „Herren" mit um so größerm Feuereifer zur Seite stand, da er selber ein nicht eben mit dem besten Leumund entlassener Patrimonialbeamter war. Gerade das befähigte ihn aber, der czechischen Bewegung von vornherein einen praktischen Charakter zu geben. Brauner war's, an den man sich am 11. März 1848 wandte, um der ersten, nach Wien hinaufzusendenden Petition eine populäre Fassung zu verleihen. Der geschäftskundige Mann, der auch weiterhin viel in der Grundentlastung arbeitete, warf aus dem Brouillon alles aus der pariser Februarrevolution entlehnte Zeug, namentlich das Recht auf Arbeit, hinaus, um dafür die Robotfrage scharf und kantig in den Vordergrund zu schieben. Desgleichen war die zweite Petition vom 31. März Brauner's Werk. In dieser bot er einen abgeschwächten Aufguß der ungarischen 1848er Artikel, die mittlerweile der presburger Landtag ausgearbeitet: Unauflöslichkeit der Verbindung Mährens und Schlesiens mit Böhmen; ein dem General-

Digitized by Google

landtage verantwortliches Ministerium für die böhmischen Kronländer; Einsetzung administrativer Centralbehörden in Prag. Principiell also ist Brauner der Urheber des nationalen Programms, das in Form der Declaration die Grundlage der Abstinenzpolitik gebildet hat. So gebührt denn auch ihm die zweideutige Ehre, daß er bei der Capitulation der Altczechen die Fahnen zu senken hatte. Er war es, der am 18. Oct. 1878 bei dem Eintritte der Einundachtzig in den prager Landtag die Erklärung verlas, „sie kämen nur unter Aufrechthaltung aller Proteste und nur versuchsweise, um zu sehen, ob ihre versöhnlichen Gesinnungen den Erfolg erzielen würden, daß die Krone in ihren Rath Männer berufe, die durch eine unparteiische Vermittelung den Frieden wiederherstellen". Genau die gleiche goldene Brücke bauten die Czechen sich im Jahre darauf, im October 1879, bei ihrem Wiedereinzug in das Abgeordnetenhaus, das sie, mit Rieger und Brauner an der Spitze, im Juni 1863 verlassen.

Wie Rieger ist auch Trojan eines Müllers Sohn aus der schlaner Gegend; gleich jenem hat er die juridische Laufbahn eingeschlagen. Mit Rieger und Brauner hat er in der wiener Reitschule und dem kremsierer Schloßsaale gesessen; in das Breterhaus vor dem Schottenthore aber ist er jetzt zum ersten mal eingetreten. Auch ihm ist, mit 65 Jahren, wie es scheint, jene ausdauernde und unaufhaltsame Beredsamkeit abhanden gekommen, die er, in der Mitte der Dreißiger, von Anfang der Märzbewegung an in jeder Arena des Czechenthums entwickelte und die ihm damals regelmäßig „fortlaufenden Beifall" eingetragen haben soll. Ein ehrlicher und anständiger Herr, von etwas spießbürgerlichen Manieren, war er bei den prager Behörden im Frühjahr 1848 eine sehr beliebte Persönlichkeit, weil seine Betheiligung an den beiden Deputationen nach Wien, bei der vorsichtigen Natur des Mannes, als Barometer dafür gelten konnte, daß das Niveau der Temperatur sich nicht über die Marke „maßvoller Gesittung" erheben werde. So wurde denn auch Pillersdorf ganz gut mit ihm fertig. Als der Minister es ihm nämlich großmüthig selber überließ, gelegentlich der zweiten Petition eine Erledigung der czechischen Forderungen auszuarbeiten, entwarf Trojan in Zeit von wenigen Stunden den Entwurf einer böhmischen Verfassung, an dem seine Collegen in der Deputation, meist ehrsame Handwerker, nichts auszusetzen fanden, die am 8. April in der „Wiener Zeitung" publicirt ward und die Rieger dann in Kremsier und 18 Jahre später in Gestalt der Declaration als Magna Charta Böhmens proclamirte. Die räthselhaften und wahrhaft unergründlichen Dinge, die darin vorkommen, werfen allerdings ein bedenkliches Licht auf die politische Reife einer „Nation", deren Führer noch heute eine so ungeheuerliche Improvisation als Alpha und Omega des „böhmischen Staatsrechtes" vergöttern können! Indessen schadet es Trojan's Ruhm bei seinen Landsleuten nicht, daß diese famose Charte z. B. für das flache Land Wahlen nach den völlig veralteten, kirchlichen Vicariaten einführt, deren jedes zwei Deputirte entsenden soll, ob der betreffende Sprengel nun 20000 oder 80000 Seelen zählt. Typisch für die ganze czechische Propaganda ist, daß die Preßburger Artikel, deren carikirte Copie doch die Charte vom 8. April sein soll, zur gleichen Zeit die moderne Kopfzahlwahl dem alten System substituirten,

Digitized by Google

dem zufolge das größte wie das kleinste Comitat je zwei „Ablegaten" in den Landtag schickte.

Als Minister ohne Portefeuille endlich ist der sechzigjährige Dr. Prazak zwar nicht formell dem Cesky-Club beigetreten: er steht aber mit demselben in der genauesten Verbindung und ist als Führer der mährischen Czechen aufs engste gerade mit den Altczechen Böhmens liirt, mit deren reactionären Tendenzen er auch wol im innersten Herzensgrunde einverstanden sein muß, da er Mitte der sechziger Jahre die unfreiwillige politische Muße, zu der ihn der passive Widerstand der Declaranten verurtheilte, zu einer Römerfahrt und einem Pantoffelkusse bei Pio Nono benutzte. Auch er machte als Doctor juris seine Carrière durch eifriges Mühen für die Aufhebung der Robot. Nach den Märztagen erwarb er sich im brünner Landtage große Verdienste um die Grundentlastung in Mähren: im Reichstage zu Wien und in Kremsier gehörte er dann mit Leib und Seele zu den Föderalisten. In dem Schmerling'schen Abgeordnetenhause hielt Prazak, durch seine Committenten gedrängt, es wol länger aus als die böhmischen Czechen: er trat erst Weihnachten 1864 aus, als die Agonie des Ministeriums bereits begann. Unter Belcredi arbeitete Prazak eifrig im Sinne der Sistirungspolitik, und verließ, als Beust in Mähren einen verfassungsmäßigen Landtag hergestellt, die politische Arena ganz, mit einer Staatsschrift, die sich genau der böhmischen „Declaration" vom September 1868 anschloß. Erst unter Hohenwart nahm Prazak seinen Sitz in einem mährischen Landtage mit slawischer Majorität wieder ein, die sein eigenstes Werk war. Prazak, von der Regierung nach Wien berufen und mit plein pouvoir zur Leitung der Wahlen in Mähren ausgestattet, ließ unmittelbar vor diesem Act ein Dutzend verfassungstreuer Bezirksvorsteher durch Declaranten ersetzen; deutsche Wahlbezirke zum Vortheil der Slawen zerlegen; durch andere Steuerberechnungen, die namentlich in Brünn und Olmütz den untern Klassen das Uebergewicht über das deutschliberale Bürgerthum verschaffen sollten, die Wahllisten corrigiren; und als dieser ganze Terrorismus noch nicht genügte, drei olmützer Domherren, die bisher noch von jeder Regierung als bloße Nutznießer der betreffenden Güter mit ihren Ansprüchen auf Stimmrecht abgewiesen waren, in der Großgrundbesitzercurie zur Wahlurne zu. Nur diese drei Stimmen verschafften den Feudalen in der ersten Curie und damit den Nationalen im Landtage den Sieg. Prazak verfaßte denn auch die Adresse, mit welcher die mährischen Stände nicht nur den Fundamentalartikeln „vollständig" beitraten, sondern überdies offen aussprachen, was in der prager Adresse nur leise angedeutet war: das Verlangen nach Einführung des Gruppensystems, sodaß Mähren und Schlesien unter das prager Ministerium der Wenzelskrone gestellt worden wären. Wie wenig er mit dieser Unterordnung unter die Declarantenpartei der Stimmung im Lande selber entsprach, hat dann Prazak selbst bald genug erfahren, als er sich schon Ende 1873 von seinen böhmischen Gesinnungsgenossen trennen mußte, weil er sonst, nach Einführung der Wahlreform, ein todter Mann gewesen wäre. Sagte doch sogar Graf Clam in Böhmen, als es sich um die Beschickung eines ernsthaften Parlaments handelte: „Diesmal halt' ich's noch auf; aber es kann mich meine Führerschaft kosten!" Um Neujahr 1874 nahm Prazak mit seinen mährischen Czechen wieder im brünner

Digitized by Google

Landtage und dann im Abgeordnetenhause Platz, wo er sich der ihm durchaus sympathischen, hauptsächlich die kirchliche Reaction protegirenden Rechtspartei Hohenwart's anschloß. Auch noch nach der allgemeinen Erneuerung der Landtage im Sommer 1878 beantragte Prazak im brünner Ständesaale, natürlich ebenso vergeblich wie Rieger in Prag, eine Adresse, die sich durch ihren heftigen Ton gegen das verfassungstreue Regiment sogar vor dem Entwurfe des böhmischen Parteiführers auszeichnete. Nach allen diesen Antecendentien, die uns wiederum ganz wie in Rieger einen Politiker aus Einem Gusse zeigen, ist Dr. Prazak nicht nur, wie die „Neue Freie Presse" ihn scherzend genannt hat, der „Minister für Rechtsverwahrungen" im „Coalitions"-Cabinet; es gehört auch ein kindlicher Glaube zu der Annahme, unter Prazak als Minister könnten ein liberaler Landtag und ein verfassungstreuer Statthalter noch lange in Prag und Brünn existiren. Und daß er weiß, mit welchen Mitteln man da einen Umschwung herbeiführt, das hat er 1871 als Regierungscommissar Hohenwart's und Schäffle's den Mährern gezeigt.

Wohl würden wir noch von den Jungczechen zu reden haben, wenn sie nicht im Lande so vereinsamt dastände, daß sie im Landtage zu Prag wie im Reichsrathe eine kaum nennenswerthe Minderheit bilden, die um ihrer Isolirung willen sich immer gehorsam fügen muß, sobald die Clam, Lobkowitz, Schwarzenberg ihr drohen, sie einfach aus dem Cesky-Club hinauszuwerfen und durch diese Achterklärung, wie das Kutschera und vor ihm in demselben Wahlbezirke bereits Sladkowski geschehen ist, zur Mandatsniederlegung zu zwingen, wenn sie sich noch einmal gegen den „historischen Adel" und die „heilige Kirche" verfehlen. Wol randalirt der achtundvierzigjährige Gregr von Zeit zu Zeit in seinen „Narodni Listy": das sei eine „schmähliche Aufführung", wenn der Czechenclub die „Nation" vor ganz Europa durch seine reactionäre Haltung blamire, um den Römlingen und Gaugrafen die Schleppe zu tragen. Allein kommt es nach solchen hussitischen und demagogischen Anwandlungen zu einer entscheidenden Abstimmung, dann heißt es immer wieder: „Laudabiliter se subjecit." Bis wir also den Worten endlich Thaten folgen sehen, müssen wir bekennen: wer den Unterschied zwischen Alt- und Jungczechen herausfindet, kann mehr als Gras wachsen hören!

Digitized by Google

Oberschlesien.

Land und Leute.

Von

Richard Steiner.

Das Alte stürzt; es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.

Es ist ein ewiger Wechsel, dem das Geschick der Völker unterworfen ist. Die großen Nationen des Alterthums sind untergegangen; die alten Denkmäler und Ruinen, die dem Zahne der Zeit getrotzt haben, dienen nur noch als ein Beweis von der Blüte der Kunst bei den Culturvölkern des Alterthums; die alten Barbarenvölker jener Zeit sind zu Culturträgern der Neuzeit geworden, und ihre Kunstjünger stehen bewundernd vor den monumentalen Ruinen classischer Bauwerke, vor den großartigen Ueberresten classischer Kunst. Ein ewiger Wechsel: die blühendsten Gegenden früherer Jahrhunderte sind heute verödet und verarmt, wie z. B. das Dammersfeld im Rhöngebirge; Gebiete, die heute noch zu den reichsten und productivsten gezählt werden, sind, nach menschlichem Ermessen, dem Untergange geweiht, z. B. verschiedene Inseln und Küstenstriche der Ostsee, und andererseits sind gerade die volkreichsten und blühendsten Provinzen unserer Zeit der Sitz der Armuth und des Elends früherer Jahrhunderte gewesen.

Die Vergangenheit ist die Lehrmeisterin der Gegenwart, und die Zukunft erscheint uns am fernen Horizont als helles Wolkengebilde, das seine befruchtende Kraft zum Theil geschöpft hat aus dem Meere des ewig Versunkenen, Gewesenen.

Aber nicht jedem erscheint die Zukunft in diesem Lichte. Wem die Vergangenheit zu schwarz gewesen, der kann die Helle des Tages nicht ertragen, den blendet der anbrechende Zukunftsmorgen.

Einem Volke entstammt, das heute als selbständige Nation abgewirthschaftet hat, ist die oberschlesische Bevölkerung stets das Aschenbrödel an dem Herde seiner großen Nachbarvölker gewesen. Ohne selbst begehrenswerth zu erscheinen, war Oberschlesien der Schauplatz großer Kriege, in denen sich die Kräfte mächtiger Nationen gemessen, war es der Herd heftiger religiöser Verfolgungen. Sollen wir uns wundern, daß dieses Volk, geboren in der Leibeigenschaft und in der Knechtschaft groß geworden, die Augen verschließt vor dem anbrechenden Tage, sich abwendet und zurückblickt in seine Nacht? Hat dieses Volk nicht alle seine nationalen und individuellen Hoffnungen begraben müssen?

Digitized by Google

Oberschlesien ist ein Land der Extreme: neben dem großen Magnaten, der 20—30—50000 Morgen Land sein Eigenthum nennt, lebt der erbärmlichste Kleingrundbesitzer von 2—3 Morgen, der noch nicht einmal weiß, ob seine Gläubiger ihn morgen noch im Besitz seines Landes lassen werden; neben dem Atheisten und Gottesleugner in den Städten vegetirt der bigoteste, dumm- und abergläubigste, ohne jede Schulbildung groß gewordene Slawe, dem stets die Bibelgeschichte von dem reichen Mann und dem armen Lazarus vorschwebt, der die Worte: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, es ist eher, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr ginge, denn daß ein Reicher ins Himmelreich käme", wohl kennt und der seine Indolenz und seine Trägheit damit zu entschuldigen sucht und ein Martyrium in seiner erbärmlichen Armuth findet; auf der einen Seite der leichtsinnige, dem Trunk ergebene, gesetzesunkundige Bauer, auf der andern der rücksichtsloseste, unbarmherzigste Wucherer; hier der aller Bedürfnisse, wie der Mensch sie an das Leben stellen darf, bare Einheimische, dort eine eingewanderte tüchtige deutsche Bevölkerung, die, an jeden Comfort im Leben gewöhnt, meistens auf den großen Gütern in Beamtenstellung, Kenntnisse solcher Zustände von ihrer Heimat nicht mitbringt, die einen, oft berechtigten Ekel vor dem slawischen Charakter hat und die in ihrem Abscheu vor der slawischen Bevölkerung nicht nur nichts thut, um dieselbe zu heben, sondern allen solchen Versuchen mit Mistrauen begegnet und sie zu vereiteln sucht.

Zwischen diesen Extremen steht der Staatsbeamte und der Richter, welche die Gesetze aufrecht erhalten, die Recht sprechen sollen ohne Ansehen der Person, die in blindem Gehorsam gegen das Gesetz oft dem größten Schurken auf seinen Shylock-Schein hin recht geben und ihm auch noch die Gewalt des Staates zur Verfügung stellen müssen, um seine Geschäfte, die kein Gesetzbuch der Moral kennen, zum gewinnbringenden Abschluß zu führen; hier predigt der Geistliche Barmherzigkeit und Liebe und sucht zu versöhnen und zu trösten, glaubt aber selbst an seinem Einfluß zu verlieren, wenn er dieser Bevölkerung von der Würde des Menschen und seinen ewigen Rechten sprechen würde, wenn er ihr nur sagen würde: „Tritt mir aufrecht entgegen, wie ich dir", und in diesem Glauben lehrt er sie nur die Demuth des Christen; in dieser, nur der polnischen Sprache mächtigen Bevölkerung lebt der deutsche Schullehrer mit dem strengen Auftrage seiner vorgesetzten Behörde, nur in deutscher Sprache zu lehren, und versammelt oft 2—300 Kinder um sich, die er allein alle in deutsches Wissen einführen soll.

Diese Extreme, ein Ausfluß der geistigen Beschränktheit dieses Volkes, tragen die Hauptschuld an dem fortwährenden Nothstande des reichen Landes, der im Jahre 1879 durch eine ausnahmsweise schlechte Kartoffelernte, die der übernassen Witterung zuzuschreiben ist, sich bis zur Hungersnoth ausgebildet haben würde, wenn nicht die segensreichste Privatwohlthätigkeit eine Wiederholung des Hungerjahres 1847 für diese Lande abgewendet und einem hereinbrechenden nationalen Unglück vorgebeugt hätte. Ein Nationalunglück wäre es gewesen, wenn der Hungertyphus in Oberschlesien eingezoen wäre; noch bestand die Grenzsperre gegen Rußland, die errichtet worden, um ein Einschleppen menschlicher Epidemien aus den russischen Steppen zu verhindern; noch war die Zeit in Erinnerung, als wir

Digitized by Google

infolge der Berichte aus Rußland mit Fingern auf das Land wiesen und riefen: „Herr Gott, wir danken dir, daß wir nicht sind wie diese da", als das hohläugige Gespenst, die Noth mit all ihren schrecklichen Trabanten von Hunger und Elend, von Typhus und Pestilenz, sich in den Grenzen unsers eigenen Vaterlandes einzuschleichen wußte und ihr „Mene, mene, tekel" auch in das Geschichtsblatt der deutschen Nation eingraben wollte.

Und so leise wußte sie sich einzuschleichen, daß selbst die, denen sie ihren Besuch zugedacht, ihr Kommen nicht gewahrten, daß noch Ende November, als schon der Typhus in vielen Orten sich festgesetzt hatte, ein Grundbesitzer der betroffenen Gegend schreiben konnte: „Es ist total falsch, zu behaupten, daß an eine Hungersnoth und Typhus in unserm Kreise gedacht werden könnte."

Hätte sich die Oeffentlichkeit noch einen Monat beirren lassen durch solche Berichte, so hätte der Telegraph in alle Welt die Nachricht getragen: „In Oberschlesien grassirt der Hungertyphus."

Erst durch das entschiedene Vorgehen besser unterrichteter und einsichtsvollerer Bewohner Oberschlesiens, insbesondere einiger Geistlichen, und durch die Berichte einer großen schlesischen Zeitung, die zu diesem Zweck rechtzeitig Specialcorrespondenten in die bedrohten Districte gesendet, wurde die öffentliche Aufmerksamkeit erregt und die Größe des Nothstandes festgestellt, aber auch zugleich zur Bekämpfung desselben auf das entschiedenste vorgegangen. Dem Beispiel jener großen Provinzialzeitung folgten bald mehrere hauptstädtische Blätter; das öffentliche Interesse wurde durch die Berichte selbst über die deutschen Grenzen hinaus immer mehr erweckt; die Sammlungen an Geld, Naturalien und Kleidungsstücken wurden so erfolgreich, daß es möglich war, einen großen Theil der Mittellosen zu bekleiden, durch Lieferung von Brennmaterial ihnen die Unbill des hart hereingebrochenen Winters erträglicher zu machen, an allen Orten Nothstandsküchen zu errichten und die hungernde Bevölkerung durch eine nahrhafte Kost vor etwa ausbrechenden Epidemien zu beschützen.

Die großartige Bethätigung der Privatwohlthätigkeit, die ihren Mittelpunkt im Vaterländischen Frauenverein fand, gehört heute schon zum großen Theil der Erinnerung an; aber es ist eine schöne Erinnerung, die jedem willkommen ist, der seine Barmherzigkeit und seinen Patriotismus auch bethätigt hat an diesem Werke der Nächstenliebe.

An Stelle der Privatwohlthätigkeit tritt nach und nach der Staat ein, der seine Pflicht aber nicht in dem beschränkten Maße auffaßt und auffassen durfte, nur der augenblicklichen Noth zu steuern, sondern durch bessere Erziehung der slawischen Bevölkerung, durch Hebung der Industrie, durch Cultivirung des ausgezeichneten oberschlesischen Weizenbodens und durch Regulirung der Wasserläufe solchen Nothständen nach menschlichem Ermessen für alle Zeiten vorzubeugen.

Die Erziehung eines ganzen Volkes ist nicht die Arbeit weniger Jahre; Jahrzehnte werden dazu gehören, durch bessere Schulbildung und geregeltere Verhältnisse die schädlichen Eigenschaften im Nationalcharakter dieses Volkes, seine Indolenz und seinen Leichtsinn, zu paralysiren und zum Bessern zu wenden. Will man sich einen Erfolg von diesen Bemühungen versprechen, dann wird man vorerst

Digitized by Google

Sorge tragen müssen für das leibliche Wohl der Bevölkerung. Die Regulirung und Eindämmung der Wasserläufe zur Verhütung verheerender Ueberschwemmungen, die Cultivirung resp. Drainirung zur Erzielung besserer Ernteresultate, die Hebung der Industrie durch Eisenbahnbauten, um der arbeitenden Bevölkerung Beschäftigung zu geben und fremde Elemente in das Land zu ziehen, das sind die drei Hauptforderungen, die die Volkswirthe als nothwendig bezeichnen, diesen letzten Zweck zu erreichen.

Oberschlesien hat von jeher von der Kälte und den Niederschlägen von Regen und Schnee ganz besonders zu leiden. Von Süden, Westen und Osten durch Höhenzüge und bedeutende Gebirgskämme begrenzt, bildet es eine nach Nordosten und Nordwesten offene Thalmulde, die den kältenden Nordostwinden und den feuchten Nordwestwinden freien Zugang gestattet. Außer diesen beiden Windrichtungen ist noch der Südwest ziemlich stark vertreten, der aber infolge seines Ursprunges auf den Karpaten von Kälte und ebenfalls von starken Niederschlägen begleitet ist. Die von Nordwest kommenden Gewitter und Regenwolken ziehen an der Oder, die eine starke Wasserscheide bildet, entlang und entladen sich gerade zumeist in den Niederungen oder in den von den Gebirgen begrenzten Theilen Oberschlesiens, wo sie dann in wolkenbruchartigen Regengüssen niederstürzen. Diese Wassermassen aufzunehmen, ist das Flußbett der Oder aber viel zu seicht. Die Oder durchfließt Oberschlesien in einer Länge von 22 Meilen bei einem Gefälle von 170 Fuß. Die vielen Windungen der Oder erzeugen aber so viel Stromschnellen, daß das Wasser die Uferböschungen unterspült und, das nachbrechende Erdreich mit sich führend, das Bett des Flusses immer mehr versandet. Erst unterhalb Krappitz ist die Oder zur Verhütung von Ueberschwemmungen eingedeicht; das ganze Terrain von Oderberg bis Krappitz ist bei Hochwasser den verheerendsten Ueberschwemmungen ausgesetzt. Welche Ausdehnung diese Ueberschwemmungen in den letzten Jahren genommen, geht aus folgendem amtlichen Bericht des Kreises Ratibor hervor:

„Infolge der seit dem 24. Mai 1879 stattgehabten wolkenbruchartigen Regengüsse trat die Oder unterhalb Ratibor bei Leng, Zawada, Schichowitz, Thurze u. s. w. zum ersten mal am 28. Mai 1879 aus ihren Ufern. Noch war das Wasser aus den Oderniederungen nicht zurückgetreten, als in der Nacht vom 6. zum 7. Juni in verschiedenen Gegenden des Kreises Wolkenbrüche niederfielen, wodurch in den Niederungen der Oder, der Sumina Ruda und der Oppa der größte Theil der Grundstücke hoch unter Wasser gesetzt wurde.

„Das Wasser hat im Dorfe Proschowitz ein massives Haus an der Chaussee fast zur Hälfte fortgerissen und mehrere andere Gebäude beschädigt, sowie hier und in Altendorf die Grünzeuggärten vernichtet.

„Bei Nendza sind zwei große Brücken über die Sumina sowie eine große Eisenbahnbrücke auf der rybniker Bahnstrecke total weggerissen. An vielen andern Orten wurden die Communicationsbrücken theils fortgerissen, theils stark beschädigt. Allein die Herstellung der am 7. Juni beschädigten Chausseebrücken hat über 11000 Mark gekostet. Die kleinen Bäche und Gräben hatten sich zu reißenden Strömen verwandelt. Noch am 11. Juni stand seit dem 28. Mai das

Digitized by Google

Wasser bis zu 5 Fuß über den Getreidefeldern. Am 14. Juni mußten, nachdem seit acht Tagen das Oppathal hoch unter Wasser stand, die Bewohner in Reneschau sich aus ihren Häusern flüchten.

„Abermals am 14. Juni entluden sich Wolkenbrüche theils im Kreise Ratibor, theils in Oesterreich bei Mistek. In der Nacht vom 14. zum 15. Juni stieg das Wasser der Oder rapid, trat am 16. aus seinen Ufern und vereinigte sich mit der Oppa, Ostrawitza, Jaklarka, Troja, Psina, Sumina, Ruda u. s. w. zu einer einzigen ungeheuern Wasserfläche. Gegen das Hochwasser im Jahre 1854 war der Wasserstand am 16. Juni am Pegel bei Ratibor zwar $^{34}/_{1000}$ Fuß niedriger, oberhalb Ratibor bei Bukau aber $1^1/_2$ Fuß höher.

„Die durch Ueberschwemmung unter Wasser gesetzte Fläche betrug fast 2 Quadratmeilen.

„In den Niederungen der Oder und insbesondere der Nebenflüsse, welche die Wassermassen während der Wolkenbrüche nicht fassen konnten, ist das Wasser wochenlang stehen geblieben. Am 26. Juni trat die Oppa zum sechsten mal aus. Erst im Monat August war es möglich, die inundirte Fläche und annähernd den Schaden festzustellen.

„Nach diesen Ermittelungen beträgt die unmittelbar durch Wasser beschädigte Fläche:

	Morgen Acker	Morgen Wiese
a) in den Gutsbezirken	53912	7278
b) in den Gemeindebezirken	78989	9952
	im ganzen 150131 Morgen.	

„Der Schaden wurde auf 1,851182 Mark geschätzt in der Erwartung, daß bei Eintritt günstiger Witterung die Feldfrüchte sich noch erholen würden. Infolge der fortwährenden Regengüsse fast bis zur Ernte beträgt der thatsächliche Ausfall derselben gegen das Jahr 1878, nach den gegenwärtigen Marktpreisen berechnet, in den Guts- und Gemeindebezirken zusammen 12,395000 Mark.

„Im Kreise Kosel waren im ganzen 41908 Morgen Land überschwemmt, die sich auf 24 Ortschaften in der Oderniederung und 7 Ortschaften in der Klodnitzniederung mit im ganzen 26551 Einwohnern vertheilen.

„Daß diesen alljährlich wiederkehrenden Ueberschwemmungen nicht vorgebeugt, daß das Element nicht durch Deiche und Ausbaggerung des Flußbettes in seine Grenzen verwiesen worden, ist nicht lediglich Schuld der interessirten Bewohner der Niederung, sondern der eigenthümlichen Rechtsverhältnisse, die für die Adjacenten der Oder und ihrer Nebenflüsse maßgebend waren, und die jedem Besitzer gestatteten, seinem Nachbar oder dem Eigenthümer des am gegenüberliegenden Ufer liegenden Grundstückes den Bau von Deichen und Dämmen zur Sicherung ihrer Grundstücke zu verwehren, weil dann sein Grundstück durch den Austritt von Wasser und Eis doppelt zu leiden hätte. Im Kreise Kosel hatte zudem die Militärverwaltung ein entschiedenes Veto gegen die Eindeichung der Oder eingelegt, um im Kriegsfalle durch Sperrung der Fortificationswehre bei Kosel und Stauung des Oderwassers das ganze Terrain oberhalb der frühern Festung unter Wasser setzen zu können. Dieses militärische Interesse ist durch die Cassirung Kosels als Festung gefallen.

„Die Eindeichung der Oder, die nunmehr auf Kosten des Staates projectirt

Digitized by Google

ist, soll mit einer Regulirung des ganzen obern Oberlaufes verbunden werden. Man beabsichtigt, die Krümmungen der Oder, die für die angrenzenden Grundstücke durch den heftigen Wasseranprall sowie durch die Eis- und Wasserstauungen so gefährlich sind, durch das Ausgraben eines neuen, gerade zu legenden Flußbettes an den gefährlichsten Stellen zu beseitigen, die großen Fortificationswehre bei Kosel, die eine Höhe von 9 Fuß besitzen, durch Nadelwehre zu ersetzen, durch die man die Höhe des Wasserstandes durch Aufziehen von mehr oder weniger Nadeln beliebig reguliren könnte. Mit der Eindeichung der Oder wird selbstredend die der Nebenflüsse Hand in Hand gehen müssen, soweit diese letztern die Niederungen durchschneiden. Durch ein tiefgefurchtes Flußbett, schnelle Strömung und helles klares Wasser zeichnen sich die linksseitigen Odernebenflüsse von denen der rechten Seite aus, die in trägem Laufe der Oder ein trübes, schlammiges Wasser zuführen. In den linksseitigen Nebenflüssen wird die Forellenfischzucht gepflegt, die bei noch rationellerer Ausbeutung ein Nahrungszweig für die Bevölkerung werden könnte, da sich das Wasser hierzu vortrefflich eignet.

„Sind die beiden Kreise Kosel und Ratibor besonders durch die alljährlich wiederkehrenden Ueberschwemmungen betroffen, so leiden die Kreise Rybnik und Pleß hauptsächlich an einer mangelhaften Cultivirung ihres sonst guten Bodens und dem Haupterforderniß hierzu, einer guten Entwässerung. Ein großer Theil der Kreise Ratibor und Kosel weist einen durchlässigen, leichtern Boden, oft sogar reinen Sandboden auf, der sich auf der rechten Seite der Oder entlang zieht und der Entwässerung weniger bedarf; ein anderer Theil befindet sich in den Händen der Großgrundbesitzer, die ihr Ackerland drainirt haben und rationell bewirthschaften, und nur ein kleiner Theil, insbesondere der Letteboden auf der rechten Seite der Oder, der fast ausschließlich Kleingrundbesitzern gehört, bedarf auch in diesen Kreisen einer bessern Bewirthschaftung.

„Die Kälte, d. h. die Nässe des Bodens ist schuld an den, gegen die Ernten anderer Gegenden, erbärmlichen Ernteresultaten. Das Mittel der Niederschläge Oberschlesiens beträgt für das Jahr etwa 22—24 Grad gegen 13—15 Grad in Mittelschlesien; der Boden ist größtentheils fetter undurchlässiger Lette- und Weizenboden, der die Nässe, die das Gedeihen der Feldfrüchte verhindert, ausgezeichnet conservirt. Gerade Oberschlesien bedarf zur Erzielung guter Ernten vor allen Dingen einer guten Entwässerung, einer einheitlichen Drainage, die bisjetzt den Kreisen Rybnik und Pleß besonders abgeht.

„Den Vortheil der Drainage zeigt folgende Tabelle:

Die Ackerschule in Popelau hat geerntet (drainirter Boden):		Der Bauer hat geerntet (undrainirter Boden):
Weizen	8 Ctr. pro Morgen	nicht gebaut.
Klee	das Jahr beste Ernte seit 7—8 Jahren	dsgl.
Raps	9½ Ctr. pro Morgen	dsgl.
Roggen	6½ „ „ „	1⅔ Ctr. pro Morgen.
Gerste	8 „ „ „	4½ „ „ „
Hafer	7½ „ „ „	2—5 „ „ „
Kartoffeln	35 „ „ „	10 „ „ „
Zuckerrüben	110 „ „ „	nicht gebaut.

Digitized by Google

„Dies letztere Resultat erhöht sich noch auf dem ebenfalls drainirten Bauergut des Besitzers Mülter zu Jankowitz auf 135 Ctr. pro Morgen. Der Boden um Popelau wird von vielen andern Strichen an Güte übertroffen.

„Jeder Landwirth wird bestätigen, daß die hiernach auf undrainirtem Boden gar nicht gebauten Feldfrüchte sich für den Ackerbau am allermeisten rentiren. Die Differenz des angeführten positiven Ernteresultats beträgt, nach heutigen Marktpreisen berechnet, etwa 140—150 Mark für 4 Morgen Land.

„Der facultativen Ausführung des Projects einer einheitlichen Drainage steht jedoch die große Zersplitterung des Grundbesitzes und das Mistrauen der Bevölkerung hindernd entgegen. Der Director der Ackerbauschule in Popelau war in der Lage, den zum popelauer Gemeindebezirk gehörigen Bauern unter den günstigsten Bedingungen die Mittel zu Drainirung offeriren zu können. Er berief eine Versammlung des Bezirks ein; er führte den Leuten die Ernteresultate, wie oben angeführt, vor Augen, Resultate, die auf gleichwerthigem, oft nur durch einen Rain getrenntem Boden infolge der Drainirung gewonnen waren. Er machte es den Bauern so mundgerecht wie möglich, er opferte mehrere Stunden, um sie von dem Vortheil der Drainirung zu überzeugen, und nach dem Sprichwort: „Wer überzeugt ist, überzeugt leicht andere", hätte er seinen Zweck erreichen müssen. Und doch war das Resultat ein negatives!

„Tüchtige Landwirthe befürworten deshalb, die Grundbesitzer auf dem Verwaltungswege zur Legung der Drainage anzuhalten, und bringen in Vorschlag, zu diesem Zweck Genossenschaften mit solidarischer Haft der einzelnen Mitglieder unter Hinzuziehung sämmtlicher Interessenten, der Klein- und Großgrundbesitzer, zu bilden und diesen Genossenschaften die nöthigen Mittel von seiten des Staates leihweise zu gewähren, derart, daß Verzinsung und Amortisation erst nach mehrern Jahren eintritt, wenn durch die Drainirung die Ernteerträge sich erhöht haben werden.

„Die einzelnen, den Mitgliedern von den Genossenschaften gewährten Kapitalien würden mit Priorität auf den betreffenden Grundstücken eingetragen und hierdurch sichergestellt werden, die Ausführung der Drainage stände, unter Controle des Staates, den einzelnen Genossenschaften zu.

„Die Bestimmung, daß Verzinsung und Amortisation des geliehenen Kapitals erst nach mehrern Jahren eintreten solle, vertheidigt man mit der Leistungsunfähigkeit der kleinern Grundbesitzer, die ohne vermehrte Einnahmen entschieden nicht im Stande wären, neue Ausgaben zu bestreiten. Die vermehrten Einnahmen aber würden die durch Drainirung erzielten bessern Ernten verschaffen.

„Im ganzen werden in Oberschlesien etwa 150000 Morgen Land drainirt werden müssen, wozu ein Kapital von 7,500000 Mark erforderlich ist."

Wol nichts vermag durchgreifender und schneller die socialen Verhältnisse eines Landes umzugestalten als eine kräftig emporblühende Industrie; sie ist ein Kind des Fortschritts und jeder Stillstand in ihrer Entwickelung bedeutet Rückschritt und Verfall. Dies ewige Vorwärtsstreben, die immerwährenden Neuerungen in den industriellen Einrichtungen äußern ihre Wirkung auch auf die politische Bildung

Digitized by Google

der industriellen Kreise vom gewöhnlichsten Arbeiter bis zum ersten Techniker; sie alle sind auch in politischer Beziehung meistens Anhänger des Fortschritts. Das ist auch der Grund, weswegen in den Proletariermassen der Industrie, in den Handarbeitern der Fabriken die Auswüchse freiheitlicher Ideen, die socialdemokratischen Lehren einen so fruchtbaren Boden gefunden haben.

Der Landmann hingegen, sowol der Großgrundbesitzer wie der Bauer, huldigt conservativen Principien; er hängt an dem Althergebrachten, dem von Ahn und Urahn Ererbten, und vermag sich nur schwer von den alten Sitten und Gebräuchen loszureißen; das Landvolk bewahrt noch die alten, vom vorigen Jahrhundert ererbten Trachten; die Mutter will, daß ihre Tochter in demselben Staate zum Traualtar gehe, in dem sie einst in den Ehestand eingetreten ist; die wechselnde Mode der Kleider und der Sitten findet in den Hütten des kernigen Landvolkes keine Aufnahme. Nur schwer vermag der Bauer sich zu entschließen, Aenderungen in der Bewirthschaftung seines Ackers eintreten zu lassen, und unterwirft sich nur widerstrebend den unabänderlichen Anforderungen, die der Fortschritt der Agriculturchemie für die Bebauung seines Grund und Bodens erfordert. Dieses conservative Princip äußert sich auch bei den, aus dem Bauernstande hervorgegangenen ländlichen Proletariern, indem es hier in Indolenz und Energiemangel ausartet, in geradem Gegensatz zu den Proletariern der Industrie. Das bäuerliche Proletariat der Häusler und Stellenbesitzer ist zu einer Bewirthschaftung seines Grund und Bodens, wie sie unsere Zeit erfordert, entschieden gar nicht zu bewegen und verfällt lieber der vollständigen Verarmung.

Nichts ist mehr geeignet, ein Land wie Oberschlesien, das ein so überaus reiches Contingent zum bäuerlichen Proletariat stellt, schneller und kräftiger mit dem nöthigen Sauerteig des Fortschritts durchdringen zu lassen, wie eine vermehrte und verbesserte Industrie. Welch ein bedeutender Segen dieselbe nicht nur für die materielle, sondern auch für die geistige Wohlfahrt der Bevölkerung ist, zeigen uns die oberschlesischen Industriebezirke Beuthen, Tarnowitz und Kattowitz, die mit denselben slawisch-polnischen Elementen bevölkert sind wie die ackerbautreibenden Districte. Die Arbeiter in den Bergwerken und auf den Hütten haben sich ihres erbärmlichen bisherigen Lebens entwöhnt, aber es ist nicht der höhere Verdienst, der sie veranlaßt hat, sich ein menschenwürdigeres Dasein zu verschaffen; es gibt in Oberschlesien der Häusler genügend, die in irgendeinem Winkel ihrer erbärmlichen Hütte manchmal nicht unbedeutende Spargelder liegen haben, ohne daran zu denken, für Nahrung und Nothdurft ihres Leibes besser als bisher zu sorgen. Eine helle, freundliche Wohnung, reinliche warme Kleidung, regelmäßige gesunde Kost sind für einen großen Theil der Industriearbeiter Bedürfniß geworden, während die Landarbeiter auch bei höherm Lohne ebenso erbärmlich, wie dies heute geschieht, vegetiren und den überschießenden Verdienst nur in vermehrtem Branntweinconsum verwerthen würden.

Was der oberschlesische Bauer sein Eigenthum nennt, was er sieht als das Eigenthum anderer, ist ererbt vom Vater und Großvater, die auch nicht mehr besaßen als er. Der Bauer erwirbt nicht, er erhält nur, und hierzu scheinen ihm seine praktischen Kenntnisse des Ackerbaues, die er von seinen Aeltern erlernt,

Digitized by Google

mehr werth als alle Theorie. Das Schreiben und alle Schulbildung ist ihm verhaßt, und dieser Haß ist großgezogen worden durch die nicht gerade feine Behandlung, der die Bauern in den amtlichen Bureaustuben ausgesetzt sind. Der jüngste Gerichtsschreiber glaubt oft dem Schulzen irgendeines großen Dorfes durch hochmüthige Behandlung seine überlegene Bildung zeigen zu dürfen. Noch ganz anders aber springt man oft mit den Bauern auf den Bureaux der Verwaltungsbehörden um, und es gibt einzelne Schreiberseelen, die eine Ehre darin suchen, bei Verfügungen an Bauern der Adresse nicht das Prädicat „Herr" vorzusetzen. Dies vergrößert den Haß in der Brust des Bauern gegen alles, was Schulbildung heißt, und nur der staatliche Zwang veranlaßt ihn, seine Kinder in die Schule zu schicken, anstatt sie auf dem Felde zu beschäftigen oder ihnen das Kühehüten an den Rainen aufzutragen.

Der Arbeiter in den industriellen Etablissements in Oberschlesien sieht in seinen Vorgesetzten Beispiele, daß man auch aus eigener Kraft vermittels größerer Kenntnisse sich eine geachtete Stellung im Leben erringen kann. Er meint, schon einen guten Schritt vorwärts gethan zu haben, wenn er erst schreiben und lesen kann, und ist er selbst nicht mehr in der Lage, sich diese Kenntnisse anzueignen, so ist es ihm doch darum zu thun, daß seine Kinder durch regelmäßigen Schulbesuch der Vortheile der Schulkenntnisse theilhaftig werden. Der Schulbesuch in den Industriebezirken ist bei weitem regelmäßiger als auf dem Lande.

Aber der Bauer hat durch die Industrie auch in materieller Beziehung durch die Vecturanz ganz bedeutende Vortheile. Der Oekonomiedirector Oswald Sucker schreibt zwar in einem kleinen Schriftchen: „Der Nothstand in Oberschlesien und die Ursachen seiner Entstehung": „Eine andere den Landbau und dessen Production hemmende Unsitte ist die Vecturanz. Die gehobene Berg- und Hütteninduſtrie bedurfte zur Anfuhr ihrer Erze, Kohlen u. s. w. eines großes Gespannes, und da die Industrie in der Lage war, hohe Preise zu zahlen, sehen wir den oberschlesischen Kleingrundbesitzer Winter und Sommer, in der Saat und in der Ernte, Tag und Nacht mit seinem Gespann vecturiren, unbekümmert darum, was aus seinem Acker wird. Das auf solche Weise verdiente Geld verzehrt der Vecturant auf der Straße, während daheim Frau und Kind hungern, der Fuhrmann aber und sein Gespann verkommen durch den Genuß des Branntweins, vor Frost und Anstrengung, und bieten dann die Jammerbilder dar, welchen wir zu Tausenden auf den Straßen der Industriebezirke begegnen." Dies beweist indeß nur, daß der Verfasser seinen einseitigen Standpunkt als Oekonomiedirector sich gewahrt hat; sein Vorschlag aber, eine Inhibitivsteuer auf die Vecturanz zu legen, heißt die Industrie vernichten, und das kann wol das Ideal des Verfassers sein; unter seinen eigenen Collegen, den Landwirthen, wird er aber nicht dafür Propaganda machen können, und der Staatswirth wird diesen Vorschlag mit Kopfschütteln ad acta legen. Daß der Bauer die Vecturanz der Bebauung seines Grund und Bodens vorzieht, ist ganz selbstredend; ein Zweispänner kann, wenn anders der Führer fleißig ist, 12 Mark pro Tag verdienen, ein Einspänner 6 Mark: das ist ein Verdienst, welchen ihm die Bebauung seines Ackers nie einbringt. Es wäre hier wol richtiger, das eine zu thun und das andere nicht zu lassen; wenn ihm aber nur die Wahl zwischen beiden bleibt, dann

Digitized by Google

wird er die Vecturanz vorziehen, und das ist gewiß kein Beweis von Trägheit; denn das fortwährende Anfahren der Erze an die Hütten Winter und Sommer, in der Saat und in der Ernte, Tag und Nacht ist gewiß anstrengender als der Ackerbau, der doch im Winter auch eine Zeit der Erholung bringt. Daß infolge dessen so viele Grundstücke im Industriebezirk unbebaut liegen bleiben, ist sehr zu beklagen, aber der Grund ist anderweitig zu suchen und zwar in der Dismembration, in der Parcellirung der Grundstücke. Der Besitzer von 100 und 200 Morgen Land vecturirt nicht; die Vecturanten sind meistens Häusler und Stellenbesitzer von höchstens 2—8 Morgen, und auch diese liegen nicht ganz brach. In der Nähe der Galmeihütten allerdings beschäftigt sich alles mit dem Anfahren der Erze, weil der Acker infolge der durch die Hütten verursachten Niederschläge aus der Luft nichts trägt; hier erhält der Bauer Flurenentschädigung und wird beim Vecturiren bevorzugt.

Die Montanindustrie Oberschlesiens hat seit Jahren daniedergelegen und sich erst seit Einführung der Eisenzölle ziemlich bedeutend gehoben; um aber den stetigen Betrieb der industriellen Werke zu sichern, ist es nöthig, ihren Erzeugnissen ein größeres Absatzgebiet zu erschließen, und hierzu gehören vor allen Dingen Eisenbahnen, Chausseen und Wasserstraßen. An diesen letztern leidet Oberschlesien aber einen empfindlichen Mangel; die Schwierigkeiten, die sich einem Project, die oberschlesischen Industriebezirke durch Wasserstraßen mit dem Herzen Deutschlands zu verbinden, entgegenstellen, sind nicht zu unterschätzen, die Kosten gewiß nicht gering; aber ganz unberechenbar würde der Vortheil sein, den die oberschlesische Industrie zu verzeichnen hätte, wenn sie auf größere Entfernungen durch billige Verfrachtung ihrer Erzeugnisse sich ganz Deutschland als Absatzgebiet erschließen und der ausländischen Concurrenz die Spitze bieten könnte. Die Förderungskosten der Erze sowie die Kosten der Verhüttung sind nicht bedeutender als anderwärts, die beträchtlichen Bahnfrachten aber verwehren den Erzeugnissen ein größeres Absatzgebiet. Damit nur z. B. die oberschlesische Steinkohle der englischen Kohle in Berlin und Preußen Concurrenz machen könne, haben die Bahnen sich zu einem Frachtsatz verstehen müssen, der sie zwingt, zum Selbstkostenpreise zu transportiren; kein Wunder also, wenn jetzt täglich aus Oberschlesien die Nachricht einläuft, daß wegen Wagenmangels auf den Bahnen die Transportirung der geförderten Kohle sich verzögere; die Bahnen haben nicht das Interesse, dem Wagenmangel abzuhelfen.

Ob es möglich ist, die Oder auch der oberschlesischen Industrie als Wasserstraße dienstbar zu machen, werden die Erhebungen ergeben, die der Eindeichung der Oder und der Regulirung des Flußbettes vorausgehen müssen.

Eine Vergrößerung des Eisenbahnnetzes ist bereits in der Ausführung begriffen; es sind die Vorarbeiten zu den Bahnstrecken in Angriff genommen: 1) Kreuzburg, Rosenberg, Lublinitz, Beuthen; 2) Gleiwitz-Rybnik; 3) Oppeln-Neisse mit den Abzweigungen nach Falkenberg und Grottkau.

Projectirt ist eine Bahnlinie durch den rybniker Kreis, die entweder die Orte Orzesche-Jastrzemb berühren, oder von Rybnik über Loslau nach Annaberg führen wird.

Digitized by Google

Die Strecke Rybnik-Loslau-Annaberg würde die Fortsetzung der Linie Gleiwitz-Rybnik sein und würde den an Steinkohlen reichen Kreis Rybnik erschließen; die Strecke Orzesche-Jastrzemb vorzugsweise den Industriebezirken, die dadurch directern Anschluß an die österreichischen Staatsbahnen erreichen, zugute kommen. Ganz besondern Vortheil wird die Strecke Kreuzburg-Beuthen den beiden, bisjetzt vom Bahnverkehr ganz ausgeschlossenen Kreisen Rosenberg und Lublinitz bringen. Viele Hütten in diesen Bezirken haben den Betrieb wegen schlechter Bahnverbindung einstellen müssen. Ein Theil der Hüttenwerke ist seinerzeit mit Holzfeuerung betrieben worden, mußte aber später, wegen Mangel an Holzbrennmaterial, zur Kohlenfeuerung greifen. In der Gründerzeit war dies noch infolge der höhern Preise der Industrieproducte lohnend; da die Anfuhr der Brennkohlen per Achse aber jetzt bei den gedrückten Preisen der Hüttenerzeugnisse zu bedeutende Kosten verursacht, hat der Betrieb eingestellt werden müssen. Die Werke sind jetzt zum Theil, da durch Bau der Bahn die Anfuhr der Kohlen sowie der Transport der Erzeugnisse sich bedeutend billiger stellen wird, darauf hin schon wieder in Betrieb gesetzt worden. Zudem wird der Grenzverkehr nach Rußland, auf den viele kleinere Orte, besonders im lublinitzer Kreise, ganz angewiesen sind, durch die Grenzbahn an Lebhaftigkeit zunehmen.

Die Rentabilität der beiden Strecken Gleiwitz-Rybnik und Kreuzburg-Beuthen dürfte hingegen für die ersten Jahre eine sehr geringe sein; diese Bahnen werden ihren wohlthätigen Einfluß erst auf die Industrie ausüben müssen; ihre Rentabilität wird erst mit der Industrie wachsen. Dagegen führt die Bahn Oppeln-Neisse mit den Abzweigungen nach Grottkau und Falkenberg durch reiche ackerbautreibende Districte; der Widerspruch, den man gerade gegen den Bau dieser Bahn erhoben hat, dürfte sich in die Worte zusammenfassen lassen: die Strecke Oppeln-Neisse ist keine Nothstandsbahn, sie durchschneidet das Eigenthum zu vieler reicher Besitzer; die Bahn wird sich rentiren, darum — darf sie nicht gebaut werden. Es ist dies freilich eine sonderbare Logik, die ihre Prämissen nur in dem Umstand findet, daß man unter dem Eindruck des oberschlesischen Nothstandes sich befand und nun absolut nur Nothstandsbahnen bauen wollte. Wie jede Vergrößerung des oberschlesischen Eisenbahnnetzes, ist auch diese Bahn für die Entwickelung der oberschlesischen Industrie von Vortheil.

Chausseen und chaussirte Wege sind mehr projectirt worden, als man mit einheimischen Arbeitskräften in diesem Jahre wird bauen können. Die Beschaffung von Arbeit aber für die Landarbeiter der Nothdistricte war gerade das Argument, das den Widerspruch vieler Kreisangehörigen gegen den Bau verschiedener chaussirter Wege entwaffnete; der Volkswitz nennt viele dieser neuen Chausseen „Milchstraßen", weil er meint, daß sie nur die Milchwagen einiger großer herrschaftlicher Güter benutzen werden. In Gegenden, wie in einem Theil des Thüringerwaldes oberhalb Saalfeld oder im Rhöngebirge oder auch bei den Torfbauern in Ostfriesland bei Papenburg, wo die Noth und das Elend miteinander wetteifern, ist jede Hülfe zur Beseitigung derselben vergebens, weil die Natur diese Gegenden stiefmütterlich bedacht hat, weil sie vollständig unproductiv sind; dort Unterstützungen zu gewähren, hieße Wasser in das Faß der Danaiden schöpfen. Für die übervölkerten Districte

Digitized by Google

solcher unproductiven Länderstriche ist die beste Hülfe eine massenhafte Auswanderung. Man hat denselben Rath auch der oberschlesischen Bevölkerung, aber ganz mit Unrecht gegeben. Oberschlesien ist ein productiv reiches Land und wohl im Stande, sein genügsames Volk zu ernähren, wenn anders die schlummernden Talente geweckt und die verborgenen Schätze gehoben werden; man scheint höhern Ortes zu der Einsicht gekommen zu sein, daß es eines großen Staates unwürdig ist, ein so leistungsfähiges reiches Land in so elenden Zuständen verkommen zu lassen. Die Ausführung der Maßregeln, die zur Verbesserung der oberschlesischen Zustände getroffen werden sollen, wird, soweit sie in den Händen des Staates oder der Corporationen ruht, wie die Regulirung der Oder, der Bau der Bahnen und Chausseen, voraussichtlich keine unnöthige Verzögerung erleiden; diesem Schicksal aber dürfte jedenfalls die Drainirung und Cultivirung des Bodens nicht entgehen, wenn man auf die selbstthätige Mitwirkung der kleinern Grundbesitzer Oberschlesiens derart rechnet, wie dies nach den Auslassungen des Ministers a. D. Friedenthal in der preußischen Herrenhaussitzung vom 26. Jan. 1880 geschehen soll.

Nach dem Vorschlage des Herrn Ministers Friedenthal sollen die Besitzer der zu drainirenden Ackergrundstücke auf dem Boden des heutigen Genossenschaftsgesetzes überall da Zwangsgenossenschaften bilden, wo sich eine Mehrheit der Betheiligten nach der Fläche und dem Katastralertrage bereit erklärt, in dies Unternehmen einzutreten. Dr. Friedenthal glaubt, daß die kleinen Grundbesitzer gerade jetzt zu der Einsicht gelangt sein werden, daß für rationellere Bewirthschaftung ihres Ackers etwas geschehen muß. Jede Probe wird diese Anschauung als eine optimistische ausweisen. Der bäuerliche Proletarier Oberschlesiens wird in keinem Falle die Hand zur Drainirung seines Grundstückes freiwillig bieten und sei dies auch unter den günstigsten Bedingungen. Wenn man diesen Satz als feststehend annimmt, werden sich die Mittel und Wege, eine allgemeine Drainage durchzuführen, viel leichter finden lassen. Wo der Großgrundbesitz die Mehrheit nach der Fläche und dem Katastralertrage bildet, wird ja schon die obligatorische an Stelle der facultativen Drainage treten, wenn der Großgrundbesitzer dies Danaergeschenk acceptirt. Bedenkt man aber, daß die Mitglieder dieser Zwangsgenossenschaften solidarisch haftbar sein sollen, daß sie ihrer Genossenschaft keine reale Sicherheit für die gewährten Vorschüsse geben, daß die Gläubiger vieler Kleingrundbesitzer nur auf einen günstigen Zeitpunkt warten, um durch Subhastation des Grundstücks sich zu decken, daß sie diesen Zeitpunkt gewiß nach erfolgter Drainage für gekommen erachten: dann ist es doch wol die Frage, ob der Großgrundbesitz Oberschlesiens, der ohnehin schon selbst sehr belastet ist, dies Obligo auf seine Schultern nehmen will, und wenn dies voraussichtlich nicht geschieht, dann bleibt nur die zwangsweise Drainirung im Verwaltungswege als ultima ratio übrig.

Jeder Verbesserung, jedem Fortschritt von innen heraus widerstrebt der ganze Charakter des geistig zurückgebliebenen Volkes. Nicht nur mit der dem Bauernstande im allgemeinen eigenthümlichen Anhänglichkeit am Historischen, mit dem Widerstreben gegen jeden Fortschritt hat man in Oberschlesien zu kämpfen, sondern

Digitized by Google

auch mit einer vollständig corrumpirten und verdummten Bevölkerung polnisch-slawischer Nationalität. Die oberschlesische Bevölkerung ist kein reiner Volksstamm, sondern eine Mischung von Polen, Slawen, Mähren und Deutschen. Sehr gut kann man aber das überwiegende Element erkennen. Mähren leben nur sehr zerstreut in Oberschlesien; hauptsächlich theilt sich die Bevölkerung in Deutsche, mit mehr oder weniger Hinneigung zum polnischen Charakter, und in Polen, die aber sowol der Sprache als auch den Gebräuchen nach mehr ein Mischvolk der verschiedensten Stämme sind und den Namen „Wasserpolacken" führen.

Die deutsche Sprache herrscht insbesondere in den Kreisen Falkenberg, Grottkau, Neisse, in einem Theile des Kreises Neustadt, etwa südlich der Marcationslinie Steinau-Zülz-Oberglogau, in einem kleinen Theile des koseler Kreises und im Kreise Leobschütz vor.

Die Bevölkerung der Kreise Neisse und Grottkau ist rein deutsch; im Kreise Falkenberg kommt auf je 8 Deutsche 1 Pole. Neustadt zählt ebenso viel Deutsche wie Polen; dagegen ist die Bevölkeruug der Kreise Oppeln und Kreuzburg zu drei Vierteln, Kosel zu fünf Sechsteln, Rosenberg, Groß-Strehlitz, Pleß und Rybnik zu acht Neunteln und Lublinitz zu zehn Elfteln polnischer Nationalität. Im Kreise Leobschütz sind etwa 16—17 Proc. Mähren, etwa 84 Proc. Deutsche, 4—5 Proc. Juden und Polen; im Kreise Ratibor 50 Proc. Polen, 39 Proc. Mähren, 9 Proc. Deutsche, 2 Proc. Juden.

Die Industriebezirke beherbergen etwa ein Viertel Deutsche.

Diese Angaben sind zum größten Theil einer ältern Volkszählung entnommen, werden aber wenig von dem Resultat der letzten Volkszählung differiren.

Im allgemeinen sind die Kreise mit polnischen Einwohnern die am wenigsten bevölkerten und weisen infolge ihrer geringen Bodencultur schlechte Ernten auf, ohne im Verhältniß in der Bonität des Bodens den andern Kreisen allzu sehr nachzustehen. Eine Ausnahme hiervon macht der Kreis Ratibor infolge seines ausgezeichneten Ackerlandes. Er ist nächst Neisse der bevölkertste ackerbautreibende Kreis Oberschlesiens und zählt auf der Quadratmeile etwa 6780 Einwohner, während der in der Bodenbeschaffenheit ihm etwa gleichstehende Kreis Kosel etwa 5200 Einwohner auf der Quadratmeile zählt.

Neisse	zählt	auf	der	Quadratmeile	etwa	6950	Einwohner.
Leobschütz	„	„	„	„	„	6500	„
Grottkau	„	„	„	„	„	5000	„
Falkenberg	„	„	„	„	„	3800	„

Der Kreis Falkenberg steht in der Bodenbeschaffenheit hinter den andern Kreisen zurück, was auch auf die Anzahl der Bevölkerung, die seinerzeit meistens durch Einwanderung hierher gekommen ist, Einfluß gehabt hat. Von den 122500 Morgen Ackerfläche dieses Kreises sind 6200 Morgen fruchtbarer Lehmboden, 13000 Morgen sandiger Lehm, 55000 Morgen tragbarer Sandboden; der Rest theilt sich in Lette und leichten und kiesigen Sand.

Die polnischen Kreise zählen an Einwohnern auf der Quadratmeile:

Digitized by Google

Neustadt	(halb deutsch halb polnisch) 5800	Einwohner.
Rybnik	 4500	„
Pleß	 4000	„
Groß-Strehlitz	 3800	„
Lublinitz	 3200	„
Rosenberg	 2900	„
Oppeln	 3900	„
Kreuzburg	 4000	„

Diese Zahlen beweisen am allerbesten, daß nicht die Uebervölkerung schuld an dem herrschenden Nothstande ist, da gerade die verhältnißmäßig bevölkertsten Kreise trotz ebenso abnormer Witterungsverhältnisse in diesem Jahre von einem außerordentlichen Nothstande nicht betroffen sind. Ratibor und Kosel würden ebenfalls nicht zum Nothsstandsdistrict gehören, wenn hier nicht die verheerenden Ueberschwemmungen der Oder die Ernte total vernichtet hätten; das nichtinundirte Gebiet dieser Kreise erhält keine Unterstützungen.

Die Abstammung der oberschlesischen Landbevölkerung polnischer Nationalität läßt sich zurückführen auf die weißen Chrobaten oder Kroaten, die zur Zeit der Völkerwanderung die Lugier, einen deutschen Volksstamm, verdrängten und von dem Lande Besitz nahmen. Im 9. Jahrhundert verschaffte sich das Christenthum Eingang, als Oberschlesien ein Theil des großmährischen Reiches war, das jedoch dem Ansturm der Mongolen erlag. Bis zum Jahre 1163 steht Schlesien bald unter polnischer, bald unter böhmischer Botmäßigkeit; mit diesem Jahre scheidet es von dem Polenreiche aus und bildet unter den Söhnen des seinerzeit von Peter Wlast vertriebenen Wladislaus II. ein selbständiges Herzogthum. Im Jahre 1327, nachdem das Land vorher unter den verwüstenden Mongolenzügen und fortwährenden Streitigkeiten der kleinen Fürsten hatte leiden müssen, erkannten die schlesischen Herzoge die Oberlehnsherrschaft der böhmischen Krone an, und Oberschlesien fiel, als nach dem Tode des Ungarkönigs Matthias Corvinus der König Wladislaus von Böhmen auch König von Ungarn wurde, an die ungarische Krone. Sein Nachfolger Ludwig wurde während seiner Kindheit von dem Markgrafen Georg dem Frommen von Brandenburg in der Regierung vertreten, der erste Regent Oberschlesiens aus dem Herrscherhause der Hohenzollern, ein Sohn des Markgrafen von Ansbach, Friedrich, und Enkel des Kurfürsten Albrecht Achilles von Brandenburg. Im Jahre 1523 kaufte Georg der Fromme das Fürstenthum Jägerndorf, löste die Herrschaften Beuthen und Oderberg ein und schloß mit Oppeln und Ratibor eine Erbverbrüderung, welcher 1537 der Erbverbrüderungsvertrag zwischen dem Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg und dem Herzoge Friedrich II., Fürsten von Liegnitz, Brieg und Wohlau folgte, der dann bekanntlich die Veranlassung zu den drei schlesischen Kriegen unter Friedrich II. wurde, durch deren glücklichen Ausgang auch die der Seitenlinie entrissenen Fürstenthümer Ratibor und Oppeln dem preußischen Königreiche einverleibt wurden. Vom Jahre 1523—1634 verblieb das Fürstenthum Jägerndorf, Beuthen und Oderberg, bis 1553 Oppeln und Ratibor jener Seitenlinie der Hohenzollern unter dem Fürsten Georg dem Frommen von Ansbach, bis 1543 dem Sohn desselben Georg Friedrich, bis 1595 dem Kurfürsten Joachim Friedrich, der seit 1578 Admini-

Digitized by Google

strator in Preußen war, und dessen Sohn Johann Georg, der sich für Friedrich V. von Böhmen erklärte, 1622 bei Wimpfen von den Liguisten unter Tilly geschlagen und 1623 in die Acht gethan wurde. Mit seinem Tode 1624 gelangten die Fürstenthümer an die Habsburger und schließt eine Periode ab, die für Oberschlesien von größter Bedeutung ist.

Während der Regierung der Hohenzollern verschaffte sich die Reformation Eingang, der insbesondere durch deutsche Einwanderer Vorschub geleistet wurde. Dadurch suchte und fand sie in diesen Landen ihren Schwerpunkt in der deutschen Bevölkerung, während der Polonismus der katholischen Kirche angehörte. Dem spätern Besitzwechsel in diesen Ländern folgt regelmäßig auch ein Systemwechsel in dieser Beziehung. Katholische Fürsten protegirten in dem Polonismus die katholische Kirche, protestantische Fürsten in den deutschen Einwanderern die evangelische Kirche. Der Katholicismus identificirte sich mit dem Polonismus, und diese Tradition ist noch heute von schwerwiegender Bedeutung, da die katholische Kirche möglichst der Einbürgerung der deutschen Sprache zu wehren trachtet. Im Jahre 1653, nach dem Tode des letzten der Piasten (1625), gelangte ganz Oberschlesien in unmittelbaren Besitz des Habsburg'schen Hauses; die katholische Kirche wurde im ganzen Lande wiederhergestellt; die Evangelischen verloren bis auf wenige Reste ihre Kirchen und Schulen. Mit der Verfolgung der Protestanten und der Vertreibung der deutschen Einwanderer ging die aufblühende Cultur des Landes mächtig zurück, der Bergbau verfiel gänzlich, ganze Dörfer standen verlassen und der Acker unbebaut.

Während die einheimischen Landbewohner, mit Ausnahme der Edelleute, Hörige und Leibeigene waren, wurde den deutschen Einwanderern die Begünstigung zutheil, Dörfer nach deutschem Recht zu gründen; sie waren freie Bauern, hatten ihren eigenen Gerichtsstand und waren von den unzähligen Lasten und Abgaben, unter denen die Hörigen und Leibeigenen sowie die freigegebenen Lassen oder Lassanken zu Gunsten der landesfürstlichen Kasse oder ihres unmittelbaren Herrn seufzten, befreit. Ihre Colonieſtellen erhielten sie gegen Entrichtung eines bestimmten, feststehenden Ackerzinses als erbliches Lehn. Diese den deutschen Einwanderern gewährten Bevorzugungen wurden später auch polnischen Gemeinden aus besonderer Gnade wegen irgendwelcher ausnahmsweisen Dienstleistung verliehen. Mit der Zunahme der Macht des Landadels durch die Zersplitterung des Landes in die Fürstenthümer Teschen, Ratibor, Oppeln, Troppau, Jägerndorf, Falkenberg, Auschwitz und Leobschütz wurden diese Vergünstigungen nach und nach wieder aufgehoben. Im Jahre 1562 erließ der Kaiser Ferdinand I. die Oppelnsche Landesordnung, nach der die Verleihung der Rusticalgüter zu erblichem Lehn nach deutschem Recht überall da anbefohlen wurde, wo die Begünstigungen durch die Willkür der Gutsherren beseitigt worden waren. Dieses Gesetz ist aber nicht zur Ausführung gelangt. Ferdinand I., dem Friedliebenden, folgte 1564 sein Sohn Maximilian II., ein Freund der Protestanten. Hatte der Landadel unter ihrer Regierung die Ausführung der Verordnung zu hintertreiben gewußt, so wurde er in diesem Bestreben durch Rudolf II., einen Zögling der spanischen Jesuiten, und dessen

Digitized by Google

Nachfolger, den schwachen Matthias, begünstigt. Nach Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges und Besitzergreifung ganz Oberschlesiens durch die Habsburger im Jahre 1624 sahen sich die protestantischen Einwanderer unter Ferdinand II. und III. auf alle mögliche Weise verfolgt. Erst durch die Kammerverordnungen Friedrich's des Großen nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges wurde die Erblichkeit der Rusticalstellen wiederhergestellt; dagegen hatte der große König mit der deutschen Colonisirung in Oberschlesien wenig Glück; die meisten Einwanderer verließen bald wieder das Land und suchten anderwärts ihr Heim. Am 9. Oct. 1807 wurde das Gesetz, die Aufhebung der Erbunterthänigkeit betreffend, bald darauf das Edict über den freien Gebrauch des Grundeigenthums erlassen. Die schlesischen Bauern, in dem Glauben, daß sie nunmehr aller Verpflichtungen gegen ihre Gutsherren entbunden seien, wollten dies ihr vermeintliches Recht erzwingen und empörten sich; erst durch Waffengewalt gelang es, Ruhe und Ordnung wiederherzustellen. Auch von seiten des Landadels wurde infolge der Aufhebung der Leibeigenschaft der Regierung eine systematische Opposition gemacht, die einen solchen Umfang annahm, daß Friedrich Wilhelm III. sich gezwungen sah, mehrere Widerspenstige gefänglich einziehen zu lassen.

Bereits zweimal wurde die oberschlesische Bevölkerung in diesem Jahrhundert von ausnahmsweisen Nothständen heimgesucht, 1835 und 1847. Besonders in letzterm Jahre grassirte der Hungertyphus auf eine gräßliche Weise. Nach Berichten von zuverlässigen Augenzeugen hat man nicht Särge genug auftreiben können, die Todten zu beerdigen. Sieben Leichen wurden oft in Einem Sarge bestattet, und als man auch dann nicht die nöthige Anzahl Särge beschaffen konnte, beerdigte man die Leichen, wie auf den Schlachtfeldern, in großen Gruben haufenweise. Jede Epidemie findet in Oberschlesien ein fruchtbares Feld: eine Folge der erbärmlichen Beköstigung, der schlechten Wohnungen, der großen Unreinlichkeit sowie der ganzen Lebensart des Volkes. Die Wohnungen bestehen aus elenden rissigen Holzbaracken, in denen meistens nur Ein heizbarer Raum sich befindet; in ihm leben Menschen und Vieh zusammengepfercht, damit letzteres vermittels seiner natürlichen Ausdünstung einen Theil Brennmaterial ersparen hilft. Ist der Bauer gut situirt, dann beherbergt dieser Raum auch noch außer der Ziege, dem Mutterschwein mit den Ferkeln, den Hühnern und den geernteten Feldfrüchten, die Kuh, deren mageres Aussehen ebenso an das Regiment des Hungers erinnert, wie das dicke aufgedunsene Gesicht ihres Eigenthümers von der Kartoffelnahrung und dem Branntweingenuß gekennzeichnet ist. Um die Hütten der Leute befinden sich große Haufen von Mist, die, im Winter an die Hütte fest angelegt, die Risse in dem Holze verkleben sollen und ein Ausweichen der dunstigen Atmosphäre verhindern. Die Fenster sind ohne Ausnahme fest eingelassen, sodaß eine Lüftung unmöglich ist. An Stelle der Stubendielung tritt hier eine Lage Lehm, der, an einzelnen Stellen ausgetreten, im Sommer Tümpel bildet, die dem natürlichen Triebe der Ferkel als Belustigungsort dienen. Nicht zum eigenen Ausschlachten, sondern nur zum Verkauf werden die Schweine gemästet. In diesen Räumen leben oft 6—7, in vielen Fällen 10—12 Personen; bei ausbrechenden Krankheiten ist die Absonderung von Kranken unmöglich, und welche Folgen dies oft hat, illustrirt

Digitized by Google

die Typhusepidemie in einzelnen Orten, wie z. B. Solarnia und Olsau. Dort lagen Typhuskranke vier Wochen ohne ärztliche Behandlung und inficirten durch ihre Mitbewohner den ganzen Ort mit dem Krankheitsstoffe. Wenn ein Volk in seinem Elend so verkommen ist, dann ist es Pflicht der Behörde, bevormundend einzutreten. Hier muß die Baupolizei mit der Sanitätspolizei Hand in Hand gehen, und die strengste Controle zur Ausführung der angeordneten Maßregeln muß platzgreifen. Die Behörden können eine angemessene Höhe der Wohnräume sowie ihre Dielung anstatt der Lehmschicht vorschreiben und verlangen, daß die Fenster sich in Charnieren bewegen, damit eine Lüftung der Wohnräume möglich ist. Das Halten des Viehes innerhalb der von Menschen bewohnten Räume müßte bei Strafe verboten sein, ebenso das Einfrieden der Häuser mit Mist; an Stelle der hölzernen Baracken sollten massive Häuser gebaut oder wenigstens durch Gewährung von Bauprämien das Erbauen massiver Gebäude begünstigt werden. Daß diese elenden Baracken auf dem Lande so überhandgenommen haben, ist zum Theil Schuld der Großgrundbesitzer, deren Hofeleute in ebenso erbärmlichen Räumen wohnen wie die Häusler und Stellenbesitzer. Im großen und ganzen sind die Wohnräume dort, wo der Großgrundbesitz weniger vertreten ist, in besserm Zustande als in den großen herrschaftlichen Gutsdörfern.

Den Wohnungen entsprechend ist die ganze Lebensweise des Volkes. Seine Nahrung besteht jahraus jahrein aus Kartoffeln und Zur, einem aus geschrotenem Korn, Wasser, Salz und Sauerteig hergestellten Nationalgericht. Die Bevölkerung huldigt gezwungenermaßen dem Vegetarianismus; das ganze Jahr kommt kein Fleisch auf den Tisch. Der mehr als sparsamen Ernährungsweise des Volkes entspricht die Bekleidung; sie reicht oft nicht aus, um auch nur die Blöße des Körpers zu decken. Die Kleider starren von Schmuz und Unrath. Man hat die Unreinlichkeit sogar zur Tugend erhoben; es haben sich religiöse Gesellschaften gebildet, deren Ordensregel es ist, sich weder zu waschen noch zu kämmen. Jene widerliche Krankheit, der Weichselzopf, ist in Oberschlesien zu Hause und verdankt nur der Unreinlichkeit der Bevölkerung seine Prosperität. Hat der Bauer Getreide zu verkaufen, so fährt er mit seiner Frau auf den nächsten Markt; aber der ihm gebotene Preis dünkt ihm zu niedrig; er nimmt, nachdem er einen halben Thaler verzehrt, sein Getreide wieder mit nach Hause und bereist damit in 8—14 Tagen den Markt einer andern Stadt. Dort wiederholt sich das Spiel und wiederholt sich so oft, bis er sich schließlich aus Mangel an den nöthigen Mitteln zum Verkauf gezwungen sieht. Hat er im Frühjahr nothdürftig seinen Acker bestellt, dann sucht er bis zur Ernte sich durch Arbeit auf dem Gutshofe oder beim Wegebau u. s. f. einen Nebenverdienst zu verschaffen; das ist die Zeit, in der er am regelmäßigsten lebt, weil er gezwungen ist, gewisse Arbeitsstunden einzuhalten. Den Winter verschläft er mit seiner ganzen Familie im wahren Sinne des Worts. Mann, Weib und Kinder, soweit sie nicht die Schule besuchen müssen, liegen in Einem Bett Tag und Nacht, das auch dann die Familie mit der Mutter theilt, wenn ein junger Weltbürger das Licht der Welt erblickt hat. Schon die dürftige Kleidung der Bauern verwehrt ihnen, sich zur Winterszeit außerhalb ihrer Hütten zu beschäftigen, die sie nur verlassen, um im naheliegenden Forst sich das nöthige Brennholz zu holen,

Digitized by Google

wozu die Berechtigung ihnen freilich meistens fehlt; der Mangel an Schuhwerk und warmen Kleidern verhindert die Kinder bei strenger Kälte am regelmäßigen Schulbesuch, der überhaupt sehr viel zu wünschen übrigläßt. Viele Kinder, die eine Viertelmeile Wegs zur Schule haben — und diese Fälle kommen sehr oft vor — werden erst mit dem achten und neunten Lebensjahre eingeschult, weil bei ihnen früher auf regelmäßigen Schulbesuch nicht zu rechnen ist; Regen, Schneetreiben, Kälte u. s. f. hält sie zurück. Noch schlechter sind die Verhältnisse dort, wo die Schulen am andern Ufer der Oder sich befinden. Werden die Kinder heute durch Kälte am Schulbesuch verhindert, so geschieht dies morgen wegen Thauwetter und des in Aussicht stehenden Eisganges; regnet es heute, so gibt es morgen Hochwasser: dies gibt den Aeltern Gelegenheit genug, ihre Kinder auch über Gebühr von der Schule fern zu halten. In vielen Schulen kommt auf je einen Lehrer die stattliche Anzahl von 200 Kindern; der Lehrer, weil er oft der einzige im Dorfe ist, welcher der deutschen Sprache und des Schreibens kundig, ist noch außerdem Ortsschreiber, die rechte Hand des Schulzen, der den schriftlichen Verkehr desselben mit der Oberbehörde vermittelt. In den Dörfern, in denen keine Pfarrei ist, wird auch der Schullehrer an Stelle des Pfarrers in wichtigen Fällen als Doctor zu Rathe gezogen und um so mehr in Anspruch genommen, weil die meist arme Bevölkerung auf die Hülfe des approbirten Arztes wegen der bedeutenden Kosten verzichten muß. Daß der Gesundheitszustand der Bevölkerung nicht noch mehr zu wünschen übrigläßt, liegt nur an der durch die Noth bewirkten Abhärtung der Körper. Daß Kinder mit bloßen Füßen im Schnee spazieren laufen, gehört nicht zu den Seltenheiten, und es bedarf dazu durchaus keines Zwanges. In größern Haushaltungen, selbst in Städten, sieht man im Winter die Mägde barfuß im Hofe hantieren, trotzdem sie genügend Schuhwerk besitzen; sie sind zu bequem, es anzuziehen; würde die Bevölkerung sich ebenso gut nähren, wie sie sich gegen die Einflüsse der Witterung abzuhärten weiß, dann würde der Gesundheitszustand nichts zu wünschen übriglassen. Die polnischen Soldaten stellen im Verhältniß die wenigsten Kranken. Die meisten Erkrankungen kommen in den Frühjahrs- und Herbstmonaten vor; große Kälte und Hitze schadet der Bevölkerung weniger; der naßkalten Witterung, dem oft plötzlichen Wechsel in der Temperatur vermag der Körper infolge der schlechten Ernährung nicht Widerstand zu leisten. Fieber, rheumatische Leiden, Lungenkrankheiten, Epidemien, vor allen Dingen der Typhus, stellen ein großes Contingent der Kranken. Die rapide Vermehrung des Völkes läßt sich zum Theil zurückführen auf die Leichtigkeit, mit der die Frauen das Kindbett überstehen. Das Verhältniß der Todesfälle im Wochenbett in Oberschlesien zum Durchschnitt des preußischen Staates stellt sich auf 3 : 4. Um Verschleppungen bei epidemischen Krankheiten vorzubeugen, wie sie oben schon erwähnt sind, ist den Ortsvorstehern mitgetheilt worden, daß sie jeden Krankheitsfall, der einer epidemischen Krankheit ähnelt, sofort zur Anzeige zu bringen haben. Die Kosten der Verpflegung und der ärztlichen Behandlung der Kranken werden aus Landarmenmitteln bestritten und fallen nicht der Ortsarmenkasse zur Last. Die Kreisphysici haben den Auftrag, durch Bereisen ihres Bezirks sich über den Gesundheitszustand der Bevölkerung im allgemeinen auf dem Laufenden zu erhalten und

Digitized by Google

energisch dort sofort einzugreifen, wo es zur Verhütung größern Unglücks noththut. An Krankenhäusern ist bei nicht außergewöhnlichen epidemischen Krankheitserscheinungen kein Mangel. Congregations- und städtische Krankenhäuser, unter welchen letztern besonders das koseler und ratiborer die besten sind, genügen gewöhnlichen Ansprüchen vollkommen. Schlecht bestellt ist es mit den Kreiskrankenhäusern: sämmtliche vom Nothstand betroffenen Districte mit Ausnahme des rosenberger Kreises haben keine Kreiskrankenhäuser. Im allgemeinen gilt heute für die oberschlesische Bevölkerung dasselbe, was Virchow in seinen ärztlichen Untersuchungen über die „Noth im Spessart" von einer dortigen Bauernfamilie, von deren sechs Gliedern fünf am Typhus erkrankten und drei rasch hintereinander starben, veröffentlicht hat. Der Familienvater ging nicht zu einem Arzt, sondern gab nur, als es gar zu schlimm ging, sein letztes Geld hin, um dafür einige Messen lesen zu lassen. Es ist dies ein Beweis von dem großen Einfluß, den die Geistlichkeit auf die niedere Bevölkerung besitzt; nur wäre es zu wünschen, daß sie diesen Einfluß nicht nur für das Seelenheil der Bevölkerung geltend machte, sondern auch für das leibliche Wohl derselben zu verwerthen verstände. Die Geistlichkeit betrachtet Oberschlesien als ein Bollwerk der katholischen Kirche und thut alles, sich dieses Bollwerk zu erhalten. Den Schutz, den sie der polnischen Sprache zu Ungunsten der deutschen angedeihen läßt, kann man auf Tradition zurückführen; was aber veranlaßt die Geistlichkeit, so entschieden Opposition gegen die Auswanderung Einzelner zu machen, die sich in andern Provinzen ihres deutschen Vaterlandes ein besseres Brot suchen wollen? Selbst tendenziöse Entstellungen werden nicht verschmäht, um der Auswanderung die engsten Grenzen zu ziehen. Als Zuchthauscandidaten werden die Auswanderer dem einheimischen Volke vorgeführt, während es doch Thatsache ist, daß die Einheimischen sich aus Noth viel mehr Vergehen gegen das Eigenthum Anderer zu Schulden kommen lassen wie ihre eigenen Landsleute draußen im deutschen Vaterlande.

Während man einerseits auf das heftigste gegen die Auswanderung polemisirt, weiß man andererseits doch von dem Recht der moralischen Exmission ebenso gut Gebrauch zu machen, wenn es gilt, räudige Schafe aus der Heerde zu entfernen. Wer dort, wo der Orthodoxismus seine Heerde geschlossen zur Wahlurne führt, von der ausgegebenen Parole abweicht, der muß sein Bündel schnüren und gehen; dafür sorgen schon die ultramontanen Heißsporne der Laienwelt, die sich dadurch bei ihren Geistlichen einzuschmeicheln glauben. Was hat die katholische Geistlichkeit gethan, um den überhandnehmenden, demoralisirenden Wallfahrten entgegenzutreten? Wer das Thun und Treiben bei solchen frommen Werken kennt, der wird diesen Ausdruck als zu gelind bezeichnen. Die bedeutendsten Wallfahrtsorte für Oberschlesien sind Czenstochau in Russisch-Polen und Kloster Annaberg. Die Processionen vereinigen oft in diesen Orten 10—20000 Menschen, die zum großen Theil auf den Heuböden, in den Ställen und Tennen der Bauern, in bunter Reihe Männlein und Weiblein, nächtigen und bisweilen die wüstesten Orgien feiern. Kein Wunder, daß sich da das junge Volk besonders zum Ablaß herandrängt; was am Tage an Ablaß verdient wird, das wird in der Nacht wieder verjubelt; hierzu kommt der Verlust der Arbeitszeit gerade dann, wenn die Bebauung seines

Digitized by Google

Ackers den tüchtigen Landwirth zwingt, keine Stunde zu versäumen; was etwa die Ernte Ertrag gebracht hat, dies wird zu den Wallfahrten Mariä Himmelfahrt, Bartholomäus-Fest und Mariä Geburt in den Branntweinschenken durch die Gurgel gejagt oder für fromme Zwecke geopfert.

Die Eingeborenen Oberschlesiens werden durch frühzeitige Heirathen an die Scholle gefesselt; oft wenn die jungen Leute zum Militär eintreten, verlassen sie zu Hause Weib und Kind. Diese Heirathen werden zum nicht geringen Theil auf den Wallfahrten geschlossen; es sind Zwangsheirathen; der Ortsgeistliche vertritt nur die Moral, wenn er den jungen Burschen veranlaßt, sein Mädchen nicht sitzen zu lassen, sondern zu ehelichen. In ihrem Bestreben, die jungen Leute an die Scholle zu fesseln, in ihrer Agitation gegen die Auswanderung geht die Geistlichkeit mit den Großgrundbesitzern Hand in Hand, die danach trachten, sich billige Arbeitskräfte zu erhalten.

Auch die andern in Oberschlesien vertretenen Parteien bleiben mit ihren Einwirkungen bei den Wahlen nicht hinter der ultramontanen Partei zurück. Arbeitsentziehungen, Pachtkündigungen, Entziehung der Erlaubniß, Fallholz zu sammeln, unnöthige Belästigungen der Grundeigenthümer bei Ausübung der Jagd sind die unausbleiblichen Folgen für denjenigen, der bei den Wahlen nicht Ordre parirt. Die oberschlesische Bevölkerung ist im Besitz politischer Freiheiten, zu deren Genuß sie durch ihre niedrige Culturstufe noch nicht befähigt ist. Daß sie infolge dessen zum Spielball der politischen Parteien wird, ist nicht zu verwundern, vielmehr eine logische Folge der Dinge; nur wäre zu wünschen, daß die Parteien es sich auch angelegen sein ließen, die Bevölkerung auf jene Culturstufe zu erheben, die für einen vernünftigen Gebrauch der bürgerlichen Freiheiten Voraussetzung ist; freilich lockert sich mit dem Augenblick die Disciplin der Massen, sobald sie zu denken anfangen.

Insbesondere unter den beiden großen Parteien, die sich in Oberschlesien die Uebermacht streitig machen, den Großgrundbesitzern und der katholischen Geistlichkeit, gibt es Elemente, die bestrebt sind, die materielle Lage des Volkes zu verbessern; diese Elemente sind durch den Culturkampf zurückgedrängt worden; sie werden dem Staat bei der Melioration der Zustände Oberschlesiens die kräftigste Hülfe zu bieten vermögen. Jede Partei sucht die Verantwortlichkeit für die erbärmlichen oberschlesischen Zustände von sich abzuwälzen und den Schultern des Gegners aufzubürden. Man möge doch wahr sein und anerkennen, daß von allen Seiten gefehlt worden ist, gefehlt worden sein muß, wenn solche Zustände dauernd möglich waren. Viele der großen Güter Oberschlesiens werden von Beamten verwaltet, deren Pflicht es in erster Reihe ist, die Revenuen der Güter zu erhöhen, um dem Besitzer desselben die nöthigen Mittel zu seinem luxuriösen Leben in den großen Städten zu gewähren. Es ist dasselbe Bild, das Freiligrath uns in dem herrlichen Gedicht gezeichnet hat, das mit den Worten anfängt:

An rost'ger Kette liegt das Boot.

Aber auch die bessern, einsichtsvollen Elemente der deutschen oberschlesischen Bevölkerung, denen die Hebung des moralisch tiefgesunkenen Volkes am Herzen

Digitized by Google

liegt, machen sich der Unterlassungssünde schuldig, der Kriecherei und Demuth der polnischen Bevölkerung nicht entgegenzutreten. Es gibt nichts Widrigeres für einen Fremden, der in diese Hütten tritt, als daß er sich trotz aller Proteste den Saum des Kleides küssen lassen muß.

Zu einem sonst höchst freisinnigen Geistlichen, der von Haus aus Jura studirt hatte und zur Theologie übergegangen war, weil eine Testamentsclausel ihn hierzu bewog, kamen drei seiner Parochianen, sich für eine Grabrede zu bedanken, die der Geistliche am Grabe eines Anverwandten gehalten. Von der Schwelle an, ohne aufzusehen, krochen diese Menschen auf den Knien bis zu ihm heran, küßten ihm den Saum des Kleides und krochen auf ebensolche Weise wieder aus dem Zimmer. Der erstaunten Frage, wie er ein derartiges Gebaren dulden könnte, gab er zur Antwort: „Ich würde von meinem Einfluß verlieren, wenn ich es nicht leiden wollte."

Das eben ist des Pudels Kern; es möchte ein jeder gern so viel Einfluß auf die Bevölkerung besitzen als nur irgend möglich; wenn es aber gilt, diesen Einfluß geltend zu machen zur Veredlung des Volkes, zur Bekämpfung seiner Laster, dann versagt die Waffe den Dienst. Welche Mühe haben sich alle Parteien, sowol die Großgrundbesitzer als auch insbesondere die katholische Geistlichkeit gegeben, der Trunksucht zu steuern; was hat es genützt? Die Consumvereine auf den Dörfern sind zu Schnapskneipen herabgesunken, die Großgrundbesitzer zu Fuselfieferanten ihrer Hofeleute, indem sie ihnen, wenn auch durch zwei, drei Hände, den Schnaps lieferten; die Geistlichkeit hat heute auf der Kanzel gewettert gegen den Branntweingenuß und hat alle höllischen Strafen in Aussicht gestellt, und morgen spricht sie die armen Sünder los von ihren Sünden und gibt ihnen bei den Wallfahrten noch ein gut Theil Ablaß in voraus mit auf den Weg. Die Religion darf dieser Bevölkerung kein Gnadenmittel sein, sie muß zum Zuchtmittel werden; es fragt sich nur, ob dann die Diener der Religion nicht an Einfluß verlieren.

Den Grundsatz der freien Concurrenz hat man auch auf die Branntweinschenken ausgedehnt; die Schenken sind in die Höhe geschossen wie die Pilze nach Regenwetter, und der Branntwein ist denn auch billiger und — zum Fusel geworden, der mit allen Ingredienzen vermischt wird. Dörfer, in denen früher Eine Schenke sich befand, zählen jetzt drei und vier Gasthäuser und einen Branntwein schenkenden Consumverein. Das ist für den Bauer von großem Vortheil. Früher hat er baar Geld haben müssen, wenn er Branntwein kaufen wollte, heute borgt der Wirth; er kann nur durch das Borgen sein Geschäft machen; denn für baar Geld liefert der Consumverein den Schnaps billiger. So wird dem Bauer oft wegen Branntweinschulden sein Haus über dem Kopfe verkauft. Der geniale Geist der Schenkwirthe läßt sie aber nicht bei dem Branntweingeschäft stehen bleiben. Der Branntweinpump ist der kleine Finger, den der Bauer dem Schenker gibt, und der Teufel, der Wucherer, nimmt ihn gleich bei der ganzen Hand. Unter dem Deckmantel eines Schenkwirthes läßt sich das Kleingewerbe des Wuchers am besten betreiben. Man braucht die Kunden nicht aufzusuchen, sie kommen ganz von selbst. Je kleiner die Beute ist, desto plumper ist die Manipulation: der Bauer N. N. braucht auf acht Tage

Digitized by Google

10 Thaler Geld; der Bauer braucht stets nur auf acht Tage Geld, weil er befürchtet, auf längere Zeit kein Geld geborgt zu erhalten; er tröstet den Darleiher noch mit den Worten: „Panutschka, in acht Tagen hast du's wieder"; er will beileibe mit dem Borgen kein Geschäft machen; es ist nur eine Gefälligkeit, die man ihm erweist. Für diese Gefälligkeit zahlt er z. B. an den „dicken Grün", einen intelligenten Gastwirth einer kleinen Stadt des rybniker Kreises, für Vermittelung zwischen ihm und dem Geldgeber sowie einem Bürgen 15 Sgr.; dem Bürgen für seine Gefälligkeit ebenfalls 15 Sgr., und endlich dem Gelddarleiher als dritten im Bunde ebenfalls 15 Sgr. Zinsen.

Im ganzen also für die achttägige Gefälligkeit dieser drei Herren 1½ Thlr., gewiß ein honneter Zins für 30 Mark Reichswährung, beiläufig 780 Proc. Solche Geschäfte sind nicht etwa Ausnahme, sie sind die Regel und vermögen die in schreckenerregender Weise überhandnehmenden Subhastationen zu erklären. Eins der größern Amtsgerichte Oberschlesiens hatte im Jahre 1877/78 452 Subhastationen anhängig, von denen 158 durchgeführt worden sind und 172 als Bestand für das nächste Jahr verblieben, während der Rest durch anderweite Befriedigung der Gläubiger erledigt wurde. Das Jahr 1873/74 weist hingegen 177 anhängige Subhastationen auf, von denen 47 durchgeführt, 59 unbeendigt, 71 zurückgezogen wurden. Die Anzahl der Subhastationsanträge hat sich demnach in vier Jahren verdreifacht, die der durchgeführten Subhastationen um das Dreiundeinhalbfache vergrößert. Es ist nicht nur der Kleingrundbesitz, der unter dem gewerbmäßig betriebenen Wucher leidet, und nicht nur der Dumme, der in die Schlingen der Wucherer fällt; es kommt oft genug vor, daß ein Wucherer dem andern seinen Lohn auszahlt. Der Kleingrundbesitzer ruinirt sich insbesondere durch seinen Leichtsinn. Nicht zur Melioration seines Grund und Bodens bedarf er Geld, sondern seiner Trunksucht zu fröhnen, irgendein Familienfest zu feiern, eine Wallfahrt mitzumachen oder eine Kirmes zu besuchen. Größere Beträge, wie er sie zur Melioration seines Grundstücks benöthigte, könnte er von den Banken gegen billigen Zinsfuß und hypothekarische Sicherheit haben; er bedarf aber das Geld immer nur thalerweise, und da steht ihm der Wucherer zu Diensten.

Auch der oberschlesische Großgrundbesitz ist stark verschuldet.

Große, früher reiche und angesehene Familien sind durch wucherische Geschäfte ruinirt oder stehen vor dem Ruin; ein großer Theil der herrschaftlichen Güter des rybniker Kreises ist käuflich, weil sie überlastet sind. Es ist aber nicht nur der Wucher in dem Sinne, wie ihn das Gesetz kennzeichnen und unter Strafe stellen kann, schuld an dem Ruin vieler Besitzer; oft vermöchte eine Nachsicht von einigen Monaten, eine vierteljährige Frist die Familien vor dem Ruin zu retten, ohne den Gläubiger zu schädigen. Bei dem zwangsweisen Verkauf der Güter fängt das wucherische Geschäft der Gläubiger, dessen Schein vielleicht nur vier oder fünf Procent trägt, erst an. Er weiß die Subhastation zu einer Zeit zu beantragen, wo das Gut kein Ansehen hat; mit seinen Hypotheken kommt er zum Subhastationstermin und weiß die Bietungslustigen schnell zurückzuschrecken; denn der Käufer muß ihm seine Hypotheken baar auszahlen. So ist er in vielen Fällen Selbstkäufer, erwirbt das Gut zu einem niedrigen Preise, und der Aussteller

Digitized by Google

der Hypotheken bleibt ihm noch für den Ausfall persönlich verhaftet. Auch unter dem Deckmantel der christlichen Nächstenliebe hat der Wucher seine Klauen versteckt. Einer der gefährlichsten Wölfe im Schafskleide residirte in Ratibor. Auf der Brust trug er ein goldenes Kreuz und seine Zimmer waren ausgestattet mit Betbänkchen und Heiligenbildern; zu ihm hatte das pietistische Bauernvolk ganz besonderes Vertrauen. Er hat seinen Lohn dahin. Wegen Betrugs verfolgt, wurde er unter Mitnahme einer großen Summe Geldes flüchtig und soll angeblich elend zu Grunde gegangen sein; seinen Opfern gingen aber erst jetzt die Augen auf. Alle ihm als Faustpfand gegebenen Hypotheken, Wechsel, Geld und Werthsachen hatte er versilbert, und das Grundstück so manchen armen Teufels kam infolge dessen in die Subhastationsliste des Kreisgerichts.

Nirgends konnte der Wucher so überhandnehmen wie in Oberschlesien. Die Ausschlachtung der Grundstücke bis in die kleinsten Parcellen macht die Besitzer creditunfähig; ihre Trunksucht liefert sie dem Wucherer in die Hände, ihre Dummheit läßt sie darin zu Grunde gehen. Der Bauer ist mistrauisch gegen jeden ehrlichen Menschen, gegen seinen Hauptfeind, seinen Würger ist er — sonderbar genug — das Vertrauen selbst. Er denkt nicht daran, seine bezahlten Wechsel zu vernichten, ja sie nur von seinem Gläubiger sich aushändigen zu lassen, und oft wird er zu spät gewahr, wie unselig seine Vertrauensseligkeit gewesen. Das Wuchernetz, das über Oberschlesien sich ausbreitet, ist von der complicirtesten Construction. Die starken Fäden desselben laufen in den großen Centren, den Städten Breslau und Berlin, zusammen und verengern sich nach unten in die kleinsten Maschen, um auch die geringste Beute nicht durch das Garn gehen zu lassen. Die letzten Fäden verlieren sich in den Kneipen und Dorfschenken. Eine Reducirung dieser Schenken auf das nöthige Maß würde auch dem Kleingewerbe des Wuchers engere Grenzen ziehen.

Zum größten Theil gehören die Besitzer der Dorfschenken der jüdischen Bevölkerung des Landes an. Ebenso unrein wie die oberschlesischen Bauern — der Schmuz der polnischen Juden ist sprichwörtlich geworden — übertragen sie diese Eigenschaft auch auf den Betrieb ihres Geschäfts; die Dorfschenken sind im denkbar unreinlichsten Zustande. Die größten Wucherfirmen weisen alttestamentarische Namen auf. Die oberschlesischen Juden zerfallen auch schon dem äußern Ansehen nach in zwei Theile: in die ansässigen deutschen und die eingewanderten russisch-polnischen Juden. Während bei den erstern das bessere und anständigere Element überwiegt, ist dies bei den letztern gar nicht vertreten. Der polnische Jude wird von dem ansässigen deutschen Juden gehaßt und verachtet. Ein großer Theil der alten ansässigen Juden ist in die großen Städte nach Breslau und Berlin gezogen und hat der einwandernden Bevölkerung Platz gemacht. Der deutschen Sprache sind sie alle mächtig. Die erste Etappe für den einwandernden Juden ist die Schenke, deren Prosperität durch einen solenn betriebenen Wucher erhöht wird, oder ein Handel mit altem und gestohlenem Eisen. Um vor den Nachforschungen der Polizei sicher zu sein, ersteht der Geschäftsinhaber auf reellem Wege einige Centner Eisen, à conto deren er, ohne Entdeckung befürchten zu müssen, sein schwungvolles Geschäft betreibt.

Digitized by Google

Der einwandernde russisch-polnische Jude ist zu einer socialen Gefahr für Oberschlesien geworden. In seinem bisherigen Vaterlande waren ihm verschiedene Geschäfts- und Ernährungszweige verboten: er durfte kein Grundeigenthum erwerben, das Handeln mit vielen Producten war ihm verwehrt. Um sich und seine starke Familie zu ernähren, war er oft im Handel — und auf den Handel ist er nun einmal durch den Nationalcharakter des ganzen Volkes angewiesen — zu den unlautersten Manipulationen genöthigt. Er hat trotz seiner Schulunkenntnisse einen gewissen Scharfsinn, ein Raffinement und Mutterwitz entwickeln müssen, die ihn auch in seiner neuen Heimat nicht verlassen. Gerade die Handelszweige, die ihm in Rußland verwehrt sind, cultivirt er hier um so mehr; er ersteht mit Vorliebe Grundeigenthum und sucht sich für die jahrhundertelangen Unterdrückungen seines Volkes an seinem frühern Vaterlande dadurch zu rächen, daß er einen blühenden Paschhandel an der Grenze betreibt. Die Judenfrage ist zu einer brennenden Tagesfrage geworden, und es ist besser, bei Besprechung der oberschlesischen Zustände auch dieser Frage in objectiver Weise Erwähnung zu thun, als sie stillschweigend zu übergehen. Auch in Deutschland, insbesondere in der Provinz Posen, haben wir noch viele jüdische Elemente, die man sich lieber zum Vortheil des deutschen Vaterlandes außerhalb seiner Grenzen wünschte; statt dessen werden diese Elemente noch durch die russische Einwanderung verstärkt. Der deutsche Staat hat doch nicht die Verpflichtung, seinem Nachbar die Erhaltung und Erziehung einer demoralisirten Bevölkerung abzunehmen; er ist nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet, seine Grenzen der Einwanderung solcher Elemente zu versperren, die in ihrem eigenen bisherigen Vaterlande nicht die vollen staatsbürgerlichen Rechte genossen haben. Wenn Rußland sich veranlaßt sieht, diese Elemente von Petersburg und Moskau zu verbannen, dann ist Deutschland doch erst recht verpflichtet, sich die russisch-jüdische Einwanderung vom Halse zu halten. Die Judenfrage Deutschlands hätte nie zu so scharfer Polemik Anlaß gegeben, wenn die deutschen Juden nicht fortwährend durch diese Einwanderer inficirt worden wären. Im ganzen zählt Oberschlesien circa 23—24000 Juden; die deutschen Kreise Leobschütz, Falkenberg und Grottkau haben nur eine sehr geringe jüdische Bevölkerung, die in den Kreisen Beuthen, Ratibor, Lublinitz, Oppeln und insbesondere Rybnik sehr stark vertreten ist.

Der letztere Kreis hat noch einen separaten Nothstand: den der kleinen Handwerker. Die Städte Rybnik, Loslau und Sohrau beherbergen eine Anzahl Schuhmacher, Schneider und andere Professionisten, die zu der Bevölkerungszahl der Städte in gar keinem Verhältniß steht.

Alle verdorbenen kleinen Handwerker, die nicht Kapital und Geschick genug haben, in den größern Städten fortzukommen, lassen sich dort nieder; sie treiben theils Ackerbau, theils ihr Gewerbe, und pfuschen nach beiden Seiten. Sie sind im Winter verbauerte Handwerker, im Sommer verhandwerkte Bauern; der Absatz ihrer Handwerksproducte ist auf ein Minimum zusammengeschmolzen; der Ertrag der Aecker stellt sich infolge der schlechten Bewirthschaftung noch schlechter als bei den Häuslern und Stellenbesitzern; sie bilden das Mittel des industriellen und bäuerlichen Proletariats und haben nur deren schlechte Eigenschaften sich angeeignet: die politischen social-communistischen Ideen des erstern und die Indolenz und

Digitized by Google

Trägheit des letztern; sie vernachlässigen den Acker wegen der Profession und die Profession wegen des Ackers. Die Melioration des Grund und Bodens, die Hebung der Industrie werden diesem Theile der oberschlesischen Bevölkerung nicht zu statten kommen, sie sind ein abschreckendes Beispiel zu stark forcirter Hausindustrie des Bauernstandes.

Wenn der Bauer in Oberschlesien seinen Acker ordentlich bewirthschaftet, hat er diese Industrie nicht nöthig, sie würde ihm nur hinderlich sein, und wenn er aus Trägheit die Ackerbebauung mangelhaft betreibt, wird er seiner hausindustriellen Thätigkeit auch nicht mehr Zeit widmen. Ausgenommen hiervon ist natürlich jene Thätigkeit, die seit uralten Zeiten in den Bauerhaushalten Sitte ist: die Bearbeitung des Flachses. Diese echte Bauernindustrie liegt in Oberschlesien ganz brach; was uns an einer winterlichen Bauernstube so anheimelt, die Spinnrocken mit den fleißigen Bauerndirnen, fehlen in Oberschlesien gänzlich. Ein volles Vierteljahrhundert ist seit dem großen Nothstande vom Jahre 1847 spurlos über dieses Land hingezogen.

Die Verhältnisse haben sich mit Ausnahme der Industriebezirke nicht verbessert, sondern verschlechtert. Je mehr die Agriculturchemie fortschreitet, um so mehr bleibt dies Volk in der Bebauung seines Ackers zurück und verarmt. Es besteht aber eine Wechselwirkung zwischen dem Menschen und dem, was ihn umgibt. Erhöhte Cultur veredelt den Menschen, der veredelte Mensch erhöht die Cultur. Die Maßnahmen, welche die preußische Regierung in dem preußischen Landtage zu treffen versprochen hat: Drainage, Oderregulirung und der Bau mehrerer Bahnen, werden die Industrie beleben, die Productivität des Ackers erhöhen. Hoffentlich bleibt dies nicht ohne Einwirkung auf die Bevölkerung, damit das kommende Vierteljahrhundert nicht mit demselben Resultat schließt wie das vergangene. Mögen alle Parteien dieses Landes in dem edeln Streben, dies Volk aus seiner sittlichen Verkommenheit zu erheben, sich die Hand reichen, damit es würdig werde, ein Glied der deutschen Nation zu heißen und zu sein.

Digitized by Google

Das fünfte Jahr der Ausgrabungen von Olympia.

Rede am Geburtstage Sr. Maj. des Kaisers 22. März 1880 in der Aula der Universität zu Berlin gehalten

von

Ernst Curtius.

Als wir heute vor einem Jahre in diesen Festräumen versammelt waren, gab das Jubiläum des Deutschen Instituts in Rom den Anlaß, an diese Stiftung einen Ueberblick dessen anzuknüpfen, was für Kunst und Wissenschaft in den letzten Decennien bei uns geschehen ist, um uns des reichen Segens, der auf Kaiser Wilhelm's Friedensregiment ruht, in dankbarer Erhebung zu freuen. Was kann ich an dieser Stätte Besseres thun, als diese Betrachtung aufnehmen, und für die heutige Feststunde ist mir das Thema in noch viel bestimmterer Weise gegeben. Denn in diesem Frühjahre geht die Frist zu Ende, welche das Deutsche Reich für die Durchforschung des Bodens von Olympia gesetzt hat, und das große Werk, zu welchem der Kronprinz in Erinnerung einer jugendlichen Anregung den Anstoß gab, hat Kaiser Wilhelm nicht nur von Anfang mit lebendigstem Antheil begleitet, sondern er hat auch in diesen Tagen, da ein vorzeitiger Abbruch den Erfolg jahrelanger Arbeiten zu beeinträchtigen drohte, ohne von Bittgesuchen gedrängt zu werden, aus eigenster Selbstbestimmung beschlossen, das Werk nicht fallen zu lassen. Was im Namen des Staates begonnen ist, so dachte er in königlichem Sinn, muß auch mit deutscher Ausdauer einem würdigen Ziel entgegengeführt werden. Der sieggekrönte Fürst hat auch diese bescheidenen Erfolge für des Reiches Ehre nicht geringgeschätzt. Seiner Spende verdanken wir es, daß die Kaiserfahne heute noch fröhlich auf dem deutschen Hause am Alpheios flattert, und daß wir, statt das Zeichen zum Rückzug zu geben, mit gesteigerten Kräften die Arbeit abschließen können. Wie kann ich also heute von etwas anderm reden und wie kann ich dem Danke einen bessern Ausdruck geben, als wenn ich hier vor den Freunden und berufenen Pflegern der Wissenschaft, im Kreise der akademischen Lehrer und vor der aus allen Theilen des Vaterlandes versammelten Jugend am heutigen Feste Zeugniß davon ablege, daß es eine große und gute Sache ist, für welche der Kaiser so persönlich eingetreten ist, wie selten ein mächtiger Herrscher für eine Unternehmung wissenschaftlicher Forschung einzutreten pflegt.

Digitized by Google

Für die Geschichte des Alterthums ist Olympia ein Boden einzig in seiner Art. Eine milde Hügellandschaft, von Natur wenig berufen, eine hervorragende Rolle zu spielen, von den Brennpunkten hellenischer Politik weit entlegen, aber fruchtbar, offen, von der Land- und Seeseite leicht zugänglich und darum von wandernden Stämmen früh aufgesucht. Wohlhabende Gaue einigten sich hier um den Dienst der Naturgöttin Hera. Die Stadtgründungen begannen mit dem Einzug der Aetoler und Achäer. Nun wurde Pisa das Centrum der Landschaft. Priester des Zeus verkündeten hier die Rathschlüsse des Gottes und dem Ahnherrn der Pelopiden wurden Leichenspiele eingesetzt. So wurde Olympia ein heiliger Boden, auf welchem die Nachbarstädte Elis und Pisa sich zu gemeinschaftlichen Opfern einigten. Dann drang Sparta in das Stillleben der Westküste ein. Ueber den Ruinen von Pisa reichten Elis und Sparta sich die Hand, und je mehr der Peloponnes die Burg von Hellas wurde, um so mehr wurde der peloponnesische Festort ein hellenischer, wo sich, wie auf einem neutralen Boden alle Stämme und Städte harmlos versammelten, und wo alles, was Hellas an Reichthum, an Kraft und Schönheit besaß, sich wetteifernd darstellte. Aus den Trägern des olympischen Kranzes erwuchs ein neuer Adel griechischer Nation, dem die Lieder Pindar's und die Kunst der ersten Meister ein unsterbliches Dasein sicherten. Hellas ging zu Grunde, aber Olympia blieb in Ehren. Denn die Gewaltigen, welche die Freiheit von Hellas zertraten, wollten selbst Hellenen sein. Darum eilte der Sieger von Chaironea die Altis mit Denkmälern zu schmücken, und Mummius suchte den Brand von Korinth mit Weihgeschenken an den olympischen Zeus zu sühnen. Ja, dasselbe Heiligthum, welches sich von den umliegenden Dorfschaften allmählich auf die Westküste, dann auf den Peloponnes, auf Hellas und die Colonien ausgedehnt hatte, wurde jetzt ein ökumenisches Heiligthum; denn den Herren des Westens war es willkommen, um die Gedanken von der römischen Vorzeit abzulenken und die Völker ihrer Weltmonarchie in griechischer Bildung zu verschmelzen. Darum haben Nero, Hadrian und die Antonine alles gethan, um Olympia zu heben, und auch die Einführung des Christenthums hat der hellenische Festort überlebt, bis nach beinahe dreihundert Olympiaden, denen eine lange Reihe ungezählter vorangegangen ist, die großen Katastrophen eintraten, welche das Alterthum vernichteten: der Kampf mit den Barbaren, der Kampf mit den Elementen. Was die Byzantiner noch durch ein großes Festungsviereck zu schützen suchten, haben furchtbare Erdbeben niedergeworfen, und nachdem eine spätere Bevölkerung ihre elenden Hütten wie ein Spinngewebe über den Schutt von Olympia gesponnen hatte, sind auch die Reste dieser Bevölkerung durch die von den Höhen herabgespülte Erde wie durch den Kies der ausgetretenen Flüsse überdeckt. Mit Ausnahme einer Ecke des Zeustempels sah man nichts, was an die alte Geschichte mahnte. Ja es gab keine historische Gegend, die weniger historisch aussah als diese, und nicht ohne Herzklopfen wagten wir es dennoch, nachdem eine sorgfältige Untersuchung gezeigt hatte, daß die Marmorwerke nicht in Kalköfen verschwunden seien, den Antrag zu stellen, daß man getrost beginnen solle, den Schuttmantel wegzuziehen, um den Tempelhain des Zeus wieder freizulegen.

Bedenkt man, daß in Ephesos zwölf Jahre gesucht wurde, bis man den Tempel

Digitized by Google

in dürftigen Ueberresten entdeckte, so wird man darin ein seltenes Glück erkennen, daß, nachdem am 4. Oct. 1875 der erste Spatenstich geschehen, am 14. Dec. der Greis des Ostgiebels zum Vorschein kam, am 20. die Nike des Paionios, und heute ist der ganze Hain, ein ummauerter Raum etwa von der Größe des Lustgartens, uns besser bekannt als der Marktplatz von Pompeji, und das Alterthum spricht zu uns aus einer Fülle neuentdeckter Denkmäler.

Am deutlichsten redet das geschriebene Wort. Schon sind über 400 Inschriften gefunden, welche uns durch die denkwürdigsten Epochen der alten Geschichte begleiten, Inschriften in Erz, in Stein und Thon, auf Postamenten, Architraven und Säulen, auf Helmen, Schildern und Lanzen, auf Reliefs und Gewichten; dazu die Baumarken und Ziegelstempel, fehllose Ursprungszeugnisse.

Die Inschriften sind zwiefacher Art. Erstens solche, die nichts mit dem Feste zu thun haben. Für sie war Olympia nur das Archiv, gleichsam das Heroldsamt, wo das einmal Verkündete unter Aufsicht der Behörden als Denkmal aufgestellt wurde, Ehrendecrete, Widmungen, Verträge, Schiedssprüche, kaiserliche Briefe u. dgl., oder es sind Siegesdenkmäler, welche häufig ganze Reihen von Siegen melden und zugleich angeben, welche Angehörige oder welche Gemeinde das Ehrenmal gestiftet habe. Hier lernen wir erst, wie man die Künstlerinschriften und die Widmungsinschriften auf dem Steinsockel anbrachte.

Eine Reihe von Epigrammen, zum Theil mit beigeschriebenen Namen der Poeten, hat unsere Kenntniß dieser Art von Gelegenheitsdichtung aus den verschiedensten Perioden gefördert. Für die griechische Schrift haben wir die reichste Musterkarte von uralter Furchenschrift bis zu den verschnörkelten Formen und Ligaturen des byzantinischen Ungeschmacks hinunter; ebenso sind fast alle Alphabete vertreten. Argiver und Chalkidier, Eretrieer, Korinther und Kerkyräer erkennt man an ihren einheimischen Buchstaben. Die Schrift ist von der Mundart abhängig und es mag uns zu einer Art von Beruhigung dienen, wenn wir sehen, daß ein Volk, das so Großes zu schaffen vermochte, in seinen besten Zeiten nie zu einer gleichmäßigen Orthographie gelangen konnte. Für die Kenntniß der Dialekte sind die Funde von Olympia von epochemachender Bedeutung. Der Aeolismus der Eleer ist uns erst jetzt bekannt, und zwar in seiner geschichtlichen Entwickelung. Wir haben Inschriften, in denen der Zetacismus (der Gebrauch des griechischen Z für D) vollkommen herrscht, während der Rhotarismus (R für S) nur ganz zaghaft an einigen Wortenden auftritt; andere, in denen der letztere mit voller Consequenz durchgeführt ist; und zwar haben sich diese Eigenthümlichkeiten viel länger erhalten, als wir vor der Aufräumung der Altis annehmen konnten. Eine Reihe griechischer Wörter und Wortformen, über welche wir sonst keine Ueberlieferung haben, ist zu Tage getreten, und selbst nachdem das Gemeingriechisch der Römerzeit zur Herrschaft gelangt ist, finden wir noch wunderliche Formen, Wörter und Namen.

Dieser neue Einblick in das Leben der griechischen Sprache ist zugleich ein Blick in das ganze Volksleben der Alten. Denn wie sich bei den Heiligthümern Sprache und Sitte immer am besten gehalten hat, so auch die Tradition der Familien. Das Sehergeschlecht der Jamiden, welches Pindar besungen hat, finden

Digitized by Google

wir durch Adoption fortgepflanzt; in den spätesten Urkunden und in der Aristokratie von Elis, die sich auf Verbindung mit dem Tempeldienst stützt, reichen die Stammbäume bis Oxylos zurück. In der Altis kennen wir jetzt das ganze Cultus- und Beamtenpersonal von der Zeit an, da nur Ein Hellanodike Kampfrichter war (also vor 580 v. Chr.) bis zu den Aenderungen, welche mit Beginn der christlichen Zeitrechnung eintraten. Der religiöse Dienst ging jahraus jahrein ununterbrochen fort und täglich wurde an dem jetzt wiedergefundenen Brandopferaltar im Namen der Stadt Elis geopfert.

Ungleich wichtiger ist die Verbindung mit Olympia als Festort. Wir kennen jetzt die Organisation des elischen Gymnasiums, wo die Preiswerber vorbereitet wurden, ja die ganze unter Elis' Leitung ausgebildete Agonistik Olympias tritt uns mit derjenigen Fülle von Einzelheiten entgegen, welche erst eine lebendige Anschauung ermöglicht. Wir unterscheiden von den kranzfähigen Wettkämpfern die mancherlei Schaustellungen, die auf den Beifall der versammelten Menge berechnet waren, von den naturwüchsigen Kraftproben, deren merkwürdigstes Zeugniß der Felsblock des Bybon ist, der, von ihm mit einer Hand geschleudert, noch jetzt so daliegt, wie ihn einst die staunende Menge umstand, bis zu den pomphaften Processionen im Göttercostüm, wie sie nach alexandrinischem Vorgange in der Kaiserzeit Mode wurden.

Dann sehen wir, wie die Wettkämpfe selbst hier, für die hellenische Welt maßgebend, ausgebildet wurden.

Wir lernen die Geschichte einzelner Kämpfe kennen; wir sehen, wie in den Kämpferpaaren die verschiedenen Landschaften vertreten sind; vier Insulaner werden nach einander von einem Peloponnesier überwunden. Wer durch Zufall des Kranzes verlustig geht, wird doch eines Standbildes würdig erachtet. Bei den Wettkämpfen zu Roß ist es der Reichthum, der den Kranz davonträgt; aber mit besonderm Ruhme wird dessen gedacht, der auf selbstgerittenem Renner zu siegen weiß. Wir begleiten die Sieger durch die ganze Laufbahn ihres Siegerlebens und hören von manchen sonst unbekannten Festen.

Das sind einzelne Züge, die den Alterthümern zu Gute kommen; aber das ist das Schöne, daß es nicht lose Einzelheiten sind, sondern daß es sich alles zu einem Ganzen zusammenreiht, zu einem geschichtlichen Bilde, in dem sich das antike Völkerleben durch eine Reihe von Jahrhunderten hindurch abspiegelt. Wir erkennen hier den Mikrokosmos der kleinen Gemeinden in den Denkmälern der Methanier und Thuriaten; der erbitterte Kampf der Messenier und Spartaner ist in beiderseitigen Monumenten bezeugt und ebenso der Zusammenhang der arkadischen Gebirgscantone mit den überseeischen Colonien. Die kurze Blüte des Achäerbundes vertreten die Standbilder des Polybios wie die Weihgeschenke des achäischen Elitencorps, der Epilekten. Was Polybios erstrebt hatte, die friedliche Einigung der beiden großen Nationen, erfüllt sich, wenn der Kaisersohn Germanicus an dem olympischen Wagenrennen sich betheiligt. In Olympia begegnen uns die ersten Senatoren und Legionstribunen aus griechischem Geblüt; hier werden die Anwesenheiten der römischen Weltherrscher als Epochentage in den Annalen des Heiligthums eingezeichnet.

Digitized by Google

Die wichtigsten und am meisten in sich zusammenhängenden Ergebnisse liegen aber auf dem Gebiete der Kunstwissenschaft.

Für Künstlergeschichte haben wir eine Fülle neuer Thatsachen. Altbekannte Meister wie Ageladas, Pythagoras, Glaukias, Mikan, Paionios, der jüngere Polyklet, Daidalos, Naukydes, sind hier zuerst in urkundlichen Denkmälern bezeugt, und unbekannte Namen angesehener Künstler (denn untergeordnete Leistungen kamen hier nicht leicht zur Aufstellung) sind in großer Anzahl dem Andenken der Nachwelt zurückgegeben. Und das sind nicht nur Peloponnesier der ältern und jüngern Schule, sondern auch Athener, Meister der Renaissance, welche noch zur Römerzeit in edelm Stil fortarbeiteten, sind in wohlerhaltenen Bildwerken an das Licht getreten. Auch von Künstlerconcurrenz in Hellas haben wir die ersten urkundlichen Zeugnisse.

Von der Masse der hier einst vereinigten Standbilder hatten wir wol aus alten Beschreibungen eine Vorstellung, aber es fehlte jede Anschauung von der Art der Aufstellung. Jetzt haben wir die drei- und vierseitigen wie runden Postamente an alter Stelle vor Augen. Wir unterscheiden die für eine, für zwei, und die für mehrere Bildwerke verschiedener Künstler bestimmten, die reihenweise am Wege aufgestellten, wie die im Halbkreise geordneten, während solche Bildwerke, die einen besondern Eindruck zu machen bestimmt waren, wie die Nike der Messenier, eine prunkende Aufstellung zeigen. Wir sehen, wie man die Standbilder bald nach verwandtschaftlichen, bald nach heimatlichen Beziehungen gruppirt hat, und wie man umfangreiche Prachtbauten mit Bildnißstatuen ausgestattet hat.

Von den ehernen Siegesstatuen sind nur die Fußspuren erhalten, aus denen wir uns, wie die Paläontologen aus den im Gestein eingedrückten Fußstapfen, von den Gestalten eine Vorstellung zu machen suchen, welche einst diesen Boden beschritten haben. Denn nur in seltenen Fällen können wir uns aus den poetischen Epigrammen von den plastischen Motiven eine Anschauung bilden. Aber auch die Kunst in Erz ist nicht untergegangen. Aus den tiefsten Schichten haben wir eine Reihe zertretener Erzbleche hervorgezogen, auf denen es gelungen ist, getriebene und gepreßte Darstellungen von Ornamentfiguren und mythologischen Scenen zu erkennen, mannichfaltige Arbeiten, die uns zuerst einen Begriff davon geben, wie sich aus der Abhängigkeit von assyrischen Vorbildern allmählich eine nationale Kunst im Relief entwickelt hat, und die in dieser Beziehung die Funde von Dodona auf das erfreulichste ergänzen. Aber auch von freier Erzplastik ist manches Werthvolle der Zerstörung der Barbaren entgangen.

Sonst ist die bildende Kunst in allen Stoffen und aus allen Zeiten reich vertreten. Wir haben Terracottabilder aus dem 5. Jahrhundert. Wir sehen, wie in den an edelm Gesteine armen Landschaften auch Kalkmergel plastisch verwerthet wurde, bis der Marmor die Herrschaft gewann. Das geringe Material war ganz auf Farbenüberzug berechnet, und zum ersten mal haben wir hier reiche Hülfsmittel, um über die Polychromie in der Architektur und Plastik der Hellenen wohlbegründete Ansichten aufzustellen.

In der ältern Periode von Olympia ist die einheimische, d. h. peloponnesische Kunst vorherrschend, die religiöse sowol wie die decorative. In dem Giebel des

Digitized by Google

megarischen Schatzhauses erkennen wir die ersten Versuche, bewegte Gruppen in architektonischem Rahmen darzustellen; die Gigantomachie von Olympia ist die Vorstufe der äginetischen Giebel. In Olympia gab es zuerst Veranlassung, einzelne Persönlichkeiten in ihrer Individualität nachzubilden. Ein jüngst gefundenes Marmorbild zeigt uns bei ganz alterthümlichem Stil einen unverkennbaren Porträtkopf, welcher den Beweis liefert, wie früh sich ein entschiedener Naturalismus in der Antike geltend gemacht habe.

Die Tempel der Altis sind in hervorragendem Sinne kunstgeschichtliche Denkmäler; denn sie sind nicht, wie der Parthenon, aus Einem Gusse, sondern sie tragen die deutlichsten Kennzeichen des allmählichen Werdens und mehrfacher Umgestaltung. Am Heraion läßt sich nachweisen, wie die alten Holzsäulen nach und nach gruppenweise in Stein ersetzt worden sind. Die Zahl der Hohlkehlen, die Form der Säulenköpfe zeigen die Stufen der Baugeschichte, wie sie noch nirgends an einem Denkmale haben nachgewiesen werden können. Am Zeustempel sind es die Vorsetzmarken im Marmordache wie der doppelte Fußboden, welche die verschiedenen Bauepochen verrathen. Die wichtigsten Fragen bewegen sich um die Bildwerke.

Die zwölf Metopentafeln, deren fortschreitende Wiederherstellung einer der glücklichsten Erfolge ist, sind Werke peloponnesischer Meister, die hier in treuer Arbeit das Beste, was ihre Schule vermochte, geleistet haben; großartige Werke in edelstem Stil, ernst und feierlich, alterthümlich befangen, aber nicht ohne Züge von schalkhaftem Humor. Die Ausstattung der Giebel wurde fremden Meistern übergeben auf Grund eines mit den Tempelbehörden abgeschlossenen Contracts. Hier ist rascher gearbeitet worden und von einheimischen Werkleuten, welche die attische Schule nicht durchgemacht hatten. Hier muß also zwischen Ausführung und Composition unterschieden werden. Es bestanden aber in Athen selbst verschiedene Schulen. Als die delphische Priesterschaft attische Bildhauer kommen ließ, nahm sie dieselben nicht aus der perikleischen Generation, sondern aus einer ältern Schule, der Schule des Kalamis, welche auch zu Pheidias' Lebzeiten fortbestand, ebenso wie Perugino auch nach Rafael's Tode in seiner Weise zu malen fortfuhr. Den Tempelbehörden aber war, besonders am Eingange der Heiligthümer, der ältere Stil der willkommene, und so glaube ich auch die steifere Feierlichkeit des Ostgiebels erklären zu müssen. Denn je mehr sich die fehlenden Gliedmaßen zusammenfinden, um so mehr scheint mir, wenn ich die Würde der ganzen Composition, die feine Charakteristik des Oenomaos aus Pelops, der Sterope und des sinnenden Propheten, sowie die Gestalten der Flußgötter in das Auge fasse, der Geist attischer Kunst unverkennbar. Der Westgiebel ist aber schon für sich ein Stück Kunstgeschichte. Denn hier ist der Apollokopf ein unvergleichliches Zeugniß religiöser Zurückhaltung und Befangenheit, während die Kampfgruppen eine so aufgeregte Bewegung und die Köpfe der Dienerinnen einen so derben Naturalismus zeigen, wie diese Züge plastischer Kunst sich noch nie an Einem Werke zusammengefunden haben. Wir können hier die Kunst in ihren leisesten Entwickelungen und Uebergängen beobachten.

Was diese Tempelgiebel und die mit ihren ausgespannten Fittichen immer völliger

Digitized by Google

auswachsende Nike für die Kunstgeschichte des 5. Jahrhunderts zu denken geben, ist noch lange nicht zu Ende gedacht, während die Kunstblüte des 4. Jahrhunderts uns klar und licht im Hermes vor Augen steht, den wir jetzt schon wie einen alten Hausfreund bei allen kunstsinnigen Familien eingebürgert finden, den jugendfrischen Herold männlicher Schönheit, wie sie Praxiteles anschaute.

Nehmen wir hinzu, daß auch die attische Plastik römischer Zeit in vorzüglichen Werken vorliegt, so sehen wir alle Epochen einer tausendjährigen Geschichte in Kunst- und Schriftdenkmälern vertreten, mit Ausnahme jener Zeit, da die Kunst der Hellenen sich in Vorderasien ein neues Vaterland eroberte und der Hain von Olympia eine Zeit lang dem Mittelpunkte der Geschichte entrückt war, also jener Zeit, welche durch die wunderbaren Funde von Pergamon uns vor Augen gestellt sind.

Neben den Tempeln sind alle Gattungen hellenisch-römischer Baukunst vertreten. Zum ersten mal ist es vergönnt, die Einrichtung antiker Stadthäuser und Senatsgebäude, Palästren, Gymnasien und Schatzhäuser nach den erhaltenen Ueberresten in Grund- und Aufriß wiederherzustellen. Dazu kommen die großartigsten Hallenbauten in reicher Mannichfaltigkeit aller Stilbauten, die Rennbahn, die Tempel- und Altarterrassen, endlich die Weg- und Wasserbauten.

Nichts soll uns ferner liegen, als durch Seitenblicke auf andere Unternehmungen unser deutsches Werk rühmend erheben zu wollen. Jedes umfangreichere Unternehmen dieser Art ist ein Wagniß, dessen Erfolg sich weder berechnen noch erzwingen läßt. Nur zum Dank soll es uns stimmen, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie ungewöhnlich reich der Segen ist, welcher die deutsche Forschung begleitet hat. In Ephesos ist der Tempel mit seiner Umgebung noch immer ein Räthsel für uns. Nach wiederholter Durchforschung von Halikarnaß sind wir auch über das Eine Mausoleum nicht ins Klare gekommen. Die Frage nach der Lage von Ilion, die seit 2000 Jahren die Gelehrten beschäftigt, ist um keinen Schritt weiter gebracht, und was die so überaus denkwürdigen Funde von Mykenä betrifft, so müssen wir, wenn wir ehrlich sind, gestehen, daß wir noch heute nicht wissen, welchem Jahrtausend die Burggräber angehören. Hier sind überall mehr Räthsel gegeben als gelöst.

In Olympia ist durch ruhig fortschreitende Aufräumung innerhalb der gezogenen Grenzen einer der denkwürdigsten Plätze der alten Welt mit der dichten Gruppe geschichtlicher Denkmäler jeder Art vollständig an das Licht gezogen, und mit Hülfe der zuletzt gewährten Mittel werden wir am Ende des fünften Jahres sagen dürfen: hier ist die Altis von Olympia mit dem ganzen Bestande dessen, was der Zerstörungswuth der Barbaren und der Elemente entgangen ist.

Dankbar bezeugen wir heute, daß die Masse des Gefundenen unsere kühnsten Hoffnungen übersteigt. Wir danken auch dafür, daß, mancherlei Gefahren und Mühen ungeachtet, von den jungen Männern, die im Namen des Reiches tapfer und treu auf ihrem Posten gestanden haben, keiner dauernd zu leiden gehabt hat.

Die Arbeit hat länger gedauert, als wir erwarteten. Denn wer konnte ahnen, daß an einigen Stellen der Schutt zu 7 Meter Höhe ansteigt und daß rund um die Altis antike Gebäude gelegen haben, die wir unmöglich ausschließen konnten?

Auch jetzt ist nicht alles erreicht. Wir glauben, daß die noch fehlenden Bruch-

Digitized by Google

stücke der Statuen und Reliefs vorhanden sind; aber es war unmöglich, alle Schlupfwinkel, wo die Trümmer versteckt sind; über die Grenzen der Altis hinaus aufzuspüren. Jedoch die historische Aufgabe, zu der wir berufen waren, wird im großen und ganzen erledigt und voll Dank gegen Den, von dem alles Gute kommt, dürfen wir uns des Segens freuen, der auf der deutschen Arbeit gelegen hat.

Aber liegt nicht doch ein Schatten darüber? Bleibt nicht eine Verstimmung, die unsere Freude dämpft?

Sie verstehen, woran ich denke. Ist doch noch neulich gesagt worden, wir hätten ein schlechtes Geschäft gemacht.

Im Hörsale einer deutschen Universität brauche ich nicht zu beweisen, daß eine wissenschaftliche Unternehmung, die eine Fülle von Erkenntniß gebracht hat, ihren Lohn in sich trage. Wird denn, wenn das Reich seine Schiffe aussendet, um an fernen Stationen Himmelsbeobachtungen anzustellen, danach gefragt, was uns das einbringe?

Müßten wir uns nicht schämen vor den Männern, die einst am Alpheios alle Mittel und Kräfte anspannten, um den Kranz des Oelbaums zu erlangen, wenn der reale Gewinn uns als Maßstab eines erstrebenswerthen Gutes gelten sollte!

Wir hatten ja nur die Wahl, entweder die Schätze im Boden liegen zu lassen oder das Besitzrecht anzuerkennen, welches die Griechen auf die Denkmäler ihrer Geschichte geltend machen. Keine Regierung konnte auf einer andern Basis mit uns unterhandeln.

Wir halten doch alle die uneigennützige Liebe zum Guten und Schönen für den Adel einer Menschenseele. Sollen denn für die Gemeinschaft der Menschen, sollen für Staat und Reich andere Normen gelten? Hat nicht Preußen immer seine Ehre darin erkannt, für ideale Zwecke seine Kraft einzusetzen? Das deutsche Volk hat mit freudiger Zustimmung die fünfjährige Arbeit in allen Stadien begleitet, und es wird in der Geschichte unvergessen bleiben, daß nach den blutigen Siegen, die das Reich begründet haben, von seinem Kaiserhause der Anstoß gegeben wurde, in der Aufdeckung von Olympia ein Friedenswerk von dauernder Bedeutung für alle gebildeten Nationen in das Leben zu rufen.

Alle Wissenschaften bedürfen des neu zugehenden Materials, um in frischem Fortgange zu bleiben; so auch die Alterthumswissenschaft, die seit den Tagen der Reformation mit unserm nationalen Leben eng verwachsen ist. Wir können doch nicht immer nur Handschriften vergleichen, Stellen amendiren und über alte Probleme streiten. Für uns ruhen die ungenützten Quellen in der Tiefe des Bodens, und wie vom zoologischen Reichsinstitut in Neapel jeden Morgen der Dampfer hinausgeht, um dem Naturforscher aus der Tiefe des Golfs die Seegeschöpfe zu liefern, wie jahraus jahrein auf Staatsmittel die Archive nach Urkunden durchsucht werden, so sollte auch der Boden des klassischen Alterthums ununterbrochen und methodisch durchforscht werden.

Da werden Thatsachen geliefert für eine Wissenschaft, welche mehr als alle andern der Gefahr unterliegt, sich in subjective Geschmacksrichtungen und Combinationen zu verirren. Hier tritt die Archäologie der Kunst mit Topographie,

Digitized by Google

Geschichte und Sprachforschung in den natürlichen Zusammenhang, dessen Lockerung immer der echten Forschung Gefahr bringt. Hier tritt uns in zusammenhängenden Denkmälern das Leben der alten Völker entgegen, dessen Verständniß die wahre Aufgabe der Philologie in Universität und Gymnasium ist.

Zu solcher Forschung haben Kaiser und Reich einen gesegneten Anfang gemacht, und es war mir ein Herzensbedürfniß, in dieser Versammlung an diesem Tage davon ein freudiges Zeugniß abzulegen.

Mit dem echten Hohenzollernworte: „Was wir begonnen, müssen wir auch würdig zu Ende führen", hat unser Kaiser die Sache in seine Hand genommen. Mit neuer Begeisterung werden wir nun auf dem Boden der Altis die Ernte einsammeln, und wenn die Worte der heutigen Festrede nicht wirkungslos verhallt sind, so darf ich hoffen, daß mein Dank auch Ihr Dank ist. So lange sein Fürstenwort unser Wahlspruch ist, werden Preußen und Deutschland vorwärts gehen.

Ihm hat Gott in seltener Weise die Gnade verliehen, das Begonnene zu Ende zu führen. Den glorreichen Kriegsjahren sind nicht weniger gesegnete Friedensjahre gefolgt.

Er hat auf allen Schlachtfeldern ja nur den Frieden im Auge gehabt, den Frieden nach außen, den Frieden im Reiche. Gott segne auch ferner Kaiser Wilhelm's Friedensregiment! Er walte auch im neuen Lebensjahre in Gnaden über dem Haupt unsers geliebten Kaisers!

Digitized by Google

Am Manzanares.

Von

Robert Waldmüller (Eduard Düboc).

Unter Doña Ana's Fenster
Singt zu seinem Instrumente
Don Hernando; freundlich glänzt der
Abendstern am Firmamente:

„Jugend ist ein bunter Nachen,
Der auf klarem Strome schaukelt,
Spät und früh von Scherz und Lachen
Froh umkreist und hold umgaukelt.

Liebe ist das sanfte Säuseln
In des Nachens seidnen Flügeln,
Ist das linde Wellenkräuseln
Auf des Stromes glatten Spiegeln."

Und ein Band von ihrem Busen
Löst die Schöne, ihm's zu reichen:
„Der beredtesten der Musen
Sei's geweiht als Dankeszeichen.

Der beredtesten, doch leider
Ist sie trüglicher als alle!
Lieb' und Jugend, — weiß denn beider
Schifflein nichts vom Wogenschwalle?

Nichts von Sturm und nichts von Klippen?
Nichts von wildem Wolkenjagen?
Von des Mastes Sturz, der Rippen
Bersten und des Steu'rs Versagen?

Ei, geht lieber heim! Ich gönnte
Euch wie mir ein friedlich Schlafen.
Bliebt Ihr da, so fürcht' ich, könnte
Euch gar Manches Lügen strafen."

Digitized by Google

Und am nächsten Abend sang er:
„Jugend gleicht dem rosenrothen
Pfirsichbaum auf grünem Anger,
Dem der Lenz den Gruß entboten.

Liebe gleicht der emsigen Biene:
Spät und früh nur ist ihr Sinnen,
Wie sie huld'ge ihm und diene,
Nicht mag sie dem Bann entrinnen."

Und ihr Tüchlein von dem Busen
Löst sie, um es ihm zu reichen:
„Nehmt's! Der schelmischsten der Musen
Sei's geweiht als Dankeszeichen.

Ja, der schelmischsten! Wir Andern
Lebten immer in dem Wahne:
Bienlein seien stets im Wandern,
Schwüren nie zu Einer Fahne.

Nein, geht lieber heim! Ich gönnte
Euch wie mir ein friedlich Schlafen.
Bliebt Ihr, ei, da fürcht' ich, könnte
Euch gar Manches Lügen strafen."

Und am dritten Abend wieder
Unter ihrem Fenster steht er:
„Hier das letzte meiner Lieder,
Ach, erhört mich, Doña", fleht er.

„Jugend ist die süße Quitte,
Die mit bänglicher Geberde
Hoch am Zweige, in der Mitte
Zwischen Himmel schwebt und Erde.

Liebe ist des Zephyrs Fächeln,
«Wolle, Holde, mir vertrauen»,
Raunt der Zephyr, und mit Lächeln,
Trägt er sie nach Edens Auen."

Und hinab auf ihren Busen
Sah sie, wies die leeren Hände;
Für die schmeichelndste der Musen
Gab's nun keine weitre Spende.

Digitized by Google

„Don Hernando, Band und Tüchlein",
Sprach sie, „trugt Ihr schon von hinnen;
Nichts mehr hab' ich, armes Küchlein,
Euch zu lohnen, — was beginnen?

Hier mein Schlüssel! Sucht hier oben
Selber nach an Ort und Stelle, —
Riegel sind nicht vorgeschoben,
Und — — umwickelt ist die Schelle."

Digitized by Google

Chronik der Gegenwart.

Revue der Erd- und Völkerkunde.

Die wichtigste geographische Neuigkeit, welche in den letzten Monaten des Jahres 1878 die Welt freudig überraschte, war die glückliche Fahrt der schwedischen Expedition auf der Vega und des Begleitschiffes Lena durch das Sibirische Meer um die Taimyrhalbinsel herum bis zum Lenastrom. Nur ein einziger Europäer, der hochverdiente russische Steuermann Tscheljuskin, dessen Name mit Recht an Asiens nördlichster Landspitze haftet, hatte jemals vor Professor Nordenskjöld und seinen muthigen Begleitern die Umschiffung der öden Taimyrhalbinsel vollbracht, und seit jener nautischen That waren volle 136 Jahre verstrichen. Die schwedische Expedition hatte am 4. Juli 1878 Europa verlassen und war nach glücklicher Passirung des verrufenen Karischen Meeres an die Jenisseimündung gelangt, bis wohin Nordenskjöld schon in frühern Jahren gekommen war. Nach genauer Vermessung des Dicksonhafens — so hatte er dem großen Förderer der Polarfahrten, seinem Gönner Dickson in Gothenburg, zu Ehren seinen Ankerplatz in einer Bucht der Jenisseimündung benannt — fuhren Vega und Lena am 10. Aug. nach Nordosten weiter. Man sah viel Eis, aber ohne durch dasselbe aufgehalten zu werden. Der Küste entlang lagen viele Inseln, die keine Karte verzeichnete. Bis zur Taimyrinsel war das Festland kahl und öde; am 14. ankerten beide Schiffe vier Tage lang im Actiniahafen, in der Meeresstraße zwischen dem Festlande und der Taimyrinsel. Alles Land war eisfrei und von einer dichten, graugrünen Decke von Gräsern, Moosen und Kräutern bedeckt. Am 19. Aug. wurde trotz dichten Nebels und großer Eisfelder Cap Tscheljuskin, das erste Hauptziel der Expedition, erreicht. Das Vorgebirge bildet eine niedrige Landspitze, welche durch eine Bucht, in der beide Schiffe ankerten und durch Flaggenhissen und Kanonenschüsse ihren Erfolg feierten, in zwei Theile getrennt wird. Nach den astronomischen Beobachtungen und Triangulationsmessungen liegt die westlichere Spitze in 77° 36′ 37″ nördl. Br. und 103° 25′ 5″ östl. L. von Greenwich, und die östlichere noch nördlicher, nämlich in 77° 41′ nördl. Br. und 104° 1′ östl. L. von Greenwich, was somit dem ganzen Cap eine bedeutend westlichere Lage gibt, als unsere Karten bisher annahmen. Landeinwärts erhoben sich Höhen bis über 300 Meter; diese sowie das Flachland waren nahezu eisfrei, nur dem Strande entlang lag ein schmaler Eisfuß. Der Boden bestand hauptsächlich aus Lehm mit vielen Spalten und einer Gras- und Moosdecke; die Gesteine waren aufrechte Schieferlager ohne Versteinerungen, aber krystallreich, ferner auch mächtige Quarzlager. Thier- und Pflanzenleben war äußerst arm, doch sah man viele schottische und einige Eidergänse. Am 20. Aug. fuhr man weiter, ohne auf erhebliche Eishindernisse zu stoßen. Das Küstenland erhob sich von 6—900 Meter Höhe, selbst die Spitzen waren schneefrei; wol zeigten sich einige kleine Gletscher, aber keiner kam unter 250—300 Meter herab. Am 24. wurde am Eingange zur Chatangabucht die kleine Preobaschenskoiinsel erreicht, die indeß 96,5 Kilometer westlicher als auf den bisherigen Karten liegt. Die Weiterfahrt nach Osten fand

Digitized by Google

bei gutem Wetter und eisfreier sowie verhältnißmäßig warmer See statt, was wol durch die große Masse warmen Wassers aus den sibirischen Strömen bewirkt wird. Am 27. Aug. endlich liefen beide Schiffe, die ersten bisher von Europa kommenden Fahrzeuge, im Lenadelta ein, wo sie sich trennten. Der Dampfer Lena fuhr den Strom gleichen Namens bis zur Stadt Jakutsk hinauf, während die Vega, begünstigt von gutem Wind und klarem Wetter, die Reise nach Osten fortsetzte. In den letzten Tagen des December 1878 empfing indeß das schwedische Ministerium des Aeußern Nachricht, wonach „die kürzlich vom Arktischen Ocean nach San-Francisco zurückgekehrten Walfischfänger berichten, ein vom Eise eingeschlossenes Schiff beim Ostcap gesehen zu haben, welches, wie sie sämmtlich annahmen, ein größeres zur schwedischen Polarexpedition gehörendes Fahrzeug war". Sogleich ließ der bekannte sibirische Kaufmann Sibiriakow einen Dampfer von 350 Tonnen in Malmö bauen, um damit schon im August 1879 durch den Suezkanal nach der Beringsstraße zu gehen und nach Nordenskjöld zu forschen. Mittlerweile erfuhr man, daß es in der That die Vega sei, welche in geringer Entfernung vom Festlande und noch westlich vom Ostcap vom Eise eingeschlossen sei. Das Ostcap ist bekanntlich die nordöstlichste Spitze Asiens, welche mit dem gegenüberliegenden Cap Prinz Wales des amerikanischen Continents die schmale Beringsstraße begrenzt. Es wurde nun von Sibirien aus eine Expedition organisirt, um die Vega auf dem Eiswege mit Rennthieren oder Hunden zu erreichen; auch sollte ein russisches Kriegsschiff von der Station im Stillen Ocean ihr baldmöglichst durch die Beringsstraße zu Hülfe kommen, und Gordon Bennett, der Besitzer des „New-York Herald", welcher im Begriffe stand, seine in San-Francisco bereit liegende Jacht Jeannette zu einer Polarfahrt abgehen zu lassen, ertheilte ihr den Auftrag, in der Beringsstraße und nach Passirung derselben keine Anstrengungen zu scheuen, um sichere Mittheilungen über Nordenskjöld zu erlangen und ihm eventuell wirksame Unterstützung zu gewähren. Glücklicherweise stellte sich bald heraus, daß die Lage der Vega lange nicht so gefährlich war, als man anfänglich sich vorgestellt hatte. Das Schiff fror am 16. Sept. unweit von Serdze-Kamen (Herzfelsen), der Nordostspitze der Tschuktschenhalbinsel, in 67° 7′ nördl. Br. und 173° 15′ westl. L. von Greenwich ein; an Bord war aber alles wohl und Heizmaterial sowie Lebensvorrath genügend vorhanden. „Seitdem ich zuletzt von der Mündung der Lena geschrieben", meldete ein Brief Nordenskjöld's, „ist die Vega, obgleich mit großer Schwierigkeit, vorgedrungen bis in die Nähe der Beringsstraße. . . . Infolge der nördlichen und nordwestlichen Winde, welche in diesen Gegenden den ganzen September geblasen, scheint dieses Jahr äußerst ungünstige Eisverhältnisse im Polarmeere in der Nähe des Beringssundes gebracht zu haben. Die eisfreie Rinne in der Nähe der Küste, die unsere Fahrt von der Mündung der Lena begünstigte, endete bei den Baranowsinseln, an denen wir am 3. Sept. vorbeisegelten. Seitdem sind wir so langsam durch dichtes Treibeis vorgeschritten, daß wir erst am 27. Sept. die Ostküste der Koljutschiebucht erreichten. In der Nacht auf den 28. Sept. bedeckte sich das Meer zwischen den Eisschollen mit so dickem neuen Eise, daß wir bald genöthigt wurden, von jedem Versuche, weiter vorzudringen, abzulassen, und bis auf weiteres eine halbe Seemeile von der Küste neben dickem Grundeise stilliegen mußten. Drei Tage danach konnte man auf neugebildetem Eise ans Land gehen. Das Schiff liegt hier ruhig und sicher. Alles ist so gut wie möglich für den Fall, daß wir genöthigt werden, hier zu überwintern, eingerichtet. Die Küste ist von Tschuktschen bewohnt, mit denen wir in der freundschaftlichsten Weise verkehren, obgleich wir, da dieselben Russisch weder sprechen noch verstehen, einige Schwierigkeit haben, uns einander verständlich zu machen. Nordquist steht indessen im Begriff, ihre Sprache zu lernen. Sie erklären einstimmig, daß das Eis sich nicht lange halten wird; aber für den Fall, daß ihre Weissagung nicht in Erfüllung gehe, schreibe ich diesen Brief mit dem Tschuktschen-

Digitized by Google

häuptling, der zufällig den Ort in der Nähe unsers Ankerplatzes besucht. Es ist höchst ungewiß, ob wir ihm den Zweck der Papiere, die wir ihm übergeben, werden begreiflich machen können, und ob dieselben ihren Bestimmungsort erreichen." Wirklich mußte die Vega den ganzen langen Winter 1878—79 bei Serdze-Kamen im Eise zubringen, volle 264 Tage, und erst am 18. Juli 1879 konnte sie das Winterquartier verlassen. Schon am 20. umsegelte sie das Ostcap und fuhr von dort nach der Lorenzbai, Point Clarence und der Beringsinsel, vom Schicksale merkwürdig begünstigt, denn das Schiff selbst befand sich in ausgezeichnetem Zustande, und an Bord war keine Krankheit, kein Skorbut. Am 2. Sept., um 10 Uhr 32 Min. abends, erreichte die schwedische Expedition wohlbehalten Jokuhama in Japan. Die seit Jahrhunderten gesuchte Nordostpassage war gefunden, die Fahrt um den Nordrand Asiens herum zum ersten mal vollbracht.

Nordenskjöld's Fahrt durchs Eismeer hat den Handel Europas mit Sibirien wie mit Einem Schlage geöffnet. Während des Sommers 1879 fuhren nicht weniger als sechs englische Dampfer mit Ballast nach der Obmündung, um dort Getreide einzunehmen. Auch von Bremen und von Schweden gingen Schiffe dahin ab, und der Dampfer Neptun, welcher 1878 die erste Hin- und Rückfahrt nach Sibirien ausführte, ging 1879 von Hamburg wieder dorthin.

Der glückliche Ausgang der schwedischen Expedition hatte zwar die Ausrüstung neuer Hülfsunternehmungen gegenstandslos gemacht, allein da man Anfang 1879 von der wirklichen Lage der Dinge nichts wußte, ließen sowol Bennett als Sibiriakow ihre Schiffe zur Aufsuchung Nordenskjöld's auslaufen. Gordon Bennett verfügte über die Jeannette und den Dauntleß, welche auf zwei entgegengesetzten Routen, Spitzbergen und Beringsstraße, ihrem Ziele zustreben sollten. Die Jeannette, unter dem Commando des amerikanischen Schiffslieutenants De Long, trat am 25. Juni 1879 von San-Francisco ihre Fahrt durch die Beringsstraße „nach dem Nordpol" an; sie führte unter anderm einen kupfernen Kasten mit eingravirten Namen und Datum an Bord, welcher, hermetisch verschlossen, „auf dem Nordpol" deponirt werden sollte. Es war dies jedenfalls die erste Expedition, welche diesen Weg einschlug, um polarwärts vorzubringen, denn Gustave Lambert's gleicher Plan war niemals zur Ausführung gelangt. Am 2. Aug. traf die Expedition in Unalaschka im Aleutenarchipel ein, segelte am 6. nach der Handelsstation Saint-Michael an der Yukonmündung, wo Eskimohunde, Schlitten und Boote an Bord genommen wurden, und gelangte am 25. Aug. in die Sanct-Lorenzbai, wo Kapitän De Long das Entkommen der Vega erfuhr. Nachdem das Schiff neuen Kohlenvorrath eingenommen, segelte es am 27. weiter, um durch die Beringsstraße nach Serdze-Kamen zu gehen und dort oder an der Küste des Wrangellandes Winterquartiere zu beziehen, von wo aus beim Aufgehen des Eises im Sommer 1880 die Jeannette ihren Vorstoß nach dem Nordpol zu unternehmen beabsichtigt. Die sanguinischen Yankees rechnen in der That darauf, mit der Nordströmung bis zum Pol (?) zu gelangen und dann je nach Umständen durch den Smithsund oder das europäische Polarmeer nach dem Süden zurückzukehren!

Was nun Sibiriakow anbelangt, so taufte er seinen in Malmö erbauten Dampfer „Nordenskjöld" und übertrug dessen Befehl dem Kapitän H. Sengstacke, der als erster Offizier der Germania auf der zweiten deutschen Polarfahrt seine Studien über die arktischen Meere gemacht hat und als ein tüchtiger gebildeter Seemann bekannt ist. Ob der Nordenskjöld ebenso wie die Jeannette mit allen nur erdenklichen technischen Errungenschaften der Gegenwart ausgestattet war, wissen wir nicht, wohl aber hatte der Russe für einen wissenschaftlichen Stab Sorge getragen, welcher das amerikanische Schiff weit in den Schatten stellte. Abgesehen von dem wissenschaftlichen Werthe des Führers selbst, trug der Nordenskjöld an Bord einen der tüchtigsten russischen Botaniker, Professor Grigoriew, und den Freiherrn A. von Dankelmann, welcher zu den hervorragendsten unter den jüngern Meteorologen Deutsch-

Digitized by Google

lands zählt. Auch dieses Schiff sollte den Weg durch die Beringsstraße nehmen, mußte also, um dahin zu gelangen, durch den Suezkanal um ganz Asien südlich herumsegeln. Es verließ Malmö am 13. Mai 1879, passirte am 7. Juni den Suezkanal und langte am 28. Juli in Jokuhama an, von wo es am 10. Aug. nach der Beringsstraße weiter fuhr. Leider meldete schon am 25. Aug. eine Depesche, daß der Nordenskjöld bei Nemora an der japanischen Küste vollständigen Schiffbruch erlitten habe, wobei indeß kein Menschenleben verloren ging. Herr Sibiriakow beabsichtigt nun, sogleich ein neues Fahrzeug auszurüsten, um zwischen Lena und Jenissei mit Umschiffung des Caps Tscheljuskin Handel zu treiben.

Noch ein anderer sehr hübscher Erfolg ist nebst Nordenskjöld's großer Entdeckung in den Polarregionen zu verzeichnen: die Kreuzfahrten des norwegischen Kapitäns E. Johannesen zwischen der Ostspitze von Nowaja-Semlja und dem Cap Taimyr. Dieser seit lange um die Erforschung der Gewässer bei Nowaja-Semlja hochverdiente Mann kam 1878 mit seinem Segelschiffe weit ostwärts über Nowaja-Semlja hinaus und entdeckte unter 77° 35′ nördl. Br. und 86° östl. L., also in der Mitte zwischen dem Ostende von Nowaja-Semlja und dem Cap Tscheljuskin, fast in gleicher Breite, eine Insel, die er bezeichnend genug „Ensomheden" (Einsamkeit) nannte. Sie ist etwa 28 Kilometer lang, erhebt sich am westlichen Ende etwa 30 Meter über den Meeresspiegel, verflacht sich aber gegen Nordosten. Am Strande fand sich eine große Menge Treibholz; der Pflanzenwuchs war spärlich, aber die Vogelwelt reich vertreten in den gewöhnlichen Arten des Eismeeres, darunter auch solchen, die im Karischen Meere nicht angetroffen werden. Johannesen umfuhr die Insel, konnte aber wegen der Dünung und des Nebels keine Landung bewerkstelligen. Von der Insel weg segelte er in südöstlicher Richtung bis 90° östl. L. und erblickte hier am 20. Aug. Land auf etwa 3 Meilen Entfernung in südlicher Richtung, seiner Meinung nach die Westseite des Caps Taimyr. Das Meer war auch im Norden von Nowaja-Semlja ganz ungewöhnlich eisfrei, wahrscheinlich infolge anhaltender Südostwinde, sodaß Johannesen den Eindruck erhielt, als hätte er mit einem Dampfer nördlich bis über Franz-Josephland hinaus gelangen können.

Dieses von den Oesterreichern entdeckte Polarland wieder zu schauen, war 1879 den Holländern beschieden. Diese ließen nämlich den Willem Barents, über dessen arktische Fahrt im Jahre 1878 wir berichtet*), neuerdings in See stechen. Der Kriegsminister hatte auch dieser Expedition wiederum seine Unterstützung zugesagt, und der Rest des erforderlichen Geldes wurde durch Sammlungen im Lande aufgebracht. Am 3. Juni trat das wie im Vorjahre von Lieutenant de Bruyne befehligte Schiff die Reise an, kehrte aber schon am 24. Sept. nach Hammerfest zurück. Im September war beständig stürmisches Wetter. Am Cap Nassau auf Nowaja-Semlja errichteten die Holländer einen Gedenkstein an ihre berühmten Polarfahrer des 16. Jahrhunderts; doch war es unmöglich, Barents' Eishafen zu erreichen infolge der großen Eismassen im Karameere und im Norden der Insel. Dagegen gelang es Franz-Josephland zu sichten, zum ersten mal seit seiner Entdeckung 1874, und demselben bis auf 4 Seemeilen nahe zu kommen. Die Mac-Clintockinsel, eine der südlichsten jener Gruppe, war dicht vom Eis umschlossen; auch auf der Rückkehr östlich vom 55° östl. L. wurde viel Eis getroffen.

Noch ist des amerikanischen Schoners Eothen zu gedenken, welcher am 19. Juni 1878 von Neuyork nach Norden gesegelt war, um die Reliquien der Franklin-Expedition aufzusuchen, von welchen mehrere Eskimos im Vorjahre dem Walfischfänger Kapitän Barry erzählt hatten. Barry konnte damals, der großen Entfernung wegen, diesen Schatz nicht holen; nunmehr war zu diesem Behufe der Eothen ausgerüstet worden, welcher, dort am 9. Aug. angekommen,

*) Vgl. „Unsere Zeit", Neue Folge, XIV, 2., 631.

Digitized by Google

den Winter 1878—79 bei der Marmorinsel in der Hudsonsbei zubrachte, die Küste von dieser bis zum Cap Fullerton vermessend. Der Führer, Lieutenant Schwatka, unternahm auch eine Schlittenreise den Conneryfluß aufwärts, wobei er den Lorillardfluß entdeckte, welche beide in die Winchesterbai münden. Auf einer andern Reise nach den Dörfern der Kinnepatueskimos wurde der Brevoortsee, der in der Nähe der Küste liegt und an 80 Kilometer lang ist, entdeckt. Am 1. April 1879 trat Schwatka mit sechs Gefährten von der Repulsebai eine neue Schlittenreise über Land nach King-Williamland an, über deren Verlauf und Ergebniß zur Stunde noch keine weitern Nachrichten vorliegen. Doch ward im Frühjahre 1879 ein Schiff mit Proviant dieser Expedition nachgesandt.

Ein anderer Amerikaner, Kapitän Howgate, welcher die Vorexpedition der Florence (Kapitän Tyson) von 1877—78 nach dem Cumberlandgolf ins Leben gerufen hatte, projectirte eine Nordpolexpedition durch den Smithsund in Verbindung mit einer Wintercolonie an der Lady-Franklinbai und richtete deswegen ein Schreiben an den Kriegsminister, um dessen Befürwortung beim Congreß zur Bewilligung der Mittel zu erlangen, was ihm jedoch bisher nicht geglückt ist. Er ließ daher in England einen Schraubendampfer von 140 Tonnen in Stand setzen, welcher im November 1879 die Ueberfahrt nach Amerika gemacht hat, wo er noch für die Eisfahrt verstärkt wird, um Ende Juni 1880 die Reise anzutreten.

Auch in England erwacht wieder das Interesse für Polarforschungen. Kapitän Albert H. Markham, welcher als erster Offizier des Alert an der letzten englischen Polarexpedition 1875/76 theilnahm und die nach Norden gerichtete Schlittenreise befehligte, unternahm 1879 in Gesellschaft von Sir Henry Gore-Booth eine Fahrt in das Barentsmeer auf demselben norwegischen Kutter Isbjörn, den Payer und Weyprecht 1871 benutzten. Das kleine Fahrzeug umsegelte die Nordostspitze von Nowaja-Semlja und kam bis zum Vlißinger Hooft, hätte auch mit Leichtigkeit Barents' Winterquartier erreichen können, aber die Mannschaft widersetzte sich dem weitern Vordringen. Die im Barentsmeer erreichte höchste Breite war 78° 24′ unter 47° östl. L. von Greenwich. Etwas abenteuerlich klingt das Project des Commandeur Cheyne zur Erreichung des Nordpols. Er will zu Schiffe so weit nach Norden als möglich dringen, dann dasselbe mit Hundeschlitten auf dem Eise thun. Mit günstigem Winde will er dann den Pol im Luftballon erreichen und nach vollbrachten Beobachtungen bis zur sibirischen Küste weiter treiben. Ein Comité zur Sammlung von Geldbeiträgen zu diesem Zwecke hat sich gebildet und solche Erfolge erzielt, daß die Expedition im Frühjahr 1880 England verlassen soll.

Wie im Jahre 1878 ging auch 1879 eine wissenschaftliche Expedition, bestehend aus Lieutenant Jensen, Hammer und Kornerup, von Dänemark nach Westgrönland ab, um dort Vermessungen der Küste und Fjorde sowie sonstige Forschungen anzustellen. Zum Schlusse des Jahres 1879 ward endlich aus Kopenhagen gemeldet, die Regierung habe infolge der Bemühungen Sir Allen Young's beschlossen, die Kosten für eine dänische Nordpolfahrt auf der grönländer Route zu bewilligen, um nicht hinter Schweden zurückzubleiben.

Auch in Afrika schreitet die Forschung rüstig weiter. Unsere Kenntniß des schwarzen Erdtheils ist gegenwärtig schon eine im großen und ganzen so ausgedehnte, daß es in derselben blos noch einzelne Lücken gibt, deren Ausfüllung eben die Aufgabe der an den verschiedensten Punkten im Gange befindlichen Untersuchungen ist. Auf alle diese zahlreichen Expeditionen und kleinern Forschungsreisen einzugehen würde hier zu weit führen: wir müssen uns mit Hervorhebung der wichtigsten Ereignisse begnügen. Darunter brachte nun das Jahr 1879 die gelungene Durchquerung Südafrikas von West nach Ost durch den portugiesischen Major Serpa Pinto und das bedauernswerthe Scheitern der Rohlfs'schen Expedition in die Sahara.

Digitized by Google

Nach langjähriger Unthätigkeit auf dem Gebiete der Afrikaforschung hatte sich Portugal endlich entschlossen, eine Expedition nach seinen Besitzungen in Angola an der Westküste zu entsenden und mit Führung derselben den Major Serpa Pinto zu betrauen; ihn begleiteten Kapitän Brito Capello und Lieutenant Ivens. Im Sommer 1877 in Westafrika eingetroffen, reiste die Expedition am 12. Nov. jenes Jahres von Benguela nach dem Cunene und nach Bihe. In Dombe, der ersten größern Station auf dieser Strecke, verließen die Reisenden die große Straße nach Quillengues, folgten einem nur den Eingeborenen bekannten Pfade, der zunächst südöstlich über den 700 Meter hohen Cangumbaberg führte, und gelangten am 12. Dec. nach dem Fort Quillengues, das sie in einem beklagenswerthen Zustande fanden. In Caconda, wo die Expedition am 8. Jan. 1878 ankam, traf sie mit dem portugiesischen Naturforscher Anchietta zusammen. Am 8. Febr. verließ Serpa Pinto das Fort Caconda, um sich in die Landschaft Nano zu begeben und dort seine Träger zu rekrutiren, und kam erst am 10. März nach Bihe, wo Capello und Ivens am 8. mit dem Hauptcorps der Expedition angekommen waren. In Bihe trennte sich, um die Chancen des Erfolges zu verdoppeln, Serpa Pinto von seinen Begleitern und wanderte nach Südosten, um quer durch Afrika nach Zumbo, der höchsten portugiesischen Station am Zambesi, zu gehen. Der Hauptsache nach bewegte er sich auf Routen, die schon von Ladislaus Magyar 1851 und dem portugiesischen Händler Silva Porto 1852 und 1853 begangen worden waren; aber da er der erste wissenschaftliche Reisende ist, der diese Gebiete betrat, so haben wir doch wesentliche Bereicherungen unserer Kenntniß zu erwarten. Bis jetzt ist Serpa Pinto's Reisebericht noch nicht erschienen, welcher den seltsamen Titel „Des Königs Büchse" führen soll. Referent hat das Vergnügen gehabt, vor einigen Monaten in Brüssel den Reisenden persönlich kennen zu lernen, einen jungen, etwa dreißigjährigen Mann von zierlicher Statur, welcher in der kleidsamen Uniform eines portugiesischen Generalstabsmajors einen gewinnenden Eindruck machte, dabei aber beflissen schien, ängstlich das „Geheimniß des Cubango" zu hüten. Aus seinen dürftigen Andeutungen ließ sich erkennen, daß die hydrographischen Verhältnisse der Quellgebiete des Cubango, Cuango (Livingstone's Tschobe, welcher Name gar nicht existiren soll) und der Nebenflüsse des obern Zambesi oder Liambai wesentlich anders gestaltet sind, als sie bisher nach Silva Porto's ungenauen Angaben und Livingstone's Erkundigungen sich darstellten. Von Bihe aus überschritt der Reisende die Quanza in der Nähe der Coqueimamündung, wandte sich dann ins Quellgebiet des Cubango und passirte dessen bedeutendsten Nebenfluß Cuito, welcher bei Cangala, im Gebiete der Luchasen, unter 12° 15′ südl. Br. und 18° östl. L., 400 Meter unter dem Plateau von Bihe, in sumpfiger Gegend entspringt, wo auch die beiden Nebenflüsse der Quanza, Cuime und Cuiba, sowie der Lunge-é-Ungo (Nebenfluß des Zambesi) ihren Ursprung haben. Der Cuito ergießt sich, nachdem er von Osten den Cuanavare aufgenommen, bei dem großen Orte Darico in den Cubango. Das Gebiet des letztern wurde bei seinem Nebenflusse Guimbo erreicht; unterhalb desselben erhält er noch vier Zuflüsse von Westen und drei von Osten. Der Zambesi selbst hat von der Mündung des Liba bis zu der des Cuando nur zwei westliche Nebenflüsse, den Lungo-é-Ungo und Uhengo, welcher in seinem Oberlaufe den Namen Ninda führt. Der Zambesi durchströmt auf dieser Strecke eine weite, nur wenig bewaldete Ebene, die reich an Lagunen ist, bei 1012 Meter Höhe. Nach zehnmonatlichem Marsche kam Serpa Pinto am 16. März 1879 in Pretoria, in Transvaal, d. h. zehn Breitegrade südlich von Zumbo und von dort am 9. Juni in Lissabon an, im ganzen wohlbehalten, doch zeitweise von den Nachwehen des afrikanischen Fiebers geplagt. Seine beiden Begleiter wandten sich nach der Trennung in Bihé gegen Nordosten und erreichten im Mai 1878 Cassange, den östlichsten portugiesischen Posten in Angola, wo sie aber viele Monate still liegen mußten, weil sie von allen

Digitized by Google

Hülfsmitteln zur Fortsetzung ihrer Recognoscirung des Quango entblößt waren. Krank und in äußerst abgerissenem Zustande mußten sie endlich nach zweijährigem Aufenthalte im Innern Afrikas nach Loando zurückkehren, ohne infolge der Feindseligkeiten der Bewohner ihr Ziel, die Mündung des Quango in den Congo, erreichen zu können; doch scheinen sie seinen Lauf weiter verfolgt zu haben, als es dem deutschen Reisenden Schütt gelungen ist.

Ingenieur Otto Schütt war von der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft in Berlin gleichfalls 1877 nach Westafrika gesandt worden mit dem Auftrage, in die Fußstapfen Dr. Pogge's und womöglich bis in das Reich des Muata-Janwo zu dringen. Mit seinem deutschen Begleiter, dem Architekten Paul Gierow aus Rügen, und dem Neger Germano begann Schütt seine Wanderung von Malange, der bekannten Station im östlichen Angola aus am 4. Juli 1878, wurde in dem fruchtbaren Thalbecken des Quango von den Bangala auf das nichtswürdigste ausgeplündert und bedroht, umging infolge dessen das ganze Cassangethal im Süden, setzte weit oben über den Quango, und gelangte so erst am 13. Nov., also in voller Regenzeit, nach der Residenz des Fürsten Kimbundo, dem Orte, wo 1875 Lieutenant Lux seine Rückreise antrat, während Dr. Pogge den Marsch zum Muata-Janwo fortsetzte. Hier verließ nun Schütt die von seinen Vorgängern schon einigermaßen erforschten Gegenden, indem er sich am 1. Dec. direct nach Norden wendete, mit der Absicht, das große Volk der Luba im Norden des Lundareiches und seinen Häuptling Mai zu besuchen. Seine Aussichten, in dieser Richtung weit nach Norden vorzudringen, vielleicht den Zusammenfluß des Cassai mit dem Congo zu erreichen, waren äußerst günstig. Die Quioco oder Kioko, ein Volk, das eigentlich das Land im Süden von Kimbundo bewohnt, seit 20 Jahren aber in das Lundareich auszuwandern begann und in der Umgebung von Kimbundo schon die Hauptbevölkerung bildet, sind etwa seit 1866 auf ihren Jagdzügen zu einem dem Mai unterthänigen, noch kannibalischen Stamme der Luba, den Cachilangue, weit jenseit des Cassai, gekommen, an denen die treulosen Quioco schnöden Verrath geübt. Nunmehr sollte Schütt bei diesen als Gefangene zurückgehaltene Cachilangue nach ihrer Heimat zurückbringen. Sechs derselben waren vom Südufer eines ungeheuern Sees (in etwa $5^1/_2{}^0$ südl. Br. und 23^0 östl. L.) gebürtig. Diesen See nannten sie Mucunda oder auch Lufua N'Gimba, d. h. kein Vogel kann über den See fliegen. Im Nordosten des Sees wohnen die Zuala-Chitu, Zwerge, welche angeblich sich mit einer Hautfalte ihres eigenen Leibes bekleiden und in Termitenbauten ihr Nachtlager aufschlagen! Der See hat keinen nennenswerthen Zufluß und fließt in den Lualaba ab, der 15 Tagereisen entfernt sein soll. Leider sollte Schütt das vielversprechende Cachilangueland gar nicht erreichen. Er gelangte am 12. Jan. 1879 zu dem ersten Lubadorfe am Ufer des Luachimo, eines Flusses, der dem untern Cassai zuströmt, und am 18. Jan. in die Residenz des Mai (6^0 53′ südl. Br. und 22^0 10′ östl. L.), aber auch dieser Fürst erwies sich als der perfideste aller Schurken. Dazu kam, daß ein Sohn des Muata-Janwo ausdrücklich in der Absicht zum Mai reiste, um die Europäer von weiterm Vordringen nach Norden abzuhalten. Diese mußten sich, nachdem es bis zu offenen Feindseligkeiten gekommen war, glücklich schätzen, noch mit heiler Haut den Rückweg antreten zu können, was am 23. Jan. geschah. In Begleitung des Sohnes vom Muata-Janwo gingen sie zehn Tagereisen am rechten Ufer des Luachimo gegen Süden, bis zu dem Dorfe des Prinzen, überschritten gegen Westen den Luachimo und Chicapa, stiegen am 15. April durch das Land der harmlosen Chinge an den Quango hinab und trafen am 12. Mai in Malange ein, wo sie Dr. Buchner, einen neuen deutschen Afrikaforscher, fanden, den gleichfalls die Absicht, ins Innere zu dringen, beseelte.

Weiter gegen Norden sind im westlichen Afrika hauptsächlich die Franzosen thätig. Graf Savergnan de Brazza, der Erforscher des Ogowe, beabsichtigte

Digitized by Google

nochmals nach der afrikanischen Westküste zurückzukehren, um einige andere östlichere Nebenflüsse des Ogowe mit dem Zwecke zu erforschen, vielleicht einen größern und wichtigern Oberlauf des Stromes zu entdecken. Ein anderer Franzose, Graf de Semellé, traf am 13. Febr. 1879 in Fernando Po ein, nachdem er seit Mai 1878 auf einer Forschungsreise auf dem obern Niger und dem Benue begriffen war. Der durch seine Saharareisen rühmlichst bekannte Paul Soleillet hatte 1878 eine Wanderung vom Senegal an den Niger angetreten, in der Absicht, schließlich über Timbuktu nach Algier zu gehen. In der That gelangte er auch, nachdem er am 17. April 1878 Saint-Louis verlassen hatte, am 1. Oct. nach Segu Sikoro am obern Niger, von wo er jedoch wieder nach Saint-Louis zurückkehren mußte, weil ihm Sultan Ahmadu wegen Unsicherheit der Straßen die Weiterreise nach Massina verweigerte. Er verließ also Segu Sikoro am 20. Jan. 1879, erreichte Podor am 13. März und kehrte nach Frankreich zurück. Inzwischen ist der Reisende in Begleitung von Colonel Fatters und Kapitän Bordier abermals nach dem Senegal übergefahren, um die Voruntersuchungen zu einer Eisenbahn von dort nach Algier fortzusetzen.

Als ein Ereigniß von hoher Bedeutung muß die Entdeckung der Nigerquellen durch den Franzosen Moustier und den Schweizer Zweifel Anfang October 1879 begrüßt werden. Diesen oft erstrebten Quellen war bisjetzt Major Gordon Laing 1822 am nächsten gekommen. Im Jahre 1879 beauftragte nun der marseiller Kaufmann Verminck seine beiden obengenannten Agenten, von denen Zweifel in Rotombo bei Sierra Leone, Moustier in Boké am Rio Nuñez stationirt war und die beide mit Klima, Sitte und Sprache des Landes seit lange vertraut sind, die Quellen aufzusuchen. Am 11. Juli von Port Loko am nördlichen Arm des Sierra-Leoneflusses hinaufgehend, erreichten sie am 25. Aug. Bumba, die Hauptstadt des Limbohlandes, und am 16. Falaba. Dort fanden sie Leute vom Berge Lomo, an dessen Flusse die gesuchten Quellen sich befinden sollten, und konnten sich ihnen anschließen. So gelangten sie an Ort und Stelle, indem sie am Rokellefluß hinauf und über das Konggebirge gingen. Die von ihnen besuchten drei Quellen beim Dorfe Kulako an der Grenze von Kuranko, Kissi und Kono bilden den Tembi, welcher der Hauptquellfluß des Niger sein soll.

An der Ostküste Afrikas, welche von jeher einer großen Beliebtheit als Operationsbasis für das Vordringen ins Innere sich erfreute, waren mehrere Expeditionen thätig, ohne daß sie jedoch bisjetzt zu nennenswerthen geographischen Ergebnissen geführt hätten. Wir dürfen uns deshalb mit einer kurzen Erwähnung begnügen. Da ist vor allem der französische Abbé Debaize, welcher von Sansibar, richtiger von Bagamoyo aus 1878 ins Innere ging und am 2. Oct. in Tabora (oder Kaseh), der wohlbekannten Araberhauptstadt Unyamwesi's, glücklich eintraf; dann wandte er sich nach dem Tanganyikasee und erreichte am 2. April 1879 Udschidschi. Der wackere Abbé trug sich mit großartigen Planen zur Erforschung der noch ganz unbekannten Region am obern Congo; ehe er jedoch zur Ausführung schreiten konnte, brachte vor wenigen Tagen der Telegraph die Nachricht von seinem erfolgten Ableben. Wie so viele seiner Vorgänger erlag er dem afrikanischen Fieber. Ein gleiches Geschick ereilte mehrere Mitglieder der belgischen Expedition, welche ebenfalls von Sansibar nach dem Innern aufgebrochen waren. Der Führer derselben, Lieutenant Wauthier, starb am 19. Dec. 1878 bei Hekungu in der Nähe des Tschajasees, nachdem schon früher bekanntlich Dr. Maes und Kapitän Crespel dem Klima erlegen waren. Die Führung übernahm nunmehr Kapitän Cambier, welcher nach dem Tanganyika zog, während sein Begleiter Dr. Dutrieux aus unbekannten Gründen nach der Küste zurückkehrte. Eine zweite belgische Expedition unter Kapitän Popelin und Dr. van der Heuvel trat am 28. Juni 1879 von Sansibar den Marsch ins Innere an; sie führte vier indische Elefanten als Lastträger mit sich, welche als solche sich gut bewährten und sich, was unendlich

Digitized by Google

wichtiger, den Stichen der giftigen und sehr gefürchteten Tsetsefliege gegenüber unempfindlich erwiesen. Doch erlag einer der vier auf dem Marsche durch Ugogo. Im Lande Ufiga in 7° südl. Br. richten die Belgier die erste Station der internationalen Association ein; beide Expeditionen und eine dritte, am 10. Dec. 1879 von Brüssel abgegangene Abtheilung, die Herren Burdo, Roger und Cartheneade, sollen sich vereinigen, dann zum Ziele westwärts nach dem Congo vorrücken, um dort die zweite Station anzulegen, während Stanley von der Westküste aus am Congo aufwärts vorgeht. Die vom African Exploration Fund ausgerüstete Expedition in Dar-es-Salam hatte mittlerweile ebenfalls den Tod ihres Führers, des jungen Keith Johnston, zu beklagen, welcher am 28. Juni 1879 in Behobeho stattfand. An seine Stelle trat der nur einundzwanzigjährige Geolog Thomson, welcher am 30. Aug. vorigen Jahres, wie die neuesten Berichte melden, in Mkubwasanya, dem Hauptorte des Uhehegebietes, nur fünf Tagereisen nördlich vom Nyassasee sich befand.

Wenig Erfreuliches ist von der nun schon seit mehrern Jahren im Gange, richtiger gesagt, im Stocken befindlichen italienischen Expedition nach Südabessinien zu sagen. Im Auftrage des mailänder Comité reiste Dr. Matteucci mit drei andern Gelehrten schon 1878 zur Expedition nach Schoa ab. Während aber die Herren Cecchi und Chiarini in die Hände räuberischer Galla fielen, sah Kapitän Martini, wegen zahlreicher der Karavane vom Emir bereiteter Schwierigkeiten und Hindernisse, sich in die Unmöglichkeit versetzt, von Zeila nach Schoa weiter zu gehen, sodaß er schließlich nach Europa zurückkehrte. Von Marquis Antinori, dem eigentlichen Führer der Expedition, sind keine neuern Nachrichten eingelaufen.

Den Weg von Norden ins Innere schlugen blos die Expedition der englischen Church-Missionary Society und dann die gleich näher zu besprechende Expedition des Deutschen Gerhard Rohlfs ein. Die erstere erreichte im Nilthale aufwärts auf bekannten Routen das Land Uganda am Ukerewesee; von den vier ausgesandten Missionaren, welche den Nil hinaufgingen, kehrte einer infolge von Krankheit um, während die andern in der Hauptstadt Rubaga eintrafen und von König Mtesa sehr gut empfangen wurden, an dessen Hofe nunmehr fünf Europäer weilen. Geographisch von Belang ist aber blos die Reise der Herren Rohlfs und Stecker, welche, obzwar in ihren Endzielen gescheitert, doch ein neues, noch von keinem Europäer betretenes Gebiet, die Oase Kufara, unserer Kenntniß erschlossen hat. Der Verlauf der Expedition, über welcher ein eigenthümlicher Unstern waltete, war ein sehr einfacher. In der letzten Hälfte von 1878 aufgebrochen, begaben sich die beiden Reisenden in Begleitung des seitdem in Afrika verstorbenen Herrn Leopold von Csillagh nach Tripolis, wo sie ihre Reisevorbereitungen beendeten und die Geschenke erwarteten, welche der Deutsche Kaiser für den Sultan von Wadaï bestimmt hatte. Da diese nicht eintreffen wollten, verließ Rohlfs um Weihnachten 1878 Tripolis und bezog ein Lager zwölf Tagereisen südöstlich von dieser Stadt, bei Sokna. Endlich am 11. März zog er mit Dr. Stecker weiter nach Audschila und Dschalo; von dort aber sah er sich genöthigt, an die Küste nach Bengasi zurückzukehren und bei der Afrikanischen Gesellschaft in Berlin um seine Enthebung von der Führerschaft der Expedition nachzusuchen. In Dschalo war schon die Feindseligkeit der Bewohner deutlich genug zum Ausbruch gekommen und Rohlfs durch einen Steinwurf am Hinterhaupte verletzt worden; jetzt aber weigerten sich selbst seine eigenen Leute, ihn nach dem geheimnißvollen Kufara zu begleiten, und desertirten. Um diese Hindernisse zu besiegen, erübrigte nichts als die Umkehr nach Bengasi und directe Verhandlung mit den türkischen Behörden. Bei diesen gelang es endlich, eine Escorte von 30 Mann Suyas zu erlangen, welche die Expedition bis Abeschr, der Hauptstadt Wadaïs, begleiten sollte. Rohlfs ließ sich bestimmen, an der Spitze des Unternehmens zu bleiben und nochmals den

Digitized by Google

Marsch nach Kufara und Wadaï anzutreten. Man bewegte sich wiederum gegen Dschalo, brach von dort am 27., von Battifal am 28. Juli auf und erreichte über die ununterbrochene Serir (steinige Wüste) am 1. Aug. Talserbo, die nördliche Oase von Kufara. Schon am 25. Oct. aber kehrten die Reisenden, ausgeplündert, im höchsten Maße abgerissen, von elender Nahrung, Strapazen und Sorgen gebeugt, an die Küste zurück, nachdem sie in der Oase Kebabo von dem Suhascheich-Bubakr, der sie mit seinen Leuten von Dschalo nach Kebabo geführt und begleitet hatte, zuerst zu Gefangenen gemacht und dann mit dem Tode bedroht, ihres Geldes beraubt und ausgeplündert worden waren. Ihr Lager bei Boema und dem Kloster Istat in Kebabo mußten sie nachts heimlich verlassen, um dem Tode zu entgehen, und fanden schützende Aufnahme in dem benachbarten Dschof, wo eine Anzahl Suya ansässig sind, die in der Barka Eigenthum besitzen und wahrscheinlich aus Furcht vor Confiscation desselben sich der Christen annahmen. Durch Vermittelung der Klostergeistlichen wurden dann die geraubten, zum großen Theile freilich stark beschädigten Gegenstände, mit Ausnahme des Geldes, von Bubakr herausgegeben und die Rückreise ermöglicht. Unersetzlich bleibt freilich der Verlust von Rohlfs' Tagebuch, Dr. Stecker's meteorologischen Aufzeichnungen u. dgl. Doch ist eine Karte von Kufara gerettet und somit das wichtigste geographische Ergebniß der Expedition unverloren. Wir können uns danach doch ein Bild der neuentdeckten Oasengruppe entwerfen.

Wie ein Eiland im Meere liegt in der Wüste Kufara, die nächst Fessan zweitgrößte Oase der Sahara; denn sie deckt sechs Quadratgrade im westlichen Theile der Libyschen Wüste, von allen Seiten umgeben und isolirt durch öde, wasserlose Wüstenstriche, die sie im Westen und Süden von Fessan und Wadaï, im Osten durch unübersteigbare Sanddünen von den ägyptischen Oasen und im Norden durch die Kalanschowüste von Cyrenaïka trennen. Dieser letztere, etwa 400 Kilometer breite Küstenstrich bildet eine fast mathematische Ebene, die auf der Erde ihresgleichen sucht, denn ihre höchsten Erhebungen sind einige anstehende Sandsteinbänke von 1—2 Meter Höhe. Der Boden besteht aus gleichmäßig feinen und festen Kiesen, die keine Karavanenspur annehmen und welche meilenweit von ein und derselben Erbsengröße, auf andern Strecken ebenso regelmäßig von der Größe einer Nuß sind. Die auf solche Weise fast ganz isolirte Oase Kufara besteht aus einer Gruppe von fünf Einzeloasen, die in 270 Kilometer langer, von Nordost nach Südost gestreckter Reihe aufeinander folgen. Die nördlichste davon ist Talserbo, 240 Meter über dem Meere und mit reichlichem ausgezeichnetem Wasser in einer Tiefe von 1—2 Meter. Die zweite Einzeloase ist das 170 Kilometer weiter nach Südost gelegene Buseïma; auf dieser Strecke steigt der Oasengrund nach Süden immer höher an. Buseïma bildet eine nur kleine Niederung, die sich an den gleichnamigen Berg in Süden anschließt und auf allen Seiten von hohen Sanddünen umgeben ist, und Palmenhaine umlagern als schmaler Ring einen etwa 10 Kilometer langen See von etwas brakigem Wasser, der sich am Fuße des 400 Meter hohen Gebel Buseïma hinzieht. Die Dünenhügel, welche in der Nähe Buseïmas ihre westlichste Grenze erreichen, hängen als ein Sandmeer von 4—500 Kilometer Breite mit denjenigen zusammen, welche der Rohlfs'schen Expedition in die Libysche Wüste 1873—74 ein unübersteigliches Hinderniß entgegenstellten. Rohlfs' westlichster Punkt bei jenem Versuche war, wie sich jetzt herausstellt, nur 450 Kilometer von der südlichsten Kufaraoase Boema entfernt. Die größte und Hauptoase der ganzen Gruppe ist Kebabo. Ueber 100 Meter hohe Sanddünen umgeben ihren Nordrand, der von reichen Sandsteinhügelketten begrenzt wird. Die Meereshöhe Kebabos beträgt 400 Meter. Die mit Pflanzenwuchs bedeckte Niederung besitzt eine Längenausdehnung von 200 Kilometer und wird in ihrem centralen, von großen Palmenhainen eingenommenen Theile von zahlreichen Hügelreihen durchsetzt. Hier haben sich auch viele kleine Seen und Salzsümpfe gebildet. Ausgedehnte

Digitized by Google

Binsenseen bedecken außerhalb der Palmenwaldungen weite Flächen und rufen den Eindruck grünender Wiesen hervor; 16 Kilometer südlich von Kebabo liegt Boema und 15 Kilometer weiter nach Südosten der Platz Surh, der südlichste von Rohlfs erreichte Punkt, doch werden beide noch als zu Kebabo gehörend betrachtet. Ganz Kufara hat nur 4—500 ständige Bewohner, und diese sind auf zwei Ortschaften von Kebabo beschränkt. Die eine derselben ist das Araberdorf Dschof mit etwa 200 Köpfen, die andere eine Snussi-Sauiya, eine klosterartige von hohen Mauern umfriedete wohlgebaute Niederlassung des Snussi-Ordus mit Moschee und Schule. Außer den ständigen Einwohnern Kufaras ziehen alljährlich im Juli, zur Zeit der Dattelernte, die Suyaaraber der Cyrenaïka, an die 5000 Köpfe stark, nach der Oase, deren Palmenreichthum auf eine Million Stämme geschätzt wird, was ungefähr den Palmenbeständen in allen ägyptischen Oasen zusammen gleichkommt. Die Suya, die im Winter an der Großen Syrte und im südlichen Barka theils Feldbau treiben, theils mit ihren Heerden als Nomaden umherziehen, verbringen den Hochsommer in Kufara und lagern daselbst nach ihren einzelnen Rotten vertheilt an bestimmten Stellen in Gruppen von 50—80 streitbaren Männern. Regelmäßiger Feldbau wird, trotzdem der Boden auf großen Strecken anbaufähig ist, nirgends in Kufara betrieben; nur bei den beiden festen Ansiedelungen, in Dschof und in der Sauiya, befinden sich winzige Gärten.

Eine weit geringere Ausbeute gewähren die drei übrigen Welttheile, welche freilich schon weit besser gekannt sind und daher des jungfräulichen Bodens weit weniger besitzen. In Asien haben wir blos die Reisen des Grafen Széchényi in China, dann mehrerer russischer Forscher, wie Potanin, Oschanin, Regel, Peotzow und Prschewalski, zu verzeichnen, welch letzterer sämmtliche übrigen Asienreisenden der Gegenwart an Bedeutung unbestritten überragt. Der ungarische Graf Bela Széchényi verließ Shanghai Ende 1878 mit dem Doppelzwecke, durch das westliche Kansu nach dem noch immer geheimnißvollen Lobnor und dann nach Tibet zu gehen. Im Januar 1879 erreichte er Si-ngan-fu und im Februar, nach Uebersteigung der 3400 Meter hohen Pässe bei 20° Kälte, den Ort Lantschu-fu am obern Hoangho. Am 24. Febr. zog er nach der Grenzstadt Su-tscheu weiter; doch konnte er zum Weitermarsche nach dem Lobnor keine Pässe vom dortigen Gouverneur erlangen, da dieser keine Verantwortung für die Sicherheit des Reisenden in Kaschgarien übernehmen konnte. Graf Széchényi gab daher den Lobnor auf und wandte sich nach Tibet, gelangte auch richtig bis Sining; aber auch der dortige Gouverneur erklärte ihm, daß es unmöglich sei, ihm den nöthigen Schutz auf dem Wege nach Tibet zu gewähren. Ein anderer Landsmann des Grafen, Moritz Déchy, versuchte umgekehrt aus dem östlichen Sikkim über den Himalaja nach Tibet zu dringen, allein die Pässe zu bewältigen war dem vom Dschungelfieber Niedergeworfenen unmöglich, und auch er sah sich zur Umkehr genöthigt.

Oberst Prschewalski, der große Erforscher der Mongolei, des Tangutenlandes und des Lobnor, ist am 1. Febr. 1879 abermals nach Innerasien aufgebrochen und über Saissansk am 2. Juli in der Oase Sa-tschen, östlich vom Lobnor eingetroffen, nachdem er die Wüste Chami, die sich in ihrer Mitte 1500 Meter über den Meeresspiegel erhebt, glücklich passirt hatte. Südlich von der fruchtbaren, 1066 Meter hoch gelegenen Oase erhebt sich eine Bergkette, die aus der Gegend des Lobnor kommt und deren Spitzen mit ewigem Schnee bedeckt sind. Die Expedition wollte bis gegen Mitte August auf diesen Bergen lagern, dann nach Lhasa in Tibet weiter ziehen. Von einem andern russischen Reisenden, Dr. Albert Regel, ist erst unlängst die wichtige Nachricht eingetroffen, daß er nach sechswöchentlicher Reise durch den Tianschan am 30. Nov. 1879 Turfan erreicht habe, was in neuerer Zeit keinem Europäer vergönnt war. Am 14. Dec. war er in Kuldscha wieder angekommen.

Digitized by Google

Aus Amerika haben wir blos über einen einzigen Forschungsreisenden zu melden, den französischen Schiffsarzt Dr. Jules Creveaux, welcher 1877 vom Unterrichtsministerium den Auftrag erhielt, das Innere von französisch Guyana zu erforschen und bis zum Tumuc-Humacgebirge vorzudringen, welches die Grenze zwischen Guyana und Brasilien sowie die Wasserscheide zwischen den Oyapok- und Maroniflüssen einerseits und dem Gebiet des Marañon andererseits bildet. Dr. Creveaux erfüllte mehr als die ihm vorgeschriebene Aufgabe; denn nachdem er die nördlichen Abhänge des genannten Gebirges durchstreift hatte, kehrte er auf der Südseite desselben zurück, und zwar benutzte er den Maronifluß, um bis an den Fuß des Tumuc-Humacgebirges zu gelangen, während nach Ueberschreitung dieser Gebirgskette der Yari ihn in das Gebiet des Amazonenstromes leitete, welchen er bis San-Maria de Belem hinabfuhr. Was die Hauptresultate dieser Reise anbelangt, so bestehen dieselben zunächst darin, daß durch ihn zum ersten mal die Gebirgskette des Tumuc-Humac im Quellenniveau des Maroniflusses überschritten wurde, dann aber, daß er den vollständigen Lauf eines wichtigen Nebenflusses des Amazonenstromes, nämlich des früher nur an seiner Mündung bekannt gewesenen Yariflusses, entdeckte und kartographisch verzeichnete. Seither hat Dr. Creveaux eine zweite Reise über das Tumuc-Humacgebirge nach Brasilien beendet. Am 21. Aug. 1878 verließ er die Mündung des Oyapokflusses und erforschte den fast unbekannten Lauf desselben. Hierauf überstieg er die Tumuc-Humackette und fuhr den bisher unbekannten Kou, einen Nebenfluß des Yari, hinab. An der Einmündung in letztern angelangt, den er auf seiner ersten Reise blos bis Jacuman hinaufgefahren war, verfolgte er denselben bis zu seinen Quellen hinauf, welche er am 24. Oct. nach einer 273 Kilometer langen Fahrt auf dem Flusse erreichte. Von dort kreuzte er die Nebenkette, welche den Yari nach Westen von dem Paru, einem andern fast unbekannten Nebenflusse des Marañon, trennt, und gelang es ihm, dieses bedeutende Gewässer vollständig zu erforschen. Er fuhr alsdann denselben bis zum Hauptstrome hinab und untersuchte zum zweiten mal den untern Lauf des Yari. Am 9. Jan. 1879 traf Dr. Creveaux wohlbehalten in Para (San-Maria de Belem) ein.

In Australien und Oceanien haben wol manche werthvolle Detailforschungen, aber keine größern geographischen Expeditionen stattgefunden.

Politische Revue.

24. März 1880.

Der Reichstag ist in voller Thätigkeit: inzwischen nimmt die Zersetzung der Parteien in demselben ihren Fortgang. Die nationalliberale Partei besonders, die schon längere Zeit nach der rechten Seite hin gravitirt, scheint bereits dort angekommen zu sein, wo die Elemente der Linken alle Cohäsion verloren haben und gewissermaßen abgestoßen werden. Der Austritt Lasker's, der bisher für den Führer des linken Flügels in derselben galt, ist jedenfalls eins der wichtigsten Symptome für diesen Zersetzungsproceß: es ist die Frage, ob von Forckenbeck und die andern Mitglieder der Partei, welche bei Gelegenheit des berliner Städtetags die Bildung einer großen liberalen Partei auf ihre Fahne geschrieben, dem Beispiel Lasker's folgen, ob sie versuchen werden, ihre damalige Losung mit Hülfe der Fortschrittspartei, die ebenfalls durch innere Spaltungen zerklüftet ist, zu verwirklichen. Die aus dem Reiche, besonders aus Hannover hinzukommenden Mitglieder haben stets den Schwerpunkt mehr auf das „national" als auf das „liberal" gelegt, und auch die ganze Partei hat oft genug die Grundsätze des Liberalismus

Digitized by Google

in einer gefügigen Compromißpolitik der nationalen durch den Reichskanzler vertretenen Einheitsidee geopfert. Die fanatischen Unitarier sowie die sich anschmiegenden Diplomaten derselben Partei haben bei der neuen Zusammensetzung das entschiedene Uebergewicht und gerade jetzt ist wieder eine politische Situation geschaffen, in welcher die Regierung sich bei wichtigen Vorlagen auf die nationalliberale Partei stützen muß, nachdem sie dieselbe neuerdings bekämpft und von sich gestoßen hat. Die Grenzlinie, welche die jetzigen Nationalliberalen in ihrer Mehrheit von den Freiconservativen trennt, ist jedenfalls eine fließende, keine so markirte, wie sie zwei Parteien scheiden sollte, die im principiellen Gegensatze zueinander stehen; denn die Liberalen und Conservativen bilden doch die beiden großen entgegengesetzten Parteigruppen; doch unsere Whigs und Tories sehen sich oft zum Verwechseln ähnlich.

Die conservative Partei im großen und ganzen hat eine über alle innern Gegensätze hinausgreifende und sie zusammenhaltende Disciplin. Auch das Centrum stimmt geschlossen, obschon sich besonders in den Wählerkreisen, die sich nach greifbaren Resultaten sehnen in Bezug auf die Beendigung des Culturkampfes, eine Opposition regt, welche mit der Opportunitätspolitik der Führer nicht im Einklang ist, welcher das Centrum Rechnung tragen muß und zunächst wahrscheinlich tragen wird durch die Abstimmung in der Militärfrage.

Bisher haben die Etatsberathungen und die ersten Lesungen mit ihren allgemeinen Introductionsreden die Thätigkeit des Plenums absorbirt; die Commissionen aber arbeiten im stillen an der nähern Formulirung der Vorlagen und Anträge. Die wichtigste der bisherigen Berathungen war diejenige über die Ergänzungen und Aenderungen des Reichs-Militärgesetzes am 1. und 2. März. Vergeblich erwartete man, die neue Erhöhung der Präsenzstärke und der Kosten des Kriegsbudgets werde durch Gründe einer drohenden Kriegsgefahr gerechtfertigt werden: die Versicherungen der Vertreter der Regierung lauteten durchaus friedlich. Der Kriegsminister bestritt ausdrücklich, daß es Gründe acuter Art seien, welche eine stärkere Fixirung des Heerbestandes verlangen: nur das durch das Vorgehen der Nachbarn verschobene Gleichgewicht nöthige die Regierung zu entsprechenden Veränderungen in den Heereseinrichtungen. Er rechtfertigte besonders die Nothwendigkeit der Uebungen für die Ersatzreserve erster Klasse: es gelte dabei das Princip, dem Volke die geringste persönliche Last aufzulegen, indem sie auf möglichst viele vertheilt werde. So wenig wie der Minister von Kameke sprach auch Graf Moltke von einer drohenden Kriegsgefahr; er betonte ebenfalls die Vermehrung der Kriegsmacht in den Nachbarstaaten und hob vor allem die stets bedrohte Lage Deutschlands hervor. „Alle unsere Nachbarn haben mehr oder weniger Rückenfreiheit; sie haben Pyrenäen und Alpen hinter sich oder halbbarbarische Völkerschaften, die sie nicht zu fürchten brauchen. Wir stehen unter den großen Mächten mitteninne. Unsere Nachbarn im Westen und Osten haben nur nach Einer Seite Front zu machen, wir nach allen; sie können und sie haben schon im Frieden einen bedeutenden Theil ihrer Heeresmacht mehr an unsern Grenzen dislocirt, während unsere Regimenter gleichmäßig vertheilt stehen über das ganze Reich.“ Im übrigen plaidirte Graf Moltke für eine starke Regierung und die Anerkennung derselben; was er über Parteiregierungen sagte, schien sich zunächst auf Frankreich zu beziehen; aber die Verhältnisse des absolutistisch regierten Rußlands sind so eigener Art, daß es auch auf diese Anwendung finden konnte: „Wir alle haben Kriege ausbrechen sehen, die weder das Staatsoberhaupt noch das wirkliche Volk gewollt haben, sondern die Parteihäupter, welche sich zu Wortführern aufwerfen und die leicht beeinflußbare Menge und schließlich auch die Regierung nach sich zogen. Annexions- und Revanchegelüste, Misbehagen über neue Zustände, das Streben, stammverwandte Völkerschaften an sich zu ziehen, die im Laufe der Zeiten andern Staatenbildungen eingefügt sind: dies und vieles andere kann auch in Zukunft immer wieder neue Verwickelungen

Digitized by Google

hervorrufen, und so fürchte ich allerdings, daß wir noch lange die schwere Rüstung tragen müssen, welche unsere Entwickelung und unsere Weltstellung uns auferlegen."

Wenn der Kriegsminister und der große Stratege das Drohende einer Kriegsgefahr ablehnten, die in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" einmal mit Trompetenstößen verkündet, wenn auch später wieder abgeleugnet worden war, so hielten sich einige Abgeordnete doch für weniger durch die Pflichten diplomatischer Reserve gebunden. Graf von Frankenberg erklärte offen von der Tribüne herab: „Wir sind in Gefahr", und er hob besonders die von Rußland aus drohende Gefahr hervor: „Der Kaiser Alexander ist von einer Schar von Männern umgeben, welche aus ihrer Feindschaft gegen das Deutsche Reich eigentlich gar kein Hehl mehr machen. Wer die Geschichte des vergangenen Sommers mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt hat, wird sich sagen, daß eine solche Fülle von Haß und Feindschaft in den leitenden Kreisen gegen uns aufgehäuft ist, daß es blos des Gelingens einer der zahllosen Mordanschläge, die jetzt versucht und geplant sind, bedarf, und wir stehen einer unabsehbaren Gefahr gegenüber."

Im ganzen zeigte sich bei keiner Partei während dieser Verhandlungen Mangel an patriotischer Gesinnung: selbst Bebel erklärte im Namen der Socialdemokratie, daß auch sie gegen den Feind Front machen würde, sollte das Ausland wirklich deutsches Gebiet antasten. Von dieser Erklärung ist immerhin Act zu nehmen: es scheint, daß die Socialdemokratie wieder mehr in nationale Bahnen einlenkt, die sie seit ihrer Wendung zu den Theorien des internationalen Kosmopolitismus zu ihren eigenen Ungunsten verlassen hat. Im übrigen bestritt die Opposition die dringliche Nothwendigkeit der vorgeschlagenen Maßregeln zur Vermehrung der Armee: dies geschah besonders von seiten der Fortschrittspartei und des Centrums. Richter hielt eine vorzügliche Rede, die sich auch auf die militärische Technik und Statistik einließ und in ihren genauen Angaben vom Grafen Moltke zum Theil bestätigt, zum Theil wenigstens nicht widerlegt wurde. Namentlich was Richter über die Schwäche der Bataillone in Frankreich sagte, berührte den Kern der Sache; denn das einzige Motiv, mit dem die Regierung ihre Vorlage stützte, war ja die unverhältnißmäßige Vermehrung der Armeen in den Nachbarstaaten. Richter plaidirte für die Einführung der zweijährigen Dienstzeit, gegen welche sich Graf Moltke als unzureichend erklärte.

In ähnlicher Weise sprach sich Windthorst aus. Die Vermehrung der Armeen der Nachbarstaaten kann für uns nicht maßgebend sein. „Einer europäischen Coalition gegenüber müßten wir allerdings noch ganz andere Anstrengungen als gegenwärtig machen, abgesehen davon, daß die Macht Frankreichs und Rußlands und vielleicht die des einzelnen Landes schon größer ist als die unserige. Dies Argument beweist zu viel und deshalb nach meiner Ansicht gar nichts. Kein Staat der Welt ist im Stande, eine Armee zu halten, welche genügt, um einer europäischen Coalition gegenüber standzuhalten." Ferner sagte Windthorst sehr treffend: „Die Wehrkraft eines Landes hängt nicht allein von seiner Armee, sondern hauptsächlich von seinem Wohlstande ab; wir erschöpfen leider unsern Wohlstand für Kriegszwecke im Frieden." Einen bedauerlichen Anachronismus ließ sich aber der Vorkämpfer der Centrumspartei zu Schulden kommen, indem er ausrief: „Was den vielgeschmähten Bundestag betrifft, so will ich abwarten, ob wir nach 50 Jahren noch ebenso viel Wohlstand, Frieden und Freiheit haben werden wie damals." Die Mehrzahl der Gegner beachtete in erster Linie die wirthschaftliche und finanzielle Seite der Vorlage: ihre politische, d. h. ihre Bedeutung für die parlamentarischen Rechte, die in dem Septennat liegende Einschränkung derselben wurde besonders von zwei Rednern der nationalliberalen Partei ins Auge gefaßt, die aber dabei zu entgegengesetzten Resultaten kamen: von Bennigsen und Stauffenberg. Bennigsen begann mit einer Erklärung, welche für die Sache selbst wichtiger war als die ganze daran sich knüpfende Rede, nämlich daß die überwiegende

Digitized by Google

Mehrzahl seiner politischen Freunde die Vorlage nach ihrem wesentlichen Inhalt annehme. Damit war das Schicksal derselben besiegelt, und nur wenn es gelang, der nationalliberalen Mehrheit noch eine Zahl von Stimmen abzugewinnen, konnte dasselbe wieder in Frage gestellt werden. Darauf richtete sich eine lebhafte Agitation in den Wählerkreisen. Im übrigen singt Bennigsen in seiner Rede dem Reichskanzler einen begeisterten Hymnus; der Sache nach hat er, wie Bebel richtig bemerkte, die Rede gehalten, die Fürst Bismarck vielleicht gern gehalten hätte, aber nicht halten konnte. Windthorst meinte: die Bennigsen'sche Rede, alles rhetorischen Beiwerks und aller nicht zur Sache gehörigen Excursionen entkleidet, ist weiter nichts als die Anerkennung des Satzes vom beschränkten Unterthanenverstande. Diese Aeußerung des Abgeordneten von Meppen bezog sich auf die Stelle der Bennigsen'schen Rede, in welcher gesagt war: „Wir lehnen die Verantwortlichkeit von uns ab, die Verhältnisse besser beurtheilen zu können als die Leitung unserer auswärtigen Politik und unsere vorzügliche Armeeverwaltung.“ Gleichwol lag der Schwerpunkt der Rede doch nach einer andern Seite hin. Der Führer der Nationalliberalen fühlte doch das Bedürfniß, sich auch bei dieser Frage mit den liberalen Principien auseinanderzusetzen, welche allerdings durch die beständige Compromißpolitik gerade bei der Partei, die sie auf ihre Fahne geschrieben, eine etwas verwaschene Färbung angenommen haben: es handelte sich um das Budgetrecht des Reichstages und die Beeinträchtigung desselben durch das neue Septennat, die Bestimmung der Friedenspräsenzstärke auf sieben Jahre. Bennigsen constatirte in Bezug hierauf einen Conflict zwischen den Rechten und Pflichten der Volksvertreter. „Auf der einen Seite“, sagte er, „verlangt die militärische Sicherung Deutschlands, daß man nicht die Friedenspräsenzziffer und ihre Organisation, also einen wesentlichen Factor für die Kriegstüchtigkeit und Kriegsaufstellung unserer Armee, abhängig macht von den schwankenden Entschließungen bei den einzelnen Budgets; auf der andern Seite steht das formelle Budgetrecht. Da sage ich: die Wichtigkeit der erstern ist bedeutend größer als das letztere, und deshalb bin ich als Volksvertreter berechtigt, mein Budgetrecht hier im Reichstage zu beschränken und aus überwiegend politisch-militärischen Gründen auf die jährliche Feststellung der Friedenspräsenzziffer beim Budget zu verzichten.“ Obschon bei dieser Alternative wiederum das liberale Princip, das wesentlich die Anerkennung parlamentarischer Rechte verlangt, dem nationalen mit Leichtigkeit geopfert wird, so unterscheidet sich von Bennigsen doch schon durch die Aufstellung dieses Conflicts von den weiter nach rechts stehenden Parteien. Die freiconservativen Blätter, wie die „Schlesische Zeitung“, erkennen das Vorhandensein eines solchen Conflicts gar nicht an; sie behaupten, daß auch bei einer gesetzlichen Feststellung der Friedenspräsenzstärke auf längere Jahre hinaus das formelle Budgetrecht vollständig unangetastet bleibe. In der Verfassung stehe nicht geschrieben, daß die Friedensziffer des Heeres alljährlich, sondern daß sie überhaupt gesetzlich festgestellt werde. Als Vertreter des liberalen Princips trat Freiherr von Stauffenberg im Namen einer kleinen Anzahl politischer Freunde auf: er betonte im Gegensatz zu Bennigsen das Rechtsprincip und wandte sich mit Entschiedenheit gegen das Septennat. „Das Recht ist nicht allein unser Recht, es ist auch das Recht unserer Mandanten, das Recht des ganzen Volkes. Wenn es scheinen mochte, als wäre jetzt in vielen Volkskreisen das Bewußtsein für dieses Recht geschwunden, so soll man uns wenigstens nicht nachsagen, daß wir nicht, wenn auch als die letzten, es aufrecht erhalten. Wenn wir diese Fahne senken, so wird sie von Parteien aufgenommen werden, deren Herrschaft wir alle im Interesse des Reiches nicht wünschen. Diese Vorlage muthet uns nicht nur zu, für jetzt auf unser Recht zu verzichten, sondern auch auf unser Recht wenigstens für ein oder zwei künftige Reichstage und künftige Wählerschaften zu verzichten.“ Es waren dies Worte warmer Begeisterung, welche gegen die rhetorisch-phrasenhaften Declamationen des Abgeordneten

Digitized by Google

von Treitschke vortheilhaft abstachen. Der einzig neue Gesichtspunkt in seiner an Gemeinplätzen reichen Rede war die Vertheidigung der neuen Maßregel betreffs der Ersatzreserve, die von jetzt ab zu Uebungen eingezogen werden soll: er fand darin nur Erfüllung einer Pflicht der Gerechtigkeit, nur die Durchführung eines demokratischen Gedankens, einen Schritt vorwärts nach dem Ideal der allgemeinen Wehrpflicht, von dem wir noch immer sehr weit entfernt seien. Abgeordneter Gneist hob besonders hervor, daß die Militärlasten gegen frühere Zeiten sich verringert hätten; er erklärte, daß die Theorie von einer Feststellung des Heerbestandes durch das jährliche Budget mit der allgemeinen Wehrpflicht unvereinbar, namentlich für Deutschland ebenso staatswidrig wie geschichtswidrig sei. Abgeordneter von Bühler trat unter allgemeiner Unaufmerksamkeit als Friedensapostel auf und plaidirte für die Einrichtung nationaler Schiedsgerichte. Das ist natürlich sehr unpraktisch; doch warum soll im Reichstage nicht auch eine ideale Weltanschauung zu Worte kommen, selbst wenn sie sich in Widerspruch stellt zu allen gegebenen Verhältnissen?

Das Resultat der Verhandlungen war die Verweisung der Vorlage an eine besondere Commission von 21 Mitgliedern nach dem Antrage von Bennigsen's.

Am 4. März wurde bei der Berathung des Marineetats von dem Abgeordneten Hänel der Antrag gestellt, der Reichstag wolle beschließen, den Chef der Admiralität als verantwortlichen Stellvertreter des Reichskanzlers aufzufordern, einen Bericht über die Katastrophe des Großen Kurfürsten dem Reichstage vorzulegen; Abgeordneter von Bunsen knüpfte daran den Antrag, die Sache der Budgetcommission zu überweisen. Beide Anträge wurden abgelehnt, gaben indeß Veranlassung zu heftigen Anklagen des Verwaltungssystems der Marine. Lasker erörterte jenen Unglücksfall im einzelnen, wobei die Anklagen gegen die betheiligten Offiziere nicht ausblieben; von Bunsen übernahm die Vertheidigung derselben, während Hänel nicht die militärisch-technische, sondern die constitutionelle Frage hervorhob: wie weit ist die Reichsverwaltung verpflichtet, uns Rechenschaft zu geben über Ereignisse wie der Untergang des Großen Kurfürsten; wie weit geht unser Recht der Controle gegenüber derartigen Ereignissen; wie weit hält sich der Chef der Admiralität für verpflichtet, uns hier das Material zu einer sachgemäßen Controle officiell zu liefern? Daß der Reichstag in seiner jetzigen Zusammensetzung nicht geneigt ist, sein constitutionelles Recht auf das Gebiet der Militärverwaltung erstrecken zu wollen, sondern bei allen Fragen, welche die Rechte des Parlaments betreffen, von dem Satze ausgeht, daß sich in der Beschränkung der Meister zeigt, konnte der Antragsteller wol voraussetzen. Lasker sprach wenigstens die Hoffnung aus, daß die Anträge bei der Regierung den Gedanken erwecken möchten, es könne in der Marineverwaltung nicht länger so bleiben. Auch der Antrag von Ohlens, einen Generalinspecteur der Marine wie früher anzustellen, fand keinen Anklang.

Von andern Anträgen erwähnen wir den deutschconservativen Antrag betreffend die Abänderung der Gewerbeordnung, durch welchen das Gewerbe der Schauspielunternehmer, Auctionatoren und Wanderlagerinhaber einer strengern polizeilichen Controle unterworfen und für die Innungen feste gesetzliche Bestimmungen aufgestellt werden sollen. Die Debatte am 17. März, deren Resultat die Ueberweisung des Antrages an eine Commission von 21 Mitgliedern war, drehte sich vorzugsweise um Hebung des Innungswesens: nur der Abgeordnete Ackermann brachte auch den ersten Theil des Antrages zur Sprache. Seitdem die Kunst einmal in die Gewerbeparagraphen verwiesen ist, wird sie stets in Gemeinschaft mit dem Schnapsbetrieb und dem fahrenden Zigeunerthum im Reichstage besprochen. Jedenfalls aber sollten auch die liberalen Parteien darauf zu wirken suchen, daß unhaltbare Kunstzustände, welche zur Corruption des guten Geschmacks dienen und die Verwilderung eines künstlerischen Proletariats hervorrufen müssen, möglichst durch

Digitized by Google

größere Strenge der Gesetzgebung beseitigt werden. Die Petition der Deutschen Genossenschaft dramatischer Autoren berührt alle hier wesentlich ins Gewicht fallenden Punkte. Und zwar erscheint uns außer den Anforderungen in Bezug auf Bildung und Sittlichkeit, welche der Abgeordnete Ackermann besonders hervorhob, auch das Verlangen einer finanziellen Garantie seitens der Theaterunternehmer vorzugsweise berechtigt. Besonders sollten bankrotte Directoren wie bankrotte Kaufleute behandelt werden und nicht in der Lage sein, ihren wandernden Kunsttempel, dessen Zusammensturz eben erst eine Menge von Existenzen mitbegrub, gleich darauf an einem andern Orte mit gleichem Erfolge wieder zusammenzuzimmern.

Wie hier das Gebiet der Kunst gestreift wurde, so das der Literatur und des Buchhandels in den Verhandlungen über die Orthographie, zu denen merkwürdigerweise die Berathung des Militäretats am 8. März Anlaß gab. Herr von Puttkamer hat bekanntlich für den ganzen preußischen Staat eine neue maßgebende Rechtschreibung, die für alle Schulen gelten soll, eingeführt. In einem Rescript des Reichskanzlers vom 28. Febr. wird dagegen bei fortschreitender Ordnungsstrafe den Reichsbehörden verboten, von der bisher üblichen Rechtschreibung abzuweichen, bis durch Reichsgesetzgebung oder einstimmige amtliche Vereinbarung eine Abänderung erfolgt. Mit Recht hob der Abgeordnete Richter die Verwirrung hervor, die in dieser Sache bei den obersten Behörden herrscht, und sagte: „Nicht blos die Lehrer, sondern jeder, den diese Frage technisch angeht, also alle Buchhändler, sind geradezu verzweifelt, wie sie sich den Behörden gegenüber zu stellen haben, was sie nun für richtig halten sollen.“ Dies gilt besonders von den Verlegern von Schulbüchern, welche meistens in starker Auflage erscheinen und in Preußen dem Rescript des Cultusministeriums unbedingt unterworfen sind. Dem Vernehmen nach hat Herr von Puttkamer aus dieser orthographischen Frage eine Cabinetsfrage und sein Verbleiben im Amte von der Durchführung seiner Rechtschreibung abhängig gemacht. Ein gegen dieselbe gerichteter Antrag des Abgeordneten Stephani wird wol dadurch wesentlich modificirt werden. Was diese querelle allemande betrifft, wie sie Graf Frankenberg mit Recht nannte, so ist eine Regelung der Orthographie von Staats wegen überhaupt bisher in Deutschland unerhört: wie alle sprachliche Entwickelung, ist auch die orthographische bisher eine organische gewesen, allmählich vorschreitend durch die Praxis großer Buchhandlungen und den stillwaltenden Einfluß hervorragender Schriftsteller. Durch ministerielle Verfügungen ist bisher noch nie eine Zwangsorthographie eingeführt worden.

Bei Gelegenheit des mit Hawaii abgeschlossenen Handelsvertrags verlangte Lasker, daß auch die letzten handelspolitischen Abmachungen zwischen Preußen und Oesterreich dem Reichstage vorgelegt würden. Diese Frage wird bald nach der Wiederaufnahme der Sitzungen des Reichstages nach den Osterferien zur Entscheidung gebracht werden: es handelt sich dabei um ein gutes Recht des Parlaments, welches zu wahren die Pflicht des Reichstages ist.

Am 18. März erledigte der Reichstag den Reichshaushaltsetat endgültig in dritter Lesung. Obschon bei den Etatsdebatten die üblichen Abschweifungen nicht fehlten und nicht blos die Orthographie des Ministers von Puttkamer, sondern auch die Galapostillone des Herrn Staatssecretärs Stephan dabei eine Rolle spielten, so dauerten diese Debatten doch nur einen Monat, vom 18. Febr. bis zum 18. März, sodaß die Erledigung nicht allzu lange Zeit in Anspruch nahm. Aus dem parlamentarischen Läuterungsproceß kam das Budget allerdings in etwas verkürzter Gestalt zu Tage. Der Entwurf des Etats stellte sich auf 544,793343 Mark; jetzt ist der Etat auf 539,252410 Mark herabgesetzt worden; der Marinetat wurde um 95000 Mark der dauernden Ausgaben gekürzt; die Post- und Telegraphenverwaltung mußte sich einen Abzug von 489000 Mark für Dienstgebäude (darunter auch das sehr der Erneuerung und Vergrößerung bedürftige leipziger Postgebäude) und die Streichung der 905000 Mark, welche für die Erweiterung der berliner

Digitized by Google

Rohrpostanlagen gefordert wurden, gefallen lassen. Im Militärbudget sind 676417 Mark für Garnisonbauten und 1,611459 Mark für Kasernenbauten gestrichen worden. Durch diese Streichungen und das Heranziehen der Ueberschüsse des laufenden Jahres sind die Matricularbeiträge, deren Erhöhung in Aussicht genommen war, um 8 Mill. herabgesetzt worden, sodaß den einzelnen Staaten eine Erleichterung des Budgets zugute kommt, die sich für Preußen auf fast 5 Mill. Mark beläuft. Was die neuen Steuern betrifft, so hat der Reichstag die Erhöhung der Brausteuer abgelehnt und die Stempelsteuer wird nach dieser Erleichterung des Budgets für dieses Jahr wol von der Bildfläche des Regierungsprogramms verschwinden. So hat der Reichstag seine finanzielle Aufgabe, trotz der flores und amoenitates, mit denen viele Redner ihre rhetorischen Leistungen in zeitraubender Weise schmückten, doch sachgemäß und rasch erledigt.

Die Haltung des Centrums ist zunächst noch immer eine reservirte. Das Zugeständniß der Curie, welches Papst Leo XIII. in seinem Schreiben an den Erzbischof Melcher in Köln gemacht, ist eine bedeutende Etappe zum Frieden in dem Culturkampfe: die im Amte befindlichen Bischöfe sollen von jetzt ab die zu ernennenden Geistlichen dem Oberpräsidenten namhaft machen; es ist damit einer der Hauptcollisionspunkte beseitigt, und die Curie konnte hierin um so eher nachgeben, als sie in andern Staaten dieses Zugeständniß längst gemacht hat. Ob Abgeordneter Windthorst die Erhöhung des Militäretats und das Septennat deshalb für „nothwendig" erklären wird, das ist freilich! noch sehr die Frage; denn für diese Nothwendigkeit gibt es doch keinen exacten mathematischen Beweis; das ist einer jener dehnbaren Begriffe, der für ein Ja! und Nein! gleich elastisch bleibt.

Im Deutschen Reichstage ist die Allianz zwischen Preußen und Oesterreich von allen Parteien als eine diplomatische That des Reichskanzlers gerühmt worden, welche volle Anerkennung verdiene. Windthorst war hierin einstimmig mit Graf Frankenberg und von Bennigsen, das Centrum mit der Reichspartei und den Nationalliberalen. Anders sah es damit im wiener Reichsrathe aus. Das Bündniß wurde von mehrern Seiten als eine societas leonina hingestellt, und der polnische Abgeordnete Hausner, der eine gewisse Berühmtheit als Redner erlangt, sprach dies offen genug aus und schien in der Vorarlbergbahn eine wünschenswerthe Verbindung mit dem Westen zu sehen, welche die Unabhängigkeit Oesterreichs von dem nur seinem Vortheil dienenden Nachbar, der auf den nationalökonomischen Ruin des Reiches ausgehe, zu stärken vermöge. Obschon der Polenclub selbst der Rede seines Mitgliedes nicht seine bedingungslose Zustimmung ertheilte, so scheint doch in föderalistischen Kreisen eine Gegenströmung gegen die deutsch-österreichische Allianz sich immer mehr Bahn zu brechen. Dagegen sind, wie es Fürst Bismarck selbst ausgesprochen, die militärischen Kreise, an ihrer Spitze Erzherzog Albrecht, entschieden für diese Allianz, und die militärischen Vortheile derselben sind doch gerade für Oesterreich weit einleuchtender als für Deutschland und Preußen. Aus diesem Grunde wird das Werk des Grafen Andrássy von dieser Gegenströmung, auch wenn sie an Macht gewinnen sollte, nicht so leicht unterwühlt werden.

Die vermittelnden Tendenzen des Cabinets Taaffe, die sich auch in der Wahl der neuen Minister aussprachen, die das Ministerium vervollständigten, scheinen in Bezug auf die Deutschen und Czechen nicht ohne Erfolg zu sein; mindestens zeigen sich die Verfassungstreuen den billigen Wünschen der Czechen gegenüber keineswegs feindselig, während unbillige Wünsche derselben auch von der Rechten zurückgewiesen werden. Namentlich gilt dies von den Anforderungen des böhmischen Episkopats in Bezug auf das Schulwesen; eine ultramontane Mehrheit findet sich nicht im Abgeordnetenhause, noch weniger im Herrenhause. Der Reichsrath hat inzwischen die Besteuerungsprojecte des Cabinets abgelehnt und dasselbe zu einer neuen Creditoperation gezwungen: dem Erlaß einer Goldrente von

Digitized by Google

800 Mill. Fl. Doch auch diese Maßregel wird auf heftige Opposition im Reichsrathe stoßen. Das Ministerium Tisza in Ungarn hat mittlerweile einen Sieg über die Opposition davongetragen nach zweiwöchentlicher Budgetberathung; der Antrag Simonyi's, ihm ein Mistrauensvotum zu geben, wurde mit einer Mehrheit von 48 Stimmen abgelehnt. Die Opposition schreibt eine Reform der Verwaltung auf ihre Fahne; Tisza findet aber in ihren Anträgen eine verwerfliche Vermischung der staatlichen und der communalen Verwaltung, während er betreffs der Qualification der Beamten und der Verstaatlichung der Polizei eine Untersuchungscommission einzuberufen verspricht.

Wegen der Verwaltung Bosniens ist zwischen Tisza und dem Reichsfinanzminister Baron Hofmann, der diese Verwaltung tüchtig organisirt und für das occupirte Land ein Budget hergestellt hatte, in welchem Einnahmen und Ausgaben sich decken, ein Conflict ausgebrochen, der wahrscheinlich mit dem Rücktritt des Reichs-Finanzministers endigen wird. Es handelt sich hauptsächlich um Personalfragen; die Magyaren wollen wichtige Aemter in Bosnien nicht in den Händen von Kroaten, sondern von Ungarn besetzt sehen. Voraussichtlich wird ein Ungar, der Präsident des Abgeordnetenhauses von Szlávy, der Nachfolger des Barons Hofmann werden: dann werden freilich die Magyaren jene oft lucrativen Stellen in Besitz nehmen; ob zum Heile des Landes, muß die Zukunft lehren.

Der Mordanschlag gegen den Kaiser von Rußland am 17. Febr. hat die Kühnheit und die geheimen bis in die Nähe des Thrones reichenden Beziehungen der Nihilisten in einer erschreckenden Weise offenbart. Im Winterpalais selbst, unter dem Speisesaale des Monarchen, wurde der Versuch gemacht, durch eine Dynamitexplosion ihn und seine Familie zu vernichten. Nur sein zufällig verspätetes Erscheinen rettete ihm das Leben. Dagegen wurde die finnische Leibwache, deren Wachtlocal unter dem Speisesaal und über dem Keller sich befand, wo dies verbrecherische Attentat zur Ausführung kam, schlimmer als in einem blutigen Treffen decimirt. Der eine Verschwörer, der sich als Tischler verkleidet hatte, entkam; die andern anwesenden Tischler wurden als verdächtig verhaftet. Wenn es auch den Nihilisten nicht gelang, den Kaiser vor seinem Regierungsjubiläum dem Tode zu weihen, wie sie gedroht hatten, so warf das Ereigniß doch ein trübes Licht auf die Jubiläumsfeierlichkeiten, mit denen das Fest der fünfundzwanzigjährigen Regierung des Zaren begangen wurde. Unzählige Menschenmassen wogten am 2. März auf dem Alexander-Newskijplatze und Deputationen von mehrern tausend Theilnehmern versammelten sich im Winterpalast, um dem Kaiser ihre Huldigungen darzubringen. Als der Zar auf dem Balkon erschien, wurde er von enthusiastischen Jubelrufen, von Kanonendonner und Glockengeläute begrüßt. Die Geschichte wird in Kaiser Alexander stets den großen Reformator begrüßen, welcher durch Aufhebung der Leibeigenschaft sein Volk in neue Bahnen geführt; sie wird dagegen den Krieg gegen die Türkei als einen Eroberungskrieg verurtheilen, der durch die Traditionen russischer Großmachtspolitik, durch ihre weltgeschichtlichen Perspectiven, ja durch die nach Weltherrschaft strebenden Tendenzen des Moskowitenthums ihm aufgedrängt wurde. Die Folgen dieses Krieges entsprachen nicht dem Aufwand von Patriotismus und den großen Opfern, die er verlangte, und so sieht sich der Zar jetzt durch die panslawistischen Expansionsgelüste und den Revancheruf der Moskowiter in eine feindliche Stellung gebracht zu den Mächten, denen seine persönlichen Sympathien zugewendet sind und deren Bündniß, das die Heilige Allianz erneuernde Drei-Kaiser-Bündniß, noch vor zwei Jahren als ein die Ruhe Europas verbürgender Friedensbund gefeiert wurde. Im Innern aber hat der Nihilismus einen verzweifelten Kampf gegen das herrschende absolutistische System aufgenommen; eine der unerhörtesten Verschwörungen, von denen die Geschichte Kunde gibt, unterwühlt das ganze Reich und findet Unterstützung bei den Misvergnügten

Digitized by Google

der Hofpartei und bei denen, die für Rußland eine Verfassung verlangen. Weder die Verleihung einer Constitution noch die Thronentsagung des Kaisers hat den 2. März 1880 zu einem in der Geschichte Rußlands unvergänglichen Datum gemacht. Der milde, schwermüthige Herrscher, auf dessen Seele die Last eines Weltreiches rüht, wie auf der des fünften Karl, in dessen Reichen die Sonne nicht unterging, hält es jetzt doppelt für seine Pflicht, die Last einer bedrohten Krone zu tragen. Den Armenier Grafen Loris-Melikow hat er zum Dictator ernannt mit aller Machtfülle, wie sie der zarischen Souveränetät eigen ist, mit der Pflicht, alle Schrecken derselben zu entfalten gegenüber den Verschwörern, die einen Vernichtungskampf gegen die Staatsmacht heraufbeschworen haben; denn der Dictator vermag ein unerbittliches Regiment zu führen, was dem Fürsten selbst der Nimbus seiner Krone verbietet, die zugleich ja für den Quell der Gnaden gilt. Am 3. März schon schoß ein Nihilist auf den neuen Dictator, doch ohne ihn zu verletzen; am Tage darauf hing der Verbrecher bereits am Galgen. Von anderer Seite erfährt man wieder, daß der General Loris-Melikow zur Milde neigt, im Einklang mit den Staats- und städtischen Behörden, die er in die neugebildete Commission gezogen hat, seines Amtes walten will und daß er die misliebige Dritte Abtheilung, die Leitung der geheimen Polizei, aufgehoben hat, deren Walten allerdings nicht den daran geknüpften Erwartungen entsprach.

Die Türkei hat noch immer nicht alle Bedingungen des Berliner Friedens erledigt: namentlich gilt dies von den Verhandlungen mit Griechenland, welche bisher zu keinem Resultat führten, sodaß die griechische Regierung dieselben definitiv abgebrochen hat. So mußten die Signatarmächte des Berliner Vertrages die Niedersetzung einer internationalen Commission zur Ausgleichung der Differenzen zwischen Griechenland und der Pforte beschließen. Eine Collectivnote der Mächte wird beiden das Resultat der Berathungen der Commission mittheilen. Auch die Verhandlungen zwischen der Pforte und Montenegro sind noch in der Schwebe; die Vermittelung Italiens war bisher nicht erfolgreich; der kleine Krieg zwischen Montenegrinern und Albanesen, ein ritterliches Zwischenspiel zwischen den Verhandlungen der Diplomatie, hatte einige blutige Abenteuer zur Folge. Ernster ist der Aufstand der Mohammedaner im Rhodopegebirge, gegen welchen einzuschreiten die Pforte der Regierung Ostrumeliens überläßt.

Wenn die drohende Constellation der Zukunft uns ein Bündniß Rußlands mit Frankreich zeigt, so schien für viele diese Gefahr durch die gegenwärtig herrschende Verstimmung zwischen beiden Staaten in weitere Ferne gerückt. Doch der Gang der Ereignisse wird durch solche Zwischenfälle nicht bestimmt und die Macht einer gegebenen politischen Situation ist stärker als das politische Schmollen zweier aufeinander angewiesener Staaten, in denen beiden der Revanchegedanke tiefe Wurzeln geschlagen hat, so thöricht das Revanchegeschrei des Moskowiterthums ist, welches sich durch den Berliner Vertrag und den deutschen Einfluß um die Frucht seiner Siege in der Türkei gebracht glaubt. Die russische Regierung verlangte die Auslieferung des Flüchtlings Hartmann, welcher dringend verdächtig war, den Mordversuch auf Kaiser Alexander in Moskau hauptsächlich ausgeübt zu haben: sie stützte sich darauf, daß es sich um ein gemeines Verbrechen handle, indem Hartmann in Moskau einen Eisenbahnzug in die Luft gesprengt habe. Da der Charakter eines Verbrechens doch nur durch seinen letzten Zweck bestimmt wird, so hat die französische Regierung recht, wenn sie in Hartmann einen politischen Verbrecher, einen Hochverräther sieht. Was nun politische Verbrecher betrifft, so ist das Cabinet Freycinet Rußland gegenüber durch keinen Vertrag gebunden; mit den andern Staaten bestehen Verträge theils mit der Verpflichtung der Auslieferung, theils ohne diese. Da also auch die Ueberein-

Digitized by Google

stimmung der internationalen Usancen fehlt, so hatte das Cabinet vollkommen freie Hand, und Freycinet hielt es nicht für angemessen, der radicalen Agitation durch die Nachgiebigkeit gegen die Wünsche Rußlands eine Waffe in die Hand zu geben; denn schon erhob sich in den republikanischen Blättern ein Sturm der Entrüstung über die Verhaftung des Nihilisten; die Anhänger Gambetta's, also auch die Partei, aus welcher das Cabinet hervorgegangen, noch mehr die Radicalen, welche der Führung Clémenceau's folgen, und Victor Hugo mit seinem an Anathemen gewöhnten Prunkstil protestirten in heftigster Weise gegen die Auslieferung Hartmann's. Die Regierung ließ in der That den Nihilisten frei, weil die Beweise seiner Schuld, soweit sie Fürst Orlow, der russische Gesandte, zu liefern vermochte, nicht überzeugend genug seien. Der Flüchtling begab sich nach England. Fürst Orlow verließ Paris: seitdem haben sich die guten Beziehungen zwischen dem Elysée und dem Winterpalais etwas getrübt; besonders die russische Presse schleudert heftige Anklagen gegen Paris. Doch ist diese jedenfalls vorübergehende Verstimmung nicht zu überschätzen.

In Frankreich steigert sich indeß der Culturkampf, der in Deutschland allmählich einzuschlafen anfängt, zu immer größerer Heftigkeit: merkwürdigerweise ist es gerade eine den Klerikalen günstige Abstimmung des Senats, welche diesen Kampf in ein neues, ernsteres Stadium hinüberführt. Das Ferry'sche Unterrichtsgesetz, welches dem Staat alle an die Kirche übertragenen Rechte in Bezug auf den Unterricht zurückerobern will, hat in der Deputirtenkammer die Mehrheit für sich erlangt, und auch im Senat wurden die ersten sechs Artikel angenommen. Damit sind schon wichtige Entscheidungen getroffen; dem Staat ist das alleinige Recht der Verleihung akademischer Würden wieder verliehen; die juries mixtes, wie sie 1875 geschaffen worden waren, zum Theil aus Vertretern des Staates, zum Theil aus solchen der „freien", d. h. der ultramontanen Universitäten bestehend, wurden wiederum abgeschafft. Doch der Art. 7 des neuen Gesetzes wurde am 9. März mit einer Majorität abgelehnt, wie sie die Anhänger Gambetta's nicht erwartet hatten; es waren Redner des linken Centrums, es waren die frühern Minister Dufaure und Jules Simon, der sich selbst durch seine antikirchlichen Bestrebungen, solange er im Amte war, hervorgethan, welche diesen Artikel bei der ersten Lesung zu Falle brachten, indem das linke Centrum ihrem Vorgang folgte und gegen ihn stimmte. Der Artikel bestimmt, daß die in Frankreich nicht anerkannten, sondern nur geduldeten Congregationen, namentlich die Jesuiten und die ihnen affiliirten Ordensgesellschaften, nicht länger an den öffentlichen Schulen Unterricht ertheilen sollen: ein Verbot, das vor allem auch den Gymnasialunterricht trifft, alle höhern neben den staatlichen Lycées und Colléges bestehenden, von Geistlichen geleiteten Unterrichtsanstalten, deren Zahl sehr bedeutend ist; es würden dadurch allerdings eine Menge tüchtiger Lehrkräfte lahm gelegt werden, an denen Frankreich nicht allzu reich ist. Trotz der Agitation der Anhänger Gambetta's, dessen politisches Wirken in der Gegnerschaft gegen den Klerus seine scharf ausgeprägte Specialität hat, entschied sich die Mehrheit des Senats auch bei der zweiten Lesung am 15. März gegen den Art. 7.

Der Rückschlag in der Deputirtenkammer und bei der Regierung konnte nicht ausbleiben. In der erstern wurde von Devès, dem Präsidenten der Linken, eine Interpellation eingebracht und begründet, in welcher die Regierung aufgefordert wurde, zu erklären, welche Maßnahmen sie betreffs der vom Staate nicht bestätigten Congregationen (Ordensniederlassungen) zu treffen gedenkt. Am 16. März brachte Devès gegenüber der Tagesordnung des Bonapartisten Jolibois, welche das Cabinet aufforderte, ein Gesetz über die Freiheit der Associationen vorzulegen, eine Tagesordnung ein, in welcher das Vertrauen der Kammer auf die Festigkeit der Regierung bei Anwendung der Gesetze über die nicht bestätigten Congregationen ausgesprochen wird. Diese Tagesordnung wurde mit 338 gegen 147 Stimmen

Digitized by Google

und an demselben Tage das Gesetz über den höhern Unterricht mit mehrern vom Senat beschlossenen Modificationen angenommen. Die Frage ist durch die neue Wendung auf ein anderes Gebiet hinübergespielt; es handelt sich nicht mehr um die pädagogische Wirksamkeit der nicht bestätigten Orden; es handelt sich um ihre Existenz, und nach den Erklärungen des Ministers de Freycinet ist die Regierung gesonnen, in diesem Sinne vorzugehen, obschon sie eine Ausweisung der Jesuiten auf administrativem Wege für nicht zulässig erklärt. Der Kampf zwischen Staat und Kirche ist ein acuter geworden. Auf der andern Seite erhält die äußerste Linke Zuwachs durch die Thätigkeit der aus Neucaledonien zurückkehrenden Communards, die jetzt sogar in großen Handelsstädten wie Brest ans Land gesetzt werden. Heftig entbrennt der Kampf der Parteien bei den pariser Municipalwahlen; Monarchisten und Communards werden abwechselnd in den pariser Stadtrath gewählt. Zahlreiche und erbitterte Gegner schafft sich die republikanische Regierung durch die Absetzung so vieler Beamten. Dies ist der Hauptanklagepunkt gegen das Cabinet, den die monarchischen Parteien und ihre Journale mit besonderer Energie betonen.

In England ist das große Ereigniß die Auflösung des Parlaments am 23. März und die vorzeitige Anordnung der Neuwahlen, während erst Ende des Jahres 1880 die siebenjährige Sitzung des Parlaments ihre regelmäßige Endschaft erreicht. Nicht eine feindliche Stimmung des Parlaments hat den Staatsleiter zu einem so unerwarteten Schritte bestimmt, sondern wol im Gegentheil die Ueberzeugung, daß die überwiegend günstige Stimmung, welche dem Cabinet einen Sieg nach dem andern im Parlament verschafft hat, gegenwärtig auch im Lande die herrschende sei und so die Wahlen jetzt mehr als je Aussicht hätten, zu Gunsten der Torypartei auszufallen. Wurden doch die letzten Ergänzungswahlen in Liverpool und in dem für freisinnig geltenden Bezirk Southwark zu Gunsten der Regierung entschieden. Durch das Liebäugeln mit den Iren haben sich die Whigs in vielen stockenglischen Kreisen Schaden gethan: sie fühlen dies in jüngster Zeit selbst und haben sich immer mehr von den lärmenden irischen Homerulers zurückgezogen. Sie haben der sogenannten „Obstructionsbill" ihre Zustimmung gegeben, welche die in der englischen parlamentarischen Geschäftsordnung fehlenden Schlußanträge ersetzen soll. Unter „Obstruction" versteht man das hartnäckige und absichtliche Hinhalten der Geschäfte des Hauses, in welchem sich die Iren ausgezeichnet hatten: jetzt soll jedes Parlamentsmitglied das Recht haben, daß, wer desselben sich schuldig mache, auf einen Tag oder eine Woche von der Betheiligung an den Verhandlungen ausgeschlossen wird. Ebenso fanden die Gesetzentwürfe zur Linderung des Nothstandes in Irland, wozu 750000 Pfd. St. bestimmt wurden, die Zustimmung des Parlaments; während weiter gehende Anträge der Irländer, von denen einer sogar den Lord Beaconsfield einen Reichszigeuner nannte wegen seiner abenteuerlichen Annexionsplane, abgelehnt wurden. Das Regierungsprogramm entwickelte der Lord in einem Briefe an den Vicekönig von Irland, ein Schreiben, welches als das Wahlmanifest der Tories gelten kann, während die Whigs in Form eines Briefes des Marquis von Hartington gegen die Annexionspolitik im eigenen Reiche und fremden Ländern protestiren und Reform der agrarischen und communalen Verhältnisse und Wahlreform verlangen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Wer trägt die Schuld?

Novelle

von

Otto Roquette.

Die beiden Männer, welche auf dem beschwerlichen Wege an der Berglehne des Hochgebirges emporklommen, sahen nicht aus, als ob sie hier zum bloßen Vergnügen ein Ziel erreichen wollten. Die Richtung, welcher sie folgten, bot kaum einen Fußpfad dar; unbetreten schien die großartige Einöde, und zwischen Felsen, mit Tannen bewachsenem Gestein, über Geröll und Rinnsale, galt es ein langsames und oft mühevolles Fortkommen. Dazu lag der Frühnebel über Schluchten und Bergesrücken, und kaum auf drei Schritte weit sah man die Umrisse der Fichten aus dem Dämmergrau hervortreten. Dem ältern der beiden Wanderer, einem Manne in den rüstigsten Jahren, mit kräftigem Schnurrbart, in grauer Joppe, Flinte und Jagdtasche über die Schultern gehängt, hätte jeder den Förster angesehen, und er wies sich als solcher aus durch seine Bekanntschaft mit dem Revier, durch das er seinen Begleiter führte. Dieser, ein junger Mann, wol wenig über dreißig Jahre, hochgewachsen und kräftig, schritt ihm tapfer nach; aber obgleich er ungefähr die gleiche Kleidung trug, ließ er doch den Mann aus der Gesellschaft, den Gast im Gebirge, erkennen. Der Förster blieb einen Augenblick stehen und sah um sich. Der Platz schien eine Waldlichtung, ließ einen tiefen Abgrund zur Seite der Wandernden vermuthen, während das Auge in Tiefen und Höhen vergeblich durch das unendliche Nebelgeriesel zu dringen versuchte. Der Jüngere sah nach der Uhr. „Zwei Stunden unterwegs!“ sagte er. Der Förster nickte. „Und die dritte wird die böseste“, entgegnete er; „denn jetzt geht's hier die Wand hinauf! Wüßt' ich nicht, was Sie vermögen, ich würde Sie zu der halsbrecherischen Kletterei nicht mitgenommen haben.“

„Aber wie ist es möglich“, rief der Erste, „daß in solcher Höhe, bei solchem Wege da oben ein Mensch sich angesiedelt haben soll? Selbst ein mittelalterlicher Waldbruder mit seinem Waldkirchlein pflegte doch nicht völlig unzugängliche Stellen im Gebirge zu wählen, sondern, wenn immer abgelegene, doch Punkte, zu welchen Menschen dringen, oder von wo aus er zu ihnen gelangen konnte.“

„Sie werden“, meinte der Förster, „Spuren finden, von welchen man schließen kann, daß vor tausend Jahren da oben auch schon etwas Einsiedlerisches gehaust

Digitized by Google

haben kann. Und was mag sonst, in der Heidenzeit vorher, und im Laufe der Jahrhunderte nachher zu den Felsenlöchern auf- und niedergekrochen sein!"

„Ein Sonderling muß es immer sein", fuhr der Jüngere fort, „der sich im einsamen Adlerhorst einnistet und uns zu dieser Wanderung veranlaßt!"

„Bereuen Sie's jetzt schon, Herr Doctor?" fragte der Förster lächelnd. „Sie waren's doch, der zuerst darauf bestand, als Sie hörten, der moderne Waldbruder sei krank." Es bedurfte der Versicherung des Jüngern nicht, daß er weder ermüdet noch an seinem Plan irre geworden sei. „Ja, wo ist denn der Melcher geblieben?" fuhr der Förster fort. Er ließ einen gellenden Pfiff ertönen, der von einem entferntern Punkte aus erwidert wurde. „Aha, da oben auf der Felsplatte! Zum Ausruhen ist's da besser, und eine Stärkung wird man auch brauchen für das letzte Stück Weges." Er that ein paar Schritte, dann plötzlich rief er: „Da! Da! Aufgeschaut! Sie kriegen heut noch was zu sehen, dessen sich wenige rühmen können!"

Durch den Nebel ging ein hellerer Lichtschein; das Grau wogte in verschiedenen Abstufungen durcheinander; es verdünnte, verflüchtigte sich; schärfere Umrisse zeigten sich, plötzlich ein siegreicher Sonnenblick, und ein weißes Schneehaupt des Gebirges ragte frei in die blaue Morgenluft. Ein Windhauch trieb die Dünste weiter zurück; sie ballten sich zu Gewölk, stiegen, versanken, verloren sich; gewaltige Kuppen mit Schneeflächen und Silberadern traten hervor, umlagert von dunkeln Bergesrücken und Tannenwänden. Die Felsenseite gegenüber der Schlucht schien aus unergründlicher Tiefe aufzusteigen, und von unten spielten violette und purpurne Farbenlichter herauf, wie der frühe Morgenstrahl sie auf den feuchten Dünsten in unbeschreiblicher Herrlichkeit entstehen läßt. Und während oben die einsamen Schneehäupter sich immer reiner in das zarte Blau zeichneten, gewährte unten das Kämpfen des flüchtigen Nebels ein überraschendes Schauspiel. Bald drängte er sich zusammen, kam wie ein greifbares Wesen heran, hüllte die beiden Wanderer ein und wehte über sie fort, um sich an den Berg zu lehnen und zwischen dem Geklüft zu verschwinden. Weiße Fetzen blieben an den Vorsprüngen hängen, spannen noch eine Weile um die Tannenwipfel wie Silberrauch und wurden vom Sonnenstrahl aufgesogen. Dann wieder retteten sich graue Dunstmassen in die Schlucht, legten sich in Streifen vor klaffende Felsenspalten, wie vor eine letzte Zufluchtsstätte, oder sie wurden hoch aufgebäumt vom Winde wieder aus der Tiefe vertrieben und suchten, wie andere Gebilde der Nacht, rathlos eine Stätte vor dem Glanze der Sonne. Der Förster überließ seinen Gefährten eine Weile diesem zaubervollen Schauspiel, welches ihm selbst nichts Neues mehr war; dann aber pfiff er und schritt oder klomm zwischen den Tannen vorwärts, und der Andere folgte. Nach einiger Zeit gelangten sie auf einen vorspringenden, von der Natur abgeplatteten Felsen, auf dessen breiter Fläche sich Edeltannen von seltener Schönheit erhoben, die ihre Wurzeln um bemoostes Gestein und durch die Fugen des Felsenbodens trieben. Der jüngere Wanderer begrüßte den Anblick, der hier noch schöner und umfassender war, mit einem Freudenruf und trat an den Rand der Felsenplatte. Der Förster aber gesellte sich zu einem Burschen, der in seinen Diensten stand und, da er früher den Platz erreicht hatte, bereits von den Vor-

Digitized by Google

räthen auspackte, die ihm in einer Jagdtasche für die Tagesfahrt mitgegeben worden waren. „Nun, Herr Doctor", rief der Förster, „vergessen Sie über all dem Schauen auch nicht der leiblichen Stärkung!"

Der Andere wendete sich, und als er mit den Augen etwas zu suchen schien, sagte Melcher: „Die Apothek' steht hier im Trocknen." Er deutete auf ein Kästchen, welches er am Riemen über die Schulter heraufgetragen und unter den Tannen wohl geborgen hatte. Die Morgensonne wirkte noch wohlthätig für die kurze Rast der bei ihrer einfachen Jägerkost tafelnden Männer. Melcher suchte Gras zusammen, um eine Flasche in der Jagdtasche besser zu verpacken. „Es ist die für den Kranken!" sagte er.

„Wenn wir den Verlassenen sonst noch am Leben finden!" entgegnete der junge Arzt nachdenklich. „Woraus schlossest du, daß er im Fieber liege?"

„Er sprach wüste Worte durcheinander und gab nicht Antwort", entgegnete Melcher. „Bei Sinnen konnt' er nicht sein, er hatte eine grausame Hitz' und warf sich von einer Seit' auf die andere."

„Und wie lange ist das her?"

„Vier Tage sind's. Von den Geißbuben, die überall umherkriechen und oben in der Kapell', wie sie's heißen, manchmal Schutz vor dem Wetter suchen, von denen hört' ich's, daß in der Kapell' ein Kranker liege, ein Stadtherr. Ich wollt's nicht glauben, aber weil es Sonntag war und ich keine Arbeit nöthig hatte, machte ich mich doch auf den Weg. Zehn Jahre mögen es sein, daß ich nicht oben war, aber als Bub wußt' ich wohl hinaufzukommen. Ich kam auch diesmal noch allein zurecht, und da fand ich den Fremden. Kein Mensch weiß, wie er hinaufgekommen, und er selbst, bei seiner Krankheit, gibt auch keine Auskunft."

„Unglaublich! Der Unglückliche kann inzwischen Hungers gestorben sein!" rief der Arzt aufspringend. „Eilen wir! Retten wir, was noch zu retten ist!"

Der Förster zuckte die Schultern. „Was Gutes werden wir ja wol nicht zu sehen bekommen", sagte er, „aber Zeit ist's, daß wir aufbrechen."

Einige Minuten darauf waren die drei Wanderer in ernster Stimmung und ohne viel Worte wieder auf dem Wege. Eine Unterhaltung wurde überdies durch den Weg unmöglich gemacht, bei welchem auf alles zu verzichten war, was sonst ein Fortschreiten der Füße unterstützt. Vielleicht gab es auch in dieser einsamen Gebirgswelt etwas bequemere Diebspfade; aber selbst der Förster, der sonst mit allem hier vertraut war, kannte sie nicht, oder suchte hin und wieder vergeblich nach einer solchen Spur. Während die Männer so über Gestein und Dickicht, im Halbkreis um den Bergesrücken, kletternd, klimmend, vorwärts drangen, wies der Förster plötzlich auf das trockene Bett eines Rinnsals, welches nach der andern Seite des Berges in ein entgegengesetztes Flußthal hinunterlief. Hier erkannte er nicht nur Fußspuren, sondern sprang sogar auf etwas Weißes zu, das er aus dem Grase aufhob. Es war ein zerknittertes Papier, welches er als ein Stück des Wochenblattes eines nicht zu entfernten Städtchens erkannte. „Es ist die Nummer des Blattes von vorgestern!" rief er. „So war möglicherweise an diesem Tage oder gestern oder heute jemand bei dem Fremden, oder wir finden den Besuch bei ihm oben, oder auch — der Vogel ist selbst schon ausgeflogen! Vor-

Digitized by Google

sprechen kann man in seiner Klause immer noch." Es ging ein Ausdruck von Beruhigung durch seine Züge, und lächelnd wollte er dem Rinnsal aufwärts folgen, als er sich plötzlich umwendete, seine Gefährten mit ausgestreckten Armen zurückschob und mit gespanntem Gehör in die Ferne zu horchen schien. Auch die andern vernahmen etwas. Waren es nicht Tritte, so klang es wie bröckelndes oder unter Tritten hinabgleitendes Geröll. Nach einigen Augenblicken aufmerksamen Lauschens wies der Förster auf ein Tannendickicht an einem Vorsprung, gab den Männern ein Zeichen, sich dort zu bergen, und trat vor sie, indem er seine Flinte schußgerecht machte. Melcher legte behutsam sein Gepäck ab, um nöthigenfalls die Arme frei zu haben, und der Arzt verstand, daß man etwa einem Wilderer, vielleicht auch mehrern entgegensah oder sonst etwas erwartete, dem man in der Gebirgseinsamkeit nicht gern begegnet. Die Tritte kamen näher, man hörte ihnen ein beschwerliches Emporklimmen an, und jetzt machte sich ein lautes Athemholen vernehmlich. „Steh! Oder ich schieße!" rief der Förster hervortretend, und die beiden andern folgten ihm. Aber es bedurfte nicht der eingelegten Waffe gegen den Ankömmling. Denn dieser zeigte sich so zum Tode erschrocken, daß er wankte und seinen Bergstock aus der Hand fallen ließ.

Es war ein Bürschlein von etwa siebzehn Jahren, klein, derb, untersetzt, in der Landestracht, mit spitzem Hut, blanken Knien und kurzer Joppe. Eine alte Jagdtasche, augenscheinlich schwer vollgepackt, hing ihm über der Schulter. Der Arzt betrachtete den Knaben mit Wohlgefallen und mußte lächeln im Rückblick auf die Vorbereitungen, die man für den nicht sehr gefährlichen Waldgänger getroffen hatte. Der Förster aber faßte diesen am Arme und begann in strengem Tone: „Wer bist du? Wo kommst du her?" Der Knabe, vom Schreck noch benommen, eingeschüchtert durch die drei Männer, die er abwechselnd mit seinen großen Augen prüfte, gab stammelnd Auskunft; er sei aus einem Dorfe auf der andern Seite des Gebirges, wo er mit seiner Mutter und einem verheiratheten Bruder ein ziemlich abgelegenes Gehöft bewohnte. Der Förster, welcher ihn inzwischen von oben bis unten geprüft hatte, griff plötzlich in die Tasche des Knaben und zog eine Pistole heraus. „Wo kommt das her?" fragte er, den Erschreckten scharf anblickend.

„Ei, die ist — die gehört einem Fremden, der oben in der Kapell' ist", stotterte der Bub; „das Schloß von der Pistole war verdorben, ich sollt's in der Stadt machen lassen, und gestern hab ich's wieder abgeholt, und —"

„Wann warst du zuletzt bei dem Fremden?"

„Gestern früh — um die Zeit."

„So lebte er also gestern noch", sagte der Förster, indem er sich zu dem Arzte wendete.

„Ja!" rief der Kleine. „Aber — er wird doch von gestern zu heut nicht gestorben sein?" fuhr er mit neuem Schreck fort, indem er fragend von einem zum andern blickte.

„Davon werden wir uns überzeugen", entgegnete der Förster. „Stehst du im Dienste des Fremden?"

„Ich bin eben zu ihm hinaufgegangen, und — und hol' ihm, was er braucht."

Digitized by Google

„Wie hast du von ihm erfahren?"

„Ei, die Geißbuben kamen heim und sagten, es läg' ein Fremder für todt im Wald, und da — und so —"

„Und so wurdest du neugierig", fiel der Arzt ein, „oder wolltest ihm helfen, und gingst zu ihm hinauf. War's nicht so?" Der wohlwollendere Ton des neuen Fragestellers schien den Knaben zu beruhigen und furchtloser zu machen. Er nickte und sah ihn mit großen Augen an, als wollte er sagen: Frag' du nur weiter; ich will dir besser antworten als dem gestrengen Herrn und Meister im Revier. Wirklich gelang es dem Arzt, ihn zutraulicher zu stimmen, und er gestand, daß er jeden Tag den Weg zu dem Fremden hin und zurück thue, daß seine Mutter etwas für den Kranken koche, was er ihm oben am Feuer wärme, daß der Einsiedler in der Kapell' aber in den letzten Tagen so gut wie gar nichts genießen mochte. Der Arzt ließ sich etwas von den Speisen aus der Jagdtasche vorzeigen und erkannte den Inhalt einer Flasche als Fleischbrühe, im ganzen aber die Vorräthe von Brot und Schinken als eine wenig geeignete Krankenkost und mehr auf die Bedürfnisse des jungen Pflegers berechnet. Doch es sollte keine Zeit mehr verloren werden. Der Förster gab die Pistole nicht zurück, sondern steckte sie ein, und Seppl — zu welchem Namen der Knabe sich bekannte — machte den Wegführer zu der Felsenburg des geheimnißvollen Einsiedlers. Der neue Führer zeigte sich nicht nur mit der Richtung, die sie zu nehmen hatten, sondern auch mit allen kleinen Vortheilen, die etwa zu gewinnen waren, vollständig vertraut und wies nach, daß der Berg von der Seite seines Dorfes her, wenn immer noch beschwerlich, doch um vieles leichter zu ersteigen war. Obgleich den Wanderern zum Gespräch wenig Athem blieb, brachte der Arzt doch so viel heraus, daß Seppl den Fremden nun schon seit vierzehn Tagen kenne, daß er ihn ohnmächtig zusammengebrochen am Abhange gefunden und ihn vor einem ausbrechenden Wetter in die Kapelle geflüchtet habe.

„Die ganze Nacht mußt' ich mit oben bleiben", fuhr er fort, „denn das Wetter wollte nicht aufhören, und was sonst Weg ist, war zum Gießbach geworden, sodaß ich nicht hinuntergekonnt hätte. Morgens war's vorbei, und da bot mir der fremde Herr Geld und fragt' mich, ob ich ihm Brot kaufen wollt', und ob ein Büchsenmacher in der Nähe zu finden sei? Ich wußt' einen in der Stadt. So gab er mir die Pistole: das Schloß wär' verdorben, sagte er, und ich sollt' es machen lassen. Er wollt' solang da oben ausharren, bis es fertig wär'. Ich that, wie er verlangte, und bracht' ihm Tag für Tag zu essen und zu trinken. Aber er verzehrte nicht viel, und einmal fand ich ihn morgens krank liegen, und seitdem ist er nicht mehr aufgestanden."

„Aber ist dir denn nicht eingefallen", fragte der Arzt, „lieber einen Doctor zu dem Kranken zu holen, oder ihn in das Dorf oder in die Stadt bringen zu lassen?"

Seppl sah ihn verdutzt an. „Ein Doctor wär' da nicht hinaufgestiegen", entgegnete er nach einer Pause.

„So? Nun, weißt du, Seppl", entgegnete Hartmut, „ich bin auch ein Doctor, habe von dem Kranken erfahren und steige zu ihm hinauf. Ein anderer hätte das früher wol auch gethan."

Digitized by Google

Seppl schien etwas verwundert, in seinem Wandergefährten einen Doctor erkennen zu müssen, und schwieg eine Weile. Dann begann er: „Die Leut' im Dorf sagen, mit dem Manne müßt' es nicht richtig sein, und wer weiß, was er gethan hat, daß er sich da oben versteckt; aber ich glaub's nicht, und meine Mutter auch nicht. Sie wär' schon gern mit hinaufgegangen, um zu sehen, wie es um ihn steht, weil er krank ist, aber sie kann nicht mehr gut steigen."

Das Steigen wurde denn auch für die Männer eine immer stärkere Aufgabe; endlich aber, nachdem sie ein verwildertes Dickicht von Tannen und Gestrüpp hinaufgekrochen waren, standen sie Athem schöpfend auf einer breitern Felsenplatte. Bewachsen war sie auch noch reichlich mit kleinem Gehölz; doch erkannte man dazwischen in der Mitte eine Art von Tisch oder Altar, bestehend aus zwei großen Steinen, über welchen ein tafelartiger vierter lastete, alles unter Moos und Waldwuchs auf Urzeiten hindeutend. Gewaltige Felsenstücke erhoben sich auf der einen Seite, in welchen der Eingang zu einer Höhle sichtbar wurde, welchen die Natur zwar vorgebildet hatte, an der aber doch Spuren nachhelfender Menschenhände immer noch zu erkennen waren. Man trat in einen mäßigen Raum, welcher sein Licht nur durch das Eingangsthor empfing, aber genugsam erhellt war. Er mochte in christlicher Zeit zur Kapelle geweiht worden sein, wie er im Volksmunde den Namen noch behalten hatte. Spuren von Gemäuer waren noch hier und da zu finden; aber auch andere Spuren, wie trockenes Gras, Laub, Reisig, Brandstellen am Boden, bewiesen, daß der vereinsamte Raum niemals ein ganz unbenutzter gewesen war. Seppl, welcher den andern voraufschritt, wendete sich zur Seite, wo sich ein schmaler Eingang, jetzt ohne Thür, befand und die Männer in einen engern Raum, die eigentliche Zelle des Einsiedlers, blicken ließ. Sie hatte ein durch die Felsenwand geschlagenes Fenster, weder regelrecht noch verschließbar.

Und hier lag auf einer elenden Streu von Tannenreisern, Heu und Blättern ein Mensch am Boden, laut athmend, aber, wie es schien, bewußtlos, denn er gab kein Zeichen des Erwachens gegen die nicht ohne Geräusch eintretenden Männer. Der Kranke war jung, trug moderne Kleider, welche freilich in übelm Zustande waren, war halb bedeckt mit einer schlechten Roßdecke, und hatte den Kopf auf einem mit Heidekraut gefüllten Sack. Der Arzt kniete zu dem Kranken nieder, um seinen Zustand zu prüfen, und mußte zugeben, daß er im Fieber liege. Aber während er in die feinen, wohlgebildeten Züge des Jünglings blickte, die jetzt durch Blässe und Elend entstellt waren, überkam es ihn wie eine Erinnerung, und bald wurde es ihm zur Gewißheit, daß er den Kranken persönlich längst kenne, ohne ihm näher gestanden zu haben. Doch behielt er seine Entdeckung noch für sich, um auch andere Entdeckungen, die vielleicht noch zu machen wären, besser geheimhalten zu können. Nachdem er einige Mittel aus seiner Reiseapotheke angewendet hatte, schien sich das Bewußtsein des Kranken zu beleben. Er schlug die Augen auf aber ein Aechzen kam bei dem Anblick der Fremden aus seiner Brust, ein Krampf schüttelte seine Glieder, und seufzend wendete er das Gesicht ab, um ermattet die Augen wieder zu schließen.

„Das ist recht traurig", sagte der Arzt während seiner Beobachtung. „Wenn wir nur Wasser hier oben hätten!"

Digitized by Google

„Ja! Wir haben!“ rief Seppl, der das Walten des Arztes aufmerksam beobachtet hatte. „Ganz in der Nähe fließt ein Brunnen!“ Er sprang in eine Ecke, wo neben ein paar irdenen Geschirren ein Krug stand, ergriff ihn und eilte hinaus. Nicht lange darauf brachte er ihn gefüllt mit dem frischesten Quellwasser zurück. Die Zelle wurde durch die Gegenwart von vier Personen für die Mühewaltung des Arztes zu sehr beengt, und so trieb der Förster die beiden andern hinaus und folgte selbst, um nicht zu stören. Währenddessen bemerkte der Doctor unter der Streu eine Brieftasche, welche sich bei den Bewegungen des Kranken hervorschob. Er ergriff sie, und um sich zu überzeugen, ob der Inhalt zu seiner Entdeckung und wol auch zur bessern Hülfe beitragen könne, öffnete er sie getrost. Eine stattliche Geldsumme in Banknoten zeigte sich zuerst, welche auch zu einer weitern Fahrt ausgereicht hätte. Sie interessirte ihn weniger als einige Papiere und Karten, die er dabei fand. Die Karten zeigten den Namen „Eticho von St.“ und sagten ihm somit, daß er sich nicht getäuscht hatte. Der junge Mann war der Neffe des Freiherrn von R., eines Mannes in hochvorragender Hofstellung, sogar aus der unmittelbaren Umgebung des Königs. Eticho wurde von seinem Oheim erzogen, mochte die Universitätsstudien eben vollendet haben; er hatte eine Zeit lang in demselben Hause mit dem Arzte gewohnt, sie kannten einander oberflächlich. Wie kam nur dieser junge Mann in eine solche Lage? Vielleicht konnte ein unverschlossener Brief, der sich vorfand, darüber Auskunft geben.

Der Brief begann: „Mein theuerer Axel! Wenn Du diese Zeilen empfängst, bin ich nicht mehr unter den Lebenden. Es gibt Erfahrungen, die man nicht überleben darf. Und was ich erfahren habe, was im Gefolge einer Schuld sich mir an fremder und eigener Schuld in gehäuftem Maße enthüllt hat, zu welchem verbrecherischen Dasein ich, ohne Wollen und Wissen, erniedrigt bin — oh, lieber Axel, das ist so gräßlich, daß ich niemals wieder zu einem reinen menschlichen Gefühle gelangen kann! Mich schaudert's, davon eine Mittheilung zu machen, gleichwol aber mußt Du, als der Einzige, hoffe ich, meinen Zustand kennen lernen, um zuzugeben, daß ich den Tod mit Recht gesucht habe —“ Der Arzt las und las, und das Gefühl eines Schauders, gepaart mit tiefem Mitleid, ergriff ihn bei der schriftlichen Mittheilung des unglücklichen Jünglings an seinen Freund. Er mochte nicht an die volle Wahrheit dieser Enthüllungen glauben; falsche Voraussetzungen konnten bei der verwickelten Angelegenheit irregeführt haben; bloßer Schreck vor einer niederschmetternden Möglichkeit hatte ein leidenschaftlich aufgeregtes Gemüth vielleicht in eine verzweifelte Stimmung gebracht. Mit Antheil betrachtete er den bewußtlos Athmenden. Den jungen Mann, an welchen der Brief gerichtet war, kannte er auch. Es war ein junger Schwede, Axel Lindquist, der in der Hauptstadt seine medicinischen Studien machte. Der Arzt faltete den Brief zusammen, legte ihn aber nicht an seine alte Stelle, sondern barg ihn in seiner eigenen Tasche.

Doctor Hartmut, so lautete der Name des ärztlichen Helfers, winkte den Förster zu sich herein. Er wies ihm die ausreichende Reisekasse des Kranken vor, und wenn er sich hütete, von dem gefundenen Briefe etwas zu verrathen, so theilte er doch mit, daß er den jungen Mann als den Neffen des Freiherrn von R. erkannt habe. Der Förster Friedemann war nicht wenig verwundert. Den Freiherrn kannte

Digitized by Google

er auch, denn da die Jagden des Königs auch wol in diese Gegenden streiften, hatte er Gelegenheit gehabt, mit dem vornehmsten Weidgenossen desselben zuweilen in Beziehung zu treten. „Es liegt auf der Hand", sagte Hartmut, „daß wir den Kranken hier oben nicht liegen lassen dürfen. Aber wohin mit ihm? Ihn nach der Hauptstadt zu schaffen, wäre unthunlich; denn sein Zustand erfordert sofortige Sorgfalt und Pflege. Ich habe an Ihr Haus gedacht, lieber Friedemann. —" Der Förster nickte. „Aber", fuhr der Arzt fort, „da ist noch zu überlegen! Es kann ein Nervenfieber werden — es kann, sage ich, obwol ich es noch nicht mit Bestimmtheit voraussehe."

„Sie meinen, wegen der Ansteckung?" fragte der Förster. „Ohne Sorge! Ich fürchte mich nicht, und meine Frau hat mehr durchgemacht. Meine Buben sind auf der Schule in der Stadt, und im Hause habe ich Platz. Aber wie schaffen wir ihn hinunter? Auf dem Wege, den wir gekommen sind, wär's nicht möglich, obgleich wir vier Mann für ihn sind. Man müßte es nach der andern Seite versuchen. Wenn der Weg dahin gangbarer ist, wie der Bube versichert, so möchte es auf einem Umwege eher thunlich sein."

„Aber auch dazu würde noch ein Tragstuhl oder eine Bahre nöthig sein", entgegnete Hartmut. „So müssen wir es für heute aufgeben. Am besten ist es, Sie kehren heute mit Ihrem Melcher allein zurück, und zwar auf besagtem Umwege, und lassen sich von dem Knaben genau führen, damit Melcher sich den Weg merkt. Morgen schicken Sie ihn mit ein paar Trägern bei zeiten herauf — die genauern Anweisungen gebe ich noch — und morgen Mittag können die Leute oben sein. Ich bleibe die Nacht allein bei dem Kranken, Mundvorrath ist ja überdies genug da. Wenn Sie meiner Frau sagen, daß ein Krankenbesuch mich zurückhält, wird sie sich nicht zu sehr beunruhigen. Sie brauchen ihr ja nicht mitzutheilen, daß ich im Gebirge und in einer Höhle mein Lager aufschlage." Der Förster, ob auch im ganzen einverstanden, wollte gegen den letzten Punkt doch Einspruch thun und meinte, der Knecht könne die Nachtwache eher übernehmen. Hartmut wollte davon nichts wissen, versicherte, daß gerade für die Nacht ärztliche Hülfe nöthig sei, und erklärte bestimmt, daß er den Kranken fürs erste nicht aus den Augen zu lassen denke. Der Förster fügte sich denn, zwar immer kopfschüttelnd, und — reichte dem Arzte die Pistole, für alle Fälle.

An den Aufbruch aber durfte man nicht sogleich denken. Noch hatte man kaum ausgeruht von dem beschwerlichen Aufsteigen, und die Sonne verbreitete Nachmittagsglut über die Höhen. Aber sie warf auch den Schatten des Felsens auf die Platte vor der Höhle, wo Melcher und Seppl bereits lagerten und eine Mahlzeit auspackten. Der Knabe hatte in einer Ecke der Kapelle auch ein Reisigfeuer gezündet und fragte den Arzt, ob er dem Kranken die Suppe wärmen solle? Hartmut wollte es auf einen Versuch ankommen lassen, und nickte. Als er ins Freie trat, fand er den Förster und seinen Knecht schon wacker kauend am Boden sitzen und nahm einen Becher Wein an, welchen Friedemann ihm reichte. Er lagerte sich zu den übrigen und betrachtete die Umgebung. Wenn dieser Platz einen Fernblick oder was man sonst von schöner Aussicht verlangt, geboten hätte, so wäre er längst für den Fremdenverkehr erobert worden, der sich ja auch bereits

Digitized by Google

auf diese Gegend erstreckte. Aber gegenüber der Felsplatte lag nur ein mächtiger, weitgedehnter Bergrücken, von Felsen und Tannen besetzt, während zu beiden Seiten das Auge auch nur auf ungeheuere Felswände traf. Es war eine vollständige Abgeschlossenheit, und wer für seine Siedelei hier zuerst Einsamkeit gesucht, der mochte sie gefunden haben.

Der Förster und Melcher hatten sich jeder eine schattige Stelle zur Nachmittagsruhe ausgesucht; aber Hartmut fühlte sich aufgeregt, und auch der Knabe schien nichts von Ermüdung zu wissen. Er brachte dem Kranken die inzwischen gewärmte Suppe. Dieser blickte an dem Arzte vorbei, erkannte aber seinen jungen Gefährten. Er nahm einen Schluck des Dargereichten, zeigte aber einen heftigen Widerwillen, da er es als warm erkannte. Hartmut ließ das Getränk beiseitestellen und ihm den Wasserkrug bieten. Der Kranke sog mit Begier die kalte Quellflut, um darauf erschöpft zurück- und in unruhigen Schlaf zu versinken. Hartmut ließ sich auf den Boden der Zelle nieder, den Rücken an die Wand gelehnt, um seinen Patienten im Auge zu behalten; Seppl nahm die gleiche Stellung ihm gegenüber ein. Sie saßen einander nahe genug, um sich mit gedämpfter Stimme unterhalten zu können. „Sage mir, Seppl", begann der Arzt, „warum muß der fremde Mann hier so ganz ohne Bequemlichkeit liegen? Du hast ihm doch sonst mancherlei heraufgebracht! Schien er dir so unbemittelt und arm zu sein?"

„Nein, Herr!" entgegnete Seppl. „Er hat Geld, ich hab's gesehen — sehr viel Geld hat er! Aber ich hab' es niemand gesagt, denn es wäre nicht gut, daß es andere wüßten, weil er hier so ganz allein ist."

„Das war klug, Seppl! Aber da du wußtest, daß er an seine Pflege etwas wenden durfte —"

„Er hat's aber nicht anders gewollt", fiel Seppl ein. „Nur Wasser und Brot wollte er haben. Den Krug durfte ich ihm mitbringen. Aber als ich für ihn noch Fleisch brachte, rührte er es nicht an, und ich habe nicht gesehen, daß er davon gegessen, solange er hier ist, obgleich ich ihm doch immer wieder etwas hingelegt hab'. Bei Brot und Wasser wollt' er hier ausharren; das sei eben recht für ihn, bis ich die Pistole vom Büchsenmacher zurückbrächte. Dann müßte er fort, sagte er. Unterdessen dauerte es länger, bis das Schloß gemacht war, ich mußt' ein paar mal vergeblich nach der Stadt laufen. Und dazu wurde der fremde Herr krank. Nicht gleich so sehr, aber er hatte immer Frost. Ich sollt' ihm eine Roßdecke mitbringen, sagt' er, aber eine alte, schlechte, er wollte keine gute haben. Ich that, wie er geheißen, dacht' auch nicht, daß es gar so bös mit ihm werden würde. Er ist doch erst die letzten Tage so «schlecht» geworden."

„Hast du nicht gehört", fuhr Hartmut nach einer Weile fort, „daß der Fremde etwa im Traume oder im Phantasiren irgendetwas gesprochen hat? Hast du eine Vermuthung, wer er sein könnte? Wie sein Name ist? Was er vorhat?"

„Gar nichts weiß ich!" entgegnete der Knabe mit ehrlichem Gesicht. „Und gehört hab' ich auch nichts."

„Wie weißt du aber, daß er mit Geld versehen ist?"

„Ei, seine Brieftasche war ihm aus der Tasche gefallen und lag offen da, daß die Geldscheine unordentlich herauskamen. Wie ich das gesehen, hab' ich sie zu-

Digitized by Google

gemacht und ihm unter den Kopf geschoben. Aber mir fällt ein — ich hab' doch ein paar mal ein Wort von ihm gehört, nur Ein Wort. Ich versteh's nicht, aber es klang wie — Cadoro."

„Cadoro? Und ohne Zusammenhang mit etwas anderm?"

„Was er sonst gemurmelt, hab' ich nicht verstanden; aber das Cadoro war ganz deutlich, und ich hab's behalten, weil's öfter kam."

Der Arzt schüttelte befremdet den Kopf, er wußte aus dem Worte nichts zu machen. Eines Palastes Cadoro in Venedig wußte er sich zu erinnern, mußte aber die Grübelei aufgeben, wie derselbe etwa in eine Beziehung zu dem Kranken zu bringen sei. Immerhin konnte er sich aus den Erzählungen des Knaben einen Zusammenhang bilden, wodurch er der Wahrheit ziemlich nahe kam. Eticho war unter dem Eindrucke des Entsetzens vor einer vielleicht nur geträumten Schuld abgereist, um im Gebirge seinem Leben ein Ende zu machen, ohne Aufsehen ganz in der Stille zu verschwinden. In dem geplanten Augenblicke versagte die Waffe, deren Schloß verdorben war. Unter Gemüthsbewegungen und rathloser Verzweiflung irrte er umher, bis eine Ohnmacht den Erschöpften niederwirft. Seppl, von den Geißbuben aufmerksam gemacht, findet ihn, hilft ihm im Angesicht eines ausbrechenden Gewitters in die Felsenkapelle. Eticho's Entschluß, zu sterben, steht aber noch fest. Die Zeit, welche bis zur Herstellung seiner Waffe vergehen muß, will er, entsagend und nur die Tage fristend, in ascetischer Selbstpeinigung verbringen. So setzte sich Hartmut die Geschichte zusammen. Wie der Unglückliche eine so große Geldsumme in sein Verschwinden mitnehmen mochte, konnte er sich freilich nicht erklären. Blieben ihm doch die Hauptmotive, die den Jüngling hinausgejagt hatten, noch unerklärt.

Ein paar Stunden vergingen; Hartmut schickte den jungen Gehülfen einigemal nach frischem Wasser, dem der Kranke begierig zusprach. Auf den Arzt richtete er dabei unstet befremdete Blicke, um sie dem Jüngern mit mehr Verständniß oder Antheil zuzuwenden. Doch schien seine Erschöpfung zu niederdrückend, als daß er auf eine Frage hätte antworten können.

Der Förster trat ein. Es sei Zeit zum Aufbruch, meinte er, da er daheim noch Vorbereitungen für die Abholung auf morgen machen müsse. Noch einmal suchte er den Arzt zu überreden, den Knecht Melcher statt seiner bei dem Kranken zu lassen; aber da Hartmut auf seinem Willen bestand, verabschiedete er sich. Sehr überrascht und bestürzt aber war Seppl, daß er den Männern als Führer dienen sollte, da er sich Hoffnung gemacht hatte, bei Hartmut und dem Kranken zu bleiben. Allein gegen den Befehl des Försters Friedemann versagte ihm jeder Widerspruch, und so mußte er ihm vorausschreiten.

Hartmut war nun allein bei seinem Patienten, dessen räthselhafte Schicksale ihm noch mehr zu Herzen gingen als seine körperlichen Zustände. Und der junge Arzt selbst fühlte sich in einer eigenthümlichen Lage. Die Vermuthung war nicht abzuweisen, daß er in die Wirrsale des Unglücklichen werde mit verflochten werden; ja sogar ein Pflichtgefühl gebot ihm zu handeln, wenigstens persönlich zu untersuchen und abzuwenden. Er war nun allein in einer tiefen und erhabenen Einsamkeit und hatte Zeit, Plane zu machen und zu überlegen. Sein eigenes Leben war in

Digitized by Google

überall geordnetem Gange bürgerlicher Verhältnisse verflossen. Er hatte ein liebes, junges Weib und seit einem Jahre einen Knaben, seine ärztliche Thätigkeit in der Hauptstadt begann sich auszudehnen. Die Frau, deren Gesundheit etwas zart war, hatte er in diese Gegend zur Luftcur geschickt, wo er sie, um seiner Geschäfte willen, nur ab und zu aufsuchen konnte. Bei diesen Besuchen hatte er den Förster Friedemann kennen gelernt und mit ihm schon einige starke Streifereien in die Berge gemacht, und dieser war es, der bei ihm angefragt, ob er ihn zu einem Kranken begleiten wollte, der in der Kapelle, wie der Volksmund die Höhle nannte, entdeckt worden sei.

Die Dämmerung kam, die Sterne wurden sichtbar, während tiefes Dunkel über Tiefen und Höhen des Gebirges lag. Aber so lautlos ist kein nächtliches Schweigen, daß nicht etwas wie Töne durch die Stille ginge, halb verloren aus der Ferne her, räthselhaft kommend, unerklärt verschwindend. Und was man in Nächten auf einsamen Gebirgshöhen vernimmt, kommt fremdartig, wie Geisterhauch, herauf, wie verlorene Traumreden der Natur, deren Ursprung man vergeblich zu ergründen sucht. Hartmut war nichts weniger als empfindsam; aber diese Großartigkeit des einsamen Ortes ergriff ihn mächtig. Er lehnte sich an die bemoosten Altarsteine der Urzeit, das Gesicht nach dem Felseneingang gerichtet, und ließ seiner Phantasie freien Lauf, alle Bestimmungen und Wandlungen durchzudenken, welche die Höhle seit Jahrtausenden erlebt haben mochte. Da hauste, als Wodan noch in dem Lande der undurchdringlichen Wälder herrschte, vielleicht eine Veleda, oder sonst eine mit Schauern verehrte Priesterin auf dieser Höhe, welche Runensprüche mittheilte und Befehle erließ. Und blutige Opfer waren es sicher, die auf diesen Steinen dargebracht wurden. Aber Jahrhunderte vergingen, und in gelichteten Thälern ertönten zum ersten mal christliche Kirchenglocken. Mit Kreuz und Fahne zogen dunkle Gestalten zu harter Arbeit umher und gründeten auch auf Felsenhöhen die Burgen des Christenglaubens. Auch diese Heidenhöhle wurde geweiht und einem einsamen Streiter als einer Schildwacht der Kirche übergeben. Dann kam eine Zeit, wo das Christenthum längst über Deutschland herrschte, aber doch kein Friede, weder im Lande, noch in der Kirche, noch in den reichen Klöstern war. Da zog sich wol der einzelne, der Ruhe finden wollte, in diese Einsamkeit zurück, und vielleicht fand mancher, was er gesucht. Aber es kam auch eine neue Zeit: da siedelten sich wilde unbändige Männer in zerstörten Burgen an und fielen aus auf Raub und hatten ihre unzugänglichen Schlupfwinkel in allen Bergen. Hier oben wohnte seit lange kein frommer Waldbruder mehr, aber wüste Gesellen, welchen nicht gut zu begegnen war, kamen und gingen, und die Höhle beherbergte viel, was sich dem Licht entzog. Auch als die Zeiten geordneter und besser wurden, blieb sie nicht ganz ohne Gäste. Bis dann die neuen Tage kamen, wo selbst ihr Dasein aus der Erinnerung ruhig schaffender Menschen mehr und mehr entschwand und nur kletternde Geißbuben einen Schutz vor dem Wetter in ihr suchten. Und in diesen Felsenwänden lag heut ein Jüngling, unter allen Vortheilen moderner Erziehung und gesellschaftlichen Lebens erwachsen, und litt unter der Seelenpein einer Schuld, die, wenn sie wirklich begangen war, schon vor Jahrtausenden die gleichen Schrecken im Gemüth hervor-

Digitized by Google

gerufen haben würde. Immer undurchdringlicher legte sich die Finsterniß über die Umgebung, und heller traten die Sterne an dem von Felsen begrenzten Himmelsraume hervor. Hartmut stand noch immer an die Steine gelehnt. Er sah ein langes Wachen für sich voraus, denn trotz des Dunkels umher war es erst die Stunde, wo für den gesellschaftlichen Menschen, der seine eigenen Lichter anzündet, der Abend beginnt. Eben wollte er seinen Schritt nach der Zelle zurücklenken, als er ein Rascheln vernahm, ein Knacken von Zweigen, etwas wie Tritte, durch die sonst lautlose Stille nur mehr vernehmlich gemacht. Es kam näher, und unwillkürlich nahm Hartmut die Pistole zur Hand, welche der Förster vor seinem Aufbruch geladen hatte. Jetzt trat eine unerkennbare Gestalt aus den Büschen hervor und schien sich nach dem Eingang der Höhle zu begeben. „Halt!" rief Hartmut, auf sie zuschreitend, „wer ist da?"

„Ei, ich bin wieder da, Herr Doctor!" rief Seppl, noch laut athmend vor Anstrengung. „Als wir bald unten waren, meinte der Herr Förster, er fände nun schon allein, und es wär' ihm doch lieb, wenn ich bei Ihnen oben sein könnte. Wenn ich noch Odem und Beine hätt', sollt' ich's versuchen. Und da hab' ich mich geeilt."

Hartmut mußte lächeln, daß für einen Feind, den man mit Waffen erwartet, Seppl heut schon zum zweiten mal sich darstellte, und nicht als Gegner, sondern als dienstfertiger Helfer. „Du hast gewaltige Märsche gemacht", rief er, „und mußt müde sein! Aber was wird deine Mutter sagen, wenn du zu Nacht nicht heimkehrst?"

„Der hab' ich's heut früh schon gesagt, daß ich oben bleiben wollt'. Ich war schon zwei Nächte bei dem Kranken." Nun wollte Seppl gar noch ein Feuer anmachen und eine Streu für Hartmut sammeln; dieser aber verwies es ihm und hieß ihn sich niederlegen und schlafen, wo es ihm auf dem harten Boden der Höhle beliebe. Wirklich hörte er bald die gesunden Athemzüge des Knaben, der seine Anstrengungen in der Nähe des Kranken ausschlief. Für den letztern war in diesen Umgebungen und in dieser Lage kaum etwas zu thun, und Hartmut sah sich genöthigt, ausharrend und wachend neben ihm die Nacht zu verbringen. Eine Nacht aber ist für den, der nicht schläft oder nicht schlafen will, sehr lang. Gegen Morgen überwältigte ihn die Müdigkeit mit einem Halbschlummer, aus welchem ihn Stimmen erweckten. Es war noch dunkel, um so dunkler in der Zelle.

„Sepp! Wo bist du? Sepp!" rief der Kranke wiederholt.

Der Knabe, noch schlaftrunken, tappte kriechend zu ihm hin. „Hier! Hier!" rief er.

„Sepp! Hast du die Pistole gebracht?" fragte Eticho mit aufgeregt zitternder Stimme.

„Ja, sie ist fertig —", lallte Sepp.

„Gib her! Schnell! Gib her!"

„Ich hab' sie nicht, Herr — der Doctor hat sie bei sich."

Hartmut drängte den Knaben zurück, und zu Eticho niedergebeugt, sagte er: „Es ist alles nur Einbildung und Irrthum, lieber Eticho! Es wird noch gut werden, Axel Lindquist wird kommen —"

Digitized by Google

Mit einem Aufschrei bäumte sich Eticho empor, wollte sich wie zur Flucht erheben, wurde aber von des Arztes Armen aufgefangen und lag bald in neuer Erschöpfung wieder auf seinem Lager. —

Drei Tage darauf befand sich Hartmut wieder in der Hauptstadt bei seinen Geschäften, welchen er durch den verlängerten Aufenthalt im Gebirge schon Abbruch gethan zu haben glaubte. Doch beruhigte er sich mit der Thatsache, daß er dort ernsthaftere ärztliche Pflichten gefunden, als sie irgendein Fall bei seiner Stadtpraxis ihm gerade auferlegte.

Die beschwerliche Arbeit der Männer, den Kranken aus der Felsenklause in das Forsthaus hinunterzuschaffen, mußte übergangen werden. Jetzt lag Eticho sauber gebettet in einem hellen Zimmer zu ebener Erde, unter der Pflege der Frau Försterin. Die Gefahr eines Nervenfiebers war vorübergegangen, wenn auch fieberhafte Anfälle noch ab und zu eintraten. Es war jetzt mehr eine körperliche Erschöpfung, vielleicht mit hervorgerufen durch Mangel an Nahrung und Vernachlässigung jeder Art, woran er litt; schlimmer schien dem Arzte die tiefe Schwermuth, die auf seiner Seele lastete. Er hatte einen Augenblick gefunden, wo er sich dem jungen Mann als Bekannter in Erinnerung gerufen, und war von ihm auch erkannt worden. Er fürchtete jetzt nicht mehr, daß Eticho etwas gegen sein Leben versuchen werde. Gleichwol gab er dem Förster einen Wink, ihn vor Waffen zu bewahren und im Auge zu behalten. „Es ist möglich, daß Ihr Gast bald einigermaßen zu Kräften kommt und ins Freie will. In diesem Falle lassen Sie Ihren Melcher in der Nähe sein und meinetwegen auch den Seppl, der ja doch immer vor der Thür umherlungert. Ist es mir möglich, so bin ich selbst in acht Tagen wieder hier.“ In die Stadt zurückgekehrt, mußte Hartmut aber erkennen, daß er in so kurzer Zeit seine Absicht nicht werde ausführen können. Denn er wollte nicht ohne Abschluß von Untersuchungen wieder erscheinen, die denn freilich ein sehr behutsames und schrittweises Vorgehen beanspruchten. Fürs erste war der junge Schwede, von dem Hartmut manches zu erfahren hoffte, nicht so schnell zu einem Gespräch zu finden. Endlich gelang es, ihn in seiner Wohnung zu treffen.

Axel Lindquist war ein stattlicher junger Mann, blond und blauäugig, dabei breitschulterig und stark von Wuchs. Seine gewandten Formen zeigten, daß er die Gesellschaft kannte; sein offenes, klares Gesicht flößte Vertrauen ein. Er hatte eine deutsche Mutter gehabt und drückte sich in der deutschen Sprache ganz geläufig, fast ohne fremdländische Betonung aus. Doctor Hartmut führte sich bei ihm mit Grüßen ein, die er ihm von seinem Freunde Eticho von St. zu bringen habe.

„Ach, dann kommen Sie vermuthlich von Paris, denn dahin sollte die Reise meines Freundes zuerst gehen“, sagte Axel. „Er ist mir übrigens so unartig schnell und ohne Abschied davongereist, daß ich eigentlich etwas böse auf ihn war.“

Hartmut erklärte, daß er Eticho nicht in Paris, sondern im Gebirge — er sagte nicht wie und wo — getroffen und in ärztliche Behandlung genommen habe. Axel wurde darüber stutzig, wollte den Ort wissen, um den Kranken selbst aufzusuchen. Der Arzt bat um Entschuldigung, wenn er eine nähere Auskunft jetzt

Digitized by Google

noch verweigere, wollte von der physischen Krankheit nicht viel Aufhebens machen, bekannte aber, daß der schwere Druck, der auf Eticho's Seele laste, ihm das Bedenklichere erscheine. „Ueberdies", fuhr er fort, „so wunderlich Ihnen mein Benehmen vorkommen mag — Ihnen, der Sie Eticho näher stehen als ich — gestehen muß ich, daß ich gekommen bin, um Sie über einiges auszufragen, ehe ich Ihnen bestimmtere Mittheilungen machen kann."

Axel Lindquist sah den Sprecher befremdet an. „Nun, Herr Doctor", begann er, „es scheint der Rede werth zu sein, was Sie zu mir führt; also fragen Sie, ich will antworten — so weit —"

„Nein, ohne Einschränkung!" rief Hartmut; „ich gebe Ihnen die Versicherung, daß für Ihren Freund viel davon abhängt."

„Beginnen Sie", sagte der Jüngere, dessen Aufmerksamkeit sich nicht wenig steigerte.

„Zuerst denn", fuhr Hartmut fort, „wissen Sie etwas Genaueres über Eticho's Stellung zu dem Freiherrn von R.? Ist es nur das Verhältniß des Oheims zum Neffen?"

„Lieber Herr Doctor", entgegnete Axel lächelnd, „Sie beginnen mit keiner sehr beängstigenden Frage! Der Freiherr hat Eticho als seinen Neffen erziehen lassen, und zwar sehr sorgfältig, sehr gut, sehr freigebig — allgemein aber war immer die Annahme, daß es sein Sohn sei, dem er diese Vortheile angedeihen ließ. Denn ein verwandtschaftliches Verhältniß, aus dem ihm ein Neffe hätte erwachsen können, wollte niemand kennen."

„Wußte Eticho um dieses Gerücht?"

„Ohne Zweifel! Aber wie wir in seiner Gegenwart dergleichen nicht berührten, so geschah es von seiner Seite noch weniger. Ich glaube mit Bestimmtheit annehmen zu können, daß der Freiherr ihm bei seiner Mündigkeit Eröffnungen gemacht hat. Es kommt hier nicht viel darauf an, woher ich dies erkannte; aber behaupten will ich, daß es auf Eticho nur geringen Eindruck gemacht hat, da er nichts Neues dadurch erfuhr. Das Verhältniß von Oheim — oder Vater und Sohn war immer ein sehr kühles. Sie wohnten nicht miteinander, sie hatten wenig gemeinsame Beziehungen; der Freiherr wollte das nicht anders. Da Sie hier in der Stadt leben, werden Sie ja wissen, daß der Freiherr zwar in hoher Stellung ist — das heißt in Jagdangelegenheiten die erste Stimme hat, sich aber nicht eigentlich dessen erfreut, was man — allgemeine Hochachtung nennt. Ich zweifle gar nicht, daß Eticho auch darüber genug wußte und klar sah. Gesprochen hat er nie darüber. Er ist sehr stolz, ein ganz besonderer Charakter, verschlossen, alles in sich selbst verarbeitend. Ich bin überzeugt, daß ich der einzige bin, dem er sich mittheilt; immer noch sparsam, aber ich kenne darum doch sein Innerstes. Er ist eine reine Natur, wenn auch von außen her mancherlei an ihn getreten ist, was ihn über die Welt belehrt. Wenn Sie von einer Last sprechen, die auf seiner Seele drückt, so wird es nicht das Verhältniß zu dem Freiherrn sein."

„Und wüßten Sie sonst gar nichts, was ihn in der letzten Zeit heftiger ergriffen haben könnte?" fragte Hartmut.

Axel rückte etwas ungeduldig hin und her, und nach einer kurzen Zögerung

Digitized by Google

begann er: „Nun ja, ich wüßte vielleicht etwas, aber ich spreche ungern davon — zumal ich doch nicht genaue Kenntniß habe, ob Eticho sich gerade dadurch so schwer bedrückt fühlt. Zu schaffen hat es ihm freilich genug gemacht — und mir auch! Sie haben vermuthlich auch schon die Cadoro spielen und singen hören?"

„Die Cadoro? Nein. Wer ist das?"

„Sie wissen gar nichts von ihr? Sie macht doch sonst genug von sich reden! Gewöhnlich wird sie als die schöne Nanny bezeichnet —"

„Von der hab' ich gehört. Eine Italienerin?"

„Keineswegs! Cadoro ist nur ein Theatername, ihren eigentlichen verräth sie nicht. Uebrigens ein echtes Landeskind. Diese schöne Nanny ist also die Heldin eines hiesigen Theaters, wo sie in Gesangsrollen mehr französischen Stils die Herzen erobert. Eine Meisterin der Koketterie, in der sie auch das Gewagteste nicht ohne Grazie in Scene setzt. Und nicht allein auf der Bühne. Sie verschmäht auch ein wilderes Champagnerfest nicht, und obgleich schlangenklug und behutsam in der Wahl ihrer Verehrer, ist sie niemals ohne einen Bevorzugten — der denn schwerlich eines billigen Preises davonkommt. Und von dieser Person hat sich Eticho einfangen lassen — ja, einfangen lassen, das ist das rechte Wort! Denn sie hat sich ihm zuerst genähert, sich an ihn gedrängt — vielleicht nicht in gewinnsüchtiger Absicht, sondern weil ihr der hübsche Junge gefiel. Anfangs war er noch gar nicht geneigt, in die Falle zu gehen; bald aber gerieth er in eine Leidenschaft für sie, die ihn wol nur darum so ganz überwältigte, weil es die erste war. Der Nanny freilich kam das unerwartet, und es wurde ihr sogar lästig; sie wollte sich zurückziehen, und es gab böse Stürme. Obgleich die Geschichte kein Aufsehen machte, da die Cadoro diesmal ausnahmsweise vorsichtig war, vielleicht weil sie selbst die ersten Schritte gethan — mir war sie überaus ärgerlich. Eticho hatte mir nämlich auch darin sein Vertrauen geschenkt. Ich will weder mich noch den Kreis meiner Freunde als Tugendhelden darstellen; aber daß Eticho, der Jüngste von uns, dessen Lauterkeit wir anerkannten und schätzten, dessen Gehör wir nicht leicht absichtlich durch ein häßliches Wort verletzten, den wir als ein Muster von ehrenhafter Gesinnung und ungetrübter Lebensführung anerkannten — daß Eticho in eine solche Leidenschaft verfallen konnte, das erbitterte, empörte mich geradezu! Ja, wenn es eine andere Person gewesen wäre! Aber diese Cadoro, die, mindestens fünf Jahre älter als er, schon viele Erlebnisse hinter sich hat, diese mußte es nun sein, die ihn bis zur Verblendung fesselte, und, wie ich fürchtete, ihm noch übel mitspielen würde. Da ich sein Vertrauen besaß, that ich meine Pflicht, suchte ihn von ihr abzubringen. Ich erreichte dadurch nur, daß er sich von mir eine Zeit lang entfernte. Wäre mir aber an einem Triumph über ihn gelegen gewesen, so hätte ich ihn haben können; denn ich merkte wohl, daß das Verhältniß sich trübte. Man bezeichnete öffentlich auch bereits einen verschwenderischen Cavalier als den neuesten Sieger über ihre Launen. Eticho näherte sich mir wieder, war aber trübsinnig, und ich merkte wohl, daß er seine Leidenschaft noch nicht überwunden habe. Dies alles geschah in den letzten Wintermonaten. Eticho wurde ruhiger, und es war von der dummen Geschichte nicht mehr die Rede. Der Freiherr hatte beschlossen, ihn auf Reisen zu schicken, nach Frankreich, England, Italien, und wollte

Digitized by Google

es an Ausstattung nicht fehlen lassen. Wir hatten sogar geplant, daß wir uns in meinem Vaterlande wiederfinden und zusammen durch Norwegen reisen wollten. Am Tage vor seiner Abreise kommt Eticho zu mir, zeigt mir eine große Geldsumme, die der Freiherr ihm «fürs erste» eingehändigt habe, bekennt mir aber zugleich, daß er beschlossen habe, der Nanny noch ein letztes Lebewohl zu sagen. Abends wollten wir uns dann mit andern Freunden zusammenfinden —" Axel Lindquist schlug sich vor die Stirn, indem er sich selbst unterbrechend rief: „Was fällt mir aber ein! Es wäre niederträchtig! Er war bei der Cadoro, er hatte viel Geld bei sich — wenn sie es ihm abgenommen, ihn an der Abreise verhindert hätte!"

„Darüber mögen Sie ruhig sein!" entgegnete Hartmut. „Ich weiß, daß er eine große Summe Geldes mit sich führt, habe dieselbe sogar einige Zeit selbst in Verwahrung gehabt. Sie ist in guten Händen."

„Das ist mir lieb!" sagte Axel. „Aber was kann ihn an jenem Abend von unserer Versammlung abgehalten haben? Warum reiste er ohne Abschied von uns davon? Und weshalb wich er von seinem Plane ab und ging zuvörderst ins Gebirge? Was soll sein Gemüth so arg beschweren? Der Abschied von der Nanny kann es doch nicht mehr gewesen sein?"

„Vielleicht nicht der Abschied, aber eine Entdeckung, die er in der letzten Stunde bei ihr machte." Hartmut erhob sich bei diesen Worten, und auch Axel Lindquist stand auf und sagte, sichtlich etwas verstimmt:

„Herr Doctor, ich bin überzeugt, Sie wissen mehr von meinem Freunde als ich! Sie sind gekommen, mich über irgendetwas auszuhorchen —"

„Ich gebe das zu", entgegnete Hartmut; „ich habe das von vornherein nicht verschwiegen. Sie sollen in Ihrem Recht als erster Vertrauter Ihres Freundes nicht geschmälert werden, ich werde Sie bald zu Hülfe rufen. Mich hat der Zufall zum Mitwissenden eines Geheimnisses gemacht, welches Ihren Freund rathlos im Gemüthe macht, welches aber vielleicht doch nur ein Wahn ist, eine Einbildung, die sich durch das Zusammentreffen unerwarteter Dinge bei ihm festgesetzt hat. Ich bin gar nicht Eticho's Vertrauter, nur sein Arzt; ich habe über seine persönlichen Verhältnisse noch nichts mit ihm gesprochen. Trotzdem wünsche ich einige Schritte zu thun, um auch auf seinen Seelenzustand als Arzt wirken zu können. Sie, Herr Lindquist, habe ich mir als die letzte und kräftigste Hülfe vorbehalten. Ich werde Sie rufen, um Ihnen dann alle Freundesrechte allein einzuräumen."

„Dann wär' es nur erwünscht, daß dieser Ruf bald käme!" entgegnete Axel. „Denn ich stehe im Begriff, in meine Heimat zurückzukehren. Sie werden einsehen, daß mir unter den jetzigen Umständen um so mehr daran liegt, Eticho noch einmal zu sehen und zu sprechen."

„Wann denken Sie zu reisen?"

„In vierzehn Tagen spätestens müßte ich aufbrechen."

„Ihre Hülfe wird in kürzerer Zeit nöthig sein. Lassen Sie nur drei Tage vergehen, und — denken Sie darum nicht übler von mir, daß ich mich nothgedrungen für diese Tage noch zwischen Sie und Ihren Freund stelle!" Hartmut verabschiedete sich und ließ den jungen Schweden in besorgten Vermuthungen und Gedanken zurück.

Digitized by Google

Der Arzt wußte denn freilich mehr — oder besser, er kannte die Befürchtungen, unter welchen Eticho litt, mehr als er noch verlauten lassen wollte. Der Name Nanny kam in jenem verhängnißvollen Briefe, den er den Augen anderer vorerst entzogen hatte, öfter vor, und da er nun wußte, was das Wort Cadoro bedeutete, beschloß er, auch bei der Trägerin dieses Namens ein Verhör anzustellen.

Er ließ sich melden und wurde in ein Wartezimmer geführt, vollgepackt mit allem möglichen eleganten Kleinkram. Die verwelkten Lorberkränze, mit breiten seidenen Schleifen, lagen über glänzenden Buchbinderarbeiten (als Bücher wurden sie schwerlich benutzt) auf allen Tischen und Consolen. Er hatte einige Minuten Zeit, sich umzusehen und die elenden Oelgemälde in Goldrahmen zu betrachten, die sicherlich mehr dem Geschmack des Tapezierers, der die Einrichtung der Wohnung gemacht, als der Wahl der Bewohnerin angehörten. Es sah bunt, glänzend, modern im Zimmer aus, und doch machte ihm das Ganze den Eindruck des Plunderhaften. Bald aber ging durch das Nebenzimmer ein leichtes Trällern der Ankündigung, ein seidener Thürvorhang öffnete sich, und eine Dame mit einer Karte in der Hand stand da und begann mit einem fragenden, feinen Blicke: „Doctor Hartmut —?"

Er verneigte sich, bat um Verzeihung für sein Zudringen und bekannte gleich, daß er in einer Angelegenheit komme, bei der er auf ihren gütigen Beistand rechne. Die Dame mochte an einleitende Anreden aller Art schon gewöhnt sein; sie wartete den Schluß gar nicht ab, sondern hieß ihn mit anmuthiger Handbewegung in ihr kleineres Empfangszimmer treten und Platz nehmen. Die charaktervolle Erscheinung des jungen Arztes schien Gnade vor ihren Augen zu finden. Er heuchelte einige Bekanntschaft mit ihrem Rollenfach, sprach vom Theater mehr, als er wußte, von der Musik mehr, als er verantworten konnte. Sie hörte kurze Zeit zu, spielte mit einem Hündchen, sah ihn darauf lächelnd und scharf von der Seite an, und plötzlich lachte sie ihm ins Gesicht. „Machen Sie mir nichts vor!" rief sie lustig. „Ihnen merk' ich's an, daß Sie nicht kommen, um mir allgemeine Dinge oder Annehmlichkeiten zu sagen! Sie sind ein ernster Mann und führen jedenfalls etwas Redenswertheres im Schilde. Auf Ihrer Karte nennen Sie sich praktischer Arzt; ich denke, Sie werden auch ein praktischer Charakter sein. Soll ich mich für irgendetwas interessiren, zu einem wohlthätigen Zwecke singen, spielen oder sonst was? Ich bin viel gutmüthiger, als Sie vielleicht meinen!"

„Um so Geringes handelt es sich nicht!" entgegnete Hartmut, indem er versuchte, auf ihren leichten Ton einzugehen. „Sie werden erstaunen über das, was ich mir von Ihnen ausbitten möchte. Es ist nämlich — Aufrichtigkeit!"

„Das ist aber stark, und viel fürs erste mal!" rief sie munter, ihn doch aber mit einem sehr prüfenden Blicke betrachtend. „Aufrichtigkeit! So weit geht man ja nicht einmal in der Beichte oder dem Arzte gegenüber, und Sie, Herr Doctor, sind weder mein Arzt noch mein Beichtvater! Jeder Tag ist ja für den, der in der Welt lebt, ein Versteckspiel, und jede Woche und jedes Jahr erst! Ich bin zwar in vielen Dingen ganz ehrlich, viel zu ehrlich — aber wenn man mich so ansieht wie Sie, und von mir Aufrichtigkeit verlangt, da könnte mir bange werden! Neugierig wär' ich freilich dennoch auf das Bekenntniß, das ich thun soll."

Digitized by Google

„So bekennen Sie, mein Fräulein, daß ein junger Mann, Namens Eticho von St., Ihnen bis vor kurzem sehr — sehr werth gewesen ist!"

Die Dame erhob sich plötzlich aus ihrer bequemen Lage, und, ihr Hündchen von sich schiebend, saß sie aufrecht da und sah den Gast durchdringend an. „Es gibt Fragen, mein Herr", sagte sie, „auf die man als Antwort dem Frager die Thür weist! Ich weiß nicht, was mich abhält, mit Ihnen so zu verfahren. Sie scheinen ein absonderlicher Mann zu sein, der die Leute zu absonderlichem Handeln zu veranlassen weiß. Nun gut — Ihre Frage ist so gestellt, daß ich daraus ersehe, wie ich nichts mehr zu bekennen habe, da Sie in die Sache eingeweiht sind. Ich thue aber mehr; denn ich gestehe, daß mir Eticho noch immer werth ist, daß er mir werth bleiben könnte, wenn sein Betragen klüger wäre, wenn er sich selbst mehr zu bewahren wüßte! Es ist ein trotzköpfiger Knabe, der noch lange zu laufen haben wird, bis die Welt ihn Besonnenheit lehrt. Also der hat Sie hergeschickt?"

„Keineswegs! Er weiß gar nicht, daß ich mir die Freiheit nehme, Sie zu besuchen, und er hat mit mir nie ein Wort über Sie gesprochen. Aber in seinen Fieberphantasien hat er Ihren Namen öfter verlauten lassen — er ist krank, sehr krank."

„Herr Gott!" rief sie erschreckt. „Meinen Namen? Im Fieber? Daß er nur nicht —! Also krank ist er? Das thut mir leid, sehr leid!"

„Und zwar ist es ein Seelenleiden, das ihn mehr peinigt als die körperliche Krankheit. Diese innere Qual hat ihm die Stunde gebracht, da er von Ihnen Abschied nehmen wollte, und zwar durch den Einblick in einen Brief —"

„Das also ist's? Aber ich begreife nicht, was ihn so erschrecken konnte? Ja, es ist richtig, er kam zu mir, er war ganz artig und manierlich, und ich wollte ihm alle Dummheiten vergessen — da sieht er auf dem Tische einen Brief liegen, nimmt ihn bei seiner erwachenden Eifersucht in die Hand, liest ihn, stellt mir Fragen, die ich ihm ehrlich beantworte — eigentlich hätte ich es nicht gedurft; ich that es, um ihn zu beruhigen und einen Auftritt zu vermeiden. Aber nun ging es erst recht los. Wie ein Wahnsinniger läuft er davon, und ich habe ihn seitdem nicht wieder zu Gesicht bekommen!"

„Es war nicht Eifersucht, was ihn vertrieben hat", entgegnete Hartmut eindringlich. „Der Brief war von der Hand Ihres Vaters, Fräulein Cadoro — Ihres Vaters, nicht wahr? Und dieser Vater —"

„Herr Doctor!" rief Nanny sehr ernst, „es geht zu weit! Es sollte nicht sein! Ich habe nicht erwartet, jemals mit irgendeinem darüber zu sprechen, am wenigsten mit jemand, den ich zum ersten mal sehe. Aber, da Sie denn doch hinter das Geheimniß gekommen sind, nun — Gott straf' mich! — so mag's denn sein. Ich bin wild aufgewachsen, beim Theater, ohne alle Erziehung. Meine Mutter war, was ich bin, nur weichmüthiger und nicht so klug. Sie starb sehr früh. Ich wurde erhalten, ich wußte nicht von wem, und fragte nicht danach; aber die Mittel für mich liefen regelmäßig ein. Wer mein Vater sei, erfuhr ich mit den Jahren denn auch, zugleich mit der Weisung, daß ich mich ihm niemals nähern dürfe. Der Zufall führte uns doch zusammen, und seitdem sendet er mir mein Jahrgehalt

Digitized by Google

eigenhändig. Woher ich stamme, ist mir ganz gleichgültig, und wer sich so in Geheimniß gegen mich gehüllt hat, an den werde ich mich schließlich nicht drängen, selbst auf sein Jahrgehalt könnte ich verzichten. Daß der Freiherr von R. mein Vater ist, macht mich nicht höher und nicht niedriger, als ich bin, und ich begreife nicht, was Eticho so thöricht erschrecken konnte, als er aus dem Briefe das Geheimniß erfuhr."

„Und haben Sie sich niemals über die Familie Eticho's näher erkundigt?" fragte Hartmut weiter.

„Nein, sie war mir gleichgültig. Ich frage niemals nach Familienbeziehungen; ich bin selbst nicht aus einer Familie gekommen, bin nicht an dergleichen Zustände gewöhnt, und frage nichts danach. Ihnen aber sage ich, obgleich ich Sie vor Wuth und Bosheit mishandeln möchte, daß Sie mich zwingen, zu reden, was ich nie gewollt hätte — Ihnen sage ich, daß ich von Eticho so gut wie gar nichts weiß, da es überhaupt nicht gut ist, viel um die Leute zu fragen; daß ich ihn nur als den Eticho kenne, der mir manche harte Stunde bereitet hat, auf die ich nicht gefaßt war; daß ich mich gehütet habe, mit irgendjemand über ihn zu sprechen; und endlich, daß ich nicht glaube, daß sonst jemand erfahren hat, wie wir zueinander gestanden haben. Genügt Ihnen das? Aber jetzt — bloße Neugierde ist's bei Ihnen nicht — weshalb, um aller Heiligen willen, muß ich alle diese Bekenntnisse thun?"

„Ach, mein armes Fräulein", entgegnete Hartmut bewegt, „um selbst etwas recht Trauriges zu erfahren, was Ihnen nicht erspart werden kann. Es ist Ihnen also unbekannt, daß Eticho nicht der Neffe des Freiherrn ist, wofür er gilt, sondern daß er des Freiherrn Sohn ist!"

Ein Zucken durch Nanny's Züge verkündete den Eindruck eines plötzlichen Schauders vor etwas, das sie noch nicht ganz begriff. Sie sah den Sprecher starr an, angstvoll, als hoffte sie, er werde etwas entwirren, ausgleichen, ablenken, was sie mit Angst vor sich aufsteigen sah. Da er nicht sprach, begann sie selbst: „Eticho — sein Sohn? Dann — dann wären wir —"

„Geschwister!" ergänzte Hartmut leise und innerlich ergriffen.

Nanny aber that einen kreischenden, halb erdrückten Aufschrei, schlug die Hände vor das Gesicht und warf sich, um ihr Antlitz ganz zu verbergen, in die Kissen des Sofas. Hartmut stand auf und trat schweigend an das Fenster, um ihr Zeit zu lassen. Nach einer Weile vernahm er ein stöhnendes Athmen, er wendete sich, und im Pflichtgefühl des Arztes trat er näher. Nanny aber fuhr auf, erblaßt und mit entstellten Zügen. „Gehen Sie!" rief sie mit erstickter Stimme. „Um Gottes willen, gehen Sie!"

„Es ist nicht diese Eröffnung allein, um derentwillen ich zu Ihnen gekommen bin", begann Hartmut zögernd noch einmal. „Ein schweres Unglück, das durch die Entdeckung des Geheimnisses herandroht, kann durch Ihre Fassung und Hülfe abgewendet werden. Diese rufe ich an für Eticho —"

„Heut nichts mehr!" unterbrach sie ihn, abwehrend. „Ich will Sie noch einmal sprechen — ich muß ja! Nur jetzt nicht — heut nicht!"

Hartmut begriff, daß sie seine Gegenwart nicht länger ertragen konnte, daß

Digitized by Google

sie allein sein wollte, und verabschiedete sich schweigend, nachdem er die Angabe seiner Wohnung auf die Karte geschrieben hatte.

Draußen athmete er tief auf. Jetzt erst hatte er eine bestimmte Uebersicht über den Zusammenhang der trostlosen Ereignisse gewonnen, aus welchen sich Eticho's Entdeckung auch für ihn als Thatsache herausstellte. Er bemitleidete auch Nanny, die nach seiner Annahme besser sein mochte, als sie sich im Leben gab. Ob er freilich in ihr eine Helferin zur Heilung Eticho's gewinnen würde, stand dahin, da sie selbst der Hülfe vielleicht bedürfen würde. War er doch bei seinen Untersuchungen über manches anders belehrt worden, was nun auch eine Veränderung seiner Vorsätze nöthig machte. Er hatte auch dem Freiherrn einen Besuch zugedacht. Für seine Untersuchungen konnte derselbe jetzt nichts mehr beitragen. Aber der Freiherr, als Vater, mußte erfahren, wie es um seinen Sohn stand; mußte wissen, daß Eticho nicht nach Paris gereist, sondern erkrankt sei; durfte auch über die Ursachen nicht im Unklaren gelassen werden. Nach dem, was er über den Charakter des Mannes vernommen, bedurfte es keiner sonderlichen Schonung gegen ihn. Aber Hartmut war dieser tastenden Gespräche müde und begrüßte den Drang der Geschäfte, der ihn bei seiner ärztlichen Thätigkeit den nächsten Tag in Anspruch nahm. Endlich faßte er einen Entschluß. Zu jenem Briefe Eticho's an Axel Lindquist schrieb er einige erklärende und vervollständigende Zeilen, mit der Anfrage, was der Oheim über seinen Neffen beschließe, adressirte das Schriftstück an den Freiherrn und gab es auf die Post. Denn Eticho's Brief enthielt in Kürze alles, was hier in der Erzählung langsamer zu Tage getreten ist, und überdies hatte der Schreiber kaum einen Schatten des Vorwurfs auf den Freiherrn fallen lassen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Ein französischer Sensationsroman.

Von

Rudolf von Gottschall.

Wir haben in unserer Zeitschrift bereits eine eingehende Charakteristik Emile Zola's und seiner Romandichtungen gebracht*); es ist in diesem Aufsatz auch der Romancyklus: „Die Rougon-Macquarts, Natur- und Standesgeschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreiche", soweit er damals erschienen war, einer kritischen Würdigung unterzogen worden: das Ganze besteht aus einzelnen Romangliedern, die eine Kette bilden, ähnlich wie Freytag's „Ahnen", nur daß sich diese Kette nicht durch Jahrhunderte hinzieht, sondern nur etwa zwei Geschlechter umfaßt, die Zeit des bas-empire, des Sittenverfalls unter dem dritten Napoleon. Das große Werk ist abwechselnd mit brennenden Farben und mit Schmuzfarben colorirt: es hat dem Autor den Ruf des verwegensten Realismus eingebracht.

Das neueste Glied dieser Kette: „Nana"**), schließt sich an den Roman „L'Assommoir" an, in welchem das Elend und die Verwilderung des Arbeiterstandes in greller Weise dargestellt wurde: ein verkommener Abkömmling der Rougon-Macquarts ist die Heldin des Romans, der von allen bisherigen Werken Zola's den größten Erfolg davongetragen hat. Bei Beginn dieses Jahres war bereits die 25. Auflage erschienen; jetzt ist das Werk schon bei der 69. angelangt; — auch in Deutschland sind mehrere tausend Exemplare abgesetzt worden: ein neuer Beweis dafür, daß die Besiegten von Sedan und Metz noch immer ihre siegreiche Stellung in der Weltliteratur, ihre literarische Uebermacht in Deutschland behaupten. Freilich, eines solchen Beweises bedarf es gar nicht; es genügt der Hinweis auf den Wetteifer deutscher Bühnendirectoren, sich das Neueste vom pariser Theatermarkt um jeden Preis anzueignen.

„Nana" hat also einen sensationellen Erfolg gehabt: dies erlaubt den Rückschluß darauf, daß das Werk ein sensationeller Roman ist. Und in der That übertrifft er alle frühern Erzeugnisse von Zola's Feder in dem intensiven Colorit des brüsken Realismus, in einer Naturwahrheit in den obscönsten Schilderungen, wie sie selbst auf dem Gebiete der Weltliteratur, die pornographischen Specialitäten ausgenommen, unerhört zu nennen ist. Der Erfolg ist also kein Erfolg schriftstelle-

*) „Jüngere französische Romanschriftsteller. Von Friedrich Karl Petersen. II. Emile Zola" („Unsere Zeit", Neue Folge, XIII, 1., 401 fg.).

**) „Les Rougon-Macquart. Nana" (Paris, G. Charpentier, 1880).

Digitized by Google

rischer Genialität; er ist kein Erfolg ethischer Tendenz, welche einem Zola mit einem Petronius, Juvenalis, Martialis gemein ist, indem sie in ihren Sittengemälden der Verderbniß des Jahrhunderts einen Spiegel vorhalten; es ist ein Erfolg der rücksichtslosen Darstellung der brutalsten sinnlichen Situationen und Verirrungen; denn wie im „L'Assommoir" uns ein Fuselgeruch entgegenweht und gleichsam das Delirium tremens der pariser Volkskreise in flagranti ertappt und vor das Publikum geschleppt wird: so handelt es sich hier in „Nana" um eine Darstellung der Wollust in ihrer brutalsten Gestalt, der Wollust in Straßenschmuz, der Venus Vulgivaga. Der Erfolg ist ganz einfach ein Skandalerfolg.

Welche scharfe und feine Beobachtungsgabe, welche Genialität ... rufen die Bewunderer des Realismus à tout prix aus, die ihm mit Applaus bis in seine äußersten Consequenzen folgen. Ein kleines animam salvavi über seine allzu großen Kühnheiten ... dann aber wieder die laute Anerkennung der ausgezeichneten Darstellung. Freilich, einen solchen Roman hat unsere neuere deutsche Literatur nicht aufzuweisen; das ist ein glänzender Vorsprung des französischen Genies, wie es unsere Literaturfranzosen verkünden.

Die Beobachtungsgabe ist immerhin eine schätzbare Eigenschaft eines Autors; es kommt aber sehr darauf an, was beobachtet wird und inwieweit sich das Beobachtete für die Darstellung eignet. Selbst ein Hundemaler wird nicht alle Situationen aus dem Leben des treuen Hausthieres der Wiedergabe durch seinen Pinsel würdig finden; er würde fürchten müssen, sonst dem Cynismus in des Wortes verwegenster Bedeutung zu verfallen. Die Schule Zola's kennt eine solche Schranke nicht mehr: die Grenzbestimmungen der Aesthetik des Häßlichen sind nicht für sie erfunden. Der Realismus ist bei ihr zum rohen Materialismus geworden, niemals ist die Muse eines Dichters so ohne Feigenblatt herumgelaufen.

Es ist nicht einmal der Standpunkt der Sittlichkeit, der hierbei zuerst in Betracht kommt: die Anhänger der Abschreckungstheorie mögen ja mit Recht behaupten, daß Zola nur die Fäulniß einer gänzlich corrumpirten Gesellschaft darstellen wollte, die verderblichen Einwirkungen des Lasters auf alle ihre Kreise und daß, je unverblümter er dies in seinen Schilderungen thut, desto stärker der abschreckende Eindruck derselben sein müsse. Wenn ganz Paris als ein Lazareth erscheint, in welchem die Satyriasis und Nymphomanie ihre Opfer suchen: wer wird sich da nicht nach einer gesundern Luft sehnen? Doch ist es nicht einmal durchweg der Fall, daß Zola blos die fressenden Eitergeschwüre der Gesellschaft herausschneidet, um Ekel zu erregen: das Werk enthält mehrere Partien, in denen die Wollust mit sehr verführerischen Farben gemalt ist, breit ausgeführte Nuditäten von prickelndem Reiz, die sich geradezu Selbstzweck sind und auf welche nicht einmal das Schiller'sche Motto Anwendung finden kann:

> Wollt ihr zugleich den Kindern der Welt und den Frommen gefallen,
> Malet die Wollust, doch malet den Teufel dazu.

Denn hier fehlt der Teufel, und nicht einmal der Dichter erscheint als advocatus diaboli.

Doch wir wollen diese Tizianische Malerei sinnlicher Schönheit und ihrer Schaustellungen ignoriren; wir wollen den Vertheidigern Zola's recht geben, welche

Digitized by Google

behaupten, daß er selbst ein Anwalt des sittlichen Rigorismus sei: dann bleibt noch immer die Frage, da es sich um ein Werk der Dichtung handelt, ob der Dichter die Grenzen des Aesthetischen nicht überschritten, ob er nicht gegen das Gesetzbuch der Schönheit sich schwer vergangen hat? Schade, daß der geistreiche Karl Rosenkranz nicht mehr unter den Lebenden weilt; zahlreichere und sprechendere Illustrationen für alle Kapitel seiner „Aesthetik des Häßlichen", als sie der Zola'sche Roman ihm bietet, hätte er kaum aus einer ganzen Leihbibliothek deutscher Romane zusammensuchen können.

Schon der Grundton des ganzen Werkes ist ästhetisch unschön; er verletzt das gesunde Gefühl. Dem Roman fehlt jede künstlerische Architektonik, jeder Reiz des Contrastes. Von Anfang bis zu Ende nichts als der trübste Sündenpfuhl, und nur der zarte Unterschied, ob die Charaktere blos bis an den Hals darin stecken, oder ob seine schmuzigen Wasser ihnen über dem Kopfe zusammenschlagen: alles grau in grau, schwarz in schwarz gemalt. Alle diese Menschen ohne Ausnahme haben gar keine andern Gedanken als ihre Sinnenlust; es ist die furchtbarste Eintönigkeit der Stimmung und eine durch keinen Lichtblick des Contrastes gehobene Gemeinheit der Gesinnung; alles stürzt sich kopfüber in die Orgien der Venus πανδῆμος, denkt nichts anderes, fühlt nichts anderes: und in dieser Hinsicht ist der Roman eigentlich eine Lektüre für alle die Dorchen Lakenreißer, die nur Ein Geschäft und nur Ein Vergnügen in der Welt kennen.

Und so ist auch die Heldin eine von der Straße aufgelesene Schönheit, von einer brüsken Naivetät; sie hat weder Geist noch Herz, ja sie hat keinen Funken von beidem; in der alkoholhaltigen Atmosphäre des Proletariats, in der sie aufgewachsen, ist dies alles verloschen. Der Director des Vaudevilletheaters läßt sie die blonde Venus spielen; sie weiß, wie er selbst sagt, nicht, wo sie die Hände und Füße lassen kann. „Nana a autre chose, parbleu, et quelque chose, qui remplace tout... Elle ira loin ... une peau, oh une peau!" Man könnte die Heldin also nach Analogie der Rothhäute eine „Weißhaut" nennen; denn von etwas anderm ist bei ihr nicht die Rede. Ein Mädchen, groß, stark für ihre zwanzig Jahre, mit üppigen blonden Haaren ... so erscheint sie am Anfange des Romans; später freilich wird sie photographisch so genau von allen Seiten und in allen Stellungen aufgenommen, daß wir am Schluß des Romans sie so vor Augen haben, wie der Sänger des Hohen Liedes seine symbolische oder unsymbolische Schöne. Auf der Bühne singt sie falsch mit einer weinheisern Stimme; „C'est idiot" sagt das Publikum, als es das Theater verläßt. Dies dumme Frauenzimmer von der Gasse ist die Heldin des Romans, in welche alle Welt sich verliebt, Sittliche und Unsittliche, Kinder und Greise: sie ist gleichsam jene Schöne von Babel, welche Luther in so kernhafter Weise bezeichnet hat. „Ein schöner Körper hat auch seine Seele", sagt Heinrich Heine einmal: diese Seele ist die einzige, welche Nana besitzt; der Dichter hat sein Problem so schroff wie möglich hingestellt; es ist die geistverlassenste aller Hetären, welche die ganze pariser Gesellschaft ruinirt.

Digitized by Google

Man weiß in der That nicht, wie man diesen Roman von Zola kritisch anfassen soll, ohne sich die Finger damit zu beflecken. Die Scenen im Vaudevilletheater, mit denen er beginnt, geben uns ein Bild der heutigen Theaterlust, das auch auf viele deutsche Theater in den Hauptstädten paßt. Der cynische Director, der seinem Kunsttempel stets ein wenig schmeichelhaftes Prädicat gibt, das er den Stätten entlehnt, wo die pandemische Aphrodite ihren Cultus feiert, hat so unrecht nicht: auf der Bühne, in den Garderoben, im Parterre, in den Logen dieselbe schwüle Atmosphäre einer um alles Geistige unbekümmerten Sinnlichkeit; der Heißhunger, der Durst nach Genuß: das Colorit weiß Zola vorzüglich zu treffen; er mischt alle Farben so, daß die brennendste Farbe zum Vorschein kommt, diejenige einer wüsten Begierde, für welche die Kunstleistung nur einen verschleiernden Vorwand gibt.

Nana macht Furore in einer Reihe von Vorstellungen. Die „blonde Venus" ist ja ganz geeignet, ihre Vorzüge in das hellste Licht zu setzen. Im zweiten Act wird sogar die Scene, wo Mars und Venus im Drahtnetz gefangen sind, auf die Bühne gebracht. Nana erscheint nur in einem einfachen Gazeschleier: „nue avec une tranquille audace"; sie lächelt mit dem Lächeln einer mangeuse d'hommes. Das ganze Theater stand unter ihrem Bann. Ihre leisesten Bewegungen flößten heißes Verlangen ein: „Elle retournait la chair d'un geste de son petit doyt"; das ganze Publikum war erfaßt „de ces désirs ensommeillis de minuit, qui bulbutient au fond des alcoves." Unter den Verzückten befinden sich ein junger Gymnasiast Hugon, der Graf von Muffat, dessen greiser Schwiegervater, der Marquis de Chouard, und der kleine Bankier Steiner mit seinem Embonpoint, der einer Liaison mit der bisherigen Primadonna des Theaters, Rosa Mignon, überdrüßig ist, so viel Mühe sich auch der Gatte derselben gibt, dieses nützliche Verhältniß vor einem jähen Ende zu bewahren.

Alle diese Personen, die uns der Dichter hier im Fauteuil und in den Logen vorführt, verwandeln sich nacheinander in Helden des Romans, in die Opfer dieser mangeuse d'hommes. Zunächst freilich werden wir in die Gemächer der Künstlerin geführt; sie braucht Geld; sie will ihren Kleinen, den sie auf dem Lande irgendwo hat, nach Batignolles zu ihrer Tante in ihre Nähe bringen; glücklicherweise kommt Madame Tricon: „J'ai quelqu'un pour vous"; man wird handelseinig. Das Leben und Treiben bei Nana wird in Genrebildern gezeichnet, die ergötzlich sein würden, wenn sie nicht zum Theil widrig wären. Die beiden alten Frauen, die sich mit Piquetspielen und Kaffeetrinken erlustigen, während Nana auswärts ist, und die sich wundern, daß sie so lange fortbleibt, während sie sonst am Nachmittag ihre Geschäfte rasch erledigt, die nicht stillstehende Hausklingel, die fortwährenden Besucher, welche Blumensträuße bringen und von der Zofe in allen Gemächern untergebracht werden, die zahlreichen Gläubiger, die aussichtslos warten müssen: das alles gibt ein Gesammtbild von dem Leben einer Theaterdirne wie Nana, dem es nicht an einem entsprechenden Colorit fehlt. Unter dem Vorwand, für die Armen zu sammeln, erscheinen auch Graf Muffat und sein Schwiegervater, der Marquis de Chouard; der kleine Georges Hugon wird ebenfalls vorgelassen;

Digitized by Google

er verräth eine glühende Neigung zur schönen Nana; auch der Bankier Steiner harrt auf eine Audienz.

So sieht es in den Salons der Schauspielerin aus: wie aber in denen der Gräfin de Muffat, in ihrem altgräflichen Palais der Rue Miromesnil? Der Cynismus ist hier nicht weniger zu Hause; die Gräfin Sabine mit ihrem Backfisch von Tochter, Estelle, wird uns genau porträtirt. Die Gräfin in dem einzigen üppigen Lehnstuhl sitzend, den das Mobiliar des Schlosses aufzuweisen hat, mit ihrem schönen Lachen, ihren großen Feueraugen, ihrem feingezeichneten Profil, ihren etwas sinnlich vollen Lippen, nicht ganz im Einklang mit ihrer klösterlichen Existenz, wird von einigen jungen Herren scharf beobachtet; man spricht von ihr ganz in demselben Ton, wie man von Nana sprechen würde. Die Indiscretion, die sich ein in Mexico verstorbener Kapitän im Rausch zu Schulden kommen ließ, erregt in Betreff ihrer ehelichen Treue Bedenken. Während die Tochter Estelle vor ihnen sitzt, was sie allerdings zu spät bemerken, unterhalten sie sich ziemlich laut über die Gräfin in der Art und Weise, wie man in der Rennbahn über die Eigenschaften eines Pferdes spricht. Dergleichen kommt allerdings bei uns nicht vor, um ein Lindau'sches Wort zu gebrauchen. Der Vater der Gräfin, der alte Marquis, erfreut sich eines zweifelhaften Rufes, und was den Grafen selbst betrifft, so ist er nicht blos ein ernster Staatsmann, wie es einem Mitglied der Legislative ziemt, sondern auch ein Frommer, der bisweilen an Verzückungen litt, und dennoch geht auch von ihm ein Gerücht. Kurz, die Chronik des Skandals summt durch den Salon. Dazwischen spricht man vom Grafen Bismarck, von der Kaiserin Augusta, von Politik und Musik: doch den durchgehenden Faden für die Haupthandlung bilden die Einladungen, die Nana zu einem Souper durch einige ihrer Freunde ergehen läßt; auch den Grafen Muffat will sie sich annectiren. So ist auch in diesem Salon Nana neben Bismarck die eigentliche Seele einer, wenn auch geflüsterten Unterhaltung.

Das Souper bei Nana ist die nächste große Hauptscene: man wird durch die Schilderung desselben mehr an Paul de Kock als an Paul Veronese erinnert. Das Zusammenstoppeln so vieler Personen in allzu engen Räumen, die schlechten Arrangements, die anfänglich herrschende Langeweile, die erst allmählich der Weinlaune weicht, die Naivetäten de ces dames: das bildet zusammen ein Conglomerat anschaulicher Genrebilder. Der lahme Theaterdirector, der sich von seinen Sklavinnen führen läßt und von Cynismen übersprudelt, der Bankier Steiner, welcher Nana ernstliche Anerbietungen macht, sind die am meisten hervortretenden Charakterköpfe unter diesen Gruppen: auch hier wird vom Schah von Persien und von Bismarck gesprochen. Nana selbst betrinkt sich und hat im Rausch moralische Anwandlungen: sie findet die Gesellschaft, in der sie sich bewegt, allzu schlecht; man gehe darauf aus, ihren Ruf zu compromittiren. Das ist ein psychologischer Zug von feiner Ironie! Sie beruhigt sich allmählich; da dringt ein Schwarm von Herren herein, die vom Ministerball kommen; man protestirt gegen ihren Eintritt; sie behaupten, von Nana eingeladen zu sein. Diese kann sich nicht darauf besinnen; doch sie war neulich bei Peters in gleichem Zustande wie heute und wußte nicht

Digitized by Google

was sie sprach und that: die Herren erhalten daher Zutritt. Um die eintretende Ermüdung und Langeweile etwas zu unterbrechen, schüttet einer dieser Herren eine Flasche Champagner ins Pianoforte; die andern folgen seinem Beispiel. Allmählich empfiehlt sich die betrunkene Gesellschaft, außer ein paar Herren, die am Spieltisch sitzen bleiben. Der Morgen dämmert empor über die feuchten Dächer des Boulevard Haußmann, die ersten Straßenkehrer zeigen sich: Nana hat idyllische Anwandlungen und ladet den Bankier, ihren neuen Freund, ein ins Bois de Boulogne, dort Milch zu trinken.

Das nächste Kapitel spielt hinter den Coulissen und in den Garderoben: Graf Muffat und ein Prinz besuchen Nana in ihrem Ankleidezimmer; ein faunischer Komiker Fontan und andere mitwirkende Schauspieler trinken dem Prinzen in Champagner zu. Die Details von Nana's Toilette, die sich für ihre Rolle anzieht (sit venia verbo) und zuletzt als Resultat dieser Bemühungen nur in einem leichten Gazeschleier erscheint, die koketten, frechen Nuancen, die sie halb hinter dem Vorhang, halb vor den Augen der Gäste dabei entwickelt, werden mit einer Genauigkeit geschildert, welche den Regeln des Epos mehr entspricht als den Regeln des literarischen Anstandes. Psychologisch interessant ist nur die Einwirkung aller dieser Scenen auf den Grafen Muffat, der von einer heißen sinnlichen Leidenschaft für die blonde Venus entbrennt, die zunächst indeß ihre Gunst dem Prinzen schenkt und nach dem Theater in seiner Equipage von dannen fährt. Die übrigen Coulissenscenen sind zum Theil ganz ergötzlich geschildet: namentlich zeugt die Schilderung der Bühnenarbeiter, besonders des Arrangements der Beleuchtungseffecte, von technischen Kenntnissen.

Aus dieser schwülen Theateratmosphäre werden wir aufs Land geführt. Der reiche Steiner hat Nana eine Besitzung gekauft in der Nähe des Gutes, das die Mutter des Gymnasiasten Georges Hugon besitzt. Hier glaubt man einen Augenblick, der Autor werde sich darin gefallen, den Reiz des Contrastes zwischen der Verderbniß der Städte und der Idyllik des Landlebens auszubeuten, und uns einen Ruhepunkt gönnen. In der That schildert er uns das Behagen, mit welchem ländliche Arbeiten verrichtet und Kartoffeln ausgegraben werden; ja Nana hat sogar Sinn für Naturschönheit und bewundert den Vollmond, der über das vom Regen erquickte reizende Thal emporsteigt; doch für die Georgika hat die Muse des Dichters nicht Zeit; er ist ja nicht Virgil, sondern Ovid, der die amores und die ars amandi singt. Der junge Georges Hugon kommt insgeheim hinübergewandert in die Villa seiner Angebeteten; durchnäßt vom Regen, hatte er noch das Unglück, in ein großes Wasserloch zu stürzen; er muß sich umziehen und erscheint in Frauenkleidern. Das ergötzt Nana: in dem jungen verkleideten Knaben regt sich etwas von der Ader eines Sardanapal, und nach einigen Bedenken wegen der großen Jugend wird Georges Hugon der glückliche Liebhaber Nana's. Diese Liebe hat für sie einen gewissen sentimentalen Reiz; sie spielen zusammen wie die Kinder. Der Flüchtling vom Gut seiner Mutter wird eines Tages ertappt, wie er mit Nana und andern zum Besuch anwesenden Künstlerinnen spazieren fährt; sie fahren, um sich ein Schloß anzusehen, wo eine würdige Matrone waltet, deren Vergangenheit keineswegs frei von Makel war; das macht Nana nachdenklich; sie denkt einen

Digitized by Google

Augenblick daran, einzulenken, um auch einmal eine würdige Matrone zu werden. Inzwischen schmuggelt sie den jungen Georges, während der Geschenkgeber, der reiche Steiner, auf dem Sofa schlummert, und Graf Muffat, ihr anderer Anbeter, re infecta zurückkehren muß, in ihr Schlafgemach. Georges erhält zu Hause heftige Vorwürfe von seiner Mutter und seinem Bruder Philippe, einem muntern, energischen Offizier. Schließlich erhält Graf Muffat doch noch Zutritt bei der Schönen, aber im Grunde mag sie ihn nicht.

Wir haben bis hierher den Gang der Handlung genau verfolgt, besonders den Decorationswechsel angezeigt und die Charakterköpfe skizzirt, welche Zola mit scharfen Zügen ausführt; für den weitern Verlauf des Romans mögen die allgemeinen Umrisse genügen. Das Hauptinteresse knüpft sich an den Fortgang der Beziehungen Nana's zum Grafen Muffat, der, obschon überzeugt von ihrer geistigen Nichtigkeit, von dem Verderben, das sie über ihn bringt, sich nicht von ihr loszureißen vermag. Wir sehen den Grafen bei ihr, während sie vor dem Toilettenspiegel Studien über ihre Schönheit macht; es ist dies eine jener Scenen, wo der Sittenmaler, dem man allenfalls das Crasse und Widrige verzeihen kann, sich darin behagt, auf mehrern Seiten mit dem ausgesuchtesten Raffinement wollüstig erregende Bilder vorzuführen. Gegen Zola sind Wieland und Heinse schüchterne Kinder und zaghafte Anfänger; Gutzkow wurde wegen der einen Nudität in seiner „Wally" sogar vom Gericht bestraft: und das war eine homöopathische Dosis von Frivolität gegenüber der verschwenderischen Ausstattung solcher mit den stärksten Giften versetzten Schilderungen, wie sie Zola liebt. Nana, trunken von ihrer eigenen Schönheit, ist ein sinnlich berauschendes Bild. Doch der Graf ist ihr im Wege, ein anderer Liebhaber harrt bereits auf die Entfernung desselben; sie verletzt ihn, indem sie ihm mittheilt, daß seine Frau, die Gräfin Sabine, ein Verhältniß mit dem Journalisten Fauchery hat; er geräth darüber außer sich, wirft sie zu Boden und stürzt fort. Die Nacht bringt er auf der Straße zu, vor der Wohnung des Journalisten, in höchster Aufregung; gegen Morgen kommt er wieder zu Nana; gleichzeitig mit ihm erscheint der Bankier Steiner und bringt ihr 1000 Frs., die er ihr versprochen hat: sie weist beide ab, und als sie sich weigern, zeigt sie ihnen in ihrem Schlafgemach den beglückten Liebhaber, den häßlichen Faun, den Komiker Fontan, mit dem sie denn auch bald zusammenzieht in einer kleinen Menage.

Zola will hier mit einem neuen Zug seine Heldin als den Typus der verderbten pariser Aspasien illustriren: die Vorliebe für die grinsende Häßlichkeit und ihren faunischen Reiz gehört zum Haut-goût ihrer Corruption. Doch dies Zusammenleben der beiden ist kein glückliches; Fontan geberdet sich als Tyrann, schlägt und prügelt Nana, verweigert ihr zuletzt das nöthige Geld für den Haushalt, sodaß sie ausgeht, um sich dasselbe zu verdienen. Jetzt beginnt der Roman im Straßenschmuz zu waten: Nana und ihre Freundin Satin werden selbst von einer Razzia der Polizei bedroht. In noch schlimmere Lasterhöhlen werden wir geführt; die Kupplerin Tricon, die bereits mehrfach, selbst hinter den Coulissen, auftauchte, ist lange nicht so schlimm wie Madame Robert und ihre Schülerin, Fräulein Satin, mit welcher zusammen Nana eine Nacht zubringt.

Digitized by Google

Jetzt folgt auf die Epoche der Erniedrigung diejenige der Erhöhung: Nana kehrt zum Theater zurück, doch sie hat den Ehrgeiz, die Rolle einer anständigen Herzogin spielen zu wollen. Graf Muffat bietet seinen Einfluß und sein Geld auf, um ihr diese Rolle zu verschaffen; doch sie fällt damit durch. Inzwischen ist der Graf mit ihr handelseinig geworden: er kauft ihr ein Palais, Equipage, Diamanten; sie wird eine große Dame, deren Bild in den Schaukästen der Photographen zu sehen ist, von der man in der Gesellschaft spricht. In diese Glanzepoche fällt ihre Anwesenheit bei dem Wettrennen im Bois de Boulogne: und diese Anwesenheit gibt dem Autor Anlaß zu einer ausnehmend lebendigen Schilderung der Rennen und des Publikums, von der Kaiserin bis zur Cocotte, die in glänzender Equipage vor den Schranken hält. Wir erwähnen indeß, daß Zola's Schilderungen häufig an die Gemälde Tintoretto's erinnern, sowol hier wie bei den Coulissenbildern; er weiß das Interesse nicht auf eine oder die andere Gruppe zu concentriren; es sind Bilder mit zu vielen Gruppen, zu vielen Köpfen, in oscillirender und zerstreuender Beweglichkeit, oft von einem gallertartigen Hin- und Herschwanken. Die Edelleute des Turfs, vor allem der Graf, der, mit seinen Pferden geschlagen, sich dann mit ihnen verbrennt, das Treiben der Zuschauer und die Spannung der Wettenden: das ist sonst mit lebendiger Farbengebung geschildert.

Dasselbe gilt von dem Treiben in Nana's Hotel: die unglaublichste Verschwendung herrscht hier neben dem Mangel an dem Nothwendigsten, der Bedrängniß durch die Gläubiger, den Diebstählen der übermüthigen Dienerschaft. Nana setzt ihr wüstes Leben fort; ihre lesbische Freundin Satin unterstützt sie darin. Der Graf hat in ihren Armen oft Rückfälle in den verzweifelten Angstschrei, wie ihn die Religion von der sündigen Creatur verlangt: doch sie verliert lange Zeit nicht ihre Macht über ihn; sie demüthigt ihn oft wie einen Sklaven, sie verschlingt Hunderttausende mit ihrem Luxus. Doch noch ein anderes Weib arbeitet an seinem Verderben. Es ist dies seine eigene Gattin Sabine, welche mit Nana's Luxus zu wetteifern sucht und ihren Liebesabenteuern mit wachsender Rücksichtslosigkeit nachgeht. Nana bereitet dem Grafen indeß eine Ueberraschung nach der andern: er findet sie einmal in den Armen des jungen Georges, das andere mal — und das gibt seiner Liebe allerdings den Todesstoß — in einer unzweideutigen Scene, deren Held sein eigener Schwiegervater, der greise Marquis, ist. Zu Grunde gerichtet, ergibt sich der Graf wieder ganz den Jesuiten und seinen frühern religiösen Uebungen. Den jungen Georges soll sein Bruder Philippe aus den Netzen der Circe befreien; doch er verstrickt sich selbst in diese; um ihrer Geldnoth zu Hülfe zu kommen, macht er Defecte und stürzt so ins Verderben; Georges aber, in heißer Eifersucht, als Nana ihn nicht heirathen will, sticht sich ihre Schere ins Herz und stirbt an den Verwundungen.

Und die Heldin dieser Tragödie, in welche sich die Sittenkomödie allmählich verwandelt hat? Sie reist nach Rußland, nachdem sie das Hotel und alle ihre Möbel verkauft hat und noch einmal als Melusine im Theater aufgetreten ist: sie kehrt zurück, schwer an den Blattern erkrankt, die sie sich zugezogen durch die Pflege ihres elenden Kindes, und stirbt im Grand-Hôtel, während auf den Straßen

Digitized by Google

der Ruf „À Berlin“ ertönt, der Kriegsruf, der zum Todesschrei des zusammenbrechenden Kaiserreiches wurde.

Ist Nana ein Symbol dieses Kaiserreiches und seiner Sittenverderbniß, welche zu schildern Zola sich zur Aufgabe seines Romancyklus gemacht hat? Ist sie gleichsam die Schlußvignette desselben? Ueber seine ethischen Intentionen läßt uns der Autor nicht im Zweifel; mitten in seiner Erzählung macht er der Journalisten Fauchery einmal zum Organ derselben. In einer Chronik: „La mouche d'or“, erzählt dieser die Geschichte eines Mädchens, das von drei bis fünf Generationen von Trunkenbolden stammte, dessen Blut verdorben war durch eine lange Erbschaft von Elend und Trunksucht, welche sich bei ihr umsetzte in eine nervöse geschlechtliche Ueberreizung. Sie war aufgewachsen in einer Vorstadt, auf dem pariser Pflaster, war groß, schön, von prächtigem Fleisch; wie eine Pflanze gutgedüngten Bodens, rächte sie die Bettler und die Verlassenen, deren Abkömmling sie war. Mit ihr stieg die Fäulniß, die man im Volke gären ließ, empor und ergriff die Aristokratie; sie wurde eine Macht der Natur, ein Gärungsmittel der Zerstörung, ohne es selbst zu wollen, Paris verderbend und verwüstend. Und am Ende des Artikels fand sich der Vergleich mit der Mücke: einer Mücke mit dem Glanz der Sonne, aus dem Schmuz aufgeflogen, einer Mücke, die den Tod aufgriff auf dem längs der Straße liegenden Aas, und welche summend, tanzend, einen Juwelenglanz ausstrahlend, die Menschen vergiftete, nur indem sie sich auf sie setzte, in den Palästen, in welche sie durch die Fenster drang.

Das ist des Autors ethischer Standpunkt; man mag ihn billigen. Vom psychologischen aus wird man es wenig begreiflich finden, daß die Leidenschaft für ein von allen Gaben des Geistes und Gemüthes verlassenes Wesen, für eine im Schmuz der Straße aufgegriffene Schönheit die verschiedenartigsten Charaktere bis zu solcher Zerrüttung und mit so langer Dauer ergreifen kann. Vom ästhetischen Standpunkt aber wird man in dieser realistischen Schilderung einer blos animalischen, ja oft bestialischen Liebe und anderer wahrhaft ekelhafter Verhältnisse, die mit allem Behagen der Ueppigkeit und des Cynismus ausgebeutet sind, eine grobe Versündigung gegen das Gesetz des Schönen sehen und diese goldschimmernde Fliege zum Fenster hinaus in den Koth zurückwünschen, aus dem sie emporgestiegen. Schlimm genug, daß ein französischer Skandalerfolg in Deutschland ein solches Echo findet!

Digitized by Google

Beaconsfield und Gladstone.

Eine historisch-politische Parallele.

Von

Friedrich Althaus.

Noch bei Beginn der diesjährigen Parlamentssession war die herrschende Stimmung, daß mindestens noch eine Reihe von Monaten vergehen müsse, ehe der Meinungskampf der liberalen und conservativen Parteien in England durch das Volksurtheil der Neuwahlen zu einer praktischen Entscheidung gelangen werde. Inzwischen hat Lord Beaconsfield der Welt eine neue Ueberraschung bereitet durch die plötzliche Auflösung des Parlaments, und das englische Volk hat ihm selbst wie der Welt eine kaum minder überraschende Antwort gegeben, indem es die völlige Niederlage des Ministeriums Beaconsfield entschieden hat. Der jetzige große Wendepunkt ist wie wenige geeignet, die Charaktere der beiden hervorragenden Staatsmänner einander gegenüberzustellen und einen Blick auf ihre Vergangenheit zu werfen. Vielleicht gelingt es mir, einen Beitrag zu liefern zur Berichtigung von Urtheilen deutscher Landsleute, deren Billigung der Politik Lord Beaconsfield's mir, ohne die Annahme einer ungenügenden Kenntniß seines Charakters und seiner Ziele, immer unbegreiflich erschien.

Zwei Männer ragen gegenwärtig in der englischen Politik und innerhalb der weiten Kreise der Interessen und Sympathien, welche diese berührt, vor allen andern als maßgebende, stellvertretende Führer der nationalen Bewegung hervor: Lord Beaconsfield und Mr. Gladstone. Beide vertreten im Grunde nur die alten historischen Parteien der Tories und der Whigs, der Conservativen und der Liberalen; aber seit den Tagen von Pitt und Fox hat jener Gegensatz sich wol nie so scharf zugespitzt oder in so merkwürdigen Persönlichkeiten verkörpert.

In Bezug auf Beaconsfield und Gladstone gehören seine Anfänge gegenwärtig schon einer ziemlich fernen Vergangenheit an. Sie datiren, abgesehen von der grundverschiedenen Naturanlage beider Männer, strenggenommen aus dem Jahre 1846, als Gladstone, im Gefolge Sir Robert Peel's, sich als Freihändler lossagte von den protectionistischen Alttories, die unter D'Israeli's Führung trotz des allgemeinen Nothstandes und trotz der großen irischen Hungersnoth unerschüttert festhielten an dem Monopol der Korngesetze. In unmittelbarerm persönlichen Kampfe finden wir dann Gladstone und D'Israeli zuerst im December 1852, als

Digitized by Google

das phantasievolle Budget des letztern, der inzwischen zum Schatzkanzler in dem ersten Ministerium Derby und zum Führer des Unterhauses aufgestiegen war, den Angriffen Gladstone's erlag und diese Niederlage den Sturz des conservativen Ministeriums herbeiführte. Da Gladstone seinem Gegner als Schatzkanzler nachfolgte und diesen Posten mit kurzen Unterbrechungen bis zum Jahre 1866 bekleidete, fehlte es in der Zwischenzeit nicht an gegenseitigen Plänkeleien; doch Gladstone's finanzielle Ueberlegenheit stand so unzweifelhaft fest und bethätigte sich so glänzend durch ihre praktischen Erfolge, daß D'Israeli nach dieser Richtung eine gewisse Zurückhaltung beobachtete, während Gladstone seinerseits, wennschon seine Ansichten eine immer liberalere Färbung annahmen, sich nicht in hervorragender Weise an den allgemeinen politischen Debatten betheiligte, die im Unterhause ihren Hauptvorkämpfer hatten an Lord Palmerston. Schärfer wurde der Gegensatz erst, als nach Palmerston's Tode Gladstone in dem Ministerium Russell den Posten des Führers des Unterhauses übernahm und als solcher in der Session von 1866 dem Parlament eine neue Reformbill vorlegte. Diese Bill wurde von den Conservativen und Pseudoliberalen unter der Führung D'Israeli's verworfen, und ein Ministerium Derby-D'Israeli trat von neuem an die Spitze der Geschäfte. Während der folgenden Session erlebte man dann das erstaunliche Phänomen, daß der conservative Minister D'Israeli eine radicalere Reformbill durchführte als diejenige, die er kurz vorher als revolutionär bekämpft hatte, wennschon nur nach zahlreichen Windungen und Wandlungen und mit der nachhelfenden Theilnahme seiner liberalen Gegner. Auch sollte er seinen zweideutigen Triumph nicht lange genießen. Denn schon drängte eine andere große Aufgabe der Lösung entgegen. Die drohende Ausbreitung und die Excesse des Fenianismus hatten während der Jahre 1866 und 1867 die Erinnerung an die alten Schäden der irischen Zustände von neuem mit gewaltsamen Eindrücken angefrischt. Einen Augenblick meinte man, der sonderbare excentrische Mensch, der die lange schwebende Frage der Parlamentsreform auf so unerwartete Weise gelöst hatte, möge im Stande sein, eine ähnliche Spannkraft auch in Beziehung auf Irland zu entwickeln. Hatte er doch selbst früher das Unglück Irlands zusammengefaßt in dem bekannten Worte von dessen „Beherrschung durch eine fremde Kirche und eine abwesende Aristokratie". Allein man hatte sich wieder einmal in ihm getäuscht. So viel D'Israeli sich auf die demokratische Erziehung seiner Partei etwas zugute that, so wenig wollte er von großen Reformen für Irland hören. Unter eben dieser Fahne sammelte nun Gladstone von neuem die zersplitterte liberale Partei und trug bei den allgemeinen Parlamentswahlen im December 1868 über seinen Gegner einen glänzenden Sieg davon. Lord Russell war zu alt und bedächtig geworden, um noch mit der raschen Vorwärtsbewegung der Zeit Schritt zu halten. Er mußte die oberste Leitung der liberalen Partei dem jüngern energischern Staatsmann überlassen. Die oberste Leitung der Conservativen war infolge der Krankheit Graf Derby's schon zu Anfang der Session von 1868 an D'Israeli übergegangen. So standen denn in jenem Zeitpunkt Gladstone und D'Israeli sich zuerst als die anerkannten Häupter der beiden großen Parteien gegenüber, und ihr persönlicher Einfluß war es seitdem, der den Gang der englischen Geschichte von

Digitized by Google

1868 bis 1880 wesentlich bestimmt hat. Die Geschichte dieses Zeitraumes zerfällt für England in zwei Theile: das Ministerium Gladstone (1868—74) und das Ministerium D'Israeli-Beaconsfield (1874—80).

Schon als im Jahre 1868 D'Israeli die höchste Stufe der politischen Macht erstieg, war das Interesse an diesem Vorgang ein ungewöhnliches. Man blickte die lange gewundene Stufenleiter abwärts, die ihn auf diese Höhe geführt hatte; man vergegenwärtigte sich die Hauptmomente seines Charakters und seiner Lebensgeschichte und konnte nicht umhin, zu gestehen, daß das Sprichwort von der Beharrlichkeit, die zum Ziele führt, in seinem Falle eine staunenswerthe Bestätigung erfahren hatte. Das Interesse wurde verstärkt durch die unmittelbar vorhergegangene außerordentliche Leistung des toryistisch-radicalen Politikers in Sachen der Parlamentsreform. Allein sein Zurückschrecken vor der Lösung der irischen Wirren, seine Niederlagen in den allgemeinen Neuwahlen von 1868 und die nachfolgende glänzende Amtsverwaltung Gladstone's, die fast jedes ihrer Jahre mit der Durchführung von mehr als einer großen Reformmaßregel bezeichnete, und der D'Israeli im Grunde nichts entgegenzusetzen wußte als den hartnäckigen Widerstand einer reactionären Opposition: alles dies stellte den Eindruck seiner Bedeutung, das Gewicht seines Einflusses wieder in Schatten. Sein unbestreitbares Geschick als wachsamer umsichtiger Parteiführer, als kühner waffenglänzender Gladiator der Debatte bewährte sich von neuem; ob aber sein excentrischer Genius noch zu größern Thaten berufen sei, schien mehr als zweifelhaft. Als praktischer Staatsmann hatte Gladstone ihn weit überholt. Seit der Epoche der ersten Reformbill hatte man keine so großartige Reformgesetzgebung erlebt wie diejenige, welche das Ministerium Gladstone denkwürdig machte. Die schwierigsten Aufgaben, an denen frühere Staatsmänner sich umsonst versucht hatten, wurden mit glänzendem Talent und unermüdlicher Energie durchgeführt. Die irisch-anglikanische Episkopalkirche wurde entstaatlicht, eine große Reform der ländlichen Zustände Irlands eingeleitet, die vernachlässigte Volkserziehung in England auf breiter Grundlage organisirt, der letzte Rest früherer Unduldsamkeit an den Universitäten vernichtet, die Heeresverwaltung den modernen Erfordernissen angepaßt, die freie Ausübung des parlamentarischen Stimmrechtes durch eine Ballotbill gewährleistet. Nach außen erhielt die liberale Regierung während des Deutsch-Französischen Krieges, trotz leidenschaftlicher conservativer Aufreizungen zur Einmischung in französischem Interesse, den Frieden. Die aus dem amerikanischen Bürgerkriege überkommene krankhaft fortwuchernde Verstimmung der Vereinigten Staaten gegen England beseitigte sie durch ihre Anerkennung der schiedsrichterlichen Entscheidung des nach Genf berufenen internationalen Tribunals und gab damit das erste großartige Beispiel jener internationalen Politik der Zukunft, deren Vorherrschaft dem humanen Denker als ein leider noch zu fernes Ideal vorschwebt. Ebenso wurde in der Pontusfrage ein Krieg mit Rußland vermieden, der bei der völligen Veränderung der europäischen Zustände seit dem Krimkriege kaum minder ungerechtfertigt und verderblich erscheinen mußte als der Krieg mit den Vereinigten Staaten, während in Bezug auf Centralasien eine neutrale Zone vereinbart wurde, welche, unter Anerkennung

Digitized by Google

der bestehenden gegenseitigen Rechte, weder von Rußland noch von England überschritten werden sollte. Zu gleicher Zeit erfreuten sich die Finanzen und der allgemeine Wohlstand der Nation eines glänzenden Aufschwungs. Nie vorher waren innerhalb derselben Zeitdauer so viele Steuern abgeschafft, so hohe Einnahmen gewonnen, die Nationalschuld in solchem Maße vermindert worden. Der einzige Vorwurf, den man der Regierung Gladstone's mit einem Anschein von Berechtigung machen konnte, war, daß sie zu rastlos auf dem Wege der Reform fortschritt und durch diese ihre unermüdliche Thätigkeit nicht blos die Angst aller conservativen Interessen erregte, sondern die Energie der Masse ihrer eigenen Partei auf eine gefährliche Probe stellte. Die liberale Partei ist unter allen Umständen ihrem innersten Wesen nach von weniger fester Organisation als die conservative; ihre geistige Beweglichkeit bietet einen fruchtbarern Boden für die Entwickelung von Meinungsverschiedenheiten, und naturgemäß muß sie diesen einen verhältnißmäßig großen Spielraum gönnen. Gemäßigte Liberale, vorgeschrittene Liberale, Radicalliberale können nicht alle auf einmal befriedigt werden. Was den einen zu weit geht, bleibt hinter den Erwartungen der andern zurück, und immer ist es eine schwere Aufgabe für die Führer, die Plänkler nach rechts und links im Zaume zu halten. Unter solchen Einflüssen lockerte sich allmählich auch die große Majorität, mit der Gladstone seine Verwaltung eröffnet hatte. Von conservativer Seite wirkten kirchliche und weltliche Elemente des Widerstandes zusammen; Geistlichkeit und Landedelleute machten gemeinsame Sache mit der durch Temperanzmaßregeln gekränkten einflußreichen Klasse der Bier- und Branntweinwirthe. Auch über die friedliche Haltung der liberalen Regierung dem Auslande gegenüber ließen sich nun conservative Klagen vernehmen. Weder gegen die Vereinigten Staaten noch gegen Rußland, so meinte man, sei die weltbeherrschende Stellung Englands genügend zur Geltung gebracht worden. In allen diesen Elementen gärte die beginnende Reaction. Nichtsdestoweniger war noch im Frühling 1873 der Einfluß Gladstone's so stark, daß, als dieser infolge der Verwerfung der irischen Universitätsbill seine Entlassung forderte, der von der Königin berufene D'Israeli die Bildung eines neuen Ministeriums ablehnte. Gladstone blieb daher am Ruder, aber freilich nur für eine kurze Frist. Denn bei den allgemeinen Neuwahlen, die er, zur Ueberraschung von Freunden und Feinden, kurz vor dem Beginn der neuen Session im Januar 1874 anordnete, erlitt er eine ebenso unerwartete als entscheidende Niederlage. Die conservative Reaction war im stillen zur Reife gediehen. D'Israeli, an der Spitze einer bedeutenden, ihm unbedingt ergebenen Majorität, übernahm von neuem die Führung der Geschäfte.

Die Politik des Entschlusses, welcher jene Katastrophe vom Januar 1874 herbeiführte, zu untersuchen, ist hier nicht der Ort. Vielleicht war sie ein verhängnißvoller Fehler; vielleicht hätten spätere Neuwahlen, eine längere Lebensdauer des liberalen Parlaments der englischen Geschichte der letzten Jahre eine ganz andere Wendung geben können als diejenige, welche sie unter dem Einfluß D'Israeli's thatsächlich genommen hat. Wie dem indeß auch sei, der Ausgang der Wahlen war ohne Frage ein entscheidender und folgenreicher; in wie hohem Grade, mochten wenige zur

Digitized by Google

Zeit ahnen. Jedenfalls waren die Anfänge des neuen Ministeriums von bescheidener Art. Nach seinen eigenen Aeußerungen erwartete man nichts weniger als große weitaussehende Unternehmungen. Es wurde vielmehr als seine Mission angekündigt: die durch liberale und radicale Rastlosigkeit aufgeregten Wogen des Volkslebens zu beruhigen. Man wollte fortan friedlich innerhalb der alten Grenzen der Constitution verharren, höchstens sollte das Leben in deren Bezirke durch allerlei sanitarische Verbesserungen etwas gemüthlicher gemacht werden. Nach außen wurde ein entschiedeneres Auftreten verheißen. Ruhe im Innern, Festigkeit nach außen: es war wesentlich das alte conservative Programm. An der möglichst gewissenhaften Ausführung seines ersten Theils zweifelte niemand; in dem letzten war man geneigt, wenig mehr zu sehen als eine wirksame Antithese der Parteisprache. Nach allen Seiten kündigte diese Stimmung sich an; ihr bedeutungsvollstes Symptom war aber wol der Rücktritt Gladstone's von der Führerschaft der liberalen Partei bald nach dem Ende der Parlamentswahlen. Mehrfache Beweggründe mochten zu diesem Schritte zusammenwirken; doch schwerlich würde derselbe zur Ausführung gekommen sein ohne die niederdrückende Vorempfindung einer matten, schlaffen, ereignißlosen Zeit, an deren alltäglichen Reibungen der Vorkämpfer der Reform im großen Stil es verschmähte seine Kräfte zu vergeuden. So schien es denn damals, als habe die Nebenbuhlerschaft Gladstone's und D'Israeli's ihren historischen Abschluß erreicht; und in der That bedurfte es des Sturmes und Dranges unerwarteter Ereignisse, um den Parteigegensatz beider Männer nach dem Verlauf mehrerer Jahre noch einmal in jener leidenschaftlichen Form zu erneuern, worin derselbe noch in diesem Augenblicke das Interesse der Zeitgenossen in Anspruch nimmt.

Wenn man die conservative Amtsführung der Jahre 1874—80 überblickt, so kann gegenüber den großartigen Reformen Gladstone's nichts schlaffer, uninteressanter, bedeutungsloser erscheinen als die conservative Politik in den innern Angelegenheiten. Alles wurde in Bezug auf gesetzgeberische Reform wesentlich beim alten gelassen. Um so lauter, rastloser, anspruchsvoller, theatralisch pomphafter entwickelte sich dagegen die auswärtige Politik dieses zweiten Ministeriums D'Israeli. Nach dieser Seite überbot es die kühnsten Träume der Parteipolitiker, die sich über die Vernachlässigung der auswärtigen Interessen Englands durch die Liberalen beschwert hatten, und diese merkwürdige Wendung der Dinge war es auch, die im Herbst 1876, nach dem Bekanntwerden der bulgarischen Greuel, Gladstone aus seiner Zurückgezogenheit wieder in die Arena der politischen Kämpfe hinausführte und die beiden Parteiführer seitdem in jenem unversöhnlichen Gegensatz der Ansichten gezeigt hat, der vor kurzem in dem schottischen Wahlfeldzuge Gladstone's seinen Höhepunkt erreichte.

Die Frage persönlichen Ehrgeizes, wenn sie überhaupt in Betracht kommt, spielt in dem gegenwärtigen Kampfe der beiden Männer eine verhältnißmäßig untergeordnete Rolle. Der eine ist im Besitze der Macht, im Vollgenuß des Ruhmes und der Ehren, nach denen er schon als Jüngling mit unersättlicher Gier lechzte; der andere hat diese Macht besessen und auch der Parteihaß kann ihn mit gutem Gewissen persönlich ehrgeiziger Motive des Handelns nicht anklagen. Die Gründe

Digitized by Google

der Gegnerschaft Gladstone's und D'Israeli's liegen tiefer. Es handelt sich um die Wahl zwischen zwei politischen Systemen, um die Entscheidung der Frage: ob England auf den Bahnen des Imperialismus verharren soll, in die es durch das bizarre Genie D'Israeli-Beaconsfield hineingedrängt worden ist, oder ob es zurückkehren soll zu der Politik eines Volkes, dem das sichere Bewußtsein der Macht und der Freiheit höher gilt als der eitle Pomp der Herrschaft. Gestützt auf eine gefügige Majorität, vermochte der excentrische Minister bisjetzt seine phantastischen westöstlichen Eingebungen in Scene zu setzen. Aber schon sind die Tage seines Glanzes geschwunden. Auf den Theaterrausch ist die Ernüchterung gefolgt; die immer hellere Einsicht in das thatsächliche Mislingen seiner orientalischen Politik, das Kosten von den bittern Früchten eines gewissenlosen Imperialismus in Afghanistan und Südafrika mehrt täglich die Zahl seiner Gegner, und durch den Ausgang der allgemeinen Neuwahlen hat endlich das englische Volk mit unmisverstehbarer Energie sein Verdammungsurtheil über die zweideutige Politik ausgesprochen, die schon zu lange die Welt verwirrt und geblendet und den guten Namen wie die höchsten dauernden Interessen Englands waghalsig bedroht und aufs Spiel gesetzt hat.

Was war für England und für die Welt wünschenswerther, der Sieg Beaconsfield's oder der Sieg Gladstone's? Ein kurzer historischer Rückblick auf die Laufbahn beider mag diese Frage beantworten.

Die Lebensgeschichte beider Staatsmänner ist in ihren Hauptzügen wohl bekannt. Fast ein halbes Jahrhundert ist verflossen, seit sie anfingen, sich in der Arena des öffentlichen Lebens zu tummeln, und was der Kenntniß ihres Wesens etwa noch an Licht mangelte, wurde ersetzt durch den Glanz ihrer Erfolge und ihrer Nebenbuhlerschaft während der letztverflossenen zehn Jahre. Beaconsfield, der ältere von beiden, trat mehrere Jahre später ins Parlament als Gladstone; seine parlamentarische Laufbahn datirt von der Thronbesteigung der Königin Victoria, die Gladstone's von der Reformbill von 1832. Aber schon lange vor dem Beginn seiner Thätigkeit als Parlamentsmitglied war Lord Beaconsfield, oder D'Israeli der Jüngere, wie er sich damals zum Unterschied von seinem Vater Isaak D'Israeli zu nennen liebte, keineswegs eine unbekannte Persönlichkeit. Schon seit 1824 war er als fashionabler Romandichter, als Dandy unter den Dandies, als Verfasser des „Revolutionary Epick", als politischer Pamphletschreiber, als leidenschaftlicher, erfolgloser Parlamentscandidat, als Schützling abwechselnd des irischen Agitators O'Connell und des hochtoryistischen Lords Lyndhurst notorisch gewesen. Eine so barocke, aus den widersprechendsten Elementen gemischte Sonderlingsgestalt, die noch obendrein charakterisirt wurde durch den stark hervortretenden und trotz des Uebertrittes zur anglikanischen Hochkirche zur Schau getragenen jüdischen Rassentypus, war selbst in dem an wunderlichen Charakterfiguren so reichen England ein Phänomen, und die ganze Thätigkeit D'Israeli's des Jüngern, innerhalb und außerhalb des Parlaments, war darauf angelegt, diesen phantastischen Eindruck zu verstärken. Gleich in seiner ersten Parlamentsrede nahm er unter dem Gelächter des Hauses eine Art stellvertretender Bedeutung

Digitized by Google

in Anspruch, als Repräsentant der jüngern Parlamentsmitglieder. Zu Ende der dreißiger Jahre finden wir ihn, den revolutionären Tory, in der selbstgeschaffenen Rolle des Gründers und Führers des sogenannten Jungen Englands, als Propheten eines Evangeliums, welches das verrottete Altengland von Grund aus erneuern und einer schönern Zukunft entgegenführen sollte. Andeutungen über diese ideale Zukunft enthielt bereits seine 1835 veröffentlichte toryistisch-radicale Parteischrift „Vindication of the English Constitution"; ausführlicher entwickelte er sie in den jungenglischen Romanen „Sybil" und „Coningsby" und noch einmal dreißig Jahre später, als Beweis für die lebenslängliche Consequenz seiner Ansichten (ein Punkt, auf den er sich mit einem gewissen Stolz zu berufen pflegt), in der Vorrede zu seinem letzten Romane „Lothair." Wer die Grundzüge der D'Israeli-Beaconsfield'schen Politik und Weltanschauung kennen lernen will, lese diese Auseinandersetzungen. Sie scheinen unglaublich, ein Carnevalsscherz der politischen Romantik; aber für ihn waren sie Realitäten, bestimmt, seine öffentliche Laufbahn zu beherrschen. Daß er die Form des Romans wählte, um seine Geschichtsphilosophie zu offenbaren, und mit genialer Offenheit erklärte: niemand vor ihm habe die englische Geschichte der letzten Jahrhunderte in ihrer wahren Bedeutung verstanden, „alle ihre großen Ereignisse seien entstellt, die wichtigsten Ursachen verborgen, einige der Hauptcharaktere gar nicht zum Vorschein gekommen, und diejenigen, welche erschienen seien, so misverstanden und misdeutet, daß das Resultat eine vollkommene Mystification sei": diese sublime Rodomontade stand nur in vollkommenem Einklang mit seiner Prophetenrolle und der Offenbarung, welche folgte. Wie unsere deutschen katholisirenden Romantiker war der romantische Führer des Jungen Englands der Meinung: das ganze Unglück der modernen europäischen Zustände müsse auch in England zurückgeführt werden auf die Reformation. Die Reformation sei ein großes und tragisches Misverständniß gewesen. Die römische Kirche im Zeitalter Heinrich's VIII. und Elisabeth's habe in Wahrheit gar nicht daran gedacht, England zu unterjochen, und bald genug habe die beklagenswerthe Politik des Abfalls von Rom ihre Nemesis gefunden in den Revolutionen des 17. Jahrhunderts, denen zwei vortreffliche Könige: Karl I. und Jakob II., zum Opfer fielen. Die allgemeine Ansicht, als habe Jakob II. bezweckt, England von neuem der römisch-katholischen Kirche zu unterwerfen, erscheint der inspirirten Geschichtsphilosophie dieses Regenerators der modernen Welt lediglich als ein heuchlerischer Vorwand der whigistischen Aristokratie, zur Beschönigung ihrer raubgierigen Selbstsucht. Der wahre Grund der Revolution von 1688 muß seiner Meinung nach gesucht werden in der Furcht der durch die Reformation bereicherten großen Whigfamilien, daß Jakob II. beabsichtigte, die säcularisirten Kirchengüter an die Kirche zurückzugeben, d. h. an ihre ursprünglichen Zwecke der Volkserziehung und Armenpflege. Erschreckt durch diese drohende Gefahr, hätten dann die Whigs den Prinzen von Oranien herbeigerufen, der seinerseits nur gekommen sei, weil die Thronfolge in England ihm die Aussicht eröffnet habe auf die Erlangung der nöthigen Geldmittel zur Fortsetzung seiner Kriege gegen Frankreich. Diese Uebereinkunft habe das Schicksal Englands besiegelt. Seitdem seien Krone und Volk von England der Herrschaft jener raubgierigen tyrannischen Faction,

Digitized by Google

der Oligarchie der Whigs, anheimgefallen. Der König, zur Rolle eines venetianischen Dogen herabgedrückt, sei hinfort wenig mehr gewesen als eine Puppe in ihren Händen. Venetianische Politik, holländische Finanzwirthschaft, französische Kriege: das seien die Grundelemente der großen nationalen Katastrophe, von der England sich noch immer nicht erholt habe. Das Hauptinteresse des spätern Verlaufs der englischen Geschichte concentrirt sich, nach dieser erstaunlichen Geschichtsphilosophie, in dem Todeskampfe zwischen der tyrannischen Oligarchie der Whigs auf der einen Seite und der von wenigen aufgeklärten patriotischen Tories unterstützten Krone auf der andern. Aber trotz der gewaltigsten Anstrengungen von Männern wie Shelburne und Pitt gelang es nicht, die tyrannische Whigaristokratie zu stürzen. Handel und Industrie entwickelten sich unter dem Einfluß dieser verhängnißvollen Herrschaft zum Nachtheil der verarmten niedern Volksklassen, die an den Tories ihre einzigen wahren Freunde haben, und den letzten Ruf ihrer Selbstsucht trugen die Whigs davon durch die Reformbill von 1832.

So verkündeten die sibyllinischen Blätter des Romanes „Sybil". Und wie wollte der geniale Führer des Jungen Englands dieses durch die Reformation, durch die Revolution von 1688 und durch die Whigs zerrüttete Nationalleben erneuern und verjüngen? Er erklärte sich darüber noch vor zehn Jahren in der Vorrede zu dem Roman „Lothair"; und zur Vervollständigung des obigen Résumé mag die betreffende Stelle hier Platz finden. Das Ziel seiner Wünsche war dieser Auseinandersetzung gemäß: „die Oligarchie zu verwandeln in eine hochherzige Aristokratie um einen wirklichen Thron; der Kirche, als der Erzieherin des Volkes, Leben und Kraft einzuhauchen durch die Erneuerung des seither stummen geistlichen Parlaments auf einer breiten Grundlage und nicht, wie inzwischen geschehen, in Gestalt einer Priesterpartei; eine Handelsgesetzgebung zu schaffen nach den Grundsätzen, welche in Utrecht von Lord Bolingbroke erfolgreich aufgestellt und, obschon damals durch ein Whigparlament verworfen, später durch Bolingbroke's politischen Erben nnd Schüler Pitt triumphirend gerechtfertigt wurden; Irland zu regieren nach der Politik Karl's I. und nicht nach derjenigen Oliver Cromwell's; die politischen Wählerschaften von 1832 von der Knechtschaft der Partei und von beschränkten Sympathien zu befreien; die physische sowol als die moralische Lage des Volkes zu heben durch die Anerkennung des Grundsatzes, daß die Arbeit ebenso sehr der Regulirung bedarf als das Eigenthum; — und alles dies mehr durch die Benutzung alter Formen und die Wiederherstellung der Vergangenheit als durch eine auf abstracte Ideen gegründete Revolution"; eine Aufgabe, die, wie er hinzufügt, „nur unternommen und ausgeführt werden könne durch eine reconstruirte" (d. h. nach D'Israeli'schen Grundsätzen erneuerte) „Partei der Tories".

Wir lassen diese wunderliche Geschichtsphilosophie, dieses geheimnißvolle Programm der politischen Romantik für sich selbst reden. Sie bilden, wie sie sind, beredte Commentare zu der seltsamen Doppelnatur des Mannes, der seit mehr als sechs Jahren die Geschicke Englands gelenkt hat, und sie erscheinen besonders lehrreich im Zusammenhang mit den Thatsachen seiner öffentlichen Laufbahn während des Zeitraums, welcher dem Erscheinen seiner jungenglischen Romane folgte. Nur ein merkwürdiger Umstand sei schon hier hervorgehoben, daß nämlich nach allen

Digitized by Google

jenen Erklärungen nicht blos die Ideale des Jung-Englandführers von 1845, sondern auch die Ideale des alternden Parteihauptes D'Israeli von 1870 wesentlich beschränkt waren auf die innere Politik, daß sie keine Spur erkennen lassen von den imperialistischen Phantasieflügen des Weltpolitikers, welche seit 1877 die Zeitgenossen in staunende Spannung versetzt haben. Die Regeneration des Volkes der britischen Inseln, nicht die Größe des englischen Weltreichs mit seinen amerikanischen, asiatischen, afrikanischen und australischen Colonien schien der Ehrgeiz seiner ruhm- und machtdürstenden Seele; und was man immer von seinen Theorien und Ansprüchen denken mochte, so erwartete man in England noch bis in die jüngste Vergangenheit nichts weniger von ihm als das Heldenthum einer großen auswärtigen Politik. Von dem größten Theil der zwischen jenen Anfangs- und Endpunkten liegenden Laufbahn D'Israeli's kann man überhaupt ohne Uebertreibung sagen, daß das nationale Urtheil seiner staatsmännischen Begabung nie wirklich traute. Man gestand ihm alles Mögliche zu: Geist, Witz, Phantasie, Beredsamkeit, Muth, Originalität, zähe unermüdliche Ausdauer; man ergötzte sich an seinen Paradoxien; man zweifelte nicht, daß er als Parteigänger ein geschickter gefährlicher Gegner sei. Aber bei alledem galt er für ein frembartiges Phänomen, ein excentrisches unberechenbares Wesen, von dessen Irrlichttänzen man keine wirkliche Erleuchtung, von dessen politischen Kreuz- und Quersprüngen man keine praktischen Resultate erwartete. Seinen Einfluß im Parlament begründete dieser Regenerator des englischen Volkes in spe als fanatischer Vorkämpfer der schutzzöllnerischen Alttories gegen die Freihandelsgesetzgebung des früher von ihm hochgepriesenen Sir Robert Peel. Mehr als einmal erschien er dann als Nemesis seiner Partei. Das erste Ministerium Derby, in dem er 1852 als Schatzkanzler eine Stelle fand, scheiterte noch während desselben Jahres an seinem phantasievollen Budget; das zweite Ministerium Derby von 1858 erlag schon 1859 den Angriffen auf seine ebenso phantasievolle Reformbill. In den innern Angelegenheiten war es sein Geschäft, alle bedeutenden Reformmaßregeln zu bekämpfen; nach außen widersetzte er sich der Einmischungspolitik Lord Palmerston's und billigte die Haltung seiner toryistischen Collegen, die aus altconservativer Anhänglichkeit an Oesterreich ihr Möglichstes thaten, die Einigung Italiens zu verhindern. Bis zum Jahre 1866, als er zum dritten mal unter Lord Derby einen Ministerposten und die Führerschaft des Unterhauses erlangte, war D'Israeli's Name mit keiner einzigen großen Maßregel verknüpft, außer in negativer Weise. Was ihn damals wieder ins Amt zurückführte, war die obenerwähnte Niederlage der Russell-Gladstone'schen Reformbill durch das Bündniß der von ihm geleiteten Conservativen mit einer Schar lauer, reformunlustiger Liberaler. D'Israeli selbst hatte während der vorhergehenden Debatten auf die Verwerfung der sehr mäßigen Reformbill gedrungen, weil ihre Annahme den Untergang der englischen Verfassung durch eine alles überschwemmende Demokratie herbeiführen werde. Und während der folgenden Session führte er dann selbst eine Reformbill durch, die im Vergleich mit der vorhergehenden radical zu nennen war. Die erste wirklich gesetzgeberische That des genialen Parteiführers stand so in geradem Widerspruch gegen sein ganzes früheres politisches Wirken. Und wenn man nicht mit Unrecht das biegsam zähe, schlangengewandte Geschick

Digitized by Google

des Manövrirens bewunderte, wodurch es ihm gelang, die schwerfällige, verwirrte, betäubte Masse seiner Partei schrittweise für die radicale Reformbill zu gewinnen, so war dies im Grunde doch kein größeres Wunder, als daß ein solcher Mann überhaupt zur Führerschaft der Tories emporgestiegen war. Der verstorbene Graf Derby gab vom toryistischen Standpunkt aus wol die beste Erklärung für das Wagniß und den Erfolg dieser radicalen Reformbill, indem er triumphirend die berühmt gewordenen Worte fallen ließ: „The Whigs had been dished", d. h. die Whigs seien übertrumpft, überboten worden von den Tories und zwar in Sachen der Parlamentsreform, die man vor allen andern gewohnt gewesen als whigistisches Monopol in Anspruch zu nehmen. Jener schadenfrohe Haß gegen die Whigs, der in unauflöslicher Durchdringung mit seinem glühenden persönlichen Ehrgeiz D'Israeli's Geschichtsphilosophie als eine Art von Centralfeuer beseelte, hatte mithin einen wesentlichen Antheil an dem einzigen bedeutenden Werke innerer Reform, das in hervorragender Weise mit seinem Namen verknüpft ist.

Seine Niederlage in den allgemeinen Neuwahlen von 1868 und seine Haltung während der folgenden neun Jahre wurden bereits angedeutet. Um unsere Charakterskizze zu vervollständigen, bleibt uns noch übrig, auf sein Auftreten während der jüngstverflossenen Zeit einen Blick zu werfen, nachdem der bürgerliche D'Israeli sich in den Grafen Beaconsfield verwandelt hatte.

Den Kern seiner Thätigkeit während dieser letzten Jahre bildete seine auswärtige Politik, basirt auf die zwei Grundgedanken eines an unwürdige Furcht grenzenden eifersüchtig gereizten Verdachtes gegen Rußland, und des leidenschaftlichen Bemühens, die Macht Englands als eines großen Weltreichs mit allem erdenklichen Pomp in Scene zu setzen. Niemand wird leugnen, daß diese Politik denkwürdige Resultate zur Folge gehabt und den Namen Lord Beaconsfield's auf eine Höhe des Einflusses und des Ruhmes erhoben hat, die selbst in seiner phantastischen Laufbahn als ein außerordentliches Phänomen erscheint. Er verlieh der Königin von England den Kaisertitel von Indien, riß eine große parlamentarische Majorität willenlos mit sich fort, erweckte in dem praktischen englischen Volke eine chauvinistische Schwärmerei für Krieg und Ruhm und blendete nicht nur seine Anhänger, sondern auch fremde Nationen durch die Kühnheit, mit der er sich zum Vertreter der englischen Weltmacht, zum Vorkämpfer der Freiheit Europas aufwarf. Aber war diese Politik wirklich ruhmvoll für England und segensreich für die Welt? Das ist es, was die politischen Gegner Lord Beaconsfield's in England von Anfang an bestritten haben und noch bestreiten und was auch manche seiner auswärtigen Bewunderer längst zu bezweifeln anfingen. Denn das Seitenstück seines zähen Verdachts gegen Rußland war das zähe Festhalten an der Integrität des verrotteten türkischen Reiches, und während er sich weigerte, die übrigen europäischen Mächte in den Zwangsmaßregeln gegen die Türkei zu unterstützen, welche den russisch-türkischen Krieg hätten verhindern können, hatte er weder den Muth, gewaffnet gegen Rußland aufzutreten, noch den Edelsinn, die Partei der unterdrückten Völkerschaften zu ergreifen, denen die Zukunft der Balkanhalbinsel gehört. Er verfeindete sich daher mit diesen wie mit Türken und Russen. Gegen den Frieden von San-Stefano rief er laut die Vertragstreue und das europäische Völkerrecht an und schloß gleich darauf, hinter

Digitized by Google

dem Rücken des Parlaments und der europäischen Mächte, geheime Verträge, die nach einer Seite die Theilung der Türkei billigten, während sie nach der andern England mit der zwecklosen Verwaltung der Insel Cypern die unerhörte und unerfüllbare Garantie für die Reform und die Integrität der asiatischen Besitzungen der Türken aufbürdeten. Die angeblichen Intriguen Rußlands in Afghanistan strafte er durch einen Krieg gegen die Afghanen, von dem noch jetzt kein Ende abzusehen ist; und nicht zufrieden mit allen diesen Verbindlichkeiten, gestattete er den Krieg gegen die Zulus, einen der schmachvollsten Kriege, die je geführt wurden. Wo sind die Erfolge dieser ganzen theatralischen Spectakelpolitik? Was hat England, was hat die Welt dadurch gewonnen? Klar sind vielmehr ihre gegenwärtigen und zukünftigen Nachtheile, und die stolzen Worte, in welchen Lord Beaconsfield vor kurzem sein Streben zusammenfaßte (nach dem Vorgang „des größten der Römer", wie er bemerkte, obgleich niemand bisjetzt entdecken konnte, wo und wann und welcher größte der Römer einen solchen Ausdruck gebrauchte), die Worte „Imperium et Libertas" klingen wie Hohn gegenüber den wohlbekannten Thatsachen. Nach außen ist England unter dem Ministerium Beaconsfield abgefallen von den Grundsätzen der seit Canning befolgten Politik, denen gemäß nicht die Unterdrücker Anspruch haben auf die Sympathie des englischen Volkes, sondern die Unterdrückten. Im Innern hat die Haltung Lord Beaconsfield's nach dem Ausdruck seines frühern Collegen Lord Derby eine Neigung zu „Schießpulver und Ruhm" hervorgerufen, eine Bereitwilligkeit, die Prärogative der Krone auf Kosten des Parlaments zu erweitern und, gegen die constitutionelle Sitte, blindlings der Führung eines kühnen ehrgeizigen Mannes zu vertrauen, die an die Zustände Frankreichs während des zweiten Kaiserreichs erinnern. Das alte Vertrauen zu den öffentlichen Erklärungen der Minister ist durch die wiederholten skandalösen Zweideutigkeiten, deren mehrere derselben sich bei wichtigen Veranlassungen schuldig machten, tief erschüttert; die Finanzen, die von Gladstone in glänzendem Zustande hinterlassen wurden, sind in Verwirrung gerathen und weisen ein ansehnliches Deficit auf. Zu innern Reformen fehlt inmitten der fortwährenden krankhaften Spannung der auswärtigen Angelegenheiten Zeit und Lust. Handel und Industrie kränkelten bis auf diesen Augenblick unter dem Druck der Ungewißheit, in was für neue Abenteuer es dem geheimnißvollen Lenker der Geschicke Englands gefallen könne das englische Volk zu stürzen, und voller Besorgniß sah der denkende Theil der Nation der Zukunft entgegen, mit welcher die längere Fortdauer des Beaconsfield'schen Regiments sie bedrohte.

Und ist es nicht seltsam und für die ganze abnorme Persönlichkeit des Mannes charakteristisch, daß auch die auswärtige Politik Lord Beaconsfield's in mehr als einem Hauptpunkte seinen eigenen frühern Erklärungen schnurstracks zuwiderlief? Erst wenige Jahre sind verflossen, seit er das Recht Rußlands, sich in Centralasien auszudehnen, ausdrücklich anerkannte und den Wahn verspottete, als habe Indien eine russische Invasion zu befürchten; und ganz kürzlich citirte Sir William Harcourt, einer der Führer der Opposition im Unterhause, eine Rede aus dem Jahre 1842, in welcher der D'Israeli jener Zeit den ersten Afghanenkrieg genau mit denselben Gründen bekämpfte wie seine Widersacher den von ihm selbst angezettelten gegenwärtigen Krieg. Doch wir übergehen diese widerspruchsvollen Einzelheiten der

Digitized by Google

widerspruchsvollen Laufbahn des großen Lords, um ihm das Charakterbild seines Gegners Gladstone gegenüberzustellen.

An malerisch-romantischem Interesse hält Gladstone's Lebensgeschichte mit derjenigen D'Israeli-Beaconsfield's keinen Vergleich aus. Die Elemente des Dandythums, der fashionabeln Novellistik, der politischen Paradoxie, der geschichtsphilosophischen Marotte, des fremdartigen westöstlichen Stils, des rastlos vorandrängenden persönlichen Ehrgeizes fehlen ihr vollständig. Dennoch bewegte auch Gladstone's Entwickelung sich keineswegs auf den geraden Linien der Parteitradition, wie z. B. die Lord Russell's. Sie begann auf einer breiten conservativen Grundlage und empfing einen noch immer fortwirkenden mächtigen Impuls durch religiöse, hochkirchliche Ueberzeugungen, deren strenger Ernst an die schottische Abstammung der Gladstones gemahnt. Zu diesen geistigen Grundrichtungen gesellte sich früh ein begeisterter Sinn für classische Bildung, den Gladstone's Universitätsjahre in Oxford zu einer sein ganzes Leben hindurch fortlodernden Flamme in ihm anfachten. In Oxford entfaltete sich auch schon sein glänzendes Redetalent in den politischen Debatten der studentischen Union, und schon ein Jahr, nachdem er die Universität verlassen, war, obgleich er aus einer bürgerlichen Familie stammte, die keine parlamentarische Vergangenheit hatte, sein Eintritt in das öffentliche Leben entschieden. Als Schützling des toryistischen Herzogs von Newcastle wurde er 1832 ins Unterhaus gewählt. Hier erregten seine seltenen Talente, unter denen früh eine ungewöhnliche geschäftliche und finanzielle Begabung hervortrat, die Aufmerksamkeit Sir Robert Peel's, der während seines kurzen Ministeriums von 1834—35 den erst fünfundzwanzigjährigen Gladstone zuerst im Schatzamt, dann als Unterstaatssecretär für die Colonien anstellte. Während dieser ersten Phase seiner Laufbahn erinnert Gladstone stark an Peel selbst; jedenfalls war dieser vor allen andern sein politischer Lehrer. Aber er übertraf Peel von vornherein an Umfang und Tiefe der Bildung. Wie ernst und tief er über die Bedürfnisse der Zeit und die Aufgaben der Staatskunst dachte, bewies seine 1838 erschienene Schrift „The state in its relation with the Church", ein Werk, das die bekannte Kritik Macaulay's in der „Edingburgh Review" veranlaßte und zu den Jugendromanen D'Israeli's einen lehrreichen Gegensatz bildet. Es war das Bekenntniß eines Gläubigen, der noch die alte hohe Idee von der Religion hatte, daß sie das ganze Leben durchdringen und heiligen solle, und der deshalb auch der um jene Zeit in Oxford begonnenen Bewegung zu einer geistigen Verjüngung der englischen Nationalkirche von innen heraus begeistert das Wort redete. Auf diese Sinnesweise bezieht sich der seitdem von seinen Gegnern als Parteimanöver beharrlich wiederholte Verdacht, als sei Gladstone ein geheimer Katholik — eine Anklage, welche sein ganzes Leben Lügen straft. Er beklagte die Verknöcherung des modernen Protestantismus; aber die Reformation war für ihn kein bedauerliches Misverständniß wie für D'Israeli, sondern eine grundlegende nothwendige Thatsache der nationalen Entwickelung; bei all seinem Conservatismus und trotz seiner schottischen Abstammung empfand er keinerlei Sympathie für die Stuarts, und als staatsmännische Aufgabe der Zukunft schwebte ein ganz anderes Ideal ihm vor als die Vernichtung der „raubgierigen, tyrannischen Faction der

Digitized by Google

Whigs". Ueberdies war der jugendlich fromme Schwärmer jener Jahre neben der conservativen Beharrlichkeit mit einem viel zu thätigen beweglichen Temperament, einem zu scharfen glänzenden Verstande ausgestattet, um sich hartnäckig in seinen Ideen festzurennen oder gegen die Einwirkung fremder Ansichten zu verschließen. In der That zeigt seine ganze Entwickelung diesen langsam, aber stetig fortschreitenden Kampf der conservativen und der liberalen Elemente seiner Natur, den allmählichen Durchbruch immer freierer Ueberzeugungen im Zusammenhange mit großen nationalen Entwickelungen, bis endlich der Tory der dreißiger Jahre zu dem reformirenden Staatsmann und Führer der liberalen Partei in den sechziger Jahren emporstieg.

Als Peel 1841 ein neues Ministerium bildete, ernannte er Gladstone zum Vicepräsidenten des Handelsamtes und zum Vorsteher der Münze, ein Posten, den dieser während der großen Peel'schen Tarifreform jener Zeit so vortrefflich verwaltete, daß er schon 1843 zum Präsidenten des Handelsamtes und zum Cabinetsminister befördert wurde. Auch während der folgenden Jahre wirkte er mit Erfolg in diesem Amte weiter, trennte sich aber 1845 von Peel, weil seine religiösen Ueberzeugungen ihm nicht erlaubten, für die Dotirung der irisch-katholischen Geistlichkeit durch den sogenannten Maynooth Grant zu stimmen. Dagegen folgte er Peel in der berühmten politischen Schwenkung von 1846, welche die Abschaffung der Korngesetze und die Trennung der Peeliten von den Tories herbeiführte. Bei den Neuwahlen von 1847 durch die hochkirchliche Universität Oxford ins Parlament gewählt, konnte er doch nicht umhin, sich für zwei liberale, bald darauf von Lord Russell in Anregung gebrachte Maßregeln zu erklären: die Reform der Universitäten und die Emancipation der Juden. Im Jahre 1850 machten seine Briefe über die politischen Verfolgungen in Neapel seinen Namen in ganz Europa bekannt. Unterdessen hatte der allmähliche Umschwung seiner Ansichten ihn der liberalen Partei so sehr genähert, daß seine Wiederwahl für Oxford im Jahre 1857 nicht ohne heftigen Kampf erfolgte. Nach dem Sturze des ersten Ministeriums Derby-D'Israeli, zu dem er durch seinen glänzenden Angriff auf das D'Israeli'sche Budget wesentlich beitrug, erlangte Gladstone in dem Coalitionsministerium Aberdeen den Posten des Schatzkanzlers, und als Schatzkanzler, als weiser, reformirender, glänzend erfolgreicher Finanzminister, spielte er seitdem viele Jahre hindurch eine so hervorragende Rolle wie kein anderer englischer Staatsmann unsers Jahrhunderts vor oder nach Peel. Während der ersten drei Jahre seiner Verwaltung (1852—55) konnte in Sachen der Reform wenig geschehen, da sie mit dem Krimkriege zusammenfielen. Um so erfolgreicher war seine Finanzverwaltung unter Lord Palmerston (1860—65), in deren Verlauf die begonnene Freihandelsgesetzgebung im weitesten Umfange durchgeführt, große Steuerbeträge erlassen, die Nationalschuld vermindert und Sparsamkeit mit Tüchtigkeit auf eine Weise vereinigt wurde, die als musterhaft gelten durfte. Während desselben Zeitraumes hatte Gladstone die Hüllen seines frühern Toryismus so weit abgestreift, daß er 1864 eine neue Parlamentsreform, ja eine Reform der irischen Episkopalkirche befürwortete, ein Verbrechen, wegen dessen er bei den Neuwahlen von 1865 seinen Sitz für Oxford einbüßte. Wie er dann, nach Lord Pal-

Digitized by Google

merston's Tode, im Jahre 1866 Führer des Unterhauses wurde und 1868—74 als Haupt der liberalen Partei in großartiger Weise als politischer und socialer Reformer wirkte, bis die Katastrophe der Neuwahlen von 1874 seinem Ministerium ein plötzliches Ziel setzte, wurde bereits angedeutet. Wohl hatte er nach vierzigjähriger folgenreicher Arbeit im öffentlichen Dienste ein Recht, auf seinen politischen Lorbern zu ruhen und den ihm noch beschiedenen Rest des Lebens einer andern stillern Arbeit zu widmen, die allerdings auch früher nie ganz geruht, für die er aber in der Unruhe des politischen Treibens nicht die volle Muße gefunden hatte, die er wünschte: der Arbeit des Schriftstellers. Das war Gladstone's Plan, und eine Weile schien es, als solle die Thatlosigkeit seiner conservativen Widersacher dessen Ausführung auf lange hinaus begünstigen. Zwei Gebiete waren es von Anfang an gewesen, auf welchen ernste Studien ihn heimisch gemacht hatten: die religiösen Zustände der modernen Welt und das classische Alterthum; und nach beiden Seiten nahm er nun seine schriftstellerische Thätigkeit von neuem auf. Auf sein Jugendwerk „Ueber die Beziehungen von Kirche und Staat" waren 1858 seine „Studies on Homer and the Homeric age", 1869 unter dem Titel „Juventus mundi" seine Darstellung der politisch-socialen Zustände des Homerischen Zeitalters gefolgt. Während der Jahre 1874 und 1875 warf er sich zunächst mit einer Reihe wirkungsvoller Pamphlete in den Kampf gegen die neurömische Politik des Vaticanischen Concils; 1876 erschien sein „Homeric synchronism. An inquiry into the time and place of Homer". Später folgten unter dem Titel „Gleanings of the Past" sieben Bände seiner kleinern Schriften. Aber schon im Spätsommer 1876 störte das plötzliche Aufflammen der orientalischen Frage infolge der Greuel in Bulgarien ihn aus seiner Zurückgezogenheit auf. Der Bruch mit der traditionellen Politik der sogenannten „Integrität und Unabhängigkeit des Osmanischen Reiches" war damit für ihn entschieden. In edler Entrüstung warf er in der Flugschrift „Bulgarian horrors and the Question of the East" der türkenfreundlichen conservativen Regierung den Fehdehandschuh hin; und obgleich nicht mehr als der officiell anerkannte Führer, sondern nur als das hervorragendste Mitglied der liberalen Partei, benutzte er von nun an die Macht seines Einflusses und seiner Beredsamkeit innerhalb und außerhalb des Parlaments zu der Vertretung einer auswärtigen Politik, welche der von Lord Beaconsfield in Scene gesetzten schnurstracks zuwiderlief und als Hauptziele die Befreiung der Völker der Balkanhalbinsel von der schmachvollen Herrschaft der Türken, die Bekämpfung des als „Jingothum" bekannt gewordenen chauvinistischen Imperialismus, die Rückkehr zu einer Herrschaft der Gerechtigkeit, der Freiheit und des Friedens verfolgte.

Inmitten des aufregenden Kampfes der Parteien mochte es eine Zeit lang mislich scheinen, über die historische Berechtigung und den dauernden Werth jener Opposition ein objectives Urtheil zu fällen. Aber schon längst stand die Thatsache fest, daß sie auf den Gang der Ereignisse eine bestimmende Wirkung ausgeübt hat. Wenn das bewaffnete Einschreiten Englands zu Gunsten der Türkei verhindert und statt der Erhaltung der „Integrität des Osmanischen Reiches" wenigstens ein Theil der unterdrückten Völker von dem Jahrhunderte alten Joche des türkischen Despotismus befreit wurde, so war dies in hohem Maße dem Widerstande zu danken, welchen

Digitized by Google

Gladstone und seine Parteigenossen der Politik Lord Beaconsfield's entgegensetzten. In Wahrheit stimmte dieser letztere auf dem Berliner Congreß wesentlich für die Forderungen Gladstone's, und die bekannte großartige Erklärung, mit der er bei seiner Rückkehr aus Deutschland den englischen Boden betrat: er bringe einen „ehrenvollen Frieden", macht einen wunderlichen Eindruck, wenn man die Bestimmungen dieses Friedens und die der gleichzeitigen geheimen Verträge zusammenhält mit dem conservativen Stichwort von der „Integrität und Unabhängigkeit des Osmanischen Reiches". In ähnlichem Sinne sind auch die nach dem Frieden eingetretenen Ereignisse der ausgesprochenen Politik Lord Beaconsfield's zuwidergelaufen. Wo sind ihre Erfolge? Wer glaubt noch an die Reform der Türkei und an die Weltstellung Cyperns? Und sind es wirklich Lorbern, des alten Ruhmes Englands würdig, die der große Matador des englischen Imperialismus in Afrika und Afghanistan eingesammelt hat?

Mit der Rückkehr der liberalen Führer an die Leitung der Geschäfte öffnet sich die Aussicht auf eine bessere Zeit. Seltsam genug war es jüngsthin Mode geworden, die Fortdauer des Weltfriedens mit der Fortdauer des Ministeriums Beaconsfield in eine Verbindung zu setzen, deren Gründe sich dem uneingeweihten Verständniß in geheimnißvolles Dunkel verhüllen. Lord Beaconsfield selbst deutete diesen Zusammenhang mit gewohnter Bescheidenheit in seinem an den Herzog von Marlborough gerichteten Wahlmanifest an. Aber schon die wenigen seit der Entscheidung des Wahlkampfes verflossenen Tage haben genügt, diesen Vorwand der ministeriellen Partei zum Schweigen zu bringen. Ministerielle Parteiorgane, wie „Times" und „Standard", reden bereits in hoffnungsvollem Tone über das kommende liberale Ministerium, und auch die Parteigänger des großen Lords auf dem europäischen Festlande scheinen sich bald genug überzeugt zu haben, wie grundlos ihre Befürchtung, das liberale England werde seine europäischen Verpflichtungen versäumen, gewesen ist. Es war Zeit für England und für die Welt, daß der englische Nachahmer des dritten Napoleon sein Sedan gefunden hat. Ein durch Freiheit und Gerechtigkeit starkes England, das nicht danach strebt, mit den großen Militärstaaten Europas in Nebenbuhlerschaft zu treten, das seine Kräfte nicht in theatralischen Unternehmungen vergeudet, sondern das Weltreich, dem es vorsteht, durch die Beförderung eines freien menschenwürdigen Daseins in allen seinen Theilen zusammenhält, wird das Gewicht seines Einflusses mit weit größerer Wirkung in die Wagschale werfen, wenn der Freiheit Europas eine wirkliche Gefahr droht, als ein England, das unter der Leitung eines excentrischen Genies die innern Reformen schlafen läßt und im Jagen nach Ruhm und Uebermacht allen edelsten Traditionen seiner Geschichte den Rücken kehrt. Die Leitung jener bessern Politik wird aller Wahrscheinlichkeit nach dem Manne anvertraut werden, dessen heroischen Anstrengungen der errungene Sieg vor allem zu danken ist, und lange wird es dauern, ehe man die Amtsführung seines Gegners vergißt — eine Politik, die in England wol ebenso wenig wiederholt werden wird als die seltsame Persönlichkeit ihres Erfinders, denn lange wird man sich des warnenden Beispiels erinnern, das Lord Beaconsfield gegeben hat.

Digitized by Google

Die neueste Phase der anglo-russischen Streitfrage in Centralasien.

Von

Hermann Vámbéry.

II.

Wenn der Leser nach dem Durchlesen unsers früher erwähnten Aufsatzes über die Turkomanen wahrnehmen wird, daß unsere Voraussetzungen bezüglich des russischen Miserfolges auf der Turkomanensteppe genau in Erfüllung gegangen, so bitte ich dies weniger einer glücklichen Divinationsgabe als einer auf eingehender Prüfung der Thatsachen basirenden Kritik zuzuschreiben. Sonderbarerweise hat sich unser Prognostikon in noch viel schlimmerer Weise erfüllt, als wir es aufzustellen wagten; denn die Russen haben nicht nur das angestrebte Ziel einer Unterjochung der Tekke-Turkomanen nicht erreicht, sondern haben von dem Gebiete der Achal-Tekkes sich solche blutige Köpfe geholt, wie ihnen dies bisher auf keinem Gebiet Asiens und zu keiner Zeit zugestoßen ist. Ja es war ein Schreckensfeldzug, den die Russen im Sommer 1879 auf der Strecke von Tschekischlar bis in die Culturoasis der Tekkes zu machen hatten. Bei einer Hitze von nahezu 40° R., auf wasserloser Ebene, mußten sie in tiefem Sande einherwaten; auf der ersten Strecke, nämlich von Tschekischlar bis nach Tschat, ungefähr 20 geographische Meilen lang, war beinahe ein Drittel der aus 20000 Mann bestehenden Armee durch die Elemente kampfunfähig und selbst der Obercommandant General Lazarew ein Opfer des Todes geworden. Von Tschat weiter steigerte sich die Verlustliste in schrecklicher Dimension, und als die Russen Anfang September über Düz-olum und Böürme fortmarschirt waren und bei Dingiltepe mit dem Gros der turkomanischen Gegner zusammentrafen, da war ihre Zahl schon so sehr geschmolzen und der an Strapazen sonst gewöhnte russische Soldat dermaßen erschöpft, daß sie, unfähig, dem ungestümen Anprall und dem eine seltene Bravour bekundenden Angriff der Turkomanen zu widerstehen, in eiliger Flucht sich retten mußten. Die Niederlage bei Göktepe am 9. und 10. Sept., bei welcher Gelegenheit Nur-Werdi-Chan, der Tekke-Serdar, das Commando führte, wird den Russen lange in Erinnerung bleiben. Wie viele Menschen auf dieser Flucht als Opfer gefallen, darüber werden wir nie zuverlässige Nachrichten haben; man kann aber die Größe des Schlages daraus erkennen, daß die ganze Strecke mit Leichen bedeckt und daß von 6000 Kamelen 5700 Stück auf dem Marsche verendet waren.

Digitized by Google

Wäre den Russen dieses Unglück durch die Tapferkeit eines andern turkestanischen Volkes zugestoßen, so wäre dessen Tragweite wol von erheblichen Folgen, doch nicht eine so tief eingreifende moralische Schlappe gewesen, wie dies hinsichtlich der Turkomanen der Fall ist. Auf der ganzen Strecke der innerasiatischen Welt, von China bis zum Kaspisee und von der Emba bis zum Indus, sind die Turkomanen, besonders aber die Tekkes, als die tapfersten, unbändigsten und kühnsten Krieger bekannt; als Krieger, denen jedermann aus dem Wege geht und von denen man selbst erwartete, daß sie sogar den Russen und den teuflischen Waffen derselben gewachsen seien. Diese Erwartung ist nun in Erfüllung gegangen: die russische Armee, welche Kazaken, Kirgizen, Kiptschaken und Oezbegen zu Paaren vor sich hertrieb, ist den Turkomanen erlegen und mußte in der Flucht ihr Heil suchen. Es ist dies eine Schmach, welche das russische Volk nimmer über sich ergehen lassen kann, eine Schmach, die es sonst um sein ganzes moralisches Prestige bringen könnte, ja eine Scharte, die unter allen Umständen ausgewetzt werden muß und ausgewetzt werden wird. Es muß daher als ganz natürlich angesehen werden, wenn kaum nach Bekanntwerden der russischen Niederlage bei Göktepe man gleich von Erneuerung eines Feldzuges gegen die Tekkes sprach und sich seitdem fortwährend mit diesem Vorhaben beschäftigt, eben jetzt, während wir diese Zeilen schreiben, im Begriff steht, die früher vereitelte Strafexpedition nun durch einen Rachezug zu ersetzen. Ueber die Nothwendigkeit dieses Unternehmens konnte man in Petersburg sehr bald schlüssig werden, und um auch diesmal nicht etwa wieder einen Miserfolg zu erleiden, ist diese neue Expedition auf eine so weite Basis gestellt, daß über deren Endresultat wol nur wenig Zweifel bestehen kann. Es werden nämlich zwei verschiedene Corps — man spricht sogar von dreien — in die Culturoasis der Tekke-Turkomanen geschickt, die vom General Skobelew, dem bekannten schneidigen Haudegen, befehligt, sich jetzt bereits auf dem Marsche befinden. Hinsichtlich der strategischen Einzelheiten herrscht selbstverständlich noch das größte Dunkel und ist nur so viel sicher, daß von der Meeresküste aus, nämlich von Tschekischlar und Krasnowodsk, gegen Osten zwei kleinere Truppenkörper, das Gros der Armee aber von Taschkend, resp. von Samarkand über Bochara und Tschardschui gegen Südwesten vorzurücken gedenkt. Hätten die Russen, so wie früher, ihre Operation nur auf der Ostküste des Kaspisees den Etrek entlang beschränkt, so hätte die ganze Angelegenheit ohne Verwickelung mit England ihren Verlauf nehmen können. Doch dies war nicht mehr möglich; denn erstens tritt die schreckliche Unwegsamkeit der Sandsteppen als Hinderniß entgegen, zweitens fehlt es den Russen hier gänzlich an Lastthieren, da sie nach der geringsten Berechnung in den letzten sechs Jahren gegen 25000 Kamele verbraucht und hiermit in diesem Viehstande eine solche Lücke geschaffen haben, daß deren Ausfüllung wol Jahre beanspruchen wird. Es hat allerdings post festum ein russischer Ingenieur die Berechnung gemacht, daß man um den Preis dieser 25000 Kamele, deren jedes wenigstens auf 100 Mark zu stehen kam, sodaß diese Zahl die Summe von $2^1/_2$ Mill. Mark repräsentirt, wol leicht eine Tramway vom Ufer bis nach Tschat hätte anlegen können, ja man spricht selbst heute noch von derartigen Planen; doch abgesehen davon, daß uns dieselben keineswegs einleuchten wollen, dünkt uns die zur Herstellung

Digitized by Google

einer solchen Bahn nöthige Zeit viel zu kurz, und die Russen werden nun wieder per pedes apostolorum, knöcheltief im Sande watend, ihre Jagd nach Lorbern antreten müssen. In Betracht dieser Schwierigkeiten hat sich nun die Nothwendigkeit herausgestellt, den Hauptstreich, wie schon erwähnt, vom Oxus aus gegen Merw zu führen, wo die Russen bis Tschardschui, allerdings auf dem freundlichen Gebiet des Emirs von Bochara, inmitten eines ziemlich bebauten Landes sich bewegen können, von Tschardschui weiter bis nach Merw jedoch ebenfalls einen wasserlosen Steppenweg von 35 geographischen Meilen zurückzulegen haben. Dieser Weg, trotzdem er als Karavanenstraße seit Jahrhunderten dient, gehört auch nicht zu den leichtesten, und mag, von kühnen Reiterhaufen umschwärmt, sich als höchst gefährlich gestalten; doch muß hier erstens die verhältnißmäßig größere Kürze des Weges, zweitens die in Aussicht gestellte Unterstützung seitens der Oezbegen von Chiwa und drittens die Persönlichkeit des obersten Commandanten in Betracht gezogen werden; dann dürfen wir wol die Behauptung wagen, daß hier der Erfolg kaum ausbleiben wird. General Skobelew, der bekannte Held von Plewna, hat sich nämlich seine ersten militärischen Sporen in Mittelasien geholt. Er hat 1873 den Verfasser dieser Zeilen copirt, indem er, als Orientale verkleidet und von nur einigen Reitern begleitet, von Krasnowodsk aus durch die Steppe bis zum Salzsee Sari-Kamisch vordrang. Im Jahre 1876 that er sich im Feldzuge gegen Chokand in glänzender Weise hervor, indem er mit kühnen Handstreichen gegen die Kiptschaken manövrirte und mit Recht den Titel „Eroberer von Ferghana" sich errang. Skobelew ist in den Sprachen, Sitten und Gebräuchen Turkestans bewandert, dabei ein tüchtiger Soldat und beliebter Anführer und bietet daher den Russen die besten Aussichten auf Erfolg.

Ja Erfolg ist es, was wir im Gegensatz zu unserer Anschauung im Jahre 1879 dem jetzigen Unternehmen der Russen in der Steppe prognosticiren können; ein Erfolg, der für den Augenblick die beleidigte russische Militärehre wol rächen, aber sich auch leicht zu einem Pyrrhussiege gestalten kann. Denn wenn auch die Russen, allerdings mit Aufwand der größten militärischen Macht und nach Ueberwindung unsaglicher Schwierigkeiten auf einem Marsche durch wasserlose Steppen, von zwei Seiten her in das Tekkegebiet eindringen und die beiden Colonnen in Merw sich vereinigen werden, kann es uns vorderhand nur sehr schwer einleuchten, was mittels eines solchen Marsches eigentlich erlangt werden soll? Wenn es sich blos um einen Rache- oder Strafzug handelte, wie die Russen angeben, so mag das Ziel allenfalls durch das Niederbrennen mehrerer Hunderte von Zelten, durch Tödtung einiger Tausende von Turkomanen, durch Vernichten der Saaten und des Viehstandes erreicht werden. Dies wäre demnach eine russische Alaman oder Baranta, wenn man es eben so nennen will, mit allen Vortheilen neuerer Kriegführung inscenirt: für den russischen Staat selber jedoch von bedeutenden Kosten, ohne den entsprechenden Nutzen. Wir können den Russen einen solchen unpraktischen Schritt durchaus nicht zutrauen; wir können diese in optimistischen Kreisen um sich greifende Illusion nicht theilen, und sind daher fest überzeugt, daß die russische Armee wenigstens auf beiden Endpunkten des Tekkegebietes, d. h. in Merw und in Böürme, sich festsetzen wird, um von hier aus die renitenten Steppensöhne

Digitized by Google

in Schach zu halten und dem russischen Machteinflusse allmählich Verbreitung zu schaffen. Dies wird so wie seinerzeit auf der kirgizischen Steppe im Norden des Jaxartes durch das allmähliche Vorschieben kleiner Festungen angestrebt werden, kleiner Festungen, die zu einzelnen Ringen jener Kette herauswachsen werden, mittels welcher das halsstarrige Volk der Turkomanen umfangen und an das russische Joch geschmiedet werden soll. Dies ist der Grundriß des ganzen Planes, doch wird dessen Ausführung viel schwerer werden, als dies im Norden des Jaxartes der Fall war. Ein harter, gewaltiger Kampf steht hier den Russen bevor, ein Kampf, der dem seinerzeit in den Bergen des Kaukasus geführten gleichkommen mag, der aber schließlich hier im Osten des Kaspisees ebenso wie früher im Westen desselben nur mit dem vollständigen Triumph der russischen Waffen enden wird. Um was es sich unter den gegebenen Umständen handelt, ist nur die Zeitfrage. Von der größern oder kleinern Dauer des Unterjochungswerkes hängt der Fortgang der weitern Begebenheiten ab, indem die russische Macht an ein ferneres Vordringen gegen Südwesten nur dann erst denken kann, nachdem das jetzige Bollwerk auf der Steppe theils gänzlich beseitigt, theils in ein verwendbares Angriffsmittel verwandelt worden ist. Ueber den Punkt einer Verwendbarkeit der Turkomanen seitens der Russen mögen die Meinungen noch getheilt sein; ich meinerseits aber zweifle keinen Augenblick daran, daß diese an Raub und Krieg gewöhnten unruhigen Kinder der Steppe für den russischen Militärdienst wol leicht gewonnen werden können. Wenn sie gut bewaffnet und gut geführt sind, mag sich aus ihnen die beste leichte Cavalerie der Welt herauswachsen; sie waren von jeher in Sachen der Religion äußerst lau und werden sich nie besondere Scrupel daraus machen, ob ein Gläubiger an Christus oder an Mohammed sie befehligt, vorausgesetzt, daß er sie zu reicher Beute und zu verwegenen Abenteuern führt.*)

Es ist klar, daß diese allerneueste Umwälzung auf dem südlichen Theile der innerasiatischen Steppenwelt in unmittelbarer Weise auch auf die Verhältnisse der benachbarten Länder — und hier soll in erster Reihe Persien verstanden sein — reagiren wird und reagiren muß. Die Behauptung zu wagen, daß das schwache und unbedeutende Iran die russischen Cirkel zu stören vermöge, fällt uns nicht im geringsten ein; doch können wir nicht umhin, der zukünftigen politischen Stellung dieses kleinen Landes einen gewissen Grad von Wichtigkeit zuzuerkennen. Wol stehen die Administration, die Finanzen und die Armee Irans tief unter Null; der Schah hat bisher nur den Willen, aber nicht das Vermögen gezeigt, mit der

*) Seit Anfang März, wo wir diesen Aufsatz schrieben, ist in den Begebenheiten insofern eine Veränderung eingetreten, als die Russen von einer Expedition nach Merw über Bochara und Tschardschui abgekommen und ihre Hauptkraft auf dem erneuerten Zuge von Tschekischlar aus concentrirten. Dieses ändert jedoch wenig an der Sachlage; denn entweder ist dieser neue Feldzug erfolgreich, und dann muß ohnehin das Endziel Merw sein, oder es resultirt aus demselben ein neues Fiasco, wo dann selbstverständlich zu dem frühern Plan wieder zurückgekehrt werden muß. Man scheint in Petersburg mit diesem neuen Plan den liberalen Politikern Englands eine Gefälligkeit erzeigen zu wollen; doch ragt der Pferdefuß der durch russische Intriguen angezettelten Wirren um Belch herum zu sehr hervor.

Digitized by Google

modernen Cultur fortzuschreiten. Hier steckt noch alles tief, sehr tief im asiatischen Schlendrian, und man verhält sich zur Türkei ungefähr so wie das Reich der Osmanen zu Frankreich. Also eine höchst traurige Lage! wird der Leser sagen, und dennoch spielt dieses Iran eine bedeutende Rolle in der Rivalitätsfrage der beiden europäischen Kolosse in Asien; denn es hat erstens die Knotenpunkte jener Straßen in seiner Hand, welche von dem fernen Innern Asiens nach dem Westen führen, zweitens kann es mit seinen mehr als 5 Mill. Einwohnern, die sich durch Scharfsinn und Thätigkeit hervorthun, wenn es genügend geleitet und unterstützt wird, leicht zu jenem Factor umgestaltet werden, der bei dem spätern Kampf um die Vorherrschaft in Asien keinesfalls ignorirt werden kann und darf; drittens ist seine geographische Lage eine derartige, daß es bei einer endgültigen Lösung der Schwierigkeiten im Osmanischen Reiche nicht außer Acht gelassen werden kann. Mit Bezug auf diese Verhältnisse hat Persien schon im Anfange dieses Jahrhunderts die Rolle eines Erisapfels zwischen den beiden rivalisirenden Mächten in Asien gespielt, und es entspann sich ein Kampf, aus welchem, wie dies in der Geschichte nicht selten ist, Rußland den größten Vortheil zog, während England mit seiner zaudernden Pfennigpolitik sich nicht nur die Feindschaft Rußlands, sondern auch die Persiens zugezogen hatte. Man kann es in der That nicht begreifen, wie ein Staat wie England, dessen riesenhafte Besitzungen außerhalb des Mutterlandes doch eine groß angelegte, kühne Politik voraussetzen müßten, zu solch einer kleinlichen, erbärmlichen und lächerlichen Handlungsweise sich hergeben konnte wie in seiner Action vor und nach dem Frieden von Turkmantschai. Der Brite muß fürwahr von Scham ergriffen werden, wenn er sieht, wie der Repräsentant seiner Nation am Hofe von Teheran, im stillen Rache schnaubend, in der Tasche die Faust ballend, der russischen Aggression den Weg verrammeln will und doch aus Furcht vor ernsten Verwickelungen ganz ruhig zusieht, wie der russische Arm sich um Azerbaidschan schlingt, wie der Kaspisee zu einem russischen Gewässer und der Träger der Kejansmütze zu einem gefügigen Werkzeuge moskowitischen Ehrgeizes wird. Und wer wird es leugnen können, daß Persiens Gebaren nicht ein den Umständen angemessenes und ganz richtiges war? Von Rußland bedroht und gefährdet, von England statt der Hülfe nur Rathschläge und nichtssagende Freundschaftsversicherungen erhaltend, mußte die Regierung des Schahs der zwingenden Nothwendigkeit sich beugen und die rauhe Umarmung des nordischen Bären sich gefallen lassen. Merkwürdigerweise ärgerte man sich in England über diese moskowitische Sympathie der Iranier und vergaß dabei gänzlich, daß nicht russische Siege oder russische Intriguen, sondern die englische Apathie aus dem Schah einen Vasallen Rußlands gemacht. Dieses triste Spiel hat mit wenig Unterbrechungen im ganzen Laufe dieses Jahrhunderts in den politischen Transactionen der westlichen Rivalen in Teheran sich bemerklich gemacht. Sir Henry Rawlinson war der einzige Gesandte Albions am Demawend, der mit wahrem Verständniß der Sachlage für eine feste Allianz mit Persien und für eine energische Politik eintrat. Doch seine Ideen fanden an der Themse nicht die gebührende Beachtung; er zog sich zurück, und nun blieb nicht nur alles wieder beim alten, sondern die Frucht der frühern unheilvollen Politik war inzwischen zur Reife gelangt, und England mußte mit Persien, seinem natürlichen Alliirten, sich

Digitized by Google

1856 in einen Krieg einlassen, weil der Schah in seiner Eigenschaft als russischer Vasall, laut Befehl aus Petersburg, wohl aber auch von Eigendünkel angespornt, Herat zu nehmen sich anschickte und dem alten Dost-Mohammed, dem Alliirten Englands, an den Leib ging. Daß mit der Wegnahme Herats der Schah eigentlich die russischen Kastanien aus dem afghanisch-britischen Feuer zu holen hatte, braucht kaum gesagt zu werden; genug, dieser Liebesdienst ward ihm durch die schmähliche Niederlage seiner Truppen im Süden verleidet; Persien zog sich von Herat zurück und verpflichtete sich in dem 1857 zu Paris geschlossenen Vertrage, fortan auf die Stadt am Heri kein lüsternes Auge zu werfen, viel weniger aber nach derselben den Arm auszustrecken. Zwischen Iran und Albion war der Hausfriede hergestellt; die Zeit, die darauf folgt, glich der Pause nach dem Streit zwischen zankenden Eheleuten, nachdem eine erzwungene Aussöhnung stattgefunden, wo nur fragende Blicke und schüchterne Annäherungen stattfanden. Diese fragenden Blicke, diese schüchternen Annäherungen sind es, welche den diplomatischen Verkehr zwischen Teheran und Saint-James im Laufe der letzten Jahrzehnte kennzeichnen. Der persönliche Besuch von Nasreddin-Schah in London, die englische Vermittelung in der Grenzstreitigkeit zwischen Afghanistan und Persien und andere kleine Gefälligkeiten und Höflichkeiten deuten insgesammt darauf hin, daß man in Teheran nicht abgeneigt wäre, den Seladon, vielleicht richtiger den Mentor, zu wechseln, und daß man aus Furcht und Abscheu vor der rauhhaarigen Hand des russischen Esau sich lieber dem festen Arme des britannischen Jakob anvertrauen würde. Wie weit man in England geneigt ist, dieses Anerbieten anzunehmen, läßt sich für jetzt wol schwer entscheiden; aber daß man mit der Zeit sich zum Anknüpfen eines soliden Verhältnisses herbeilassen wird und muß, davon wird jeder Kenner innerasiatischer Zustände leicht überzeugt werden.

In einem gegenseitigen Vertrage zwischen Persien und England werden wol beide Contrahenten die Sicherheit ihrer Grenzen gegenüber einer russischen Aggression vor Augen haben, und namentlich handelt es sich beim erstgenannten Lande um die Frage des Seins oder Nichtseins; denn wenn es Rußland gelingt, im gebirgigen Nordrande Irans unter dem Vorwand einer Defensivmaßregel gegen die Turkomanen sich festzusetzen, so wird das reiche und große Chorasan im Verlaufe einer sehr kurzen Zeit vom nordischen Nachbar in solchem Maße gefährdet sein, wie es heute das reiche Azerbaidschan ist, in welches Rußland durch seine Stellung am Araxes zu jeder beliebigen Zeit ungehindert eindringen kann. Wenn daher auch eine Züchtigung oder vielleicht Ausrottung der Turkomanen den iranischen Landesinteressen zugute kommen könnte, so würde der eventuelle Nutzen keineswegs jene Gefahr aufwiegen, welche durch eine vollständige Umklammerung mit einem eisernen Arm von Norden her das iranische Land bedroht. Wir wollen nicht behaupten, daß man dies bisjetzt in Teheran nicht eingesehen; in persönlichem Verkehr mit persischen Politikern haben wir uns vom Gegentheil überzeugt; doch haben wir fortwährend zugleich über englische Apathie klagen gehört, und der Refrain derartiger politischer Conversationen war immer: „Nachdem man uns der Gnade des Gegners überantwortet, bleibt uns wol nichts anderes übrig, als durch zeitweilige Pacte die Existenz zu fristen.“ Diesen Fehler will man nun in England gut machen;

Digitized by Google

man will sich des bedrohten und verlassenen Irans annehmen, befolgt hierbei gewissermaßen auch die gesündeste Politik; doch was uns einigermaßen beirrt, das ist die Unzuverlässigkeit, der stete Hang zu Intriguen und Lügen, welche die Perser kennzeichnet: Laster, die sie selbst dann nicht ablegen können, wenn es sich um die vitalsten und heiligsten Interessen des Landes handelt. Dem unter jahrtausendelangem Druck der Tyrannei schmachtende Asiaten werden die Begriffe Offenheit und Redlichkeit nie recht geläufig werden; er wird lange noch Geheimthuerei und Ueberlistung, wenn noch so nachtheilig, dem offenen Gebaren vorziehen, und die persische Allianz mag daher den britischen Interessen nur dann und nur so frommen, wenn der Schah und seine Minister, nicht mit den Rosenbanden eines platonischen Verhältnisses, sondern mit den eisernen Ketten einer Realpolitik an England gebunden, zur Erkenntniß ihrer kritischen Lage zwangweise gebracht werden. Wie drastisch die Behauptung des Professors Martens auch immer klingen mag, daß ein europäischer Staat mit halbcivilisirten Ländern keinen internationalen Vertrag eingehen könne und dürfe, so müssen wir ihm speciell in diesem Falle recht geben; d. h. wir können das Schutz- und Trutzbündniß zwischen Iran und England nur dann billigen, wenn letzteres gegen die oben berührten moralischen Gebrechen der Perser sichergestellt ist, und wenn England es geradeheraus sagt: „Willst du dich vom Russen verzehren lassen, so verzehre ich dich lieber selber.“ Hieraus mag sich nun ein Verhältniß entwickeln, nicht ungleich demjenigen, das laut dem Vertrage von Cypern zwischen der Türkei und England obwaltet: ein Verhältniß, von dem noch weiter unten die Rede sein wird, das aber zur Zeit mit Bezug auf Persien auch schon deshalb nicht zu vermeiden ist, weil angesichts des russischen Marsches gegen Merw das altherkömmliche Kokettiren nunmehr nicht thunlich und an die Stelle der frühern Unthätigkeit eine energische, active Politik zu treten hat.

Wir kehren in unsern Betrachtungen über die Sachlage zu der bald zu erwartenden russischen Stellung in Merw zurück und können nicht umhin, die durch das russische Vordringen in dieser Gegend auftauchenden Eventualitäten in Folgendem zusammenzufassen. Zieht sich Rußland nach glücklicher Vollendung seines Rachezuges — was uns, wie gesagt, höchst unwahrscheinlich dünkt — aufs linke Oxusufer zurück, indem es sein Augenmerk nur auf die Position an der Ostküste des Kaspisees richtet, so findet diese Frage die erdenklich leichteste Lösung, indem das streitige Terrain am untern Laufe des Murgabs Persien überlassen wird und dieses Land, von England unterstützt, in der Turkomanensteppe zu jener Rolle gelangt, die ihm kraft seiner natürlichen Grenzen, kraft seiner historischen Ansprüche und schließlich kraft seiner im Verhältniß zu den Turkomanen vorhandenen geistigen Ueberlegenheit zukommt. Ich weiß es, Skeptiker werden mit Hinweis auf den wilden, Jahrhunderte alten Haß zwischen den sunnitischen Turkomanen und schiitischen Iraniern die Ausführbarkeit dieses Vorhabens wol belächeln. Niemand macht sich bezüglich dieses Punktes auch weniger Illusionen als ich; mir sind die kolossalen Schwierigkeiten nicht unbekannt; doch begründet sich meine Annahme auf den durch Rußlands Erscheinen auf dem Kampfplatze eingetretenen wesentlichen Umschwung in den Gefühlen der Turkomanen. Man ist dort von den unheilschwangern mos-

Digitized by Google

kowitischen Gewitterwolken zur Genüge eingeschüchtert und mürbe gemacht, und schon im vergangenen Sommer haben die Stammeshäuptlinge der Tekkes unter allen möglichen Versprechungen in Meschhed um Schutz und um persische Unterthanenschaft angesucht. Es ist daher nur schwierig, aber nicht unmöglich, dem iranischen Staate in Merw Achtung zu verschaffen. Opfer würde es jedenfalls erheischen, doch frage ich: ob es nicht besser wäre, durch Aufstellung und Kräftigung dieses Agens die Ursache des Zankes zu entfernen und den Zusammenstoß, soweit thunlich, hinauszuschieben? Ohne Zweifel wäre dies das Allerbeste; doch leider müssen wir die größere Wahrscheinlichkeit einer permanenten russischen Niederlassung in Merw in Rechnung ziehen, und indem wir dies thun, können wir nicht umhin, nach genauer Erwägung aller Umstände den Engländern eine sofortige Occupation Herats anzurathen, da wir in diesem an den Ausläufern des Paropamisus gelegenen wichtigen Punkte eine der russischen ganz äquivalente Stellung erblicken, ja hierin einen Trumpf sehen, ganz passend für die russische Herausforderung. Warum und in welcher Weise die russische Stellung in Merw den Engländern in Indien gefährlich sei, darüber braucht man nach eingehender und mehrmaliger Erörterung dieses Themas in der Tagespresse wol kaum mehr des Nähern sich auszulassen. Es ist heute kein Geheimniß mehr, daß die britischerseits über Beludschistan vorgeschobenen Grenzposten gegen den Norden gravitiren, ebenso wie die nach der entgegengesetzten Richtung vorrückende russische Avantgarde von Merw aus nach dem Süden strebt, und da keiner der beiden auf besondere locale oder ethnische Schwierigkeiten stoßen wird, so ist es kaum zu begreifen, warum England, dessen Truppen heute in Kandahar stehen und das sein Grenzgebiet schon bis jetzt um 100 Meilen vorgeschoben, zur Completirung seiner Garantiemaßregeln eben vor Betretung der noch übrigbleibenden 75 Meilen bis Herat so sehr zurückschrecken sollte. Daß Rußland in Merw nicht stehen bleiben will, ja nicht kann, das braucht heute wol nicht mehr gesagt zu werden. Während die ganze Umgebung dieses Ortes den Charakter der wüstesten Steppennatur trägt, ist es einzig und allein der Süden und Südosten, von wo her ein lachender Culturrayon verlockend winkt. Wenn man von Merw auf dem 55 geographische Meilen langen Wege nach Herat die Station Jolöten verlassen hat und den Murgab entlang vorschreitet, wird man bis Merutschak und von da weiter bis Herat lauter solchen culturfähigen Thälern begegnen, die im Alterthum blühend und bevölkert, in der Neuzeit nur infolge von Anarchie und Tyrannei verwahrlost worden. Sowie 1864 Fürst Gortschakow die Einnahme Taschkends damit rechtfertigen wollte, daß er den Stand in der nackten Steppe unhaltbar und das Anlehnen an einen Culturdistrict als von der Noth geboten bezeichnete, ebenso wird er dies mit Bezug auf Herat und die Turkomanensteppe wiederholen. Wir können daher selbst unter den möglichst günstigen Umständen nach der russischen Besitznahme von Merw eine bald darauf folgende Besetzung Herats erwarten, und es fragt sich also mit Recht, ob die Engländer dieses neue Object russischen Ehrgeizes lieber in afghanischen oder persischen als in eigenen Händen wissen wollen.

Von der afghanischen Machtstellung in Herat ist man in der Neuzeit, da die bittern Erfahrungen sich nicht hinwegleugnen lassen, glücklicherweise abgekommen.

Digitized by Google

Um so mehr aber scheint man für die persische Besitznahme dieses Ortes eingenommen zu sein, ja man munkelt sogar schon von geheimen Verträgen, worüber uns die nächste Zukunft jedenfalls aufklären wird. Warum wir trotz der starken Strömung, die in englischen Regierungskreisen bezüglich der Cession Herats an Persien um sich greift, in Betreff der herater Frage einer verschiedenen Ansicht sind, das wollen wir kurz darlegen. Unser jahrelanges Studium des Charakters der Orientalen und unsere eingehende Beschäftigung mit dem wichtigen Problem des Wettstreites Englands und Rußlands in Centralasien zwingt uns zu der Erklärung, daß Herat in persischen Händen nur eine halbe Maßregel sei, nur ein Schritt, der die jetzt nur aufgeschobene unliebsame Lösung der Frage schon in der nächsten Zukunft wieder desto gebieterischer in den Vordergrund drängen wird. Wenn auch Herat infolge seines natürlichen Bollwerkes von Osten her, d. h. durch das Hezaregebirge, von einer zukünftigen Beunruhigung seitens der Afghanen so ziemlich sicher sein wird, und wenn auch die schiitischen Hezares dem schiitischen Könige von Iran zugethan sein werden, können wir uns doch nicht des Eindruckes erwehren, daß der von jeher zwischen Persern und Afghanen bestehende grimmige Haß und die Todesfeindschaft der Sonnen- und Löwenfahne auf der Citadelle von Herat viel weniger Ruhe gönnen wird als der Flagge Großbritanniens, die gefürchtet und respectirt ist, auch bei den Einwohnern Herats mehr Sympathie und Anhänglichkeit erwecken wird. Persien ist ferner noch lange nicht jene civilisatorische Macht, durch welche das von afghanischer Tyrannei hart mitgenommene Herat zur Blüte gebracht und einer bessern Zukunft entgegengeführt werden kann. Afghanische Despotie ist wild, persische ist schlau, und wehe dem armen Volke, welches der Habsucht und Niedertracht der persischen Chane und Mirzas überantwortet ist. Von Hebung des Handels, der Industrie und des Ackerbaues kann unter persischer Aufsicht ebenso wenig die Rede sein wie unter afghanischer. Die reiche Provinz Herat würde so, wie zuvor, auch hernach nur fortsiechen; durch den neuen Herrenwechsel wäre gar nichts gewonnen. Was aber in dieser Frage am bedenklichsten scheint, das ist die den Persern nach unserer Ueberzeugung durchaus fehlende Treue und Redlichkeit, ein Mangel, der schon bei Fragen zweiten Ranges höchst bedenklich ist, hier aber die Basis der zukünftigen Politik gänzlich erschüttern, ja das ganze Werk auf flüchtigen Boden bauen würde. Ich will durchaus nicht an der Rechtschaffenheit Nasreddin-Schah's und seines jetzigen Premierministers Mirza-Hussein-Chan zweifeln, doch geht mir das Wort eines meiner persischen Freunde nicht aus dem Sinne: „Wenn der Perser täglich wenigstens nicht einmal lügt, so ist es gewiß, daß er abends unwohl wird"; ferner, wer wird den Satz des gefeierten iranischen Nationaldichters vergessen, welcher lautet:

Durugh-i maslahat amiz
Bi ez rasti fitne engiz;

d. h. besser die Lüge, welche dem Werke frommt, als die Wahrheit, welche Nachtheil bringt. Wer bürgt den Engländern dafür, daß die Perser im Besitze Herats, trotz der engen Freundschaft mit den Briten und trotz etwaiger Subsidien, nicht wieder gleich bei der ersten besten Gelegenheit den russischen Intriguen ein

Digitized by Google

Pförtchen öffnen werden? Bei einem Schutz- und Trutzbündniß im allgemeinen, bei Unterstützung persischer Ansprüche auf Merw kann die instinctmäßige Intriguenlust der iranischen Diplomaten den Briten wol unangenehm, aber nicht gefährlich sein. Bei Herat jedoch ist ein derartiges Experimentiren keineswegs thunlich; diese Stadt muß in englischen Händen bleiben; denn nur so ist es möglich, den afghanischen Raufbold wirksam abzuhalten und diesen stark heimgesuchten, unglücklichen Ort wieder jener Blüte entgegenzuführen, die ihm seiner geographischen Lage, seiner Bodenbeschaffenheit und klimatischen Vorzüge halber zukommt.

Hat sich England einmal diese Position gesichert, so ist der Grenzcordon im westlichen Afghanistan zur Garantie gegen jeden Angriff vom Norden her sichergestellt, während andererseits auch die angestrebte Pacificirung des übrigen Afghanistan viel leichter zu erreichen ist. Da man glücklicherweise von der Idee abgegangen, dieses Land fortan als einen einheitlichen Staat zu betrachten, was es übrigens niemals war, so steht auch wol der fernern Auflösung und Eintheilung des Landes in einzelne Tributärländer oder Districte nichts im Wege. Wie hätten demnach folgende von natürlichen Grenzen abgerundete einzelne Länder vor uns: 1) Kabul, das sich nördlich bis zum Hindukusch, östlich bis zum Kunarstrom und südwestlich bis zum obern Laufe des Urgundabs erstreckt; 2) die heutige Provinz Turkestan mit dem Hauptsitze Belch, im Norden an den Oxus sich anlehnend, im Osten bei Kundus und im Westen bei Schiburgan endend; 3) Meïmene, dessen Grenzen im Norden ebenfalls der Oxus, im Süden jedoch der Murgab bilden würden, da ich hier die Ansicht Sir Henry Rawlinson's: Meïmene sei der Schlüssel Herats, nicht theilen kann. Dieser Schlüssel gegen Norden sind theils Merw, theils die hohen Bergpässe des Paropamisus, und nicht Meïmene, das als ein in sich selbst abgerundetes Ganzes wol dem Eroberer, der vom Süden nach dem Norden vordringt, von strategischer Wichtigkeit sein mag, nicht aber in umgekehrter Richtung. Diese drei Districte, von denen die beiden letzten in überwiegender Mehrzahl von Oezbegen bewohnt sind, werden infolge der nationalen Differenz, welche den staatseinheitlichen Bestrebungen der Afghanen immer im Wege stand, in sich selbst den besten Schutzwall gegen etwaige Insinuationen vom Norden her bilden, da es Rußland viel schwerer fallen mag, die Gelüste und Bestrebungen der Einzelnen zu befriedigen, als dies ehedem der einheitlichen Afghanenmacht gegenüber der Fall war. Es mag aus diesen mit der Zeit ein Staatengebilde herauswachsen, nicht unähnlich dem im Mittelalter und vor dem Auftreten der Afghanen auf dem Schauplatze der Begebenheit. Damals kamen die Bergbewohner im Osten und Süden von Ghoristan kaum in Betracht, und das herrschende Völkerelement, auf welches die Ghaznewiden die Culturperiode ihrer Zeit gründeten, bestand vorherrschend aus Iraniern, welche damals mit dem benachbarten Sistan und Chorasan in regem Verkehr standen und nur später von den aus dem Norden hereinbrechenden türkisch-mongolischen Horden verscheucht worden sind. Da alle Vorbedingungen zu einer Neubelebung dieser Gegend, als Bodenbeschaffenheit und reiche Irrigation, noch vorhanden sind, so sehe ich nicht ein, warum das, was im Alterthum möglich gewesen und was einst den Ghaznewiden gelungen, nun heute den Repräsentanten unserer abendländischen Cultur, ich

Digitized by Google

meine den Briten, nicht gelingen sollte. Aus voller Würdigung dieses Umstandes rathen wir den Engländern die allmähliche Machtausdehnung nach der angedeuteten Richtung hin an, indem wir ein besonderes Gewicht darauf legen, daß die einzelnen Culturpunkte zwischen dem Bolanpasse und Herat, zur festen Kette zusammengeschmiedet, in die Hände jener Macht gelangen sollen, die auf der Höhe ihres Culturberufes sich befindet und eben durch Eingehen in diese neue Verpflichtung dem bisherigen Terrain ihres culturellen Wirkens den besten und sichersten Schutz gewährt.

Wir wollen uns bezüglich des in England sich manifestirenden Widerwillens gegen jede Grenzerweiterung und gegen jede Vermehrung der Civilisirungsaufgaben keinen Illusionen hingeben; wir kennen den heißen und heftigen Kampf, der bezüglich dieser Frage eben jetzt in England gefochten wird; wir wollen die Einwendungen der Gegner einer „Vorwärtspolitik", wie solche von Kapitän W. J. Eastwick dargelegt werden, nach voller Gebühr würdigen, können aber, da wir weder dem einen noch dem andern politischen Lager angehören, ja nicht einmal Engländer sind, nicht umhin, diese Frage vom neutralen, rein humanitären Standpunkte auffassend, uns dahin zu äußern, daß diese scharf getadelte Vorwärtspolitik die einzig zuverlässige und zweckentsprechende ist. Um jedoch auch den Gegnern gerecht zu werden, wollen wir die einzelnen Einwendungen einer Prüfung unterwerfen und mit solchen Argumenten widerlegen, die nicht durch den rothen Stempel des Parteikampfes auffallen, aber um so mehr durch die strenge Logik der Thatsachen sich empfehlen.

Wie aus den bisherigen Discussionen über diese Frage ersichtlich, sträubt man sich in England gegen das allzu weite Vorschieben des Grenzcordons theils aus ökonomischen, theils aus strategischen Rücksichten, indem man der Ansicht ist, daß ein solcher Vorstoß mit Kosten verbunden sei, die das ohnehin stark belastete indische Budget kaum zu ertragen vermöchte, und zweitens daß es für den Briten sich vielmehr empfehlen würde, das indische Kaiserreich hart an seinen nördlichen und nordwestlichen Grenzen zu vertheidigen, wo ihm die Natur eine mächtige Barrière geschaffen, wo es im Rücken ein Eisenbahnnetz hat und über alle Mittel der Defensive reichlich verfügt, als 150 und noch mehr geographische Meilen weit gegen Norden vorzudringen und dort in der weiten Ferne die Defensivmittel zu suchen. Vor fünf Jahren noch, ehe die Welt das unerquickliche Schauspiel russischer Intriguen in Kabul vor Augen hatte, und als man noch für die sogenannte Neutralitätszone eintrat, hatte diese Einwendung, die zumeist von den liberalen Politikern Englands gemacht wird, gewissermaßen ihre Berechtigung; doch heute, wo die Wahrheit augenfällig geworden, daß die unmittelbare Nachbarschaft eines civilisirten, geregelten Staates viel gefährlicher werden kann als die eines halbbarbarischen Volkes, heute kann man mit gesundem Menschenverstande die beschleunigte Annäherung der wachthaltenden Kozaken und Seapoys hart an die Grenzen Indiens nicht mehr wünschen. Die unmittelbare Berührung beider Grenzposten kann für die Dauer wol kaum verhindert werden; sie wird vielleicht schon in der nächsten Zukunft stattfinden; doch meinen wir, daß es im Interesse des gefährdeten Objects viel mehr liege, diesen gegenseitigen Berührungspunkt für heute noch

Digitized by Google

in möglichst weiter Entfernung zu suchen. Ich sage, für heute noch, weil Indien in der Gegenwart noch immer einer Dynamitfabrik gleicht, die der Feind mit dem stets bereit gehaltenen verhängnißvollen Funken aus der Nähe viel leichter zur Explosion bringen kann als aus der Ferne. Es müßte auch erwogen werden, daß die großen Kosten des allzu sehr ausgedehnten Grenzcordons erstens in Anbetracht des hohen Werthes, den Indien für Großbritannien hat, wol mit in den Kauf zu nehmen seien, und zweitens daß dieselben vielleicht schon nach Verlauf eines Jahrzehnts von dem localen Einkommen jener, wie schon erwähnt, reichen Gegenden leicht zu decken sein werden. Uebrigens sei uns die Frage gestattet: was wol die Kosten dieses verlängerten Grenzcordons im Vergleiche zu jenen riesigen Opfern wären, die dem indischen Budget aus der unmittelbaren Grenznachbarschaft Rußlands erwachsen würden? Diejenigen, welche sich mit dem Wahngebilde vertrösten, daß England und Rußland jedes für sich in Asien Raum genug für ihren Ehrgeiz finden und daß ein inniges Einverständniß zwischen beiden das beste Präservativ gegen zukünftige Complicationen sei: die scheinen ganz zu vergessen, daß zwei solche große Körper schon infolge des Naturgesetzes nicht ruhig nebeneinander bleiben können und namentlich dann nicht, wenn der eine, von unbändigem Expansionsgelüst beseelt, von der Natur der auf seinem Marsche zurückgelegten Strecken zum weitern Fortgange fast getrieben wird.

Und bezüglich Rußlands ist dies in jeder Hinsicht der Fall; die Engländer dürfen sich hierin keiner Illusion mehr hingeben. Für Rußland ist seine heutige Stellung in Centralasien, selbst wenn es vom friedfertigsten Geiste beseelt wäre, nur eine Etappe auf dem langen Marsche, nur eine Haltestelle behufs des Ausruhens, aber durchaus kein endgültiges Ziel und am allerwenigsten eine Acquisition, die eines jahrhundertelangen, mit Kosten und Strapazen vollzogenen Marsches vom Ural bis zum Oxus würdig wäre. Rußland hat heute in Centralasien 10 Mill. Rub. jährliches Deficit, ein Deficit, das nicht ab-, sondern zunehmen wird, namentlich wenn die projectirte Bahn von Taschkend nach Samarkand ins Leben treten sollte, eine Bahn, deren commerzielle Bedeutung null und die nur militärisch-politischen Zwecken entsprechen kann. Wenn wir seinerzeit von der Culturfähigkeit der turkestanischen Oasisländer sprachen, so geschah das mehr mit Hinblick auf die damals allgemein verbreitete irrige Anschauung bezüglich der sogenannten turanischen Wüsteneien. Für den Asiaten und auch für den in Asien längere Zeit reisenden Europäer sind gewisse Theile Turkestans in der That in Sand gefaßte Edelsteine. Auf dem Culturrayon, der dem Sande abgerungen ist, kann genügende Bewässerung Wunder der Fruchtbarkeit erzeugen; doch kostet ein derartiger Erfolg riesige Anstrengung, und wenngleich der Bodenertrag den Bedürfnissen einer asiatischen Staatshaushaltung entspricht, so kann dies für ein europäisches civilisirtes Régime nie und nimmer der Fall sein. Wir fragen daher, ob es anzunehmen sei, daß Rußland sich noch lange den kostspieligen Luxus der Civilisirung der Tataren erlauben wird und ob es nur den liberalen Politikern Englands zu Gefallen aus puren humanitären Rücksichten seine ohnehin nicht sehr reichlichen Fonds dort anlegen wird, wo der Gewinn äußerst problematisch, ja ganz aussichtslos ist? Eine so uneigennützige Handlungsweise muthen wir keinem Staat, am allerwenigsten aber

Digitized by Google

Rußland zu; es wird und muß daher fortwährend dem Süden zustreben, bis es auf solch territoriale Bedingungen gestoßen ist, in denen es seine bisherigen Kosten und Opfer vergütet findet. Diese Territorialbedingungen aber kann nur Indien allein bieten, daher die Fortsetzung der russischen Aggression nach dieser Richtung außer allem Zweifel steht.

Angesichts derartiger Verhältnisse muß jeder denkende Mensch im ruhigen Gewähren der russischen Machtausdehnung bis hart an die Suleimanskette nur eine Unterstützung der Plane des Hofes von Petersburg und nicht die Beschützung der britischen Interessen erblicken; denn was wir mit Bezug auf den Religionsfanatismus der Afghanen und ihre heutige Sympathie für die Russen erfahren haben, das kann sich sehr leicht auch bezüglich der (wenngleich noch so sehr fanatischen) Wahabiten im Nordwesten Indiens wiederholen. Wir legen der Controverse der mohammedanischen Gelehrten von Mekka und Indien bezüglich der Frage, ob letztgenanntes Land Dar-ul-Harb (Kriegs- oder Feindesland) oder Dar-ul-Islam (Friedens- oder Islamsland) sei, gar keine Bedeutung bei; vom praktischen Standpunkte beurtheilt, wird Indien nur so lange Dar-ul-Islam bleiben, als England über eine genügende Macht verfügt, um die heute gegen Einführung der westlichen Civilisation und gegen Aufhebung der Institutionen altasiatischer Verkommenheit sich sträubenden moslimischen Geister in Schach zu halten und sie sozusagen auf die Pfade der gedeihlichen Neuerungen zu drängen. Und dies wird noch wenigstens einige Jahrzehnte beanspruchen; wenngleich noch so fremdartig und unliebsam, müssen die durch England eingeführten Neuerungen selbst die verstocktesten Conservativen von der Gedeihlichkeit der fremden Civilisation überzeugen. Das Licht der neuern Weltanschauung dringt wol schwer und langsam, aber es dringt dennoch vorwärts, und wenngleich in der Neuzeit Lord Lytton gegen die Schrankenlosigkeit der einheimischen Presse bei Besprechung der Regierungsangelegenheiten einschreiten mußte, so werden diese neucivilisirten politischen Hitzköpfe mit der Zeit wol zu der Einsicht gelangen, daß der Schutz und die Herrschaft des freien Albions mit der strengen Despotie des Moskowitenthums gar nicht zu vergleichen ist und daß ein Herrenwechsel, den etwaige Rebellen anstreben würden, für die Wohlfahrt Indiens nachtheilig und für die heutigen Misvergnügten nur zur bittern Illusion werden wird. Und eben weil eine solche Ueberzeugung nur im Verlauf der nächsten Jahrzehnte um sich greifen kann, und weil beim gegenwärtigen Gärungsprocesse die unmittelbare Nachbarschaft eines Feindes in Indien arge Confusion anrichten könnte, eben deshalb darf es Rußland nicht gestattet werden, das Gebiet seiner Macht und seines politischen Einflusses bis hart an die Grenzen Indiens auszubreiten. Sowie im grauen Alterthum Iran von Turan oder der südliche vom nördlichen Theile Asiens durch die natürliche Grenzscheide des Oxus getrennt war, ebenso soll und kann dies auch in der Gegenwart sein. Liegt es Rußland in der That daran, in Asien eine culturelle Mission zu erfüllen oder seinen Einfluß nach dieser Richtung hin auszubreiten; will es in der That jeder Collision mit seinem westlichen Rivalen aus dem Wege gehen und durch Beseitigung jedweden Haders den barbarischen und culturbedürftigen Elementen Innerasiens alle Hoffnung auf ein weiteres Fortbeharren in den

Digitized by Google

unmenschlichen barbarischen Zuständen benehmen, so muß es mit dieser natürlichen Grenze sich zufrieden geben, muß seinen Ehrgeiz mäßigen, und nur dann wird die so oft emphatisch ausgesprochene Behauptung, daß Asien groß genug sei, um zwei strebenden Mächten Raum zu gewähren, zur Wahrheit werden können.

Der Friede in Asien hängt daher einzig und allein von der Frage ab: ob Rußland sich zu solcher Handlungsweise aufraffen kann und ob es, von der hohen Tragweite seiner politischen Stellung in Asien durchdrungen, des lieben Friedens halber sich zu mäßigen vermag. Wie das Bild der nächsten Zukunft in merklichen Umrissen am politischen Horizont sich zeigt, ist die moslimische Welt Asiens ohnehin schon in zwei Theile zwischen unsern europäischen Kolossen getheilt; man könnte fast sagen: der 35. Breitengrad wird zum Grenzcordon der beiden Machtsphären sich gestalten. Vom Pontusufer, das armenische Hochland entlang über den Kaspisee und die turkomanische Steppe, ferner das rechte Oxusufer entlang bis zu den nordwestlichen Ausläufern des Tienschangebirges hat das Scepter des Zaren sämmtliche Gläubige in Mohammed in russischer Unterthanenschaft vereinigt. Dem entsprechend fällt im Süden besagten Breitengrades die Islamwelt Indiens und Afghanistans dem britischen Machtgebiete zu; Persien soll soeben durch ein Schutz- und Trutzbündniß gewonnen werden, die asiatische Türkei ist schon durch ein solches der britischen Krone eingefügt. Wir haben daher das merkwürdige Schauspiel vor uns, wie zwei christliche Staaten das ganze mohammedanische Asien, das seit dem Sturze des Chalifats in sich zerfallen, seit dem Erkräften der abendländischen Cultur aus allen Fugen gehend, den Kampf auf Leben und Tod begonnen, nun beinahe gänzlich besiegt und in fast zwei gleiche Theile zerschnitten worden ist. Für Schreiber dieser Zeilen, der beim Umgestaltungsproceß der asiatischen Moslimwelt die Nachsicht und die Geduld des Abendlandes als conditio sine qua non aufgestellt, ist es gewiß sehr schwer, heute, da die unbändige Ambition und die ungerechtfertigte Hast Europas statt des gehofften Umschwunges nur Ruin und Untergang herbeigeführt, das harte Verdict der Lebensunfähigkeit der von innen so arg zugerichteten moslimischen Staatenwelt auszusprechen. Doch in der Politik wie auch in den Culturfragen dürfen Thatsachen, wenn auch durch was immer herbeigeführt, keinenfalls ignorirt werden. Ob diese barsche Handlungsweise sich nicht einst an Europa rächen und ob das herbeigeführte Resultat auf dem Gewissen der gegenwärtigen Machthaber nicht schwer lasten wird, davon soll und kann hier nicht die Rede sein. Aber wir müssen uns heute die beinahe ganz vollendeten Thatsachen vor Augen halten. Der weitere Fortbestand der moslimischen Staaten in Asien nimmt sich unter den von Europa in der Neuzeit geschaffenen Verhältnissen nur wie ein schwaches Schattengebilde aus, und da es denn so geworden ist, so muß jeder fühlende Mensch unsern Wunsch theilen: die beiden Antreter der neuen Erbschaft mögen in der Zukunft auf Grund eines solidarischen Einverständnisses ihrer hehren Aufgabe gerecht werden, die armen verlassenen Völker jener Region einer bessern Zukunft entgegenzuführen und nicht durch gewissenlose Eifersüchtelei so viele classische Punkte der Alten Welt aufs neue zum Tummelplatz roher Leidenschaft zu machen und die alte Ruinenstätte mit frischem Blute zu färben.

Digitized by Google

Cyprische Reisestudien.

Von

Max Ohnefalsch-Richter.

I.

Erste Eindrücke vor und in Larnaka.

Je weiter die Arethuse, das französische Messageries-Maritimes-Schiff, hinaufsteuerte, desto heißer brannte die Sonne und mahnte mich an den glühenden Sonnenbrand, den man allegorisch als Löwen mit aufgespertem Rachen auf altcyprischen Münzen dargestellt findet. In Alexandria war es um 1 Grad Réaumur kühler als in Neapel gewesen, aber je näher wir, in nordwestlicher Richtung steuernd, der meerumflossenen „Kypros" kamen, desto höher stieg das Quecksilber, desto mehr schimpften Passagiere und Bemannung des Dampfers in den verschiedensten Sprachen über die heillose Hitze. Der Garçon konnte uns drei einzigen Passagieren au premier nicht genug Eis herbeischleppen, den Bordeaux zu kühlen. Mir fielen Martial's Worte ein: „Infamem nimio calore Cyprum observes messes area cum teret crepantes et fulvi juba saeviet leonis" (Martial, 9, 92). Auch Solinus gibt irgendwo der cyprischen Temperatur das Attribut incitatissimus calor. Das Thermometer zeigte auf dem Meere 26½ Grad R.

Nachdem wir die Nacht durch gefahren, reckte nun am späten Vormittag ein Berg seine bläulichen Glieder über dem Dunstmeere auf, das zwischen Salzflut und lichtem Aether lag und den Horizont verhüllte. Wie eine liebliche Fata-Morgana aus Licht und Luft und Glanz gewoben ruht der wellige, in der Mitte am höchsten hornartig aufsteigende Bergrücken gleichsam auf Wolken. „Das ist der cyprische Olymp, mein Herr", belehrte mich der freundliche, kugelrunde Kapitän, während wir zusammen auf dem Verdeck unter dem Leinwanddach den Kaffee à la Turc schlürften. Da dachte ich an einen der alten Inselnamen (deren Cypern besonders viel verschiedene führte): Aeria. Hesychios gebraucht diesen Namen, welchen im Alterthume auch andere Länder und Inseln führten, wie Libyen, Aegypten, Sicilien, Kreta. Von dem warmen Dunst, der die Insel häufig wie ein Nebel vor dem Auge der Seefahrer verbirgt, mag auch ein anderer Name: Kryptos, d. h. die „Verborgene", stammen, welchen Asthynomos uns aufbewahrte. Infolge der nebeligen Atmosphäre erlitten Seeleute oft genug an den cyprischen Gestaden Schiff-

Digitized by Google

bruch. So scheiterte Sultan Bibar's ganze Flotte im Jahre 1271 an den Felsenriffen vor dem Hafen Limassols, beim alten Amathus.

Während wir uns der äußersten Südspitze der Insel, dem Cap Zevgari, näherten und dann in schwach nordöstlicher Richtung die Insel immer in Sicht nach Larnaka hinaufdampften, hatte ich Muße, die Küste zu betrachten und über die verschiedenen Inselnamen nachzudenken. Zunächst fielen mir die verschiedenen Landzungen und Vorgebirge auf. Ihre blendendhellen Rippen liefen in der That oft wie riesige Hörner ins schwarze Meer hinaus und bildeten zahlreiche kleine und große Buchten. Da kam mir in den Sinn ein anderer alter Inselname: Kerastis, d. h. „gehörnt". Cyprische Dichter konnten (wie Menandros) so leicht eine Fabel von gehörnten Menschen erfinden, deren sich dann andere, wie Nonos (Dionysius, 5, 614) und besonders Ovid in seinen „Metamorphosen" bemächtigten. Auch die Hornschlange, noch heute von Cyperns Volk κεράστης genannt (und nach der neugriechischen Aussprache Kerastis gesprochen), mochte mitgeholfen haben, das cyprische Mythenvolk zu schaffen.

Je näher wir der Insel und der larnakiotischen Rhede kamen, desto mehr lüftete Lichtgott Helios den Dunstschleier, desto mehr löste er des Troodos Massengebirge in Thäler, Berge und Hügel auf. Ueberall lagerte sich vor das Band durcheinandergeschobener Höhenzüge eine mehr oder minder breite Strandebene. Das gab mir Veranlassung, an den Namen Colinia zu denken, den wir bei Plinius fanden, und welcher offenbar Hügelland bedeutet. Auch durfte von den Dünen und Strandniederungen der phönizische Name Aspelia stammen.

Wie kahl und nackt taucht heute der Inselleib aus dem Meere auf! Wie leuchtet sogar noch auf dem lichten Aether das weiße baum- und pflanzenlose Kalkgebirge! Oede, trostlos öde, baum- und wasserlos erscheint das ganze Inselland. Sollten nicht die alten Autoren, wie mitunter so manche unserer heutigen Reiseschriftsteller, Feuilletonisten und Berichterstatter, poetisch übertrieben haben? Wenn man heute Cypern sieht und durchreist, kann man es gar nicht begreifen, daß das ganze Eiland ein einziger großer Wald gewesen sei, ein Wald, in welchem semitische und phönizische Ansiedler die ersten Fleckchen mühsam urbar gemachten Culturlandes nur schwer gegen den immer wieder vorrückenden Baumwuchs behaupten konnten, wie uns Eratosthenes erzählt. Allerdings dürfen wir nicht vergessen, daß allerorten im Orient (man denke nur an den cederreichen Libanon, von dem die Heilige Schrift nicht müde wird zu erzählen) Feuer, Schwert und rohe Lust am Zerstören wald- und quellenreiche Paradiese in wasser- und baumlose Wüsten verwandelten.

Jetzt war die heute mit dem italienischen Namen Capo Gatto, d. h. Katzencap, bezeichnete Landspitze verschwunden. Griechische Einsiedler und Mönche erbauten dort einst gegen die zahlreich vorkommenden Giftschlangen ein Kloster und hielten viele Katzen, die sich als vorzügliche Schlangenjäger bewährten. Auch im Griechischen hieß die Insel die „Schlangenreiche", Ophiusa, welchen Namen sie mit andern Ländern, besonders mit Chios und Rhodos theilte. Wie der Name Kerastis gab der Name Ophiusa Veranlassung zu einem Mythos von schlangengeborenen Menschen. Plinius tischt uns ein lustiges Märlein von cyprischen

Digitized by Google

Schlangenmenschen auf. Ein solcher Schlangenmensch, mit Namen Euagon, sei in Rom als Gesandter erschienen; da hätten die Consuln ihn in einen Behälter zu vielen Giftschlangen werfen lassen, die den Mann aber nicht gebissen, sondern nur geleckt hätten. Schweiß und Speichel dieser cyprischen Schlangenmenschen seien ein probates Mittel gegen den Schlangenbiß, zumal im Frühjahr gesammelt, wenn der Geruch der Secrete ein eigenthümlich starker sei.

Jetzt verschwand mir auch die Gegend von Amathunt, wo die alte phönizische Stadt Amathus lag, neben Paphos besonders berühmt durch den dort ausgeübten Aphroditedienst.

Von der goldigen Liebesgöttin und ihren Cultusstätten schreiben sich die im Alterthume gebrauchten Inselnamen Amathusia, Paphos, Aphrodisia her.

Plinius gibt uns, Philodines citirend, auch noch den Inselnamen „Akamantis", d. h. akamantisches Land. Des Theseus Sohn, Akamas, der attische Heros, figurirt als einer der Hauptgründer griechischer Colonien auf Cypern, freilich, wie alle diese mythischen Persönlichkeiten, in duftiges Sagengewand gehüllt. Noch heute heißt ein Berg im Westen der Insel und das westlichste Cap Akamas.

Den Namen Makaria, Glückselige, theilte die fruchtbare im Alterthume sogenannte Große Ebene (heute Mesoria) der ganzen Insel mit. Jetzt paßt diese Bezeichnung wie die Faust aufs Auge. Möge unter englischem Banner die Insel bald wieder zur Makaria werden.

Dagegen dürfte noch heute die Insel den Namen Aerosa, die Erz-, Metall-, Mineralreiche, beanspruchen. Durch den alles verheerenden Halbmond sind zwar die Minen verlassen, die Schächte verschüttet, aber die werthvollen Gaben ruhen in der Erde Schos; sie brauchen nur heraufgeholt zu werden. Verschiedene Ingenieure und Fachleute, welche seit der Ankunft der Engländer die Insel durchsuchend bereisten, haben mir das bestätigt und ich selbst sollte mich später davon zur Genüge überzeugen.

Jetzt erschien vor uns das Cap Citi (auf italienisch Tschiti ausgesprochen) mit dem Dörflein gleichen Namens. Die, welche dorthin die alte Stadt Kition verlegen, irren. Im Alterthume hieß das Cap wahrscheinlich Dades.

Wo Kition lag, werden wir gleich sehen; es kommt häufig vor, daß man bestimmte Ortsnamen später verpflanzte. Neben dem Namen Kypros war lange Zeit der Name Kottim als Inselname der gebräuchlichste; beide sind hebräischen Ursprungs. Der Name Kypros blieb bis heute, während sich der Name Kittim, Kition, auf die alte berühmte Handelsstadt localisirte, um endlich später südwestlich jenseit des Salzsees zu wandern und heute ein kleines gemüsebautreibendes Dörflein zu bezeichnen. „Die Gurken von Citi, welche Fuß lang und darüber werden, sind heute das Beste am Eiland", meinte sarkastisch lächelnd der Econome der Arethuse, der die Küche unter sich hat. „Selbst mit dem Cypernwein ist es nichts, Monsieur; süßer Syrup mit Sprit. Da lobe ich mir meinen Petit Bourgogne, unsern ordinären Tischwein." (Ich sollte jedoch später recht gute cyprische Weine kennen lernen, wenn auch im allgemeinen wir Europäer immer die leichtern bouquetreichern deutschen und französischen Weine solchen schweren süßen Dessertweinen vorziehen werden.) Dieses und noch manches andere sagend, ging der Econome seines Weges zur Küche. Ich hatte Mühe, meinen unter-

Digitized by Google

brochenen Gedankengang wieder aufzunehmen. Von Kittim erzählte ich. Die Kittier oder Kittäer werden bereits wiederholt in der Bibel erwähnt. Mit dem Namen Kittim, Kitim, Chetim, d. h. Seestadt, wurde zuerst die spätere cyprische Stadt Kition wie die ganze Insel belegt. Josephus erzählt uns in seiner „Jüdischen Geschichte" (I, 7), daß Kittim, Sohn des Javan und Enkel des Noah, nach Kypros gegangen sei, da ihm dieses Land, so führt er weiter aus, bei der neuen Theilung der Erde unter Noah's Nachkommen zufiel.

Der gebräuchlichste Name der Insel dagegen wurde Kypros, der einzige, der noch heute gilt, der in aller Länder Sprachen überging. Er stammt von dem hebräischen Gopher oder Kopher (כֹּפֶר oder כֹּפֶר), einer Pflanze, ab. Lange bis in die neueste Zeit war man über diese Kopherpflanze im Irrthum. Man war des oft wenig zuverlässigen Plinius Angaben gefolgt und hielt dafür die in Cypern wohl ab und zu (heute nur in einzelnen Gärten) cultivirte, in Aegypten einheimische Hannapflanze (Lawsonia alba Lam.), welche das bekannte orientalische Färbemittel, das Hanna, hergibt, ein Pulver, mit dem bereits die ägyptischen Mumien gefärbt wurden und noch heute im Orient die Islambekennerinnen sich Fingernägel und Haare färben. Erst den tüchtigen Forschern Unger und Kotschy (Wien 1865) war es vorbehalten, nachzuweisen, daß die Kopherpflanze Cistus Creticus ist, die Lieferantin des wohlriechenden Ladanumharzes. Plinius, Herodot und manche andere Schriftsteller erwähnen das Ladanum oder Ledanum. Herodot sagt: „Aber noch wunderbarer ist die Entstehung des Ladanums; denn es hat den höchsten Wohlgeruch und kommt doch von einem ganz häßlich stinkenden Orte. Es wird nämlich dem Ansehen nach wie zähes Waldharz in den Bärten der Ziegen und Böcke gefunden." Plinius weiß schon mehr, befindet sich aber im Irrthum, wenn er sagt, daß das Ladanumharz von den Blüten des Epheu auf die Barthaare der weidenden Ziegen gelange und von da sammt dem zufällig anhängenden Staube gesammelt werde. Plinius nennt auch noch eine zweite, noch heute auf Kreta, aber nicht auf Cypern übliche Art der Gewinnung. „Nach andern", so sagt er, „wird aus dem Kraut Leda, dessen Fett an darüber gezogenen Schnüren hängen bleibt, das Ledanum gewonnen." Auf Cypern konnte ich nur die eine Art der Gewinnung beobachten, so eifrig ich forschte. Die Ziegen weiden in den Cistrosenbüschen, streifen die an dem krautartigen Theile der Pflanze haftende klebrige Substanz ab, die nun leicht durch Abschneiden der Haare und Ausbringen am Feuer gewonnen wird. Noch Franz von Löher erwähnt in seinem Buche „Cypern" beide Arten der Gewinnung; ich schließe mich Unger und Kotschy an, welche die Ladanumgewinnung vermittels rechenartiger Instrumente auf Cypern nie sahen und bezweifeln.

In einem neuesten, allerdings sehr flüchtigen und von Fehlern wimmelnden Schriftchen: „Die Insel Cypern", von V. Graf Folliot de Crenneville, österreichischem Viceconsul zu Smyrna (Wien 1879), kann man sogar schwarz auf weiß lesen, daß die Hennastaude der Insel Cypern den Namen gegeben und die Kopherpflanze sei.

Von dem Worte Kypros hat im Alterthume das als beste bekannte cyprische Erz seine Bezeichnung Cuprum, Kupfer. Auch unser deutsches Wort stammt daher. Die Cypresse empfing ebenfalls von der Insel den Namen und soll auf derselben ihre

Digitized by Google

Heimatstätte haben. Heute findet man die schönsten Cypressenexemplare außerhalb Cyperns. Der karpfenähnliche Fisch Cyprinus endlich leitet auch von der Insel den Namen her. Das Reispulver nennen Italiens Frauen noch heute statt Poudre de riz — „Polvere de Cipro". Ich finde es in Thomaso Poccacchi da Castiglione's Buch „L'Isole pia famose del Mondo" (Padua 1620) erwähnt. Es bestehe, heißt es dort, aus dem Ciprino ch'è detto ghenna, dem Ladanum, Weihrauch und Storax. Das Reismehl wird dagegen nicht erwähnt, da wol Zucker, aber nie Reis auf Cypern cultivirt wurde. Andere wollen wissen, daß das Reispulver in Italien seiner weißen Farbe wegen, die es mit dem früher von Cypern kommenden Zucker gemein habe, „Polvere di Cipro" heiße. Doch ist dies nichts als eine Erfindung von dem italienischen Viceconsul Magni, welche er in seinem neuesten Aufsatze „L'Isola di Cipro e la casa di Savoia" veröffentlicht.

Während ich mich solchen Betrachtungen hingab, waren wir inzwischen um das Cap Citi herumgefahren und hatten in die Bucht von Larnaka, den ehemaligen Kitischen Meerbusen, eingebogen. Ueber niedrigen Erdhäusern wiegen sich Palmen in dem griechischen Aether, blinken einzelne weißgetünchte Thürme von Kirchen, Minarete von Moscheen auf, und am Strande die kleine Hafenfeste. Nur dort rechts, wo die Flaggen der Consulate und der englischen Verwaltungsgebäude wehen, machen die höhern, aber immer höchst einfachen Gebäude ein etwas freundlicheres Gesicht. Während südwestlich die Bucht von Cap Citi abgeschlossen wird, geschieht dies im Nordosten durch das Cap Pyla, ehemals Thioni.

Hinter dem sonst ziemlich baumlosen Hafenstädtchen steigt in weiterer Ferne pyramidenförmig der 709 Meter hohe Kreuzberg Stavro Vuno auf, italienisch Monte Santa-Croce genannt. Im griechischen Alterthum hieß dieser Berg der Kleine Olymp. Die Griechen liebten es, in alle Länder Namen und Vorstellungen ihrer Heimat zu verpflanzen. Die Bergaphrodite ἀκραία, deren Tempel die Frauen nicht anblicken, geschweige denn betreten durften, wurde auf dieser Bergspitze verehrt. Auf der höchsten Troodosspitze, dem eigentlichen Olymp, weiter im Südwesten, mitten im Gebirge, die wir zuerst beim Nahen der Insel erblickten, haben wir den Sitz der Aphrodite und der Musen anzunehmen, wovon Euripides spricht. Noch heute spielt die Stavro Vuno, der Kreuzberg, im Leben der Insulaner eine gewisse Rolle, wie damals zur Zeit der Aphrodite Akraia, wenn auch in anderm Sinne: auf dem Berge thront ein der Santa-Helena geweihtes Kloster. Als die heilige Helene, so erzählt die Legende, vom Gelobten Lande nach Konstantinopel zurückkehrte, landete sie in Cypern, und zwar im Süden der Insel, östlich von Limassol, beim Flusse Vasilopotamos, der nach ihr den Namen „königlicher Fluß" erhielt. Schon damals soll es mehr als 30 Jahre nicht geregnet haben und die Insel ganz entvölkert gewesen sein. Da zog die Hagia ein Stückchen Holz von dem echten Kreuze des gekreuzigten Heilands hervor und schenkte es der Insel, und alsbald sollen durch anhaltend gefallenen Regen Hungersnoth und Dürre verscheucht worden sein. Das Kreuzpartikelchen bewahrte das Kloster des Stavro Vuno auf. Dorthin bewegten sich nun alljährlich am 14. Sept. zahlreiche Pilgerzüge. Kirche und Kloster standen sich gut dabei. Da kamen die neidischen

Digitized by Google

Mönche von Leoka (jenseit der Troodoskette, nördlich von Paphos gelegen) auf den Einfall, auch ein gleich geformtes und gefaßtes Stücklein Holz für Helena's, der Heiligen, Geschenk auszugeben. Die Mönche vom Stavro Vuno beschwerten sich deswegen beim Erzbischof von Leokosia. Derselbe ordnete an, daß beide Kreuzpartikel zu präsentiren seien, dann würde man das rechte schon herausfinden. Das wollten gerade die schlauen Mönche von Leoka; bei der Prüfung wandelten beide ganz gleiche Kreuzstückchen von Hand zu Hand, bis man endlich nicht mehr wußte, welches von beiden die echte Reliquie, welches die von Leoka, welches die andere vom Stavro Vuno sei. Der guten Dinge sind drei. Später fand sich noch ein allein echtes Kreuzstückchen im olympischen Hochgebirge, im Weindorfe Omodos. An allen drei Orten behauptet man noch heute, das allein echte zu haben. Mir fiel Lessing's Gleichniß von den drei Ringen ein. Besonders glänzend gestaltet sich noch heute das Panagiri, das Madonnenfest am 14. Sept. auf dem Kreuzberg. Da strömt das Landvolk zusammen, das Kreuzstückchen und das Bild der heiligen Helena zu küssen, und sich auf der Fiera*), dem Kirchfestmarkte, zu unterhalten und Einkäufe zu machen.

Als unsere Arethuse weit draußen zwischen englischen und türkischen Kriegs- und Kriegstransportschiffen, neben dem österreichischen Lloyddampfer, italienischen, griechischen und arabischen Segelschiffen die Anker auswarf, bot sich mir sofort Gelegenheit, über Verschiedenheit der Volkscharaktere und Temperamente Untersuchungen anzustellen. Welch ein Gegensatz zwischen Süditalienern, Arabern und Cyprioten! Als ich den Parthenopäischen Golf verließ, rief es in mir: „Welch ein lebenslustiges, heißblütiges Volk, das neapolitanische!" Als ich Alexandrias Hafen erreichte und wie Katzen die braunen und schwarzen Araber aufs Schiff sprangen, sagte ich mir: „Was für Schlafmützen sind doch die Neapolitaner gegen dieses afrikanische Volk!" Und nun hier an der Geburtsstätte der Liebesgöttin — ich war überrascht! — ein griesgrämiges, ernstes, schläfriges Volk! Es ist freilich nicht zu verwundern, wenn eine dreihundertjährige Schreckensherrschaft ein heiteres, lebenslustiges Volk ernst und des Lebens überdrüßig macht. Im Alterthum waren hier die Menschen ganz besonders in reicher Ueppigkeit und Sinnenlust versunken. Dazu kam das Klima. Goethe klagte, daß man schon in Neapel nicht arbeiten könne; da hätte der Dichter erst nach Cypern kommen sollen! Oft ist ein anhaltendes Arbeiten bei der großen drückenden Hitze platterdings unmöglich. Alle diese Momente trafen zusammen; Jahrtausende arbeiteten daran, dem cyprischen Volkscharakter die geschilderte Färbung zu geben.

Unter solchen Eindrücken stieg ich im Spätsommer 1878 auf einer der Landungstreppen ans Land; das Hafenörtchen Scala hat sich von diesen halb ausgebrochenen hölzernen Treppen den Namen Scala geborgt (wieder eins jener

*) Ich werde noch öfters zu zeigen haben, wie verdorben der heutige cyprische Dialekt ist, sowol was die Aussprache als was die Worte selber angeht. So ist das Wort „Fiera" wie viele andere italienischen Ursprungs. Wenn M. Moudry Beaudoin im „Bulletin de Correspondance Hellénique" (Athen und Paris) anderer Ansicht ist, so beruht das auf Irrthum oder auf zu unvollständiger Kenntniß der Landessprache.

Digitized by Google

vielen in die cyprische Handelssprache übergegangenen italienischen Wörter). Nachdem ich jetzt längere Zeit hier gelebt, habe ich einsehen gelernt, daß meine ersten Eindrücke ganz die richtigen waren. Nur wenn es eine Panagiri oder eine Hochzeit gibt, erhebt sich der Cyprier zu ausgelassener Festesfreude. Die düstere Schwermuth und Oede, die auf dem ganzen Lande lastet, theilte sich dem Volke mit, seinen Sitten, seinen Liedern. Den Scherz und Witz, wie er z. B. dem Neapolitaner eigen, sucht der Reisende hier vergebens; ebenso jene berüchtigte Rauf- und Rachlust. Damit im Einklang ist ihm hier auch weder Geld, noch Gut, noch Leben gefährdet wie sonst im Orient. Ohne Bedeckung, ohne Waffen vermag man das ganze Land zu durchreisen. Ich schlief in einem Bauerhause, eine Tagereise von Larnaka entfernt, und ließ unter dem Kopfkissen meine Börse mit einigen 30 Pfd. St. liegen. Erst in Larnaka angelangt, wurde ich meine Vergeßlichkeit gewahr. Ich sandte einen reitenden Boten ab, und am dritten Tage hatte ich meine Börse wieder; auch nicht ein Para, nicht ein Penny fehlte. Von den ursprünglich hergesandten 12000 Mann englischer Truppen sind kaum 500 Mann geblieben. Noch weniger würden heute genügen, die Insel im Zaume zu halten. Die Engländer bilden jetzt ein cyprisches Regiment aus den Eingeborenen und es werden dann nur noch die englischen Offiziere als Anführer hier verbleiben. Auf uralten cyprischen Münzen ist zuweilen ein liegendes Schaf angebracht; das scheint mir das beste Sinnbild cyprischen Volkscharakters. Auch die Römer nannten die Insel Cypern, nachdem sie das damals noch strahlende Inseljuwel dem Ptolemäer entrissen, die ruhigste Provinz ihres gewaltigen Reiches. Heute gleicht Cypern einem einst von kundiger Hand geschliffenen Diamanten, welcher in die Hand eines Pfuschers kam, der ihm allen Werth zu nehmen wußte. Wer wird den Diamanten wieder schleifen können, daß er in früherm Feuer strahlt? England hat bisjetzt mit seinen Schleifversuchen wenig Glück gehabt.

Larnaka-Scala, das neue Hafenstädtchen, liegt etwa zehn Minuten von Larnaka-Altstadt entfernt. Früher wurden alle Orte wegen der zu befürchtenden Einfälle sarazenischer Piraten eine halbe Stunde weit von der Küste entfernt ins Land hinein erbaut. Die Scala soll nicht älter als 40 Jahre sein. Die Gesammtbevölkerung gibt man heute ungefähr auf 10—12000 Seelen an, wovon 1000—1200 Türken, die übrigen meist Griechen sind. Alle Zahlen, die ich anführen werde, können indeß nur annähernd richtig sein, da von einer Statistik in keinem Gebiete die Rede sein kann. Die Türken frugen nicht: wieviel haben wir Einwohner, sondern wieviel Einwohner zahlen den Müri, und nach den Haushaltungen, welche in Larnaka 2000—2400 ausmachen, kommen wir (pro Haus und Familie 5 Personen gerechnet) auf obige Zahl.

Auf den schwindelhaften Aufschwung im Sommer 1878 ist ein Rückschlag erfolgt, der sich um so bemerkbarer macht, da man ungerechtfertigte Luftschlösser baute und Cypern für ein Eldorado hielt, ein neuentdecktes Goldland, in welchem die Sovereigns wie Kieselsteine herumliegen, der Goldstaub wie ganz gemeiner Straßenstaub herumfliegen sollte. Tempora mutantur! Heute glaubt man das nicht mehr.

Digitized by Google

Zwischen Larnaka-Scala und Larnaka-Altstadt und vielleicht weiter zurück ins Land und bis zum Salzsee südwestlich über Larnaka hinaus hat, so nimmt man allgemein heute an, die alte phönizische Handelsstadt Kition gelegen. Die neuesten Ausgrabungen der letzten Tage und Wochen, welche noch heute fortgesetzt werden, bestärken mich in dieser Annahme. Zwischen beiden genannten Orten liegt einsam Kloster und Erziehungsanstalt der Soeurs de charité. Dicht daneben zieht sich bis zum fünf Minuten entfernten Strande ein Sumpf hin, und jenseit desselben baut sich ein eigenthümlicher Hügel auf, den ich von jeher für künstlich geschaffen hielt, da er weit und breit die einzige beträchtliche Erhebung ausmacht. Die neuesten Ausgrabungen haben nun die Vermuthungen über Sumpf und Hügel beinahe zur Wahrheit erhoben. Das versumpfte und versandete Terrain ist der Hafen der Kitier gewesen, der Hügel daneben die Hafenburg, die Akropolis.

Eine Volkssage verlegt auf letztern Hügel, oder auf die Akropolis das Grabmal des Kimon, der nach seinem thatenreichen Leben auf Cypern gestorben sein soll. Ueber das Wo und Wie weichen die Schriftsteller voneinander ab. So viel ist sicher, daß Kimon bei Kition zu Wasser und zu Land die Perserheere des Artaxerxes unter Megabyzos und Artabazos besiegte, ehe er starb. Plutarch erzählt uns nach Nausikrates auch, daß die Kitier Kimon's Grab verehrten. Ein Gott hätte ihnen bei einer Hungersnoth befohlen, so heißt es, den Kimon wie einen Heros zu ehren und seiner nie zu vergessen.

Da im Jahre 1878 infolge der Misernte, der jetzigen absoluten Geschäftslosigkeit und infolge der mit der Engländer Ankunft verbundenen Preissteigerung der Lebensmittel das Elend bereits große Dimensionen annahm, hat die englische Regierung hier und da kleine öffentliche Arbeiten angeordnet. So wurde beschlossen, in Larnaka den geschilderten, der Gesundheit nachtheiligen Sumpf auszufüllen und zwar mit dem daneben sich erhebenden Hügel. Dabei ist man auf verschiedene Alterthümer gestoßen, sodaß diese Sumpfausfüllung einer Ausgrabung gleichkommt. So viel steht mir jetzt fest, und mein Freund Pierides huldigt derselben Ansicht, daß wir hier die alte Hafenburg der Kitier vor uns haben. Die Steine der äußern Bekleidung wurden längst fortgeschleppt. Doch standen noch im vorigen Jahrhundert Grundmauern davon, sodaß Richard Pococke, welcher Cypern 1738 bereiste, noch an dieser Stelle 33 phönizische Inschriften copiren konnte. Da er nicht die phönizische Schrift kannte, copirte er sie mangelhaft. Ein Dr. Porter wurde später deswegen nach der Insel gesandt, copirte 29 Inschriften und führte einen Inschriftsstein nach England. Letzterer wurde publicirt; die übrigen Porter'schen Copien gingen verloren; die unvollkommenen Pococke'schen existiren noch. Um das Jahr 1749 sollen die Inschriftsteine mit verbaut worden sein bei der Wasserleitung, welche Beckir-Pascha der Stadt Larnaka schenkte.

Die Ruinen, welche jetzt bloßgelegt werden, scheinen mir aus der Ptolemäerzeit zu stammen: darauf weisen mich nicht nur die Mauerarbeiten, sondern vor allem auch die bisher ausgegrabenen Säulencapitäle. Auch wurde in Larnaka eine Inschrift zu Ehren der Königin Berenike gefunden, welche als Commandanten der Stadtburg einen gewissen Φρούραρχος nennt.

Digitized by Google

An der kitischen Akropolis werden wahrscheinlich verschiedene Bauperioden zu registriren sein, wenn die Ausgrabungen erst weiter vorgeschritten sind. Man hat eine Menge von Mauern, Kanälen, herrliche breite Steinfußböden, die Anlage zu einer Treppe, Brunnentröge, Münzen, Inschriften, Hausgeräth aufgedeckt. Wahrscheinlich stand auch auf der Akropolis, nach den Säulencapitälen (ionisirender Ordnung) zu schließen, ein Tempel. Von besonderm Interesse sind mir ausgegrabene senkrechte Steinpfeiler mit runden, quer durchgehenden Löchern, durch welche offenbar (sie stehen tief vor den Grundmauern) die Taue gezogen wurden, um die in den Hafen einlaufenden Schiffe zu befestigen.

Ich bin auf besondere Art zu einer Kupfermünze gekommen, welche bei den Ausgrabungen gefunden wurde. Es ist eine echt cyprische Münze, die oft vorkommt, und stammt aus der guten griechischen Zeit. Sie zeigt auf der einen Seite ein Pferd, auf der andern einen Ochsen. Auf der einen Seite ist das persische Michir angebracht, das geflügelte Zeichen der Gottheit, das die Insulaner von den Persern übernommen und oft auf ihren Münzen angebracht haben.

Neuerdings hat man nun auch eine auf eine dünne Steintafel mit schwarzer Farbe geschriebene Inschrift gefunden. Das Stück Tafel ist auf beiden Seiten beschrieben. Da die Engländer alles selbst publiciren wollen, durfte ich keine Copie der langen kleinen Inschrift nehmen. Nur so viel ersah ich, daß es sich auf der einen Inschriftseite um eine Art Tarif für Soldaten oder Priester handelt. Jede Zeile beginnt mit dem Dativ — dem so und so vielten; dann wimmelt es von Namen und Zahlen. Diese Inschrift wird an die Stelle, an der man sie heute fand, erst später gebracht worden sein und von einem andern Orte stammen.

Die englische Regierung hat die unter dem Halbmond emsig betriebenen Ausgrabungen aufs strengste verboten. Die kitischen Umgebungen lieferten neben der salaminischen stets reiche Ausbeute, reichere als Idalion, Amathus, Paphos und wie die Orte heißen mögen. Zumal in der Nähe des Salzsees gibt es Strecken, wo unfehlbar nur wenige Fuß in der Erde die herrlichsten Sachen liegen. Dort wurde auch vor wenigen Jahren der nach Tausenden von Stücken zählende Goldmünzenschatz (meist aus der Zeit Philipp's und Alexander's des Großen) gefunden. An einer etwas erhöhten Stelle, die mir mein Freund Pierides zeigte, dürfen wir annehmen, daß ein Tempel der Artemis παραλία stand, da zahlreiche Inschriften diesen Namen zeigten. Natürlich mochten die Griechen leicht auf den Gedanken kommen, dort der uferschützenden Mondgöttin einen Tempel zu errichten, da sie von da aus den neckischen Mond oft dem Meere enttauchen sahen.

Auch ein eigenthümlicher Typus der Aphrodite wurde bei dem Salzsee gefunden; andere meinen, es sei Demeter. Ich glaube vielmehr das erstere; nur wird man auf die Aphrodite auch den Cultus und Attribute der Demeter übertragen haben; ein Vorkommniß, das durch andere Beispiele und Cultenvermischung hinlänglich Berechtigung findet. Die Göttin sitzt in strenger, auf all den zahlreichen Repliken immer gleichen Haltung auf einem Thronstuhle. Meist hält sie in der gegen die Brust geführten Linken eine Frucht oder Blume (Lotos, Granatapfel u. s. w.). Zuweilen ist sie links und rechts von einer (nach der antiken Weise) kleiner dargestellten Priesterin umgeben, wodurch die Erhabenheit und Macht der Gottheit

Digitized by Google

durch übermenschliche Größe zur Geltung kommt. Pierides besitzt noch in seiner schönen Sammlung von Terracotten eine solche sitzende Göttin.*)

Einer der lohnendsten Spaziergänge, zumal im Frühjahr, wenn die bunten Frühlingsboten ihre Blütenköpfchen allerorts erheben, ist der zum Salzsee. Dann weben Orchideen, Primeln, Ranunkeln und Anemonen einen leider nur allzu vergänglichen Blumenteppich weit und breit, als gälte es der Aphrodite Frühlingsfest zu feiern.

Das cyprische Salz war im Alterthum berühmt; die Phönizier trieben damit einen einträglichen Handel. Plinius erwähnt dieses cyprische Product zu wiederholten malen. Vom Salze soll nach der einen Deutung Larnaka seinen Namen erhalten haben; denn Larnika (Larnika, so wird die Stadt noch stets bei Engel, „Kypros" [Berlin 1841] genannt) bedeute Salzgrube. Dagegen leitet man das Wort Larnaka nach der andern Deutung von Λάρναξ, λάρνακος, der Sarg, ab, d. h. also „Stadt der Särge". Bedecken doch antike Sarkophagdeckel noch heute an einzelnen Stellen die mangelhaften, meist zugefallenen Kanäle der Stadt. Ueberall ist die Erde hohl und man stößt auf Grabkammern und Gräber. Auch gibt es noch beim Orte Lapithos einen Ort Larnaka, genannt Larnaka tu Lapithu. Da es dort auch viele antike Gräber, aber keine Salzgruben gibt, wird für beide Orte die Ableitung von Λάρναξ, Sarg, die richtige sein.

Noch heute wirft der Salzsee von Larnaka eine gute Rente ab; nur im Jahre 1878 vermochte selbst der glühendste Sonnenbrand nicht die große von Mutter Natur geschaffene Sudpfanne auszukochen. Man hatte verabsäumt, den schadhaft gewordenen Damm des im Winter vorüberströmenden Süßwasserflusses abzuleiten, und so hatte der See nicht austrocknen und die weiße werthvolle Salzkruste zurücklassen können. Dagegen versprach man sich für 1879 eine gute Ausbeute, nachdem die Engländer die von den Türken versäumte kleine Flußregulirung vorgenommen.

Es ist herrlich am Salzsee! Der Kreuzberg wirft um die Wette mit einem malerisch am See thronenden türkischen Wallfahrtsorte sein heiteres Spiegelbild ins stille Naß. Um die Wette, sage ich; denn jeder Gegenstand möchte sich klarer abspiegeln. Cypressen und eine Gruppe Palmen umgeben Moschee, Kuppel, Minaret und Kloster. Türkische Hadschahs und Derwische hausen hier und hocken rauchend unter den Säulenhallen. Weite Wirthschafts- und Wohnräume schließen den Hof ab. Vor der Moschee sprudelt's und plätschert's am rundgebauten Brunnen. Auf der Mauer des Orangengartens geht ein Pfau auf und ab und breitet den augengezierten Fächer aus. Durch der Palmen Stämme leuchtet im Mittelgrunde der See, auf den Hintergrund zu folgt ein Streifen Küste, dann ein Streifen Meer. Vermummte Türkenfrauen verlassen soeben mit ihren Männern Moschee und Grabmal, das Tekkie der Sultanin. Heute ist Dschuma, Freitag, der Türken Sonntag. Auch ich trete ein, ergötze mich an dem seltsamen Moscheeinnern und

*) Von dieser Pierides'schen Collection rede ich an anderer Stelle ausführlicher. Man findet sie katalogisirt in dem „Bulletin de Correspondance Hellénique" (Athen und Paris 1879), I—II: M. E. Pottier, „Description de quelques monuments figurés de l'île de Chypre".

Digitized by Google

schreite zum Grabmal. Ein Derwisch mit nacktem Oberkörper, der sich selbst peinigend Nadeln in die Haut trieb und runde Bleche auf dem Fleische hängend trägt, hebt die Teppiche auf, sodaß ich meine Stiefeln nicht auszuziehen nöthig habe. Ein gruftartiges Gebäude schließt den grünbehangenen, mit Mohammed's Fahne geschmückten Steinsarg. Ich stehe in der sich ringsherum ziehenden Vorhalle und schaue nach dem Grabmal durch die geschlossenen Gitterfenster; diese sind alle mit bunten Lappen und Läppchen von gläubigen Moslems behangen; sie meinen, daß dadurch Krankheit und Unglück von ihnen weichen. In die Moschee zurückgekehrt, sah ich eine Anzahl Türken ihre mir stets interessante Betgymnastik verrichten. Der große Prophet bemerkte, daß seine Glaubensgenossen sich zu wenig Bewegung machten; deshalb mochte er diese den Turnübungen nicht unähnlichen Betübungen einführen, wie er auch die Waschungen vor dem Gebet und die Reinlichkeit befahl, weil man zu sehr in Schmuz und Koth zu versinken drohte. Das Tekkie und Turbeh der Sultanin ist der berühmteste türkische Wallfahrtsort der Insel. Aus allen Theilen des türkischen Reiches und darüber hinaus, wo Moslems leben, strömen Pilger herbei, hier zu beten. Eine türkische Legende erzählt von der Frau oder Tochter des ersten arabischen Khalifen Abu-Bekr, d. h. Vater der Jungfrau. Mohammed heirathete des Abu-Bekr Tochter, daher der Name Abu-Bekr des Abd-el-Kaaba. Moaviah, sein Feldherr, unterjochte im Jahre 647 die Insel und machte sie seinem Fürsten tributpflichtig. Bei dieser Expedition soll nun die Frau oder Tochter Abu-Bekr's mit nach der Insel gekommen, in Larnaka gestorben und hier am Salzsee beerdigt worden sein. Das bei dem Turbeh später errichtete Derwischkloster ist reich dotirt und hat z. B. das Recht, in gewissen Gegenden Cyperns statt der türkischen, resp. englischen Regierung für sich den „Zehnten" zu erheben.

Nach Süden zu erreichen wir in einem kleinen Stündchen das Dörfchen Citi, dessen ich bereits erwähnte. Dort gewahrte ich noch Paläste aus Lusignan'scher Zeit. Wie idyllisch blickte mich ein von zwei runden Marmorsäulen getragenes Portal zwischen fruchtreichen Feigenbäumen an! Wie idyllisch wucherte um ein herabgestürztes Capitäl die gelbe Compositenblume (Chrysantemum coronarium)! So war es damals, als ich Anfang April hinzog! Im Sommer darauf war alles dürr und verbrannt. Nur bei den Schöpfrädern erfreute den Blick saftiges Gemüse aller Art.

Obwol es manchen schönen malerischen Winkel in Larnaka gibt, trotz aller Armuth, alles Elends, so findet sich doch hier wenig besonders Nennenswerthes. Ich will nur noch dreier Bauwerke erwähnen, eines phönizischen, eines byzantinisch-christlichen und eines modernen. Das erstere wurde von L. Roß zum ersten mal ausführlich beschrieben, gemessen und mit Plänen versehen.*) Auch F. von Löher erwähnt es in seinem Buche „Cypern" (Stuttgart 1878). Das Grabmal liegt etwa zehn Minuten vom heutigen Larnaka-Scala in südwestlicher Richtung. Das Gebäude besteht aus drei Kammern; die vordere sank dahin; nur die beiden andern blieben erhalten und legen Zeugniß ab von der cyklopischen Bauweise. Ohne Mörtel

*) Vgl. „Archäologische Zeitung", von E. Gerard, IX, 327.

Digitized by Google

thürmten sie Steinblock auf Steinblock und legten dann wol einen gewaltigen Steinmonolithen als Decke auf, wie ich es hier an dem Baumal sehe. Der mittlern Kammer Steinmonolith ist 5 Meter lang, $3^1/_2$ Meter breit. Er ist unten bogenartig ausgehöhlt; es ist damit die erste Andeutung zu dem später grotesken Keilgewölbe geschaffen, wie es in der Salaminischen Ebene auf Cypern in einem phönizischen Baudenkmale einer schon etwas höher entwickelten Kunstepoche zu sehen ist.

Die Insulanerinnen, meist Griechinnen, aber auch Türkinnen, bemächtigten sich dieses wenig über der Erde aufragenden Grabmals. Sie gehen dahin beten, wenn sie unfruchtbar sind und gesegneten Leibes werden wollen. Sie zünden in der hintern Kammer ihre Lampe an und flehen zur Panagia Phaneromene. Seltsam! Aus der allverzehrenden Venus Astarte, die hier ihre Opfer bettete, ist eine allgebärende Panagia Phaneromene geworden!

Ein altbyzantinisches Bauwerk mit modernen Anhängseln ist die mehrkuppelige Sanct-Lazaruskirche. Die Kuppeln, von den fanatischen Türken in den zwanziger Jahren halb eingerissen, sind noch nicht wieder aufgebaut, wie F. von Löher fälschlich angibt. Nach der Legende lebte der heilige Lazarus, von Christus auferweckt, 30 Jahre als erster Bischof auf Cypern. Noch zeigt man in der Kirche seinen schlichten Steinsarg; aber die Gebeine wurden geraubt. Alljährlich feiert man am Sonnabend vor Palmsonntag des Heiligen Fest. Außer der pompösen Messe, welche ich den Bischof selbst celebriren sah, haben sie einen seltsamen Brauch. Priester ziehen mit blumengeschmückten Kindern von Haus zu Haus. Die Knaben haben ein Wams der in dieser Zeit sehr häufigen gelben Compositenblume (Chrysantemum coronarium) an; man wählt gelb, um anzudeuten, wie grün und gelb bereits der Lazarus war, als er von den Todten auferweckt ward. Die Knaben werfen sich auf die Erde und werden mit Blumen und Palmenzweigen bedeckt. Dann wird in Versen die Geschichte vom Lazarus erzählt und bei Christi Wort: „Λάζαρε δεύρε ἔξελθε“, springt der Knabe auf und die Feier ist beendet. So ziehen die Popen an des Heiligen Festtag mit den Kindern von Haus zu Haus. Es bedarf keiner weitern Versicherung, daß sich dabei der priesterliche Seckel mit klingendem Kupfer- und Silbermetall füllt.

Lieblich erhebt sich in Larnaka-Altstadt die buntbemalte katholische Kirche der Mönche Terra-Santa in den blauen Aether; eine mächtige Kuppel dominirt mit einem massiven Thurme. Hier, wo alles Licht und Farbe ist, fügt sich das Bauwerk harmonisch ins bunte Landschaftsbild hinein. So wird hier, was im Norden geschmacklos, unharmonisch wirkt, geschmackvoll harmonisch. Was in nordischer grauer hypochondrischer Atmosphäre heiter und lustig aussieht, kann hier im Süden den Eindruck düsterer Trauer machen.

Digitized by Google

Adolf Friedrich Graf von Schack als Dichter.

Von

Albert Moeser.

I.

Wenn in gebildeten Kreisen der Name des Grafen von Schack erwähnt wird, so werden sich nicht wenige finden, welche sofort mit der Bemerkung bei der Hand sind, daß der Träger dieses Namens ihnen als der kunstsinnige Begründer der vielgerühmten Sammlung von Gemälden neuerer Meister in München bekannt sei. Ist doch heutzutage bei der Leichtigkeit und Bequemlichkeit des Schienenverkehrs fast jeder irgend wohlhabende Mann zugleich auch Tourist und als solcher einmal nach München gekommen, und namentlich seitdem die Gemäldegalerie an der äußern Briennerstraße als eine der größten Sehenswürdigkeiten der bairischen Residenz in den rothen Bädeker aufgenommen und hier mit zwei auszeichnenden Sternchen versehen ist, fehlt es derselben keinen Tag an einer großen Zahl von Besuchern, welche den Namen des Grafen Schack als Kunstkenners und Kunstmäcens in alle Welt tragen. Schon geringer dürfte die Zahl derjenigen sein, welche, literarisch geschult, sich darauf besinnen und genauer darüber orientirt sind, daß Graf Schack einer der genialsten Uebersetzer aller Zeiten ist, und daß namentlich seine Uebersetzung oder richtiger Nachdichtung des Firdusi eine Leistung ist, die allein schon geeignet sein müßte, seinen Namen vor der Vergessenheit zu bewahren. Wenn nun aber in jenem gebildeten Kreise jemand noch gar mit der Behauptung hervortreten wollte, daß Graf Schack nicht nur ein großer Kunstkenner und vorzüglicher Uebersetzer, sondern daneben auch einer der hervorragendsten unter den zeitgenössischen Dichtern sei, so würde er vielleicht nicht gerade viel directen Widerspruch, aber ebenso wenig entschiedene Beistimmung finden, vielmehr würden die meisten wahrscheinlich etwas kleinlaut gestehen, daß ihnen diese dritte Seite der Verdienste des Grafen Schack bisjetzt noch einigermaßen fremd geblieben sei und daß sie wegen mangelnder Kenntniß nicht in der Lage seien, hierüber mitzusprechen und ein entscheidendes Urtheil abzugeben. Nimmt doch die Mehrzahl der Gebildeten heutzutage auf literarischem Gebiete eigentlich durchschnittlich nur von dem neuesten Roman und dem neuesten Lustspiele, welches auch eine Posse sein kann, Notiz; alle Poesie höherer Art ist in Acht und Bann gethan, und wer nun vollends wie Graf Schack außerhalb aller literarischen Verbindungen steht, allem Coteriewesen abhold ist und jede Reclame verschmäht, der hat sich durchaus nicht zu verwundern,

Digitized by Google

wenn er vom großen Publikum heutzutage nicht sofort nach Verdienst gewürdigt wird. Stimmen doch zudem die persönlichen Verhältnisse des unabhängigen und reichen Grafen so ganz und gar nicht zu dem Bilde, welches der deutsche Bildungsphilister vom deutschen Poeten in der Seele trägt, den er sich — leider oft genug in Uebereinstimmung mit der Wirklichkeit — nach den Traditionen der Vergangenheit immer nur als den nothleidenden Schwärmer zu denken vermag, welcher bei der Vertheilung der Güter dieser Erde zu kurz gekommen ist, und wenn einer, der es „nicht nöthig hat", sich aufs Dichten verlegt, so ist man nur allzu schnell mit den Stichwörtern „Liebhaberei" und „Dilettantismus" bei der Hand. Endlich gilt nicht mit Unrecht die Zeit der Jugend als das eigentlich productive Lebensalter der Dichter, und wenn jemand erst im reifern Alter mit eigenen dichterischen Erzeugnissen hervortritt (Schack ist 1815 geboren, und seine erste Gedichtsammlung erschien, soviel mir bekannt ist, 1863), so kann auch dies bei Uneingeweihten leicht ein gewisses Mistrauen erwecken und die Frage entstehen lassen, ob jene dichterischen Erzeugnisse nicht bloße Parerga und der sonstigen das Leben erfüllenden Thätigkeit durchaus untergeordnet seien. Leider oder vielmehr glücklicherweise aber sind die factischen Voraussetzungen und nothwendigen Vorbedingungen dieser an sich richtigen Anschauungsweise bei Schack nicht zutreffend. Richtig ist, daß Schack seine Dichtungen erst im spätern Lebensalter herausgegeben hat, aber die Zeit der dichterischen Production braucht ja nicht nothwendig zusammenzufallen mit der Zeit der Herausgabe, die letztere kann sehr spät erfolgen, während die erstere in weit frühern Jahren stattgefunden hat. Ja von Rechts wegen soll zwischen beiden ein größerer Zwischenraum liegen, damit für Selbstkritik und Ausfeilung Zeit gewonnen werde; ist doch die Regel und Vorschrift des alten Horaz von dem novem premere in annos bei neuverfaßten Werken bekannt genug, und bei Schack steht die Sache nun thatsächlich so, daß diese novem anni der Zurückhaltung von ihm theilweise um das Doppelte überschritten worden sind und daß eine große Zahl seiner jetzt vorliegenden Schriften schon geraume Zeit fertig im Pulte gelegen hat, also ganz wie bei andern Dichtern in der schöpferischen Jugendperiode entstanden ist. Schack hat — wie uns seine ausdrücklichen Erklärungen in Vers und Prosa beweisen — die Poesie von Jugend auf geliebt und geübt; aber er hat, wie es der echte Dichter soll, seine Dichtungen zunächst lediglich zu seiner eigenen Befriedigung vollendet und ist erst spät und mit Zögern an die Herausgabe derselben gegangen. In dieser edeln und seltenen Bescheidenheit aber, die sich selbst kaum je genügt, haben wir nur einen Beweis mehr für wahrhaften dichterischen Beruf zu sehen, Schack's Werke selbst aber sind nicht bloße Parerga, sondern sie bilden den Mittelpunkt und Hauptinhalt seines Lebens, und da sie — wie gesagt, meist längst fertig und dann in rascher Reihenfolge erschienen — allgemach zu einer ganz stattlichen Reihe angewachsen sind, so dürfte es wol an der Zeit sein, einmal die Summe der bisherigen dichterischen Wirksamkeit Schack's zu ziehen und ein möglichst getreues Abbild seiner dichterischen Physiognomie zu geben.

Schack hat sich auf allen drei Hauptgebieten der Poesie mit mehr als einem Werke bethätigt; das erste aber, was von ihm erschien (ich rede hier nur von den

Digitized by Google

eigenen Dichtungen), war ein Band Lyrik, welcher nach mehrfachen Aenderungen und Erweiterungen im Jahre 1874 in dritter Auflage herausgegeben worden ist.

Wenn ein Mann, der mit den Literaturen der classischen Völker, der Orientalen und Romanen vertraut ist wie Wenige und in Anwendung der dichterischen Formen derselben durch mannichfache Uebersetzerthätigkeit praktische Uebung und virtuose Fertigkeit sich erworben hat, mit eigenen lyrischen Productionen hervortritt, so liegt nichts näher als die Erwartung, daß derselbe die ihm eigene souveräne Formbeherrschung im ausgedehntesten Maße zur Geltung bringen und uns mit einer bunten Musterkarte poetischer Formen überraschen werde. Wer mit solchen Erwartungen, resp. Befürchtungen an die Schack'sche Lyrik heranträte, würde aber alsbald seinen Irrthum erkennen, und schon Rudolf von Gottschall rechnet es in seiner „Literaturgeschichte" Schack zum besondern Verdienst an, daß er bezüglich der Form keinem buntscheckigen Eklekticismus huldige. Der meisterhafte Uebersetzer persischer Dichter bedient sich nicht ein einziges mal des Ghasels, von den andern Formen persischer Lyrik gar nicht zu reden. Auch beim erhabensten Gedankenschwunge verschmäht Schack die Form der strengern antiken Ode in alcäischen, sapphischen oder asklepiadeischen Rhythmen. Ja selbst die Form des Sonetts kommt nur ein einziges mal vor, die strenge Terzine nie, und auch von der Ottave wird (wohlbemerkt in der Lyrik) nur der allersparsamste Gebrauch gemacht. Schack ist ein Meister der Formkunst, nicht der Formkünstelei, und wenn auch den obengenannten Formen ihre Verwendbarkeit in der deutschen Poesie schlechterdings nicht abzustreiten ist, so zeigt sich die Schack'sche Formkunst doch nicht in dieser Richtung; vielmehr wählt er, abgesehen von den gern verwandten freien Rhythmen, meist einfach gereimte Strophen in den mannichfaltigsten Complicationen, und sein Formensinn zeigt sich vor allen Dingen in der vollständigen Congruenz von Inhalt und Form, sofern er für den betreffenden Inhalt jedesmal das passendste Strophengebäude verwendet, und sodann in der virtuosen Behandlung der Sprache im einzelnen und in der Erzielung unbedingten Wohlklangs. Daß sich übrigens Schack sehr wohl auch auf ein souveränes Spiel mit der Form um der Form willen versteht, das werden wir weiter unten bei seinen komischen Epen sehen; in seiner Lyrik scheint es uns ein besonders gesunder Zug, daß er uns in formeller Beziehung keinen kosmopolitischen Formentanz vorführt, so leicht es ihm vermuthlich, wenn er gewollt hätte, gewesen wäre.

Trotz der hervorgehobenen Schlichtheit und Einfachheit der Formen aber ist Schack eins nicht, was man bei den ebengenannten Eigenschaften leicht erwarten könnte: ein Liederdichter im Sinne Goethe's, Heine's und Uhland's, und derjenige Beurtheiler, welcher in der Liederpoesie der eben Angeführten das Nonplusultra aller Lyrik sehen wollte (dergleichen Leute gibt es ja nicht wenige in Deutschland), würde consequenterweise Schack's Lyrik wenig Geschmack abgewinnen und ihr in der poetischen Rangordnung vermuthlich keine besonders hohe Stelle anweisen. Uns selbst liegt indeß eine derartige Einseitigkeit fern; wir wissen die Vorzüge jener Liederdichtung vollauf zu würdigen und zu genießen, sind aber denn doch der Ansicht, daß es im deutschen Dichterwalde mehrere berechtigte Tonarten gibt und daß die eine von der andern nicht ausgeschlossen wird. Also

Digitized by Google

Gefühlspoesie in leichter Liedform ist Schack's Stärke nicht, und der Dichter versucht einen derartigen Ton nur selten anzuschlagen, am glücklichsten wol in folgendem kleinen Liede:

Von dunklem Schleier umsponnen
Ist mir das Tageslicht,
Wol steigen neue Sonnen,
Ich seh' sie nicht.

Mir schweift der Blick hinüber
In Weiten, dämmerfern,
Vom Himmel blinkt ein trüber
Einsamer Stern.

Ein Mädchen, bleich von Wangen,
Winkt mir von drüben zu:
Ich bin vorangegangen,
Was zögerst du?

Ueberhaupt spielt das individuell Persönliche, welches zur Liedpoesie besonders geeignet ist, in Schack's Lyrik keine große Rolle; vielleicht hat der Dichter dasselbe der Oeffentlichkeit nicht preisgeben mögen und manches derartige Gedicht vorläufig im Pulte zurückbehalten.

Fragen wir aber, was den Inhalt von Schack's erster lyrischer Sammlung bildet, so lassen sich im wesentlichen drei Gruppen unterscheiden: 1) dichterische Gestaltungen aus dem Bereiche des individuellen Gefühlslebens; die Zahl dieser Gedichte ist, wie gesagt, die geringste und das Talent des Autors erweist sich in ihnen einigermaßen spröde; 2) Reiseblätter; 3) Romanzen und Balladen. Dieser Gruppeneintheilung entsprechen aber keineswegs die drei Bücher, in welche die Sammlung zerfällt; vielmehr finden sich in jedem Buche Gedichte aus allen drei Gruppen in bunter Mischung, und ein eigentliches Eintheilungsprincip habe ich nicht zu entdecken vermocht: es wäre möglich, daß lediglich die Zeit des Entstehens die Anordnung bestimmt hätte. Ich bin nun aber der Ansicht, daß ein solches rein zufälliges Moment kein Eintheilungs- und Anordnungsprincip abgeben darf, und wenn schließlich auch die Hauptsache bleibt, daß jedes einzelne Gedicht einer Sammlung gut ist, so scheint mir doch für die Gesammtwirkung auch die Rangirung der Gedichte untereinander von höchster Wichtigkeit. Der Leser soll nicht unvermittelt von einer Stimmung in die andere geschleudert werden, vielmehr läßt sich auch hier eine Kunst der allmählichen Uebergänge üben, der Autor hat zu sehen, „wie alles sich zum Ganzen fügt", und eine Gedichtsammlung soll nicht eine bunte Collection beliebig zusammengewürfelter Producte sein, sondern auch als Ganzes ein symphonisch wirkendes System bilden. Ich würde deshalb Schack entschieden rathen, bei weitern Auflagen das rein Persönliche im ersten Buche unterzubringen, die Reiseblätter im zweiten zu placiren und die Balladen und Romanzen im dritten Buche den Schluß bilden zu lassen.

Die zweite Abtheilung der Sammlung enthält eine Reihe der schönsten und wirkungsvollsten Gedichte, wie sie in dieser Art nur Schack machen kann. Schack ist vermöge eines besonders günstigen Loses ja stets in der Lage gewesen,

Digitized by Google

seinem Drange in die Ferne genügen zu können, er kennt den Orient, Italien, Spanien u. s. w. so genau wie kaum ein zweiter, und da er mit dem feinsten Natursinn und dem weitesten Weltblick ausgestattet ist, so vermag er uns aus der Natur und Geschichte jener Länder poetische Bilder zu bieten, die nie blos malerische Schildereien, sondern stets tiefempfundene Stimmungsbilder sind und allen poetischen Gesetzen gerecht werden. Als Probe aus dieser Gruppe möge dienen das Gedicht:

Der Tempel von Aegina.

Halbauf noch ragt mit seinem Ruhm
Der Wunderbau der Aegineten,
Doch öde steht sein Heiligthum,
Verwaist von Opfern und Gebeten;
Zerbröckelnd in den Archipel
Sinkt das Gestein vom Felsenhange,
Um Säulensturz und Capitäl
In Ringeln windet sich die Schlange.

Nur wenn beim Sternenschein der Nacht
Von Fels zu Fels die Schatten wallen,
Erhebt in alter Dorerpracht
Der hehre Tempel seine Hallen,
Und durch die Säulengänge hin,
Den goldnen Kranz im Lockenhaare,
Tritt feierlich die Priesterin
Im weißen Lichtkleid zum Altare.

Da ist's, als ob am Himmelssaum
Des Göttervaters Donner rolle
Und aus jahrtausendlangem Traum
Die alte Welt erwachen wolle,
Als ob die Mutter Cybele
All' ihre Kinder wieder wecke
Und sehnsuchtsvoll in süßem Weh
Die Arme nach der Erde strecke.

Und horch! Ein Regen auf der Flur,
Ein Rauschen um die Uferklippen,
Noch einmal öffnet die Natur
Aufjubelnd ihre bleichen Lippen;
In kühler Grotten Dämmerglanz
Und an den hallenden Gestaden
Schlingt sich der Nymphen Reigentanz,
Im Walde flüstern die Dryaden.

Und wie Gesänge des Homer
Tönt es durch das Geroll der Wogen;
Auf silbernem Gewölk daher
Kommt leuchtend Artemis gezogen;
Anbetend gießt die Priesterin
Das Opfer aus der Weiheschale —
Doch neu in Schweigen und Ruin
Sinkt alles hin beim Morgenstrahle.

Digitized by Google

Eine ähnlich sinnvolle, von warmer Empfindung getragene Betrachtung spricht sich überall aus, mag uns nun der Dichter in das Theater des Dionysos, nach Capri, Magnesia, Jaffa, zu den Tempeln von Theben, auf den Pic von Teneriffa oder nach Granada führen. Stets tritt uns in gleich gewinnender und ansprechender Weise derselbe hochgebildete und hochsinnige Mann entgegen, dessen Geist vor den Trümmern und Resten einer großen Vergangenheit über dem Räthsel der Vergänglichkeit brütet und stets und überall von dem erfüllt ist, „was der ganzen Menschheit zugetheilt ist".

Dieser letztere Zug tritt als charakteristische Eigenschaft der Schack'schen Lyrik auf noch viel bezeichnendere Art in dessen „Weihgesängen" hervor. Doch ehe wir uns diesen zuwenden, haben wir zuvor noch auf die Balladen und Romanzen der ersten Sammlung einen Blick zu werfen. Auch unter diesen finden sich viele vortreffliche, den epischen Stoff in jedesmal zweckentsprechender und prägnanter Weise zum Ausdruck bringende Stücke. Nebenbei bemerkt, eignen sich dieselben nach Inhalt und Form meist auch ganz vorzüglich zum Declamiren, und es würde unbegreiflich sein, warum die Sammler von Schulanthologien sich manche derselben bisjetzt haben entgehen lassen, wenn man nicht wüßte, daß hier gewöhnlich einer der Autorität des andern folgt und daß der moderne Dichter in der Regel erst dann auf Berücksichtigung zu rechnen hat, wenn er längst nicht mehr unter den Lebenden weilt. Man braucht nur „Himilkon", „Mahmud der Gasnevide", „Evadne", „Stesichoros" und andere Balladen zu lesen, um das hier ausgesprochene Lob begründet zu finden und zu der Erkenntniß zu kommen, daß sich derartiger kleinerer epischer Kunstwerke auch der beste Dichter nicht zu schämen haben würde.

Und nun zu den „Weihgesängen", die, erst 1878 erschienen, bereits 1879 eine zweite Auflage erlebt haben. Mehr noch als die Reiseblätter der ersten Sammlung würden diese Weihgesänge unter die Kategorie der Reflexionspoesie fallen. Man darf diesen Ausdruck aber nicht misverstehen. Die Reflexion als solche hat in der Poesie keine Geltung, denn die Reflexion ist abstract und mit Abstractionen ist in der Poesie nichts anzufangen. Die Aufgabe der Lyrik speciell ist es, Stimmungen zum Ausdruck zu bringen, und nur insofern, als der Gedanke zuvor durch das Gefühl hindurchgegangen und in Stimmung umgesetzt ist, kann er in der Lyrik zur Verwerthung kommen. Karl Frenzel spricht in einem solchen Falle von einer „durch tiefe Gedanken gebändigten Empfindung"; in der That kann nur die Verkörperung der letztern Aufgabe der Reflexionspoesie sein, und nur in diesem poetisch berechtigten Sinne sind auch Schack's Weihgesänge Reflexionspoesie. Für das Grundthema des ganzen Buches ist gleich das erste Gedicht durchaus bezeichnend. Es lautet:

Aufruf.

Auf! aus unsern Erdennächten,
Drin du zagend irrst, verwaist,
Von den Sorgen, die dich knechten,
Ringe dich empor, mein Geist.

Digitized by Google

Arm ist, wen in seinem engen
Kreis das Ich gefangen hält;
Aber denen, die ihn sprengen,
Blüht und duftet reich die Welt.

Fühle jenes mächt'ge Ganze,
Das uns alle trägt und nährt!
Sonne dich in seinem Glanze,
Wärme dich an seinem Herd!

Auf der kleinen, matterhellten
Erde nicht, die jetzt dich bannt,
In dem großen All der Welten
Ist der Menschheit Vaterland.

Und die Wesenscharen alle,
Von des Abgrunds tiefstem Schlund
Bis zum höchsten Sonnenballe,
Eint ein großer Geisterbund.

Wie schon dieses Gedicht beweist, steht der Verfasser durchaus auf dem Standpunkte modernster Forschung; und wie ihm auch noch späterhin zu erwähnende Dichtungen (auch die epischen) speciell ein Anrecht auf das Prädicat eines durchaus modernen Dichters im guten Sinne geben, so könnte man die „Weihgesänge" im besondern ein Evangelium des modernen Humanismus nennen. Dem Verfasser sind die Resultate der neuesten Naturwissenschaft und Naturphilosophie in Fleisch und Blut übergegangen; die Kant-Laplace'sche Theorie von der allmählichen Entstehung der Weltkörper aus glühenden Gasen, ihre fortschreitende Abkühlung, successive Bevölkerung mit lebenden und sich immer mehr vervollkommnenden Wesen gilt ihm als unumstößlich feststehend, und von den daraus sich ergebenden Gedankengängen läßt er sich begeistern. Und sofern wir es zunächst mit der Erde zu thun haben, sieht Graf Schack in der gesammten Menschengeschichte ein unablässiges Ringen nach oben, eine stetig fortschreitende Entwickelung in aufsteigender Linie, und wie er die glücklichen Höhepunkte der bisherigen Entwickelung mit volltönenden Hymnen preist, so blickt er mit noch größern Hoffnungen in die Zukunft und weissagt uns mit prophetischer Erhebung und Begeisterung die einstige Vollendung des Menschenthums. Der Dichter geht somit überall von den höchsten Gesichtspunkten aus und eröffnet uns die großartigsten Weltperspectiven, er bietet uns von hohem dichterischen Schwunge getragene Gedankensymphonien, und was uns in denselben zu gleicher Zeit so wohlthuend berührt, das ist die nicht zu verkennende bedingungslose Einheit des Dichters und des Menschen. Man merkt überall durch, wie in diesen Dichtungen der ganze Mensch steckt, wie sehr es demselben mit der Verwirklichung seiner Zukunftsideale Ernst ist und mit welcher Freudigkeit ihn der erhoffte Eintritt eines dereinstigen goldenen Zeitalters erfüllt. Allerdings habe ich nicht umhin gekonnt, schon an anderer Stelle (in den „Blättern für literarische Unterhaltung") auseinanderzusetzen, daß diese Freudigkeit nur bei einer gewissen einseitigen Auffassung motivirt ist, daß auch diese Weltanschauung in Betreff der optimistisch-rosigen Färbung ihre Achillesferse hat und daß des Melancholischen noch immer genug übrigbleibt. Denn man hat doch eigentlich zu sagen, daß eine

Digitized by Google

Welt, die so ist, wie sie sein soll, jedem in jedem Moment ihrer Existenz ein ganzes Glück zu bieten haben muß, und wenn erst Millionen und aber Millionen von Menschen sich unermessene Zeiträume hindurch in unvollkommenen Zuständen abmühen müssen, um erst viel spätern Geschlechtern ein glückliches Zeitalter zu schaffen, so kann man mit Rücksicht auf jene Millionen, deren Los Arbeit und Resignation war, eigentlich keine Jubelhymnen anstimmen. Auch hat es ja immer Philosophen gegeben, welche einer derartigen Theorie des unaufhaltsamen Werdens die Lehre vom unveränderlichen Sein entgegengestellt haben, so die Eleaten, Spinoza, Herbart. Sodann ist die Relativität aller menschlichen Errungenschaften ein Gedanke von äußerst melancholischem Beigeschmack. Um z. B. auf dem Gebiete der Poesie zu bleiben, so ist es an sich recht erfreulich, denken zu dürfen, daß vielleicht in zweitausend Jahren Dichter leben werden, mit denen verglichen Goethe ein Anfänger ist. Aber es ist doch traurig, daß bei dieser Anschauung auch die Größten eigentlich nichts Dauerndes für die Unsterblichkeit schaffen, daß es keine absoluten Höhepunkte gibt und daß jeder früher Lebende unfehlbar von einem Nachfolger überholt und von nachfolgenden Geschlechtern in die Rumpelkammer geworfen wird. Und endlich ist doch auch einmal die aufsteigende Entwickelung an ihrem Endpunkte angelangt; es geht allmählich wieder bergab, und wenn sich schließlich die Planeten erkaltet in das Sonnengrab neigen, wo bleibt dann der Endzweck des ganzen Lärms? Richtig aber ist natürlich bis auf weiteres, daß es besser ist, wenn die Menschheit sich unzweifelhaft aus niedrigen Zuständen zu höhern emporringt, als wenn sie, wie Schopenhauer behauptet, dauernd im argen liegt, und von diesem Standpunkte aus haben Schack's Hymnen ihre vollständige Berechtigung, und wir folgen ihm mit derselben weihevollen Stimmung, ebenso wenn er, wie in „Michel Angelo", „Tizian", „Perikles", „Wolfram von Eschenbach", „Zoroaster" und andern Gedichten, die geistigen Triumphe der Vergangenheit feiert, als wenn er, in „Atlantis", „Das neue Jahrhundert", „Neuer Weltmorgen" und andern Gedichten, uns begeisterte und hoffnungsvolle Blicke in die Zukunft der Menschheitsentwickelung thun läßt. Wenn schon die Alten den Dichter einen προφήτης genannt haben, so hat Schack vermöge dieser Weihgesänge den gegründetsten Anspruch auf die gleiche Benennung. Allerdings muß man, um die Gedichte vollständig zu genießen, die Fähigkeit haben, in der Begeisterung nicht zu ermüden; weniger schwungvolle Seelen werden möglicherweise sagen, daß es des Erhabenen auf 228 Seiten etwas zu viel sei.

An die Würdigung der „Weihgesänge" werde ich am besten sofort diejenige der „Nächte des Orients" anschließen, welches Werk freilich schon dem epischen Gebiete angehört, sich aber vollständig in dem zuvor erörterten Gedankenkreise bewegt und zu Schack's interessantesten Arbeiten gehört. Die Dichtung beginnt zur Zeit des Vaticanischen Concils, der Dichter ist europamüde, es ärgert ihn

Der Wirrwarr unsrer Tage,
Parteisucht, Eitelkeit und Arroganz,
Arbeiterdrangsal, die sociale Frage,
Des Communismus wüster Mummenschanz,
Der neue Syllabus aus dem Verlage
Des heil'gen Peter sammt der Ignoranz,

Digitized by Google

Mit der Loyola-Schüler, Pietisten
Europa zu beglücken neu sich rüsten.

Er sehnt sich daher fort aus unserm Erdtheil, in den Orient:

Entfliehen laßt mich, fliehn aus den Gewirren
Des Occidents zum heitern Morgenland!
Dort, wenn der Frühwind, schwer vom Duft der Myrrhen,
Von Kaschmir herweht und von Samarkand,
Soll ein Beduine mir den Renner schirren,
Und, bis die Himmelsfackel ausgebrannt,
Durchschweifen will ich, frei wie der Kabyle,
Das Wüstenland vom Euphrat bis zum Nile.

Gesagt, gethan. Wir folgen dem Dichter in den Orient:

Gegrüßt, du meines Herzens Lieblingsstätte,
Du meiner Kindheit froher Aufenthalt,
Mein Orient! Wie ich dich neu betrete,
Wie mir dein Sandelduft entgegenwallt,
Und der Muezzin-Ruf vom Minarete
In heil'ger Frühe mir zum Ohre schallt,
Wird mir zu Sinne wie dem lang Verbannten
Beim Wiedersehn von Heimat und Verwandten.

Aber auch im Orient findet er die ersehnte Ruhe der Seele nicht. Immer aufs neue quält ihn die Frage:

Woher wir kommen, wer wir sind,
Warum durch dieses Lebens Labyrinth
Wir irren auf der öden Erdenfahrt,

und die kolossalen Reste von Ninive und Babel sprechen ihm von dem Fluche,

Der früh die Welt gegeiselt mit Despoten.
Kaum daß der Menschheit Erdenmorgen graut,
Was seh' ich? Götzendienst und Sturz von Reichen
Und Tyrannei, die auf der Völker Leichen
Der Herrschaft Zwingburg sich erbaut.
Und doch! auf Erden waren schönre Tage,
Die uns noch aus den Augen alter Sage,
Dem Dämmermorgen der Geschichte
Anschaun mit wunderbarem Zauberlichte.
Hat ein Geschlecht vom Götterstamme
In diesem Stromthal nicht geblüht,
Als an der hohen Himmelsflamme
Zuerst das Erdenleben aufgeblüht?
Und glänzt aus fernster Zeitenferne
In unsern Abendhorizont voll trüber
Gewölke nicht gleich einem Morgensterne
Das alte Paradies herüber?

Der Dichter stellt sich also hier vorläufig durchaus auf den naiv-biblischen Standpunkt. Und nun heißt es weiter:

So sprech' ich noch, da hinter mir erhebt
— Bin ich im Traume oder Wachen? —

Digitized by Google

Auf einmal sich ein höhnisch Lachen.
Ich schaue rückwärts, und mein Blick gewahrt
Auf einem Steinblock stehend einen Greis
In Kleidung eines Emir, Haar und Bart
Wie Schnee des Libanon so weiß.
Auf seine Stirne, scheint es, haben
Jahrhunderte die Furchen eingegraben:
Welk sind die Adern, ohne Blut,
Die Augen wie verhängt mit trübem Schleier,
Und dennoch lodert oft ein seltsam Feuer
Daraus hervor mit dunkler Glut.
„Du Thor", rief er, „du lächerlicher,
Daß kindisch du dein Herz an längst
Verschollne Ammenmärchen hängst!
Vor sechs Jahrtausenden, gilt dir für sicher,
Bestand ein Milch- und Honigparadies,
Das Gott nach Koran und nach Pentateuch
Zum Aufenthalt den ersten Menschen wies;
Und in dies Eden sehnt ihr euch
Zurück, ihr armen Menschentröpfe?
Sechstausend Jahre! Nimm statt dessen
Aeonen, mehr als die Gedanken messen,
So lang' schon ist's, seit die Geschöpfe,
Die Menschen heißen, auf der Erde kriechen,
Und andre Jahrmyriaden wird es währen,
Daß diese Jammervollen, Siechen,
Die Welt verpesten. Fort mit den Chimären,
Die du aus tollen Büchern aufgelesen!
Von Anbeginn ein elend Jammerwesen
Schon war der Mensch und wird es bleiben
Bis an der Zeiten Schluß; das ganze Treiben
Auf Erden ist ein wüstes Spiel,
Von einem Dämon ausgeheckt,
Und keiner hat den Zweck, das Ziel
Der jämmerlichen Farce noch entdeckt."

Wer ist der räthselhafte Fremdling?

An Tracht den andern Menschenkindern
Ihn fand ich gleich; um hagre Glieder wallten
Des Kaftans weitgebauschte Falten
Bis zu den Fußsandalen ihm herab;
Ein grüner Turban, der sein Haupt umgab,
That kund, daß er als Jünger des Propheten
Mekkas geheiligte Moschee betreten;
Doch des Gesichtes wundersame Züge
Straften die Kleidung wieder Lüge;
Nicht diesem Volk gehörte, der sie trug,
Das schien gewiß; doch welcher der Nationen
Mocht' er entstammen, die auf Erden wohnen?

Dem Dichter scheint er

Digitized by Google

einer von den Schlangenzähmern
Und Tausendkünstlern, wie man unter Krämern
Sie auf Aegyptens Bazar sehen kann.

Und ein anderes mal wieder:

Ein alter Magier, aus der Gruft erstanden,
Der hier von Volk zu Volk, von Land zu Landen
Gepilgert.

Dieser vorläufig noch immer räthselhafte Fremdling spricht nun weiterhin zum Dichter also:

Bald, wenn wir uns näher kennen,
Ich hoffe, sollt Ihr Euren Freund mich nennen!
Nicht Einer kann im Morgenland so gut
Wie ich den Führer machen. Statt so einsam
Und melancholisch durch die Welt zu ziehn,
Reist drum von morgen an mit mir gemeinsam!
— — — — — — — — — — — — — —
Doch ein Bedingniß ist dabei:
Mit Fragen, wer ich und von wo ich sei,
Vorwitzig dürft Ihr nie mich quälen.
Und nun merkt auf! Erfüllen will ich hier
Euch Euren Herzenswunsch. Ein Elixir,
Ein Kleinod, das ich fand auf Reisen,
Und so unschätzbar wie der Stein der Weisen
Stets führ' ich mit mir. Meine Sklaven haben
Die Tempelhöhlen Indiens all durchgraben
Und machten auf dem tiefsten Grund
Des herrlichen Arcanums Fund.
Wer einen Tropfen kostet von dem Saft,
Aufthun vor dem sich wie durch Zauberkraft
Die Pforten der Vergangenheit,
Und wählen darf er nur die Zeit,
Die er als Gegenwart erblicken will,
So wird ihm augenblicks vergönnt,
In ihr zu leben.

Und bereits hat er ihm einen Tropfen des Elixirs in den Wein geschüttet, der Dichter entschläft und schaut die Wunder der Urwelt. Natürlich nehmen sich dieselben ganz anders, d. h. viel ungünstiger aus als das vorher geträumte Paradies; der Dichter schaut ein bellum omnium contra omnes und erwacht daher aus dem künstlichen Schlafe sehr ernüchtert und enttäuscht. In diesen magischen Schlaf versinkt er dann auf Ali's Veranstaltung zu wiederholten malen, und jedesmal wird ihm im Traume eine neue Weltepoche vorgeführt, und jeder Traum endet mit einer Enttäuschung, sofern kein Zeitalter die Ideale der Sehnsucht verkörpert zeigt, vielmehr jedes mit Mängeln behaftet ist. Trotz alledem aber kann sich der Dichter auf Grund der geschauten Visionen der Erkenntniß nicht entziehen, daß jedes Zeitalter wenigstens im Verhältniß zum vorhergehenden einen Fortschritt aufweist, und so kommt denn der Dichter allmählich zu der Ueberzeugung, daß

Digitized by Google

das ersehnte Paradies nicht am Anfang, sondern erst im Fortschritt der Zeiten zu suchen ist, und daß die Menschheit auf dem mühevollen Wege zu ihm bereits ein gutes Stück zurückgelegt hat. Inzwischen ist die traumhafte Wanderung durch die Jahrtausende, welche der Magier den Dichter hat machen lassen, auch auf den letztern selbst nicht ohne Rückwirkung geblieben. Dieser Magier ist von manchen Beurtheilern falsch aufgefaßt; man hat einen Widerspruch zwischen seinem anfänglichen und seinem spätern Benehmen finden wollen, und Schack hat dieserhalb zu der zweiten Auflage des Werkes ein besonderes Nachwort geschrieben. Hier heißt es: „Dem Magier, welcher selbst die Jahrtausende durchwandert hat, ist unter allen erlebten Schrecknissen dennoch die Ahnung aufgegangen, daß die Menschheit sich nach und nach von niedern Stufen zu höhern emporringe; aber er schwankt und zweifelt noch und will nun am Dichter erproben, zu welcher Ueberzeugung derselbe auf seiner Reise durch die Weltalter gelangen werde. Um ganz sicher zu gehen, läßt er ihn nicht allein in jeder Epoche der Vergangenheit schweres Weh erleben, sondern fügt auch noch Commentare hinzu, welche alles in noch schwärzern Farben schildern und förmlich Weltverzweiflung predigen. Der bittere Hohn, den er über alles ergießt, ist also theils Resultat der eigenen finstern Weltanschauung, aus der er sich emporzuarbeiten begonnen hat, die ihn aber momentan immer wieder in ihr Dunkel hinabreißt, theils in seiner Uebertreibung eine Maske, die er dem Dichter gegenüber annimmt.“ Diese Maske aber wird immer mehr gelüftet und weiterhin heißt es:

Allmählich war von seinem ersten Hohn
Die letzte Spur selbst im Gespräch entflohn,
Und manchmal blickt er mich so feierlich,
So ernst an, daß mich Ehrfurcht überschlich;
Ja, wenn in seine meine Augen sahn,
Glaubt' ich, ins Grenzenlose aufgethan
Den unergründlich tiefen, blauen
Sternhimmel einer Neumondnacht zu schauen.
Ein groß Geheimniß schien in seinen Zügen
Wie auf dem Angesicht der Sphinx zu liegen,
Die, halb versunken in den weh'nden Sand,
Des Weltalls Räthsel auf den hohen Brauen,
Hinaus ins Unermessne starrt.

So ist denn der natürliche Uebergang gegeben, daß der Magier schließlich selbst „in völlig verklärter Gestalt als Prophet einer hohen Zukunft auftritt“. Der Dichter aber tritt nun, in gehobener Stimmung und aufs neue von schöner Hoffnung geschwellt, die Rückreise nach Europa an, und seine freudige Gemüthsverfassung wird noch gesteigert, als er die inzwischen stattgehabte Gründung des Deutschen Reiches vernimmt. Auch diese Schlußwendung der Dichtung ist wol hin und wieder misverstanden worden, und der Dichter hält es nicht für überflüssig, uns in dem schon erwähnten Nachwort darauf hinzuweisen, daß dieselbe lediglich zur Einkleidung des Gedichtes gehöre, daß ihm aber schlechterdings nicht einfalle, in der Begründnng des Deutschen Reiches den Anbruch des goldenen Zeitalters sehen zu wollen.

Digitized by Google

So weit der Inhalt der Dichtung, die uns gelegentlich der Schilderung der einzelnen Weltepochen höchst farbenprächtige Bilder entrollt und die Errungenschaften der neuesten Naturwissenschaft der Poesie in einer Weise tributär macht, wie es bisher noch von niemand mit so viel Glück versucht worden war. Was die Form betrifft, so sind die verschiedenen Abschnitte in verschiedenen Rhythmen geschrieben. Was darunter die Ottaven betrifft, so möchte ich namentlich bezüglich der das Eingangsgedicht bildenden bemerken, daß mich dieselben in manchen Wendungen und Reimen etwas zu sehr an die Tonart des komischen Epos erinnert haben, was bei dem durchweg ernsten Grundton der Dichtung wol besser zu vermeiden gewesen wäre. Als einen menschlich schönen und liebenswürdigen Zug möchte ich schließlich nicht unerwähnt lassen, daß der nunmehr vierundsechzigjährige Dichter die Dichtung seiner noch lebenden greisen Erzieherin und Freundin Hedwig Dragendorff gewidmet hat. Und nun noch eine Bemerkung, bezüglich deren ich nicht weiß, ob ich dem Dichter damit etwas Neues sage. Das von ihm in den „Nächten des Orients" in erzählender Form behandelte Problem ist in dramatischer Gestalt von dem Ungarn Emerich Madach zur dichterischen Darstellung gebracht worden. Die Dichtung heißt „Die Tragödie des Menschen" und führt in gegen 20 Scenen die gesammte Menschengeschichte vorüber. Jede Scene führt uns in prägnanter Art eine Hauptepoche derselben vor, und jede Epoche erscheint am Ende „überwunden", um einer andern Platz zu machen. Der Dichter schildert uns aber nicht blos die aufsteigende Entwickelung, sondern auch die absteigende, und die letzte Scene führt uns in die ferne Zukunft, wo der Vereisungsproceß der Erde bereits mächtige Fortschritte gemacht hat und die letzten Menschen als Eskimos herumlaufen. Leider ist die deutsche Uebersetzung so mittelmäßig, daß dadurch der Genuß der Lektüre sehr beeinträchtigt wird.

Indem ich mich von dieser halb phantastischen erzählenden Dichtung, welcher unter Schack's Werken ein besonders hoher Platz gebührt, zu dessen epischen Dichtungen im eigentlichen und engern Sinne wende, sind es im ganzen vier, denen ich eine betrachtende Würdigung zu widmen haben werde, und zwar sind zwei derselben: „Episoden" und „Lothar", ernsten Charakters, während die beiden andern: „Durch alle Wetter" und „Ebenbürtig", dem Genre des komischen Epos angehören.

Was zunächst die „Episoden" angeht, so handelt es sich hier um Dichtungen, die man ebenso gut Novellen in Versen nennen könnte, und die im Jahre 1876 erschienene dritte Auflage des Bandes enthält deren zehn. Die Stoffe sind durchweg interessant und gut gewählt und gehören den verschiedensten Zeiten und Völkern an. So spielen „Glycera" und „Laïs" im alten Griechenland, und die erstere Erzählung behandelt einen Conflict des bekannten Lustspieldichters Menander mit seiner Geliebten, die letztere hingegen die Entführung der bekannten Hetäre durch eine edle Liebe. „Der Flüchtling von Damascus" führt uns in die Anfangszeit des Mohammedanismus und schildert uns, wie Abderahman (dieser ist der Flüchtling von Damascus), dem von den Abassiden gegen die Omajjaden in Scene gesetzten Blutbade entkommen, sich nach Spanien rettet und dort das Khalifat von Cordova gründet. „Heinrich Dandolo" hat zum Helden den gleichnamigen Dogen

Digitized by Google

von Venedig und Führer beim vierten Kreuzzuge (1204) und schildert dessen erste Anwesenheit und Schicksale in Konstantinopel, wo er bekanntlich geblendet wurde. Die Erzählungen „Giorgione" und „Ubaldo Lapo" spielen in italienischen Künstlerkreisen. Die erstere hat zum Gegenstande die entsagende Resignation des berühmten alternden Künstlers, als derselbe, in Liebe entbrannt zur schönen Angela, vor seinem von dieser bevorzugten jugendlichen Schüler Sebastian zurücktritt und, was ihm im Leben untergegangen, in der Kunst rettet, indem er in der „Lautenspielerin" der aufgegebenen Geliebten ewiges Leben schenkt. „Ubaldo Lapo" hingegen hat es zu thun mit einem Schüler des Michel Angelo, welcher durch letztern von seiner Talentlosigkeit überzeugt und, nach harten Kämpfen mit sich selbst, dahin gebracht wird, sich (statt der Kunst) der Vertheidigung des Vaterlandes zu widmen. „Rosa" und „Fiordispina" behandeln wieder tragische Liebesconflicte und spielen, die erstere Erzählung in Nürnberg, die zweite in Florenz. Rein phantastischer Natur und humoristisch angehaucht schließlich ist „Der Regenbogenprinz". Die Formgebung verräth in allen diesen Erzählungen stets den feinsten Geschmack und den gebildetsten Kunstverstand. Tonart und Metrum ist jedesmal dem Stoff angemessen und genau geeignet, diejenige Stimmung zu erwecken, die in des Dichters Absicht liegt, die Composition und Abrundung ist tadellos, und da Graf Schack die meisten Oertlichkeiten, an denen die Geschichten spielen, aus eigener Anschauung kennt, so ist das Localcolorit überall in einer Weise getroffen, wie das bei einem weniger gereisten Dichter schlechterdings unmöglich wäre, und nicht minder versteht sich von selbst, daß speciell die Erzählungen, welche in Künstlerkreisen spielen, ihm die vortrefflichste Gelegenheit bieten, seinen Schönheitssinn und Kunstgeschmack von der wohlthuendsten Seite zu zeigen.

Die hiernach zu berührende Dichtung „Lothar", welche Ferdinand Gregorovius, dem Geschichtschreiber und Schöpfer der trefflichen Dichtung „Euphorion", gewidmet ist, gehört zu Schack's frühesten Schöpfungen und ist, wie er selbst in der prosaischen Vorrede sagt, „zum größten Theile geschrieben angesichts der Gegenden, durch welche der Held geführt wird, unter den Palmen und Zelten Syriens und auf dem Dache des lateinischen Klosters von Jerusalem, an den Ufern des Guadalquivir und auf der herrlichen über dem Abgrunde hängenden Alameda von Ronda, auf einer Nilbarke und inmitten der ungeheuern Trümmer des hunderthorigen Theben". Wohl dem Dichter, der in der angenehmen Lage ist, so sprechen zu können. Aus all den genannten Gegenden empfangen wir denn auch in der That die farbenreichsten und stimmungsvollsten Schilderungen. Der Held der Geschichte, welche den Kern des Ganzen bildet, ist der Sohn eines begeisterten Theilnehmers der Freiheitskriege, eines adeligen Schloßbesitzers an der Hardt, welcher durch die Engherzigkeit der Fürsten das deutsche Volk um die besten Früchte der Freiheitskriege betrogen sieht und, als er den Tod herannahen fühlt, also zu seinem Sohne spricht:

Was ward aus all den Schwüren? aus verheißner
Freiheit und Macht? Dem Einen Vaterlande?
Wer dran zu mahnen wagt, wer zur Ermannung
Das Volk aufruft, sein harren Kerkerbande,
In Elend muß er irren und Verbannung — — —

Digitized by Google

Denk' ich an alles das in trüben Stunden,
So brennen heißer meine alten Wunden;
Klagend, daß sie umsonst gefallen sind,
Seh' ich der Helden Schatten mich umschweben
Und, Sühne heischend, ihre Rechte heben.
Lothar, mein einzig, mein geliebtes Kind,
Ich fühl' es: meiner Tage Frist verrinnt,
Doch was versagt mir ward, mögst du's erleben,
Die Zürnenden versöhnt zu sehn!
Vor diesen Zeugen, die in langer Reihe
In Bildern uns und Rüstungen umstehn,
Knie nieder, o mein Sohn, ich weihe
Dein Haupt dem deutschen Genius!
Begeistern möge dich sein Flammenkuß,
Wenn in dem Kampf für Freiheit und für Recht
Voran du ziehst dem kommenden Geschlecht!
Und du, o Herr, erhör' mein Flehn!
Laß auf dem Grund, den meine Kampfgenossen
Mit theurem Märtyrblut begossen,
Verjüngt dies Deutschland auferstehn!

Entsprechend diesen väterlichen Ermahnungen betheiligt er sich als heidelberger Student an den burschenschaftlichen Bestrebungen, kommt aber dieser seiner Gesinnung zufolge auf dem Schlosse eines Oheims, dessen Tochter er rasch liebgewonnen hat, mit dessen durchaus reactionär gefärbtem Sohne in Conflict und hat das Unglück, denselben im Duell zu erschießen. Deshalb und weil zugleich in Deutschland die bekannte allgemeine Demagogenhetze begonnen hat, muß er fliehen und wendet sich nach Spanien, um dort unter Riego und Quiroga für die Freiheit und wider das absolute Königthum zu streiten. Als auch hier infolge der Einmischung der Heiligen Allianz und des Anrückens eines französischen Kriegsheeres die Sache der Freiheit unterliegt, geht er, nach überstandener Verwundung und auf höchst romantische und rührende Art von einem Mädchen, welches ihn liebt, gerettet, in der Stille der Nacht zu Schiffe, wird aber auf dem Mittelländischen Meere von einem Sturme überrascht, leidet Schiffbruch, wird an die afrikanische Küste verschlagen und fällt hier in maurische Gefangenschaft. In dieser duldet er als Sklave unerhörte Leiden, wird aber endlich von einem Engländer losgekauft und begibt sich dann, immer seiner vom Vater ihm ans Herz gelegten Mission eingedenk, nach dem im Unabhängigkeitskampfe begriffenen Griechenland, fällt in Missolonghi in die Gewalt der Türken, wird aber aufs neue errettet durch seine erste Geliebte, deren Bruder er erschossen hat, die aber inzwischen erfuhr, daß nicht Lothar, sondern ihr Bruder die Hauptschuld an diesem Duell getragen. Sie kehren in glückseligster Stimmung heim, beide werden ein Paar und die Dichtung schließt mit den schönen Worten:

O nimm mich wieder auf an deinem Herde,
Mein deutsches Land, du herrlichstes der Erde!
Wo wär' ein edler Volk als deins
Vom traubenduftenden Gestad des Rheins
Bis zu der Ostmark fernsten Gauen?

Digitized by Google

Wo strahlt der ganze Himmel so aus blauen,
Aus unergründlich klaren Tiefen wieder,
Wie aus den Augen deiner Frauen?
In deinem Schos dereinst die müden Glieder
Zu betten gönne mir! Allein nicht eher
Laß schließen mich die Augenlider,
Bis jenen neuen Morgen, den als Seher
Mein Vater sterbend prophezeite,
Ich über dich, das einige, befreite,
Aufsteigen sah! Verraucht ist mir der Wahn,
Der nur vom allzerstörenden Orkan
Verjüngung hofft; doch jener Genius,
Der früh auf mich gedrückt den Flammenkuß,
Ich fühl's, umrauscht mich noch mit seinen Schwingen
Und mahnt mich, neu zu streben und zu ringen,
Damit das heiße Sehnen deiner Söhne
Die endliche Erfüllung kröne.
Er leihe Milde mir zur Stärke
Und weises Maß zum Thatendrang —
Dann nach vollbrachtem Tagewerke
Wie sollt' ich zagen vor dem letzten Gang?
Ein froher Zeuge noch im Tod
Von meines Volkes Auferstehn,
In seiner Größe Morgenroth
Werd' ich beglückt von hinnen gehn.

Neben dem glänzend getroffenen Localcolorit ist im besondern zu rühmen die Schilderung des Thatsächlichen, so namentlich der Kampfscenen in Spanien und Griechenland; sie ist von größter Anschaulichkeit und Lebendigkeit, und die allmähliche Entwickelung des Seelenlebens im Helden Lothar zeugt überall von großer psychologischer Feinheit. Namentlich die Schilderung seines Jugendlebens mit seinen allumfassenden Bildungstendenzen und begeistertem Aufschwunge zu allem Großen und Schönen wirkt sehr anziehend, wobei ich denn nebenbei einmal mit besonderm Vergnügen bemerken will, daß Schack in dieser Dichtung wie auch sonst wiederholt mit besonderer Vorliebe die Freundschaft feiert, ein Gefühl, welches in der deutschen Poesie im Gegensatze zu frühern Zeiten fast ausgestorben scheint, während sich in modernsten Gedichtsammlungen oft das fadeste Geliebel in selbstgefälliger Weise breit macht. Ueberhaupt hat Schack, nicht in Betreff des Factischen, wohl aber des Psychologischen, in diese Dichtung „Lothar" sehr viel von seinem Eigenen „hineingeheimnißt", der Held ist unverkennbar noch mehr als in andern Dichtungen Schack's das Sprachrohr des Dichters, und abgesehen vom poetischen, verdient es gewiß auch vom menschlichen und ethischen Standpunkte aus noch ganz besondere Anerkennung, daß der Dichter auch in dieser Dichtung überall für freiheitliche Tendenzen eintritt und für die nun zur That gewordene Einheit Deutschlands schon zu einer Zeit plaidirt hat, als die meisten der jetzt Lebenden vielleicht kaum daran dachten oder so kühne Hoffnungen zu hegen wagten.

Ich gehe jetzt über zu den beiden heitern Epen Schack's; „Romane in Versen" nennt sie der Verfasser, und ihre Titel sind „Durch alle Wetter" und „Ebenbürtig".

Digitized by Google

Ich bin der Ansicht, daß sich Schack durch Cultivirung dieses Genres besonders verdient gemacht und gerechten Anspruch auf den Dank der Literaturfreunde erworben hat. Denn mag immerhin in ferner Zukunft ein goldenes Zeitalter zu erwarten sein, augenblicklich sind die irdischen Zustände jedenfalls immer noch so, daß jeder, der die Fähigkeit besitzt, durch das souveräne Spiel des Humors über ihre Unvollkommenheit uns hinwegzutäuschen, zu den Wohlthätern der Menschheit gerechnet zu werden verdient. Es handelt sich hier um ein Genre, bei dessen Erwähnung man in Deutschland sofort an Byron's „Don Juan" als Muster zu denken pflegt, welches aber Byron keineswegs zuerst cultivirt hat. Selbst in England war dieser Ton kein absolut neuer, sondern schon von Whistlecraft angeschlagen worden, den auch Byron selbst als seinen Vorgänger nennt. Aber auch dieser hatte ihn nicht erst erfunden; vielmehr ist der Ursprung desselben bei den Italienern Pulci und Berni zu suchen, und da Graf Schack schon sehr früh in Italien heimisch geworden ist und, wie ich zufällig weiß, manche Partien von „Durch alle Wetter" schon im frühesten Jünglingsalter, noch ehe er auch nur eine Zeile von Byron gelesen, geschrieben hat, so sind, wenn einmal von Vorbildern die Rede sein soll, die Italiener als solche anzusehen und nicht Byron, wie in kritischen Referaten verschiedentlich behauptet worden ist. Selbstverständlich aber ist jemand, der sich den Ton eines andern Dichters aneignet, darum noch kein bloßer Nachahmer desselben, und weder Byron noch den Italienern gegenüber darf Graf Schack als solcher angesehen werden. Bekanntlich ist bei diesem Genre der Stoff als solcher eigentlich nur von untergeordneter Bedeutung; es handelt sich hier oft genug um die Kunst, aus einem Nichts ein Etwas zu machen, ein souveränes Spiel mit dem Stoff ist die hervorstechendste und am meisten charakteristische Eigenschaft der ganzen Gattung, und man wird daher auch in Betreff der Erfindung dem Dichter einige Licenzen nachsehen müssen. In der That sind Schack's Stoffe theilweise barock genug. Im ersten Roman „Durch alle Wetter" handelt es sich um die Liebe eines Gesandtschaftsattaché zu einer Sängerin, welche denselben als Agathe und Donna Anna im dresdener Hoftheater enthusiasmirt hat. Er überredet sie, die Seine zu werden, und sie begeben sich erst nach Baden-Baden, hinterher nach London, um von dort nach Neapel zu segeln. In London aber wird die Diva durch einen dreist zugreifenden amerikanischen Impresario nach Amerika entführt, während der Attaché allein nach Neapel fährt, in der Hoffnung, sie dort wiederzufinden. Die Sängerin inzwischen erntet in Amerika Geld und Beifall, fährt in Begleitung eines schwärmerischen jugendlichen Verehrers, eines englischen Cadetten, mit der Pacificbahn nach Californien, erlebt ein Erdbeben, verbringt mit ihrem Anbeter, übrigens in allen Ehren, längere Zeit im Urwalde, segelt endlich, um ihren Attaché wiederzufinden, rückwärts nach Neapel und wird hier in der That wieder mit demselben vereinigt, nachdem er selbst italienischen Räubern in die Hände gefallen und von der ihn liebenden Räuberhauptmannstochter befreit worden ist. Der Attaché und die Sängerin ziehen heim und der erstere betheiligt sich am französischen Kriege, und in origineller Weise werden auch der Cadet und die Räuberhauptmannstochter zu einem Paare gemacht. In „Ebenbürtig" dagegen bildet den Mittelpunkt der Geschichte ein höchst aristokratisch gesinnter Fürst mit seiner männlichen und weib-

Digitized by Google

lichen Nachkommenschaft, welche in exclusivster Weise zu verheirathen des Vaters angelegentlichste Sorge ist. Der Humor der Sache besteht nun aber eben darin, daß sämmtliche Kinder und schließlich auch der von seinen Vorurtheilen geheilte Vater Mésalliancen eingehen, während der plebejische Diener eine alte Fürstin heirathet. Also hätten wir hier ganz eigentlich das saturnalische Fest, welches (nach Börne) vom Humor eröffnet wird und bei welchem die Herren zu Dienern, die Diener zu Herren werden. Indeß mit dieser Angabe des factischen Inhalts der Romane ist, wie gesagt, nicht viel gethan; es kommt alles darauf an, wie mit diesem Stoff Fangball gespielt, wie der Stoff von der Form aufgesogen und verflüchtigt wird. Und gerade nach dieser formellen Seite hin zeigt Schack eine große Meisterschaft. Zunächst führt ihn der Uebermuth, der sich in dieser Gattung frei tummeln darf und muß, niemals dahin, sozusagen über den Strang zu schlagen, er verfällt nie in Zweideutigkeiten und Lascivitäten; vielmehr bleibt er sich stets bewußt, daß auch der humoristische Dichter stets ein Dichter zu sein und ästhetische Schranken zu respectiren hat, auch in der ausgelassensten Komik bleibt Schack stilvoll und weiß sich aller schlimmen Ausschreitungen zu enthalten. Innerhalb dieser Schranken aber läßt er nun auch seiner Laune auf das rückhaltsloseste die Zügel schießen, und die bekannten Mittel dieser Gattung, barocke Reimcapriccios und pathetische und humoristische Excurse, werden von ihm in bewunderungswürdiger Weise angewandt.

Es ist unglaublich, mit einer wie virtuosen Leichtigkeit Schack die possirlichsten Drolerien des Reimes handhabt, auf die seltsamsten Worte hat er stets die passendsten Reime zur Verfügung, der Humor der Sprache feiert hier die originellsten Triumphe, und in den Excursen überrascht er uns mit den launigsten und, wo es sich paßt, auch ernstesten Betrachtungen. Und, was nicht genug anzuerkennen ist, auch im scheinbar ausgelassensten Uebermuth vergißt Graf Schack seine Ideale nicht; er ist nie blos negativ, er sucht nicht den Witz blos um des Witzes willen, sondern er zeigt uns im Lächerlichen nur die Kehrseite dessen, wofür er in seinen ernsten Werken in positivster Weise eintritt, und wiederum ganz abgesehen vom poetischen, muß es auch hier schon vom rein menschlichen Standpunkte aus sehr wohlthuend berühren, wenn speciell in „Ebenbürtig" der vornehme Mann die ganze Lächerlichkeit der Adelsvorurtheile als solcher an den Pranger stellt. Um noch einmal auf die Form zurückzukommen, so beweist keine andere Dichtung Schack's so deutlich die Sprachbändigerkunst des Poeten wie gerade diese humoristische Epen; wir werden, wie schon gesagt, mit einem wahren Füllhorn komischer Reime überschüttet, und von dieser Seite sind Schack's Ottaven unübertrefflich. Dagegen möchte ich mir in anderer Beziehung eine Bemerkung über dieselben erlauben. Der rhythmische Gang der einzelnen Verse scheint mir nicht immer den höchsten Wohllautsgesetzen zu entsprechen, die Musik der Sprache erscheint mitunter sozusagen gehemmt und gelähmt, und ich komme auf diesen Punkt um so lieber hier zu sprechen, als es sich um einen Anstoß handelt, der mich auch bei andern, oft den renommirtesten Poeten gestört hat und somit bei Schack keineswegs allein vorkommt. Es wird sich hier vor allem um zwei Punkte handeln. Zunächst: der aus fünf Jamben bestehende Vers der Ottave zerfällt nicht selten in eine Anzahl einzelner Worte,

Digitized by Google

von denen jedes für sich einen Trochäus bildet, dadurch wird der iambische Charakter des Verses aufgehoben, und den einzelnen Versgliedern fehlt die wünschenswerthe Bindung. Beispiele werden am besten darthun, was ich meine. Ich führe deshalb eine Reihe solcher Verse an:

Helft! Helft! sie wollen | meinen | Herren | köpfen —
Der ich in | diesem | meinem | hohen | Liede —
Am Wasser|falle | unter | dunklen | Eiben —
Gescheitert | alle | seine | hohen | Plane —
Schutz vor dem | Wetter | unter | eurem | Dache —
Sucht er in | allen | seinen | Kleider|säcken —
Auch Trini's | große | blaue | Augen | locken —

Eine einmalige Lektüre genügt hier für ein musikalisch empfindliches Ohr, um den Beweis zu erbringen, daß derartigen Versen die nöthige Klangschönheit fehlt. Sodann: der Vers der Ottave enthält immer fünf Hebungen: wenn man aber genauer zusieht, so sind in guten Ottaven meist nur drei Hebungen, in der Regel die erste, dritte und fünfte, stark betont, während die beiden andern, in der Regel die zweite und vierte, etwa nur als drei Viertel betont anzusehen und zu behandeln sind. Dieses Gesetz ist für das Auf- und Niederwogen des Verses nicht unwichtig, und es wird nun in der neuern Poesie dagegen vielfach insofern gesündigt, als entweder an die stark betonten Hebungsstellen dem Sinn nach zu schwache, oder an die schwach betonten dem Sinn nach zu starke Worte gesetzt werden.

Etwas Weiteres wüßte ich über Schack's Epik nicht mehr hinzuzufügen und wende mich somit dessen dramatischen Werken zu.

Digitized by Google

Schopenhauer's Theorie von der Musik.

Von

Kurt Bruchmann.

Je zuversichtlicher jemand seine Meinung äußert, desto größer pflegt die Zahl derjenigen zu sein, welche glauben, ihm beistimmen zu müssen. Je tiefer, je unverständlicher das zu sein scheint oder ist, was jemand zur Erklärung einer schwierigen Frage vorbringt, desto eher gewinnt er das Ansehen einer unantastbaren Autorität, deren Weisheit, zumal wenn sie mystisch angehaucht ist, nur für den unverständig Profanen ein Räthsel bleibt.

Ob es nun auch Schopenhauer nicht gerade an Zuversichtlichkeit fehlte, so ist es doch in diesem Fall, wo es sich um das Wesen der Musik handelt, vielmehr die metaphysische Mystik, welche eine empiristische Kritik zu verlangen scheint. Zu verlangen: weil streng wissenschaftliche Untersuchungen wie physiologische (wenn anders man gegen empirische Psychologie, da sie doch etwas Philosophisches ist, mistrauischer sein sollte) uns am besten in den Stand gesetzt haben, gewisse Meinungen unsers so geistvollen, ja ein für allemal classischen Autors als Irrthümer zu erkennen. Und sollte es sich nicht lohnen, den unhaltbaren Erklärungsversuchen eines Schopenhauer mit kritischer Vorsicht nachzugehen? Auch ein untergeordneter Punkt auf dem Grenzgebiete anthropologisch-ästhetischer Betrachtungen kann zur Befestigung der Ueberzeugung dienen, daß nicht ungestraft die unvermittelte Hülfe der Metaphysik zur Erklärung der Thatsachen der physischen oder psychischen Welt in Anspruch genommen wird.

Mag daher Schopenhauer wie vielleicht kein anderer die ergreifende Gewalt der Musik empfunden haben oder wenigstens anerkennen, mag ein Musiker wie Richard Wagner (in seiner Schrift über Beethoven) sich beifällig über den Philosophen geäußert haben, das wird uns nicht hindern, für die Erklärung jenes Eindruckes nach andern Gründen zu suchen wie jene; besonders wenn sie von den Ergebnissen der exacten Forschung hergenommen sind.

Die Arbeiten, auf welche sich unsere Betrachtung hauptsächlich stützt, sind: Helmholtz, „Die Lehre von den Tonempfindungen" (1. und 3. Aufl.); W. Wundt, „Physiologische Psychologie" (1874); Steinthal, „Abriß der Sprachwissenschaft. I. Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft" (1871); derselbe: „Der Ursprung der Sprache" (3. Aufl., 1877). Zunächst ist es nun unsere Aufgabe,

Digitized by Google

Schopenhauer's eigene Ansicht darzustellen und demgemäß uns den Grundgedanken seines Systems zu vergegenwärtigen.

Zwei Eigenschaften erscheinen dem Menschen als eine erschöpfende Bezeichnung seines Wesens: Vorstellung und Wille. Der Wille ist nicht aus der Vorstellung abzuleiten, wie dies manche Philosophen wollen, sondern er ist von ihr unabhängig und der Art nach verschieden. Jeden Menschen überzeugt sein Nachdenken, daß er außer Vorstellung Wille besitzt; da wir nun bei der Betrachtung der Welt nur von uns selbst ausgehen können, so liegt es nahe, auch die Dinge nach jenen beiden Kategorien, Vorstellung und Wille, zu betrachten. Einerseits kennen wir die Dinge so, wie wir sie vorstellen, sie sind also (meine) Vorstellung; davon abgesehen werden wir ihnen als andern Bestandtheil ihres Wesens nach der Analogie unsers Leibes Willen zuschreiben — denn außer Vorstellung und Wille gibt es kein drittes. Die Körperwelt um uns wird also ebenso betrachtet wie unser eigener Körper. Der Ausdruck Wille soll jedoch nicht zu der irrigen Meinung verleiten, als könnten Dinge wie die Erde selbst oder Steine und Bäume mit Bewußtsein wollen: nur ihr Wesen ist so unserm analog, daß wir es als Wille, als etwas unserm Willen Analoges bezeichnen. Der Wille also, dessen Erscheinung oder Objectität die ganze Welt bildet, ist in allen Dingen, wie natürlich, ein und derselbe, nur äußerlich verschieden und nur bei einem Theile der Wesen von Erkenntniß begleitet.

So ist nicht sowol der Begriff Wille unter Kraft zu subsumiren, als nur eine gewisse Art von Kraft bezeichnend, sondern umgekehrt: bei jeder Gelegenheit, wo wir von Kraft reden, müßten wir eigentlich statt Kraft Wille sagen. Wenn also die Gewässer mit unaufhaltsamem Drange der Tiefe zueilen, wenn der Magnet sich beharrlich zum Nordpol wendet, wenn das Eisen heftig zu ihm fliegt, wenn der Krystall schnell und plötzlich anschießt, wenn wir die Auswahl bemerken, mit welcher Körper, den Banden der Starrheit entzogen, sich suchen und fliehen, vereinigen und trennen, so wird es keine große Anstrengung der Einbildungskraft kosten, selbst aus so großer Entfernung unser eigenes Wesen wiederzuerkennen, das in uns beim Lichte der Erkenntniß seine Zwecke verfolgt, hier aber nur blind, dumpf, einseitig und unveränderlich strebt; jedoch, weil es überall eins und dasselbe ist, hier wie dort den Namen Willen führen muß, wie die erste Morgendämmerung mit den Strahlen des vollen Mittags den Namen des Sonnenlichts theilt. Der Wille bezeichnet also das Wesen jedes Dinges in der Welt und ist der Kern jeder Erscheinung.

Der Wille, Quell und Träger aller Erscheinungen, bringt sie stufenweise hervor; er objectivirt sich, wird Erscheinung, erlangt Objectität in gewissen Stufen. Als niedrigste Stufen stellen sich die allgemeinsten Kräfte der Natur dar, wie Schwere, Undurchdringlichkeit, Starrheit, Flüssigkeit, Elasticität, Elektricität und chemische Qualitäten jeder Art. Jede allgemeine ursprüngliche Naturkraft ist nichts anderes, als die Objectivation des Willens auf einer niedrigen Stufe; solche Stufe wird in Plato's Sinne Idee genannt. Auf der untersten Stufe (im Unorganischen) stellt sich der Wille dar als blinder Drang, als finsteres, dumpfes Treiben, fern von aller unmittelbaren Erkennbarkeit.

Digitized by Google

Auch im Pflanzenreiche, wo nicht mehr eigentliche Ursachen, sondern Reize das Band seiner Erscheinungen sind, wirkt der Wille doch noch völlig erkenntnißlos, als finstere treibende Kraft; so endlich auch noch im vegetativen Theile der thierischen Erscheinung. Auf der höchsten Stufe endlich tritt die Erkenntniß hinzu, repräsentirt durch das Gehirn oder ein größeres Ganglion. Mit diesem Hülfsmittel steht nun „mit Einem Schlage" die Welt der Vorstellung da; bisher blos Wille, ist sie nun zugleich Vorstellung, Object des erkennenden Subjects.

In den Stufen (der Objectivation des Willens) erkannten wir also die Platonischen Ideen, sofern nämlich jene Stufen eben die bestimmten Species oder die ursprünglichen nicht wechselnden Formen und Eigenschaften aller natürlichen, sowol unorganischen als organischen Körper, wie auch die nach Naturgesetzen sich offenbarenden allgemeinen Kräfte sind.

Allein die Erkenntniß der Ideen ist keineswegs die gewöhnliche, sondern meist bleiben wir in der Betrachtung der Dinge als einzelner stehen, während die Idee nie ein einzelnes Ding darstellt, sondern nur den Typus, die allgemeine Form, wie sie, mannichfach modificirt, in den einzelnen Erscheinungen wiederkehrt.

Bei allem Kunstgenuß handelt es sich jedoch um Erkenntniß der Idee. Wie verhält sich also das Individuum bei der Erkenntniß der Idee, beim Kunstgenuß? Das Wesentliche dieser Erkenntniß ist die Befreiung vom Dienste des Willens. Wenn wir also nicht die Relationen der Dinge, nicht das Wo, Wann, Warum, Wozu, sondern einzig und allein das Was dieser Dinge, aber auch nicht abstract (nach Begriffen), sondern in ruhiger Anschauung betrachten, sodaß wir uns ganz in den Gegenstand verlieren, unsere Individualität, unsern Willen vergessen und nur noch reines Subject, klarer Spiegel des Objects sind (mag es eine Landschaft, ein Baum, ein Fels oder was sonst sein), wenn das ganze Bewußtsein von einem einzigen anschaulichen Bilde gänzlich ausgefüllt und eingenommen ist, dann wird nicht mehr das einzelne Ding als solches erkannt, sondern es ist die Idee, die ewige Form. In solcher Betrachtung sind die Fesseln der Individualität abgestreift; der in die Anschauung verlorene Mensch ist reines, willenloses, schmerz- und zeitloses Subject oder Erkenntniß. Das Individuum als solches erkennt nur einzelne Dinge, das reine Subject des Erkennens nur Ideen.

Fragen wir also: welche Erkenntnißart betrachtet jenes außer und unabhängig von aller Relation bestehende, allein eigentlich Wesentliche der Welt, den wahren Gehalt ihrer Erscheinungen, der keinem Wechsel unterworfene und daher für alle Zeit mit gleicher Wahrheit erkannte, mit Einem Worte, die Ideen, so ist die Antwort: die Kunst. Ihr einziger Ursprung ist Erkenntniß der Ideen, ihr einziges Ziel Mittheilung dieser Erkenntniß. Die Objecte des Genius als solchen sind die ewigen Ideen, die beharrenden wesentlichen Formen der Welt und aller ihrer Erscheinungen; die Erkenntniß der Idee ist anschaulich, nicht abstract; denn bei der abstracten, begrifflichen Erkenntniß fragen wir stets nach dem Warum, haben auch kein Ende des Fragens, während wir in der Kunst einfach in die Anschauung des Objects versunken sind.

Wie nun die einzelnen Dinge ihre Idee nur unvollkommen ausdrücken, so bedarf der Genius, um in den Dingen nicht das zu sehen, was die Natur wirklich

Digitized by Google

gebildet hat, sondern zu bilden sich bemühte, der Phantasie, weshalb Genialität ohne Phantasie undenkbar ist.

Obgleich nun der gewöhnliche Mensch, diese „Fabrikwaare der Natur", einer anhaltenden künstlerischen Betrachtung nicht fähig ist, so muß doch diese Fähigkeit in geringerm und verschiedenem Grade auch allen Menschen beiwohnen, während doch der Genius vor ihnen den viel höhern Grad und die anhaltende Dauer jener Erkenntnißweise voraus hat.

Wenn also unsere Erkenntniß, dem Sklavendienste des Willens entrissen, die Dinge frei von ihrer Beziehung auf den Willen auffaßt, also „ohne Interesse, ohne Subjectivität, rein objectiv sie betrachtet, ihnen ganz hingegeben", dann befinden wir uns in dem schmerzlosen Zustande, den Epikur als das höchste Gut und als den Zustand der Götter pries; denn wir sind für jenen Augenblick des schnöden Willensdranges entledigt; wir feiern den Sabbat der Zuchthausarbeit des Wollens; das Rad des Ixion steht still.

Die allgemeinen Voraussetzungen, welche, wie jedem künstlerischen Genuß, so auch dem musikalischen zu Grunde liegen, sind in Kürze noch einmal folgende. Das Wesen der Welt ist Wille; im fallenden Stein, im zusammenschießenden Krystall, im sprossenden Baume, im Thier- und Menschenleben überall und immer derselbe eine Wille, auf den obern Stufen seiner Objectivation (= Objectität = Erscheinung) von Erkenntniß begleitet. Die Stufen seiner Objectität (Sichtbarwerden), die ewigen Formen des Daseins, die sich in den einzelnen Dingen brechen und zerstreuen, sind die (Platonischen) Ideen. Sie sind der Gegenstand der genialen (künstlerischen) Erkenntniß. Nicht also die einzelnen Dinge werden im Kunstgenuß erkannt, auch nicht der Wille selbst, sondern die Stufen seiner Objectivation, die Ideen.

Die von der Baukunst dargestellten Ideen bezeichnen die niedrigsten Stufen: Schwere, Cohäsion, Starrheit, Härte, Licht; die andern Künste die höhern. Object der Kunst, dessen Darstellung der Zweck des Künstlers ist, dessen Erkenntniß folglich seinem Werk als Keim und Ursprung vorhergehen muß, ist eine Idee, nicht das einzelne Ding, das Object der gemeinen Auffassung, auch nicht der Begriff, das Object des vernünftigen Denkens und der Wissenschaft.

Die Musik jedoch steht von allen andern Künsten ganz abgesondert, sie stellt nicht wiederholend irgendeine Idee der Wesen der Welt dar.

Gleichwol muß sie nach Analogie der andern Künste sich in irgendeinem Sinne zur Welt verhalten wie Nachbild zum Vorbild; ja diese ihre nachbildliche Beziehung muß eine sehr innige, unendlich wahre und treffende sein, weil sie von jedem augenblicklich verstanden wird und eine gewisse Unfehlbarkeit sich darin zu erkennen gibt, daß ihre Form sich auf ganz bestimmte, in Zahlen auszudrückende Regeln zurückführen läßt, von denen sie gar nicht abweichen kann, ohne gänzlich aufzuhören, Musik zu sein.

Weil es Zweck aller Künste ist (mit Ausnahme eben der Musik), die Erkenntniß der Ideen anzuregen und zwar durch Darstellung einzelner Dinge, welche doch die Kunstwerke immer sind, da die Welt nichts anderes ist, als Erscheinung der Ideen in der Vielheit der Dinge, so ist die Musik, da sie die Ideen übergeht, von der

Digitized by Google

erscheinenden Welt ganz unabhängig, ignorirt sie schlechthin, könnte gewissermaßen, auch wenn die Welt gar nicht wäre, doch bestehen, was sich von den andern Künsten nicht sagen läßt. Schon hier, ehe wir erfahren, was Musik eigentlich sei, bemerken wir einen Zug ihres mystischen Wesens: sie soll eine Universalsprache reden und dadurch vor den andern Künsten, welche ein höchst beschränktes Publikum haben, ausgezeichnet sein; sogar, was man Schopenhauer durchaus nicht glauben wird, augenblicklich von jedermann verstanden werden. Und darin soll sich eine gewisse Unfehlbarkeit zu erkennen geben, daß ihre Form — wir treffen hier auf den uralten überall herrschenden Zahlenmysticismus — sich auf ganz bestimmte in Zahlen auszudrückende Regeln zurückführen läßt, ohne gänzlich aufzuhören, Musik zu sein.

Wie steht es also mit dieser geheimnißvollen Zahlenherrschaft?

Unter Form der Musik versteht Schopenhauer offenbar die Eigenschaft der Töne, welche bewirkt, daß sie sich durch Intervalle zu Tonleitern entwickeln, daß z. B. die Octave sich vom Grundton durch die doppelte Zahl ihrer Schwingungen in der Secunde unterscheidet. Wir fragen zunächst, ob denn nicht andere Sinneseindrücke dieselbe durch Zahlen ausdrückbare Unterscheidung besitzen? Es sind die Farben. Grün macht 589 Billionen Schwingungen in der Secunde, Blau 640, Violett 790. Auch die Farbenmischung ist bestimmten Gesetzen (also auch Zahlen) unterworfen. Dem musikalisch verwendbaren Ton ist nur wesentlich, daß er zwischen 40 und 4000 schwingt; weil nun die Farben ebenso an gewisse Zahlenverhältnisse gebunden sind, so liegt darin nichts dem Ton Eigenthümliches. Dagegen klingen unserm Ohr allerdings nur dann die Töne eines Instruments angenehm, wenn es richtig gestimmt ist. Aber dies sagt nichts Neues; es sagt nur, daß die miteinander combinirten Töne durch regelmäßige Intervalle geschieden sein müssen. Aber auch diese Abhängigkeit anderer Töne, eines ganzen Instruments, von einem Grundton, diese Herrschaft eines Elements und seine bestimmende Gewalt über alle mit ihm in Berührung tretenden, ist (von der Natur zu schweigen) in der Kunst nicht unerhört. Man denkt z. B. an das Gesetz des Goldenen Schnittes, welches mit ziemlicher Unfehlbarkeit bestimmt, daß eine uns gefallende künstlerische Darstellung so getheilt ist, daß das Ganze zum größern Theile sich verhält wie dieser zum kleinern. Dazu dürfte sich, wie W. Wundt bemerkt, für alle neben der Symmetrie möglichen Proportionen überhaupt die Regel aufstellen lassen, daß sie ästhetisch um so wirksamer sind, je mehr sie eine messende Zusammenfassung begünstigen. Demnach ist es gar nicht zu verwundern, daß das Gehör, so viel empfindlicher als das Gesicht, insofern Gleichartigkeit wünscht, als sie jene Zusammenfassung begünstigt, daß die Verhältnisse der Schwingung Einfachheit und Zusammenhang zeigen. Man wird also nach der Beschaffenheit unserer Sinne im allgemeinen und des Gehörs im besondern glauben, daß es dem Ohr angenehmer ist, Töne zu hören, deren Schwingungen sich verhalten wie 8 : 9, 9 : 10, 15 : 16 oder wie 1 : 2, 2 : 3, 3 : 4, 4 : 5, 5 : 6, 5 : 8, 3 : 5, statt Schwingungen zu combiniren wie 17 : 64, 13 : 21 u. dgl. Weil die Zahl eine Universalherrschaft führt — denn was läßt sich nicht zählen? — werden wir nicht glauben, daß die Musik mit ihren bestimmten Zahlenverhältnissen eine besondere Stellung einnimmt. Andererseits hat sich dieses Zahlenverhältniß erst entwickelt und die Anfänge der Musik, die einst

Digitized by Google

eine rohe Kunst war und noch jetzt bei manchen Völkern ist, zeigen nichts von jener Genauigkeit in der Abmessung der Intervalle, welche allmählich unserm Gehör Bedürfniß geworden ist. Das Zahlenkriterium ist also mystisch, d. h. werthlos.

Die geschichtliche Betrachtung (Helmholtz) lehrt, daß das System der Tonleitern, Tonarten und der Harmoniegewebe derselben nicht auf unveränderlichen Naturgesetzen beruht, sondern daß es die Consequenz ästhetischer Principien ist, die mit fortschreitender Entwickelung der Menschheit einem Wechsel unterworfen gewesen sind und ferner noch sein werden, ohne daß darum die gewählten Elemente musikalischer Technik rein willkürlich wären. Mit „siegreicher Klarheit", meint Lotze, werde von Helmholtz erläutert, wie die allmählich wichtiger werdende Neigung zu harmonischer Vielstimmigkeit in der neuern Tonkunst die Mehrzahl früherer Tonleitern und ihre charakteristische Ausdrucksfähigkeit dem angestrebten höhern ästhetischen Gute opfern mußte. Unser gegenwärtiges Tonsystem, sagt Helmholtz, in seiner jetzigen Gestalt ist kaum 200 Jahre alt. Es ist ganz und gar Product des neuern Zeitalters, national beschränkt auf die germanischen, romanischen, celtischen und slawischen Völker. Wenn aber die Orientalen Vierteltöne als musikalisches Intervall zulassen, so erscheint das uns unmusikalisch. Es ist nachgewiesen, daß die Grenze zwischen Consonanzen und Dissonanzen sich verändert hat mit der Veränderung der Tonsysteme; daher ist der Grund, welcher diese Grenze bestimmt, nicht in den Intervallen und ihrem Wohlklange selbst, sondern in der ganzen Construction des Tonsystems zu suchen. Diese geschichtlichen Thatsachen lassen den Zahlenmysticismus als sehr hinfällig erscheinen.

Ehe wir erfahren, was Musik eigentlich ist, nehmen wir Kenntniß davon, daß Schopenhauer meint, er könne seine Theorie nicht sowol beweisen, als nur eben darlegen und vom Leser, der sich in die Musik und seine Ideen vertieft habe, werde sich dann wol Zustimmung einfinden.

Die Musik ist also eine so unmittelbare Objectivation und Abbild des ganzen Willens, wie die Welt selbst es ist, ja wie die Ideen es sind, deren vervielfältigte Erscheinung die Welt der einzelnen Dinge ausmacht. Sie ist also keineswegs gleich den andern Künsten, Abbild der Ideen, sondern Abbild des Willens selbst; deshalb eben ist die Wirkung der Musik so sehr viel mächtiger und eindringlicher als die der andern Künste, denn diese reden nur von Schatten, sie aber vom Wesen.

Scheint die Musik ganz von den andern Künsten abgesondert, so muß doch, weil derselbe Wille sich in den Ideen und der Musik objectivirt, zwar keine unmittelbare Aehnlichkeit, aber doch ein Parallelismus, eine Analogie zwischen der Musik und den Ideen vorhanden sein.

Wir fragen jedoch, ehe wir jenen Analogien nachgehen, warum es nur Analogien sind? Schopenhauer hat durch keine Silbe uns zu erklären versucht, woher es kommt, daß der Wille uns hier nicht so erscheint wie sonst überall. Sonst sehen wir ihn entweder als einzelnes Ding oder fassen seine Erscheinungsweise in ein Gesetz, oder schauen ihn in der Kunst an unter der Form der Ideen — hier, in der Musik, wird er selbst sichtbar, insofern die Musik sein Abbild ist. Unter welcher Form? Einzelne Dinge sind es am wenigsten, die uns hier geboten werden,

Digitized by Google

es können also nur Ideen sein — die sollen es aber nicht sein; was? können wir nach Schopenhauer's Terminologie nicht anders als umschreibend bezeichnen, ohne Erklärung: Analogien der Ideen.

Außerdem fragen wir sogleich, inwiefern die Musik Abbild genannt werden kann. Sind denn die Ideen Abbilder des Willens? Keineswegs; der Wille manifestirt sich in ihnen und er ist uns nur durch Gefühl unserer selbst gegeben, von wo aus er in den Dingen erschlossen wird. Wir können es also nicht annehmen, daß die Musik wie die Idee ein Abbild sein soll. Vielleicht (wenn beide analog sind) eine Erscheinung des Willens, aber er selbst ist ja ewig unfaßbar als Ansich der Dinge und wird uns nur durch innere Wahrnehmung bekannt. Kälte manifestirt sich durch Sinken des Quecksilbers im Thermometer, Feuchtigkeit der Luft im Barometer; da ist aber kein Abbild der Luft vorhanden.

Jene Analogien werden von Schopenhauer nicht systematisch abgeleitet und dargestellt; wir müssen sie also einzeln so aufzählen, wie sie bei ihm erscheinen, und zunächst im einzelnen beurtheilen.

1) In den tiefsten Tönen der Harmonie, im Grundbaß, erkennt er die niedrigsten Stufen der Objectivation des Willens, die unorganische Natur, die Masse des Planeten. Die hohen Töne aber, leicht beweglich und schneller verklingend (was das heißen soll, wissen wir nicht), seien bekanntlich anzusehen als entstanden durch die Mitschwingungen des tiefen Grundtons, bei dessen Anklang sie immer zugleich leise miterklingen. Es ist Gesetz der Harmonie, daß auf eine Baßnote nur diejenigen hohen Töne treffen dürfen, die wirklich schon von selbst zugleich mit ihr ertönen durch die Nebenschwingungen. Dieses ist dem analog, daß die gesammten Körper und Organisationen der Natur angesehen werden müssen als entstanden durch die stufenweise Entwickelung aus der Masse des Planeten: diese ist, wie ihr Träger, so ihre Quelle und dasselbe Verhältniß haben die höhern Töne zum Grundbaß.

Analogien besitzen mitunter eine Beweiskraft, welche der Wissenschaft als völlig ausreichend gilt, z. B. wo es sich um die Bildung von Sprachformen handelt. In vielen andern Fällen bezeichnen sie nichts als eine psychologische Association, welcher jede Kraft des Beweises mangelt. Wenn nun auch Schopenhauer auf den Beweis verzichtet, so sind wir doch berechtigt, seine Analogien anzugreifen und ihre Unvollkommenheit zu zeigen, wo wir glauben, dazu Veranlassung zu haben.

Der Wille erscheint sonst, das ist keine Frage, immer und überall unter der Form des Gesetzes und ohne ihn fällt kein Haar von unserm Kopfe. Allein bei aller Gesetzmäßigkeit bricht in der Breite der Natur und des Lebens ein wüthender Kampf nicht nur zwischen den verschiedenen „Reichen" aus, sondern auch zwischen den Individuen derselben Klasse besonders. Die Thiere fressen die Pflanzen und sich untereinander, der Mensch beide und mittelbar den Menschen. Wie verhält sich dieses Bild zu dem friedlichen Nebeneinander eines Klavieraccords oder eines Orchesteraccords? Möge der Ursprung gleich sein, d. h. die hohen Töne durch Mitschwingung der tiefen entstehen und alle Wesen aus der Masse des Planeten, so hört damit sogleich die Analogie auf: denn die Form des Bestehens ist völlig verschieden. Nun läßt sich freilich ein Chaos von Tönen erzeugen: allein das ist

Digitized by Google

nach Schopenhauer keine Musik mehr. Nun bestehen aber doch auch unerträgliche Disharmonien aus einzelnen Tönen; ein Ton ist etwas Musikalisches; woher kommt es, daß die Combination der Elemente (der Töne) nicht beliebig erfolgen kann, daß sie, einzeln alle wohlgefällig, im Zusammenklang diese Fähigkeit verlieren können? Die Bestandtheile der Welt zeigen diese Bedingung des Daseins nicht; denn sie geht ruhig ihren Gang weiter, trotz oder gerade wegen alles Kampfes und Streites. Verweist uns nun Schopenhauer auf die Zahl als ein nicht weiter erklärbares Residuum, so ist diese Berufung einerseits eben entkräftet, andererseits versuchten wir jene Zahlenverhältnisse doch etwas zu erklären, wodurch die Wirkung der Töne aufhörte mystisch-wunderbar zu sein.

2) Die Tiefe hat eine Grenze, über welche hinaus kein Ton mehr hörbar ist: dies entspricht dem, daß keine Materie ohne Form und Qualität wahrnehmbar ist, d. h. ohne Aeußerung einer nicht weiter erklärbaren Kraft, in der eben sich eine Idee ausspricht; und allgemeiner, daß keine Materie ganz willenlos sein kann. Also wie vom Ton als solchem ein gewisser Grad der Höhe unzertrennlich ist, so von der Materie ein gewisser Grad der Willensäußerung. Hier fragt man nun, warum denn Töne, die über 4224 (Klavier) oder 4752 (Piccoloflöte oder 38016 (? Stimmgabeln) hinausgehen, also doch wol eine sehr starke Willensäußerung zeigen im Verhältniß zu den $16^1/_2$ oder $41^1/_4$ Schwingungen des Basses, plötzlich ihre Eigenschaft als Ton verlieren? Und uns entweder nur als Quieken oder gar nicht mehr vernehmbar sind? Ein so allgemeiner Grundsatz, daß nichts ohne Form, ohne Qualität sein kann, was sinnlich wahrgenommen wird (eigentlich eine Tautologie), kann also nicht dazu dienen, eine specifische Eigenthümlichkeit der Musik zu erklären und zu begründen.

3) Ferner in den gesammten die Harmonie hervorbringenden Ripienstimmen zwischen dem Baß und der leitenden die Melodie singenden Stimme, erkenne ich die gesammte Stufenfolge der Ideen wieder, in denen der Wille sich objectivirt. Die dem Baß näher stehenden sind die niedrigern jener Stufen, die noch unorganischen, aber schon mehrfach sich äußernden Körper, die höher liegenden repräsentiren uns die Pflanzen- und Thierwelt.

4) Die bestimmten Intervalle der Tonleiter sind parallel den bestimmten Stufen der Objectivation des Willens, den bestimmten Species der Natur. Das Abweichen von der arithmetischen Richtigkeit der Intervalle durch irgendeine Temperatur oder herbeigeführt durch die gewählte Tonart, ist analog dem Abweichen des Individuums vom Typus der Species; ja die unreinen Mistöne, die kein bestimmtes Intervall geben, lassen sich den monströsen Misgeburten zwischen zwei Thierspecies oder zwischen Mensch und Thier vergleichen.

Gehen denn nun die Ideen mit so unweigerlicher Nothwendigkeit auseinander hervor, wie die Töne durch Mitschwingung mit den Grundtönen? Läßt sich eine Verwandtschaft der Ideen annehmen oder beweisen, wie sie zwischen den Tönen besteht? Außerdem, da wir in der Musik vom Verhältniß der Octave (1 : 2) ausgehen, so lassen sich bei uns die üblichen Stufen der ganzen und halben Töne beziffern — wie steht es mit der Zahl der Ideen? Sind auch die Ideen derartig wesensgleich oder verwandt wie je zu einem Grundton C seine erste, zweite, dritte

Digitized by Google

Octave? Sind nicht die Ideen etwas höchst Verschiedenes und Neues im Verhältniß zueinander?

Sollen aber die bestimmten Intervalle der Tonleiter den bestimmten Stufen der Objectivation des Willens entsprechen, so ist zu erwidern, daß diese Intervalle einen sehr relativen Bestand haben. Von der obenerwähnten Verschiedenheit der musikalisch zulässigen Intervalle abgesehen: wie oft kann ich das Intervall eines ganzen Tones auf der Violine theilen? Der Ton, welcher weniger als ein halber ist, bleibt doch Musik. Es ist doch dem Ton nicht wesentlich, sich nur in Intervallen von halb und ganz zu äußern, sondern nur unser Geschmack und die Einrichtung unserer Instrumente ist willkürlich so. Im Wesen des Tons liegt das gar nicht und so kann es auch nicht als ein ursprüngliches, wesentliches Merkmal der Musik gelten.

Soll nun das Abweichen von der arithmetischen Richtigkeit der Intervalle analog sein dem Abweichen des Individuums vom Typus der Species, so sehen wir erstens nicht ein, wie die Kette der Wesen in der Natur zu Stande gekommen ist, wenn keine Abweichungen vom Typus stattgefunden haben. Zweitens aber, wenn in der Natur Abweichungen vom Typus vorkommen, natürlich nicht ohne Erlaubniß des Willens, so ist es ja in der Musik, als einem Abbild des Willens, nur natürlich, daß von der arithmetischen Richtigkeit der Intervalle Abweichungen stattfinden.

Zu viel Ehre endlich scheint den „unreinen Mistönen" ertheilt zu werden, wenn sie den monströsen Misgeburten zwischen zwei Thierspecies oder zwischen Mensch und Thier verglichen werden. Man fragt nämlich unwillkürlich, ob denn die Zahl dieser wirklich auch nur entfernt der Zahl der unreinen Mistöne entsprechen mag?

5) Allen diesen Baß- und Ripienstimmen, welche die Harmonie ausmachen, fehlt nun aber jener Zusammenhang der Fortschreitung, den allein die obere die Melodie singende Stimme hat, welche auch allein sich schnell und leicht in Modulationen und Läufen bewegt, während jene alle nur eine langsamere Bewegung ohne einen in jeder für sich bestehenden Zusammenhang haben. Am schwerfälligsten bewegt sich der tiefe Baß, der Repräsentant der rohesten Masse; sein Steigen und Fallen geschieht nur in großen Stufen, in Terzen, Quarten, Quinten, nie um einen Ton; es wäre denn ein durch doppelten Contrapunkt versetzter Baß. Diese langsame Bewegung ist ihm auch physisch wesentlich: ein schneller Lauf oder ein Triller in der Tiefe läßt sich nicht einmal imaginiren.

Weil hohe Töne durchdringender sind als tiefe und weil die erste musikalische Bethätigung eine melodische war, theilweise die Musik noch ausschließlich einstimmig ist, so ist es natürlich, daß zur Melodie die höhern Töne gebraucht werden. So wollen wir hier Schopenhauer noch nicht einmal entgegenhalten, daß doch zuweilen, der Abwechselung halber, der Baß die Melodie übernimmt. Aber ist es denn wahr, daß der Baß nur in Terzen u. s. w. wechselt, nie um einen Ton? Nicht im mindesten. Sodann: bewegt sich denn die roheste Masse schwerfällig? Bewegen sich die Gestirne schwerfällig? Entweder der Terminus der Bewegung ist der rohesten Masse gänzlich abzusprechen oder es ist zuzugestehen, daß sie sich auf ihre Weise,

Digitized by Google

in ihren Grenzen mit einer sogar unfaßbaren Geschwindigkeit bewegt. Je dichter die Materie, desto schneller ihre Molecularschwingungen. Wie viel Schwingungen machen die Atome eines Steins, eines hänfenen Stricks in der Secunde? Außerdem kommen jene „nicht einmal zu imaginirenden" schnellen Läufer und Triller dennoch im Baß vor.

6) Der unzusammenhängende Gang und die gesetzmäßige Bestimmung aller Ripienstimmen (bestimmt vermuthlich durch den Grundton, dessen Mitschwingungen sie sind) ist dem analog, daß in der ganzen unvernünftigen Welt vom Krystall bis zum vollkommensten Thiere, kein Wesen ein eigentlich zusammenhängendes Bewußtsein hat, welches sein Leben zu einem sinnvollen Ganzen machte, auch keins eine Succession geistiger Entwickelungen erfährt, keins durch Bildung sich vervollkommnet, sondern alles gleichmäßig zu jeder Zeit dasteht, wie es seiner Art nach ist, durch festes Gesetz bestimmt.

Die Ripienstimmen sind ja doch den stufenweisen Entwickelungen der Ideen parallel; man weiß also nicht, wie ihr Gang unzusammenhängend heißen kann. Soll aber wirklich ihre gesetzmäßige Bestimmung sie von andern Tönen unterscheiden? Das wäre ja gerade gegen die Grundvoraussetzung. Aber wie? Ihre gesetzmäßige Bestimmung soll dem analog sein, daß kein Wesen vom Krystall bis zum vollkommensten Thiere ein eigentlich zusammenhängendes Bewußtsein hat, welches sein Leben zu einem sinnvollen Ganzen machte. Gesetzt, der Vergleichungspunkt sei richtig, daß nämlich einerseits die Ripienstimmen vollkommen gesetzmäßig bestimmt sind, andererseits die Reihe der Wesen vom Krystall bis zum vollkommensten Thiere: so fragen wir, ob das ein Gegensatz ist, völlig bestimmt zu sein und ein zusammenhängendes Bewußtsein haben? Sind die nicht völlig bestimmt, die ein solches Bewußtsein haben? Sie sind es. Sind die völlig bestimmt, die kein solches Bewußtsein haben? Sie sind es nicht.

Der Mensch hat so wenig Willkür des Werdens wie das Thier; oder etwa Willkür des Handelns? Sollte man Schopenhauer die Bejahung dieser Frage zutrauen?

7) Endlich in der Melodie, in der hohen singenden das Ganze leitenden und mit ungebundener Willkür (wer möchte das glauben?), im ununterbrochenen, bedeutungsvollen Zusammenhange Eines Gedankens von Anfang bis zum Ende fortschreitenden ein Ganzes darstellenden Hauptstimme, erkenne ich die höchsten Stufen der Objectivation des Willens wieder, das besonnene (also doch nicht ungebunden willkürliche) Leben und Streben des Menschen. Wie er allein, weil er vernunftbegabt ist, stets vor- und rückwärts sieht (auch die Thiere thun das bis zu einem gewissen Grade) auf den Weg seiner Wirklichkeit und der unzähligen Möglichkeiten und so einen besonnenen und dadurch als ganzes zusammenhängenden Lebenslauf vollbringt, dem also entsprechend hat die Melodie allein bedeutungsvollen, absichtsvollen Zusammenhang von Anfang bis zu Ende.

Wir fragen zunächst, ob es denn dem Wesen der Melodie widerstreitet, im Baß zu ertönen? Das wird niemand zugeben. Was sollte aus unsern Baßheroen werden, wenn die von ihnen gesungenen Melodien keine Musik wären? Es ist also der Melodie nicht wesentlich, nur in hohen oder mittlern Tönen sich zu bewegen, wenn das auch in der Erfahrung meist der Fall ist.

Digitized by Google

Sodann aber fragen wir, ob denn ein harmonisches Tongewebe (wenn dies zur Melodie einen Gegensatz bilden soll) nicht auch bedeutungs- und absichtsvollen Zusammenhang hat vom Anfang bis zum Ende? Ja diese beiden der Melodie beigelegten Prädicate werden seltsam illustrirt durch die ihr verliehene ungebundene Willkür.

8) Wie nun der Wille strebt, befriedigt wird, von neuem strebt, so ist das Wesen der Melodie ein stetes Abweichen, Abirren vom Grundton, auf tausend Wegen; aber immer folgt ein endliches Zurückkehren zum Grundton: auf allen jenen Wegen drückt die Melodie das vielgestaltete Streben des Willens aus, aber immer auch durch das endliche Wiederfinden einer harmonischen Stufe und noch mehr des Grundtons die Befriedigung.

Ist aber auch das Wesen der Melodie ein stetes Abirren vom Grundton, so ist dies doch kein Verhältniß, welches der Befriedigung des Willens analog wäre; dies tritt erst ein, wenn die Melodie zum Grundton zurückkehrt. Die in sich geschlossene Melodie scheint daher, wenn überhaupt, nur das Bild einer Strebung und Befriedigung des Willens zu sein.

Hört man nun hier den reichen Inhalt der Melodie preisen, stellt man sich vor, wie langweilig uns die einstimmige Musik des Alterthums wäre (an welche sich die jetzt bestehende der orientalischen und asiatischen Völker anschließt), so fragt man, ob denn nicht der Melodie hier durch die Steigerung der falschen Analogie in gesteigertem Grade falsche Prädicate beigelegt werden. Die wahre Musik (und das muß Schopenhauer am ersten zugestehen) ist Orchestermusik; nun möge jeder entscheiden, ob nicht die harmonische Begleitung der Melodie uns so unerläßlich, werthvoll und charakteristisch erscheint wie die Melodie selbst. Die Fülle des Lebens, die, wie wir meinen, dem Orchester entströmt, würde uns, zum melodiösen Bächlein verdünnt, bald langweilen.

An diese vermeintliche, in der Melodie erreichte Höhe schließt sich dann die bedenkliche Behauptung, daß der Componist das innerste Wesen der Welt offenbare, die tiefste Weisheit ausspreche, in einer Sprache, die seine Vernunft nicht versteht. Zum Abenteuerlichen steigert Schopenhauer diese Weisheitsverkündigung, wenn er fortfährt, ... wie eine magnetische Somnambule Aufschlüsse gibt über Dinge, von denen sie wachend keinen Begriff hat. Man vergleiche nun den Somnambulismus eines Musikers, der etwa eine Sonate oder Symphonie schreibt, mit dem einer „magnetischen Somnambule"! Außerdem ist historisch bekannt, daß z. B. Beethoven öfter lange an einem Thema (einer Melodie) herumänderte, ehe er es zur Composition eines Satzes verwendete.

Jene tiefste Weisheit ist zum Glück nicht die einzige, die uns beschieden ist. Denn weder will es sich immer treffen, daß sie dem andern Musiker weise erscheint, noch dem einheimischen Publikum, geschweige aber den Chinesen, Negern, Kaffern. Wer nicht weise ist, erfährt nie und nirgends durch Musik Weisheit.

9) Wie nun schneller Uebergang von Wunsch zu Befriedigung und von dieser zum neuen Wunsch Glück und Wohlsein ist, so sind rasche Melodien ohne große Abirrungen fröhlich, langsame ... traurig. Das Adagio spricht vom Leiden eines großen und edeln Strebens, welches alles kleinliche Glück verschmäht. Tanzmusik

Digitized by Google

in Moll scheint das Verfehlen des kleinlichen Glückes, das man lieber verschmähen sollte, zu bezeichnen, scheint vom Erreichen eines niedrigen Zweckes unter Mühseligkeiten und Plackereien zu reden.

Man sollte wirklich glauben, jede Freude sei stürmisch! Langsame Melodien sollen traurig sein! Ist denn alles Langsame traurig, alles Traurige langsam? Langsame Melodien eignen sich sehr gut zum Ausdruck des ruhigen Glücks, stiller Befriedigung. Wer wird nicht lächeln, wenn dem Adagio das zwar edle, aber triste Amt zuertheilt wird. Geht man in Gedanken die großen Sonaten- und Symphoniecomponisten durch, so fragt man sich staunend, aus welcher Erfahrung Schopenhauer sein Urtheil abgeleitet hat.

Was bezeichnet nun eigenlich Tanzmusik in Moll, Verfehlen eines kleinlichen Glückes oder Erreichen eines niedrigen Zweckes?

10) Die Unerschöpflichkeit möglicher Melodien entspricht der Unerschöpflichkeit der Natur und der Verschiedenheit der Individuen, Physiognomien und Lebensläufe. Der Uebergang aus einer Tonart in eine ganz andere, da er den Zusammenhang mit dem Vorhergehenden ganz aufhebt, gleicht dem Tode, insofern in ihm das Individuum endet; aber der Wille, der in diesem erschien, lebt nach wie vor, in andern Individuen erscheinend, deren Bewußtsein jedoch mit dem des ersten keinen Zusammenhang hat.

Hier wird die Künstlichkeit und der Mysticismus unerträglich. Will man wirklich zugeben, daß die Möglichkeit verschiedener Melodien unerschöpflich ist, so fragt man sich doch staunend, inwiefern durch den Uebergang einer Tonart in eine andere der Zusammenhang mit dem vorhergehenden ganz aufgehoben werden soll. Man möchte glauben, Schopenhauer habe keine Melodie gekannt, in welcher die Tonart mindestens einmal wechselt, keinen Satz einer Sonate, der gegen den ersten in Dur dasselbe Thema in Moll verarbeitet.

11) Man versucht jene ganz unmittelbar aus der Musik zu uns redende unsichtbare und doch so lebhaft bewegte Geisterwelt zu gestalten und sie mit Fleisch und Bein zu bekleiden, also dieselbe in einem analogen Beispiel zu verkörpern: dies ist der Ursprung des Gesanges mit Worten und endlich der Oper.

Verstehen wir Schopenhauer recht? Eine gehörte Instrumentalmusik soll uns so mächtig ergreifen, daß wir nach Worten suchen, um diesen Eindruck los zu werden? Dies soll der Ursprung des Gesanges und der Oper sein? Diese beweislose Behauptung ist sehr unwahrscheinlich. Musik soll in Worte, nicht Worte in Musik gesetzt worden sein? Nach unserm Gefühl widerstreben sehr viele Musikstücke, welche uns lebhaft ergreifen, gänzlich der Umsetzung in Worte. Man denke an die Beethoven'schen Sonaten und Symphonien, an alle andern Sonaten, Symphonien, Mazurkas, Walzer, Capriccios, Polonaisen u. dgl. Worte, in Musik gesetzt, bedürfen einer Art Melodie. Melodien aber, welche Unterlegung eines Textes gestatten, zeigen sich wol nie in unserer musikalischen Literatur. Dagegen waren immer die Worte (bei Liedern, Oratorien, Opern) das Prius der Musik. Ja die Worte sind, wie unsere elenden Operntexte („Zauberflöte") zeigen, unendlich gleichgültig gewesen. Die Hauptsache war und ist stets die Musik. Wir wollen dem ebenso dauerhaften wie respectablen Text von „Schlaf, Kindchen, schlaf u. s. w."

Digitized by Google

nicht zu nahe treten, aber er zeigt deutlich, daß die musikalische Vortragsweise eine Würze der gebotenen Speise sein soll, eine Form, für welche der Inhalt so gleichgültig ist, daß statt des ebenerwähnten ehrenwerthen Textes ebenso gut blos lala oder tamtam gesungen werden könnte. Auf die Geschichte der Oper brauchen wir nicht erst einzugehen. Schopenhauer's Ansicht ist unhaltbar.

12) Die Natur und die Musik sind also zwei verschiedene Ausdrücke derselben Sache. Die Musik ist demnach, wenn als Ausdruck der Welt angesehen, eine im höchsten Grade allgemeine Sprache, die sich sogar zur Allgemeinheit der Begriffe ungefähr verhält wie diese zu den einzelnen Dingen. Aus diesem innigen Verhältniß, welches die Musik zum wahren Wesen aller Dinge hat, ist auch dies zu erklären, daß, wenn zu irgendeiner Scene passende Musik ertönt, diese uns den geheimsten Sinn derselben aufzuschließen scheint und als der wichtigste und deutlichste Commentar dazu auftritt. Die Musik stellt zu allem Physischen der Welt das Metaphysische, zu aller Erscheinung das Ding an sich dar. Man könnte demnach die Welt ebensowol verkörperte Musik als verkörperten Willen nennen. Allmählich ist Schopenhauer bis zum Gipfel des Widersinnigen gelangt. Soll in der „Natur" der Mensch mit einbegriffen sein, so ist es sinnlos, zu sagen, daß die Musik dasselbe ausdrücke wie die Natur. Denn daß die Musik, eine so eminent menschliche Kunst (Vögel machen keine Musik) Menschliches ausdrückt, ist eine bloße Tautologie; soll aber unter „Natur" blos die Natur verstanden werden, so ist jene Behauptung erst recht sinnlos; denn wo in aller Welt hätte die Natur jemals irgendetwas dem Reichthum des Seelenlebens Entsprechendes, irgendetwas in edlem Sinn Menschliches?

Wenn zu irgendeiner Scene passende Musik ertönt, so soll sie den geheimsten Sinn derselben aufschließen und der passendste Commentar dazu sein. Es handelt sich doch hier wol nicht um bloße Pantomime? Dann aber ist die Behauptung falsch. Denn spräche die Musik wirklich in der Weise das wahre Wesen der Dinge aus, so müßte sie bei jeder Scene als eine willkommene Ergänzung denkbar sein. Man stelle sich aber das Unerträgliche vor, daß die „Journalisten", der „Wallenstein", der Goethe'sche „Faust", die „Räuber" in Musik gesetzt wären, oder daß zu dramatisch wirksamsten Scenen dieser Stücke eine „passende Musik" erklänge! Nein, mancher geistige Inhalt ist mit Musik völlig unverträglich.

Wenn die Musik zu allem Physischen das Metaphysische darstellt, wer möchte auf die Musik gespannt sein, die zu dem Physischen eines räudigen Hundes und einer alten Stiefelbürste das Metaphysische darstellt?

Mittlerweile sind wir jedoch ganz von der Frage abgekommen, wie sich in diesen Details die Analogie der Musik mit den Ideen fortsetzt. Einerseits nämlich bemerkt man gar keinen Unterschied, wenn die Musik das Ansich der Dinge bezeichnet, wenn die Allgemeinheit ihrer Sprache sich zur Allgemeinheit der Begriffe verhält wie diese zu den einzelnen Dingen, wenn die Welt verkörperte Musik genannt wird. Andererseits fragt man, ob denn die Musik dieselbe metaphysische Realität besitzt wie die Ideen? Ohne Subject kein Object; ohne das sehende Auge ist auch diese Welt mit ihren Sonnen und Milchstraßen (wie Schopenhauer sich ausdrückt) nichts. Aber wem leuchtete nicht der Unterschied ein zwischen der Subjectivität, in

Digitized by Google

welcher unsere Erkenntniß der Wirklichkeit sich bewegt, und derjenigen, aus welcher entstanden, in welcher beharrend ist eine künstlerische Bethätigung des Menschengeistes, deren Entstehung und höchst mannichfacher historischer Wandel, deren Unterschied nach Nationen und Individuen sich fast schrittweise verfolgen läßt und somit nichts weniger darbietet als den Anblick jener typischen Beharrlichkeit der Ideen?

Nachdem wir gesehen haben, wie wenig überzeugend die von Schopenhauer angeführten Analogien sind, wollen wir uns in Kürze darüber orientiren, was die empiristische Wissenschaft über das Problem sagt. Wie vielen berechtigten Angriffen ist Schopenhauer's Metaphysik ausgesetzt! Ist der Wille nicht das Ding an sich, objectivirt er sich nicht in Ideen, so fällt auch wol alles, was zur Erklärung des Wesens der Musik im Zusammenhang damit behauptet wird. Die Frage, warum die Musik gar so mächtig wirkt, wird zunächst beantwortet durch den Hinweis auf die Natur des Gehörs. Es ist bekannt, daß das Gehör der empfindlichste Sinn ist, mit dessen Eindrücken am leichtesten und lebhaftesten das Gefühl von Lust und Unlust verbunden ist. Darum wirkt die Musik auch am mächtigsten auf den Menschen; besonders beliebt ist sie aus manchen andern Gründen. Außerdem aber ist die Musik wegen ihrer Verwandtschaft und Analogie mit der Sprache von so eindringlicher Macht auf das menschliche Gemüth.

Ehe wir jedoch zur positiven Darstellung übergehen, versuchen wir unsere Kritik noch einmal zusammenzufassen und zu vertiefen. Im kleinen schwebt uns hier die Pflicht des Kritikers vor, bei der historischen Darstellung zu zeigen, warum Irrthümer entstehen mußten. Anstatt aber auf Schopenhauer's Metaphysik zurückzugehen oder die mangelhafte Ausbildung der Physiologie und Psychologie zu betonen, unter welcher auch er zu leiden hatte, wenden wir uns wol am natürlichsten zu seiner Ansicht über die Kunst. Dabei tritt denn sogleich hervor, woher seine absonderlichen Irrthürmer stammen.

Weil nämlich durch die Künste die Ideen, in denen sich der Wille objectivirt, zur Anschauung gebracht werden und die andern Künste bereits alle Ideen als Gegenstand der Darstellung für sich in Anspruch genommen haben, so bleibt für die Musik entweder nichts übrig oder alles, d. h. da sie doch nach Schopenhauer etwas darstellen muß, die Gesammtheit der Ideen als Gegenstand der Darstellung. Aber zu dieser so leicht widerlegbaren Behauptung mochte er sich nicht unmittelbar bekennen. Darum stellt denn die Musik nicht die Ideen dar, sondern Analoga derselben, deren Wesen wir nicht angeben zu können bedauert haben. Wie sehr aber jener Gedanke, daß die Musik die Gesammtheit der Ideen darstellt, ihn beherrscht hat, ließ sich oben mehrfach erkennen, am deutlichsten in der Schlußwendung seiner Betrachtung, daß die Musik die Welt noch einmal sei, daß die Welt ebensowol verkörperter Wille als verkörperte Musik genannt werden könne.

Da aber Schopenhauer meinte, die Idee sei der Gegenstand der Kunst, so war ihm auch der Ausweg, der ihm übrigens wahrscheinlich zu kläglich geschienen hätte, versperrt, sie Gefühle darstellen zu lassen. Welchen mystisch angehauchten Musikfreund wird es auch nicht anziehen, daß seine Kunst nicht etwa die Menschenwelt, nein die ganze Welt wiederholt? Da das Wesen des Menschen Wille ist, was

Digitized by Google

konnte am mächtigsten auf den Willen wirken? Was entweder ihm gleich, d. h. Wille ist, oder ihm wesensverwandt. Ist die Welt verkörperter Wille oder verkörperte Musik, so vernahm ja jeder Mensch sein eigenes Wesen in den Tönen wieder. Und was will man anderes als sich selbst? Die Universalsprache der Musik? Der unvergeßliche Theodor Waitz erzählt, daß die Bewohner von Bouka (Salomonsinseln) durch Violinspiel entzückt wurden, während sich die Vandiemensländer dabei die Ohren zuhielten. Auf die Eskimos machten Geigen und Flöten gar keinen Eindruck; dagegen fingen die Betschuanen, welche zum ersten mal einen Missionar singen hörten, zu weinen an.

Wir vergegenwärtigen uns nun in Kürze nach dem jetzigen Standpunkt der Wissenschaft das Wesen der musikalischen Wirkung nach den bereits angeführten Gesichtspunkten.

Das Gehör ist, weil unser empfindlichster, auch unser aufmerksamster Sinn. Wir sind seiner Thätigkeit am meisten ausgesetzt. Das Auge kann leicht geschlossen werden, um uns von Blicken zu befreien; aber wie könnte man sich bequem die Ohren verstopfen? Daher ist auch das Gehör durch seine fortwährende unfreiwillige Uebung ungemein ausgebildet und seine Aufmerksamkeit und Erregungsfähigkeit eine sehr große. Daraus folgt, daß alle Geräusche und Töne zu den Ereignissen gehören, welche nach der Beschaffenheit unserer Sinne uns mit größerer Unwiderstehlichkeit ergreifen als irgend andere Sinneseindrücke. Es kommt dazu, daß die Musik im ganzen eine überaus bequem zu genießende Kunst ist. Sie kostet den meisten gar keine Gedankenanstrengung, keine logische Aufmerksamkeit. Niemand sagt sie: versuche irgendetwas zu begreifen. Wer sich selbst nicht etwas denkt, dem kann sie keine Gedanken beibringen; nur für den Weisen spricht sie Weisheit aus. Ein so wohlfeiler Genuß, der sich durch Schwatzen aufs angenehmste verschönern läßt, ist daher sehr beliebt. Und wer wird glauben, daß die Fähigkeit, Musik ganz und voll zu genießen, eine weit verbreitete ist? Zahlen beweisen hier sehr wenig.

Kurz, die Wirkung der Musik beruht auch sehr wesentlich auf der Leichtigkeit des Genusses, der fortwährenden Abwechselung, welche von Takt zu Takt unsere Aufmerksamkeit fast ohne Anstrengung fortleitet. Man vergleiche: zwei Stunden Musik hören mit einer zweistündigen Wanderung durch eine Bildergalerie. Der Eindruck der Töne ist gerade darum ein so mächtiger, weil er unsere Aufmerksamkeit nicht für einen verständigen Sinn in Anspruch nimmt. Aber alle gesungenen Lieder? Bei ihnen vereinigt sich Text und Musik, in der Regel besonders füreinander gemacht. Der Text ist an sich uns schon werthvoll. Man denke statt des Eichendorff'schen Textes:

Uebern Garten durch die Lüfte u. s. w.

zu Schumann's Musik etwa das berühmte Bierlied:

Hinterm Ofen liegt ein alter Ranzen,
Seht mir nur den Ranzen an u. s. w.

Man sieht sogleich ein, daß die Musik nicht der Zauberbrunnen ist, aus dem etwas Beliebiges verklärt herauskommen muß.

Digitized by Google

Wir meinen also, daß es mehrere ganz ausreichende Gründe gibt, die Macht der Musik zu erklären, daß diese Macht weder intensiv gar so groß ist wegen des Mangels an musikalischer und allgemeiner Bildung der meisten Menschen, daß sie extensiv geringer ist als die anderer Künste, z. B. der Poesie. Gibt es nicht Menschen, welche nur vom Rhythmus etwas haben? Unmusikalische Naturen, denen ein auf der Trommel geschlagener Marsch mehr Vergnügen macht als eine Beethoven'sche Sonate? Wo ist da die Universalsprache der Musik? Musik ist etwas historisch und rationell überaus Beschränktes, nichts weniger als eine Universalsprache. Chinesen, Neger, Europäer sind in ihren musikalischen Neigungen durchaus nicht verträglich. Man vergleiche dagegen das Publikum, das sich für eine „moralische Erzählung" auf der Erde zusammenfinden läßt.

Es muß aber auch das noch bestritten werden, daß die Musik irgendeinen begrifflichen, in Worten wiederzugebenden Inhalt, überhaupt etwas Objectives darstellt. Sie drückt ja nichts aus, als das Gefühl, das mit den seelischen Inhalten verbunden ist, und will nichts, als dieses Gefühl mittheilen.

Man nenne uns den Inhalt der großen C-Dur-Sonate von Beethoven. Berühmte Musiker haben sich wol darum gestritten; wir schließen, daß sie gar keinen Inhalt besitzt, der sich in Worten angeben läßt. Was sagen uns Musiker (nicht Feuilletonisten, deren „Ohr im Honigseim der Blasinstrumente schwelgt") von der „Mondscheinsonate"? Vielleicht daß sie Wehmuth, Erheiterung, Triumph ausdrückt. Das sind Gefühle, die mit seelischem Inhalt verknüpft sind; ein logischer oder Vorstellungsinhalt dieses Musikstücks läßt sich nicht nachweisen.

Es wäre, meinen wir, über alle maßen merkwürdig, wenn die Macht der Musik auf der Mittheilbarkeit eines in Worten auszudrückenden Inhalts bestehen sollte. Man denke an die unsägliche Verschiedenheit der Menschen, an ihre Philiströsität und Flachheit im Vergleich zu dem Gemüthsleben eines Mozart und Beethoven, und frage sich, wie ihnen durch bloße Töne ein specieller geistiger Inhalt aufgehen soll, der sogar durch Worte bei den meisten sich schwer oder gar nicht erreichen ließe. Wie überhaupt die Meinung von der Allgemeinheit des Geschmacks (und der soll doch das Kunsturtheil sprechen) eine völlig unbewiesene und durch die Kunststreitigkeiten seltsam beleuchtete Thatsache ist, so ist im besondern weder die Erweckung eines gleichen psychischen Inhalts noch eines gleichen allgemeinen Gefühls, noch überhaupt des Urtheils, daß eine gehörte Musik wirklich „Musik" sei, das unausbleibliche Ergebniß einer solchen künstlerischen Leistung. Nicht selten sind die Behauptungen, daß eine Oper unverständlich, unverstanden und unverständig sei.

Wir werden also auf den Glauben verzichten müssen, daß die Musik etwas anderes könne, als Stimmungen darstellen. Wäre dies nicht der Fall, so wäre ihre verhältnißmäßig große Wirkung und Wirksamkeit nicht zu erklären. Gerade diese Beschränkung ihres Wesens ist der Grund ihrer großen Macht, ihres weiten Wirkungskreises.

Denn die Reichhaltigkeit der musikalischen Anregungen besteht darin, daß ein durch sie gegebener Ausdruck der Trauer von zwanzig Menschen für zwanzig verschiedene Arten der Trauer aufgefaßt und mit Begierde genossen wird. Wer hätte denn

Digitized by Google

Lust, mit dem Componisten um eine unglückliche Liebe zu trauern? Von hundert vielleicht fünf. Aber mit jenem durch die Musik erregten Gefühl der Wehmuth verbindet einer die Vorstellung einer unglücklichen Liebe, der andere die seiner Armuth, der dritte die seiner Ruhmlosigkeit, der vierte die vom Verlust einer theuern Person, der fünfte eine fehlgeschlagene Hoffnung, der sechste allgemeine Unzufriedenheit mit dem Leben. Die andern vierzehn lassen sich dem Ohrenkitzel und müheloſen Genuß wohl gefallen. Ebenso mannichfach wird der Ausdruck der Sehnsucht von den einzelnen appercipirt. Kurz, weil die Musik nichts bestimmtes Einzelnes bedeutet, bedeutet sie alles, wenn sie dem Hörer überhaupt Gedanken erregt. Welche Wirkung sie hervorbringt, hängt ganz und gar von der Bildung des Individuums ab. Musikalische Kleinigkeiten können den von Kant gepriesenen Reichthum der ästhetischen Idee für uns haben, und Takte, welche die Bewunderung des theoretisch gebildeten Musikers erregen, lassen wir achtlos vorüberrauschen. Um für die Musik von „Tristan und Isolde" zu schwärmen, braucht man durchaus nicht liebessehnsüchtig zu sein; sehr viele andere Arten der Sehnsucht lassen sich mit diesen Tönen verbinden. Nur erwähnt braucht zu werden der überaus inhaltreiche Satz: „Music is the food of love" („Liebe nährt sich von Musik"). Muß man über den Tod eines Helden in der „Eroica" trauern? Wegen der Analogie der Empfindungen, auf welche viele Forscher, besonders aber W. Wundt, hingewiesen haben, ist die Macht der Musik eine so reichhaltige.

Manche Aesthetiker haben energisch der Musik die Befugniß abgesprochen, die Wirklichkeit zu malen. Das kann doch nur heißen die Töne, die Naturlaute der Wirklichkeit durch die Instrumente nachzubilden. An eine andere Malerei durch Musik ist schon gar nicht zu denken. Aber erweist sich der Bannstrahl jener Ansicht nicht machtlos gegenüber den Thatsachen der Musikgeschichte? Sind nicht Donner, Wogenbrausen, Sturmesheulen, Vogelstimmen nachgeahmt worden? Nachgeahmt freilich, d. h. angedeutet, denn eine wirkliche Wiedergabe ist unmöglich. Und wer möchte darin etwas Verwerfliches sehen? Es scheint aber, daß man die charakterisirende Macht der Musik (und darauf beruht doch ein großer Theil ihrer Wirkungsfähigkeit) wo anders zu suchen hat. Nicht darin nämlich, daß sie den Blitz, das Licht, Sterne und Mondschein malt (denn das kann sie gar nicht), sondern darin, daß sie Empfindungen in uns erweckt, welche ähnlich sind den beim Anblick des Mondes u. s. w. entstehenden. Natürlich kann es sich hier nur um Opern handeln oder um Stücke, deren Situation bezeichnet ist. Flötenfigurationen malen nicht den Blitz, sondern erregen, wo sie ihn symbolisiren, ein ähnliches Gefühl in uns wie das jähe Aufzucken des zackigen Blitzes. Kein lauer Sommerabend wird durch Musik gemalt, sondern nur eine Empfindung in uns wach gerufen, welche analog ist der, welche ein solcher Abend unter Umständen in uns erregt. Daß ein Sommerabend geschildert werden soll, läßt sich ohne genaue Angabe der Situation gar nicht merken. Die Musik kann ihn gar nicht darstellen, sondern nur auf Umwegen uns diesen seelischen Inhalt erwecken durch die Analogie der Empfindung.

Wir begnügen uns mit dieser Andeutung, um einen weitern Grund für die Macht der Musik anzuführen: ihre Verwandtschaft und Analogie mit der Sprache.

Digitized by Google

Daß der Mensch ein höchst musikalisches Thier ist, hat jeder in Freud und Leid erfahren. Daß aber bei seinem Ursprunge seine musikalische Qualification eine bedeutende Rolle spielte, ist ein Schluß, welchen der Zoologe G. Jäger gezogen hat. Er ist freilich darwinistisch.

Soll der Mensch vom Affen abstammen, so bleibt, von manchem andern abgesehen, als bedeutendster Unterschied der der Sprache bestehen. Aber nicht nur, daß die uns bekannten menschenähnlichen Affen keine Sprache besitzen, sie zeigen auch nicht das geringste Talent dazu, d. h. zu einer Schöpfung und Anwendung von Lauten zu verschiedenen Zwecken. Wenige Empfindungslaute und zwar nur solche für starke Affecte sind das einzige Sprachgut dieser Thiere. Allerdings ist ihre Geberdensprache hoch entwickelt. Vermuthlich haben auch die Affen gar kein Bedürfniß, sich zu unterhalten. Jäger meint nun, die menschliche Sprache entstand, als von einer mikrokephalen, blos durch Empfindungslaute und Geberdensprache sich verständigenden Species von Menschenaffen der erste Mensch geboren wurde, der sich von seinen Vorfahren leiblich durch Makrokephalie, geistig durch onomatopöetisches Talent (d. h. das Talent Lautbilder zu schaffen und zu brauchen) unterschied, dessen sich seine höhere Intelligenz als Verständigungsmittel mit seinesgleichen bemächtigte.

Wir fügen hier eine Aeußerung des verehrten Forschers ein, dessen wir oben gedachten. Theodor Waitz sagt: „Der Unterschied, welchen Mensch und Thier machen in der Auffassung der Dinge, muß zurückgeführt werden auf eine ursprünglich verschiedene Art des Interesses, welches den verschiedenen Geschöpfen eigen ist. Das Interesse aber ist bedingt durch das Lustgefühl.“ Es würde also dieser Ansicht gemäß der Unterschied des Menschen vom Thier wie der einzelnen Thierarten untereinander in psychischer Rücksicht zuletzt abhängen von den leisen Lustgefühlen, welche in verschiedener Weise die einzelnen Arten ihrer Empfindungen von Natur begleiten: beim Menschen wären die Wahrnehmungen der höhern Sinne mit solchen angenehmen Gefühlen verbunden und eben dies wäre es, was ihn veranlaßte, den Gesichts- und Gehörsvorstellungen eine weit größere unwillkürliche Aufmerksamkeit zu schenken und sie in einer Vielseitigkeit auszubilden, durch welche sie zur Grundlage seiner gesammten Weltauffassung wurden, während die Lustgefühle der Thiere, fast ausschließlich an die niedern Sinnesempfindungen geknüpft, es nur zu einer einseitigen und lückenhaften Wahrnehmung der Dinge und darum überhaupt zu keiner höhern geistigen Ausbildung bei ihnen kommen ließen.

Auch hier wird also zugestanden, daß die Empfindsamkeit des Gehörs von besonderer Wichtigkeit ist. Es ist nicht möglich, hier auf die wissenschaftliche Behandlung einzugehen, welche Steinthal*), ein Gelehrter, den zu loben ich mir nicht erlaube, weil er über mein Lob vollkommen erhaben ist, den Ansichten des geschätzten Zoologen hat angedeihen lassen; wir begnügen uns, seine Aeußerung zu wiederholen, daß die Sprache des Menschen, mit der thierischen ideal, aber nicht von seiten ihrer realen Genesis zusammenhängend, also eine Schöpfung des Menschen ist, hervorgeht aus seinem musikalischen Talent in Gehör und Stimme und in dem

*) Vgl. „Ursprung der Sprache“ (3. Aufl., Berlin 1877).

Digitized by Google

nur von ihm und nicht vom Thiere entwickelten Bedürfniß zu sprechen. Wundern mag es uns nicht, wenn diese musikalische Natur, an der Schwelle der Menschlichkeit von solcher Entscheidung, nach dem Eintritt in dieselbe sich so hervordrängt, so energisch Befriedigung und Bethätigung verlangt.

Es kommen jedoch hier noch einige specielle Analogien zwischen Musik und Sprache in Betracht, welche die musikalische Natur des Menschen ins Licht setzen. Wir müssen dabei näher auf die Onomatopöie eingehen und auf die nationale Verschiedenheit des musikalischen Geschmacks. Was ist also Onomatopöie? Sie ist eine Art von Lautmalerei (Steinthal), welche mit der größten Vorliebe von der Sprache benutzt wird. Natürlich sind die onomatopöetischen Wörter und Laute unwillkürlich entstanden, nicht mit bewußter Willkür. Man vergegenwärtige sich zischen, klirren, schwirren, knallen, krachen, plumpsen, brausen (und Goethe's „Hochzeitlied"); in diesen Wörtern zeigt sich eine Art von Verwandtschaft mit den durch sie bezeichneten Geräuschen. Unser Wort zischen scheint uns verwandt mit dem Geräusch des Zischens durch seinen Klang. Ob nun die oben angeführten Wörter alt oder jung sind, ob 100 oder 1000 Jahre, ist gleichgültig: in beiden Fällen wird die Neigung der Sprache zu onomatopöetischen Bildungen ersichtlich. Sie sind durchaus nicht Erzeugniß bewußter Ueberlegung, freier Willkür, sondern entstehen unwillkürlich. Man wolle jedoch beachten: nicht dies ist die Haupteigenschaft der Onomatopöie, daß die Worte den wahrgenommenen Geräuschen täuschend ähnlich sind (denn es läßt sich überhaupt kein Naturgeräusch durch Sprache nachahmen), sondern daß sie, gesprochen, einen ähnlichen Gefühlseindruck hervorrufen, wie jene Geräusche. Darum zeigt sich die onomatopöetische Kraft der Sprache keineswegs blos in Worten, welche Gehörsempfindungen bezeichnen; mild, sanft, lind, weich haben onomatopöetische Kraft, stellen aber keine Gehörsempfindung dar. Es läßt sich aber nicht leugnen, daß wir glauben, manche Wörter bilden Geräusche ab, welche wir einmal wahrgenommen haben. So kann denn auch die Musik die Naturtöne nur bis zu einem gewissen Grade nachahmen, noch seltener als die Sprache. Es ist müßig, zu streiten, ob sie es darf: denn sie kann es nicht. Wir unterscheiden also zwei Arten von Onomatopöie: brausen, zischen, klirren; sanft, mild, lind. Erstere besitzt eine Art Verwandtschaft mit Naturlauten, letztere gar nicht. Ihr Gemeinsames ist dies, daß sie ein Gefühl bei uns hervorbringen, ähnlich wie wirkliches Brausen, wie etwas Mildes. Ihren hauptsächlichen Wirkungskreis hat offenbar die Musik durch ihr der zweiten Klasse analoges Ausdrucksvermögen. Wir wissen bereits, daß sie nichts Objectives darstellt. So auch die Sprache, welche ursprünglich nur den Eindruck bezeichnet, den der Mensch von den Dingen erhalten hat.

Wie endlich die Onomatopöien der verschiedenen Sprachtypen verschieden sind, so ist es auch der musikalische Geschmack der Völker, die verschiedenen Rassen angehören.

Digitized by Google

Skizzen aus Vorarlberg.

Von

Otto Speyer.

I.

Von der gewaltigen Touristenflut, die sich über die süddeutschen Bahnen allsommerlich in das schweizerische, bairische und tirolische Hochland ergießt, sondert sich nur hier und da ein Einzelner ab, um im Südosten des Bodensees den schattenreichen Waldgebirgen und tiefeingeschnittenen Thälern Vorarlbergs zuzueilen, obwol schon seit Jahren die Bahn von Lindau nach Bludenz dem deutschen Reisenden gestattet, binnen wenigen Stunden von der Reichsgrenze bis in das Herz des Ländchens einzudringen. Nur wenige, meist süddeutsche Nachbarn, denen allmählich kund geworden, wie billig und doch behaglich, entfernt von allem Touristentrain, von aufdringlichen Führern, Lohnkutschern und all dem tausendgestaltigen Bettel, jener cohors malorum der großen Alpenstraßen, man hier noch leben könne, kommen alljährlich über den Bodensee herüber, um in einem der schmucken Dörfer oder Städtchen ihre Sommerfrische zu halten. Wie manchen Alpenfahrer habe ich gekannt, der das Hochgebirge vom Montblanc bis zum Bernina, von den Oetzthaler Fernern bis zum Glockner und Dachstein durchstreift hatte und doch das Montavon und das Thal der Bregenzer Ache nicht einmal dem Namen nach kannte. Das Vorarlberg ist eben noch nicht Mode geworden, und dem entsprechend behandeln es die gewöhnlichen rothen Bücher noch mehr oder weniger mit vornehmer Oberflächlichkeit. Freilich können sich seine Berge nicht in großartiger Erhabenheit mit den Riesen der Centralkette messen: nur an den Grenzen des Landes steigt eine Anzahl derselben über die Linie des ewigen Schnees hinauf; nur ganz vereinzelt senken sich einige secundäre Gletscher in seine Thäler hinab; aber an grotesker Wildheit der Felsbildungen, an Schönheit der Bergformen, an Lieblichkeit der Thäler, an reichstem Wechsel der Landschaft stehen sie keinem Alpenlande nach, während sie durch den Reichthum ihrer Waldungen voll hundertjähriger Bäume mannichfaltigster Art fast allen andern voranstehen, und der schimmernde Glanz ihrer Matten nur im schweizerischen Appenzell seinesgleichen findet.

Bei dieser Unbekanntschaft des großen Publikums mit dem Vorarlberg erscheint es vielleicht nicht überflüssig, wenn ich der Schilderung meiner Wanderungen eine kurze Skizze von Land und Leuten vorausschicke.

Digitized by Google

Die Grenze des 46,2 Quadratmeilen großen Landes läuft vom Ostende des Bodensees zunächst südöstlich, das Flußgebiet der Bregenzer Ache von dem der Iller scheidend, das sie nur in dem kleinen Walserthal, durch welches der Wanderer von dem wilden Gentschenjoch zu dem vielbesuchten bairischen Oberstdorf hinabsteigt, überschreitet, und zieht dann, in scharfem Winkel südwärts umbiegend, zwischen den hohen Gipfeln hin, welche das einsame Thal des jungen Lechs umstehen, dem Arl- oder Adlerberg zu, der dem Lande den Namen gegeben hat, und über den die Vorarlberg mit dem Hauptlande Tirol und seiner Metropole verbindende Heerstraße führt. Dieselbe Richtung verfolgend, berührt die Grenze im obersten Montavon, wo die Ill aus dem Thore des mächtigen Vermuntgletschers hervorrauscht, die Eisfelder der Silvretta und wendet sich dann, dem diese Gebirgsgruppe mit der Kette des Rhätikon verbindenden Gebirgskamme folgend, westnordwestlich, bis sie bei dem schlachtenberühmten Passe des Luziensteiges unweit Mayenfeld die söhlige Ebene des Rheinthales an der Stelle erreicht, wo der Strom, anstatt zu der sich ihm öffnenden Seitenpforte bei Sargans nach dem Wallensee auszuweichen, kühn den vorliegenden Gebirgsriegel durchbricht, der, rechts durch die von Osten heranziehende Rhätikonkette gebildet, sich links in den hohen Kämmen der Churfirsten fortsetzt. Von hier aus kehrt sie, zwischen der Schweiz einerseits, dem Fürstenthum Liechtenstein und Vorarlberg andererseits durch das Strombett selbst gebildet, nordwärts zum Bodensee zurück.

Die Bevölkerung, etwas über 100000 Seelen, also gegen 2200 auf die Quadratmeile, sitzt natürlich am dichtesten in den fruchtbaren Thalbreiten der Rheinfläche und des Wallgaues zwischen Feldkirch und Bludenz. Der übrige Theil des Landes ist mit 4—9000 Fuß hoch ansteigenden Bergen bedeckt, reich mit Wald bestanden (15 Quadratmeilen), in den schmalen Thälern üppige Wiesen einschließend, die Matten mit trefflicher Weide hoch bis zu den grotesken Felsenkämmen der Kalkalpen emporziehend. Das Klima ist vor allem in den westlichen und südlichen Theilen verhältnißmäßig mild, rauher in den innern Partien des Bregenzerwaldes und den Allgäuer Alpen.

Die Gestaltung des Landes und die Beschaffenheit des Bodens bringt es mit sich, daß sich nur ein kleiner Theil der Bewohner vom Feldbau ernähren kann, während der weitaus größere, wie in den meisten Alpengegenden, in erster Linie auf die Viehzucht angewiesen ist. Aber nur im Westen und Norden bildet die Anfertigung der trefflichen, den schweizerischen ebenbürtigen, den tirolischen überlegenen Käse den Haupterwerbszweig; im Südosten ist das Vieh selbst ein gesuchter und weit begehrter Handelsartikel. Der Obstbau, zumal die Pflege des Zwetschen- und Kirschbaumes zur Gewinnung der weitberühmten gebrannten Wässer aus ihren Früchten, blüht überall in den Thälern und an den niedern Berghängen, vor allem in der Rheinebene und im Montavon. Wenig Lob verdient das Product des im untern Vorarlberg hier und da gezogenen Weinstocks. Desto trefflicher ist der Honig, der sich mit dem berühmten von Andermatt und Disentis messen kann. Es gibt Bauern, die mehrere hundert Stöcke besitzen und ihre Bienen gleich dem Großvieh im Laufe des Sommers allmählich bis auf die Hochalpen treiben. Die Waldungen liefern den waldarmen schweizer Nachbarn Bau- und Brennholz sowie

Digitized by Google

millionenweise die Stützen für ihre Reben, ja sogar Schiffe und Häuser. Die Industrie ist so mannichfaltig und verhältnißmäßig bedeutend, wie in wenigen andern Gegenden der österreichischen Monarchie. Woll-, Kattun- und Musselinweberei, Stickerei und Anfertigung von Spitzen ernähren, zumal durch die Thätigkeit weiblicher Hände, einen Theil der im Lande lebenden Bewohner; viele andere, zumal junge Männer, ziehen theils alljährlich für einige Sommermonate, theils für lange Jahre zur Betreibung verschiedener Handwerke ins Ausland.

Bei dieser Mannichfaltigkeit der Erwerbsquellen, verbunden mit dem einfachen genügsamen Leben der Bewohner, herrscht im Vorarlberg größere Wohlhabenheit als im benachbarten Tirol, und zum Theil wol infolge davon ein größeres Selbstgefühl, das den Fremden gegenüber, zumal in den höhern Gebirgsthälern, in einer gewissen vornehmen Zurückhaltung zu Tage tritt. Von seinem Hauptlande durch hohe, mit Ausnahme des Arlberges den größten Theil des Jahres über ungangbare Pässe getrennt, hat Vorarlberg seine leichteste und natürlichste Verbindung das Rheinthal abwärts mit dem Bodensee und dem schwäbischen Hügellande. Hierher erhält es das fehlende Getreide, hierhin führt es seine Producte. Kein Wunder deshalb, daß wir hier eine größere Aehnlichkeit mit deutschen Verhältnissen, eine größere Bekanntschaft mit unserm Reiche und seinen Zuständen, größeres Interesse für dieselben finden als in Tirol. Die Bildungsstufe der Bewohner ist wol im allgemeinen auch der der östlichen Nachbarn überlegen, sowenig sie im ganzen eine hohe genannt werden kann. Die katholische Religion ist durchweg die alleinherrschende, der Einfluß der Priester groß; doch finden wir in Vorarlberg nur selten jenen Fanatismus, von dem Tirol noch in der neuesten Zeit so traurige Belege gegeben hat, und in seinen Hauptorten fehlt es keineswegs an aufgeklärten und freisinnigen Männern.

In altrömischen Zeiten bildete Vorarlberg die Rhaetia prima, Vorderrhätien. Der Verbindungsweg zwischen Italien und Vindelicien, bei Feldkirch aus zwei von Osten und Süden herkommenden Straßen zusammenfließend, durchzog das Rheinthal nordwärts zum Bodensee hin. Die Bevölkerung, ursprünglich celtischen Stammes, später im Westen durch alemannische Einwanderer vielfach zurückgedrängt, wurde von den Römern theilweise nach Italien verpflanzt und durch römische Militärcolonisten ersetzt. So wurde auf längere Zeit das romanische Element herrschend, dessen Sprache noch in den meisten Orts- und Bergnamen unverkennbar hindurchklingt. In den Stürmen der Völkerwanderung, unter ostgothischer und fränkischer Herrschaft überwucherte mehr und mehr das germanische Wesen, und seit vielen Jahrhunderten zeigen die Bewohner weder in Sprache noch Sitten Spuren ihrer romanischen Abkunft. Im Mittelalter zum größern Theil von einer Mehrzahl stets untereinander und mit den Nachbarn in Fehde liegender Feudalherren, zumal aus den Geschlechtern der Montfort, Werdenberg und Hohenems, beherrscht und an Wohlstand wie an Bevölkerung tief gesunken, nahm das Land erst wieder nach der Vereinigung seiner getrennten Gebiete unter österreichischer Herrschaft einen neuen Aufschwung. Nur Vaduz und Schellenberg, aus denen das Duodezfürstenthum Liechtenstein gebildet wurde, führte noch weiterhin eine Sonderexistenz. Bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts zu Vorderöster-

Digitized by Google

reich gerechnet, wurde Vorarlberg später mit Tirol verbunden und bildet, nachdem es in der Napoleonischen Epoche des Hauptlandes wechselnde Schicksale getheilt, jetzt den westlichsten Theil dieser Provinz wie des ganzen Oesterreichs. Aber die Wirkung der physikalischen Verhältnisse hält dem Einfluß der politischen mindestens die Wage. Wie das Land selbst, von den hohen Kämmen des Gebirges nordwestwärts zur Rheinebene und dem Bodensee absteigend, von Tirol abgekehrt und der Schweiz wie Schwaben zugeneigt erscheint, so erinnert auch vieles in der Eigenart seiner Bewohner, in Sprache und Sitte, in Lebensweise, Bauart und Beschäftigung viel mehr an die fremdländischen Nachbarn als an die durch die gewaltigen Gebirgswälle geschiedenen Mitbürger im Osten.

1) Rheinthal und Wallgau.

Ein wilder Föhnsturm peitschte die Wogen des Bodensees an den Ufermauern empor, als wir den kleinen Port von Friedrichshafen verließen; selbst unser mächtiger Salondampfer Kaiser Wilhelm schwankte und zitterte unter dem Drucke der aufgeregten Wassermassen und die Wellen spritzten ihren Gischt weit über das Verdeck hin, sodaß ein Passagier nach dem andern verzweifelnd die Kajütentreppe hinabstieg. War doch auch von dem herrlichen Landschaftsbilde, das sich dem glücklichern Reisenden hier entfaltet, so gut wie nichts zu sehen. Ost- und westwärts dehnte sich das Schwäbische Meer, einem wirklichen Ocean gleich, scheinbar endlos aus, mit dem grauen Horizont verschwimmend. Nur die flachen Gestade des nahen würtembergischen Ufers waren einigermaßen deutlich erkennbar, während die schweizerische Küste im Süden als ein bleicher Streif erschien, über dem die Matten von Appenzell, die sonst mit ihren dunkeln Tannengruppen und weißen Häusern auf dem leuchtend hellgrünen Grunde die Blicke so unwiderstehlich fesseln, nur gespenstergleich zwischen den flatternden Wolken durch die dichten Regenströme schimmerten. Von den plumpen, aber imposanten Massen des Alpsteingebirges im Süden, überragt von dem Kegel des Hohen Säntis und dem trotzigen Felsklumpen des Altmanns, war so wenig eine Spur zu erblicken wie von den zahllosen Bergeshäuptern im Osten und Südosten, von den Vorbergen des Bregenzerwaldes bis zu den mächtigen Gipfeln des Allgäu und der Rhätikonkette.

So waren wir froh, als die Thürme der alten römischen Inselfestung Lindau, des „schwäbischen Venedigs", vor uns auftauchten und wir, nachdem wir eingefahren zwischen dem riesigen Marmorlöwen und dem stattlichen Leuchtthurm in das Hafenbassin, wieder das feste Land betraten. Durchnäßt und frierend trotz des hohen Julimittags mußten wir lange draußen auf dem Rangirbahnhofe der Vorarlberger Bahn, jenseit des 400 Meter langen Dammes, der die Stadtinsel mit dem Festlande verbindet, harren, bis endlich der Zug, der Krümmung des Seegestades folgend, dicht am Ufer, fast von dem Wogenschaume bespritzt, dahineilt. Da begannen endlich die dichten Wolkenschleier zu reißen; vor uns tauchte die Hauptstadt des Vorarlberg, Bregenz, das alte Brigantium, aus den Nebeln auf, in malerischen Terrassen vom Seeufer zum Waldgebirge emporsteigend, von dessen höchstem Gipfel, 3300 Fuß über dem Meere, das neue Gasthaus auf den durch seine Bergschlipfe

Digitized by Google

übel berufenen Pfänder herabschaut, wo ich unlängst bei herrlichster Sonnenaufgangsbeleuchtung die großartige Aussicht über See, Gebirge und Hügelland bewundert hatte.

Die vorarlbergische Metropole nimmt sich stattlich genug aus, wenn man sich ihr von Westen her nähert, mit ihrem Kranze hellfarbiger Häuser, ihren Kais und Hafenbauten, ihren Baumanlagen und Villen, ist aber doch nur ein Städtchen von höchstens 4000 Seelen, an Volkszahl selbst einzelnen Landgemeinden nachstehend. Auch schöne, breite Straßen suchen wir hier vergeblich, und der stattlichen Gebäude sind wenige. Das kleine abgeschlossene Viereck der Altstadt hoch oben, kaum ein paar Dutzend Häuser in sich fassend, mit seinen düstern Mauern, seinen verödeten grasbedeckten Plätzen und seiner ehrwürdigen Kirche erinnert zwar trotz des Reliefbildes der Pferdegöttin Epona nicht mehr an das römische Castrum, wohl aber an das frühe Mittelalter, dem vermuthlich auch der sogenannte römische Thurm neben der modernen Fronfeste angehört. Wo einst die Burg des ritterlichen Minnesängers Hugo von Montfort gestanden, des Freundes Oswald's von Wolkenstein, vermögen wir so wenig zu erfahren, wie ob die bregenzer Nachtwächter noch immer ihrem Stundenrufe zum Andenken an die Retterin der Stadt vor einem heimlichen Ueberfalle der appenzeller Nachbarn ein „Ehre der Guta!" hinzufügen. Uebrigens ist Bregenz noch heute ein rühriges und wohlhabendes Städtchen, der Mittelpunkt des schwungreichen Handels mit Rebstecken und wie der Centralkornmarkt für Vorarlberg, so auch der Stapelplatz für den Verkehr zwischen den Gebirgsthälern des Landes mit dem schwäbischen Norden und schweizerischen Westen.

Der kleine schwachbesetzte Zug — wir scheinen die einzigen Fahrgäste in der zweiten Klasse — fährt weiter längs des Seegestades, zur Linken auf dem südlichen Vorsprung des Pfannenberges die kleine aussichtberühmte Gebhardskirche, zur Rechten am sandigen Strande die ehrwürdigen Gebäude der uralten, jetzt längst säcularisirten Benedictinerabtei Mehrerau, bis wo bei der langen, das weite Kiesbett der Bregenzer Ache überspannenden Brücke das hier weithin versumpfte Rheinthal sich öffnet. Der Strom selbst mündet am entgegengesetzten Thalende am Fuße der appenzeller Berge, durch die weit in den See vortretende Rohrspitze von uns getrennt. Unser Weg aber führt thalaufwärts gerade südlich nach Lautrach, wo die Verbindungsbahn von der schweizerischen Station Sanct-Margrethen in die unserige mündet. Hier erreichen wir die Abhänge des vordern Bregenzerwaldes, dessen schöngeformte Berge im reichsten Wechsel lieblicher Landschaftsbilder an uns vorüberfliegen. Zur Linken liegen zahlreiche Dörfer, die weißen Häuser mit ihren spitzen Giebeldächern und die rothen nadelscharfen Kirchthürme lebhaft contrastirend mit dem saftigen Grün der Umgebung, dicht an den Fuß des Waldgebirges geschmiegt, in lauschigen Schluchten halbversteckt oder aus wahren Wäldern von Obstbäumen hervorlugend. Höher hinauf ragen Kirchen, Kapellen und Burgruinen von den Vorsprüngen der Berge, während hier und da eine groteske Felsgestalt das mannichfach schattirte Grün der Eichen, Buchen und Ahornbäume, der Tannen und Kiefern durchbricht, die in dichten Massen die rundlichen Abhänge bekleiden. Kühn erhebt sich dort von dem Felsvorgebirge die doppelthürmige Wallfahrtskirche von Bildstein oder Wildstein und lockend öffnet sich weiterhin oberhalb des Dorfes

Digitized by Google

Schwarzach die Waldschlucht, durch welche der Weg in die Tiefe des Bregenzerwaldes führt. Endlos ziehen sich zwischen Bahn und Berg die zerstreuten Häusergruppen von Dornbirn hin, der größten Gemeinde Vorarlbergs, aus nicht weniger als 47 einzelnen Dörfern mit zusammen über 9000 Einwohnern bestehend, in der Mitte die stattliche Pfarrkirche, domus dei et porta coeli, wie ihre stolze Inschrift sie nennt. Die zahlreichen großen Fabrikgebäude, Webereien und Spinnereien, Färbereien und Kattundruckereien, Maschinenwerkstätten und Sägemühlen deuten an, daß wir uns hier im Mittelpunkte des vorarlberger Gewerbfleißes befinden, dessen Wohlhabenheit freilich durch die unglücklichen Conjuncturen des letztvergangenen Lustrums einen argen Stoß erlitten hat.

Je weiter wir südlich vordringen, um so höher steigen die Berge zur Linken empor. Dicht an den steilen Abhang geschmiegt, dessen mächtige Klippen die ringsum herrschende Baumvegetation nur zum kleinsten Theile hat überkleiden und verbergen können, liegt der Flecken Hohenems. Wasserfälle, durch die gewaltigen Regenfluten angeschwollen, stürzen von den Felsen herab. Oberhalb des stattlichen Schlosses der Fürsten von Waldburg-Zeil treten wie angeklebt an die Felsen die Burgtrümmer von Alt- und Neu-Hohenems hervor, nacheinander viele Jahrhunderte lang der Sitz des gleichnamigen uralten Herrengeschlechts, dessen Name uns schon in den Chroniken des 10. Säculums entgegentritt und zu dem auch jener Rudolf von Hohenems gehörte, der bekannte Dichter des „Barlaam und Josaphat" und Verfasser der „Weltchronik", deren mit prachtvollen Initialen und feinen Miniaturen geschmücktes Manuscript in der Bibliothek meiner Vaterstadt meine kindliche Schaulust und Phantasie so oft beschäftigt hatte.

Ein ganz anderes Bild bietet sich dar, wenn wir den Blick zur Rechten über die söhlige Ebene des Rheinthals schweifen lassen, an deren westlichem Rande die Thürme der schweizerischen Stadt Altstätten hervorschauen. Ueber die Mais- und Weizenfelder, die Wiesen, schilfbedeckten Sümpfe und wüsten Geröllstreifen des Thales ragt jenseit die imposante Gebirgsmauer des Appenzell empor, den grünen, matten- und waldbekleideten Fuß weit vorgestreckt, darüber die plumpen nackten Felsmassen der Alpsteinkette, uns zunächst Kamor und Hohekasten, die schroffe Felswand verdeckend, in der sich das durch Scheffel's „Ekkehard" berühmt gewordene Wildkirchli birgt; weiter links die Hochgipfel des Säntis und Altmann. Noch spielen flatternde Nebel um die hohen Häupter, aber durch die zerrissenen Wolkenschleier fallen blitzende Strahlen auf den frischgefallenen Schnee, der, die Berge tief hinab in sein fleckenloses Gewand hüllend, die allzu scharfen Umrisse der braunen zackigen Felsgräte zu sanftern Formen mildert.

Jetzt erhebt sich mitten aus der Thalfläche ein kleines rebenumwachsenes Felseiland, der Sonderberg, und etwas weiter südlich bei dem Flecken Götzis, den wieder die Trümmer zweier Burgen, meist dem mächtigen Geschlecht der Montforts angehörig, malerisch überragen, erscheint das Thal festgeschlossen durch die beiden Berginseln des Kumen und Mundlikopfes, zwischen denen sich der eingezwängte Strom brausend seinen Weg in die offene Ebene bricht. Oberhalb Götzis fährt der Zug durch die Klause, einen Engpaß zwischen einem vorspringenden Cap des Bregenzerwaldes und einem neuen kleinen Kalkfelseneilande hindurch, von dessen

Digitized by Google

Höhe die Trümmer von Schloß Neuburg herabblicken. Die Forschungen der Wissenschaft bestätigen hier, was die Volksüberlieferung erzählt, daß diese bewaldeten Felsstöcke einst wirkliche Inseln waren, aus den in uralten Zeiten bis weit nach Süden, vielleicht bis Sargans und Ragatz hin die Thalfläche bedeckenden Gewässern des Bodensees herausragend.

Jenseit der Station Rankweil, einst über ein Jahrtausend lang bis zur Auflösung des Römischen Reiches Deutscher Nation Sitz eines „hohen freien Reichsgerichts", das hier im frühen Mittelalter von rhätischen und alemannischen Edeln, später von den kaiserlichen Vögten zu Feldkirch gehalten ward, erweitert sich das Flußthal von neuem. Etwas weiter südlich, wo der die schweizerische und vorarlberger Rheinbahn verbindende Arm von Buchs herüberkommt, verlassen wir das Hauptthal, von dem uns nur der wald- und rebenbekleidete Ardetzenberg trennt, und erreichen alsbald mit plötzlicher scharfer Biegung nach Osten die „untere Klamm", wo die rauschende Ill ihre Gewässer durch die Felsenge nordwestlich dem Hauptstrome zuführt.

Die Lage von Feldkirch ist höchst eigenthümlich. Durch den einem gewaltigen Riegel gleich vorgeschobenen Ardetzenberg von dem Rheinthale abgeschlossen, steht es doch durch drei Thore mit demselben in Verbindung. Denn während am Nord- und Südrande des Berges ein schmaler Ausgang sich öffnet, hat die Ill selbst denselben in der Mitte durchbrochen. Gleich oberhalb der kleinen Ausweitung, auf der die Stadt liegt, verengt sich das Illthal von neuem, sodaß ein kühn gesprengter Brückenbogen von Berg zu Berg führt, dem vergleichbar, welcher bei Saint-Maurice das Rhônethal überspannt und das Fußgestell der Berner mit dem der Savoyischen Alpen verbindet. So steht Feldkirch nur durch vier schmale Pforten mit der übrigen Welt in Verbindung, eine natürliche Festung (deshalb einst der Schlüssel Tirols genannt), deren Lage es begreiflich macht, daß, wie einst Rudolf von Habsburg sie 1271 vergeblich belagert hatte, so auch Masséna's Heer 1799 trotz dreifacher Uebermacht hier von dem kleinen Corps des Generals Jellachich mit großem Verlust zurückgeworfen wurde.

Wir hatten beschlossen, in Feldkirch einen Ruhetag zu halten. Freilich gestattete uns die Ungunst des Wetters, welche im Juli 1879 allen Alpenreisenden so viele Klagen entlockte, nicht, mehr als die Stadt selbst und ihre allernächste Umgebung kennen zu lernen. Feldkirch zählt kaum 3000 Einwohner; doch macht der Ort mit seinen alten Mauern und Thorthürmen, seinen jetzt in rosen- und lilienreiche Gärten verwandelten Wallgräben, seinen stattlichen Kirchen und der ihn überragenden, halb zerfallenen, halb noch bewohnten unschönen und düstern, aber imposanten Schattenburg, einst dem Herrschersitze der Grafen von Montfort, einen bedeutenden Eindruck. Die Straßen sind, zumal in der Altstadt, dem nordöstlichen Theile, meist eng und winkelig, regelmäßiger und offener in der Neustadt, die breitern in beiden von steinernen „Laubengängen" zu beiden Seiten eingefaßt. Einzelne größere, mit Schnitz- und Bildwerk verzierte Häuser im deutschen Baustil des 16. Jahrhunderts deuten auf frühe Wohlhabenheit, die zahlreichen Kirchen auf die Frömmigkeit der Bewohner. Die Pfarr- und die Kapuzinerkirche enthalten sehenswerthe Altargemälde, wenn sie auch keinen Anspruch haben, als Werke der

Digitized by Google

großen Meister zu gelten, denen der umherführende Küster sie mit patriotischem Stolze zuschreibt.

Feldkirch ist bekanntlich seit langer Zeit ein Hauptsitz der Jesuiten, unter deren Obhut auch das von allen Weltgegenden her (jetzt von 300 Zöglingen) stark besuchte Gymnasium, die stella matutina, steht. Dennoch gehört — ob weil oder obgleich? — die Stadt zu den wenigen Orten Vorarlbergs, in denen die freisinnige Partei die Oberhand hat. Vielleicht hängt das mit der regen Fabrikthätigkeit zusammen, zu der die wasserreiche, rasch dahinfließende Ill die bewegende Kraft mit geringem Kostenaufwand liefert.

Der einzige Ausflug, den uns das Wetter gestattete, führte uns auf den Sanct-Margrethenkapf, einen felsigen Hügel jenseit der untern Illklamm, dessen steinigen Boden die schönen Parkanlagen des Barons von Tschavoll mit reichem lebendigen Teppich bekleidet haben. Von dem Pavillon auf der Spitze bietet sich eine weite Rundsicht. Tief unter uns liegt, das Thal ausfüllend, die vielthürmige ummauerte Stadt, überragt von ihrer Burg „im Schatten des Steinwaldes". Die Berge, welche die Stadt zunächst umgeben, haben flache und unschöne Umrißlinien, aber links fliegt der Blick über die Felsenenge der obern Klamm in die weite Thalfläche des Wallgaues, umrahmt von schöngeformten Berggruppen, während westlich und südwestlich über Ardetzen- und Schellenberg und die Rheinebene jenseits hin das Auge an den ernsten Gestalten des Alpsteingebirges und den mächtigen Felsköpfen der sieben Kurfürsten oder Kuhfirsten haftet, die, aus dem Toggenburg im Norden sanft aufsteigend, gegen Süden in furchtbar schroffem Geklipp in die Gewässer des Walensees abstürzen. Aber nur auf Momente gestatten die neidischen Wolken einen freien Blick auf die Berge, um uns, rasch wieder zusammengeballt, zum schleunigen Rückzuge zu nöthigen. Nur einen Augenblick weilen wir noch trotz des strömenden Regens auf der Illbrücke, wo das Auge weit aufwärts in die düstere Felsenschlucht dringt, durch die sich der donnernde Strom mühsam den Ausweg in das offene Thal sucht.

Am folgenden Morgen führte uns der bludenzer Zug durch die malerischen Felspartien der obern Illklamm in den plötzlich sich öffnenden weiten Thalkessel des Wallgaues. Ganz Vorarlberg zerfällt in drei natürliche Theile: das Rheinthal mit seinen nächsten Umgebungen, den Bregenzerwald und das Gebiet der Ill. Das letztere, welches wir jetzt betreten, auch Ober-Vorarlberg genannt, enthält drei Hauptthäler, die sich gemeinsam zur Bildung des untern Illthals, des Wallgaues, verbinden: das Große Walserthal, welches von seiner Mündung bei Nenzing ostwärts zu dem mächtigen Gebirgsmassiv emporzieht, das, um das kleine Plateau des Schröckens gelagert, seine Gewässer nach allen Himmelsgegenden entsendet; das Klosterthal, durch welches die große Straße über den Arlberg nach Tirol führt, und das obere Illthal selbst, das Montavon oder Montafon, das nächste Ziel unserer Reise.

Die weite Fläche des Wallgaues selbst ist zum Theil mit Wiesen und Getreidefeldern, mehr noch mit wüstem Kieselgeröll, welches die in breitem Bett oft vielarmig dahinfließende Ill zum Schrecken der Bewohner alljährlich in neuen Massen

Digitized by Google

von den Bergen herabführt, und der entsprechenden Vegetation von Sanddorn (Hippophaë rhamnoides), Sauerdorn und Schilf bedeckt.

Bei der ersten Station Frastanz öffnet sich südlich das alpenreiche, von der Rhätikonkette herabziehende Saminathal. Zu unserer Linken liegt die alte Kapelle des heiligen Wendelin mit der Inschrift: „Anno 1499 den 20. April allda, auf dem Feld, die Schweizerschlacht" — jenes durch Verrath von den Oesterreichern verlorene Treffen, von dem uns Grün's „Letzter Ritter" berichtet. Weiterhin, wo sich auf dem Schutthügel, den der vom hohen Grauspitz im Süden herabkommende Mangbach gebildet, das Dorf Nenzing erhebt, überragt von den Burgruinen von Remschwag auf rebenbepflanztem Berge, öffnet sich das Gampertonthal, dessen Alpweiden so reich und üppig sind, daß ihm die Anwohner den Namen des Nenzinger Himmels gegeben haben. Auf der entgegengesetzten östlichen Seite der Thalfläche des Wallgaues bezeichnet das Dorf Thüringen den Eingang in das große Walserthal, welches die geringern Höhenzüge des Bregenzerwaldes von den mächtigen Gebirgshäuptern scheidet, die in ernstem Kreise die Wiege des Lechs umstehen.

Bei der letzten Station Nüziders, auf welche die zerfallenen Trümmer des Werdenberg'schen Schlosses Sonnenberg von der Felshöhe herabschauen, verengt sich das Thal, um sich alsbald wieder zu dem schönen rundlichen Kessel zu erweitern, aus dem, am Fuße des aussichtsberühmten Hohen Frassen oder Pfannenknechts, die hochliegende Kirche und das Schloß des uralten Städtchen Bludenz aus den enggedrängten Häusergruppen hervorschauen. Rechts öffnet sich, von senkrechten Felsen umrahmt, eine enge düstere Schlucht; über ihrer Oeffnung leuchten fernher das majestätische Doppelhaupt der Scesaplana und die Eismassen des von ihrem Rücken herabhängenden Brandner Ferners.

Die Post in Bludenz ist ein vortrefflicher Gasthof, den wir reisenden Landsleuten dringend empfehlen können. Schon daß man, anstatt von einem coteletten-bärtigen Oberkellner, der euch und euere Koffer mit kühl prüfendem Blicke taxirt, von einer freundlichen Wirthin gleichsam wie ein eingeladener Gast empfangen, von flinken dienstfertigen Mädchen statt von naseweisen widerwilligen Kellnerjungen im verrosteten Frack von fragwürdigem Ursprung bedient wird, erscheint als eine Wohlthat. Zimmer, Betten und Verpflegung lassen nichts zu wünschen übrig; sogar für die Unterhaltung der Gäste bei schlechtem Wetter ist durch eine kleine Bibliothek und ein Pianino Sorge getragen. Und nun der einzige Blick aus den Fenstern und zumal vom Balkon des ersten Stocks oder dem flachen Dache des Nebenhauses: dicht gegenüber, aber die Spitzen mehr als 5000 Fuß über unsern Standpunkt emporstreckend, die vielgipfelige, wundervoll symmetrisch gegliederte Berggruppe der Frauenalp, rechts davon die schimmernden Gipfel der Scesaplana, links die Waldgebirge und grünen Matten des Montavon!

Wir durchwandern, die wieder mit „Lauben" eingefaßte Hauptstraße verlassend, die wenigen Gassen des kaum 1000 Bewohner zählenden Städtchens. Höckerig, eng und winkelig sind sie genug, doch verrathen die hier und da unverkennbare Spuren von Wohlstand zeigenden Häuser nirgends mehr das hohe Alter des Orts, der schon zu Otto des Großen Zeiten ein „altes Wesen" genannt wird. Die Wildheit der Elemente wie der Menschen, Feuersbrünste und Feinde haben das

Digitized by Google

Städtchen wiederholt der Vernichtung nahe gebracht. Die geräumige alte Kirche, zu der ein vielstufiger gedeckter Steig emporführt, enthält treffliche Bilder von Gschwandner. Ueberhaupt finden wir in dieser Gegend nur selten jene abscheulich verzerrten Fratzen von Madonnen, Heiligen und Engeln, wie sie uns im benachbarten Tirol oft so abstoßend entgegentreten. Wenn der genannte Meister und seine Schüler, welche die Mehrzahl der hiesigen Bilder gemalt haben, auch nicht frei sind von einer gewissen Sentimentalität in der Auffassung und Geleckheit in der Darstellung, so begegnen wir doch neben correcter Zeichnung und Farbengebung stets einer mit voller Hingebung durchgeführten Idee, einer gefälligen Composition und oft großer Schönheit der Züge und Gestalten.

Auf der Schießstätte rechts oberhalb der Kirche bietet sich ein schönes Panorama: unten die mit Mais, Weizen und buntgeblümten Wiesen bekleidete Niederung, ringsher ein Kranz durch zahlreiche Thaleinschnitte getrennter schöngeformter Berggruppen, südlich die Frauenalp und die herüberragenden Spitzen der Rhätikonkette, von West durch Nord bis Südost die das Wallgau, das Klosterthal und das obere Illgebiet begrenzenden Höhen. Ihre sonst nackten Felsenkronen sind so tief hinab mit einem in der Nachmittagssonne leuchtenden, frischgefallenen Schnee bedeckt, daß Wald und Matte unmittelbar aus demselben hervortauchen.

Wir verlassen die durch den eisigen Nordwest unwirthliche Höhe und kreuzen jenseit des Städtchens auf hölzerner Brücke die graugrünen brausenden Fluten der hochangeschwollenen Ill. An den Arbeiterwohnungen und weitläufigen Fabrikgebäuden einer Baumwollspinnerei, die 1200 Italiener und Italienerinnen beschäftigt, vorüber, erreichen wir die dicht an die Felsen des westlichen Thalgehänges gelehnte spitzthürmige Kirche des Dorfes Bürs. Hier öffnet sich jene finstere Schlucht, die unsere Augen schon vor der Ankunft in Bludenz auf sich zog, während auf dem felsigen Hügel zur Linken der letzte Thurm des alten Schlosses Rosenegg emporragt, einst jenem Truchseß von Waldburg gehörig, der als Feldhauptmann des Schwäbischen Bundes dem Bauernkriege in Franken und Schwaben ein blutiges Ende machte.

Wir treten, an einer klappernden Sägemühle vorüberschreitend, in den engen Felsenspalt. Senkrechte Klippenwände von dunkel marmorirtem Kalkstein, die Schichten auf dem Kopfe stehend, durchbrochen von zahlreichen Höhlen, deren eine dem aufgesperrten Rachen eines riesigen Thieres gleicht, steigen in wunderlich grotesken Formen um uns her auf. Auf ihrem obern Rande heben die Kiefern ihre im Abendsonnengolde rothleuchtenden Stämme und grünen Nadelbüschel in den blauen Aether, während hier unten, wo der wilde Alvierbach seine weißschäumenden Fluten über chaotisch durcheinandergestürzte Granitblöcke rollt, die er hoch oben im Urgebirge losgerissen, schon tiefe Dämmerung herrscht. Rückwärts fällt der Blick in herrlichem Contrast zu der nächsten Umgebung auf das grüne im hellsten Licht glänzende Thal und die es umkränzenden schneegekrönten Höhen. Aber bald schließt sich die Schlucht vollständig; die tiefe Einsamkeit der Felswildniß umgibt uns von allen Seiten. Schönblütige Alpenpflanzen, wie sie sonst erst mehrere tausend Fuß weiter oben vorzukommen pflegen, sprießen zwischen den Spalten des Gesteins: eine Erscheinung, die wir oft in ähnlichen Fällen wahrnehmen, wo die ewige Feuchtigkeit

Digitized by Google

und Schattenkühle tiefgerissener Felsschluchten diesen Kindern kälterer Zonen dicht neben der warmen sonnigen Ebene die nöthigen Lebensbedingungen bieten. Bald wird der schmale Pfad zur Felsleiste, auf der nur kriechend fortzukommen ist, und hört endlich ganz auf. Der Weg in das obere Thal des Alvierbaches geht nicht durch die weiterhin ganz unzugängliche Schlucht, sondern an der linken Thalwand die steile Höhe des Bürser Berges hinan, um erst nach mehrern Stunden bei dem Dorfe Brand, oberhalb dessen der Alvierbach plötzlich tosend aus der Felswand hervorbricht, den Thalboden wieder zu erreichen. Wer von hier aus den Lünersee, dessen Abfluß der Alvier bildet, erreichen will, muß auf steilem Zickzackpfade über Rasenhänge, Fels und Geröll noch drei Stunden lang emporklimmen, bis in wildromantischer Einöde die anderthalb Stunden im Umfang haltende dunkelgrüne Wasserfläche sich vor ihm aufthut, die, von nackten Feldwänden eingefaßt, die hohen Gipfel und Schneefelder der Scesaplana in ihren Fluten widerspiegelt. Uns blieb durch des Wetters Ungunst der Besuch dieses imposantesten Punktes der Umgegend von Bludenz leider versagt; noch weniger war natürlich an die noch drei bis vier Stunden weitern Klimmens erfordernde Besteigung der Scesaplana selbst zu denken, des ragendsten Gipfels unter den vorderrhätischen Bergen, von welchem aus der Blick nordwärts nur durch die Schwäche der Sehkraft und die Rundung der Erde beschränkt wird, während ihn gegen Süden die gewaltige Mauer der Centralalpen fesselt. Wir mußten uns begnügen, kleine Spaziergänge durch die blühenden Wiesen im Thale, die ein bunter Teppich schönfarbiger, zum Theil auch seltener Blumen schmückt, längs der dichtumbuschten Illufer und zu dem in einem Obstwalde ganz versteckten, in eine lauschige Thalschlucht eingebetteten Häuschen des Dorfes Rungelin zu unternehmen.

Ehe wir Stadt und Bahn verließen, hielt ich es für nöthig, mein deutsches Geld bei dem bludenzer Bankier, der zugleich einen „k. k. Tabacks-Unterverschleiß" und einen Krämerladen buntscheckigsten Inhalts hatte, in österreichisches Papier umzusetzen; wie sich später erwies, eine ganz unnöthige Vorsicht, da im Montavon jeder das blanke Reichsgeld kennt und schätzt, und auch die kleinsten Wirthe und Händler dasselbe zum vollen Tagescurse annehmen: wieder ein Beweis, in welch lebhaftem Verkehr die Bewohner dieses fernen Gebirgswinkels mit Baiern und Schwaben stehen.

Vor dem Posthause stand ein riesiger Omnibus mit Postillon und Conducteur, bespannt mit vier kräftigen Pferden. Aber das Gefährt war nicht bestimmt, uns nach Schruns, dem Hauptorte des Montavon, zu führen; es war der Poststellwagen nach Landeck, der die mit der Bahn von Westen her angelangten Reisenden weiter über den Arlberg nach Tirol befördert. Schon bei dem Bau der Vorarlberger Bahn, die hier in Bludenz endend, mit geringem Güter- und noch geringerm Personenverkehr nichts weniger als rentabel ist, war die Weiterführung über den Arlberg ins Auge gefaßt, aber bei dem Stande der Staatsfinanzen hatte die österreichische Regierung bisher nicht den Muth gefunden, das kostspielige Unternehmen ins Werk zu setzen. Jetzt hatte die neue deutsche Zollgesetzgebung und die drohende Aufhebnng oder doch starke Beschränkung der Differenztarife die fast eingeschlafene Idee wieder auf die Tagesordnung gebracht. Die innsbrucker Handelskammer

Digitized by Google

hatte eine diesfallsige Petition an die Centralregierung gesandt; in allen Kreisen bildete die Arlbergbahn das Tagesgespräch, und ich hörte mehr als Einen Vorarlberger den deutschen Reichskanzler segnen, daß er die österreichische Regierung nöthige, sich durch einen eigenen Schienenweg mit der Schweiz in Verbindung zu setzen und so die Vermittelung der bairischen Bahnen unnöthig zu machen. Der Kostenanschlag betrage, wie man mir versicherte, nur 40 Mill. Fl. einschließlich des großen Arlbergtunnels, und man behauptete — etwas voreilig, wie die Folge gezeigt hat —, daß der Bau in Wien beschlossene Sache sei.

2) Montavon.

Endlich fuhr auch, eine volle Stunde nach der festgesetzten Zeit, die Postkutsche nach Schruns vor. Nicht nur wurden wir abgeholt und mußten als „die Herrschaften" die Plätze im Fond einnehmen, ehe die andern Fahrgäste zugelassen wurden: der Kutscher — denn als Postillon konnte man den mit einer schmierigen Jacke ohne alles Abzeichen bekleideten Pferdelenker nicht wohl bezeichnen — holte selbst unser Gepäck herunter, und das Fahrgeld, sagte uns der Postmeister, könnten wir demselben bei der Ankunft in Schruns entrichten. Das Fuhrwerk selbst war dem Führer entsprechend schmuzig und zerlumpt; die beiden Personen auf dem Vordersitz saßen dos-à-dos mit dem Kutscher und seinem Nebenmanne auf demselben harten Polster. Mein Gegenüber war ein Landgeistlicher aus Gaschurn im obern Montavon in ziemlich rostigem Talar und Halsstreifen von zweifelhaftem Weiß, aber mit ausdrucksvollen intelligenten Zügen und, wie sich alsbald erwies, mit weit über sein Brevier hinausreichenden Kenntnissen und Interessen. Er war mit einem andern unserer Reisegefährten, einem derben, aber grundgescheiten und schlagfertigen Bauer seines Dorfes in Bludenz gewesen, um als Wahlmann bei der Wahl eines Abgeordneten zum wiener Reichsrathe mitzuwirken. Ich frug nach dem Resultat: natürlich war ein Ultramontaner vom reinsten Wasser gewählt. Später erzählte mir unser Wirth in Schruns, selbst ein entschiedener Freiheitsfreund, sein Dorf sei der einzige liberal gesinnte Ort im ganzen Thale, während die übrigen Gemeinden ganz in der Hand ihrer Geistlichen seien, die ihrerseits wieder bloße Werkzeuge ihres Bischofs wären. Der Pfarrer von Gaschurn schien aber nicht blos auf Befehl, sondern aus Ueberzeugung ultramontane Politik zu betreiben. Er übergoß das Ministerium Auersperg mit einer wahren Flut von Anklagen und Schmähreden; die Minister wie die liberale Majorität des Reichsrathes hätten nur an sich und die Ihren, nie an das arme Volk gedacht und das Land auf das leichtsinnigste in Schulden gestürzt. Die Worte, mit denen er sich an seinen Hintermann wandte: „Jetzt, wenn wir eine conservative Reichstagsmehrheit und ein conservatives Ministerium bekommen, werdet Ihr schon sehen, daß die Steuerlast vermindert werden und das Elend des armen Volkes ein Ende nehmen wird", deuteten an, mit welchen drastischen Mitteln diese Soldaten der Hierarchie auf das Volk zu wirken suchen. Er war übrigens auch in der deutschen Politik nicht ganz unbewandert, hatte sich von Bismarck eine für einen österreichischen Landpastor leidlich vernünftige Vorstellung gebildet und beurtheilte die Lage

Digitized by Google

der Dinge in Berlin — es war kurze Zeit vor Falk's Dimission — nicht verkehrter als mancher Norddeutsche, wenn er auch Herrn von Bennigsen für ein Mitglied des Ministeriums hielt. Als das Gespräch unerquicklich zu werden drohte, brach ich ab und ließ mir lieber von seiner seelsorgerischen Thätigkeit in der hochgelegenen, weltfernen Gemeinde berichten. Sie zählt 1100 Seelen, die stundenweit zerstreut bis zu den eisigen Abhängen der Silvretta hinauf wohnen. So habe er sich im Winter, oft bis an die Schenkel einsinkend, durch die pfadlose Schneewüste durchzuarbeiten, um den Kranken in den einsamen Hütten die Tröstungen der Religion und den Sterbenden das Viaticum zu bringen. Er lasse sich das aber nicht anfechten, das gehöre einmal zu seinem Berufe und schaffe auch einem Kinde der Berge keine große Noth. Das letztere wurde denn allerdings durch die straffen Muskeln und das wettergebräunte Gesicht des Mannes bestätigt, der doch die Mittelhöhe des Lebens bedeutend überschritten zu haben schien. Ich mußte ihn unwillkürlich mit einem italienischen Landgeistlichen vergleichen, den ich einst im alten Stammkloster der Camaldulenser traf, und der mir aus seinem Berufsleben in dem 43 italienische Quadratmeilen umfassenden Kirchspiel hoch oben im toscanischen Apennin fast genau das Gleiche berichtete, aber dabei der Klagen über seine Lage und die Beschwerden seines Amtes kein Ende finden konnte. Ob die Ursache dieser verschiedenen Auffassung in der Individualität oder der Nationalität der beiden Pfarrer lag, wage ich nicht zu entscheiden: vielleicht wirkten beide Elemente zusammen.

In der Unterhaltung mit uns bediente sich der Pfarrer eines durchaus verständlichen, wenn auch stark dialektisch gefärbten Hochdeutsch. Seinen Gesprächen mit dem Bauer oder Kutscher zu folgen, war uns Norddeutschen dagegen nicht immer möglich. Die Mundart des Montavon, dem tiroler Dialekt am nächsten verwandt, ist doch dem Anschein nach mehr mit alemannischen Elementen vermischt. Die meisten Bewohner verstehen das Hochdeutsche und sehr viele, die Männer zumeist, wissen sich auch genügend darin auszudrücken.

Einen eigenthümlichen Eindruck machen bei der überall deutsch redenden Bevölkerung die fast ausnahmslos romanischen Ortsnamen, wie Vandans, Schruns Gurtipol, Gaschurn, Pattenen u. s. w. Ist doch der Name des Thales selbst — Montavon = vor dem Berge — gleichen Ursprungs. Die alten Rhätoromanen sind wol weniger verdrängt oder vertilgt, als sie vielmehr, mit einwandernden Germanen vermischt, von den sprachverwandten Landsleuten durch den Kamm des Hochgebirges geschieden, unter einer deutschen Regierung allmählich die Sprache, welche auf dem ganzen Nordabhang der Centralkette gesprochen wird, angenommen und im Laufe der Jahrhunderte ihre Abstammung vergessen haben. Sehen wir doch genau denselben Vorgang, nur im umgekehrten Sinne, in den Sieben Gemeinden Venetiens und an deutschen Ansiedelungen am Südfuße des Monte-Rosa sich vollziehen, wo bald die letzten Spuren germanischer Sprache und germanischen Wesens verschwunden sein werden.

Auch in Aussehen und Benehmen ist bei den Montavonern wenig mehr von romanischen Eigenthümlichkeiten zu entdecken, wenn auch dunkeläugige und schwarzhaarige Menschen nicht eben selten sind und wir oft schärfer geschnittenen Zügen

Digitized by Google

begegnen, als sie sich in Nordtirol zu finden pflegen. Der Menschenschlag, wenn auch im allgemeinen wohlgebaut, ist eher kräftig als schön zu nennen, sowenig auch bei dem jüngern Geschlecht, zumal den Kindern, feine und regelmäßige Züge zu den Seltenheiten gehören. Ein Charakterzug, der die Bewohner des Montavon von den Nachbarn im Wallgau und Rheinthal unterscheidet, ist das stolze Selbstgefühl, das dem Besucher überall entgegentritt: ein Zug, den wir stets wiederfinden, wo, wie hier, keine feudalen weltlichen oder geistlichen Großgrundbesitzer gehaust, sondern von uralter Zeit her freie Bauern auf der eigenen Hufe gesessen haben. Burg- und Klosterruinen suchen wir im Montavon vergeblich.

Nach viertelstündiger Fahrt haben wir den Thalkessel von Bludenz durchschnitten. Zu unserer Linken erhebt sich am Fuße des waldigen Abhangs die lange weiße Front des Dominicanerinnenklosters Sanct-Peter. Vor uns steigt der mächtige grüne Kegel des Schwarzhorns oder Davennakopfes empor, gleich dem Himmelsschroffen bei Oberstdorf im Allgäu oder dem Ebiberg im Vispthale zwei große Thalgebiete scheidend. Zur Linken öffnet sich, von der Alsenz durchflossen, von größtentheils kahlen, nur dürftig bematteten Bergen von unschönen Formen eingeschlossen, das breite Klosterthal, durch welches die Hauptstraße zum Arlberg emporzieht. Wo wir die gedeckte, im Innern mit einem schützenden Madonnenbilde verzierte Brücke über die Alsenz unmittelbar vor ihrer Mündung in die Ill überschreiten, nimmt das Thal der letztern, südsüdostwärs ziehend, den Namen Montavon an. Gewaltige graue Marmorfelsen mit senkrecht geschichteten Wänden bilden gleichsam sein Portal; am Fuße derselben deuten wirr durcheinanderliegende Felsblöcke auf die wenig feste Natur des Gesteins. Zu unserer Rechten rauscht meist unsichtbar der Fluß über Blöcke und Geschiebe. Bald erweitert sich das Thal wieder; Getreidefelder und üppige Wiesen bedecken seine Sohle, dazwischen, zumal in der Nähe der Dörfer und an den untern Abhängen der Berge, die Alleen und Haine bildenden Stämme mächtiger Kirschbäume. Die Berge zeigen in ihrem untern Theile meist weiche gerundete Formen; Ahorn, Esche, Buche und Eiche, seltener die Tanne, bekleiden sie, bald parkartig in Gruppen geordnet, von hellschimmernden Matten unterbrochen, bald in zusammenhängenden Beständen. Weiter oben herrschen die Alpweiden vor, dazwischen einzelne Nadelwaldparcellen als dunkle Flecke auf dem hellen Grunde. Darüber starren nackte Felswände mit gefurchten Seiten hervor. Noch höhere und schroffere Gipfel blicken aus den schluchtartigen Oeffnungen der Seitenthäler und dem fernen Ende des Hauptthals hervor, die Felsenstirn mit leuchtender Schneekrone geschmückt. Dort, wo zur Linken die freundliche Kirche des Dörfchens Sanct-Anton auftaucht, hebt sich plötzlich die Straße: ein grünes Plateau, mit einzelnen nackten Felsblöcken bestreut, hat sich zwischen Berg und Fluß eingeschoben, wol das Product eines uralten Bergsturzes, der hier einst der Volkssage nach die Stadt Praxelans begraben haben soll. Dort der klar herniederrieselnde Wasserfaden ist das „Trächnabächli“ (Thränenbächlein). In dem Felsen, dem es entquillt, liegt ein Schatz, den man heben, und sitzt eine verzauberte Jungfrau, die man erlösen kann, wenn man in die innere Höhle eindringt und die große, dort auf einem Steine sitzende Kröte küßt.

Die Häusergruppen des Dorfes Vandans, etwas weiter zur Rechten, bezeichnen

Digitized by Google

die Ausmündung des Rellsthales, aus dem der Salonienbach, von dem Passe des Schweizerthores in der Rhätikonkette herabkommend, in schäumenden Cascaden hervorbricht, den kürzesten Weg aus dem Hauptthal zum Lünersee bezeichnend. Bald winkt auf derselben Seite die weithin thalauf und thalab sichtbare weiße Kirche von Tschaguns von ihrem grünen, aus dem Gebirgsstocke des Hohen Mannes hervortretenden Hügel herab. Da erscheint auch schon Schruns, unser Reiseziel, selbst in der erweiterten Thalfläche zur Linken, in seinem Kirschbaumwalde, über den der hohe Kirchthurm mit dem zwiebelförmigen Dache weit hinausragt, an die Abhänge des Gamplaschg und Bartholomäusberges gelehnt, von dem brausenden Litzbache durchströmt, der die genannten Berge durch eine tiefe Thalkluft scheidet. Sie trennt ebenso wie das gegenüber bei Tschaguns mündende Gauerthal die Kalkberge des untern Montavon von dem Urgebirge des obern Thales.

Jenseit der Holzbrücke über den schäumenden Litzbach führt uns die steile ungepflasterte Straße zu dem ebenen Platze, in dessen Mitte sich die für ein Dorf außen wie innen ungewöhnlich stattliche und hohe Kirche erhebt. Eins der freundlichen weißen Häuser, die sie umgeben, ist die Taube, die, uns mündlich und schriftlich empfohlen, zu unserm Hauptquartier im Montavon ausersehen ist. Wir werden freundlich empfangen, erfahren aber, daß der alte, als gründlichster Kenner des Montavons, seiner Berge wie seiner Bewohner, rühmlichst bekannte Wirth inzwischen gestorben und an seine Stelle ein junges, seit kaum 14 Tagen vermähltes Ehepaar getreten ist.

Nach Landessitte befinden sich zu ebener Erde nur die Wirthschaftsräume; die Speise- und Gesellschaftszimmer und die Wohnung des Eigenthümers nehmen den ersten, die Fremdenzimmer den zweiten Stock ein. Wie wol alle andern im Thale, ist das Haus fast ganz aus Holz erbaut. Der Luxus einer Tapete findet sich nur in dem elegantesten der Fremdenzimmer, die übrigen sind weiß getüncht, oder, wie das „Fremden-Gastzimmer", das der „Bürger-Gaststube" im ersten Stock gegenüberliegt, schachtelartig aus naturfarbigem Holzwerk gebildet. Zwei große Oelbilder, Darstellungen aus der Heiligenlegende, von gar nicht zweifelhaftem Werth, verzieren die kaum 8 Fuß vom Boden entfernte Decke des Speisesaales. Ein riesiger brauner Kachelofen, von Ruhebänken umgeben, ein langer Tisch, mit zwei Reihen Rohrstühle durch das ganze Zimmer hinlaufend, hölzerne Fensterbänke, ein einfaches Büffet, ein kleiner Bücherschrank und ein großes hölzernes Crucifix in der Ecke bilden das Inventar, dem jedoch auch Barometer und Thermometer zu Nutz und Frommen des Reisenden bei Regen und Kälte nicht fehlen. In dem Bücherschrank finden wir zu unserer Verwunderung nicht nur, was von geographischem Material an Karten und Büchern über Vorarlberg zusammenzubringen war, sondern auch eine kleine Sammlung deutscher Classiker: Schiller, Goethe, Lessing, daneben Auerbach's „Auf der Höhe", Scheffel's „Ekkehard", verschiedene Zeitschriften und endlich Jules Verne's sämmtliche naturwissenschaftliche Romane in deutscher Uebersetzung. In unserm eleganter ausgestatteten Wohnzimmer fehlte auch der zierliche Nippschrank nicht, zum Theil, wie der symbolische Storch mit seinen Jungen, die künstlichen Blumenbouquets und die obligaten Photographiealbums andeuten, mit Hochzeitsgeschenken für die junge Frau gefüllt. Die zahl-

Digitized by Google

reichen Fenster, die sich leider, wie so oft in diesen Gebirgshäusern, nur zum kleinsten Theile öffnen lassen, bieten einen herrlichen Blick weithin über Thal und Gebirge.

Nachdem wir uns in dem neuen Heim nach Möglichkeit behaglich eingerichtet, unternahmen wir noch einen kleinen Spaziergang, dem zierlich gebauten Gasthof Zum Gauenstein vorüber, der außerhalb des Dorfes am Bergabhang liegt, nach dem Kapuzinerkloster gleichen Namens. Eine kurze Strecke unterhalb des Dorfes führt ein schattiger Pfad an den gewöhnlichen Leidensstationen vorüber zu dem etwa 100 Fuß über dem Flusse auf einem Felsvorsprung des Bartholomäusberges gelegenen kleinen Hause, das nur von drei Mönchen bewohnt wird. Unter dem wohlgepflegten Gärtchen vor demselben stürzt der Fels fast senkrecht ab, und der Blick schweift frei über das herrliche grüne, von der Silberlinie des Flusses durchzogene Thal und die es umgebenden Bergriesen. Schruns hat bei weitem die schönste Lage unter allen den zahlreichen Ortschaften des Montavons; das tritt uns hier besonders deutlich vors Auge, auch nachdem wir das über sieben Stunden lange Thal in seiner ganzen Länge durchstreift haben. Nirgends gruppiren sich die terrassenförmig ansteigenden Berge so malerisch rings um die hier fast kreisförmig sich ausweitende Thalebene; nirgends treten uns so mannichfaltig, so kühn und großartig gestaltete Hochgipfel von allen Himmelsgegenden her entgegen, nirgends zeigt sich dem Auge ein freundlicherer Wechsel von Wiese und Wald, von Laub- und Nadelholz, grünen Matten und dunkelfarbigen Sennhütten, von grauem Felsgestein und schimmernden Schneekronen.

Der folgende Morgen war zu einem Ausfluge nach den höhern Aussichtspunkten im Norden von Schruns bestimmt. Auf vielgewundenem Pfade steigen wir anfangs durch Wald, zwischen chaotisch durcheinandergestürzten, von zahllosen Blumen und üppigen Farrnkräutern — ich maß ein Exemplar des Adlerfarrns von mehr als $2^1/_2$ Meter Höhe — überwucherten Glimmerschieferblöcken, dann über steilgeneigte Matten zu der gegen 1000 Meter über dem Meere gelegenen Terrasse empor, wo die Kirche von Außer-Bartholomäusberg den Mittelpunkt einer Unzahl weit umherzerstreuter Gehöfte und Hütten bildet. Auf dem Kirchhofe, mit seinen nach katholisch-süddeutscher Sitte dichtgedrängten vergoldeten Kreuzen ohne allen Pflanzenschmuck, enthüllt sich ein großartiges Panorama. Unter uns senkt sich der Berg nach Süden und Westen mit seinen im Sonnenglanz smaragdfarben leuchtenden Matten und Waldparcellen, besäet mit zahllosen Häusern und „Stadeln" ins Thal hinab, aus dessen Tiefe der gerade Streif der Straße und der gewundene Lauf des Flusses wie weiße Bänder auf grünem Grunde schimmern. Uns gegenüber, wo sich die Kirche von Tschaguns so hell von dem dunkeln Berghintergrunde abhebt, sehen wir die Stromschnellen des von der Terrasse von Landschau herabbrausenden Rasavoibaches zwischen den Eschen seines Ufers leuchten. Zur Rechten schließt sich das Thal rasch durch die vorspringende Wand des Bartholomäusberges selbst, links aber schweift der Blick über die beiden Vorgebirge, die, von der Zamang- und Mittagspitze bis zu den Flußufern vorspringend, den Thalkessel von Schruns südwärts abschließen, in eine andere Erweiterung des obern Illthales, auf der die Häuser von Sanct-Gallenkirch wie auf einer von unzugänglichen Bergen rings

Digitized by Google

umschlossenen Oase zu liegen scheinen. Wolken und Nebel dringen aus den Schluchten hervor; tiefe Schatten lagern sich über das Thal und die Vorberge; aber um so herrlicher leuchten der Schnee und die hellfarbigen Kalkfelsen der Hochgipfel, vor allem dort im Westen, hoch und gewaltig aus der Thallücke hervortretend, die beiden Hörner der Scesaplana, zwischen denen das breite Eisband des Brandner Ferners die Strahlen der Morgensonne blendend zurückwirft. Zur Linken der Scesaplana zieht die Felsmauer der Rhätikonkette weiter, meist verdeckt durch die unmittelbar uns gegenüber aus dem Thale aufsteigenden Berge, die zum Theil selbst, wie die imposante Pyramide der Mittagspitze, schon 4—5000 Fuß über die Thalsohle, 6—7000 über die Meeresfläche emporragen. Nur hier und da tritt zwischen ihnen ein schneebedeckter Gipfel hervor, wie der sägezähnige Felskamm des Schwarz- oder Seehorns und vor allem die kühngestaltete, 8500 Fuß hohe Spitze der Salzfluh. Ueber dem Thalschluß im Südosten ragen fern die nördlichsten Gipfel der Silvrettagruppe, am höchsten der schöne Kegel der Vallüla, die wir später noch in größerer Nähe betrachten werden. Weiter links diesseit der Ill strebt ganz nahe jenseit der tiefen Spalte, in der der Litzbach unsichtbar braust, die Zamangspitze mit ihrer rauhen Klippenkrone empor; hinter uns im Osten erhebt sich der Berg, an dem die Kirche liegt, noch hoch in Wald und Matte, ohne den weit zurückliegenden Felsgipfel zu zeigen. Den nördlichen Horizont oberhalb der das Thal verbergenden Vorsprünge schließt eine furchtbar zerrissene Kalkfelsenkette mit scheinbar senkrechtem Absturz, aus der kühn und scharf die Pyramide der hohen Zimbaspitze in den hier noch blauen Himmel hineinragt, dunkelgrau, von weißen Längsstreifen durchzogen, vom Fuß bis zum Gipfel ödes nacktes Gestein, bei Nachmittagsbeleuchtung, wenn die Sonne hinter ihr steht, einer düstern Gewitterwolke nicht unähnlich.

Wandern wir auf bequemem Pfade, kaum merklich steigend, zwischen dem bunten Blumenflor der Matte am Berghang weiter ostwärts, stets zur Rechten den herrlichen Blick auf Thal und Gebirge, so erreichen wir in einer Stunde das bescheidene Kirchlein der Gemeinde Inner-Bartholomäusberg. Es fällt uns auf, daß die Vegetation sich weit mehr durch ihre unglaubliche Ueppigkeit in Stengel-, Blatt- und Blütenentwickelung als durch Eigenthümlichkeit der Arten und Gattungen von der unserer mitteldeutschen Wiesenflora unterscheidet. Neben den gewöhnlichen Gräsern und Kleearten, neben Glockenblumen, Hahnenfuß, Salbei, Scabiosen und Orchideen finden sich freilich auch dichtgedrängte Gesellschaften von Blumen, die, wie Ochsenzunge und wilde Stiefmütterchen, bei uns andere Standorte zu wählen pflegen. In den Gebüschen wachsen üppige Exemplare des gelben groß- und kleinblütigen Fingerhuts (Digitalis grandiflora und lutea), der schwarzrothen Akelei (Aquilegia atrata) und der großen Astrantie (Astrantia major) mit ihren, von zierlicher Hülle umschlossenen grünen, roth angehauchten Blütendolden. Wo ein „Tobel", eine durch die vom Hochgebirge herabstürzenden Wildbäche zerrissene Schlucht, den ebenen Wiesenpfad unterbricht, bilden dichte Gruppen von Eschen, Erlen, Ahorn und Tannen kleine schattige Haine, fast an künstliche Parkanlagen mahnend.

Von dem Kirchhofe, den wir durch die kleine, mit Menschenschädeln seltsam

Digitized by Google

ausgeschmückte Vorhalle des Gotteshauses betreten, fällt unser Blick über den steilen Mattenhang hinab ostwärts in das sich nach oben allmählich erweiternde Thal des Litzbachs, in dem, durch enge Schluchten oder hohe Bergrücken von der übrigen Welt geschieden, die zerstreuten Holzhäuser der Gemeinde Silberthal wie braune Flecke auf grünem Grunde erscheinen. Die Silberminen, die ihr den Namen gegeben, sind längst verlassen, wenn auch die Bewohner dem Fremden noch häufig Erzstufen, welche mehr Schwefelkies als edles Metall enthalten, zum Kauf anbieten. Jenseits steigen die dunkeln, hier und da mit Schnee überpuderten Felsgipfel des Hochjochs auf, während der einsame Thalhintergrund allmählich zu dem öden Scheiderücken des Arlbergs hinaufzieht. Hinter uns führt ein Pfad nordwärts zu dem aussichtberühmten Davennakopfe empor, weiter östlich ein zweiter über die hochgelegene Gemeinde des Christbergs und öde steinige Halden nach Sanct-Anton im Klosterthale hinab. Das Gebirgspanorama, weniger großartig als von der Außengemeinde, verbirgt sich mehr und mehr hinter den übermächtig überall hervorquillenden Dunstmassen; nur hier und da leuchtet plötzlich ein sonnenbeschienener Hochgipfel einer Fata-Morgana gleich aus dem grauen Dunkel hervor, ein zauberhafter Anblick, wenn bei der wunderbaren Durchsichtigkeit der Luft das strahlende Bergeshaupt in fast greifbarer Nähe auf dem wallenden Wolkenmeere zu schwimmen scheint, dessen Wogen nur allzu rasch wieder über ihm zusammenschlagen. Der Wind schlägt Wellen in das hohe „versilberte Gras", die ersten Tropfen fallen und nöthigen uns, rasch den steilen Mattenpfad südwärts den Tobel entlang niederzusteigen, der uns an das Ufer des Litzbachs und nach Schruns zurückführt, wo wir bereits in strömendem Regen anlangen.

An eine Nachmittagsexcursion war nicht zu denken; so benutzte ich die Zeit, mich von unserm Wirth, einem intelligenten jungen Manne, über das Thal und seine Bewohner belehren zu lassen. Die sieben Gemeinden des vier Meilen langen, und von der Alsenzmündung bis zu der höchstgelegenen Ortschaft etwa 1200 Fuß ansteigenden Thales leben theils in mehr oder weniger geschlossenen Dörfern und Weilern, theils in zahllosen, an den Seitenwänden desselben bis 3000 Fuß über die Thalsohle hinauf zerstreut liegenden Häusern und Hütten. Die Cultur der Feldfrüchte — hauptsächlich Weizen, Roggen, Gerste und Kartoffeln — befriedigt nur den vierten Theil des Bedarfs der Bewohner; wichtiger ist ihnen, zumal in den untern Theilen, die des Kirschbaums, dessen Product, das berühmte montavoner Kirschwasser, einen bedeutenden Exportartikel bildet. Ueberall klagte man mir, die Bäume trügen in letzter Zeit immer schlechter, eine allgemeine Krankheit schiene sie ergriffen zu haben. Allerdings fand ich das durch den Augenschein bestätigt; aber der Grund scheint einfach, daß die Bäume, denen man außerdem nicht die geringste Pflege angedeihen läßt, fast nur aus überalten Exemplaren, zum Theil von riesigen Dimensionen bestehen, von den Vorvätern gepflanzt, von Vätern und Söhnen genutzt und nun von den Enkeln verklagt, daß sie nicht mehr tragen wollen wie vor 50 Jahren. Junge, kräftig vegetirende Bäume findet man fast nirgends, reichlich fructificirende nur noch an den obern Abhängen, wo das Wachsthum langsamer ist, aber auch die Tragkraft länger dauert. Die Haupterwerbsquelle der Bewohner bildet die Zucht des hellfarbigen, schönen und kräftigen, wenn auch nicht eben großen

Digitized by Google

Rindviehs. Alljährlich am 21. Sept. findet in Schruns ein großer Markt statt, wo sich Käufer aus dem fernen Norden und Osten einfinden, mehrere tausend Stück mit sich nehmend, die nach meines Gewährsmannes Versicherung bis zu 50 Napoleondor bezahlt werden. Jetzt war alles Vieh auf den höchsten Alpweiden. Die Pflege desselben ist fast allein den Frauen und alten Männern überlassen. Die junge männliche Bevölkerung wandert jeden Frühling in die Fremde, nach Deutschland oder Frankreich, um dort als Maurer, Steinmetzen, Stuccaturarbeiter und Zimmermaler zu arbeiten und im Herbst mit einem kleinen Schatze in die Heimat zurückzukehren. Manche bleiben auch viele Jahre lang im Auslande, kehren aber ausnahmslos endlich wieder, um ihr Leben in den geliebten Heimatsbergen zu beschließen. Aehnliches finden wir bekanntlich in manchen andern Alpenthälern, zumal Graubündens wie in den Bergen des Cantons Tessin und der Lombardei; dem Montavon eigenthümlich ist es, daß im October jeden Jahres auch die ältern Ehepaare scharenweise ausziehen und mit ihren Apparaten nördlich bis Hamburg, östlich bis Südungarn wandern, um sechs Wochen lang mit saurer Arbeit Tag und Nacht bei kärglicher Kost für die Bewohner der Flachländer das Kraut für den Winter zu schneiden. Ende November kehren sie zurück und ihr Fleiß wie ihre Sparsamkeit sind so groß, daß sie nicht selten einen Reingewinn von 200 Fl. mitbringen. Mäßigkeit und Sparsamkeit sind, wie mir der Wirth versichert und andere Landeskundige bestätigen, ein allgemeiner Charakterzug der Thalbewohner. Von Spirituosen wird fast nur das billige und doch gute Product des südtirolischen Weinstocks getrunken. Nur Eine Bierbrauerei (in Schruns) ist im Thale vorhanden, und der Branntwein findet nur im obersten Theile, in der Gemeinde Pattenen, zahlreichere Consumenten. Die „Bürger-Gaststube" der Taube war nur am Sonntag stark frequentirt, und auch da kamen die meisten erst in später Abendstunde, blieben dann aber freilich zum Theil bis 2 oder 3 Uhr morgens in ziemlich geräuschvoller Unterhaltung beisammen. Am Morgen desselben Tages strömten trotz des sündflutartigen Regens die Thalbewohner beider Geschlechter von dem alten Mütterchen, das sich am Krückstock fortschleppte, bis zu dem kleinen Kinde, das noch an der Hand geführt werden mußte, in hellen Scharen zur Kirche. Unser Wirth hatte, so schlecht er auf die „Schwarzen" zu sprechen war und obgleich er erst mit der Morgendämmerung zur Ruhe gekommen, seiner religiösen Pflicht schon in der Frühmesse Genüge geleistet. Er zeigte mir den ersten Geistlichen des Orts, einen dürren, „langschinkigen" Mann, wie Onkel Bräsig sagen würde, mit finstern Zügen, der sich als Mentor reicher Fabrikantensöhne in Feldkirch und später von seinem hohen Gehalt (800 Fl. jährlich!) durch seinen Geiz so viel Geld erspart habe, daß er zu Pius' IX. funfzigjährigem Bischofsjubiläum nach Rom gehen konnte und sich jetzt zu einer Reise ins Gelobte Land vorbereite.

Die Frauen, in sonntäglichem Putz, trugen mit wenigen Ausnahmen die Landestracht des Thales, einen hohen steifen schwarzen Hut von cylindrischer Form, der, in einem Winkel von 45 Grad nach hinten gesetzt, an dem verbreiterten obern Bord mit Fransen aus Kamelhaarwolle, die aus Triest für schweres Geld bezogen worden, besetzt war. Unter der losen, meist gestickten schwarzen Tuchjacke erschien ein hellfarbiges, ebenfalls gesticktes Mieder, meist in unschöner Weise vorn über der Brust

Digitized by Google

fest zusammengeschnürt. Der faltige dunkle Rock hatte einen breiten rothen Saum, unter dem die bald scharlachrothen, bald violetten, bald schwarzen Strümpfe zum Vorschein kamen, unwillkürlich an die unterscheidende Tracht der Cardinäle, Prälaten und der niedern Geistlichkeit erinnernd. Ob hier ebenfalls Rangunterschiede zu Grunde lagen, konnte ich nicht ausfindig machen. Unter den Männern ist, ohne Zweifel infolge ihres häufigen Verkehrs mit dem Auslande, fast jede Spur einer Nationaltracht verwischt. Daß dieselbe aber auch bei den Frauen bereits auf den Aussterbeetat gesetzt ist, zeigen die vielen Kinder in modernem Kleid und Hütchen, während die Mütter noch an der alten Tracht festhalten.

Trotz des grauen Himmels und der unheilverkündenden weißen Wolkenstreifen an den Abhängen, den „Degen und Sabels", wanderten wir am folgenden Morgen westwärts quer durch die Thalebene über die mit zierlichem Madonnenbilde unter der Bedachung geschmückte Illbrücke an der Kirche von Tschagnus vorbei, zwischen den zerstreuten Häusern des Dorfes den gepflasterten Saumpfad aufwärts und weiterhin über Matten, an Gruppen kräftiger schlankstämmiger Eschen vorüber, längs der Stromschnellen des Rasavoibaches zu der auf fast ebener Terrasse gelegenen Gemeinde Unter-Landschau, wo sich bei der kleinen Kirche vorn am Abhange ein lieblicher Blick auf das Thal und die Matten, Wälder und Hütten des gegenüberliegenden Bartholomäusberges bietet. In der kleinen Vorhalle der Kapelle hängt ein schauerliches Bild, auf dem die drei Stifter derselben im Fegfeuer dargestellt sind, darunter die Inschrift:

Zur Ehre Gott im Himmel und seiner guten Freind
Wird in der Zeit gebetet für die hier Stifter Seind;
So lasse dich erweichen und deille edwas mit,
Das dienet dir im Himmel als lauter gute Schritt.

Es werden alle mahl 3 Vater Unser und 3 Ave Maria für die Guet derer gebedtet.

Nach Ueberschreitung der kleinen grünen, zwischen steilen Bergen eingeschlossenen Fläche beginnt eine neue Thalstufe. Die Umgebung wird wilder und großartiger, der Laubwald verschwindet, nur Tannen klettern noch die Abhänge hinan, oft aus der Ferne zwischen den wallenden Nebelschleiern selbst in Bewegung gleich aufwärts ziehenden Menschenscharen erscheinend. Der Bach hat sich ein tiefes Bett in den Felsgrund gewühlt und tobt oft unsichtbar zu unsern Füßen. Unter der hochgesprengten Brücke, die uns auf sein rechtes Ufer führt, bildet er einen prächtigen Fall, dessen weißer Gischt, in dem letzten Strahle der hinter düstern Nebelwolken verschwindenden Sonne leuchtend, bis zu uns emporspritzt. Der Häusergruppe von Ober-Landschau vorüber erreichen wir den steilen Mattenhang der Sporer Alp. Die Wolkenwand vor uns reißt, von einem Windstoß getroffen, einen Augenblick auseinander, und durch die jedem Gebirgswanderer bekannte optische Täuschung erscheinen die Gipfel der Rhätikonkette plötzlich riesenhaft vergrößert wie in greifbarer Nähe; zwischen den mächtigen Hörnern der Drusen- und Sulzfluh die bläulich schimmernden Eismassen des Sporer Gletschers. Von hier führen zwei Pfade, voll der großartigsten Hochgebirgsscenerie, der eine über das Drusenthor südlich ins schweizerische Prättigau, der andere westlich über den Oefenpaß zum Lünersee. Uns aber war es nicht beschieden, sie kennen zu lernen. Diese Nebel hüllten uns

Digitized by Google

ein; eisig pfiff der sturmartige Wind mit scharfem Ton durch die hohen Grashalme und trieb den Regen und Schnee durch die schlecht gefugten Planken des Schuppens, in den wir uns geflüchtet hatten. Vergebens harrten wir der wiederkehrenden Sonne; immer dunkler wurde es um uns her, immer eisiger die Luft, die Umkehr war unvermeidlich. Zum Glück blieb uns wenigstens die Begegnung mit den beiden Bären erspart, die gerade an derselben Stelle einige Wochen später ein Touristenpaar in Schrecken setzten und zur schleunigsten Flucht trieben.

Auch an den folgenden Tagen gestattete der kalte, fast unaufhörlich herabstürzende Regen, der die Höhen immer von neuem in dichte Schneepelze hüllte, die Thalwege in Kothlachen verwandelte und die schmalen Mattenpfade bis zur Ungangbarkeit schlüpfrig machte, keine weitern Excursionen. Auf unsern kleinen Spaziergängen ließen wir uns von den Bewohnern der einsamen Häuschen an den Berghalden (wir trafen stets nur Weiber und Kinder daheim) von ihrem ärmlichen, arbeitsreichen, oft, wie die zahlreichen Gedenktafeln und Holzkreuze längs der Wege bezeugen, nicht gefahrlosen Leben erzählen. Dem gesunden kräftigen Aussehen der meisten entsprach auch der fröhliche Lebensmuth; nirgends hörten wir eine andere Klage, als daß der unaufhörliche Regen nicht gestatte, das Heu trocken einzubringen, so eine schwere Sorge für die Erhaltung ihres einzigen Reichthums im kommenden Winter wach rufend.

Endlich weckten uns eines Morgens die frühen Strahlen der aufgehenden Sonne; auf allen Seiten leuchteten die tief herab beschneiten Gipfel unverhüllt auf dem strahlend blauen Hintergrunde des wolkenlosen Himmels. Rasch ging es nach dem in schweizer Weise reichlichen und kräftigen Frühstück die Dorfstraße hinauf, um das uns noch ganz unbekannte obere Thal zu durchforschen. Zunächst führte der Weg wieder durch die gewohnten Kirschbaumhaine, bis da, wo die lange Holzbrücke auf das linke Illufer führt, die Berge sich enger zusammendrängen und der Fluß selbst, hoch an den sein Bett erfüllenden Felsblöcken aufschäumend, rascher und wilder dahinbraust. Immer leuchtender grün erscheinen die Matten, immer mächtiger ragen die gewaltigen Stämme und Kronen der Laubbäume, oft zu malerischen Gruppen vereint, an den untern Hängen; selbst wo vor zeiten Stein- oder Schneelavinen breite Lücken in den Wald gerissen, erscheinen statt weißer Halden sammtgrüne Streifen frischer zarter Vegetation. Nach einer Stunde erreichen wir, wo die Ill in enger Kluft den „Murner Stutz" herabdonnert, die Thalstufe der Fratten, welche das Montavon in Inner- und Außerfratten scheidet. Die steilern Hänge, nur noch hier und da an den untersten Partien mit Laubholz, weiter oben ausschließlich mit Tannen bestanden, die nackten Felsgipfel, der wildschäumende Strom, Wasserfälle, die bald rechts, bald links niederstürzen, die größere Enge des Thales, die meist an den Abhängen liegenden Dörfchen, die Steintrümmerfelder, welche die Wildbäche zurückgelassen, alles das verleiht dem obern Thale einen neuen ernstern Charakter. Unter dem steilen Felshange liegt das aschgraue Kirchlein und die ebenso grauen, kaum von der Steinwand sich abhebenden Häuser des Weilers „Unterm Schrofen". Weiterhin mündet zur Rechten die tiefeingeschnittene Schlucht des Gargellenthales, das zu der hier in scharfem Winkel gegen Osten umbiegenden Rhätikonkette emporzieht. Ein Saum-

Digitized by Google

pfad führt durch das 5000 Fuß hoch liegende freundliche Dörfchen Gargellen über das Sanct-Antoni-Joch in das schweizerische Antoniusthal mit seinen Hochseen, seinen Tropfsteinhöhlen und Mineralquellen hinüber. An der Thalmündung, wo der wasserreiche, der Ill fast ebenbürtige Suggedibach plötzlich hervorbricht, liegen die ärmlichen Hütten des Weilers Galganul. Wir wenden uns, den Wildbach und die Ill überschreitend, links und ersteigen die von einer alten Ueberschüttung des Zamangtobels gebildete Terrasse, auf der die weißen und braunen Holzhäuser von Sanct-Gallenkirch zerstreut um die Kirche mit dem unvermeidlichen Zwiebelthurme herumliegen. Die flachen Dächer sind, was weiter unten nicht der Fall ist, mit Steinen beschwert, wie die meisten in den Schweizeralpen, aber durch den Mangel der umlaufenden Galerien unterschieden. Zu unserer Rechten bricht, von den Abhängen der 8600 Fuß hohen Materaspitze herabkommend, der leuchtendweiße Vermühlbach in gewaltigem Doppelsturz, wie in jubelndem Befreiungssprung aus der engen düstern Felskluft hervor; ihm gegenüber braust zur Linken der Zamangbach von der senkrechten Felswand herab.

Wir kehren zu kurzer Rast in dem schmucken, wenn auch schachtelartigen Gastzimmer des trefflichen kleinen Wirthshauses Zum Adler ein. Gleich nach uns tritt ein stattlicher Priester herein mit Mantel, Pfeife und Hund, die, wie er sagt, alle gleich ihm selbst ihren festen Platz im Zimmer haben. Es ist der Frühmeßner von Sanct-Gallenkirch, ein Professor, früher Erzieher eines Grafen Isenburg-Birstein, welche Stelle er durch Bismarck's Einfluß, so berichtet der Adlerwirth, verloren haben soll! Als ultramontaner Fanatiker und Hitzkopf ein enfant terrible der Schwarzen, hält er es nirgends lange aus, wird Professor am Gymnasium zu Feldkirch, Redacteur des „Tiroler Volksblatt", erhält eine ehrenvolle Stellung in Gratz; aber so gern die Vorgesetzten seine Talente und seinen Eifer verwerthen möchten: er ist eine zu excentrische, rastlose und unbotmäßige Natur, um sich seiner auf die Länge mit Vortheil bedienen zu können. So mußte er schließlich, wol eine Art von Strafversetzung, als Kaplan in die abgelegene Gebirgseinsamkeit von Sanct-Gallenkirch wandern.

Schon oberhalb der Thalstufe der Fratten war im Hintergrunde der Landschaft die hohe Pyramide der Vallüla als herrlichster Augenpunkt erschienen. Je mehr wir uns ihr nähern, um so großartiger tritt sie hervor mit den zahlreichen, gleich züngelnden Flammen aus dem weißen Schneemantel hervortretenden Felszähnen, denen sie ihren zweiten Namen „Flammspitze" verdankt. Von Gallenkirch geht es wieder tief hinab, an zahlreichen Einzelhöfen vorüber zu den Weilern Gurtipol und Vand, von denen der erstere an der Mündung des engen finstern Verschavielsthales liegt. Immer häufiger werden die Wasserfälle, steiler und düsterer die Hänge; im Hintergrunde erscheinen die das Thal abschließenden Felswände. Schon von weitem winkt die schmucke neue Kirche von Gaschurn, das sich vier Stunden von Schruns an der freundlichsten Stelle des obern Thales an das nordwestlichste Gehänge lehnt. Gegenüber mündet das Garnerathal, das zwischen den Felsgipfeln des Matschurner Kopfes und Hochmaderers den Eisfeldern der Silvretta entgegenzieht. In der Richtung des Thalschlusses aber drängen sich die Berge nahe zusammen, um dann, zum letzten mal auseinanderweichend, den ärmlichen Hütten des obersten Dorfes

Digitized by Google

Pattenen Raum zu geben. Der Querriegel der Zaffern, einer schwarzen vielgezackten Felsmauer, schiebt sich vor, überragt von einer imposanten Kette, aus der links die Vallüla, rechts die Madriser Spitze hervorragen. Großartige und beschwerliche, für den geübten Gebirgswanderer in guter Jahreszeit ungefährliche Pässe führen von hier östlich nach Galthür in das tiroler Paznaun, südlich über die Gletscher und Schneefelder der Silvretta und des Piz-Buin nach Guarda im Unterengadin, südlich am Litzner Ferner vorüber nach Davos im Thale der Landquart.

In dem kleinen Gasthaus Zum Rößli, das mit seinen braunen Lärchenholzwänden und grünen Jalousien gar einladend aussieht, von der auch vielen Deutschen wohlbekannten Wirthin Victoria Keßler freundlich empfangen und wohl verpflegt, müssen wir gleich, von ihr geführt, das große Haus bewundern, das, im vorigen Jahrhundert von reichen Dorfbewohnern erbaut, jetzt von ihr für Fremde neu eingerichtet, den Stolz Gaschurns bildet. Sie hat die zahlreichen Schnitzwerke des alten Hauses, die zum Theil nicht ohne künstlerischen Werth sind, trefflich zu Verzierungen des neuen zu verwerthen gewußt. Jetzt ist es noch leer in den behaglich eingerichteten Räumen, aber bald werden nordische Zugvögel hier ihr gewohntes Sommerquartier aufschlagen. Dann lebt die treffliche Wirthin mit ihren Gästen und für dieselben in einer Weise, wie man das bei uns nicht kennt. Sie sorgt nicht nur für ihre Verpflegung, sondern auch für ihre Unterhaltung und leitet ihre Excursionen, selbst schwierige Gebirgspartien nicht scheuend. Auch Exminister Falk, dessen Photographie sie uns zeigt, hat einen Tag bei ihr gewohnt, und Professor Riefstahl aus Karlsruhe brachte von den vier Monaten, die er mit seiner Familie hier verweilte, sechs Wochen als Einsiedler hoch oben in einer Sennhütte der Keßler'schen Maiensäße im Garnerathale zu, um dort zu malen.

Die größte Merkwürdigkeit Gaschurns, die Kanzel der alten Kirche, welche in kunstvoller Schnitzarbeit den Kopf eines Walfisches darstellte, aus dessen offenem Rachen der Prediger sprach, hat der Unverstand des baumeisternden Pfarrers nicht nur entfernt, sondern mit anderm Schnitzwerk schmählich verbrannt. Die neue Kirche, übrigens ganz geschmackvoll in einfach romanischem Stil erbaut, ist weit über die Grenzen des Montavons hinaus bekannt durch ihren trefflichen, künstlerisch ausgebildeten Chor, geleitet von dem Frühmeßner Battlog, der, ein ebenso tüchtiger Musiker wie rüstiger Bergsteiger, unter seinen Pfarrkindern eine ausgezeichnete Gesangschule gegründet hat.

Es wurde uns schwer, von dem herrlichen Plätzchen unter der kleinen Veranda des Rößli zu scheiden, aber die Sonne sank und eine drohende Wetterwolke stieg am westlichen Himmel empor. In der That waren wir kaum wieder in unserer Taube angelangt, als ein heftiges Gewitter losbrach, dessen Donnerschläge in unaufhörlichem Echo von Berg zu Berg widerhallten. Am folgenden Morgen hatte der Himmel wieder sein einförmig graues Alltagsgewand angelegt; ein kühler Nordwest, mit Regenschauern vermischt, zog das Thal herauf. Dennoch unternahm ich noch einen Ausflug thalabwärts, hoch an den steilen Hängen des Bartholomäusberges hinankletternd, von wo sich trotz der wolkenverhangenen Gipfel stets neue herrliche Landschaftsbilder entfalteten, und stieg bei dem Dorfe Sanct-Anton wieder ins Hauptthal hinab, um im Oesterreichischen Reichsadler den berühmten weißen

Digitized by Google

Tiroler der Wirthin zu kosten. Wie so oft, war auch hier der Ortsgeistliche der einzige Gast, der außer mir auf den einfachen Holzbänken der reinlichen Wirthsstube saß. Er erzählte mir viel von den Verhältnissen seines Standes in Oesterreich und zumal in Tirol und Vorarlberg, von denen er ein wenig erfreuliches Bild entwarf. Die Zahl der Theologie Studirenden sei in steter Abnahme begriffen, weil jede andere Carrière bessere Aussichten eröffne als die geistliche. Allein in der Diöcese Brixen seien 176 Stellen vacant. Das Minimalgehalt für den Kaplan betrage 210, für den Pfarrer 315 Fl.; die beste Stelle in ganz Vorarlberg sei mit 1000 Fl. dotirt. Der Staat habe die Absicht gehabt, sie aufzubessern, aber die Bischöfe wollten nicht; der vorige Bischof von Brixen habe es laut ausgesprochen: „Ich will einen armen Klerus!" Man wisse, warum. Wenn er etwas vom Bischof erlangen wolle, müsse er vor ihm kriechen und könne doch Jahr und Tag auf Bescheid warten. Der niedere Klerus sei ganz in der Hand des höhern; von Freiheit des Handelns sei bei ihm so wenig in politischen wie in kirchlichen Dingen die Rede. Viele Jahre lang würden die jungen Geistlichen nur auf Widerruf angestellt und müßten sogar für diese provisorische Anstellung eine sehr hohe Gebührentaxe bezahlen. Daß bei diesen Umständen unter den wenigen denkenden Männern von selbständiger Gesinnung, die sich diesem Berufe noch widmeten, eine Erbitterung herrsche, sei so natürlich, wie daß die Zahl der willenlosen Werkzeuge der Hierarchie, die allein Aussicht auf Berücksichtigung und Beförderung hätten, immer größer werde.

Digitized by Google

Ludmilla Assing.

Ein literarischer Essay.

Die Schriftstellerin, welche vor kurzem (am 25. März 1880) in dem Irrenhause San-Bonifazio in der Arnostadt gestorben ist, hat zahlreiche Anfeindungen erfahren wie wenige, und ist von den Zeitgenossen zum Theil mit bitterm Haß verfolgt worden, so hoch auch ihre geistige Begabung von zwei Nationen, den Deutschen und den Italienern, geschätzt werden mochte. Diese Anfeindungen, die sich besonders an ihre berliner Preßprocesse und eine kurze Lebensepisode, die Ehe mit dem Versaglieroffizier Grimelli, knüpften, werden allmählich verstummen, während die Bedeutung der interessanten Veröffentlichungen der Herausgeberin der Schriften Varnhagen's und des Fürsten Pückler und der talentvollen Biographin zunehmende Anerkennung finden wird. Der literarische Triebsand der jüngsten Epoche hat so viele Statuen hervorragender Männer mehr oder weniger verschüttet, daß sie dem Antheil der Gegenwart allzu sehr entzogen sind. Die Zukunft wird sie wieder aus dem Schutt hervorziehen und mit dem erneuerten Cultus wird auch das Andenken einer Schriftstellerin sich erneuern, welche der Verherrlichung des geistig Bedeutenden ihr Leben gewidmet hat.

Ludmilla Assing war in Hamburg am 22. Febr. 1821 geboren. Ihr Vater war der geistreiche Arzt Dr. D. A. Assing, der aus Königsberg stammte und sich in Hamburg niederließ, als er ein Herzensbündniß mit Rosa Maria Varnhagen von Ense geschlossen hatte. Diese, aus Düsseldorf stammend, die Tochter eines pfalzbairischen Geh. Medicinalrathes, hatte schon von früher Jugend an dichterisches Talent und lebhafte Theilnahme für die geistigen Bestrebungen der Zeit bekundet; sie stand in brieflichem Verkehr mit Chamisso, Justinus Kerner und andern Freunden ihres Bruders, die sich damals gemeinsam unter der Fahne des berliner Musenalmanachs versammelt hatten. Ihren „Poetischen Nachlaß" (1841) gab der eigene Gatte heraus.

Das älterliche Haus war ein Mittelpunkt des geselligen und geistigen Lebens in Hamburg, sodaß die junge Ludmilla von Haus aus in Kreise trat, welche sich an dem poetischen Schaffen und an der Gedankenarbeit der Zeit betheiligten. Sie selbst hatte die Absicht, ihren Aeltern durch Herausgabe brieflicher Schätze, die sich noch in ihren Händen befanden, ein Denkmal der Pietät zu setzen; sie sprach diese Absicht noch im Herbst des Jahres 1878 in Florenz gegen den Verfasser dieser

Digitized by Google

Zeilen aus. Und wenn das Werk, welches interessante Beiträge zur Charakteristik einzelner Dichter, besonders eines Chamisso und Kerner, zu geben verspricht, noch nicht einen Verleger gefunden hat, so findet es sich jedenfalls druckfertig und mit den geistvollen Einleitungen der Herausgeberin versehen in ihrem literarischen Nachlaß.

Im Jahre 1842 starb ihr Vater. Varnhagen von Ense, der schon ein Jahrzehnt früher seine Gattin Rahel verloren hatte, nahm seine Nichte zu sich nach Berlin, wo sie dem gesellschaftlichen Salon mit Esprit und Gewandtheit als die junge Dame vom Hause präsidirte. Der Salon der Romantiker war zwar damals in Berlin nicht mehr en vogue; obschon Ludwig Tieck noch immer einen Kreis von Verehrern und Bewunderern um sich versammelte und durch die Gunst des Königs Friedrich Wilhelm IV. auch wieder „Mode" geworden war. Der Salon Varnhagen's war anderer Art; in ihm erweckten die literarischen und politischen Interessen den gleichen Antheil; die modernen Tendenzen hatten darin das Uebergewicht. Es lag dies im Geiste der vormärzlichen Epoche: die politische Debatte, im Sinne des Liberalismus geführt, nahm einen breiten Raum ein. Hier sah Ludmilla den Nestor der Naturforscher Alexander von Humboldt, der in aller Stille zur politischen Fronde gehörte; hier den genialen Fürsten Pückler, den vielgefeierten Semilasso, den todten Ritter, dem der Verfasser der „Lieder eines Lebendigen" erst vor kurzem den Fehdehandschuh hingeworfen hatte; hier, neben diesen Großmächten der Wissenschaft und der Gesellschaft, die jüngern strebenden Talente, die Jungdeutschen Gutzkow, Mundt, Laube. Hier verkehrten interessante Frauen, wie die Gräfin Ahlefeldt; hier entwarf Alexander von Sternberg, der fashionable Novellist, seine Crayonskizzen und zeichnete während des Gesprächs die wohlgetroffenen Umrisse bedeutender Köpfe, welche Varnhagen gleichzeitig mit seiner Silhouettenschere ausschnitt; hier versammelten sich auch die jungen politischen Dichter wie überhaupt die Politiker der Linken; hier zeigten sich stets alle Durchreisenden von Ruf und Bedeutung.

Dieser Salon entsprach durchaus dem bureaux d'esprit der französischen Schön- und Freigeister vor der Revolution; jene in äußerer Hinsicht so bescheidenen Nachmittags- und Abendgesellschaften sind längst von den lärmenden routs verdrängt worden, in denen, ohne Rücksicht auf geistige Bedeutung, alles zusammengedrängt wird und beliebige diplomatische und Finanzgrößen mit ihren Titeln, Sternen oder jenen verborgenen Metalladern leuchten, welche der Siderismus unserer materiellen Gesellschaft stets herauswittert. Auch nach dieser Seite hin befinden wir uns in einer Epoche der Verflachung, in welcher die Gesellschaften nur dazu dienen, eine Reclame für den Wirth zu machen und die Helden des Erfolgs das große Wort führen, des Erfolgs, dieses gewissenlosesten von allen Reclamemachern. In jenen Salons waren Altäre errichtet für das stillwirkende Schöne; da wehte noch ein Hauch der Begeisterung; da erkannte man noch die geistige Bedeutung an und betete nicht den Erfolg des Nichtigen an, jene Null, die von hunderttausend Nullen zusammengeblasen wird.

Als Vertreterin dieser geistig hochstehenden berliner Salons hatte sich Ludmilla Assing alle Vorzüge derselben angeeignet: die lebendige Empfänglichkeit für das

Digitized by Google

Schöne von dauerndem Werth, wie sie der Goethe-Cultus Varnhagen's und der Rahel in ihrer Kreisen verbreitete, aber auch für das Schöne, das junge Talente darboten im modernen Geist, den Sinn für das geistige Schlagwort, welches sich durch die weittragende Bedeutung von dem Kalauer der jüngsten Epoche unterschied, die Gewöhnung an lebhafte Debatte, welche eine politische, literarische, ästhetische Frage in die vielseitigste Beleuchtung rückte, vor allem aber das Interesse für die einzelne Persönlichkeit als solche, ihre gleichsam mit der geistigen Silhouettenschere auszuschneidenden Charakterzüge, für die bedeutende originelle Eigenart: ein Sinn, der heutigentags bei dem überwiegenden „Dutzendmenschenthum" mehr und mehr verloren gegangen ist. Wo die Geltung entweder eine schablonenhafte ist oder nur auf gewissen äußern Vorzügen beruht: da kann ja von einer liebevollen Vertiefung in das Wesen der einzelnen Persönlichkeit und ihre Geschichte nicht die Rede sein. Die Kunst des Biographen ist aber abhängig von der Gabe des Porträtmalers einerseits, die prägnanten Züge einer Gestalt aufzufassen, andererseits von dem echt historischen Sinn, welcher das Wachsthum derselben aus ihren Bedingungen heraus zu begreifen weiß. Hierin war Varnhagen Meister: daher die Plastik seiner biographischen Gestalten, daher der künstlerische Werth seiner Lebensbeschreibungen. Und wieder war Ludmilla Assing seine gelehrige Schülerin: nur daß sie nicht so ganz glatte Marmorbilder meißelte, sondern eine etwas rauhere und schärfere Tönung ihren biographischen Bildwerken gab.

Im Jahre 1857 erschien ihre erste Lebensbeschreibung: „Gräfin Elise von Ahlefeldt, die Gattin von Lützow's, die Freundin Karl Immermann's." Gräfin Ahlefeldt hatte in Berlin ihren eigenen Salon, den ein Hauch der feinsten ästhetischen Bildung durchwehte. Ihre milde, vornehme Persönlichkeit mit jenem stillen Leidenszug, den viele getäuschte Hoffnungen ihr in die sanften Züge gegraben, hatte etwas überaus Gewinnendes: ebenso ihr Antheil an jeder künstlerischen Leistung. Bald wurde Goethe und Shakspeare in ihren kleinen Abendcirkeln gelesen; auch namhafte Vorleser, wie Emil Palleske, erfreuten den kleinen Kreis. Bald lasen jüngere Dichter ihre Werke vor und sie zeigte stets den gleichen seltenen Respect vor dem Talent und eine solche Unbefangenheit der Auffassung, daß sie dasselbe warm anerkannte und würdigte, selbst wenn Stoff oder Richtung ihr fremd und feindlich waren. Ihr Leben hatte sie vielfach mit berühmten Männern zusammengeführt: sie war im Jahre 1813 die Muse gewesen, welche das Lützow'sche Freicorps begeistert hatte, eine Freiwerberin für den großen Nationalkrieg; sie hatte dem Major von Lützow selbst ihre Hand gereicht, der im Frieden ein etwas rauher Soldat, für ihre geistigen Interessen wenig Sinn hatte. Dann nach der Scheidung wurde der nicht minder schroffe, aber geistig tiefe Immermann bedeutsam für ihr Leben; doch ihrem schönen höchst anregenden Zusammenleben vermochte sie nicht die Dauer zu sichern: Immermann wählte sich eine jüngere Gattin. Gewiß ein Lebensroman, der vielfach spannende Wendungen bietet und auch nicht unergiebig ist für psychologische Studien; denn er bewegte sich zum Theil durch problematische Verhältnisse, und über die Motive, welche die letzte Katastrophe herbeiführten, schwebt ein ungelichtetes Dunkel. Ludmilla Assing bewährte nicht nur die Eleganz lebendiger Darstellung in der Biographie, sondern auch eine große Scharf- und

Digitized by Google

Feinsinnigkeit, obgleich von den ausgesprochensten Sympathien beherrscht, sodaß die objective Darstellung oft sich in eine warme Vertheidigung verwandelt.

Die zweite Biographie: „Sophia von Laroche, die Freundin Wieland's" (Berlin 1859), war ruhiger und objectiver in ihrer Haltung. Es war kein Zufall, daß Ludmilla Assing sich gerade die Dichterfreundinnen mit Vorliebe als Heldinnen ihrer Biographien wählte. Obgleich keine Anempfinderin, war sie doch selbst gewöhnt, sich an das Talent und die geistige Bedeutung mit warmer Hingabe anzulehnen; sie hatte in sich eine verwandte Ader mit den Frauen, deren Leben sie darstellte.

Im Jahre 1858 starb Varnhagen von Ense, mitten in der Reactionsepoche, die auf seine patriotische und liberale Gesinnung gleicherweise einen schweren Druck ausübte; denn die Zeit, welche auf die olmützer Verhandlungen folgte, hatte keinen einzigen erhebenden Zug. Varnhagen hatte Ludmilla zur Erbin seines literarischen Nachlasses gemacht: es war dies eine Erbschaft, die geradezu als unerschöpflich bezeichnet werden konnte und die auch heute nur zur Hälfte der Oeffentlichkeit übergeben worden ist. Varnhagen wurde als Biograph zu den modernen Classikern der Nation gerechnet, der die Goethe'sche Kunst der Darstellung geerbt hatte und in seinen Lebensbeschreibungen zur Anwendung brachte; doch was er dem Druck übergeben, das war nur ein spärlicher Ausschnitt aus dem Kreise, den er in stiller geistiger Thätigkeit beherrschte. Frankreich besitzt ein „Dictionnaire des contemporains" von Vapereau; Varnhagen war der schweigende Vapereau Deutschlands, der biographische Encyklopädist, der jede auftauchende Persönlichkeit in Kunst, Wissenschaft und öffentlichem Leben in seine privaten Annalen eintrug, ihrem Stammbaum nachforschte, ihr Porträt lieferte, ihr das Horoskop stellte. Alle waren sie eingetragen in seine Hausacten wie in der Santa-Casa heiliges Register. Das war die eine Seite seiner Thätigkeit; die andere, die damit zusammenhing, war die Chronik des Tages, die gewissenhafte tägliche Aufzeichnung der Erlebnisse, Gespräche und Ereignisse; die dritte aber war die Sammlung der Briefe jener Männer, die bereits Rahel porträtirt, sowie aller namhaften Persönlichkeiten, mit denen er selbst in Berührung kam. Kein französischer Memoirenschreiber konnte sich in diesem Sammeleifer mit Varnhagen vergleichen. Alle seine Notizen waren auf das genaueste alphabetisch geordnet, auf das sauberste geschrieben mit der feinen correcten Handschrift, die den Sammler auszeichnete: doch der Sammler bewährte sich stets zugleich als Autor; denn er heftete jedem seiner kleinen Personalfascikel einen kritischen Geleitbrief vor, der mit sichern Umrissen ein geistiges Signalement der Persönlichkeit hinstellte. Und hier zeigte sich bereits ein auffallender Widerspruch zwischen den Memoiren und Biographien, welche Varnhagen's Ruf begründet hatten, und zwischen diesem biographischen Geheimcultus in seinen Schrankfächern. Jene waren marmorglatt in der Form, kühl und vorsichtig im Urtheil, objectiv in der ganzen Fassung; diese kritischen Notizen dagegen zeigten eine schonungslose Schärfe der Beurtheilung, ja sie scheuten vor Invectiven nicht zurück, wo die Schlechtigkeit und Niedrigkeit der Charaktere dazu herauszufordern schien.

Trotz aller reichhaltigen Veröffentlichungen erweist sich Varnhagen's Nachlaß

Digitized by Google

unerschöpflich wie das Oelkrüglein der Witwe: und in den Riesenschränken der Villa der Via Luigi Alamanni standen noch ungehoben die reichsten literarischen Schätze Varnhagen's, obschon die wachsende Indifferenz der Gegenwart, gegenüber derartigen Traditionen einer bereits vergangenen Epoche, ihren Werth herabdrückt. In ihrem Testament hat Ludmilla Assing diese reichen Sammlungen sowie den noch ungedruckten Nachlaß des Fürsten Pückler-Muskau der königlichen Bibliothek in Berlin vermacht, unter der Bedingung, daß sie als Varnhagen-Sammlung vereinigt und dem öffentlichen Gebrauch überlassen bleiben. Im Fall der Nichtannahme seitens der berliner Bibliothek soll die Sammlung unter gleichen Bedingungen der züricher Bibliothek überwiesen werden.

Die Veröffentlichung des Varnhagen'schen Nachlasses hatte Ludmilla Assing als eine testamentarisch ihr zugewiesene Pflicht übernommen: sie unterzog sich derselben mit einer Pietät, welche den Willen des Verstorbenen bedingungslos erfüllte. Doch sollte sie bald den obenerwähnten Unterschied zwischen dem Ton und Stil der frühern Varnhagen'schen Schriften und demjenigen, der in seinem Nachlaß herrschte, empfinden. Das erste Werk, welches sie der Oeffentlichkeit übergab, waren die „Briefe Alexander's von Humboldt an Varnhagen von Ense aus den Jahren 1827—38" (Leipzig 1860): sie erregten solches Aufsehen, daß im Laufe eines Jahres fünf Auflagen erschienen. Dies Aufsehen war vollkommen begründet; denn diese Lucianischen Todtengespräche athmeten den Geist, der zwei so hervorragenden Männern der Wissenschaft und Literatur eigen sein mußte; aber er sprach sich hier mit einer Rücksichtslosigkeit aus, welche auch in der Form Lucianische Schärfe nicht verschmähte. Hier schwiegen die Rücksichten, welche die sociale Stellung beiden Männern auferlegte: der Ordensstern und Kammerherrnschlüssel Humboldt's waren in den Schub gelegt; Varnhagen selbst knöpfte seinen Rock und seinen Stil auf; beide zeigten ihre feine Beobachtungsgabe, ihr unerbittlich scharfes Urtheil. Jeder Verdacht einer Gewissenlosigkeit Varnhagen's bei den Aufzeichnungen oder der Herausgeberin bei der Veröffentlichung ist vollkommen ausgeschlossen. Diejenigen, welche das Bild der geistigen Heroen durch diese Mittheilungen getrübt sehen, mögen immerhin in Schätzung derselben einige Stufen herabgehen: es läßt sich darin einmal nichts ändern; die innerste Meinung des großen Naturforschers und des berühmten Biographen spricht sich in diesen indiscreten Plaudereien aus: sie enthalten die schärfste Verurtheilung des damaligen Regierungssystems. In einer Epoche nationalen Aufschwungs wie diejenige seit 1870 ist man sich der herabdrückenden Wirkungen jener Reactionszeit zu sehr bewußt, um es nicht begreiflich zu finden, wie hervorragende Geister, von Ingrimm über die Rückstauung der deutschnationalen Bewegung, über die Demüthigung Preußens, über die geistige Ohnmacht seiner Staatsmänner und die kleinliche Reactionspolitik im Innern erfüllt, dieser Stimmung im ungestörten Gedankenaustausch einen prägnanten, einschneidenden Ausdruck gaben. Niemand wird heute behaupten wollen, daß sich Humboldt und Varnhagen bei ihren frondirenden Unterhaltungen von der Linie entfernt haben, welche die Entwickelung der deutschen Geschichte im ganzen und großen jetzt siegreich eingeschlagen hat.

Während sich schon nach der Herausgabe dieser Briefe und Gespräche heftige

Digitized by Google

Anklagen gegen die Herausgeberin selbst erhoben, sollte der Rückschlag, der ihre zweite Veröffentlichung auf ihr eigenes Schicksal hatte, noch empfindlicher sein. Die „Tagebücher von K. A. Varnhagen von Ense", von denen zunächst 6 Bände erschienen (Leipzig 1860), eine Zahl, die sich später bis auf 13 Bände vermehrte, gaben Anlaß zu doppelter gerichtlicher Klage gegen Ludmilla Assing wegen verschiedener darin enthaltener Angriffe auf hochgestellte Persönlichkeiten: in der That wurde sie im Jahre 1863 zu achtmonatlicher, im Jahre 1864 abermals wegen des fünften und sechsten Bandes zu zweijähriger Gefängnißstrafe verurtheilt. Die gerichtliche Entscheidung schien auf das Urtheil der öffentlichen Meinung gleichsam das Siegel zu drücken. Die Ueberraschung, in Varnhagen auf einmal nicht blos einen grollenden Frondeur, sondern auch einen rücksichtslos scharfen Kopf von fast demagogischen Alluren zu sehen, war allgemein, und man machte für diese Demaskirung in erster Linie die Herausgeberin verantwortlich; man vergaß dabei einerseits, daß diese nur als Executorin des literarischen Testaments gehandelt hatte, andererseits, daß Varnhagen selbst zu solcher extremen Stimmung und Stellung nur durch den ebenso extremen Gang der reactionären preußischen Politik gedrängt worden war, der seinen ganzen Neigungen und Ueberzeugungen widerspach.

Die „Tagebücher" bleiben immerhin für den Culturhistoriker der Zukunft von großer Wichtigkeit: er wird abziehen müssen, was als momentane Aufzeichnung dem flüchtigen Tagesklatsch, der irrigen Meinung angehörte und nicht immer revidirt wurde, auch nach erkanntem Irrthum. Varnhagen selbst sagt hierüber: „In Tagebüchern kann nicht der Inhalt in seiner Wirklichkeit verbürgt werden, sondern nur die augenblickliche Gestalt desselben." Ferner, was den Sympathien und Antipathien des Verfassers auf Rechnung zu setzen ist oder der einseitigen Beleuchtung, die damals auf hervorragende Männer fiel, oder der gesteigerten Nervosität einer Parteistellung, die sich nicht öffentlich bethätigen durfte: es bleibt immerhin ein großer Rest der interessantesten Notizen, Porträtskizzen, Charakterumrisse, politischer und literarischer Urtheile, und kein Historiker der Epoche wird dies umfassende Skizzenalbum unberücksichtigt lassen dürfen. Die Doppelnatur Varnhagen's hat sich nirgends so scharf ausgeprägt wie in diesen „Tagebüchern": auf der einen Seite Goethe'sche Vornehmheit des Denkens und Stils, eine Reihe der sinnigsten Reflexionen in classischer Fassung, eine Zahl marmorner Reliefs, wie sie die Bildersäle seiner mit Recht gepriesenen Biographien schmücken; auf der andern Seite die einschneidendste Satire, Ausflüsse des bittersten Grolls, der vor den schärfsten Bezeichnungen nicht zurückschreckt, keck hingeworfene Porträts, die an die Caricatur grenzen, allerlei epigrammatische Stacheln oft giftigster Art. Das Bild des Schriftstellers Varnhagen wird dadurch in eine neue Beleuchtung gerückt: der Nachlaß bringt das Satyrspiel zu der classischen Dramatik seiner biographischen Leistungen; es zeigt uns den Meister objectiver Darstellung in den freiesten subjectiven Meinungsäußerungen und Sprüngen der Laune und des Witzes, als einen Matador des journalistischen Esprit. Seine Urtheile über die Literaturzustände, die einzelnen Dichter und Historiker sind meist ausgezeichnet.

Digitized by Google

Schon vor ihrer Verurtheilung hatte sich Ludmilla Assing nach Italien begeben, wo sie den Folgen derselben entging, bis auch sie der Begünstigungen der Amnestie theilhaft wurde und wenigstens zeit- und besuchsweise nach Deutschland zurückkehrte. In Florenz nahm sie ihren festen Wohnort, kaufte in der Via Luigi Alamanni, in der Nähe des Nordbahnhofes, eine von einem schönen Garten umgebene Villa, wo die selbstgepflanzten südlichen Bäume, in raschem Wuchs sich entfaltend, ihr anmuthige Arbeitsplätze gewährten. Und in der That rastete sie nicht in ihrer Arbeit, in der Veröffentlichung des Varnhagen'schen Nachlasses. Die „Blätter aus der preußischen Geschichte" (5 Bde., 1868—69) entwerfen ein Bild des Jahrzehnts von 1819—30, einer der ödesten und todtesten Epochen der preußischen Geschichte, die weder durch militärische noch durch politische Großthaten ausgezeichnet ist. Um so interessanter ist es, aus diesen Aufzeichnungen zu erfahren, wie der Kampf der Geister trotz dieser äußerlichen Stagnation ein nicht minder lebhafter war, als er in den bewegtern Epochen der Geschichte zu sein pflegt. Mit Recht hebt Ludmilla Assing in der Einleitung hervor, daß, was über die preußischen Verhältnisse, über Metternich, über den Kaiser Nikolaus von Rußland, über den Kurfürsten von Hessen mitgetheilt wird, bisher noch nirgends gedruckt ist. Mehr ein Beitrag zur Literaturgeschichte sind die „Biographischen Porträts" (1871). In der Einleitung sagt die Herausgeberin über diese Sammlung mit bezeichnender Kürze: „Der Kreis der eigenthümlichen und anziehenden Persönlichkeiten, der sich um Varnhagen und Rahel bildete, hat mannichfach das Interesse und den Antheil der Nachlebenden erweckt. Varnhagen, der sociale Bilder seiner Zeitgenossen mit berühmter Treue zeichnete, hat auch in dem hier dargebotenen Bande, wie früher in der «Galerie von Bildnissen», in wenigen Musterzügen eine Reihe von Charakteristiken geliefert, die von psychologischer, literarischer und gesellschaftlicher Wichtigkeit sind. Koreff, Varnhagen's Jugendgenosse, der berühmte Arzt und Magnetiseur und Vertraute des Staatskanzlers Hardenberg, in welchem Abenteuerlichkeit und Gelehrsamkeit, Schatten und Licht sich seltsam mischten; Clemens Brentano, der genial verrückte Bruder Bettina's mit seinen verzerrten Streichen und Ungeheuerlichkeiten; Karoline von Fouqué, die Schriftstellerin, die schöne Frau voll bedenklicher, sich kreuzender Kraft- und Schwächeäußerungen; Graf Kleist von Lost, der über alles spottende Vornehme; die freimüthige, leidenschaftliche, unglücklichen Geschicklosen hingegebenen Gräfin Josephine von Pachta: sie alle treten hier lebendig vor den Leser hin." Auch den „Briefen von Chamisso, Gneisenau, Haugwitz, W. von Humboldt, Prinz Louis Ferdinand, Rahel u. s. f." (2 Bde., Leipzig 1867) hatte Ludmilla Assing eine Einleitung vorausgeschickt, die den Inhalt derselben mit gewohnter Prägnanz zusammenfaßt: „Wilhelm von Humboldt, dessen innerstes Wesen noch immer nicht nach allen Seiten hin von dem größern Publikum gekannt worden, tritt hier zum ersten mal als Jüngling in zärtlichen Freundschaftsbriefen an die schöne Henriette Herz vor den Leserkreis. Der edle und liebenswürdige Dichter Adelbert von Chamisso zeigt sich in inniger Beziehung zu einer anziehenden Französin. Prinz Louis Ferdinand, der preußische Held, von dem Varnhagen schon früher ein unvergängliches Charakterbild lieferte, und seine eigenthümliche Geliebte Pauline Wiesel, die durch

Digitized by Google

Büchner's dankenswerthe Veröffentlichung doch nur unvollständig dargestellt ist, erscheinen von gegenseitiger flammender Leidenschaft ergriffen, in ihrer merkwürdigen Besonderheit. Während Stägemann in seinen erbitterten Greisesbriefen an seinen Freund Cremer sich in die mit der Julirevolution anbrechende neue Zeit mit ihren Freiheitsbestrebungen nicht recht zu finden weiß und sogar für die edle Erhebung der unglücklichen Polen nur Spott und Abneigung hat, erklärt sich der Dichter Ludwig Tieck in einem Reisebriefe aus dem Jahre 1793, der eine anmuthige Anschauung von Franken gibt, zugleich für die Republik und die französische Freiheit, für die er sterben möchte. Die Freunde Rahel's begegnen mehrern neuen Briefen der seltenen Frau, in denen sich ihr Geist und Gemüth kundgeben. Briefe des Staatsministers von Beyme, des Generals Gneisenau, des Grafen von Saint-Germain, Friedrich Rückert's und noch vieler anderer interessanter Persönlichkeiten schließen sich an."

Eine der für die Literaturgeschichte wichtigsten Veröffentlichungen ist die Sammlung der „Briefe von Stägemann, Metternich, Heine und Bettina" (Leipzig 1865). Gerade diesen Briefen gegenüber trifft die geistvolle Bemerkung der Herausgeberin zu: „Briefe sind wie geöffnete Fenster, durch welche man in die Seele ihrer Verfasser blickt, und so ehrlich sind Briefe ihrer Natur nach, daß, selbst wenn die Schreiber nicht die ganze Wahrheit aussprechen oder wol gar diese verschleiern wollen, dem psychologischen Forscher sich doch aus solchen Zeugnissen die volle Charakteristik siegreich enthüllt." Namentlich sind die Heine'schen Briefe von großer Offenherzigkeit und spiegeln das Bild des Dichters schärfer wider als seine ganze übrige Correspondenz. Der Grundton ist eine düstere hamletartige Stimmung: im übrigen enthält er viele „Lumpigkeiten" und nur, wie Heine es selbst nennt, Unarten, mit seiner witzsprühenden Blasirtheit, seinen kleinen Kniffen und großen Gedanken. Auch Bettina, die Hohepriesterin der Humanität, von Varnhagen scharf und glänzend charakterisirt, ist mit 71 Briefen vertreten. Das „Kind" mit seiner Schwebereligion verleugnet sich in keinem derselben; eine überwuchernde Phantasie bildet eine wahre Wildniß von ineinandergewachsenen Bildern, aus denen man die Gedanken oft mit Mühe losschält.

Daß der Rahel-Cultus in dem Varnhagen'schen Nachlaß eine wichtige Rolle spielen würde, war vorauszusehen: Rahel war ja keine Schriftstellerin von Fach, sie war nur gleichsam eine Brief- und Tagebuchheilige. In jeder neuen Briefsammlung ist daher nicht blos eine Illustration ihrer eigenen Persönlichkeit, sondern ein Stück ihres eigenen Selbst enthalten. Sie hatte etwas Hohenpriesterliches in ihren genialen Selbstoffenbarungen. Ludmilla hat den Rahel-Cultus treulich gepflegt: schon in dem „Briefwechsel zwischen Varnhagen von Ense und Oelsner" (3 Bde., Stuttgart 1865) spielte Rahel eine bedeutende Rolle, obschon der Briefwechsel zwischen den beiden Diplomaten sich hauptsächlich um die politischen Fragen des 2. und 3. Jahrzehnts unsers Jahrhunderts drehte. Auch enthielt diese Sammlung mehrere Rahel'sche Briefe. Dann aber gab Ludmilla Assing heraus: „Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel" (6 Bde., Leipzig 1874—75); „Briefwechsel zwischen Rahel und David Veit" (2 Thle., Leipzig 1861); „Aus Rahel's Herzensleben, Briefe und Tagebuchblätter" (Leipzig 1877). Die Briefe

Digitized by Google

Varnhagen's und der Rahel sind zum Theil leidenschaftliche Liebesbriefe, zum Theil enthalten sie die interessantesten Mittheilungen aus dem Leben der Zeit; die Bewunderung Goethe's namentlich findet oft einen hinreißenden Ausdruck. Die letzte Sammlung macht uns dagegen mit verschiedenen Stadien in der Herzensentwickelung Rahel's bekannt, deren Liebesbedürftigkeit sie zu mehrfachen Neigungen entflammte, welche resultalos verliefen.

Im Jahre 1871 war Fürst Pückler-Muskau gestorben; er gehörte zu Varnhagen's Freunden, zu den häufigern Besuchern seines Salons, wo er auch Ludmilla Assing kennen gelernt hat. Der Eifer und die Tapferkeit, womit sie Varnhagen's letzten Willen erfüllt hatte, ihre unermüdliche Ausdauer in immer neuen Veröffentlichungen hatte auch in ihm den Wunsch rege gemacht, seinen literarischen Nachlaß durch sie veröffentlicht zu sehen, und so hatte er ihr Manuscripte vermacht, die gegen 30 Druckbände umfassen würden. Semilasso's Nachlaß unterschied sich wesentlich von demjenigen Varnhagen's, der in seiner Schatzkammer gleichsam die Deposita anderer hochbegabter Geister besaß. Der Fürst aber trat selbst mit seinem eigenen Wesen in erste Reihe; sein aberteuerliches, genial-prickelndes Naturell, sein weltweiter Horizont, sein glänzender Kosmopolitismus, die Ungenirtheit seines Denkens und Empfindens drängten seine Beziehungen zu andern hervorragenden Männern etwas in den Hintergrund; doch vieles, was er gab und mittheilte, war von der Zeit überholt, und nicht alle Reliquien aus seinem Schrein konnten auf die andächtige Stimmung des Publikums rechnen. Ludmilla Assing gelang es, bei mehrern Verlegern neun Bände des Pückler'schen Nachlasses erscheinen zu lassen (Hamburg und Berlin 1875—77); auch war das Vermächtniß der Anlaß zu einer selbständigen Bethätigung ihres schriftstellerischen Talents, das sich bei allen übrigen Veröffentlichungen auf Einleitungen, Randglossen, Erklärungen beschränken mußte. Ihre Biographie des Fürsten „Ludwig Hermann Fürst von Pückler-Muskau" (Hamburg 1872) zeigte ihre anziehende Darstellungsgabe sowie ihre Wahrheitsliebe, indem sie das Bild des Fürsten unverschleiert zur Schau stellte, ganz so, wie seine Züge sich aus den reichhaltigen Quellen herausbildeten. Die Schattenseiten, besonders in Bezug auf Liebe und Ehe — man braucht nur an die Episode mit der Abessinierin und die Scheidung der Ehe mit der Gräfin Hardenberg zu denken, die ihn in den Stand setzen sollte, eine Geldheirath zu schließen — traten scharf genug hervor; auch kann man bezweifeln, ob Fürst Pückler durch den ausdrücklichen Wunsch der Veröffentlichung seines Nachlasses seinem Andenken einen besondern Dienst geleistet hat; jedenfalls hat die Herausgeberin sich alle Mühe gegeben, diesen Wunsch nach Kräften zu erfüllen.

Durch ihren längern Aufenthalt in Florenz wurde Ludmilla Assing allmählich heimisch in den italienischen Schriftstellerkreisen; mit der ihr eigenen Begeisterung gab sie sich den nationalen Einheits- und Freiheitsbestrebungen der neuen Giovine Italia hin. Dem frühverstorbenen Dichter Pietro Cirone setzte sie ein literarisches Denkmal, dann gab sie eine Uebersetzung von Giuseppe Mazzini's Schriften (2 Bde., Hamburg 1867) heraus: für den italienischen Agitator, für seinen Feuer-

Digitized by Google

geist hegte sie eine uneingeschränkte Bewunderung. Indeß erscheint Mazzini in diesen Schriften weit maßvoller, als sein Ruf ist; in diesen Manifesten, Bruchstücken, Gedankensammlungen zeigt sich ein vielseitig gebildeter Geist; auch mit deutscher Literatur war Mazzini wohlvertraut und erkannte überall das Genie neidlos an.

So mit der italienischen Gesellschaft verkehrend, mit der Literatur und Politik Italiens wohlvertraut, eng befreundet mit vielen ihrer geistreichsten Vertreter durfte Ludmilla Assing für den Wechselverkehr zwischen Deutschland und Italien eine internationale Bedeutung in Anspruch nehmen. Die testamentarische Stiftung einer florentinischen Volksschule mit obligatorischem Unterricht im Deutschen ist ein dauerndes Zeugniß solcher Tendenzen. In ihrer Villa, die sie ihren mazzinistischen Freunden vermacht hat, trafen sich die deutschen Reisenden von Ruf und die italienischen Schriftsteller. Schöne Gastlichkeit war ihr eigen; die Erinnerungen an Varnhagen lebten in Florenz fort. Ihre kurze Ehe mit dem jungen Bersagliere-offizier Grimelli war eine unglückliche Episode ihres Lebens: die Begeisterung, welche der Italiener noch nach der Scheidung für den Geist Ludmilla's empfand und aussprach, reichte für das Glück der Ehe nicht aus. Es fand eine Trennung statt, die indeß keineswegs von den abenteuerlichen Umständen begleitet war, wie sie die Skandalfama der deutschen Feuilletons ausposaunt hatte. Grimelli nahm den Abschied, betheiligte sich als politischer Redacteur in Piacenza und Livorno und gerieth in Conflicte, die seinen freiwilligen Tod zur Folge hatten.

Wenige Jahre darauf folgte ihm Ludmilla Assing nach. Infolge einer Entzündung der Hirnhäute wurde ihr Geist umnachtet und sie mußte in das Irrenhaus von San-Bonifazio gebracht werden, wo sie wenige Tage darauf durch den Tod erlöst wurde. Die zweite deutsche Schriftstellerin, die in Italien dem Irrsinn und frühen Tode verfällt — einige Jahre vorher war Valeska Vogtel (Arthur Stahl), die ebenfalls einen italienischen Offizier geheirathet hatte, wahnsinnig geworden und im Hospital in Mailand gestorben. Ludmilla Assing hat sich durch den unerschrockenen Eifer in der Veröffentlichung hochwichtiger literarischer Documente bekannt gemacht; doch sie war selbst eine Schriftstellerin der Varnhagen'schen Schule, von lebendigstem Geist, ebenso fein als scharf, begeisterter Empfänglichkeit fähig wie wenige für das Schöne in der Literatur und für den nationalen Aufschwung der Völker, und deshalb möge man ihr oft verunglimpftes Angedenken in Ehren halten.

Digitized by Google

Chronik der Gegenwart.

Theatralische Revue.

Die Saison 1879/80 neigt sich zu Ende; sie gewährt dasselbe wenig erquickliche Bild unserer Theaterzustände wie die frühern; einige Stücke, welche mit der Schnelligkeit des Sturmwindes über alle Bühnen dahinfegen, um dann vergessen und verschollen zu sein, da der Mangel an Initiative bei den Theaterleitern, mit wenigen Ausnahmen, sich längst als ein chronisches Uebel gezeigt hat und einer nur in die Fußstapfen des andern tritt; dieselbe Abneigung der Directionen gegen das ernste Drama; der Mangel an neu auftauchenden darstellenden Talenten besonders für die Tragödie; eine Theaterkritik, welche noch französischer gesinnt ist als Directionen und Publikum, und einen tiefgewurzelten Abscheu gegen alles zur Schau trägt, was auf der Bühne dichterischen Gehalt verräth.

In der That, die Tragödie wird von Jahr zu Jahr mehr das Schmerzenskind unserer Bühne. Für die kleinen Theater in den Provinzen ist sie kaum vorhanden; die Hoftheaterleiter betrachten jedes neue Trauerspiel mit wehmüthigem Blick; die Mehrzahl legen sie so rasch wie möglich beiseite; wenn sie aus irgendwelchen Gründen sich dennoch entschließen, eins oder das andere zur Aufführung zu bringen, so sehen sie dasselbe von Hause aus als „Futter für Pulver" an. Der Stempel des succès d'estime ist ja diesen Schmerzenskindern sogleich auf die Stirn gedrückt; drei Aufführungen, dann wandern sie in den Orcus der Theaterbibliotheken. Der letzte Kassenrapport meldet ein schwächer besetztes Haus; das Publikum will diese Stücke nicht sehen; die Kritik, die vor jeder französischen Novität den Hut schwenkt, bei jedem Schwank den Lacherfolg mit huldvoller Geneigtheit constatirt und ihm den kritischen Laufpaß für eine lange Reihe von Aufführungen ertheilt, weil das kritische Zwerchfell selbst eine wohlthätige Erschütterung erlebt hat — die Kritik zerfetzt die Werke dichterischer Talente mit einem unsagbaren Hohn, um ihre Ueberlegenheit über die sogenannten productiven Kräfte zu zeigen, und da die Antipathie der meisten Penny-a-liner oder Witzreißer — denn in solchen Händen ist ja meistens die Kritik, einige größere Organe ausgenommen — gegen die Tragödie überhaupt eine notorische ist, welche zu verdecken sie sich nicht viel die Mühe geben, so ist den ernstern Dichtungen schon aus diesem Grunde eine ungünstige Prognose zu stellen in Bezug auf den äußern Erfolg; denn nur eine warme, ja begeisterte Empfehlung der Kritik könnte die Abneigung des Publikums und der Theaterdirectoren gegen das genre sérieux, das leicht als ein genre ennuyeux erscheint, überwinden. „Langweilig" und „amusant" sind ja Lieblingsstichwörter der Kritik, von denen sie einen verschwenderischen Gebrauch macht; und doch handelt es sich hier um Eindrücke subjectivster Art, die nach dem verschiedenen Bildungsstandpunkte sehr verschieden sind. Und für die Charakteristik des letztern ist die Bezeichnung des sogenannten gebildeten Publikums keineswegs maßgebend; dieses Publikum langweilt sich nicht nur in „Tasso", „Iphigenie" und „Nathan"; es sieht nicht nur auf die Schiller'sche Dramatik mit souveräner Verachtung herab, indem es unter anscheinender Hyperbildung nur den Mangel an

Digitized by Google

ästhetischem Sinn verbirgt; es beginnt sich bereits in den feinern Lustspielen zu langweilen, denen der gepfefferte handgreifliche Spaß und die Zote fehlt. Vielen Stücken gegenüber stellt sich die Kritik mit der Bezeichnung der Langweiligkeit nur selbst ein Armuthszeugniß aus.

Doch die Langeweile zu bekennen gegenüber den classischen Werken wäre pietätlos; die classischen Tragödien sind gleichsam durch die Zeit desinficirt; man vergißt ganz, daß seinerzeit Kotzebue ein großer Liebling des Publikums gewesen ist, während Schiller's Meisterschaft eine sehr bestrittene war und besonders die berliner Kritik ihn in geradezu pöbelhafter Weise behandelte. Es gab eine Zeit, wo man gegen das Ueberwuchern der Classicität, besonders gegen den übertriebenen Shakspeare-Cultus Protest einlegen mußte, weil er auf die Entwickelung der neuern dramatischen Poesie einen lähmenden Druck ausübte. Jetzt ist die Tragödie fast nur durch die classischen Dichtungen vertreten, denen gegenüber das Publikum einen gewohnheitsmäßigen Antheil bewahrt; man muß die Pflege derselben in jeder Weise befürworten; denn in diesen Traditionen allein liegt gegenwärtig die Bürgschaft einer bessern Zukunft, in welcher auch wieder das Trauerspiel der jüngern schöpferischen Kräfte zu seinem Rechte kommt. Ohne die classischen Dramen würde die Schauspielkunst auf ein immer tieferes Niveau herabgedrückt werden und die ausschließliche Pflege der Conversationsstücke die Darsteller zuletzt jedes begeisterten Aufschwunges unfähig machen; sie würden immer mehr vergessen lernen, daß die reale Lebenswahrheit nicht der letzte Zweck der Kunst ist, sondern daß diese Lebenswahrheit dichterisch geadelt sein muß, wenigstens in der höchsten Form des Dramas, der Tragödie. Ohne diese Aufführungen classischer Werke, die mit stereotyper Regelmäßigkeit in den Repertoires der Hofbühnen wiederkehren, würde man glauben müssen, daß unser Zeitalter bereits durch die Nachblüte dramatischer Kunst charakterisirt sei, wie das Zeitalter des Menander und Philemon, in welches nur noch ein mattes Echo der großen tragischen Dichtungen dringt. Doch wir sind noch nicht bei der Kunst des versinkenden Hellas angekommen; die ausschließliche Herrschaft der attischen Komödie ist noch nicht über unsere Bühne verhängt; wir dürfen noch an die Zukunft der dramatischen Dichtung glauben, so sehr bisher alle Auspicien, alle Vorhersagungen der neunmal Weisen getäuscht haben, welche von einer Epoche nationalen Aufschwunges die Wiedergeburt der deutschen Bühne erwarteten. Was ist aus den Orakeln eines Gervinus geworden? Bei der Gründung des neuen Deutschen Reiches ist die Bühne vollständig leer ausgegangen, und sie zeigt sich mehr als je im Schlepptau der Franzosen.

Von den Intendanten und Bühnenleitern wird eine Verjüngung unsers Theaterlebens schwerlich ausgehen; sie kennen nur eine entscheidende Instanz für die Repertoirebildung: den Kassenrapport. „Ich richte mich nach dem Geschmack des Publikums", sagen die einen, „ich werde ihm nichts aufdrängen." „Unsere Bühne kämpft wie die kleinste den Kampf um das Dasein", sagen die andern, „ich muß Stücke bringen, welche Kasse machen; ja in einer günstigen Theaterzeit muß ich diejenigen beiseitelegen, welche weniger einbringen als die Zugstücke, die ich glücklicherweise habe." Der Kassenrapport gibt den Ausschlag; was aber ist der Kassenrapport in der Regel? Der ziffernmäßige Ausweis für den schlechten Geschmack des Publikums. Der Appell an den Kassenrapport ist also der Verzicht auf jede Einwirkung seitens der Directionen, welche den Geschmack des Publikums bilden könnte; sie geben sich demselben bedingungslos gefangen; jede Aufführung ist für sie nur ein ballon d'essai, ihre einzige Furcht ist das Deficit, ihr Hauptruhm der glänzende Ueberschuß. Es ist also ein Irrthum, wenn man der Ansicht war, daß die reichdotirten großen Hofbühnen geschaffen worden seien, um den Cultus der Kunst zu pflegen, um sie auf einer von dem wechselnden Tagesgeschmack unabhängigen Höhe zu halten; sie stehen unter derselben Herrschaft der Kasse wie jede beliebige Speculationsbühne, und der Intendant ist nur Finanz-, nicht Cultus-

Digitized by Google

minister. Ein Bühnenleiter sollte indeß nie ein Stück zur Aufführung bringen, an das er nicht glaubt, und er sollte sich in diesem Glauben nicht so leicht erschüttern lassen; man hat das Recht, von ihm starke Ueberzeugungen zu verlangen. Wenn Laube in vieler Hinsicht der einseitigste aller neuern Bühnenleiter ist, so verdient er doch gerade in Bezug hierauf hervorhebende Anerkennung. Er hat einzelne Stücke, von deren Werth er selbst durchdrungen war, z. B. diejenigen von Otto Ludwig, trotz anfänglicher Ungunst der Aufnahme und der Kassenrapporte, auf dem Repertoire zu erhalten gewußt und allmählich zur Anerkennung gebracht; hierüber berichtet er selbst in seiner Schrift über das wiener Burgtheater. Doch auch hiervon sehen die Bühnenleiter ab, die ein Stück gleich nach einer Vorstellung, welche eine geringere Einnahme zeigt, für alle Zeiten einsargen.

Wir haben geringe Hoffnung, daß für die Tragödie von den Leitern der großen Theater etwas geschieht; hier wird sie nach wie vor das Aschenbrödel bleiben. Der Cultus der Tragödie geht bei weitem mehr von den darstellenden Künstlern aus, und es ist nur zu bedauern, daß gerade für die großen Heldengestalten des Trauerspiels der Nachwuchs schauspielerischer Kraft ein so geringer ist, und daß auch so wenige bewährte Talente sich in dies Fach hereinwachsen. Gleichwol ist es die Propaganda durch die Darstellung, die allein vielen Tragödien den Weg über die Breter gebahnt hat. Wilbrandt's „Arria und Messalina" wäre kaum an einer norddeutschen Bühne gegeben worden, wenn nicht Charlotte Wolter und nach ihr Pauline Ulrich die Rolle der Messalina bei ihren Gastspielrepertoires bevorzugt hätten; „Gracchus der Volkstribun" ist durch Ludwig Barnay auf norddeutschen Bühnen zur Geltung gebracht worden; die Brunhilde und Medea der Ziegler kommt und geht mit der Gastspielsaison; und so können die Künstler und Künstlerinnen für die Insekten gelten, welche den Blütenstaub der Dichtung noch am meisten befruchtend über die Bühnen verbreiten. Auch die meininger Künstlergemeinde, die zwar meistens unter den Auspicien von Shakspeare und Schiller wirkt und schafft, hat ein neues Drama: „Die Bluthochzeit", von Lindner, welches sonst längst den Theaterbibliotheken verfallen wäre, durch stets neue Vorführungen in den verschiedensten Städten auf dem Repertoire lebendig erhalten.

Die Ohnmacht der Preiscomités, ihren gekrönten Dichtern den Rundgang ihrer Stücke über die deutsche Bühne zu sichern, hat sich neuerdings wieder schlagend genug bewährt; in der ganzen Saison ist Wilbrandt's „Chrimhild" nur am wiener Stadttheater, Nissel's „Agnes von Meran" gar nicht zur Aufführung gekommen. Auch diese Instanz ist also für die Tragödie verloren. Dagegen hat der Lessing-Verein, aus jüngern Schriftstellern und einem für dichterisches Streben sympathisch gesinnten Publikum bestehend, ein Verein, dessen Ziel eben die Hebung der dramatischen Dichtung und ihre Förderung bei den Bühnen ist, einen entschiedenen Erfolg zu verzeichnen; es ist ihm gelungen, ein bereits vor Jahren im Buchhandel erschienenes Drama an mehrern größern Stadttheatern zur Aufführung zu bringen, nachdem er es zuerst bei dem leipziger Theater eingereicht hatte. Dies Trauerspiel: „Die Hexe", von Arthur Fitger, hat inzwischen viel von sich sprechen machen; es ist, außer in Leipzig, am hamburger Stadttheater, am berliner Nationaltheater und in Breslau zur Aufführung gekommen und erregte überall lebhaftes Interesse. Auch am wiener Stadttheater ist es angenommen worden. Der Verfasser ist ein bildender Künstler, ein in Bremen lebender Historienmaler, und hat sein Werk bereits im Jahre 1875 durch den Druck veröffentlicht. Seitdem hatte es das stille Los der Buchdramen getheilt; hier und dort eine gelegentliche Kritik, die vielleicht auch seine Vorzüge streifte, im ganzen aber der Schlummer der Vergessenheit, das Schweigen der lebendig Begrabenen. Die Initiative des Directors Förster in Leipzig, welcher durch die Empfehlungen des Lessing-Vereins auf das Stück aufmerksam gemacht wurde und die Verdienste desselben würdigte, hat es nun auf einmal galvanisirt; wenn auch die großen Hofbühnen, wol vor-

Digitized by Google

zugsweise wegen der Tendenz des Stückes, ihm nicht ihre Pforten öffnen, so ist es doch hinlänglich oft gegeben worden, um auf das Programm der literarischen Debatte des Tages gesetzt zu werden. Jedenfalls hat es seine Bühnenwirksamkeit bewiesen, und dies dürfte doch wol eine ausreichende Mahnung für die Theatervorstände sein, um die aufgehäuften Schätze der Buchdramatik noch einmal zu prüfen; wir sind überzeugt, es befinden sich darunter noch manche Dramen, welche es verdienten, auf der Bühne ins Leben gerufen zu werden.

Die Heldin des Fitger'schen Trauerspiels, Thalea, ist eine freigeistige Gelehrte aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, welche deshalb vom Volk für eine Hexe gehalten wird. Die Glocken, welche den Westfälischen Frieden einläuten, tönen auch anfangs in das Stück herein: ihr Geliebter kehrt aus dem Kriege heim; aber ihm misfällt vieles im Wesen seiner Thalea; sie ist etwas vom Bücherstaub angeflogen und weigert sich, ihn in die Kirche zu begleiten. Die jüngere Schwester, in lieblicher Jugend erblüht, erinnert ihn an das Bild der Thalea, zur Zeit, als er sie verließ, um in den Krieg zu gehen: es ist begreiflich, daß er gerade dieser mit wachsender Neigung begegnet. Der Conflict des Stücks ist ein doppelter: die Liebe zu den beiden Schwestern auf der einen Seite und die getheilte Empfindung in der Brust des wenig sympathischen Helden, auf der andern der entbrannte Volkssturm gegen Thalea und ihr herausfordernder freigeistiger Trotz. Der erste Conflict erreicht seinen Höhepunkt in der dramatisch wirksamen Schlußscene des dritten Acts, der zweite den seinen in der großen Volksscene vor der Kirche, welche in theatralischer Hinsicht den Glanzpunkt des Stücks bildet. Die Lösung des Conflicts im letzten, sehr matt austönenden Acte ist eine conventionelle, ohne tiefere Bedeutung, und erinnert an die herkömmliche Tragik der Bühne.

Gleichwol muß das Drama als eine hervorragende Schöpfung betrachtet werden: es herrscht dramatisches Leben, es pulsirt echtes theatralisches Vollblut darin; es ist eben das Werk eines glücklichen Wurfes. Bis zum Schluß des vierten Acts ist die Steigerung unverkennbar; die großen Hauptscenen sind mit dramatischer Schärfe ausgearbeitet. Die Prosa des Dramas, das vielleicht besser in Jamben geschrieben worden wäre, da doch der ganze Ton der Diction ein gehobener ist, hat meistens Kern und Schwung, und wenn die Volksthümlichkeit einzelner Charaktere, wie des Jesuiten und des protestantischen Eiferers, die zusammen gegen die Ketzerin das Volk aufwiegeln, auch an das Holzschnittartige grenzt, so liegt doch in dem Realismus dieser Zeichnungen auch die Möglichkeit einer starken Wirkung auf die Menge. Diesen starken Wirkungen, die sonst für den dramatischen Instinct des Autors sprechen, hat der Dichter indeß oft das rechte Maß in Bezug auf das ethisch Erlaubte geopfert: so in der großen Scene des vierten Acts. Wenn Thalea bei ihrem Kirchgange an der Schwelle des Gotteshauses zögernd die Bibel, welche ihr die confessionellen Aufwiegler überreichen, zurückweist, so ist dies durch den Charakter und die Situation gleichmäßig gegeben; wenn sie aber diese Bibel zerreißt unter heftigen Blasphemien, so ist dies ein öffentlicher Act auf der Bühne, der auf viele Gemüther nur verletzend wirken kann. Auch spricht sie sich kurz vorher so wehmüthig mild über die Jugenderinnerungen aus, welche das heilige Buch in ihr erweckt, daß diese That einer an Zerstörungswahnsinn grenzenden Aufregung um so weniger motivirt erscheint.

Am wiener Hofburgtheater kam das Trauerspiel „Amy Robsart" des Herausgebers zur Aufführung; der anwesende Dichter wurde fast nach jedem Act mehrfach hervorgerufen. Die Titelrolle war von Frl. Wessely bereits am leipziger Stadttheater mit schönem Erfolg gegeben worden und verschaffte der jungen Darstellerin auch am wiener Burgtheater öfters, besonders im dritten Acte, stürmischen Applaus. Der Verfasser hat in diesem Trauerspiele die epischen Züge des Romans in dramatische umzusetzen gesucht, und so namentlich das gewaltsam traurige Ende der Heldin, wie es die englische Localchronik erzählt und wie es Walter

Digitized by Google

Scott in seinen Roman aufgenommen hat, dahin abgeändert, daß Amy Robsart durch eigenen freien Entschluß stirbt, nachdem sie sich überzeugt hat, daß Leicester ihr nicht mehr seine Liebe bewahrt, sondern sie sogar meuchlerisch aus dem Wege zu räumen versuchte. Die wiener Kritik ging indeß, wo sie Parallelen zwischen dem Drama und Roman zog, auf diese Umwandlung wenig ein; ja dieselbe wurde sogar von einigen Kritikern getadelt.

Aus der vorigen Saison des Burgtheaters, das sich in jeder mit einem neuen Trauerspiele zu begnügen scheint, während zahlreiche Possenlustspiele, wie „Rosenkranz und Güldenstern", „Der Bibliothekar" und andere den eigentlichen, das Repertoire beherrschenden Kern der Novitäten bilden, haben wir auch noch das Trauerspiel „Die beiden de Witt", von Ferdinand von Saar, der sich in seiner Biologie „Heinrich IV." als einen talentvollen Dramatiker bewährt hat. Das Drama führt die Kämpfe zwischen Wilhelm und Heinrich von Oranien und den beiden holländischen Republikanern dar: es wählt seinen Stoff aus einer Zeit, welcher auch Dingelstedt das Sujet zu seinem Trauerspiel „Das Haus des Oldenbarneveldt" entnommen hat. Bei manchen Vorzügen hat indeß das Stück zu sehr den Charakter einer Historie, einer Haupt- und Staatsaction von ernstem Verlauf, der das Gemüth zu wenig fesselt, wozu auch der Mangel an bedeutenden weiblichen Charakteren beiträgt. Eine österreichische Haupt- und Staatsaction brachte das wiener Burgtheater noch neuerdings: das Drama „Prinz Eugen", von Martin Greif. Das patriotische Stück war anfangs vom Stadttheater angenommen worden, doch wurde es von diesem der Burg überlassen. Martin Greif ist ein Dichter, dem zwar nicht feines Empfinden, aber doch der große Stil fehlt und der durch seine knappe Behandlungsweise, die nicht einmal die geniale Epidramatik der Kraftdramatiker zeigt, den dramatischen Hauptsituationen den eigentlichen Lebenspuls raubt: so war es in seinem „Nero" in seinem „Corfiz Ulfeld" und andern. „Prinz Eugen" ist im Grunde ein epischer Held und kann auf der Bühne nur der Held einer Geschichtschronik sein; doch warum soll nicht neben den Shakspeare'schen Historien auch eine österreichische auf der wiener Hofbühne Platz finden? Hat sie doch vor jenen das patriotische Interesse voraus, während wir in das Shakspeare'sche Epos erst durch das Genie des Dichters hineinmagnetisirt werden müssen. Die Aufnahme des glänzend inscenirten Dramas war eine sehr freundliche.

Von der augsburger Schiller-Stiftung wurde ein Trauerspiel: „Der Bürgermeister von Breslau", von Hugo Krebs, ausgezeichnet, welches auch in Köln und besonders am Lobe-Theater in Breslau in Scene ging. Den Inhalt des Stücks bildet der Sturz des ungarischen Hauptmanns Heinrich Domping, eine breslauer Stadttragödie, deren locale Denkzeichen noch vorhanden sind. Breslau hatte damals (Ende des 15. Jahrhunderts) den König Matthias Corvinus gegen die Böhmen zu Hülfe gerufen, empörte sich aber gegen die Dictatur der ungarischen Machthaber. Die politischen Motive spielen in dem Trauerspiele nur eine untergeordnete Rolle: es ist eine Liebes- und Eifersuchtstragödie. Der Statthalter liebt die Gattin des Bürgermeisters Beier, Elsa, und dieser Bürgermeister, früher selbst von Domping begnadigt, verurtheilt jetzt ihn zum Tode. Der Autor hat poetisches Talent, namentlich ist ihm der Charakter Domping's gut gelungen; dagegen ist der Senator Bärmann zu sehr ein Theaterbösewicht, ein Intriguant, wie es deren bereits Hunderte auf den Bühnen gibt. Die Sprache entbehrt nicht rhetorischer Fülle, doch deckt sich nicht immer das Pathos des Ausdrucks mit der Bedeutung des Gedankens. Am melodramatischen Schluß springt die Diction in die rhythmisch kurzathmige, gereimte Faust- und Gretchensprache um.

Das einzige neue Trauerspiel, welches die berliner Hofbühne im Laufe der ganzen Saison brachte, war ein sehr altes: „Der Herzog von Mailand", von Philipp Massinger, nach der Baudissin'schen Uebersetzung bearbeitet von Arthur Deetz, dem verdienstlichen, vielseitig gebildeten Director des berliner Hofschauspiels.

Digitized by Google

Massinger, der zu den jüngern Zeitgenossen Shakspeare's gehört, zeigt auch in seinen Lustspielen, wie besonders in „A new way to pay old debts", eine weniger zu cynischen und sonstigen Extravaganzen geneigte maßvolle Ausdrucksweise, wie auch in seinen Entwürfen eine von Ueberladung freie Composition, einen Gang der Handlung, der überwuchernde episodische Zwischenspiele ausschließt. Sein „Herzog von Mailand" hat ohne Frage einzelne große Züge; doch ist dies Trauerspiel der Eifersucht weniger mit Shakspeare's „Othello" zu vergleichen, als mit den Herodes-Tragödien, da der Stoff derselbe ist wie eben in Hebbel's „Herodes und Mariamne", mag auch der biblische Fürst hier in den mailänder Sforza umgetauft worden sein. Deetz hat sich als verständiger Bearbeiter gezeigt, einzelnes Grelle zu ermäßigen gesucht, im letzten Acte die beiden Handlungen in Eine verschmolzen, durch das Selbsteintreten Francisco's für seine That und seinen freiwilligen Tod den Charakter gehoben. Doch das berliner Hoftheaterpublikum ist der Tragödien so entwöhnt, daß es vor allen hochtragischen Situationen eine entschiedene Abneigung empfindet, und so hatte auch „Der Herzog von Mailand" nur einen Achtungserfolg, der wenig über denjenigen hinausging, den seinerzeit Hebbel's „Herodes und Mariamne" und vor kurzem Otto Ludwig's „Erbförster" davongetragen. Für den Kassenrapport sind das alles Miserfolge.

Der Versuch des Freiherrn von Wolzogen, am Hoftheater in Schwerin „Don Juan und Faust" von Grabbe in bühnenmäßiger Einrichtung zur Aufführung zu bringen, hat keine Nachfolge gefunden. Wir selbst haben öfters, auch in unserer „Nationalliteratur", darauf hingewiesen, daß sich dieses dramatische Gedicht, das hohe poetische Schönheiten hat, wol für die deutsche Bühne gewinnen lasse; denn ohne Frage ist es dramatischer als z. B. „Manfred" von Lord Byron. Doch meinen wir, daß solche Gedankenpoeme in dramatischer Form nicht blos glänzender decorativer Schaustellung bedürfen, um den ihnen fehlenden Realismus durch die äußere Umrahmung zu ergänzen, sondern auch einer nicht blos begleitenden, vielmehr selbständig werthvollen Musik, welche mehr lyrische Stimmungen schärfer hervorhebt und über gewagte äußere Uebergänge mit melodischem Fluß hinüberhilft. Es ist dies einmal kein reines dramatisches Genre, und unsere Bühne ist ja an Mischgattungen heutigentags gewöhnt. Wolzogen hat den Charakter der Donna Anna mehr in die Mitte des Dramas gerückt und seine skizzirte Ausführung reicher zu gestalten gesucht.

Ein eigenthümliches dramatisches Erzeugniß ist „Der Ring des Pharao", von Chr. K. F. Molbech; das Stück kam am dresdener Hoftheater zur Aufführung. Der Dichter des Schauspiels „Ambrosius", das ebenfalls an mehrern Bühnen, in Hamburg, Wiesbaden wie am leipziger Carola-Theater zur Aufführung kam, besitzt poetische Wärme und nicht zu verkennendes Bühnengeschick; doch während sein „Ambrosius" eine Dichternovelle ist mit einheitlicher Haltung, mag auch der lyrische und der genrebildliche Ton sich nicht immer decken, so ist in den „Ring des Pharao", der auf ganz modernen novellistischen Voraussetzungen beruht, ein altägyptisches phantastisches Drama eingeschoben, das eine selbständige Geltung beanspruchen muß: der Traum eines in einem der Königsgräber eingesperrten Malers. Wenn auch die Detailausführung der Dichtung manche Schönheiten enthält, so war doch der Eindruck des Ganzen, dessen heterogene Elemente zu unvermittelt nebeneinanderstehen, kein harmonisch befriedigender.

Alle Aufführungen ernster neuer Dramen sind jetzt nur sporadisch: ein Rundgang über die Bühne ist keinem neuen Trauerspiel beschieden. Desto ausgiebiger sind die Erfolge der Schau- und Lustspiele, deren Grenzen immer mehr verwischt werden, wie dies auch bei der französischen Komödie der Fall ist, welche ja der Mehrzahl dieser Autoren als ein, wenngleich nicht eingestandenes Muster vorschwebt. Auf der andern Seite geht das eigentliche Lustspiel oft in den Schwank über.

Digitized by Google

Zu den neuesten Errungenschaften unserer Komödie gehört der Gerichtshof auf der Bühne. Seitdem die Processe des Weltgerichts von ihr verschwunden sind, finden Civil- und Criminalprocesse eine Stelle auf derselben. Wir haben in der That einen Civilproceß in dem Schauspiel „Gräfin Lea", von Paul Lindau, und einen Criminalproceß in dem Drama „Die Tochter des Herrn Fabricius", von Adolf Wilbrandt. Zwei unserer beliebtesten Dramatiker begegnen sich in dem Bestreben, die dramatische Muse vor die Schranken der Gerichtshöfe zu laden.

Paul Lindau's „Gräfin Lea" hat in Berlin den bei Lindau'schen Stücken dort üblichen Erfolg davongetragen und ebenso die gewohnte Runde über die großen Bühnen gemacht: nur das wiener Burgtheater hat die Aufführung des Stücks zuletzt, nach verschiedenen Aenderungen des Autors, doch abgelehnt. Die rasch zugreifende Geschicklichkeit Lindau's und sein eleganter Dialog verleugnen sich auch in diesem Drama nicht; wohl aber ist die Anlage des Stückes ohne rechte Steigerung und Spannung; der vierte Act mit seiner Gerichtsscene ist in Genrebilder zersplittert, Genrebilder, die noch dazu an Possenscenen im „Grafen Isolani" und ähnlichen Stücken erinnern, und diese Zersplitterung tritt gerade an derjenigen Stelle im Drama ein, wo die französischen Dramatiker mit Recht ihre großen Scenen anzubringen pflegen. Der fünfte Act aber klingt ganz matt und schwächlich aus; ein paar Grundtöne der Handlung sind zu einem lyrischen Schlußaccord zusammengerafft. Das Stück ist vielfach als ein jüdisches Tendenzstück bezeichnet worden, und obschon es vor dem eigentlichen acuten Ausbruch der Judenhetze geschrieben worden ist, so ist seine rhetorische Richtung doch, über das Evangelium der Toleranz hinaus, eine Verherrlichung des Judenthums; ja es fehlt sogar nicht die Apotheose der frankfurter Judengasse. Gleichwol ist für den eigentlichen dramatischen Conflict das Judenthum Nebensache, und in diesem Zwiespalt zwischen der Tendenz und der eigentlichen Handlung liegt ein organischer Hauptfehler des Stücks, wie überhaupt die juristischen Voraussetzungen keineswegs mit der nöthigen Schärfe zur Geltung gebracht sind im Verlauf der Handlung selbst. Wenn das Familienfideicommiß eine standesmäßige Ehe verlangt, so steht allerdings die Ehe des Grafen mit der Tochter eines jüdischen Wucherers im Widerspruch mit den Statuten desselben: und kein Plaidoyer seines reichsfreiherrlichen Rechtsanwalts wird uns trotz aller rhetorischen Vehemenz von dem Gegentheil überzeugen. Sehr unjuristisch plaidirt er dafür, daß Gräfin Lea ein würdiges Mitglied der gräflichen Familie sei; doch nicht darum, nicht um die persönliche Würde, nicht um den Adel der Gesinnung handelt es sich. Solche Familienstatuten mögen engherzig sein, doch es kommt auf ihren Wortlaut an, und kein Gerichtshof der Welt würde denselben interpretiren, wie die von Lindau's Muse besoldeten Richter und sein für Rechtsgleichheit begeisterter, aber von allem juristischen Scharfsinn verlassener Advocat. Hierzu kommt aber eben, daß auch, wenn die Heldin die Tochter eines christlichen Wucherers wäre, die Familienstatuten gleicherweise zu Recht bestehen würden, sodaß das Jüdische für den eigentlichen Conflict gänzlich zufällig, ein kunstvoll in die Handlung hineinimportirtes Element ist. Von Haus aus hat man die Meinung, daß der Reichsfreiherr, für Gräfin Lea begeistert, ihr seine Hand anbieten würde: es war dies die gerade Linie der Handlung und aus einigen Blicken, welche die befreundete berliner Kritik in das Atelier des Dichters zu werfen sich gemüßigt fand, ersahen wir auch, daß dies anfänglich in seinen Intentionen lag. Diese Zurückbiegung der geraden Linie, die Liebe des Reichsfreiherrn zu Paula, gibt dem Stücke etwas Verkünsteltes, trotz aller Erfindungen, mit denen der Autor diesen später eingeschlagenen Weg sich auszuschmücken suchte. „Gräfin Lea" erscheint uns als Lindau's schwächstes Stück, ohne Sicherheit der Composition, ohne festen Gang und innere Einheit, nur mit äußerer Geschicklichkeit zusammengehalten, und durch ein Ragout sentimentaler Scenen und komischer Genrebilder für den Geschmack des Publikums genießbar gemacht.

Digitized by Google

Adolf Wilbrandt's „Tochter des Herrn Fabricius" fügt zu dem Lindau'schen Civilproceß den Criminalproceß mit allen seinen Ingredienzen. Das Stück gehörte zu denjenigen, welche die münchener Preiscommission zur Aufführung empfohlen hatte; nach der Aufführung, deren großen Erfolg die Zeitungen berichteten, wurde es von dem Comité, welches über die definitive Zuerkennung des Preises gerade nach dem Erfolg der Vorstellungen zu entscheiden hatte, abgelehnt. Wilbrandt's Talent für Zeichnung origineller Charakterköpfe ist in diesem Stück unverkennbar, besonders im ersten Acte desselben: doch die Handlung selbst verläuft zuletzt ohne innere Vertiefung ganz in das Criminaldrama; es häufen sich die Sensationsmotive, ohne eine rechte Spannung hervorzubringen. Der Held des Stücks, Herr Fabricius, hat 25 Jahre im Zuchthause gesessen; seine Frau, Ida Reinhold, hat ihr gemeinsames Kind aus dem Hause gegeben, um ungestört als gefeierte Sängerin ihre Triumphe genießen zu können. Die Tochter Agathe lebt als junge Witwe in der Fabrik des Herrn Rolf. Wie die Bahnen dieser Drei sich kreuzen, die Tochter von der lieblosen Mutter nichts wissen will, aber sich des unglücklichen Vaters erinnert: das ist der Inhalt des ersten Acts, des bei weitem besten Acts des Stücks, der auf das Gemüth durch ergreifende Situationen unfehlbar wirkt. Doch bei der weitern Entwickelung der Handlung ist der Dichter auf Abwege gerathen; der Knoten im zweiten Act wird im Grunde durch ein Misverständniß und noch dazu mit dem Aufgebot von allerlei scenischen Arrangements und Effecten geschürzt. Fabricius erscheint als rückfälliger Verbrecher durch ein Zusammentreffen zufälliger Umstände. Der dritte Act löst diese Misverständnisse und zwar auf dem Wege der Criminaluntersuchung; er spielt in der Stube des Untersuchungsrichters, und die trockenen Formalitäten des Proceßverfahrens bei der Einleitung von Untersuchungen werden uns nicht erspart. Trotz der Gefühlsmomente, die hier zur Geltung kommen, des Edelmuthes, in welchem alle Mitglieder dieser durch den Zufall wieder zusammengemachten Familie miteinander wetteifern, bleibt der Eindruck des Ganzen kein rein poetischer; der criminalistische Apparat zieht uns danieder. Herr Possart hatte durch sein Spiel als Fabricius, durch die originelle Gestalt, die er in München in dieser Rolle geschaffen, dem Stück rege Theilnahme errungen; auch in Berlin am Residenztheater hat es gefallen. Uns scheint das Bormann-Rieger'sche Stück „Verlorene Ehre", welches einen ähnlichen Conflict behandelt und dessen beide Hauptcharaktere in der Gestalt des Fabricius verschmolzen zu sein scheinen, vor dem Wilbrandt'schen den Vorzug zu verdienen, so sehr auch Wilbrandt an dichterischem Talent jenen Autoren überlegen ist.

Wie Wilbrandt und Lindner gehört auch Hugo Bürger jetzt zu den Lieblingen des Bühnenpublikums; seine Stücke finden am berliner Hoftheater stets lebhafte Aufnahme und sorgsame Pflege seitens der Intendanz. Sein Lustspiel „Die Frau ohne Geist", war sogar eins der ersten Kassenstücke des berliner Hoftheaters und hat über die meisten Bühnen die Runde mit Erfolg gemacht. Und doch stellt dies Stück dem Compositionstalent des Verfassers keineswegs ein günstiges Zeugniß aus: er liebt es überhaupt, aus zusammengetifteltten Motiven eine künstlich verschlungene Handlung aufzubauen: in der „Frau ohne Geist" ist die Motivirung gänzlich unklar, weil der Dichter wieder zu viel motiviren wollte: das Drama aber braucht festwurzelnde, aber nicht zerfaserte Motive. Warum spielt diese Stephanie, die ein kluges Mädchen ist, die Geistlose? Auf diese Frage gibt der Autor verschiedene ungenügende Antworten. Wie klar ist dies im „Gänschen von Buchenau", wo es gilt, einen unwillkommenen Liebhaber abzuschrecken! Das ist verständlich für den common sense; was Stephanie fabelt, sind sonderbare Grillen. Nun hat sie am Schluß des zweiten Actes den Gatten erobert, indem sie ihre Maske lüftet und abwirft; nach der Schablone von Benedix wäre hier das Stück zu Ende; doch Stephanie muß noch in einem zweiactigen Nachspiel Triumphe über eine Gegnerin und Nebenbuhlerin feiern und dabei als „Frau von Geist" sich glänzend

Digitized by Google

bewähren. Durch diese Acte und die Geschichte des Briefes zieht sich ein Parfüm Sardou'scher Reminiscenzen; wir werden bald an „Les pattes de mouche", bald an „Dora" erinnert; die ganze Verwickelung hat etwas Forcirtes und da schneit noch eine italienische Novelle herein: „Die Bettlerin von Santa-Croce", ohne irgendeine Beziehung zur Haupthandlung und zum Grundgedanken, mit einem Hauch sentimentaler Romantik. Bürger hat keinen Sinn für dramatische Architektonik, so sauber und emsig er seine Plane ausarbeitet und so gelehrig er den französischen Mustern nachstrebt, von denen er wieder durch die Schwerfälligkeit seiner Combinationen sich wesentlich unterscheidet. Sein Talent zeigt sich in einzelnen glücklichen Zügen und Situationen und in einem gefeilten Dialog, der zwar nicht gerade geistsprühend ist, aber doch bei gleichmäßig eleganter Haltung manchen guten Einfall, manche anmuthende Wendung bringt. Das neueste Lustspiel Hugo Bürger's: „Auf der Brautfahrt", ist am berliner Hoftheater mit dem gewohnten Erfolg zur Aufführung gekommen: es beruht im wesentlichen auf der hergebrachten Komik von Verwechselungen.

Alle diese Schriftsteller pflegen die eigentliche Komödie, das sociale Schauspiel mit Hereinziehen einer geringern oder größern Zahl von Lustspielelementen. Hierher gehört auch das Drama „Weite Gewissen" von Julius Werther, welches in Leipzig zur Aufführung gekommen ist und den Schwindel bei Eisenbahnbauten geiselt; ferner das am berliner Hoftheater gegebene Schauspiel einer Anfängerin: „Eine Ehe von heute." Dies von A. F. Hackenthal verfaßte Drama machte ein so lärmendes Fiasco, daß Herr von Hülsen selbst sich veranlaßt sah, an das Publikum eine Ermahnung zu richten, es möchte fernerhin keiner derartigen Störungen im Hoftheater sich schuldig machen. Die Verfasserin hat sich die Stücke Björnson's, die Kaufmanns- und Fallissementsdramen zum Muster genommen: ein bankrotter Kaufmann zwingt seine Tochter Felicitas, gegen ihre Neigung einen andern zu heirathen, durch den er sein Geschäft wieder in Flor zu bringen hofft. Dieser andere ist aber selbst bankrott, glaubt jedoch nicht an den Ruin seines Schwiegervaters, von dem er weiß, daß dessen irrige Meinung auf einer falschen Schiffsnachricht beruhe. Dem jungen Mann, dem noch das Unglück passirt, daß ihm am Hochzeitstage eine verlassene Geliebte ins Haus stürmt, bleibt nichts übrig, als sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Damit reinigt sich die dramatische Atmosphäre und Felicitas darf einer ersten Liebe folgen. Das Stück ist wenig sympathisch; doch die neuesten Stücke von Lindau und Wilbrandt sind es ebenso wenig.

Am münchener Hoftheater kam ein Drama des Grafen Moy: „Ein deutscher Standesherr", mit Erfolg zur Aufführung; der Standesherr ist ein vorurtheilsfreier Aristokrat, welcher gegen eine Misheirath seiner Tochter keinerlei Einwendungen hat. Der nicht neue Stoff ist mit ruhigem Ernst und in einzelnen ansprechenden Scenen behandelt. Mehr der Criminaldramatik gehört das Drama von E. Mels: „Ein Staatsanwalt", an. Auf diesem Stücke, das, bereits ältern Datums, doch neuerdings in Leipzig zur Aufführung kam, brütet ein düsterer Geist: das Bewußtsein eines Mordes drückt den einen Haupthelden zu Boden, bis sich sein Verbrechen in dasjenige eines erfolglosen Mordversuchs auflöst, während der wahre Mörder aus dem Dunkel hervortritt in der Gestalt eines verbrecherischen, aber gefühlvollen Vagabunden: ein Typus, welcher durch die entlassenen Zuchthaussträflinge, die in „Verlorene Ehre" und der „Tochter des Herrn Fabricius" eine Rolle spielen, auf mehrern Bühnen en vogue gekommen ist.

Fast auf allen großen Bühnen wurde Ernst Wichert's „Der Freund des Fürsten" gegeben, ein freundlich anmuthendes Stück, wenngleich anklingend an mancherlei bekannte Dramen, wie an Hackländer's „Geheimen Agenten" und andere kleinfürstliche Intriguenlustspiele. Ein Doctor als Freund des Fürsten: das möchte an den jungen Goethe in Weimar erinnern; doch entpuppt sich dieser Doctor selbst zuletzt als ein vornehmer Herr, welcher im Interesse einer beabsichtigten Familien-

Digitized by Google

verbindung den jungen Fürsten auf die Probe stellt, die natürlich zu Gunsten desselben ausfällt. Das Stück hat insofern eine moderne Tendenz, als es nachweist, wie dynastische Interessen in der Gegenwart nicht mehr allein den Ausschlag geben dürfen. Gesund und harmonisch wie seine Tendenz ist auch die Durchführung derselben: doch es fehlt dem Stück an starken Motiven und durchgehender Wirkung.

Von den nordischen Dramen, die sich in Deutschland immer mehr einbürgern, sind in dieser Saison besonders zwei Werke von B. Björnson zur Aufführung gekommen, beide nicht heranreichend an das „Fallissement" dieses Autors, beide ganz im Stil der modernen realistischen Gesellschaftsdramatik gehalten, im Grunde an das neufranzösische Drama sich anlehnend, wenngleich in kühler skandinavischer Haltung durchgeführt. „Leonarda" kam in München und Dresden zur Aufführnng: das Stück stellt Conflicte des Herzens dar, aber sie sind in keiner Weise ausgetragen und es fehlt jeder entscheidende Abschluß. Weniger noch sprach das „Neue System" an; sowol am wiener Stadttheater wie am berliner Residenztheater war der Erfolg ein matter. Die Motive der Handlung und diese selbst sind nicht scharf genug ausgeprägt.

Das deutsche Lustspiel ältern Stils, welches heitere Verwickelungen, aber auf einem gewissen Niveau eines höhern, mindestens mittlern Conversationstons zur Darstellung brachte, ist gegenwärtig im Aussterben begriffen: an seine Stelle ist das schwankartige Lustspiel getreten, welches man als ein Lustspiel der „Purzelbaumkomik" bezeichnen könnte. Solche Stücke mit ihren wie aus der Pistole geschossenen Verwickelungen sind durch die unerschöpfliche Productivität G. von Moser's und Julius Rosen's auch in der letzten Saison zahlreich ans Licht getreten. Daß sie die Runde über die deutschen Theater machen, ist selbstverständlich, weniger einleuchtend, daß Hofbühnen, wie das berliner und wiener Burgtheater, solche Schwänke wie Moser's „Bibliothekar" zur Aufführung bringen, die sie doch billigerweise den zweiten Theatern überlassen könnten. „Auri sacra fames", d. h. der Eifer und der Genuß, volle Häuser zu machen, welche die Theaterkasse füllen, ist auch hier das entscheidende Princip. Moser's „Bibliothekar" ist ein Schwank mit einem Rattenkönig lustiger Verwickelungen, von denen besonders die spiritistischen Scherze auf das Zwerchfell wirken. Da auch die Schuldhaft unter den komischen Motiven eine Rolle spielt, so verlegte Moser seine Handlung auf englischen Boden, wofür er sich durch die Komik der Fuchsjagden und der Fuchsjäger in ihren schreiend rothen Costümen entschädigte. Es war dies wieder einmal ein Treffer der Moser'schen Muse: im übrigen hatte sie aus dem Glückstopf Thaliens auch manche Nieten gezogen. „Harun-al-Raschid" wollte nicht recht munden; auch „Kalte Seelen", in Hamburg und am leipziger Carola-Theater gegeben, hatte keinen Erfolg, obschon einige Scenen in dem Stück den Stempel heiterer Laune tragen. Julius Rosen's, meist am wiener Stadttheater zuerst zur Aufführung gebrachte Stücke: „Sport", „Nervus rerum", „Ja so sind wir" u. a., sind ebenfalls lustige Improvisationen, meistens flüchtig gearbeitet, was um so mehr zu bedauern ist, als Rosen in einzelnen Stücken, besonders in seinem besten Lustspiel „O diese Männer", seine Befähigung, auch einen komischen Grundgedanken in parallelen Gruppen auszuführen, und damit den anerkennenswerthen Sinn für dramatische Architektonik an den Tag gelegt hat. Ein jüngerer Autor, Eduard von Schönthan, hat sich mit seinem Lustspiel „Das Mädchen aus der Fremde" und seinem Schwank „Sodom und Gomorrha" der Moser-Rosen'schen Richtung angeschlossen, obschon das Streben nach größerer Eleganz des Dialogs in beiden komischen Productionen nicht zu verkennen ist. In dem erstern Stücke ist der Grundgedanke durchaus lustspielartig. Eine im Bade sich erholende Künstlerin kommt auf den Einfall, in einem benachbarten Dorfe als Mädchen aus der Fremde, als unbekannte Wohlthäterin zu erscheinen, begegnet aber dem schnöden Undank

Digitized by Google

der Dorfbewohner, einer Prosa, die ihrer poetischen Improvisation die Spitze abbricht, und geräth außerdem in misliche Verwickelungen. Doch die Ausführung ist allzu lässig, ohne echten Zusammenhalt, ohne jeden Schwung und reich an Reminiscenzen. „Sodom und Gomorrha" ist ein Tohuwabohu, ein Durcheinander der kecksten Verwickelungen und Verwechselungen; es stellt der lustigen Laune, der vis comica des Autors, das beste Zeugniß aus, wenn es auch an Unwahrscheinlichkeiten und Unglaublichkeiten nicht fehlt. Beide Stücke sind viel gegeben worden, wenn sie auch nicht auf die großen Hofbühnen gedrungen sind. Dies ist dem an berliner Reisepossen erinnernden Lustspiel von Michael Klapp: „Rosenkranz und Güldenstern", gelungen, das, schon in der vorigen Saison am wiener Burgtheater zur Aufführung gebracht, noch jetzt ein beliebtes Repertoirestück desselben bildet. Die frivolen und kecken Voraussetzungen der Handlung, die an die Pädagogik des Papa Klingsberg erinnern, muß man mit in den Kauf nehmen: dann kann man sich an der bunten Folge von Reiseabenteuern ergötzen, welche Eisele und Beisele erleben, besonders an der Scene, wo sie für Komödianten gehalten werden: im ganzen aber befindet man sich in der Possenstimmung, in der man auf die Intonation eines Couplets wartet.

Den ernstern Ton des eigentlichen Lustspiels der Benedix'schen Schule, obschon mit Vorliebe für possenhafte Ingredienzen, schlägt L'Arronge, der mit seinem „Doctor Klaus" einen seltenen Erfolg errungen, in den „Wohlthätigen Frauen" an, die auf der Hofbühne in Wien den frühern Possendichter mit Erfolg einführten. Die Satire des Stückes ist berechtigt und geschickt; einzelne Scenen, wie das Aus- und Einquartieren, sind von drastischer Wirkung; nur der letzte Act ist etwas matt. Dieser maßvollern Lustspieldichtung huldigt auch der Dichter des „Rattenfängers von Hameln", Julius Wolff, in seinem Lustspiel „Die Junggesellensteuer" und in seinem Schauspiel „Drohende Wolken". Beide Stücke sind indeß nur an wenigen Bühnen, wie in Dresden und Hannover, zur Aufführung gekommen. Der talentvolle Dichter, der von seiner guten Laune in den komischen Epen so glänzende Proben gegeben hat, beherrscht noch nicht genug die Technik der Bühne.

Die französische Dramatik hat in ihrer zweiten Heimat, in Deutschland, diesmal keine großen Erfolge zu verzeichnen. Nur Augier's „Fourchambaulds" machen die Runde über die Bühnen. Wenig im ganzen wurde das im Stoff verwandte Stück von Victorien Sardou: „Moderne Kleinstädter oder die Bürger von Pont-Arsey", gegeben.

In beiden Dramen bildet kindliche Pietät das Hauptmotiv der Handlung: bei Augier ergreift der Sohn die Partei der Mutter, die in ihrer Jugend sich eines Fehltritts schuldig gemacht hat; bei Sardou sucht der Sohn der Mutter einen Fehltritt des Vaters zu verbergen. Doch in Sardou's Drama bewährt sich das ausgezeichnete Talent des Dichters für komische Genremalerei wieder auf das vortheilhafteste; es sind köstliche Bilder und Typen aus der Provinz, die er uns vorführt, und es muß immer von neuem beklagt werden, daß sein echtes Lustspieltalent in der Schablone des modernen französischen Rührstückes sich nicht frei entfalten kann. Eins der widerwärtigsten Dramen von Augier: „Les pauvres lionnes", welches die Prostitution in der Ehe behandelt, ist von Paul Lindau übersetzt und unter dem Titel „Die arme Löwin" am Residenztheater gegeben worden, ohne einen größern Kreis auf der deutschen Bühne zu beschreiben: dies gilt auch von Ferrari's gekröntem Preisstück „Zwei Damen", mit welchem das berliner Residenztheater ein Experiment machte. Dies Drama erinnert ganz an die obenerwähnten von Augier und Sardou und gehört der neufranzösischen Schule an, die auch in Italien immer mehr zur Herrschaft gelangt.

Digitized by Google

Politische Revue.

22. April 1880.

Der Deutsche Reichstag hatte vor den Osterferien die Berathung des Etats mit anerkennenswerthem Eifer erledigt und konnte nach denselben an die Berathung und Entscheidung der wichtigen Vorlagen gehen, welche bereits vorher der Thätigkeit der Commissionen unterbreitet worden waren. Die Novelle zum Reichs-Militärgesetz steht hierbei in erster Linie.

Die zweite Berathung über dieselbe fand am 9. und 10. April, die dritte am 15. April statt. Es waren ohne Zweifel die interessantesten Debatten in der diesmaligen Session des Reichstages; die Vertreter aller Parteien ergriffen das Wort und alle einschlägigen Fragen wurden in erschöpfender Weise erörtert.

Die erste derselben war, ob die äußere Lage Europas eine solche Verstärkung der Militärmacht und Vermehrung der Lasten des Volkes verlange? Die Regierung selbst hatte von keiner acuten politischen Krisis gesprochen, sondern nur die Vergrößerung der Militärmacht der Nachbarstaaten als Grund für die Verstärkung des Heeres geltend gemacht. Wohl aber war bei der ersten Lesung der Militärnovelle der europäische Horizont mehrfach als tiefschwarz und gefahrdrohend geschildert worden. Der Abgeordnete Richter behauptete nun, daß der Eindruck einer sehr pessimistischen Auffassung der auswärtigen Verhältnisse nicht mehr vorhanden sei. Damals hätte das Vorzeigen der bekannten Dislocationskarte glauben machen können, daß es sich nicht um ein organisches Gesetz für lange Dauer handle, sondern um einen außerordentlichen Credit, um an die Grenze marschiren zu können. Jetzt seien in einer so demonstrativen Weise zwischen unserm Kaiser und dem Kaiser von Rußland öffentlich Friedensversicherungen gewechselt worden, daß auch die officiöse Presse nicht mehr die Unterscheidung aufrecht erhalten könne zwischen einer persönlichen und staatlichen Politik: einer dieser Briefe sei durch die Gegenzeichnung des Kanzlers förmlich als ein Staatsact gekennzeichnet worden. Die Affaire Hartmann habe dargethan, daß die französische Regierung weniger eine Trübung der Beziehungen mit den russischen Regierungskreisen fürchte, als sie Rücksichten auf die radicalen Parteiverhältnisse Frankreichs nehme, daß man also in Frankreich selbst keineswegs so von der Möglichkeit und Nützlichkeit einer französischen Allianz überzeugt sei, wie es Pessimisten und Alarmisten in Deutschland darzustellen sich bemüht hätten. Noch freundlicher stellt von Schorlemer-Alst die Weltlage am 15. April dar. Die „thurmhohe Freundschaft" zwischen Deutschland und Rußland sei aufs neue bekräftigt und contrasignirt worden. Das russische Reich sei überdies im Innern der Zersetzung und dem Nihilismus verfallen; das letzte Auskunftsmittel sei der für Rußland doppelt unheilvolle moderne Parlamentarismus. Es sei nicht gelungen, den innern Schwierigkeiten durch eine Diversion nach außen entgegenzutreten, trotz der türkischen Siege sei die Corruption dieselbe geblieben. Frankreich aber sei angriffsunfähig. „Der Tiers-Etat ist heute ein alter schwacher Greis, dessen letzter Repräsentant der jetzige Präsident ist; hinter diesem steht Gambetta, mit dem einen Fuße auf der Barrikade, mit dem andern in der Börse, und hinter ihm steht Clémenceau mit den Communards, die nicht länger ausbleiben werden. Jetzt hat ja auch Frankreich noch seinen Culturkampf, der seiner Offensivkraft den Todesstoß gibt. Der Schreckschuß einer Coalition Frankreichs und Rußland wirkt also auf meine Nerven nicht." Gegen die Ansicht von Schorlemer's machte von Kardorff die historischen Erfahrungen aus der ersten Französischen Revolution geltend. Doch Schorlemer hatte behauptet, Frankreich sei mit seinen innern Angelegenheiten zu sehr beschäftigt, um an einen Angriffskrieg denken zu können, und jene Revolutionskriege waren ursprünglich keine Angriffs-, sondern Vertheidigungskriege gegen die bewaffnete Intervention in die innern An-

Digitized by Google

gelegenheiten. Abgeordneter Dernburg entgegnete eingehend auf die Richter'sche Rede. Die französischen Zustände ließ er ganz beiseite, weil sie niemand beurtheilen, weil sie heute sehr freundlich und morgen sehr feindlich sein könnten; dagegen beschäftigte er sich mit der Wandlung der Beziehungen Deutschlands zum Osten Europas. „Hier hat sich ein Ereigniß vollzogen, das sich nicht heute und morgen vollendet, sondern in den nächsten 20 Jahren immer größere Dimensionen annehmen wird, nämlich das Aufstreben des russischen Volkes und sein überraschendes Hinaustreten in die europäische Politik. Dazu kommt noch, was durch die in dankenswerther Weise von den Häuptern der Nationen gewechselten Telegramme sich nicht hinwegwischen läßt, ein immer stärker hervortretender Haß der Nationen, namentlich Frankreichs und Rußlands gegen Deutschland. Ich muß mich aber dagegen verwahren, daß der Haß von deutscher Seite getheilt wird. Die europäischen Verhältnisse haben offenbar eine Schiebung erlitten. Der Reichskanzler hat hier einmal erklärt, Deutschland werde am allerletzten von den orientalischen Angelegenheiten berührt; ich weiß nicht, ob er heute in dem Reichstage dies Wort wiederholen würde. Unsere Stellung zu Oesterreich kennt im Augenblicke niemand genau; aber die Besetzung Bosniens, die doch eine Frontveränderung in der europäischen Politik beweist, ist wol nicht ohne deutsche Einmischung geschehen. Die politische Lage Europas birgt Consequenzen, welche eine stärkere Kraftentwickelung Deutschlands erfordern. Unserer Auseinandersetzung mit dem Slawenthum wird zweifellos durch die jetzige Politik näher getreten." Noch hob Dernburg hervor, daß die Wandlung, die sich in England vollzogen und einen theologisirenden Politiker, einen Propheten und Philanthropen ans Ruder gebracht, unsere Lage nicht verbessert habe. Darauf entgegnete Abgeordneter Bamberger, unsere Stellung werde weder günstiger noch ungünstiger, ob in England die Whigs oder Tories am Ruder seien: beide pflegten nichts zu verschenken. Im übrigen mahnte Bamberger ab von der Animosität gegen andere Nationen, die sich oft in unserer Presse zeige; er selbst theile die feindliche Gesinnung gegen Rußland ebenso wenig, wie er früher den Enthusiasmus für die russische Freundschaft getheilt habe. Sehr treffend bezeichnete er die Stellung des Parlaments zur auswärtigen Politik: in der That mußte man sich sagen, daß hier die Debatte nicht viel über den Zeitungsartikel, über den an Conjecturen reichen Leitartikel hinausging. Mit Recht sagte Bamberger: „Nur mit Widerstreben berühre ich das Gebiet der auswärtigen Politik, weil der Leiter dieses Ressorts nicht hier ist und weil uns zur Beurtheilung seiner letzten Geheimnisse die Sachkenntniß fehlt. Die Parlamente sind nicht zur Leitung der auswärtigen Politik geeignet. Aus den verschiedenen Roth-, Blau- und Gelbbüchern lernt man wenig; die internationale Politik der Cabinete wird noch ebenso wie im 17. und 18. Jahrhundert von wenigen eingeweihten Personen geführt."

Das waren die verschiedenen Facetten, welche die Militärnovelle vom Standpunkte der auswärtigen Politik in der Debatte erhielt.

Der zweite Gesichtspunkt, der bei der Militärnovelle zur Geltung kommt, ist derjenige des parlamentarischen Rechtes, welches, bei einem neuen Septennat, wenn auch nicht zum Siebenschlaf, doch zum Schlaf auf sieben Jahre verurtheilt wird. Die Rechte des Deutschen Reichstags sind, gegenüber denjenigen anderer Parlamente, auch so eingeschränkt, daß die Vorkämpfer eines wahrhaft constitutionellen Staates mit Recht gegen jede neue Einschränkung protestiren. Es waren vorzugsweise die Abgeordneten Richter, Lasker und Bamberger, welche hier ihre oratorischen Hebel einsetzten. Der letztere sagte am Schlusse seiner Rede: „An waffenfähigen Männern, an patriotischer Hingebung, an einsichtsvoller Leitung wird es Deutschland nie fehlen, wenn der Angriff von außen kommt; aber daß es einmal an der stillen Besinnung und an der Erkenntniß, welche dem geschaffenen Deutschen Reiche auch den richtigen Geist einhauche, fehlen könnte, darüber bin ich nicht ohne Besorgniß, und deshalb glaube ich, so stimmen zu müssen, daß ich die parlamentarischen

Digitized by Google

Interessen wahre." Er erklärte sich für den Stauffenberg'schen Antrag, die Friedenspräsenz auf drei Jahre festzustellen. Diese drei Jahre haben die Bedeutung, daß jedem einzelnen Reichstage aufs neue die Bewilligung des Militäretats dargeboten werden soll. In der Forderung des Septennats erblickt Lasker ein Mistrauen der Regierung gegen die Volksvertretung: er verlangt dagegen, daß der Militäretat aus den ewigen Provisorien herausgehoben und ihm die feste Grundlage der Etatberathung gegeben werde; er hebt hervor, daß die jetzige Abstimmung unter einem Drucke stehe, der auf den innern Verhältnissen laste. Würde aber dieser Druck hinweggenommen, dann wird eine Mehrheit der Volksvertretung kommen, die es nicht begreifen mag, daß es eine Zeit gegeben hat, in welcher man im Deutschen Reichstage dafür plaidirt hat, daß die Regierung sich gegen zukünftige Mehrheiten sichere und deshalb den wichtigsten Theil des Budgets dem constitutionellen Rechte entziehen müsse." Im Grunde erklärte schon Lasker es für das Richtigste, auch den Militäretat ohne jede Beschränkung allein auf die Grundlage der gesetzlich geordneten Organisation jährlich zu votiren. Das war der Antrag des Abgeordneten Richter. Er kritisirte in seiner Rede scharf das Verhalten der nationalliberalen Partei, das er in der Gegenwart als eine nicht zu billigende negative Compromißpolitik kennzeichnet; er wies darauf hin, daß der Abgeordnete von Bennigsen als Antragsteller für das erste Septennat im Jahre 1874 ausdrücklich ausführte, daß seine siebenjährige Bewilligung kein Präcedenz enthalte; man werde nach sieben Jahren zu constitutionellern Verhältnissen kommen. „Heute will Herr von Bennigsen die Bewilligung, weil sich die französische Republik consolidirt habe. Damals bewilligte er umgekehrt, weil sie sich noch nicht consolidirt, sondern dem Marschall-Präsidenten ein Septennat bewilligt sei." Richter fuhr dann fort in der scharfen Kritik der parlamentarischen Schwankungen: er hob hervor, daß das Centrum dem Reichskanzler im vorigen Jahre 130 Mill. Mark neuer Steuern und Zölle bewilligt habe. „Der Reichskanzler verfügt jetzt über zwei Majoritäten und braucht nicht mehr hierher zu kommen, sondern kann abwarten, wer aus den beiden Majoritäten in die Wilhelmstraße kommt. Das ist doch eine Verbesserung der Lage des Reichskanzlers und seiner Forderungen für die Präsenzstärke des Heeres, eine Stärkung des Parlamentarismus ist es freilich nicht." „Aber Bennigsen hat neulich mit demselben Behagen darauf hingewiesen, daß das Centrum 130 Mill. Mark neuer Steuern und Zölle bewilligt habe zur Bestreitung der Militärausgaben, mit welchem der Abgeordnete Windthorst seinerzeit die Steuern bewilligte. Dieser sagte damals, daß er die Einnahmen bewilligen müsse für die von den Nationalliberalen bewilligten Ausgaben. Wenn die beiden Mehrheitscombinationen sich so in die Arbeit theilen, wenn der Abgeordnete Windthorst unter Berufung auf das heutige Votum wieder neue Steuern bewilligt, dann kann er seine neuliche scherzhafte Frage, wer die längern Beine hat, auf sich beruhen lassen." Am Schluß hob Richter hervor, daß diese Frage keine Budgetfrage sei, sondern, wie Freiherr von Stauffenberg sagt, ein Merkmal unserer constitutionellen Entwickelung.

Abgeordneter Rickert sah sich durch die scharf einschneidenden Sarkasmen Richter's zu einer Auseinandersetzung mit der Fortschrittspartei bewogen, der gegenüber er die Vorwürfe ihrer frühern hartnäckigen Opposition gegen die nationalen Errungenschaften wiederholte. Rickert war eigentlich für fünf Jahre, wofür er begreiflicherweise keine Majorität fand, da in der That für diese Ziffer eine logische Begründung fehlt, wie sie für die einjährige und dreijährige Bewilligung noch vorhanden ist; allerdings wünschte er eigentlich eine jährliche Feststellung der Friedenspräsenzziffer. „Auch der Kriegsminister würde davon Vortheil ziehen, da er mit militärischtechnischen Gründen alljährlich geräuschlos eine Erhöhung der Friedenspräsenzziffer durchsetzen kann." Gleichwol begeisterte er sich nachher zu einer dithyrambischen Verherrlichung der Vorlage, und es fehlte nicht viel, so hätte er diejenigen, die

Digitized by Google

für die einjährige Bewilligung stimmten, als Vaterlandsfeinde hingestellt. Die schärfste Kritik dieser Rede übte Bamberger, indem er sagte: „Der Abgeordnete Rickert befindet sich in einer merkwürdigen Abirrung, wenn er erklärt: 1 halte er eigentlich für das Ideal, 5 hätte er beantragen mögen, wenn er geglaubt hätte, die Majorität zu bekommen, 7 nahm er in Gottes Namen an — nur 3 nicht." Im übrigen trat auch Bamberger für den Stauffenberg'schen Antrag ein; der Beweis, daß eine Bewilligung auf drei Jahre nicht genüge, sei aus technischen Gründen allein nicht zu führen. Im Grunde würde dem Reichstage überhaupt das Recht bestritten, bei solchen Bewilligungen mitzusprechen. In der That hatte Graf Stolberg erklärt, logisch richtig sei allein die Bewilligung auf unbekannte Zeit und nur unter den augenblicklichen Verhältnissen lasse er sich zu einer Bewilligung auf sieben Jahre herbei. „Das ist so correct", meinte Bamberger, „daß ich schon daraus eins meiner Argumente gegen diese Anschauung ableite; denn ich sehe in der Bewilligung auf sieben Jahre nicht eine Concession an das Recht des Reichstages, hier mitzusprechen, sondern eine Concession an die Anschauung, welche behauptet, der Reichstag habe überhaupt kein Recht mitzusprechen. Die sieben Jahre sind für mich nicht ein Fragment des parlamentarischen Rechtes, sondern ein Fragment jener ewigen Präsenzziffer, die der Grundgedanke der Vorlage vom Jahre 1874 gewesen ist."

Die dritte Seite der Militärvorlage ist die Mehrbelastung des Volkes, eine Frage, bei welcher verschiedene militärtechnische Dinge zur Sprache kamen. Hier spielten nun die Parallelen mit Frankreich eine große Rolle; außerdem die zweijährige Dienstzeit, gegen welche sich der Kriegsminister nach wie vor erklärte; eine Abkürzung der Dienstzeit der Infanterie heiße die Armee schädigen. Hierher gehörten auch die Berathungen über die Ersatzreserve. Während der Antrag Richter's, die Ziffer der übenden Ersatzreservisten auch auf die Friedenspräsenz nach dem Jahresdurchschnitt anzurechnen, abgelehnt wurde, fand sein Antrag, die Geistlichen nicht von der Dienstpflicht in der Ersatzreserve zu entbinden, nach längerer Debatte, bei welcher die Vorkämpfer des Centrums sich überhaupt gegen die Dienstpflicht der Geistlichen erklärten, Annahme.

Wir haben die Debatten der zweiten und dritten Lesung der Militärnovelle hier zusammengefaßt, weil sie trotz der dazwischenliegenden Woche zusammengehörten. Nach der Erklärung, die von Bennigsen schon bei der ersten Lesung abgab, daß seine Partei für die Vorlage stimmen werde, war das Schicksal derselben von Haus aus entschieden: es bedurfte daher seitens der militärischen Leiter und Vertreter der Regierung keiner oratorischen Bravour, um für dieselbe ins Feld zu rücken; sie konnten mit Ruhe diesen parlamentarischen Scheingefechten — denn als solche mochte der Redekampf allen denen erscheinen, die sich nur um sachliche Resultate kümmerten — zusehen. Die Vorlage wurde im ganzen mit 186 gegen 128 Stimmen angenommen.

Diesmal gaben die Nationalliberalen in ihrer großen Mehrheit den Ausschlag gegenüber dem Centrum und der Fortschrittspartei: die parlamentarische Zwickmühle, in deren glücklichem Besitz der Reichskanzler sich befindet, that ihre Schuldigkeit.

Am 17. April wurde in zweiter Lesung über die Verlängerung des Socialistengesetzes berathen. Die Socialdemokraten hatten zu den einzelnen Paragraphen Anträge gestellt, um möglichst oft zu Worte zu kommen: ein dagegen gerichteter Antrag des Abgeordneten von Minnigerode, die socialdemokratischen Anträge insgesammt zu verbinden, fand aber die Mehrheit. Selbstverständlich wurden dieselben abgelehnt; es blieben alle ihre Beschwerden unbeachtet, denen sich auch Abgeordneter Hänel anschloß mit der Bemerkung, die Handhabung des Gesetzes sei weit über die Absicht desselben hinausgegangen. Auch zwei durchaus billigenswerthe Anträge von Windthorst, der eine, die Reichs-Beschwerdecommission durch das Reichsgericht zu ersetzen, an Stelle der Polizeimaßregeln die Handhabung des gemeinen Rechtes

Digitized by Google

zu stellen, sowie der andere, dem zufolge die gesetzliche Beschränkung für Wahlverhandlungen aufgehoben werden solle, wurden von der Mehrheit des Reichstages abgelehnt. Bebel drohte zunächst damit, daß seine Partei durch zahlreiches Erscheinen in den Versammlungen anderer Parteien auch für die letztere das Vereinsrecht illusorisch machen werde; dann aber stellte er eine unausbleibliche Katastrophe in Aussicht, wenn man das Volk aller seiner politischen Rechte beraube und ihm die Möglichkeit entziehe, auf legalem Wege seine Bestrebungen zu verfolgen.

Von den übrigen Debatten erwähnen wir noch die Verhandlungen über die neue deutsche Rechtschreibung (7. April). Der Antrag des Abgeordneten Stephani ging auf eine Regelung der deutschen Rechtschreibung durch Einigung aller Regierungen über gleichmäßige Behandlung des Gegenstandes nach gemeinsamer Prüfung des Bedürfnisses. Bekanntlich hatte auch der Reichskanzler die Einführung einer neuen Orthographie bei den Reichsbehörden von Beschlüssen der Reichsgesetzgebung oder anderweiter Vereinbarung abhängig gemacht. Die Verhandlungen im Reichstage über dies Thema waren etwas unklar: es sprach sich in denselben das Bewußtsein aus, daß es an einer entscheidenden Instanz in dieser Frage fehle. Bisher ist deutsche Orthographie noch nie durch Verordnungen der Regierung geschaffen worden: die Gelehrsamkeit und die Schule, die Presse und der Buchhandel haben gleichmäßig dabei mitgewirkt. Der Abgeordnete Gareis traf das Richtige, wenn er auf Regelung durch die Akademien hinwies. Doch wir haben keine „deutsche Akademie", wie die Franzosen die Académie française, die Italiener die Accademia della cruce haben, und an diesem Mangel an einer wissenschaftlichen Autorität, welche durch die Autorität des Staates nicht ersetzt werden kann, kranken alle Reformbestrebungen auf dem Gebiete deutscher Rechtschreibung.

Am 8. April fand die erste Berathung des Wuchergesetzes statt; die Fragen, welche dabei zur Sprache kamen, zeichneten sich bereits deutlich ab. Die einen, darunter Graf Wilhelm Bismarck, verlangten Feststellung eines Zinsmaximums; die andern, wie Dr. Dreyer, erklärten sich gegen die Zinsbeschränkung und meinten, der Wucher lasse sich nie construiren aus dem strafbaren Eigennutz und der strafbaren Drohung. Auch Schulze-Delitzsch, der nur noch sehr selten als Redner auftritt, erklärte, daß er und seine Freunde nicht gesonnen sind, gegen die Vorlage zu stimmen, indem dieselbe wenigstens die Einschränkung des wirthschaftlichen Bodens des Wucherwesens im Gefolge haben müsse.

Die zweite Hälfte der Reichstagssitzungen wird der Lösung der Steuerfrage gewidmet sein; gegen die Brausteuer, wenn sie nicht von einer erhöhten Branntweinsteuer begleitet ist, wird sich lebhafter Widerspruch erheben, und es bleibt noch immer fraglich, ob auch die andern vorgeschlagenen Steuern, wie die Börsensteuer, die nöthige Mehrheit gewinnen. Wenn dies nicht der Fall ist, so wird der Reichskanzler gewiß wieder das Tabacksmonopol ins Treffen führen, um sein Programm, welches die directen Steuern durch die indirecten einschränken oder ersetzen will, in durchgreifender Weise zu verwirklichen.

Am 6. April überraschte der Telegraph die Welt durch die Mittheilung, der Reichskanzler habe seine Entlassung eingereicht; es entsprach nur der allgemeinen Ueberzeugung, als diese Entlassung vom Kaiser nicht angenommen wurde. Auch glaubte niemand an die Absicht des Fürsten, die Geschäfte definitiv in andere Hände zu geben, sondern man sah darin nur einen energischen Beschwerdeweg, um die Abänderung störender Einrichtungen durchzusetzen. Anfangs erging man sich in Combinationen betreffs der auswärtigen Politik; man wollte wissen, daß Fürst Bismarck ermüdet sei an dem Widerstande, den seine Tendenzen bei einer russisch gesinnten Hofpartei fänden, daß über seinen Kopf hinweg Verhandlungen gepflogen worden seien, die in Widerspruch standen mit der von ihm inaugurirten Politik; doch zeigte sich bald, daß, sowenig Verstimmungen des Reichskanzlers aus solchen Gründen sich wegleugnen lassen, doch diesmal der Grund in der Or-

Digitized by Google

ganisation des Bundesrathes lag, welcher es möglich machte, daß die drei größten Staaten Deutschlands durch die kleinen überstimmt wurden. Es handelte sich dabei um eine keineswegs wichtige Sache, um die Befreiung von der Quittungssteuer, welche bei jener Abstimmung für Quittungen von Postanweisungen beschlossen wurde, und zwar mit 30 mittel- und kleinstaatlichen Stimmen gegen 17 preußische, 6 bairische, 4 sächsische und 1 kleinstaatliche Stimmen, sodaß die Vertreter von 33 Mill. überstimmt wurden von den Vertretern von 7½ Mill. Einwohnern. Das ist aber ein organischer Fehler in der Zusammensetzung des Bundesrathes, oder vielmehr es war eine Nothwendigkeit, um das Band der kleinen und großen Staaten zu ermöglichen, da die ersten ja sonst von Hause aus zu vollständiger politischer Ohnmacht verdammt wären. Einer Abänderung der Verfassung in Bezug hierauf treten zu große Schwierigkeiten entgegen; wohl aber verdient das Substitutionsverhältniß, von welchem neuerdings ein zu ausgiebiger Gebrauch gemacht wurde, eine Remedur; 13 Regierungen waren in der Sitzung, die den Entschluß des Fürsten zur Folge hatte, durch Substitution vertreten; zwei der anwesenden Mitglieder verfügten zusammen über 16 Stimmen. Hierin wird wahrscheinlich eine Abänderung durchgeführt werden. Außerdem verstimmte den Reichskanzler wol die aus der Abstimmung hervorgehende Thatsache, daß von Würtemberg aus seiner Steuerpolitik überhaupt Opposition gemacht wird, sowie ferner der Umstand, daß Vertreter von Reichsbeamten in entgegengesetztem Sinne sprachen, indem der Vertreter des Reichspostamtes sich gegen die Quittungssteuer für Postscheine erklärte, der Chef des Reichsamtes sich aber dafür aussprach.

Die Verhandlungen mit Rom sind noch immer in der Schwebe, obschon sie durch das päpstliche Breve vom 24. Febr. durch das die Anzeigepflicht der Geistlichen erneuernde Schreiben des Papstes an den Erzbischof Melchers jedenfalls einen Schritt vorwärts gethan haben. Der preußische Ministerialbeschluß in Bezug auf dieses Breve, vom 17. März datirt und dem Cardinal Jacobini in Wien durch die deutsche Botschaft mitgetheilt, erkennt in jenem Schreiben ein neues Zeichen der friedlichen Gesinnung, von welcher der päpstliche Stuhl beseelt ist und die hier zum ersten mal einen erkennbaren concreten Ausdruck gefunden hat. Doch vermißt er noch eine die gesetzliche Anzeigepflicht sichernde Anordnung. Wenn solche getroffen worden sei, erklärt sich das Ministerium bereit, von der Landesvertretung Vollmachten zu erhalten, um bei der Handhabung der einschlagenden Gesetzgebung freiere Hand zu gewinnen und ihrerseits Vorschriften und Anordnungen, welche von der römischen Kirche als Härten empfunden werden, zu mildern oder zu beseitigen. Es liegt in dem Entgegenkommen des Papstes eine Rückkehr zu den Vorbedingungen der ersten Verhandlungen mit dem Cardinal Franchi und überhaupt zum ersten Ausgangspunkte des Culturkampfes, der sich in den spätern Maigesetzen nur schärfer zuspitzte. Am schwierigsten wird sich die Frage der bischöflichen Sedisvacanzen erledigen lassen, da die Bischöfe durch Rechtsurtheile ihres Amtes entsetzt worden sind; gegen Begnadigungsgesuche, die an den Kaiser gerichtet werden müßten, haben die meisten protestirt. Eine Lösung der Frage durch Einsetzung von Coadjutoren mit voller bischöflicher Competenz ist von mehrern Seiten, von der „Schlesischen Zeitung" und der „Kölnischen Zeitung", in Vorschlag gebracht worden.

In parlamentarischen Kreisen wird der Austritt Lasker's aus der nationalliberalen Fraction und das Schreiben desselben an seine Wähler des zweiten meiningenschen Reichstagswahlkreises viel besprochen. Lasker hebt hervor, daß in der Leitung und in den Entscheidungen der Fraction ein anderer Sinn als früher nachhaltig zur Geltung gelangte; er macht der nationalliberalen Partei ihre plötzlichen Wandlungen zum Vorwurf, und ihre Opportunitätspolitik, welche besonders die Bildung einer klerikal-conservativen Mehrheit unter allen Umständen zu verhindern wünscht und eine liberal-conservative Mehrheit in Aussicht nimmt. Damit würden die liberalen Gedanken verwischt. Die Verdienste der Partei um Constituirung

Digitized by Google

des Norddeutschen Bundes, des Deutschen Reiches, der Justizreform, der Münzgesetzgebung, des Kriegsdienstes und der Heeresverfassung, der Civilehe u. s. f. erkennt Lasker nach wie vor mit Wärme an. Doch verlangt er, daß die innere Bedeutung der politischen Anforderungen über eine Politik gestellt werde, welche durch das Ringen um eine Mehrheitscombination bedingt ist, daß sich die Partei um den liberalen Gedanken sammle zu einer neuen lebenskräftigen Organisation. Die Kritik, welcher Lasker seiner Partei unterzieht, wird von der Geschichte bestätigt werden; sie habe große nationale Aufgaben im Einklang mit der Regierung gelöst, die liberalen Principien aber besonders in letzter Zeit einer Compromißpolitik, der parlamentarischen Diplomatie mehr als einmal geopfert. Lasker selbst hat derselben oft genug Heeresfolge geleistet, er hat für das erste Militärseptennat und für das Socialistengesetz gestimmt. Die Grenzen seines jetzigen Standpunktes gegenüber demjenigen der Fortschrittspartei zu zeichnen, hat er indeß versäumt; sie sind jedenfalls sehr fließende und man weiß nicht recht, warum er sich als parlamentarisches Singleton ausspielt, statt sich an jene Partei anzuschließen.

Die Berichte aus dem Auslande bringen wenig abschließende Thatsachen: durch die Osterferien sind die Sitzungen der meisten parlamentarischen Körperschaften vertagt worden. In Oesterreich hat das Coalitionsministerium Taaffe einen schweren Stand: es gebietet über eine sehr kleine und noch dazu unsichere Majorität. Dieselbe belief sich bei frühern Finanzfragen oft nur auf 10 Stimmen; am 13. April aber wurde der beantragte Dispositionsfonds mit 2 Stimmen Mehrheit abgelehnt; dennoch will Graf Taaffe aus diesem Mistrauensvotum erst nach dem Schlusse der Budgetdebatte und der Budgetvotirung die parlamentarischen Consequenzen ziehen, entweder zurücktreten oder das Haus auflösen. Daß seine persönlichen Sympathien der feudalen Rechten angehören, tritt immer mehr hervor. Die Magyaren freuen sich inzwischen der Ersetzung des tüchtigen Reichs-Finanzministers Baron Hoffmann durch den Präsidenten ihres Abgeordnetenhauses, Szlávy, und hoffen besonders, daß dieser aus den bosnischen Angelegenheiten für sie Kapital schlagen wird. Das Ressort der gemeinsamen Staatspolizei, das mit dem Reichs-Finanzministerium verbunden war, hat Szlávy mit zu übernehmen sich geweigert.

In Frankreich haben sich die Kammern am 20. März auf vier Wochen vertagt. Inzwischen ist im Culturkampf der entscheidende Würfel gefallen. Am 29. März hat die Regierung die Decrete gegen die nicht anerkannten geistlichen Congregationen erlassen: damit ist die Verweisung der Jesuiten aus Frankreich eine Thatsache geworden. Die Agitation in klerikalen Kreisen ist überaus lebhaft; im Senat wird eine Interpellation der Regierung wegen der Märzdecrete stattfinden.

Der Ausfall der Wahlen in England hat für die Whigs entschieden: das Toryministerium Beaconsfield ist unhaltbar geworden. Die Frage, wer die Premierschaft in dem neuen Cabinet übernehmen wird, ob Gladstone selbst oder Lord Hartington oder ein anderer Wortkämpfer der Partei, beschäftigt die Geister in England, während Europa gespannt ist, welcher Wechsel in der auswärtigen Politik bevorstehen dürfte. Mit den britischen Traditionen wird wol kein Cabinet brechen. Was D'Israeli und Gladstone selbst, die Hauptringer im großen Kampfe, betrifft, so verweisen wir auf die in diesem Heft enthaltene Charakteristik beider Staatsmänner von Friedrich Althaus.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Meine neuesten Ausgrabungen in Troja.

Von

Heinrich Schliemann.

In meiner Schrift „Trojanische Alterthümer“ (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1874) sprach ich die bestimmte Vermuthung aus, daß der Skamander einst in dem ungeheuern Flußbett des Kalifatli Asmak bis zum Dorfe Koum Kioi durch die Ebene floß, sich dann plötzlich nach Osten wandte und sich in dem großen Bett des In Tepeh Asmak, an der Ostseite der Ebene, neben den Höhen von Rhoeteum, in den Hellespont ergoß. Ich schloß dies aus verschiedenen Gründen. Erstens aus der Ilias, die nichts von einem Flusse im griechischen Lager weiß, während der Skamander, in seinem jetzigen Laufe, sowie auch dann, wenn er von Koum Kioi ab den jetzigen Lauf des Kalifatli Asmak gehabt hätte, nothwendigerweise durch dasselbe geflossen sein müßte. Zweitens aus dem riesigen Bett des kleinen Baches Kalifatli Asmak, der aus drei im südöstlichen Theile der Ebene, im Dudensumpfe gelegenen Quellen entspringt, nur im Winter fließendes Wasser hat und in allen andern Jahreszeiten aus einer Reihe von Pfützen besteht. Außerdem konnten, nach meiner Meinung, die vielen kleinen Hügel von Alluvialsand, die man im Bett dieses Baches findet, und besonders die Dünen an seinem westlichen Ufer nur von einem großen reißenden Strome gebildet worden sein. Mehrere derselben zeigten außerdem ein hohes Alter, namentlich die große Düne östlich vom Dorfe Kalifatli, auf der eine kleine Kapelle steht, die augenscheinlich auf der Baustelle eines griechischen Tempels errichtet ist, von dessen Ruinen man viele sculptirte Blöcke in ihren Mauern sieht; dann die noch viel größere Düne, auf welcher das Dorf Koum Kioi und, östlich davon, der türkische Kirchhof liegt; denn wie die Massen griechischer Topfscherben, mit denen sie übersäet ist, und die Reste einer alten Ringmauer, die man auf mehrern Stellen und namentlich im Dorfe selbst sieht, beweisen, ist sie die Baustelle einer alten Stadt, und wird hier wahrscheinlich Polisma gestanden haben, wovon Strabo (XIII, 601) sagt: „Zuerst bauten die Astypaläer, welche Rhoeteum bewohnten, am Simois Polium, welches jetzt Polisma heißt, aber an keinem von Natur festen Ort, weshalb es bald zerstört wurde.“ Nun liegt diese Düne zwar nicht unmittelbar am Simois, aber seinem Ausflusse in den Kalifatli Asmak, dem alten Bett des Skamander, gegenüber, und somit widerspräche ihre Lage nicht der Angabe Strabo's. Der dritte Grund, der mich veranlaßte, den Kalifatli Asmak mit dem alten Bett des Skamander für identisch

Digitized by Google

zu halten, ist das große tiefe Strombett, welches sich vom Skamander, von der Stelle ab, wo der Thymbrius in ihn mündet, bis zum Kalifatli Asmak, unmittelbar westlich von dem Dudensumpfe, erstreckt und durch welches der Skamander noch jetzt zur Zeit der Ueberschwemmungen große Wassermassen in den Kalifatli Asmak entsendet. Aber wie groß diese Wassermassen auch sein mögen, sie füllen doch immer nur einen kleinen Theil seines Flußbettes und berühren sogar nie den Fuß der erwähnten Dünen.

Der Grund, warum ich den In Tepeh Asmak als Auslauf des alten Skamander ansah, war vornehmlich der, daß ich mir auf keine andere Weise die Bildung seines großen Flußbettes erklären konnte; denn er ist ein todter Arm, der keinen Ausfluß, sondern vielmehr einen Einfluß vom Meere hat. Nur in Ueberschwemmungszeiten kann in den obern Theil des Bettes, welches nur $1^1/_2$ englische Meilen lang ist, vom nördlichen Arm des Simois, vielleicht auch vom Kalifatli Asmak, etwas Wasser sich ergießen; was ihm sonst an Wasser zukommt, kann nur bewegtes Grundwasser sein.

Diese meine bestimmten Vermuthungen erregten damals viel Heiterkeit und wurden einstimmig verworfen, während sie jetzt, infolge der Forschungen meiner vorjährigen ausgezeichneten Mitarbeiter, des Professors Rudolf Virchow von Berlin und Emile Burnouf von Paris, zu gewissen Thatsachen werden. Der letztere hat nämlich nachgewiesen, daß sich unmittelbar neben dem am rechten Ufer des Kalifatli Asmak, 300 Meter nördlich von Koum Kioi, befindlichen Tumulus, welcher nach den Angaben der Ilias das Grab des Ilus sein muß, eine mit Flußsand gefüllte breite Bodensenkung in nordöstlicher Richtung bis zum In Tepeh Asmak erstreckt, durch welche sich einst der Skamander, als er noch das Bett des Kalifatli-Asmak hatte, in den In Tepeh Asmak und durch ihn in den Hellespont ergossen haben muß. Die Besucher der Troas erkennen jene durch den alten Skamanderlauf erzeugte Bodensenkung sofort an dem Aussehen des Getreides, welches sonst überall üppig steht, in jenem alten sandigen Strombett nur klein und armselig emporwächst. Noch viel wichtiger aber ist das Resultat der Untersuchungen Virchow's. Dieser ausgezeichnete Naturforscher veranstaltete Ausgrabungen sowol in den alten Dünen des Kalifatli Asmak als in dem zugewachsenen Bett des In Tepeh Asmak, dicht unterhalb der Bodenwelle an der Südwestecke des Rhoeteum, und nahm aus der größten Tiefe, die er erreichen konnte, Proben des Bodens, die von den Herren J. Roth, Orth und Dr. Liebsch in Berlin chemisch untersucht wurden und Quarz, Feldspath, Glimmer und Hornblende ergaben. Damit beweist Professor Virchow*), daß das Alluvium der troischen Ebene wesentlich ein Product der höhern Gebirge, namentlich des Ida und vom Skamander angeschwemmt worden ist, der oberhalb Ewjilar eine breite Zone von Syenit, welcher in voller Verwitterung begriffen ist, durchbricht. Mit diesem Nachweise, daß die Alluvia der untern Ebene im wesentlichen syenitischen Ursprungs sind, fällt, wie Virchow behauptet, „sofort jede Möglichkeit weg, den andern Flüssen und Bächen der untern Ebene irgendeinen bestimmenden Antheil an der Zuführung der Schwemm-

*) „Beiträge zur Landeskunde der Troas" (Berlin 1879), S. 151, 153.

Digitized by Google

stoffe zuzuschreiben". Mit großer Bestimmtheit können wir jetzt sagen, daß der Skamander einstmals mit dem größern Theil seines Wassers durch den östlichen Abschnitt der Ebene geströmt ist, und mit vieler Wahrscheinlichkeit, daß er seine Ausmündung durch den In Tepeh Asmak hatte. Diesen Lauf hat er allmählich durch die Ablagerung seiner Schwemmstoffe unbrauchbar gemacht. Er hat an seinen Ufern Sandhügel angehäuft, die vom Wind zum Theil zerstreut worden sind; er hat die Flußbetten versandet und da, wo früher sein Bett war, bloße „Winterbetten" hinterlassen; er ist vielfach in die Ebene eingebrochen, hat sie weit und breit mit Schlamm überdeckt, und schließlich seinen „Brüdern", dem Simois und dem Bounarbashi Su, den Wasserlauf verschüttet, sodaß jetzt Sümpfe sind, wo vorher zusammenhängende Flußbetten waren. So hat er auch seinen Abfluß in den In Tepeh Asmak zugeschüttet, und als endlich das westliche Bett unter dem Sigeum mehr und mehr gangbar wurde, ist aus dem alten östlichen Bett der Kalifatli Asmak geworden. Einer von beiden, am wahrscheinlichsten der In Tepeh Asmak, ist der „alte" Skamander, Palaeskamander des Plinius.*)

Da somit der Skamander am Ostrande der Ebene, neben den Höhen von Rhoeteum, in den Hellespont floß, so war er im griechischen Schiffslager nicht hinderlich, und Homer hatte keinen Grund, ihn dort anzuführen. Ehe der Kanal gegraben wurde, der den größten Theil des Wassers des Bounarbashi Su von Yerkassi Kioi in den Meerbusen von Besika ableitet, muß dieser Bach in seinem noch jetzt bis unterhalb des Dorfes Yeni Kioi deutlich sichtbaren alten Bett neben dem Vorgebirge von Sigeum in den Hellespont geflossen sein, und da er somit nur den Westrand des Schiffslagers streifte und nicht durch dieses sich ergoß, so war er ebenfalls nicht hinderlich und blieb vom Dichter unerwähnt.

Was die von der Hestiaea aus Alexandria Troas und Demetrius aus Skepsis vertheidigte und von Strabo (XIII, 599) angenommene Theorie betrifft: daß der Hellespont zur Zeit des trojanischen Krieges einen tiefen, beinahe bis Hissarlik reichenden Meerbusen bildete, und somit Novum Ilium nicht mit der Baustelle von Troja identisch sein könne, weil es an Raum für die großen Thaten der Ilias fehlte, diese Theorie fällt zu Boden vor den von Frank Calvert**) in den Dardanellen vorgebrachten und von Professor Virchow***) als unwiderlegbar angenommenen Beweisen, daß seit der ältesten historischen Zeit eine fortdauernde Abspülung des Ufers an der asiatischen Seite des Hellespont stattfindet. Auch haben Virchow's und Burnouf's eingehende Untersuchungen erwiesen, daß die Küstenmarsch der Ebene von Troja im Sinne der Geschichte eine alte Alluvion ist und daß auch hier, seit dem trojanischen Kriege, eher eine Abnahme als eine Zunahme der Küstenlinie anzunehmen ist. Die Angaben der Ilias über die Topographie der Ebene bieten somit nicht die mindeste Schwierigkeit mehr; ja, sie sind in vollkommenem Einklang mit den an den Tag gebrachten Thatsachen.

---

*) Vgl. Virchow, „Beiträge zur Landeskunde der Troas", S. 152, 170, 171.

**) „Ueber die asiatische Küste des Hellesponts, vorgelegt in der Sitzung der berliner Anthropologischen Gesellschaft am 20. Dec. 1879."

***) „Die Küste der Troas", S. 41.

Digitized by Google

In Hissarlik habe ich die Arbeiten insoweit zu Ende geführt, als ich die dritte, die in einer furchtbaren Katastrophe verbrannte Stadt, mit ihrer ganzen Ringmauer ans Licht gebracht habe. Nur zwei Schuttblöcke ließ ich darin stehen, welche die Oberfläche des Hügels, wie sie zu Anfang meiner Ausgrabungen war, bezeichnen und zugleich in ihren senkrechten Wänden die Trümmerschichten der sieben verschiedenen Städte zeigen, die hier im Laufe der Jahrhunderte aufeinander gefolgt sind. Ich nahm früher nur fünf Städte an, habe mich aber jetzt durch die aufgedeckten Thatsachen bestimmen lassen, die Zahl um zwei zu vermehren. Ich schrieb nämlich früher die unterste, der verbrannten Stadt vorhergehende, 23 Fuß dicke Trümmerschichte einer einzigen Ansiedelung zu, bin aber infolge der ganz verschiedenen Bauart der Häuser und Mauern und der ebenso verschiedenen Topfwaare davon zurückgekommen und gezwungen worden, dort jetzt mit aller Gewißheit zwei Städte anzunehmen. Wie nämlich G. Dennis*) richtig bemerkt, sind die mannichfaltigen Kunststile eines Volksstammes in den verschiedenen Zeitabschnitten seines Daseins wie die Glieder einer Kette aneinandergereiht und es ist unmöglich, daß ein Volk, nachdem es während eines langen Zeitraums seine Topfwaare in einem Stil gearbeitet, der durch lange Gewohnheit einen geheiligten und ritualen Charakter erlangt hat, diesen plötzlich aufgeben und in einem Stil ganz und gar verschiedener Art arbeiten könnte. Ein Volk mag seine eigene Kunst und Industrie modificiren, erweitern, vervollkommnen, aber es kann dieselben nicht ganz beiseitesetzen; denn in solchem Falle würde es seine eigene Individualität verleugnen. Wenn wir daher zwischen zwei Kunststilen so viele und stark hervortretende Verschiedenheiten finden, daß es unmöglich wird, die entfernteste Analogie zwischen ihnen zu entdecken, so ist es nicht genug, solche Verschiedenheiten einer verschiedenen Zeitperiode oder Culturstufe zuzuschreiben; wir können sie nur von verschiedenen Volksstämmen herleiten. So müssen wir auch annehmen, daß die unterste Schuttschicht, von 23 Fuß Dicke, von zwei verschiedenen Völkern herrührt; denn auf dem Urboden bis zu 7 und 9 Fuß darüber finde ich die Architektur und Topfwaare ganz und gar verschieden von der Bauart und den Terracotten in den folgenden Schichten. Wie sich die Besucher von Hissarlik überzeugen können, bestehen nämlich die dicht über dem Urboden ans Licht gebrachten Hauswände aus kleinen, meistens flachen mit Lehm verbundenen Steinen, die so zusammengelegt sind, daß der eine Stein immer den Verbindungspunkt der beiden darunterliegenden bedeckt. Dieselbe Bauart sieht man auch in der uralten Stützmauer, die ich in großer Tiefe an der Nordostseite von Hissarlik ans Licht brachte und die ich mit vieler Wahrscheinlichkeit der urältesten Ansiedelung zuschreibe. Die in dieser untersten Stadt gefundene Topfwaare ist, ebenso wie die der vier folgenden vorhistorischen Städte, fast ausschließlich mit der Hand gefertigt, jedoch kommen auch schon hier hin und wieder auf der Töpferscheibe gedrehte Vasen vor. Der Thon der Vasen ist mit einer großen Menge von gestampftem Granit, Quarz, Mica und Kieselstein durchknetet, die nur den Zweck haben konnte, den Vasen Solidität zu geben. Nachdem diese geformt waren, wurde die innere Seite der Schüsseln sowie die Außenseite

*) „The Cities and Cemeteries of Etruria."

Digitized by Google

der Vasen mittels eines zugespitzten Feuersteins oder Knochens mit einer Linearornamentation versehen, worunter die von Zickzacklinien und Baumzweigen die gewöhnlichste ist; jedoch sind letztere so kunstlos gemacht, daß man oft zweifelt, ob der primitive Künstler wirklich Floral- oder Fischgrätenmotive darzustellen beabsichtigte. Die Topfwaare wurde dann, in Ermangelung der allen vorhistorischen Völkern unbekannt gebliebenen Brennöfen, an ein offenes Feuer gestellt, leicht gebrannt, darauf auswendig und inwendig mit besonders dazu geschliffenen Steinen von Porphyr oder Jaspis geglättet und dann mehrfach in feingeschlämmten schwarzen eisenoxydhaltigen Thon getaucht; wenn sie trocken war, wurde sie mit einer Auflösung von Kienruß bestrichen; die eingeschnittenen Verzierungen wurden mit weißem Thon gefüllt, die Gefäße sodann zum zweiten mal ans offene Feuer gestellt, wiederum leicht gebrannt und von neuem mit Polirsteinen, von denen ich Hunderte sammelte, geglättet. Auf diese Weise erklärt es sich, daß die Gefäße, obwol durchschnittlich nur ein Drittel und oft sogar weniger als ein Viertel der Thondicke wirklich gebrannt ist, eine große Solidität, eine hübsche glänzend schwarze Farbe und von außen und innen eine glatte Fläche haben, obwol sie im Bruch eine große Masse von kleinen Steinen und mattfarbigen, grauen, gelben oder gar rothen Thon zeigen. Es gibt aber auch hier glänzend feuerrothe Vasen, deren Farbe nur durch das im Thon selbst enthaltene Eisenoxyd am Feuer hervorgebracht sein kann. Die Schüsseln und Becken haben an zwei Seiten, unmittelbar unterhalb des Randes und nicht oberhalb desselben hervorstehend, Auswüchse mit 5—10 Centimeter langen horizontalen Röhrchen zum Aufhängen mittels einer Schnur; die Vasen haben auf zwei Seiten ähnliche Auswüchse mit doppelten senkrechten Röhrchen zu gleichem Zweck; sie haben entweder drei Füße oder einen convexen Boden; jedoch kommen auch Gefäße mit flachem Boden vor. Ich besitze sogar aus dieser urältesten Stadt eine kleine Vase mit drei Füßen, die an vier Seiten senkrechte Röhrchen und in gleicher Richtung Löcher im Rande, zum Aufhängen mit einer Schnur hat. Höchst interessant sind die glänzend rothen Becher dieser ersten Stadt, welche genau die Form der von mir in den Königsgräbern in Mykenae gefundenen und von mir unter Nr. 343 in meinem Werke über „Mykenae" (Leipzig F. A. Brockhaus, 1878) dargestellten goldenen Becher haben. Geschliffene Streitäxte, meistens von Diorit, kommen oft vor, ebenso Hunderte von Hämmern, meistentheils aus Diorit, aber auch von Serpentin, Porphyr, Quarz u. s. w., sowie sehr viele Handmühlsteine aus Trachyt in der Form eines in der Länge durchschnittenen Eies.

Unter den Aexten verdienen besondere Beachtung zwei schöne Exemplare von grünem durchsichtigen Nephrit.

Waffen von Metall fand ich hier gar nicht und nur einige Messer, die sich nach der von Chandler Roberts, dem Münzwardein der königlichen Münze in London, gemachten Analyse als aus reinem Kupfer bestehend erwiesen. Eins der Messer ist stark vergoldet. Anstatt der noch nicht erfundenen Fibula bedienten sich die Bewohner aller fünf vorhistorischen Städte von Hissarlik der auch in den schweizer Pfahlbauten vorkommenden Tuchnadeln mit kugelrundem Kopf, die aber, gleich wie die Messer, nur in den Ueberresten der beiden untersten Städte aus reinem Kupfer, in den drei folgenden aber aus Bronze gemacht sind. Von Silber

Digitized by Google

fand ich nur eine Tuchnadel und ein kleines Instrument unbekannten Gebrauchs. Somit war bei den ersten Ansiedlern von Hissarlik Gold, Silber und Kupfer in Gebrauch. Eisen fehlt durchaus in allen vorhistorischen Städten von Hissarlik; ich fand nie eine Spur dieses Metalls.

Das folgende Volk gab sich nicht die Mühe, die Ruinen der ersten Stadt wegzuräumen; es nivellirte den Boden einfach, indem es die Trümmer der ersten Stadt mit Schutt und besonders mit Lehmkuchen füllte. Darauf hin baute dasselbe aus großen, meistens unbehauenen, aber oft auch roh behauenen, viereckigen Blöcken aus dem tertiären Tuffkalk, aus dem der Fels von Hissarlik sowie alle umliegenden Höhen bestehen, seine Häuser, von denen gar viele Reste vorhanden sind. Mit größter Wahrscheinlichkeit können wir diesen zweiten Ansiedlern den Bau der aus großen mit kleinen Steinen verbundenen Blöcken bestehenden Stadtmauer zuschreiben, welche die Besucher von Hissarlik gleich links beim Eintritt in meinen großen nördlichen Einschnitt sowie an der Nordostseite sehen; ebenso dürfen wir denselben den Bau der großen innern Mauer an der Südseite, des sich daran schließenden großen Thores sowie der von dort in nordwestlicher Richtung fortlaufenden Mauer zuschreiben; denn überall findet man in diesen Bauten dieselbe Bauart aus großen Steinen und zwischen denselben die dieser zweiten Stadt eigene Töpferwaare, die von derjenigen der ersten und dritten Stadt durchaus verschieden ist. Aber sowol die gewaltige 20 Fuß hohe Mauer an der Südseite als ihre Fortsetzung an der Nordwestseite können, da sie unter einem Winkel von 45 Grad ablaufen und somit leicht ersteigbar sind, nur als Unterbau der Festungswerke gedient haben, die verschwunden sind und deren Bauart wir daher nicht kennen. Da sich aber in der zweiten Stadt keine Spur von Ziegeln findet, so müssen wir annehmen, daß die Brustwehren und Thürme auch aus großen Steinen bestanden haben.

Was die Topfwaare dieses zweiten Volkes betrifft, so ist sie, wie die der ersten Stadt, fast sämmtlich mit der Hand angefertigt; jedoch kommen auch hin und wieder Vasen vor, die augenscheinlich auf der Töpferscheibe gedreht sind. Schüsseln und Becken, mit horizontalen Röhren zum Aufhängen, kommen hier gar nicht vor, und anstatt doppelter senkrechter Röhren an jeder Seite haben hier die Vasen nur eine solche an jeder Seite. Ebenso sind letztere in Form und Fabrikat verschieden, und man findet in der zweiten Stadt nicht eine Scherbe jener glänzend tiefschwarzen oder rothen Gefäße der ersten Ansiedelung. Dagegen ist die Ornamentation wenig verschieden. Die Vasen haben meistens drei Füße. Die Teller sind alle auf der Scheibe gedreht, aber wenig gebrannt und gar nicht geglättet. Hier kommen zum ersten mal Vasen mit Eulenköpfen und den Kennzeichen der Frau vor, die in der untersten Stadt fehlen. Dagegen haben beide Städte flache Stücke Marmor gemein, welche in möglichst kunstloser Weise eine menschliche Figur darstellen. Ja, diese Darstellung ist so roh, daß niemand eine solche darin erkennen würde, kämen nicht in den drei folgenden vorhistorischen Städten Hunderte gleicher Figuren vor, auf denen ein Eulenkopf, auch manchmal zwei Frauenbrüste und Gürtel roh eingeschnitten sind. Ebenso findet man in der zweiten Stadt kegelförmige, gut geglättete, durchbohrte Stücke Terracotta: die sogenannten Wirtel (italienisch fusaioli)

Digitized by Google

mit eingeschnittenen Zeichen, wovon einige einen symbolischen Charakter haben mögen. Diese Wirtel kommen auch in der ersten Stadt vor, sind dort aber viel größer und flacher, auch mit mehr Sorgfalt angefertigt. Hier in der zweiten Stadt kommen auch schon jene riesigen 4—7 Fuß hohen und oft bis $4^1/_2$ Fuß im Durchmesser habenden Kruken (πίθοι) vor, deren Thon oft eine Dicke von 5—$6^1/_2$ Centimeter hat, und die in Ermangelung der in vorhistorischen Zeiten völlig unbekannten Keller oder Fässer als Vorrathskammern oder Weinbehälter gebraucht sein müssen. Sie bestehen aus sehr grobem mit gestampftem Mica, Granit, Quarz und Kieselstein vermengtem Thon und sind, höchst merkwürdigerweise, stets durch und durch gebrannt, während die feinsten Gefäße, deren Thon nur eine Dicke von 3 Millimeter hat, nur zum dritten oder vierten Theile gebrannt sind. Diese sonderbare Thatsache würde mir ein Räthsel geblieben sein, hätte nicht der Fürst von Bismarck, als er mir im Jahre 1879 die Ehre erwies, mich zu sich einzuladen, die Unterhaltung auf die trojanischen pithoi gelenkt und bemerkt, daß die Anfertigung derselben schon einen ziemlich hohen Grad von Civilisation voraussetzt, da der pithos wegen seiner großen Schwere nothwendigerweise ganz gebrannt sein muß, dies in Ermangelung von Brennöfen, bei offenem Feuer, sehr schwer zu bewerkstelligen war und, nach seiner Meinung, nur auf folgende Weise geschehen konnte: „Nachdem der trojanische Töpfer von Weidenruthen das Gestell eines auf dem Munde und somit umgekehrt stehenden pithos gemacht und den Thon mit Granit-, Mica- und Quarzgrus durchknetet hatte, bildete er das Gefäß um das Gestell herum, glättete es und ließ es an der Sonne trocknen; drehte es hernach um, befestigte es mittels Steinen, sodaß es aufrecht stehen konnte, packte es voll trockenen Holzes und legte ebenfalls von außen große Holzstöße um dasselbe herum. Darauf zündete er das Holz innerhalb und außerhalb des pithos gleichzeitig an und durch die von beiden Seiten auf den Thon wirkende furchtbare Glut wurde derselbe durch und durch gebrannt; vielleicht wurde diese Operation auch mehrfach wiederholt.“ Ich habe diese höchst scharfsinnige Erklärung des Fürsten, als die allein mögliche, ohne weiteres angenommen und werden alle Alterthumsforscher ein Gleiches thun müssen.

In dieser zweiten Stadt findet man auch schon jene großen Becher mit zwei kolossalen Henkeln, die, weil sie unten spitz zulaufen, nur auf den Mund hingestellt werden können. Von geschliffenen Steinäxten kommen auch hier viele vor und darunter zwei aus Nephrit. Rohe Hämmer aus Diorit, Serpentin oder Porphyr, sowie die fast kugelrunden Kornquetscher aus Granit oder Kiesel findet man hier in großen Massen und ebenso die ovalen Handmühlsteine aus Trachyt. Kleine Sägen aus Silex finden sich sowol hier wie in der vorhergehenden und den beiden folgenden Städten in großer Zahl. Blei kommt hier vor, ebenso Kupfer. In einem verbrannten Hause dieser Stadt fand ich im Schutt, in schräger Richtung, das Gerippe einer Frau, die offenbar im Feuer umgekommen war; neben demselben einen aus dickem, nur dreimal herumgedrehtem Golddraht hergestellten Fingerring, sowie drei goldene Ohrringe höchst primitiver Art und eine Tuchnadel aus Elektron. Von Blei fand ich Kleinigkeiten. Somit waren in dieser Stadt Kupfer, Blei, Gold, Elektron und ohne allen Zweifel auch Silber bekannt, obwol ich von letzterm Metall nichts fand.

Digitized by Google

Die Baustelle dieser zweiten Stadt muß lange Zeit hindurch wüst gelegen haben, ehe sich ein neues Volk auf derselben ansiedelte; denn, wie sich die Besucher von Hissarlik in meinen Ausgrabungen überzeugen können, hatten sich vom Winterregen überall große trichterförmige Löcher unter den Ruinen gebildet, die von den neuen Ansiedlern, den Erbauern der dritten Stadt, mit Steinen gefüllt wurden. Diese nivellirten wiederum die alte Baustelle, indem sie vielen Schutt von den Abhängen des Hügels warfen und die Senkungen im Boden und die stehen gebliebenen Hausmauern mit Lehmkuchen aufhäuften. Auf den so geebneten Grund bauten sie dann ihre Stadt, aber nicht mehr aus großen Steinen wie ihre Vorgänger, sondern aus großen, nur wenig gebrannten Ziegeln, deren Thon mit vielem Stroh durchknetet wurde; ich fand nur wenige Häuser, deren Unterbau 5 oder 6 Fuß hoch aus kleinen mit Lehm verbundenen Steinen bestand; die obern Stockwerke wurden immer aus Ziegeln, nur in wenigen Fällen aus bloßem Lehm gebaut. Man hatte keine Breter; denn es fehlten die Werkzeuge, solche zu schneiden, und spalten kann man dieselben aus keinem Baum. Die Dielen wurden folglich von eng zusammengelegten Balken und, noch wahrscheinlicher — gleichwie in der unter drei Schichten Bimsstein und vulkanischer Asche auf Thera (Santorin) theilweise ans Licht gebrachten vorhistorischen Stadt — aus unbehauenen Baustämmen gemacht, deren Fugen man mit Lehm ausfüllte, indem man so ebene Fußböden herstellte. Auf gleiche Weise wurden die obern Terrassen der Häuser geschaffen, die aber mit einer dicken Lehmschicht bedeckt gewesen sein müssen, um zu verhüten, daß der Regen eindringe. Da nur wenige der von mir aufgedeckten Unterbauten der Häuser Thüren haben, aber dennoch in denselben immer mehrere große pithoi stehen, so ist mit Gewißheit anzunehmen, daß diese Unterbauten als Vorrathsräume gebraucht wurden und man, wie es noch jetzt in den Dorfwohnungen in der Troas der Fall ist, mit Leitern aus der Beletage dahin gelangte. So sehen wir auch in der Ilias (VI, 288—296), daß Hecuba in das untere Stockwerk hinabsteigt, um aus der Vorrathskammer das schönste Gewand für Athene zu holen.

Unter allen Gebäuden dieser dritten Stadt zeichnet sich das nordwestlich vom Thore gelegene Haus durch seine Größe und solide Bauart aus; ich halte es daher, auch weil ich in oder neben demselben neun Schätze von Gold- und Silberschmucksachen fand, für das Haus des Stadthauptes, der auch König gewesen sein mag. Da dies die imposanteste und bestgelegene Stelle der Stadt ist, so scheint hier immer das Stadthaupt gewohnt zu haben; denn unterhalb der Fundamente des Gebäudes sieht man die Mauern eines frühern, zur zweiten Stadt gehörigen Hauses, während oberhalb desselben wiederum ein sehr großes, zur vierten Stadt gehöriges Haus stand. Die verschiedenen Gemächer dieses Hauses der dritten Stadt sind durch Thüren miteinander verbunden; in zweien der Räume findet sich eine ganze Reihe jener großen pithoi. Es stehen von diesem Hause nur noch die 5 Fuß hohen steinernen Wände des Erdgeschosses, die auf der Innenseite mit Lehm überstrichen sind; auf diesen ruhten die obern Etagen aus Ziegeln, welche letztere eingestürzt waren, alle Räume des Unterbaus füllten und in kolossalen Haufen darauf lagen. Vor diesem Hause ist ein kleiner freier Platz, der einzige

Digitized by Google

der Stadt, und daher vielleicht die Agora. Auch nach der Ilias (II, 788—789) war die Agora unmittelbar vor der Thür des Königshauses:

Jen'itzt riethen im Rath an Priamos' Pforte des Königs,
Alle gesellt miteinander, die Jünglinge so wie die Greise.

Dem Volke dieser Stadt müssen wir mit höchster Wahrscheinlichkeit den Bau der großen, aus kleinen Steinen errichteten Außenmauer an der Südseite sowie alle auf gleiche Weise gebauten Wände des Thores zuschreiben, dessen unterer Bau aus großen Blöcken besteht und augenscheinlich dem Volke der zweiten Stadt angehört. Die vom Thore in südwestlicher Richtung zur Ebene ablaufende Straße hat ein unteres, sehr abgenutztes Pflaster aus großen weißen Steinplatten, welches ich auch der zweiten Stadt zuschreiben muß, und ein oberes, weniger abgenutztes Pflaster aus großen rothen Steinplatten, welches ich der dritten Stadt zuschreibe. Außer dieser großen Straße existirt im ganzen nur noch eine, mit Steinplatten gepflasterte, 5 Fuß breite Straße und ein, weniger als 1 Meter breiter, Gang; die Besucher von Hissarlik sehen beide an der Ostseite meines großen von Nord nach Süd durch den Hügel gehenden Einschnitts. Die Ringmauer dieser dritten Stadt, welche aus denselben Ziegeln wie die obern Stockwerke der Häuser bestand, habe ich in ihrem ganzen Umfange ans Licht gebracht, aber wegen ihres verfallenen Zustandes nur an vier oder fünf Stellen erhalten können. Besucher von Hissarlik sehen große Trümmer davon an der Nord-, Süd- und Südostseite, welche zeigen, daß sie aus zwei parallellaufenden Mauern bestand, zwischen denen ein Gang daherläuft. Diese doppelte Ziegelmauer war größtentheils auf den großen Mauern der zweiten Stadt erbaut und muß mit vielen bewohnten Thürmen versehen gewesen sein; denn andernfalls ist die große Masse von Topfwaare, Steinäxten, Handmühlsteinen u. s. w., die ich in den Ziegelmauerruinen auf den Steinmauern fand, gar nicht zu erklären. Diese dritte Stadt ist bis auf ihre südöstliche Ecke in einer furchtbaren Feuersbrunst zerstört worden, wovon jeder Stein und jede Topfscherbe das Gepräge trägt.

Da die Fußböden aus mit Stroh gemischtem Lehm oder Thon bestanden und somit viel Silica enthielten, so verwandelten sie sich in der Feuersbrunst in eine Glasmasse und so erklären sich die vielen von mir aufgedeckten gläsernen Fußböden der untern Etagen sowie die in der rothen, gelben oder schwarzen Holzasche enthaltene ungeheuere Masse von kleinen, kegel- oder zapfenähnlichen Stücken einer grünen Glasmasse; denn ehe die brennenden Balken, aus denen die Fußböden der obern Stockwerke und Terrassen bestanden, einstürzten, mußte sich die Stroh enthaltende Lehmdecke der Fußböden auflösen und zwischen den Fugen der Balken heruntertröpfeln.

Die Stadt wurde plötzlich durch Feindeshand zerstört; die Gerippe mit Helmen auf den Köpfen und Lanzen an den Seiten sowie die zehn Schätze, welche ich an verschiedenen Stellen — neun davon in oder neben dem großen Hause beim Thore und einen an der Nordostseite — entdeckte, ferner die Tausende von Vasen, die ich unter den Trümmern fand, können keinen Zweifel darüber lassen. Zwei der Schätze wurden von mir in Gegenwart von Professor Virchow und Burnouf entdeckt. Die Vasen haben größtentheils drei Füße und an jeder Seite einen

Digitized by Google

Auswuchs mit einem senkrechten Röhrchen und in derselben Richtung Löcher im Rande des Mundes; auch die Deckel haben an zwei Seiten Löcher, sodaß die Vasen mittels einer Schnur verschlossen sowie aufgehängt werden konnten. Ein gleiches Verschlußsystem findet sich an vielen der von mir in den Königsgräbern in Mykenae gefundenen goldenen Gefäße.*) Dasselbe System war auch zu Homer's Zeit im Gebrauch; denn als Arete dem Odysseus die Kiste mit Geschenken überreicht, empfiehlt sie ihm:

Selbst nun schaue den Deckel, und schürz' ihm behende den Knoten,
Daß dich keiner beraub' auf der Heimfahrt, während du etwa
Ruhst in lieblichem Schlafe, geführt vom dunkelen Meerschiff.**)

Der Dichter sagt darauf in den folgenden Versen:

Als er solches vernommen, der herrliche Dulder Odysseus,
Fügt' er den Deckel darauf, und schürzt' ihm behende den Knoten,
Vielfach, welchen vordem ihm gelehrt die erhabene Kirke.

Es kommen aber auch oft Vasen ohne Füße und ohne Röhrchen zum Verschließen und Aufhängen vor und beides fehlt stets bei den Vasen mit Eulenkopf, Frauenbrüsten und pelvis, die hier in sehr großer Menge vorkommen. Gewöhnlich haben diese letztern Vasen zwei hohe aufrecht stehende Auswüchse in Form von Flügeln, die, da sie scharfe Kanten haben, nicht als Griffe gebraucht sein können. Der geheiligte Charakter dieser Vasen scheint mir daraus hervorzugehen, daß sie genau nach der Form der marmornen Idole, mit roh eingravirtem Eulenkopf, modellirt sind, und diese letztern durchaus nur Copien des uralten Palladiums sein können, welches nach der von Apollodorus (III, 2, 3) und andern erzählten Sage, als Ilus, der Erbauer von Troja, zum Zeus betete, ihm ein glückliches Zeichen zu geben, von diesem entsandt (διΐπετές), vor des Ilus Zelt vom Himmel fiel. Die Füße waren vereinigt und hielt es in der Rechten eine Lanze, in der Linken Spinnrocken und Spindel. Gleichwie man in spätern Zeiten in Griechenland die Siegesgöttin ohne Flügel darstellte und als Apteros Nike verehrte, so verehrte man in Troja die Schutzgöttin Athene in einem Idol, bei dem der ganze untere Theil des Körpers nur einen Klumpen bildete, damit sie in der Stadt bleiben und nicht weggehen sollte. Die Lanze zeigt ihren kriegerischen Charakter; der Spinnrocken und die Spindel stellen sie als Athene Ergane und Beschützerin der Weberinnen und Spinnerinnen dar. Hierin finden wir denn auch eine genügende Erklärung für die vielen Tausende von hübschen kegelförmigen Wirteln aus Terracotta mit eingeschnittenen Zeichen, wovon viele einen symbolischen Charakter haben mögen, denn da nur sehr wenige derselben eine Abnutzung zeigen, so können sie wol nur als Weihgeschenke gedient haben. Aber nicht alle solche geheiligte Vasen haben den Eulenkopf auf dem Halse selbst; gar viele haben einen glatten Hals und gehört auf diesen ein hutförmiger Deckel, auf dem der Eulenkopf modellirt ist. Es kommt auch eine sehr große Menge von hutförmigen Deckeln vor, deren Henkel doppelt ist und eine hübsche Krone bildet.

*) Vgl. mein „Mykenae", S. 205, 206, 207, Nr. 318—322.
**) Vgl. Odyssee, VIII, 443—445.

Digitized by Google

Durch eine Stelle im Aristoteles*), der die Bienenzelle mit einem Amphikypellon vergleicht, irregeleitet, glaubte man bisjetzt, der Homerische Becher Depas-Amphikypellon habe die Form des hölzernen mit einem Maße unten und oben versehenen Gefäßes, mit dem man in den Straßen Londons für einen Penny und einen Halfpenny Haselnüsse verkauft. Aber wer sagt uns, daß es zu Aristoteles' Zeit nicht ein ähnliches Maß gab, welches Amphikypellon hieß, und mit dem man in den Straßen Athens für einen und zwei Obols Haselnüsse verkaufte? Jedenfalls hat es nie und zu keiner Zeit im Alterthum einen Doppelbecher in Form einer Bienenzelle gegeben; denn noch nie ist ein solches Unding, oder auch nur das Bruchstück eines solchen Undings, in den Ausgrabungen gefunden oder in den Vasengemälden oder Basreliefs gesehen worden. Was ein Homerischer Depas-Amphikypellon bedeutet, das mußte Homer besser wissen als alle Zunftgelehrten; bei ihm aber ist dieser Becher synonym mit Aleison-Amphoton, welches unmöglich etwas anderes als „doppelhenkeliger Becher" bedeuten kann. Dies bestätigt übrigens auch Asklepiades der Myrleaner**), welcher behauptet, Amphikypellon bedeute, daß der Becher ἀμφίκυρτον ist, welches Wort unmöglich etwas anderes bedeuten kann, als daß der Becher zwei Henkel hat. Man muß daher jetzt wol aufhören, den Schülern in den Gymnasien zu erklären, daß der Depas-Amphikypellon die Form eines londoner Haselnußmaßes habe. Es wird auch Zeit sie zu lehren, daß sich das Homerische Epitheton der Athene, Glaukopis, auf ihr einstiges Eulengesicht bezieht. Als ich nämlich im Jahre 1873 mit der Behauptung hervortrat, die trojanischen Idole und Vasen bewiesen, daß Iliums Schutzgöttin einst einen Eulenkopf gehabt habe, aus dem ihr auch in viel spätern Zeiten, als sie längst einen Frauenkopf erhalten hatte und ihr die Eule als Symbol beigesetzt war, das durch den Gebrauch der Jahrhunderte geheiligte Epitheton Glaukopis verblieb: da versprach man, meine Theorie anzunehmen, sobald ich beweisen könnte, daß Here Boopis einst ein kuhköpfiges Ungeheuer gewesen sei. Dies letztere habe ich durch die in Mykenae, neben dem berühmten Heraeum, zu vielen Hunderten aufgegrabenen Kühe, Kuhköpfe oder weibliche Idole mit Kuhhörnern oder Kuhköpfen aus Gold oder Terracotta ehrlich bewiesen, und nimmt man, wie ich glaube, dies jetzt allgemein an. Es wird daher Zeit, daß man auch meine Erklärung des Epithetons Glaukopis allgemein annimmt, da mich ja dies nur zur Boopis geführt hat.

Von Bechern verschiedener Form mit zwei Henkeln kommt in der dritten, der verbrannten Stadt, eine sehr große Masse vor, und namentlich von den, unten spitz zulaufenden, mit zwei gewaltigen Henkeln. Unter diesen Bechern, die fast ohne Ausnahme durch das im Thon enthaltene und bei der Brennung hervorgetretene Eisenoxyd eine glänzend rothe Farbe haben, sind viele auf der Töpferscheibe gedrehte; die meisten sind aber mit der Hand gemacht. Das gilt fast von allen Vasen, und kaum mehr als zwei oder drei vom Hundert sind auf der Scheibe gedreht. Die Verzierungen an den Vasen bestehen in einer mit einem spitzen

*) Vgl. „Hist. Animal.", IX, 40.
**) Vgl. „Apud Athenaeum", XI, 24.

Digitized by Google

Knochen oder Silex eingeritzten Linearornamentation oder in Punkten, die mit weißem Thon gefüllt sind, damit sie in die Augen fallen. Es kommen jedoch auch eingeschnittene Inschriften vor, mit deren Entzifferung Professor A. H. Sayce in Oxford jetzt beschäftigt ist.

Gleichwie die Topfwaare der vorhergehenden Städte, war auch die dieser dritten Stadt nur höchst oberflächlich am offenen Feuer gebrannt, jedoch wurde die Brennung durch die Weißhitze in der Feuersbrunst in den meisten Fällen vollkommen; die Gefäße haben davon ein eigenthümliches Aussehen erhalten, welches sie auf den ersten Blick erkenntlich macht. Mit Malerei waren im ganzen nur drei Gegenstände aus Terracotta versehen, nämlich eine Dose mit drei Füßen, auf deren Deckel ein Tintenfisch mit rothem Thon gemalt ist, und zwei Schüsseln, in denen man ein auf gleiche Weise gemaltes Kreuz sieht. Die flachen und tiefen Teller sind ohne Ausnahme auf der Scheibe gedreht und nicht polirt. Dagegen sind alle Schüsseln aus der Hand gefertigt.

In dieser verbrannten Stadt fand ich vier schöne Beile aus Nephrit, auch Hunderte von Streitäxten aus Diorit, blauem Serpentin, Hornstein u. s. w., sowie eine gewaltige Masse von klotzigen steinernen Hämmern, Kornquetschen, Handmühlsteinen u. s. w.

Was Gegenstände von Metall betrifft, so finden sich die 15—30 Centimeter langen Streitäxte, die jedenfalls genaue Copien der steinernen Streitäxte sind und nach den Analysen von Chandler Roberts aus Bronze bestehen; das Quantum des dem Kupfer beigemischten Zinns ist nur bei einer der untersuchten Streitäxte 4 Proc., in allen andern circa 8 Proc. Von kupfernen Gefäßen wurden mehrere gefunden, jedoch kein Dreifuß, was mir sehr auffallend ist, da ich Dreifußvasen von Thon zu Tausenden finde, diese aber in Griechenland gar nicht vorkommen. Homer erwähnt fortwährend Dreifüße von Kupfer oder Bronze, die sich auch in den Königsgräbern von Mykenae finden.*)

In der verbrannten Stadt kamen ferner ein kupferner Nabelschild, auch eine Menge Lanzen sowie Dolche von Bronze zu Tage. Im Gegensatze zu den mykenischen Lanzen, die eine Röhre haben, in die der Schaft gesteckt wird, werden die trojanischen Lanzen in den Schaft gesteckt und darin festgemacht. Die Dolche sind zweischneidig und haben einen langen, am Ende unter rechtem Winkel umgebogenen Griff, der folglich in Holz oder Knochen gefaßt gewesen sein muß. Es wurde auch eine Menge Pfeilspitzen sehr primitiver Form, einige 80 Formsteine zum Gießen derselben sowie zum Gießen von Streitäxten, Lanzen, Dolchen und vielen uns durchaus unbekannten Gegenständen gefunden. Fast alle sind von Mica und mehrere davon haben an sechs Seiten Gußformen. Nichts könnte besser das hohe Alter dieser verbrannten Stadt beweisen als die gänzliche Abwesenheit von Schwertern. Diese kommen zwar auch in den beiden folgenden vorhistorischen Städten nicht vor, da jedoch letztere durch keine plötzliche Katastrophe zerstört sind, so könnte man annehmen, daß sie dort im Gebrauch waren, ohne daß man sie gerade zu finden brauchte. Hier in der dritten Stadt aber, wo die Leute nicht

*) Vgl. mein „Mykenae", S. 277, 278, Nr. 440.

Digitized by Google

einmal die Zeit hatten, ihre Schätze zu retten, hätten nothwendigerweise Schwerter gefunden werden müssen, wären sie vorhanden gewesen.*) Von Blei wurde sehr viel gefunden; aber alles war augenscheinlich in der Feuersbrunst geschmolzen. Nur einen Gegenstand von Blei fand ich unversehrt, nämlich ein sehr primitives weibliches Idol mit langen Bockhörnern; die Hände berühren die Brüste als Symbol der Fruchtbarkeit; die Schultern sind scharfeckig, wie die der Figuren auf den ältesten attischen Vasen; die pelvis ist in Form eines Dreiecks und mit einem Henkelkreuz 卐 geschmückt und von einer Reihe kleiner Kreise umgeben; die Füße stehen eng zusammen, wie die der ägyptischen Figuren; die Knie und Knöchel sind durch kleine Kreise bezeichnet. Dieser Fund ist höchst merkwürdig; denn obwol Aphrodite in Attika das Beiwort epitragia hatte, so glaubten wir doch, daß dies nur von der bei Theseus' Opfer in einen Bock verwandelten Ziege herrühre**), und kannten sonst keine Beziehung der Göttin zum Bock. Uebrigens glaube ich auch nicht, daß es ein Idol der Aphrodite, auch nicht daß es ägyptischen Ursprungs ist. Ich halte es für babylonisch, nämlich für ein Bild der babylonischen Göttin Nana, der Artemis Nanaea der Griechen, deren Idole Lenormant den ganzen Weg von Babylonien bis zu den Inseln des Aegäischen Meeres und meinen Entdeckungen in Mykenae nachgewiesen hat. Die Hände auf den Brüsten, die eigenthümliche Art des Haarputzes, und ganz besonders die Dreieckform der pelvis, beurkunden seinen Ursprung sehr deutlich. Als babylonischen Ursprungs führt uns dies Idol zurück in die babylonische Zeit, vor dem Aufsteigen des assyrischen Einflusses im 14. Jahrhundert v. Chr. Der Typus des Idols scheint, wie mir Professor Sayce bemerkt, von den Hittiten nach Kleinasien gebracht worden zu sein. Das Vorhandensein des 卐 auf der pelvis scheint anzudeuten, daß es ein Symbol der zeugenden Kraft ist.

Von andern merkwürdigen Gegenständen erwähne ich einen Dolch von gleicher Form wie die obigen, den ich im Hause des Stadthauptes fand und anfänglich für Meteoreisen hielt; Chandler Roberts' Analyse hat jedoch ergeben, daß er von Silber ist; ferner einen ähnlichen Dolch mit einem dicken viereckigen Griff; dieser hat eine eingravirte Linearornamentation und konnte daher nicht in Holz gefaßt sein; das Ende des Griffs ist mit einer liegenden Kuh mit langen Hörnern verziert. Von Silber fanden sich auch fünf große Vasen, sechs auf einer Seite mondsichelförmig ausgeschnittene Platten, mehrere hundert Ohrringe und eine unzählige Menge von kleinen und größern, von Halsketten herrührenden Ringen; von Gold mehrere schwere Becher getriebener Arbeit, wovon der eine in Form eines Schiffes mit großen, hohlen Henkeln, eine große kugelrunde Flasche sowie mehr als 11000 kleiner durchbohrter und theilweise mit Einschnitten verzierter Prismen, Cylinder, Würfel, Räder, Perlen, die zum Halsschmuck gehören müssen. Dann drei goldene Schmucksachen für Stirn und Schläfen, eine Menge Schmuck-

*) Der bronzene Gegenstand, den ich im Jahre 1873 fand und für ein Schwert hielt, ist eine Säge, wie sich jeder in meiner trojanischen Sammlung im South-Kensington-Museum, wo er ausgestellt ist, überzeugen kann.

**) Vgl. Plutarch, „Theseus", S. 18.

Digitized by Google

sachen zur Verzierung der Brust, mehr als 140 goldene Ohrringe der verschiedensten Formen, worunter viele mit langen Gehängen, auch viele mit sehr primitiver Granulararbeit; eine große Menge goldener Tuchnadeln in phantastischen Formen, darunter eine mit einer großen Goldplatte versehene, die in 14 mit schönen Spiralen geschmückte Felder abgetheilt und oben mit zwei großen Spiralen, sechs kleinen hübschen goldenen Vasen mit Deckeln und zwei Henkeln, unten ebenfalls mit zwei großen Spiralen verziert ist. Ferner eine Menge goldener Armbänder, worunter zwei aus schweren, über und über mit Rosetten oder Sternchen geschmückten Platten bestehen. Auch fand ich eine Anzahl von goldenen Schmucksachen in Form von doppelten Ohrringen, aber mit ganz dicken Enden, sodaß sie nie ins Ohr gesteckt werden konnten; sie können nur zum Zusammenhalten der Haarlocken oder Haarflechten gedient haben und erklären uns somit die dunkle Homerische Stelle:

Blutig troff ihm das Haar wie der Huldgöttinnen Gekräusel,
Schöngelockt, und zierlich mit Gold und Silber durchringelt.*)

Ich erwähne ferner noch 16 goldene Stäbe mit 52—56 Einschnitten. Von Elektron wurden mehrere hübsche Becher sowie eine Menge Armbänder und Ohrringe gefunden. Es würde zu weit führen, hier auch nur die alleroberflächlichste Beschreibung der trojanischen Schätze zu geben; wer sich dafür interessirt, der findet eine ausführliche Beschreibung in meinem neuen Werk: „Ilios", welches etwa 2000 Abbildungen in vorzüglichem Holzschnitt sowie eine Menge von Plänen und Karten enthält und noch in diesem Jahre gleichzeitig in deutscher und englischer Sprache in Leipzig, London und Neuyork erscheinen wird. Ich will hier nur darauf noch aufmerksam machen, daß die primitiven trojanischen Goldschmiede die den mykenischen Goldschmieden unbekannte Kunst des Goldlöthens kannten; ferner daß unter den trojanischen Goldsachen manche sind, die in gleicher Form in den Königsgräbern von Mykenae vorkommen. Dahin gehören namentlich die mit Blumen verzierten Goldscheiben wie Nr. 231 auf S. 172, die Schieber Nr. 297 und 299 sowie die Motive der Gegenstände Nr. 295 und 296 S. 196 in meinem „Mykenae". Von Glas kommen nur einige kleine Kugeln sowie einige Perlen vor.

Werkzeuge von Knochen und Elfenbein für weibliche Handarbeit kommen sehr viel vor, auch Stücke von Leiern von Elfenbein.

Diese dritte, die verbrannte Stadt, liegt durchschnittlich in einer Tiefe von 23—33 Fuß unter der Oberfläche des Hügels; nur auf der Südostseite, wo man beim Bau des Athenetempels die Baustelle nivellirt und ein bedeutendes Quantum davon abgetragen hatte, folgen die Trümmer der verbrannten Stadt fast unmittelbar auf die Fundamente des Tempels. Wenn man jetzt von den außerhalb der Mauern befindlichen Schutthaufen, die ich senkrecht abgegraben, auf meine Ausgrabungen hinunterschaut, dann sieht man die dritte, die verbrannte Stadt mit ihren Häusern und Mauern, wie in einem Kessel, in der Tiefe vor sich liegen. Von den beiden vorhergehenden Städten sieht man nur das, was ich davon in meinem großen von Nord nach Süd durch den ganzen Hügel geführten Einschnitt

*) Ilias, XVII, 51—52.

Digitized by Google

bloßgelegt habe, denn unmöglich konnte ich die beiden untern Städte ausgraben, ohne die dritte, die verbrannte Stadt, zu zerstören.

Wer sich nach den Angaben der Ilias eine Vorstellung von Trojas Bedeutung gemacht und erwartet hat, hier eine große Stadt mit ihrer Pergamos zu finden, der wird sich beim Anblick dieser dritten, der verbrannten Stadt, gar sehr getäuscht sehen und zögern, sie als die Homerische Ilios anzuerkennen. Aber so klein auch die Stadt ist, so ist doch kein anderer alter Trümmerplatz in der Ebene von Troja, der hinsichtlich der Lage und Ausdehnung mit ihr um die Ehre, die Homerische Stadt zu sein, streiten könnte. Uebrigens können wir unsere Vorstellungen vom Umfange der vorhistorischen Städte nicht genug beschränken; denn so klein auch die dritte, die verbrannte Stadt von Hissarlik ist, so ist sie doch immer noch größer als die alte Königsstadt Athen, welche auf die Akropolis beschränkt war; auch war letztere damals nur kaum zwei Drittel so groß, wie sie jetzt ist; denn erst unter Cimon wurde sie vergrößert, der auf ihrem östlichen Abhange die Mauer errichtete und denselben mittels darauf gehäuften Schuttes erhöhte. Ja, was würden wir, wie Gladstone*) bemerkt, sagen, wenn wir zur Zeit der Incunabula von Rom die Römer auf dem Mons Palatinus den auf dem Mons Capitolinus wohnenden Sabinern gegenübersähen? Unter den Hunderten von Städten, die Homer erwähnt, sind nur zwei, die er als goldreich (πολύχρυσος) schildert, nämlich Mykenae und Troja, und in der That habe ich in beiden große Schätze gefunden. Weil nun Troja reich war, so war es auch mächtig und brachte daher seine plötzliche Zerstörung durch die Griechen in der damaligen kleinen Welt eine ungeheuere Aufregung hervor. Die Barden bemächtigten sich sogleich des Ereignisses und die kleine Stadt wuchs in ihrem Munde in demselben Verhältnisse wie die Flotte und das Heer der Belagerer. Daß Homer keine Ereignisse besingt, denen er selbst beigewohnt, sondern nur solche, die sich Jahrhunderte vor seiner Zeit zutrugen, das geht aus allem und besonders aus seinen Worten hervor:

Sagt mir anitzt, ihr Musen, olympische Höhen bewohnend:
Denn ihr seid Göttinnen, und war't bei allem, und wißt es,
Doch wir horchen allein dem Gerücht, und wissen durchaus nichts:
Wer doch waren die Fürsten der Danaer, und die Gebieter?**)

Dann steht, ungeachtet alles auf die Anfertigung der trojanischen Schätze verwandten Kunstfleißes, die von mir in der dritten, der verbrannten Stadt aufgedeckte Culturstufe gar weit hinter der in der Ilias und Odyssee geschilderten zurück und beweist, daß der Dichter uns die auf ihn gekommene Sage von der Zerstörung Trojas im Gewande seiner Zeit erzählt. Da zu Homer's Zeit die Städte an der kleinasiatischen Küste und in Griechenland schon eine untere Stadt und eine Akropolis hatten, so ist es natürlich, daß er auch seiner Ilios eine Pergamos gibt, während erstere, nach unsern Begriffen, selbst nur eine kleine Festung war und keine Akropolis hatte. So sehr wir daher bedauern müssen, nicht das von uns geträumte, gewaltige Troja mit seiner hohen Pergamos mit riesigen Cyklopischen

*) Vgl. „Homeric Synchronism".
**) Vgl. Ilias, II, 484—487.

Digitized by Google

Mauern und Thürmen zu finden, so müssen wir uns doch freuen, hier in großer Tiefe, auf derselben Stelle, auf die alle Angaben der Ilias hinweisen, auf dem Hügel, der im ganzen Alterthum mit der Baustelle Trojas als identisch angesehen worden ist, die kleine goldreiche Stadt mit ihrem Thor und ihren Mauern aufgedeckt zu sehen, deren tragisches Ende durch die Homerischen Gesänge verherrlicht worden ist und deren Ruhm so lange dauern wird, als unsern Erdball Menschen bewohnen werden. Ja, ich hoffe bestimmt, daß jetzt, wo wir wissen, daß der Ilias wirkliche Thatsachen zu Grunde liegen, diese göttlichen Gedichte noch mit weit mehr Genuß gelesen werden als früher, und würde mich überglücklich schätzen, wenn es allgemein anerkannt würde, daß ich durch meine uneigennützigen Arbeiten dazu beigetragen habe, die Jugend mehr und mehr für Homer, diese Sonne aller Literatur, zu begeistern.

Mit Ausnahme eines ganz kleinen, von der Feuersbrunst verschont gebliebenen Theiles an der Südostecke wurde die ganze Stadt durch die Holzasche und die Ziegel der gefallenen Häuser und Thürme, 6—9 Fuß tief, im Schutt begraben und eine neue Stadt über die Trümmer der alten hingebaut. Die Thatsache, daß die alte Stadt nicht ganz zerstört wurde, stimmt auch vollkommen mit der uns von Strabo mitgetheilten Tradition in „Novum Ilium“: daß Troja nicht ganz zerstört und nie unbewohnt geblieben sei. Dies stimmt ferner mit Homer*), der dem Poseidon die prophetischen Worte in den Mund legt:

Jetzo soll Aeneias mit Macht obherrschen den Troern,
Er und der Söhn' Ursöhne, die je aufsprossen in Zukunft;

denn hiernach sollte ja, nach der an vorhergehenden Stellen mehrfach vorausgesagten Zerstörung Trojas, Aeneas über die Trojaner herrschen, und ist demnach anzunehmen, daß nicht die ganze Bevölkerung getödtet oder geknechtet wurde. Dies stimmt auch mit den Schuttlagen auf der Thorstraße, welche zweifellos beweisen, daß man, obwol diese Straße 8 Fuß hoch mit Schutt bedeckt war, doch fortfuhr auf derselben aus- und einzugehen. Hierauf wäre aber wol zu erwidern, daß die Thurmstraße mit den Landstraßen in der Ebene in Verbindung stand. Es stimmt ferner einigermaßen mit der Topfwaare, die hinsichtlich der dreifüßigen Vasen, der großen Depa-Amphikypella, sowie der Eulenvasen und Idole identisch ist; es finden sich zwar auch manche andere, in der dritten Stadt gar nicht vorkommende Typen von Gefäßen, auch viel mehr auf der Scheibe gedrehtes Topfgeschirr, jedoch können uns diese Verschiedenheiten nicht bestimmen zu vermuthen, daß die neue Stadt von fremden Ansiedlern gegründet wurde. Dann aber ist hier die Architektur der Häuser, von denen man viele in meinen Ausgrabungen sieht, durchaus verschieden; denn Ziegel kommen hier gar nicht mehr in Anwendung, man baute nur mit kleinen mit Lehm verbundenen Steinen. Auch waren die alten Stadtmauern tief verschüttet und man baute keine neue Ringmauer. Dann war auch die Culturstufe der neuen Bewohner sehr verschieden; ja sie müssen auf einer sehr niedrigen gestanden haben, da sie allen Küchenabfall

*) Vgl. Ilias, XX, 307—308.

Digitized by Google

auf den Fußboden ihrer Wohnungen warfen; in der That erstaunt man, wenn man die Massen der auf dem Fußboden liegenden Muschelschalen und Knochen ansieht, und begreift nicht, wie es nur möglich war, daß die Leute diese nicht vom Abhange des Berges herabwarfen. Für eine niedrigere Stufe der Volksbildung scheint auch die wirklich kolossale Masse von steinernen Werkzeugen und namentlich Aexten und rohen Hämmern zu zeugen, die man dort findet. Aber von schönem, durchsichtigem, fettig-grünem Nephrit fand ich auch hier zwei Aexte. Auch kommt Gold oder Silber hier gar nicht vor und auch von Bronze fand ich nur einige Streitäxte und Messer der frühern Formen.

Noch habe ich eine fünfte vorhistorische Stadt zu erwähnen, die auf die vierte gefolgt ist, aber wenig oder gar keine Hausruinen hinterlassen hat, woraus ich schließe, daß die Häuser aus Lehm oder Holz waren. Diese Stadt unterscheidet sich von den vorhergehenden vier vorhistorischen Städten dadurch, daß hier steinerne Werkzeuge und Waffen gar nicht mehr vorkommen; im ganzen fand ich von solchen hier nur ein paar Handmühlsteine und zwei schöne Aexte von Nephrit; die eine derselben ist von weißem Nephrit, der bisjetzt noch nie verarbeitet gefunden ist, die andere von grünem. Eulenvasen, auch Idole mit Eulenkopf, kommen hier sogar noch mehr vor als in den vorhergehenden vorgeschichtlichen Städten; auch fand ich hier noch viele Vasen mit oder ohne drei Füße und Verschlußsystem, aber es kamen hier auch viele neue Formen von Thongefäßen vor; viele davon sind auf der Töpferscheibe angefertigt.

Zwischen den Trümmern dieser fünften vorhistorischen Stadt und den Fundamenten des äolischen Iliums fand ich eine sehr große Masse wenig gebrannter, matt schwärzlicher Topfwaare, welche in Form und Zubereitung des Thones die allergrößte Aehnlichkeit mit der in der Terramare zwischen dem Po und den Abruzzen, sowie in den ältesten etruskischen Gräbern gefundenen Gefäßen hat. Da es nun eine geschichtliche Thatsache ist, daß die Lydier schon in früher Zeit die Troas innehatten, was, wie Strabo (XIII, 590) anführt, auch aus dem vom König Gyges (716—678 v. Chr.) herrührenden Namen des Vorgebirges Gygas bei Dardanos hervorgeht; da ferner, nach der im ganzen Alterthum herrschenden Tradition die Etrusker lydischer Abkunft sind, was auch von Herodot (I, 94) bestätigt wird, der berichtet, daß unter der Herrschaft des lydischen Königs Atys die Hälfte der Bevölkerung Lydiens nach Umbrien in Italien auswanderte, so zögere ich nicht, anzunehmen, daß die fünfte vorhistorische Stadt auf Hissarlik eine lydische Ansiedelung war. Diese muß aber sehr alt sein, denn die meisten Gefäße sind mit der Hand angefertigt. Um hier nur die allermerkwürdigsten dieser hoch interessanten Gegenstände, von denen ich in meinem neuen Werke „Ilios" sehr viele abbilde, hervorzuheben, so fand ich hier Vasen mit drei langen Widderhörnern am Bauche, welche uns die drei Auswüchse erklären, die wir am Bauche der in der Terramare gefundenen Vasen sehen. Ebenso habe ich in dieser trojano-lydo-etruskischen Stadt endlich den Schlüssel zur Deutung jener, in der italienischen Terramare gefundenen, halbmondförmigen Vasenhenkel gefunden, die zu so vielen gelehrten Erörterungen die Veranlassung gegeben haben und denen man gewöhn-

Digitized by Google

lich eine symbolische Bedeutung beilegt. Ich finde nämlich den Ursprung dieser seltsamen Vasenhenkel in den lydischen, auf denen ein Kuhkopf mit langen Hörnern modellirt ist. Nur aus letzterm und aus nicht anderm kann der halbmondförmige Henkel der in der Terramare gefundenen Vasen herrühren. Professor Wolfgang Helbig*) sucht zu beweisen, daß die Pfahlbauten der Terramare von den Italikern herrühren, daß die Etrusker wenig oder keinen Antheil daran hatten und daß folglich der halbmondförmige Vasenhenkel den erstern zuzuschreiben ist. Meine Entdeckung aber beweist gerade das Gegentheil.

Bei Gründung des äolischen Iliums scheint sogleich eine untere Stadt gebaut worden zu sein und der Hügel Hissarlik nur als Akropolis und Baustelle der Tempel gedient zu haben. Blos diesem Umstande kann ich in Hissarlik die geringe, durchschnittlich 6 Fuß Dicke nicht übersteigende Trümmerdecke von Novum Ilium und die darin von mir gefundene große Masse von Figuren aus Terracotta und runden, taschenuhrförmigen, zweimal durchbohrten Gegenständen aus Terracotta zuschreiben, welche letztere einen Stempel mit Darstellung eines Menschen, Vogels oder andern Thieres haben, und anstatt der hier nicht mehr vorkommenden verzierten, kegelförmigen Spindel (fusaiole) als Weihgeschenke gedient haben müssen. Scherben von Thongefäßen mit sehr archaischen, gemalten, schwarzen Linearornamenten und solchen aus allen spätern Zeiten bis ins 4. Jahrhundert n. Chr. finden sich zwar in Hissarlik, aber nicht annähernd in solchen Massen als in der untern Stadt, wo die Höhe der Schuttaufhäufung von Novum Ilium auf eine weite Strecke nach Süden 16 Fuß beträgt.

Von den sogenannten Heldengräbern der Ebene von Troia habe ich sechs erforscht, und darunter die beiden größten, Ujek Tepeh und Besica Tepeh. Die Art der Ausgrabung dieser Tumuli sowie die darin gemachten Entdeckungen behandle ich, unter Beifügung von Plänen und Ansichten, ausführlich in meinem neuen Werke „Ilios".

*) Vgl. „Die Italiker in der Poebene" (Leipzig 1879).

Digitized by Google

Wer trägt die Schuld?

Novelle

von

Otto Roquette.

(Schluß.)

Schon am andern Morgen, da Hartmut nur eben aufgestanden war, ließ sich der Freiherr bei ihm melden. Eine hochgewachsene, rüstige Gestalt, Bart und Haar noch blond und wohl gepflegt, die Gesichtszüge etwas verwittert, aber markig und entschieden, die Haltung vornehm — so trat der Gast in das Zimmer. Trotz der diplomatischen Kühle, mit welcher derselbe auftrat, war Hartmut doch auf etwas innerlich Ergreifendes gefaßt. Wie sehr aber erstaunte er, als der Freiherr folgendermaßen begann: „Ein Zufall hat Sie in meine persönlichen Verhältnisse blicken lassen, Herr Doctor, und ich denke mit Ihnen darüber zu sprechen. Die Unvorsichtigkeit Eticho's hat eine Verwirrung hervorgerufen, die nun nicht zu ändern ist. Aber er soll nicht wissen, daß ich etwas davon erfahren habe; ich muß ganz aus dem Spiele bleiben. Sagen Sie ihm, er soll abreisen, unverzüglich! Er soll nach Paris gehen, wie es mein Wille war, soll dort vergessen lernen."

„Aber er ist leidend!" warf Hartmut ein. „Er kann jetzt nicht reisen, und könnte er es, so dürfte man ihn nicht sich selbst überlassen."

„So muß ein Begleiter für ihn gesucht werden", entgegnete der Baron mit Ruhe. „Sie würden mich sehr verpflichten, wenn Sie sich nach einem zuverlässigen Menschen umsehen wollten. Ich in meiner Stellung kann das nicht. Jedes Aufsehen muß vermieden werden. Schon deshalb soll Eticho sobald als möglich fort. Der exaltirte Ton seines Briefes zeigt mir, daß er in seiner Unbesonnenheit fähig wäre, den Fall der Oeffentlichkeit preiszugeben. Machen wir uns das klar — Sie sind nun doch einmal im Geheimniß! Gesetzt, die Sache bliebe nicht geheim, und ein Staatsanwalt bemächtigte sich ihrer, so käme sie vor das Gericht der Geschworenen. Jedenfalls würden die beiden jungen Leute freigesprochen, da sie, unbekannt mit ihrer Abkunft, ohne Wissen und Willen gegen das Gesetz gehandelt haben. Aber — wer wird es denn zu einem so abgeschmackten Lärm kommen lassen! Was ich in meiner Stellung vermag, soll angewendet werden, um neue Thorheiten zu vermeiden. Weiß außer Ihnen jemand um die Geschichte?"

Digitized by Google

Hartmut fühlte sich eiskalt berührt. „Da ich", begann er, „den Brief an den jungen Schweden unterschlagen habe, vermuthe ich, daß außer den beiden Unglücklichen und mir niemand darum weiß."

„Um so besser!" entgegnete der Freiherr. „Der Brief existirt nun auch nicht mehr. Sie aber, Herr Doctor, als Mitwisser, werden — rechnen Sie ganz auf mich! Sie haben mir, alles in allem, doch einen Dienst geleistet, und ich muß sogar noch auf Ihre Hülfe und Güte rechnen. Ich bin zu jedem Gegendienst bereit. Reden Sie — ganz offen — was kann ich für Sie thun? Verlangen Sie —!" Der Freiherr führte seine Hand langsam nach der Brusttasche und sah den Arzt fragend an.

Hartmut fühlte, wie ihm die Röthe des Unwillen ins Gesicht stieg. „Herr Baron!" rief er, „Sie vergessen — daß Sie in meinem Hause sind!"

Der Freiherr ließ die Blicke kurz umherschweifen und kam zu der Annahme, daß der Arzt selbst ein wohlhabender Mann sein möge und man ihm mit gewissen Anerbietungen nicht kommen dürfe. „Aber, lieber Herr Doctor", entgegnete er mit verändertem Wesen, „misverstehen wir uns doch nicht! Ich verlange nur Ihr Wort, Ihr Ehrenwort, daß Sie das Geheimniß, welches ich gewahrt wünsche, ihrerseits streng aufrecht erhalten!"

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, ja! — obgleich es dessen nicht bedürfte. Denn der Fall ist der Art, daß man ihn geheimhalten wird, wenn man eine innere Theilnahme für die Unglücklichen gewonnen hat."

„Nun gut! Ganz vortrefflich!" rief der Freiherr im Tone der Beruhigung, indem er einen Brief aus der Tasche zog. „Da Sie sich", fuhr er fort, „aus Interesse für Eticho doch noch der Sache annehmen wollen, so bitte ich Sie, dem jungen Manne dies zu übermitteln. Ich schärfe ihm darin mit einigen Zeilen noch die nöthigsten Verhaltungsmaßregeln ein. Vor allem soll er abreisen, unverzüglich! Erlaubte es meine Zeit, so würde ich selbst mich aufmachen, um ihn weiter zu schaffen. Aber ich bin für morgen und die nächsten Tage an die allerhöchste Person gebunden — zu einem Ausflug — meine Stellung zwingt mich, auf Sie zu rechnen. Helfen Sie dem jungen Manne zur Abreise! In acht Tagen spätestens erwarte ich einen Brief von ihm aus Paris."

Hartmut verneigte sich, da er keine Worte mehr für seinen Gast hatte; der Freiherr aber sah nach der Uhr und nahm seinen Hut. „Und nun, verehrter Herr Doctor", fuhr er sich verabschiedend fort, „nehmen Sie die Versicherung, daß ich Ihnen sehr, sehr verpflichtet bleibe! Sie geben mir wol bald eine Notiz mit der Bestätigung von Eticho's Abreise?"

Hartmut war allein in seinem Zimmer und schritt einige Augenblicke in tiefer Erregung auf und nieder. Er fragte sich: zeigte das, was aus des Freiherrn Betragen, Worten, Mienen sprach, zeigte das den Mangel alles menschlichen und sittlichen Adels, oder war es kluge Selbstbeherrschung des vollendeten Welt- und Hofmannes, der es für zweckmäßig hielt, dem Fremden gegenüber nichts von einer innern Betheiligung zu verrathen? Aber keine Welterfahrung und Kunst der Selbstfassung konnte eine solche Kälte erzwingen, so däuchte ihm, und wenn es möglich war, so durfte eine solche Verleugnung des sittlichen Gefühls, auch nur dem Anschein

Digitized by Google

nach, nicht zur Schau getragen werden! Ein verächtliches Lächeln ging durch seine Züge, als er den Brief des Freiherrn an den Sohn vom Tische nahm und in seiner Brusttasche barg. Um so innerlicher erwachte in ihm der Antheil für die beiden Unglücklichen. Er sollte ihn bald zu bethätigen haben.

Zuvörderst, und zwar keine Viertelstunde nach dem Abschiede des Freiherrn, kam ein Brief aus dem Gebirge vom Förster Friedemann. Er bat sich Wäsche und Kleider für seinen Pflegebefohlenen aus, der nun ins Freie müsse, den er aber, bei dem dermaligen Zustande seines Anzuges, kaum aus der Gartenpforte gehen lassen möchte, zumal die Sommergäste aus dem Thale nicht selten bis um sein Haus streiften. „Er ist", so schrieb der Förster, „leidlich wohl, nur klagt meine Frau, daß er nicht genug genießen will. Ein unbequemer Gast ist er nicht, meist still und in sich gekehrt, aber der Teufel trau' ihm! Ich habe ihn gestern vor meinem Gewehrschrank ertappt, obgleich er so schwach ist, daß er eine Büchse kaum heben kann. Der Schlüssel zum Schranke bleibt seitdem in meiner Tasche, und meine Leute behalten den Patienten im Auge. Vor allem schicken Sie seinen Koffer, der wohlgepackt in seiner bisherigen Stadtwohnung stehen soll. — Nachschrift: Ihr liebes Frauchen war dieser Tage mit dem Kleinen bei uns oben. Hätt' es auch lieber, sie brauchte nicht allein im Walde umherzuschweifen. Kommen Sie nicht bald einmal?"

Hartmut beeilte sich, das Gewünschte zu besorgen. Er fand wirklich Eticho's Gepäck ordentlich beisammen und ließ es weiter schaffen. Wenn er sich jetzt fragte, weshalb Eticho bei seiner Flucht vor dem Leben eine so große Summe mit sich geführt, so traf er das Richtige in der Ansicht, daß man bei einem plötzlichen, so verzweifelten Entschlusse einen großen Koffer absichtlich stehen läßt, aber an das Leichtere, wenn auch Werthvollere, was man in der Tasche trägt, am allerwenigsten denkt.

Als der Arzt von Eticho's Wohnung aus, um noch einen Krankenbesuch zu machen, einen von Bäumen beschatteten Platz überschritt, auf welchem die geputzte Welt sich vormittags eine Stunde lang sehen ließ, erkannte er in einer Gruppe den Freiherrn von R. Herren und Damen begegneten einander, blieben stehen, unterhielten sich und lachten, und der Freiherr zeigte sich als der Munterste in der Gesellschaft. Es war wenige Stunden nach seinem Besuche bei Hartmut! Dieser wendete sich zur Seite, um nicht grüßen zu müssen, und ging vorüber.

Eine ernste Verlegenheit aber wurde ihm einige Tage darauf bereitet. Er erhielt morgens ein zierliches Brieschen, unterzeichnet: „Nanny." „Ich würde Sie in Ihrer Wohnung aufsuchen, um Ihnen einen Weg zu ersparen", so schrieb sie, „aber ich kann nicht ausgehen. Seit acht Tagen habe ich mich krank melden lassen für jedermann, und ich bin's auch; trotzdem fühle ich das Bedürfniß, Sie zu sprechen. Kommen Sie als mein Arzt, ich will keinen andern! Könnte es noch heute sein!" Hartmut bezeichnete dem harrenden Boten die Stunde, in der er sich einstellen werde.

In der That hatte Nanny seit dem Gespräch mit Hartmut, wie in den Fesseln einer körperlichen Krankheit, mehrere Tage zu Bett zugebracht. Die kummervolle Entdeckung wirkte hart auf sie, wenn auch in anderer Weise als auf Eticho. Ihre

Digitized by Google

Gemüthsart war nicht tief angelegt; ihr bisheriges Leben hatte sie noch mehr verflacht und über ernste Dinge sehr leichtfertig denken gelehrt. Aber Eticho war ihr eine Zeit lang wichtiger gewesen als andere, und das neue Verhältniß, in das sie zu ihm rückte, erweckte ihr zugleich eine neue, freilich trostlos getrübte Zuneigung zu ihm. Aber wenn Eticho nur im Tode ein Ende seiner Verzweiflung sehen wollte, so fühlte sie das Bedürfniß, das Schreckliche von sich abzuschütteln, es auch ihn vergessen zu machen, sich durch Trost- und Milderungsgründe zu überreden, daß die Schuld nicht so groß sei. Da ihr das nicht in der Weise gelang, wie sie wünschte, und sie sich niemand anvertrauen konnte, gerieth sie in einen Zustand ruheloser Angst und Rathlosigkeit, der sie auch äußerlich wie in einem Taumel umhergehen machte. Da sie sich krank gemeldet hatte, empfing sie den Besuch des Theaterarztes, dem gegenüber sie sich Zwang anthat, und dessen leichte Mittel gegen Ueberreizung der Nerven sie unbeachtet ließ. Sie hätte den Vermittler der Entdeckung, die sie quälte, längst sprechen mögen, und doch zögerte sie, ihn zu sich zu rufen. Ingrimm und Haß gegen ihn tauchten zeitweise in ihr auf, daß er ihr diese Unruhe bereitet hatte, und doch wieder war er der einzige, mit dem sie sich über das, was jetzt wie ein Bann über ihr lag, sich unterreden, der einzige, der ihr Auskunft über Eticho geben, ein Gespräch mit ihm vermitteln konnte. So mußte die Scheu vor dem Manne, der zwischen ihr und Eticho stand, überwunden werden, und als Hülfeflehende wendete sie sich an den halb Unbekannten.

Hartmut fand sie, da er eintrat, in ruheloser Erwartung im Zimmer auf- und niederschreiten; denn sein Besuch hatte sich durch Berufsgeschäfte etwas verzögert. Sie war blaß und trug, gegen ihre sonstigen prunkliebenden Gewohnheiten, einen schwarzen Anzug, der fast wie ein Trauerkleid aussah. „Kommen Sie endlich!“ rief sie ihm entgegen. „Ich danke Ihnen!“ Aber, um jede sonstige Erörterung abzuschneiden, fuhr sie schnell fort: „Ich habe jetzt nur Eins mit Ihnen zu sprechen. Wo ist Eticho? Ich will zu ihm. Sagen Sie mir, wo er ist!“

„Ich bedauere, Ihnen darin nicht willfahren zu können“, entgegnete Hartmut. „Der junge Mann ist krank und bedarf der Schonung. Es sind Rücksichten auf seinen Zustand zu nehmen —“

„Und auf meinen Zustand etwa nicht?“ unterbrach sie ihn mit Heftigkeit. „Soll ich nicht die gleichen Rücksichten beanspruchen? Die Rücksicht, die ich verlange, ist nur die, daß man mich jetzt zu ihm lasse. Ist er krank, so will ich an seinem Lager sein und ihn pflegen, wie es mir gebührt!“

„Fräulein Cadoro“, entgegnete er, „ich rufe Ihre Welt- und Lebensklugheit an, sich zu fassen. Fragen Sie sich selbst, ob Sie in dieser Stimmung eine geeignete Pflegerin für ihn sein können? Er ist der schwerer Leidende —“

„Ich sage Ihnen, ich werde verrückt, wenn ich hier bleiben muß!“ fuhr sie auf. „Soll ich die Besinnung und Fassung, die Sie verlangen, wiedergewinnen, so muß ich mich erst mit ihm erklären, so muß ich wissen, wie er das Niederschlagende trägt. Er wird auch wollen, daß ich komme!“

„Wer weiß? Und — ich glaube es kaum!“ warf Hartmut ein. „Auch ich war der Ansicht, daß ich Sie noch würde zu Hülfe rufen müssen; jetzt bin ich

Digitized by Google

dieser Ansicht nicht mehr. Es könnte bei ihm eine Erschütterung geben — Sie wissen nicht, wie es um ihn steht!"

„So lassen Sie's mich endlich wissen! Erschütterung wird es für ihn, wird es für mich geben, und doch weiß ich, daß ich nur dadurch zur Ruhe kommen kann und ihm hoffentlich Ruhe geben werde."

„Das letzte schwerlich! Sie, Fräulein Cadoro, stehen dem Leben ganz anders gegenüber; Sie sind ihm in Jahren voraus, was bei einer Frau von um so größerer Bedeutung für die geistige Reife ist; Sie kennen schwierigere Verhältnisse der Welt, und haben sie überwinden und beherrschen gelernt. Die Beruhigung, welche Sie sich — wenn auch nur äußerlich scheinbar erringen können, ist für ihn nicht so leicht zu gewinnen."

„Das ist's ja eben!" rief sie mit bewegterm Tone. „Er hat noch nichts erlebt, wie muß dieses Erlebniß auf sein Gemüth wirken! Ich kenne ihn. Er ist zartfühlend wie ein Mädchen, wenngleich von hartem Stolze; er ist weich und fügsam, und doch bis zur Gewaltthätigkeit erregbar. Er ist fähig, Hand an sich selbst zu legen, wenn man jetzt nicht über ihn wacht — Herr des Himmels, und ich wäre schuld daran! Er darf nicht! Er darf nicht! Ich will zu ihm! Ich sage Ihnen, ich will — ich will!" Mit fast geballten Händen stand sie vor dem Arzte, ihrem zornigen Angstgefühl vollen Ausdruck gebend.

Der aber schüttelte ruhig den Kopf und sagte: „Er ist bewacht, gut bewacht, und besser, als Sie ihn bewachen könnten. Von jetzt an sind auch Sie meine Patientin! Ihrem Hausarzte will ich nicht vorgreifen, meine Vorschriften sind anderer Art —"

„Mensch —!" rief sie dazwischen, „nein! Teuflischer Dämon! Kamen Sie zuerst, um mir Einflüsterungen zu machen, die mich vor Entsetzen außer mich bringen, um mir dann jede Möglichkeit abzuschneiden, mich von der Qual zu befreien? Wer hilft mir gegen Sie? Wer hilft mir selbst weiter? Es gibt nur Einen Weg — der mich aus dieser verzweiflungsvollen Qual retten kann, nur einen — und ich soll ihn nicht gehen! Oh —!" Sie sank zusammen und brach in ein krampfhaftes Weinen aus.

Hartmut begrüßte diesen Ausbruch als einen Uebergang zur Ruhe, obgleich seine Lage dabei nicht die angenehmste war. Sie wurde noch unbequemer, da die Stimmung Nanny's nach dem ersten Sturm umschlug und, als ihre Thränen langsamer flossen, sie sich auf ein dringendes, flehentliches Bitten legte, dessen Ende nicht abzusehen war. Nach einem längern zögernden Ueberlegen begann er: „Wohlan, Sie sollen ihn sehen, wenn ich finde, daß er eine Begegnung mit Ihnen ertragen kann. Davon muß ich mich erst überzeugen, und Sie müssen sich einige Tage gedulden. Rüsten Sie sich auf eine Fahrt von mehrern Eisenbahnstunden — ich sage Ihnen noch nicht, wohin die Reise geht. Entweder ruft ein Brief von mir Sie an das Ziel der Reise, oder ich hole Sie selbst ab."

Durch Hartmut's Besuch fühlte sich Nanny nicht nur nicht getröstet, sondern aufgeregter und ungeduldiger, dazu von Erbitterung aufgestachelt gegen denjenigen, der ihr verwehrte, was ihr jetzt allein am Herzen lag. Es war ja nicht die vernichtende Wucht des Herzeleids, es war auch nicht blos Mitleid mit Eticho allein;

Digitized by Google

sie hatte mindestens das gleiche, wenn nicht das größere Mitleid mit sich selbst; aber sie erwartete von dem Wiedersehen eine erlösende Kraft, irgendeine Wendung, welche Trost geben, das Herz von dem Unerträglichen, das es peinigte, befreien konnte. Sie hoffte, Eticho zu beruhigen, um auch wieder für die Welt die schöne Nanny sein zu können.

Und wer erwägt, wie sie im Leben heraufgekommen war, wird die Unfähigkeit, die ganze Härte ihrer Lage zu erfassen, wenn nicht entschuldigen, doch erklärlich finden. Aufgewachsen ohne Familie, mitgenommen vom bunten, lügnerischen Flitter des Theaterlebens, den in ihren Umgebungen selten jemand mit reiner Kunst auszugestalten verstand; als schönes Kind verhätschelt und misbraucht, als fremdes Kind hin- und hergestoßen und verwahrlost, als überzähliges und so gut wie niemandes Kind ohne Erziehung, ohne Unterweisung: so waren ihre frühen Jugendjahre hingegangen. Sie wuchs heran, sie begann sich zu fühlen, und lernte mit schlauer Berechnung andere ihrem Willen gefügig zu machen. Sie kannte nichts von den Anforderungen und Gesetzen, die außerhalb des Kreises galten, in dem sie erwachsen war; eines Kreises, in welchen auch die große Welt nicht eben die Vertreter der Bildung, des sittlichen Ernstes, der bürgerlich strengern Lebensauffassung und Führung sendete. Was sie von der großen Welt kennen lernte, zeigte ihr immer nur den ebenso flachen und nichtigen, meist den verderbtern Standpunkt ihres eigenen Kreises. Sie erlebte bald manches, was ihre ganze Kraft und Klugheit herausforderte. Es witzigte und verfeinerte nur ihren Verstand, es konnte ihr Gemüth nicht bilden noch vertiefen; sie aber lernte höhnisch lachen über die Dummheit anderer, die ihnen zum beklagenswerthen Schaden gedieh. Und doch war Nanny, wie sie selbst von sich behaupten konnte, gutmüthiger, als die Leute meinten. Wie das bei sinnlich heißblütigen Naturen, deren Moral sonst als verloren erachtet wird, nicht selten zu finden ist. Auch war ihr Herz wirklichen Zuneigungen noch nicht verschlossen; nur mußte von ihr nicht mehr verlangt werden, als sie geben konnte, oder ihr Flattersinn geben wollte, oder auch ihren selbstsüchtigen Wünschen bequem war. Die Neigung zu Eticho hatte sie überrascht, sie wußte nicht, wie es gekommen. Er näherte sich ihr nicht, und sie, die oft lange um ihre Gunst werben ließ, warb jetzt selbst durch leises Wirken, bis er in ihren Armen lag, und auch er wußte nicht, wie es gekommen. Wie es gekommen? Traurige Fragen aller Verblendeten oder vor Leidenschaft Blinden, wenn sie mit Schauder erkennen, was geschehen und gekommen! — Aber auf eine große Leidenschaft des vom Leben noch Unerprobten war Nanny nicht gefaßt. Die Stürme, die im Gefolge derselben kamen, machten ihr zu schaffen, obgleich sie daran, als an etwas ihr Neuem und Ueberraschendem, lebhaftern Antheil nahm, als sie sich zugetraut. Aber beherrschen durfte sie sich nicht lassen, sie wußte in andere Bahn abzulenken und den Traumwandler selbst zum Erwachen zu bringen. Ihre Zuneigung behielt er immer.

Und jetzt, da ihr so viel gelungen, sollte sie nicht hoffen, ihn noch einmal zu beruhigen? Eine Schuld, die ihr nur im ersten Augenblick der Entdeckung so schrecklich erschienen, auch in seiner Auffassung zu mildern? Und wenn Eticho dann nur ruhig und wieder vernünftig war, dann konnte sie, die arme Nanny,

Digitized by Google

ja auch wieder leidlich beruhigt und nach wie vor auch die schöne Nanny sein; es war mit einer Art von Selbstverhätschelung, daß sie sich dies als möglich ersann und ausmalte. Und darum wollte und mußte sie zu ihm gelangen. Heftiger erwachte in ihr der erbitterte Groll gegen den Eindringling, der sich zwischen sie und Eticho stellte. Sie traute seinem Versprechen nicht; sie wollte sich seinen Anordnungen und Bedingungen nicht fügen. Er hatte kein Recht, so eigenmächtig einzugreifen. Sie sann und sann, wie sie hinter seinem Rücken, und gegen seine Bedingungen, ihren Willen durchsetzen könne, und es gesellte sich dazu die brennende Begier, den Besonnenen und Vorsichtigen dennoch zu überlisten. Sie sann und sann — plötzlich kam ihr ein Gedanke, ein Plan, eine Aussicht! Aber es war noch heller Tag, sie brauchte die Dunkelheit zur Ausführung ihres Vorhabens. Stunden der Ungeduld vergingen, doch schon in etwas gemildert durch die Hoffnung auf ein Gelingen. Der Abend kam, sie kleidete sich unscheinbar in Schwarz, zog einen dichten Schleier über ihr Gesicht und eilte aus dem Hause, um sich in den dunkeln Straßen zu verlieren. —

Auch auf den Tannenwäldern, den Felsenrücken und Schneegipfeln des Hochgebirges lag um diese Stunde Dunkelheit, und aus der Nacht der Thäler schimmerten die Herdfeuer in den Hütten nur wie verlorene Funken aus der Ferne. Dort über den Straßen und Dächern der Stadt lagerte dunstige Schwüle, hier wehte die Nacht balsamischen Hauch der Erquickung, und wessen Herz aufzuathmen begehrte, der mochte den frischen Strom der Luft in sich trinken. Er kann nicht völlig heilen, was im Innern todeswund ist, aber er kann läutern und stillen, und wem im Herzen, auch unbewußt, die Sehnsucht blieb, von Sorgen zu genesen, der mag sich ihm vertrauen.

Wir leben nicht mehr in den Anschauungen, von welchen vor hundert Jahren unsere Dichter ausgingen, um uns ein auf keine Lebenskenntniß gegründetes Traumbild über das Landleben, über den Menschen in der Natur, vorzugaukeln. Wenn wir lesen, was Haller von seinen Bewohnern der Alpen singt, im Gegensatz zu den Städtern, bei denen die Tugend durch Verleumdung, Haß und Spott beschimpft wird und der giftgeschwollene Neid des Nachbarn Gut verzehrt; wogegen draußen in den Hütten der Laster schwarze Brut ihren Sitz noch nicht aufgeschlagen hat, kein Wahn, kein innerer Feind, kein Wurm des Gewissens, keine späte Reue lebt, wo holde Eintracht, Friede und Tugend herrschen — wenn wir das heutzutage lesen, so wundern wir uns nur, daß die Menschen damals harmlos genug waren, dergleichen nicht ernstlich zu bestreiten. Mochte man es nicht anders wissen wollen, oder wirklich nicht wissen, uns darf man es nicht mehr weismachen. Denn die Erfahrung hat uns gelehrt, daß Tugenden und Laster ziemlich gleich vertheilt sind, und im Palast wie in der Hütte die gleichen Leidenschaften hausen. Nur in der Form treten sie verschieden auf. Das Culturleben aber, wie viel auch getrübt von störenden Einflüssen, weist immer einen vertieftern sittlichen Inhalt auf, und auch wo die Menschen in großen Städten wagend, strebend und ringend beisammen wohnen, werden sie zum Guten besser erzogen als draußen, wo die moralische Kraft nicht geschult ist, die Leidenschaften zu mildern. Es ist

Digitized by Google

mehr Unschuld und Herzensreinheit in großen Städten zu finden als im kleinern Gemeinwesen. Je enger der Verband der Menschen, desto mächtiger werden die unlautern Triebe. Und so läßt der Culturmensch die umgebende Natur, die dem Landmann nur Mittel zum Zweck ist, in ihrer Macht und Schönheit reiner auf sich wirken; auch wenn die Nacht chaotisch alles in Dunkelheit hüllt, strömt ihm inneres Leben aus der Ruhe, und er hofft, daß jene dunkeln Umrisse sich ihm morgen mit neuem Licht verklären werden.

Im Försterhause wurde die Lampe in ein sauberes Zimmer, nach der Waldseite hinaus, getragen; dann ging die Hausfrau vor die Thür, wo der Förster mit seinem Gaste noch auf der Bank saß. Hier war freie Aussicht, jetzt nur in eine endlose Dämmerung, durchfunkelt von zahllosen Sternen. „Wollen wir nicht jetzt hineingehen?" fragte die Frau. „Ihr habt heut tüchtige Märsche gemacht, und unser Gast wird müde sein. Es ist auch spät, und der Thau feuchtet auf dem Rasen. Ich denke, wir sagen uns Gute Nacht." Der Förster erhob sich, und Eticho folgte, um seinen Gastfreunden die Hand zu reichen und sich in sein Zimmer zurückzuziehen.

„Es geht doch täglich besser!" sagte die Frau Försterin zu ihrem Gatten, als sie mit ihm allein war. „Den Trübsinn und die Schweigsamkeit abgerechnet, habe ich nun keine Sorge mehr um ihn. Und er muß recht wohl wieder bei Kräften sein, da du ihn heute so weit mitgenommen hast."

„Nun", entgegnete der Förster, „es war eben kein beschwerlicher Weg, und zum Ausruhen gab es Gelegenheit. Die Körperkräfte stellen sich wieder ein; durch Kopf und Gemüth aber scheint noch allerlei Ungesundes zu gehen."

„Es war unter euch doch nicht wieder von Sterben die Rede?" fragte die Frau betrübt. „Wie solche Gedanken bei einem so jungen Menschen aufkommen können! Es sind eben die Nachwehen der Krankheit. Mir wäre es lieb, wenn der Doctor einmal wiederkäme. Unser Pflegling, glaube ich, wäre jetzt besser unter Leuten, wo es Zerstreuung und Anregung gibt, als bei uns im Walde, dessen Einsamkeit er nicht gewohnt ist."

Wenn Frau Friedemann auf Gespräche über das Sterben anspielte, so bezog sich das nur auf einige beiläufige, mit einem Seufzer hingeworfene Worte des Gastes, daß es für ihn besser gewesen wäre, nicht wieder zum Leben zu erwachen; Aeußerungen, die von ihr durch freundliche Vorwürfe entgegnet, und durch längere Einwendungen bekämpft wurden. Daß Eticho mit dem Plane eines freiwilligen Todes umgegangen, ahnte sie nicht. Ihr Gatte hatte eher eine Witterung davon, zumal Hartmut ihm eingeschärft hatte, den Genesenden vor Waffen zu bewahren. Sonst aber wußten die Eheleute nichts über Eticho, nicht weshalb, nicht wie er in das Gebirge gekommen. Es genügte ihnen, daß man ihn als Kranken aufgefunden.

Der Schienenweg, welcher von der Hauptstadt aus das breitere Hauptthal des Gebirges durchschnitt, berührte diese Gegend nicht unmittelbar. Von einer Station aus hatte man noch einige Wegstunden auf ansteigender Straße zurückzulegen, zu Wagen, zu Pferd oder zu Fuß, um ein Oertchen zu erreichen, halb Stadt, halb Dorf, mitten in dem von Tannenwäldern umgebenen Seitenthal. Es war zur Freude derer, die hier als Sommergäste Ruhe und reine Luft suchten und fanden,

Digitized by Google

noch kein Curort, wiewol die Zahl der Besucher sich mit jedem Jahr mehrte und das Culturleben sich auch hier auszubreiten anfing.

Das Forsthaus war von hier aus auch noch eine Stunde, und da es eine sehr hohe Lage hatte, für die Aufsteigenden auch wol weiter entfernt. Die Fenster des Hauses gewährten nur einen beschränkten Blick in die Landschaft, da reichlicher Baumwuchs die Fernen verdeckte. Wenn man aber einige hundert Schritte über ein breites Stück rasigen Waldbodens ging, wo neben den Tannen einige prachtvolle Buchen ihre Zweige ausbreiteten, so hatte man einen schönen Blick über das Thal, die waldigen Bergabhänge, überragt von gewaltigen Bergriesen. Hier fiel der Felsen fast senkrecht ab zu schwindelnder Tiefe, in welcher ein Gebirgsbach schäumend und brausend seine eiskalten Fluten fortdrängte. Unten lag das Oertchen; der Ausgang des Thales in die größere Verkehrsader des Gebirges war durch Vorsprünge, die der gewundene Wasserlauf umschlängelte, verdeckt. Zum Genuß dieser schönen und großartigen Einsamkeit war unter den Buchen eine aus jungen Stämmen nicht gerade kunstvoll gefügte Bank angelegt, wie denn auch in gleicher Einfachheit ein Geländer als Schutzwehr am Abhange angebracht war.

Auf diesem Platze saß Eticho eines Morgens. Ein Buch lag aufgeschlagen auf seinen Knien, doch las er nicht darin. Seitwärts hinter ihm, auf die Rücklehne der Bank gebogen, stand Seppl und erzählte ihm von allerhand Gethier aus dem Walde. Aber auch dabei schien Eticho's Aufmerksamkeit nicht zu verweilen. Seine Gedanken waren bei einem Briefe, den er vor einigen Wochen geschrieben, über dessen Verbleiben er sich aber keine Rechenschaft geben konnte. Daß er an Axel Lindquist geschrieben, wußte er; erinnerlich war ihm auch, daß er den Brief, als er ihn auf der letzten Station im Gebirge hatte absenden wollen, wieder einstecken mußte, da er ihn in der Hast ohne Umschlag gelassen. Einen solchen auf dem einsamen Haltepunkte der Eisenbahn zu erhalten, war unmöglich, und so behielt er ihn bei sich. In seinem damaligen Gemüthszustande war es ihm übrigens gleichgültig geworden, was daraus würde. Jetzt aber vermißte er diesen Brief, und war halb und halb der Ueberzeugung, daß „der Doctor" ihn unterschlagen haben müsse. Er hatte diesen Doctor Hartmut wenig gekannt; nur durch Axel Lindquist war er in vorübergehende Berührung mit ihm gekommen. Aber erkannt hatte er ihn in einem furchtbaren Augenblicke in der Felsenhöhle, auf den dann wieder eine lange Umnebelung seiner Sinne eintrat. Dann aber im Forsthause sah er den Arzt wieder an seinem Lager stehen und walten, und hörte freundliche und eindringliche Worte von ihm, aus welchen er zu entdecken glaubte, daß Hartmut hinter seine Plane gekommen. Der Arzt war eine höchste Vertrauensperson im Hause geworden. Täglich hieß es: der Doctor sagt, oder: wenn der Doctor kommt, oder: der Doctor wird darüber ja Auskunft geben. So kam der Doctor auch in Eticho's Vorstellung zu einer Art Vermittlerrolle zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Freilich, wie die Zukunft werden solle, wie er werde weiter leben können, das waren ungelöste Fragen für ihn. Täglich dachte er, es sei doch das Beste, freiwillig aus der Welt zu gehen; aber ihm war's, als müsse er noch irgendetwas abwarten, ein Ereigniß, vielleicht nur den Besuch des Arztes.

Digitized by Google

Der Gedanke, sich selbst zu tödten, kann von einem Gesunden in der Halbraserei des Gemüthes rasch ausgeführt werden; der von einer Krankheit Genesende aber, selbst wenn der Schmerz ihm noch die Seele umflort, fühlt das langsam wiederkehrende physische Leben zu rein und wohlthätig, als daß der Entschluß, ihm ein Ende zu machen, mit gleicher Entschiedenheit wieder auftreten könnte. Er mag darüber grübeln und brüten, aber je mehr das Blut zu pulsiren beginnt, je mehr wird sich der Todesgedanke abschwächen. Es sei denn, daß ein gewaltiger Anstoß von außen noch einmal die Innerlichkeit aufrüttelte. Ein solcher Anlaß war für Eticho hier in der wohlbehüteten Stille noch nicht gekommen. Zudem fühlte er sich keineswegs so kräftig, als er seine Umgebung glauben machte. Eine schwere Mattigkeit fesselte ihn oft, und wie Dumpfheit lag es vor seinem Geiste, daß er wie im Traume hinausstarrte, ohne etwas wahrzunehmen oder zu denken. So verlor die Vermuthung, daß Hartmut in den Besitz des Briefes an Axel gelangt, und wenn er ihn gelesen, zum Mitwisser des Geheimnisses geworden, mittlerweile auch ihren aufregenden Stachel. Er hielt Hartmut für einen Ehrenmann, von dem er einen Misbrauch seines Briefes nicht fürchtete, von dem er sogar irgendeine verständige Verwerthung desselben zu erwarten, ja beinahe zu hoffen anfing. So kam es, daß er der Wiederkehr Hartmut's auch wie der eines stillen Vertrauten entgegensah.

Und so saß er heute, blickte weder in sein Buch noch in die Landschaft, und ließ die Geschichten Seppl's unvernommen vor seinem Gehör vorübergehen. Plötzlich aber unterbrach sich Seppl, indem er ausrief: „Ei, da kommt ja der Herr Doctor!" Eticho fuhr aus seinem Brüten auf und wendete sich. Hartmut kam wirklich vom Forsthause hergeschritten, und Eticho ging ihm entgegen. Der Arzt sprach seine Freude aus, den Patienten so gut bei Wege zu sehen, und da er gleich eine ernstere Auseinandersetzung mit ihm erwartete, gab er Seppl einen Wink, sich zu entfernen. Er lenkte die Schritte zu der Bank zurück, indem er sich nur erst einige ärztliche Fragen beantworten ließ. Kaum aber saßen sie beieinander, als Eticho mit einem tief aus der Brust geholten Athemzuge begann: „Haben Sie mit Axel Lindquist gesprochen? Weiß er alles? Denn der Brief an ihn ist doch wol durch Ihre Hände gegangen?"

„Der Brief ist durch meine Hände gegangen", entgegnete Hartmut mit Ruhe, „und ich habe ihn gelesen. Gelesen in jener Stunde, da ich Sie in der Felsenhöhle fand, um zu erforschen, mit wem und mit was für einer Art von Krankem ich es zu thun bekäme. Ich steckte den Brief zu mir, damit der Inhalt nicht auch zur Kenntniß anderer gelangte. Auch Axel Lindquist sollte nichts erfahren, wenigstens nicht durch mich. Das Geheimniß blieb am besten im engsten Kreise der Betheiligten — zu deren vierten mich der Zufall gemacht hatte. Ich habe Ihren Brief an den Freiherrn von R. gesendet."

„Das haben Sie gethan —?" rief Eticho im Tone des Erstaunens, ja der Bestürzung.

„Der Vater mußte doch wissen, wie es um seinen Sohn stand und wo er geblieben war! Er konnte immerhin einen Ausweg aus den Irrungen finden. Beruhigen Sie sich nur! Ich habe den Freiherrn gesprochen. Er sieht die Sache

Digitized by Google

als besonnener Mann an und wünscht nicht viel Aufhebens davon zu machen. Diese Zeilen schickt er Ihnen durch mich."

Eticho nahm den Brief seines Vaters, erbrach den Umschlag, zögerte jedoch und steckte ihn ungelesen ein. „Hat der Freiherr auch über seine Tochter gesprochen?" fragte Eticho darauf mit niedergeschlagenen Augen und halber Stimme.

„Nein. Aber ich selbst habe einen Besuch bei Fräulein Cadoro gemacht."

„Sie selbst? Aber sie weiß doch nicht — nicht wahr, sie weiß nicht?"

„Ich konnte es ihr nicht ersparen. Sie weiß, wie sie zu Ihnen steht."

„Die Unselige! Wie nahm sie es auf? Und — warum ließen Sie das beklagenswerthe Weib nicht im Irrthum?"

„Ich wollte die Dame kennen lernen, um zugleich Sie, mein junger Freund, besser kennen zu lernen, und es ist mir beides gelungen, wenn ich gleich in dem Irrthum gewesen, daß es möglich wäre, durch Nanny's Hülfe auf Ihre Zustände zu wirken."

„Oh, wie könnte die Jammervolle mir helfen?" rief Eticho tief bewegt. „Wir beide dürfen uns nie mehr begegnen; unsere Wege müssen weit, weit auseinandergehen!"

„Ich bin auch der Ansicht, und es ist mir lieb, daß Sie ein für allemal abschließen", sagte Hartmut. „Fräulein Cadoro hat den Wunsch, Sie wiederzusehen, möchte Sie hier aufsuchen —"

„Nein! Nein!" rief Eticho mit einem Schauder.

„Dann halte ich es für rathsam, daß Sie sich an einen andern Ort begeben. Sie sind nun wieder so weit, um sich etwas zumuthen zu können. Der Freiherr verlangt für Sie eine Reise nach Paris, hofft auf Ihren ersten Brief von dort in acht Tagen —"

Da Eticho den Kopf schüttelte und eine abwehrende Bewegung machte, fuhr Hartmut fort: „Nun wohl! Ich kann Ihnen in diesen Dingen keine Vorschriften machen, aber meinen Rath sollten Sie annehmen. Für die nächste Zeit wäre es gut für Sie, das Forsthaus zu verlassen, um einen andern Aufenthalt zu suchen. Und ich wüßte auch jemand zum Begleiter für Sie. Axel Lindquist —"

Ein Geräusch kam von dem Forsthause her. Ein Wagen aus dem Städtchen war vorgefahren, in welchem eine schwarzgekleidete Dame saß. Sie sprach mit der in der Thür stehenden Frau Försterin und stieg aus. Durch das ungewohnte Stampfen der Pferde aufmerksam gemacht, wendete sich Eticho um, und ein Blick ließ ihn erkennen, was ihn auf das tiefste erschreckte. „Nanny!" rief er. „Gott bewahre uns voreinander! Sie hat mich ausgespürt!"

„Ist es möglich!" fuhr Hartmut auf, zwischen Erstaunen und Unwillen, zugleich mit neuen Befürchtungen für die nächste Stunde.

Es war so. Sie hatte es möglich gemacht. Nanny war in Eticho's Stadtwohnung gedrungen, um ihre Nachforschungen zu machen. Konnten ihr seine Wirthe nicht sagen, wo er geblieben, so erinnerten sie sich doch der Adresse, unter der sein Gepäck in das Gebirge abgegangen. Ihr Plan war gefaßt. Sie reiste ab, und zwar in demselben Eisenbahnzuge, welcher den Arzt davonführte, ohne daß dieser ihre Nähe entdeckte. Sie traf am Forsthause später ein als Hartmut, obgleich dieser den Weg zu Fuß gemacht, sogar seine Gattin noch kurz begrüßt hatte; denn ein Wagen, welchen Nanny beanspruchte, stand in dem kleinen Städtchen

Digitized by Google

nicht immer schnell zur Verfügung. Jetzt kam sie eilenden Fußes über dem Rasen herbeigeschritten, während Eticho stehen blieb und sich an der Lehne der Bank festhielt. Hartmut ging ihr ein paar Schritte entgegen, sie aber streifte ihn nur mit einem Seitenblicke höhnischen Triumphes, flog an ihm vorüber und auf den Gesuchten zu. „Eticho!“ rief sie. „Gott sei Dank, daß du lebst! Gott sei Dank, daß ich dich gefunden! Ich mußte kommen — ach, du scheinst noch recht krank zu sein!“ Sie streckte ihm die Hand entgegen, er aber konnte den Druck derselben nicht erwidern und zuckte fast zurück vor ihrer Berührung. Der Arzt machte die Bemerkung, daß, trotz aller Erschütterung, doch in der Fassung und Haltung etwas durchaus Vornehmes in dem Wesen des jungen Mannes lag.

„Eticho!“ begann Nanny von neuem, „laß den Mann da weggehen! Was wir beide zu reden haben, schließt die Gegenwart eines Dritten aus.“

Hartmut entfernte sich freiwillig. Sie achteten nicht darauf, wohin er ging, und wähnten sich allein. Er aber blieb in der Nähe, und gedeckt durch Gebüsch und den Stamm der Buche, konnte er, wenn nicht jedes ihrer Worte verstehen, doch ihre Bewegungen beobachten.

„Nun rede ein Wort, Eticho!“ sagte Nanny. „Sprich, wie dir zu Muthe ist! Ich will gern auch das Schlimmste von dir hören.“

„Wie mir zu Muthe ist?“ entgegnete er. „Darf ich dir, darfst du mir noch ins Auge schauen? Dürfen wir beieinander sitzen, ohne Schauder voreinander zu empfinden? Alle Worte, die wir noch eins zum andern reden können, sind verloren! Unser Verbrechen müßte uns verstummen, unsere Schmach uns erblinden machen! O Nanny, warum bist du noch einmal gekommen? Oder kamst du, um mit mir zu sterben? Das wäre das Einzige —!“

„Laß dich nicht gleich zum Aeußersten fortreißen!“ rief Nanny erschreckend und flehend. „Ich fühle unser Unglück so sehr wie du, und im Augenblick, da ich es erfuhr, meinte ich vergehen zu müssen. Seitdem habe ich es im Innern mit mir durchgesprochen und sehe es nicht mehr so verzweifelt an. Wir kannten einander nicht —“

„Unsere Schuld wird darum nicht ausgelöscht!“

„Ich nehme sie auf mich, Eticho! Die ganze Schuld! Ich war es, die dir entgegenkam, dich verlockte! Du hast keine Schuld. Ich spreche dich frei von jeder Schuld!“

„Du willst mich freisprechen? Ach, arme Nanny!“ sagte Eticho mit einem tieftraurigen Blicke. „Für uns gibt es kein Freisprechen! Ja selbst wenn ein irdischer Richter uns freispräche: die Welt würde es nie vergessen, würde immer mit Fingern auf uns weisen, als auf zwei vom Fluche Gezeichnete! Aber schlimmer noch wird es in uns selbst aussehen. Wie sollen wir leben, mit dem Bewußtsein des Verbrechens im Gewissen? Wohin wir durch die Welt streifen, um ihr und uns selbst zu entfliehen, überall werden wir uns von Blicken und Worten ertappt fühlen, die uns Schauder vor uns selbst erregen! Ueberall werden wir die Kreise der Guten und Reinen fliehen müssen, denn wir wissen, daß wir nicht mehr zu ihnen gehören, daß wir verfemt sind in unserm Gewissen! Nanny, es ist ein Fluch über uns, dem wir nicht mehr entgehen!“

Digitized by Google

„Du siehst es so furchtbar ernst an!“ rief Nanny ergriffen und angstvoll. „Du sprichst von Verbrechen — bedenke doch nur —“

„Wär's etwa kein Verbrechen?“ rief Eticho. „Gibt es nicht ein Gesetz, welches unser Vergehen auch vor der Welt bestraft? Ja, wenn wir leben wollen, so wär's unsere Pflicht, uns selbst vor dem irdischen Richter anzuklagen, Gefängniß, oder was sonst über uns verhängt wird, zu ertragen!“

Nanny zuckte zusammen, von Grauen ergriffen. „Eticho!“ rief sie. „Solch ein Gesetz gibt es? Ein Gericht, das uns fordern, aburtheilen könnte — öffentlich?“

„Solch ein Gericht gibt es! Um uns her sitzen die Richter, Männer aus allem Volke, hoch und niedrig geboren, und in großem Kreise gibt die Menge auf uns Acht, was wir sagen, gestehen werden, wie das Urtheil lauten wird —“

„Nein! Nein! Erbarme dich, Eticho!“

„Es ist möglich, daß die Richter milde sind, da wir nicht wußten, wie wir zueinander standen. Aber auch wenn sie uns ungestraft gehen hießen, wir blieben doch vor den Augen der Welt die Verbrecher, wir blieben es vor unserm eigenen Gewissen.“

„Nur nicht öffentlich! Nur nicht vor den Leuten!“ rief Nanny, ringend unter dem Eindruck seiner Rede.

„Wir würden ebenso elend, vielleicht noch elender sein“, fuhr er fort, „wenn wir's verschwiegen. Wir haben nur die Wahl zwischen einer offenen Selbstanklage oder einem freiwilligen Tode.“

Nanny sprang auf. „Nein!“ rief sie. „Nichts von öffentlichem Gericht! Lieber sterben! Sag einen schnellen, leichten Tod, und ich will —“ Aber sie bereute schon ihr Wort, da sie es kaum ausgesprochen, und schlug mit der Hand auf die Brust, als wollte sie es haschen und zurücknehmen.

Eticho aber ergriff ihre Hand und rief: „Denkst du so? Dann komm!“ Er riß die bebend Widerstrebende bis an den Rand des Felsens, faßte das Geländer, und mit ungewöhnlichem Erfolg wieder erwachender Kraft brach er es nieder. „Hast du Muth, den Sprung mit mir zu wagen?“ fuhr er mit funkelnden Augen fort. „Dieser Abgrund gibt uns, was wir suchen. Der Bergstrom in der Tiefe nimmt die Zerschmetterten in seinen Wellen auf. Ich zwinge dich nicht, ich überrede dich nicht. Aber willst du's aus eigenem Antrieb, so komm!“

„Nein! Nein!“ schrie Nanny außer sich. „Ich kann nicht sterben! Ich will's nicht! Hülfe! Hülfe!“ Sie riß sich von ihm los, und hatte kein Aufgebot von Kraft dazu nöthig. Denn er warf ihre Hand gleichsam zurück, wendete sich von ihr und stand allein am Rande des Abgrundes. Schon aber fühlte er seine Hand von einer andern erfaßt, die ihn langsam zurückzog.

Hartmut war herbeigekommen. An ihn hatte Nanny ihren Hülferuf gerichtet; auf ihn stürzte sie zu, um sich an ihn wie an einen Retter anzuklammern. Aber weniger bedenklich um ihretwillen, wendete der Arzt sich an den mehr Gefährdeten von beiden. Er faßte Eticho unter den Arm und führte ihn, der aus einem Taumel plötzlich zum Bewußtsein kam, langsam zur Bank zurück. Dann winkte er Nanny herbei, die erschöpft und noch sprachlos neben ihm Platz nahm. So saß der Arzt zwischen den Kindern des Freiherrn und ließ ihnen einige Augenblicke Zeit, sich zu sammeln. Auch er mußte eine richtige Fassung suchen für das,

Digitized by Google

was etwa zu sagen war. Denn mit gewöhnlichem Trost, mit Mahnungen, mit Allgemeinheiten war nichts anzufangen.

„Wir sollten doch versuchen, weiter zu leben!“ begann er nach einer Weile mit möglichster Gelassenheit. „Nicht nebeneinander zu leben, aber jedes in seiner Weise, wenn auch auf getrennten Wegen. Es ist zu spät, jetzt noch den Tod mit Absicht herauszufordern. Wenn in dem Augenblicke, da sich euch eine erschütternde Thatsache entdeckte, wenn ihr da in wahnsinniger Hast mit Gift oder Waffen Hand an euch gelegt hättet, so würde das den meisten nicht verwunderlich erschienen sein. So endet ein Roman. Es wird auch viele geben, die da meinen, er müsse so enden. Da es aber glücklicherweise nicht geschehen ist, so ist es zu spät, wiederhole ich, so darf er nicht mehr so enden! Zumal nicht beide Theile in gleicher Weise entschlossen sind. Nanny ist im Recht, wenn sie den Willen hat, zu leben, und so hat Eticho die Pflicht, zu leben. Entweder ihr starbet beide gleich, oder ihr lebet beide, bis der Tod jedem auf seinem Wege die Hand aufs Herz legt. Euch bleibt jetzt die schwierigere Aufgabe, welche euere ganze Kraft herausfordert: nicht zu vergessen, aber euer inneres Leben zu ordnen, mit euch selbst zurechtzukommen, weder einander, noch euch selbst eine größere Schuld zuzumessen, als ein billig und gerecht Denkender euch zuschreiben wird. Wo liegt sie, und wer trägt die Schuld? Doch nicht ihr allein? Wer immer der Schuldigere wäre, ziehet ihn nicht zur Verantwortung! Leichtsinn, Verblendung und Leidenschaft hatten ein Netz um euch gesponnen, dasselbe Netz, welches diese Mächte schon viel tausendmal seit Jahrtausenden über die Sterblichen geworfen. Es sind immer dieselben Fäden, die seit Urzeiten gesponnen wurden und sich wol weiter spinnen werden, solange es Sterbliche gibt. Davon wendet euere Gedanken ab! Das Schicksal ist um so gnädiger, je mehr der Mensch den Willen zeigt, sich zu befreien von dem, was ihn erdrücken wollte.“

Nanny hörte schweigend zu. Sie fühlte sich getröstet; sie kam innerlich zu sich selbst, ihr Gehör sog die Worte des Arztes wie einen beruhigenden, erlösenden Trank ein. Eticho aber hatte den Brief seines Vaters hervorgezogen und entfaltet, und blickte hinein, als Hartmut schwieg. „Mir liegt es wie Nebel vor den Augen“, sagte er. „Lesen Sie! Lesen Sie laut!“

Hartmut nahm das Papier. „Der Freiherr ist ein besonnener, praktisch denkender Mann“, sagte er. „Hören wir, was er schreibt!“ Der Brief trug keine Anrede und zeigte als Unterschrift nur einen gekräuselten Federzug. Der Freiherr schrieb an seinen Sohn: „Es ist mir mitgetheilt worden, daß ein Unwohlsein Dich gehindert hat, Deine größere Reise, wie ich gewünscht, gleich anzutreten, und auch die Veranlassung habe ich erfahren, die Dir eine Gemüthsbewegung und damit vielleicht die körperliche Nervosität zugezogen hat. Ich bekenne, daß es mir recht fatal ist, Deiner Thorheit nicht vorgebeugt zu haben durch die Hinweisung auf eine bestimmte Person, für welche ich bisher ähnliche Verpflichtungen übernommen habe wie für Dich. Doch wer konnte ahnen, daß Du gerade nach dieser Seite hin Dich verirren würdest! Du bist dabei Entdeckungen auf die Spur gekommen, die Du tragischer zu nehmen scheinst, als ich wünsche und es nöthig ist. Laß geschehen sein, was nun einmal nicht mehr ungeschehen zu machen

Digitized by Google

ist! Gib Dich nicht exaltirten Stimmungen und Vorsätzen hin, sondern suche Eindrücke los zu werden, die, je länger man ihnen Raum verstattet, desto ungünstiger wirken. Suche Dir Zerstreuung! Dazu ist Paris der geeignete Ort. Ich werde Dir die Mittel nicht versagen, die Du zu Distractionen mancher Art brauchst und die demjenigen wohl anstehen, der sich zum Weltmann bilden soll. Du darfst ohne Einschränkung auf mich rechnen. Auch die Person, deren Schicksal Dir, wie ich vernehme, sehr nahe geht, wird wie bisher ungeschmälert bedacht werden, obgleich —"

Hartmut stockte und zögerte weiter zu lesen. Er beklagte, daß der Brief überhaupt zur Lesung gekommen war.

„Nun? Obgleich —?" rief Nanny, den Vorleser scharf und gespannt anblickend.

Hartmut war in Verlegenheit. „Lassen wir das übrige!" sagte er, indem er das Papier zusammenfaltete.

„Halt!" rief Nanny. Mit raschem Griff hatte sie ihm den Brief entrissen. „Sehen wir doch dieses «obgleich» näher an! Obgleich" — fuhr sie zu lesen fort — „obgleich Wohlthaten an sie nur verschwendet sind. Denn sie versteht die Kunst, sich selbst zu helfen, nur zu gut! Du aber sollst aus Deiner Erinnerung verbannen, was Du zu verachten hast —" „Ha! das schreibt ein Vater!" rief Nanny, indem sie das Papier zornig zusammenballte und von sich warf. Der Arzt hob es vom Boden auf und steckte es ein. Sie aber, zu leidenschaftlicher Glut aufflammend, fuhr fort: „Nur Verachtung hat er für diejenige, um die er sich niemals gekümmert, die er nur mit Geld abgefunden, die nicht anders werden konnte in den Kreisen, darin sie aufgewachsen! Die er selbst somit dem Lose zugeworfen, sie zu dem gemacht hat, was er jetzt glaubt verachten zu dürfen? Ich zahle ihm die Verachtung zehnfach zurück! Ich will ihn noch lehren, zu verachten, ihn, den man selbst nur von verachtenswerther Seite kennt! Vor die Füße werfe ich ihm sein Jahrgehalt, das Blutgeld, durch das er sich von höhern Pflichten loszukaufen hoffte! Wer trägt die Schuld? so hat der Mann da — sie wies auf Hartmut — richtig gefragt! Wer trägt die Schuld, daß wir schuldig und elend sein sollen? Und reichte die Schuld noch höher hinauf, und wäre auch er, aus dessen Wüstheit unser Leben kam, selbst ein Opfer älterer Verschuldungen, ihn nehm' ich jetzt für den Schuldigen, da er nur Verachtung hat, wo er abzubitten, sich zu demüthigen hätte!"

„Nanny! Arme Nanny! Halt ein!" rief Eticho, indem er bekümmert ihre Hand ergriff.

„Dir bleib' ich immer gut, Eticho!" fuhr sie eifrig fort. „Dir bleib' ich gut, und mehr, als ich es jetzt noch zeigen darf! Aber wir trennen uns. Für mich gilt es jetzt, zu leben, denn ich habe noch eine Vergeltung auszuüben. Auch du wirst leben, und sollst so glücklich sein, als du noch kannst! Leb' wohl, du Guter! Leb' wohl!" Mit rascher Wendung lief sie fort, hastig über den Rasen, bestieg den Wagen und zog den dichten Schleier über ihr Gesicht. Sie sah sich nicht mehr um, als der Wagen sie auf der Waldstraße fortführte.

Die beiden jungen Männer aber, welche wußten, daß sie keine Macht über sie und ihren Willen hatten, sahen ihr schweigend nach. Dann sank Eticho auf die Bank nieder und schlug die Hände vor das Gesicht; denn zum ersten mal lösten

Digitized by Google

sich Thränen aus seinen Augen. Hartmut aber ging einer Gestalt entgegen, die aus dem Försterhause geschritten kam, und winkte ihr, noch einen Augenblick im Gebüsch verborgen zu bleiben. Es war Axel Lindquist, den er selbst mitgebracht und als den letzten Helfer aufgespart hatte. Dann trat er zu Eticho und sagte: „Es ist Zeit, jetzt aus der Einsamkeit wieder in die Welt zu treten, die zum Handeln und Streben herausfordert. Der Reisekoffer wird schnell gepackt sein. Soll's nicht nach Paris sein, so sei es mit Freund Lindquist nach Norden! Auch dort gibt es eine Welt zum Schaffen und Lernen, eine große Natur und ein besseres Reiseziel für Sie!"

„Ja! Ja!" rief Eticho. „Wäre Axel nur da, ich folgte ihm in seine Heimat."

„Er ist schon da!" entgegnete der Arzt. Eticho wendete sich und stürzte sich, aus tiefster Brust aufathmend, in die Arme seines Freundes.

Wenn Hartmut vierzehn Tage nach diesen Ereignissen an die Menschen dachte, die ihm genug zu thun gegeben hatten, so kam es ihm wunderlich vor, daß nun jede Beziehung zu ihnen abgebrochen war, und Verhältnisse, die ihn innerlich reichlich beschäftigten, ohne ihn ihren Gang gingen. Zwar fühlte er nicht den Drang, sich in des Freiherrn oder Nanny's Angelegenheiten ferner zu mischen. Den ersten sah er nicht, und die Gelegenheit, Fräulein Cadoro jetzt erst von ihrer künstlerischen Seite kennen zu lernen, ließ er mit Absicht an sich vorübergehen. Da hatte er eines Tages die Freude, einen Brief aus Stockholm zu empfangen. Eticho schrieb ihm, bekannte sich tief in seiner Schuld und konnte jetzt erst seinem Danke für Hülfe und Antheil Worte geben. Gemeinsam Erlebtes wurde nur leise berührt, vorwiegend die Gegenwart und Zukunft ins Auge gefaßt, von neuen Eindrücken, naturwissenschaftlichen Studien und Reisen zu diesem Zwecke gesprochen. Hartmut freute sich sehr über diesen Brief und hegte die besten Hoffnungen für Eticho.

Der Freiherr war freilich nicht wenig erstaunt, als nach einiger Zeit sein Sohn ihm nicht aus Paris, sondern aus Schweden Nachrichten über sein Verbleiben gab. Indessen war er schon beruhigt, daß Eticho nichts „Exaltirtes" verlauten ließ und sich streng sachlich, dabei in knapper Form, über seine nächsten Plane erklärte. Ueberdies war er weit genug weg, und es konnte der Aufenthalt in Stockholm für den Augenblick dem in Paris noch vorzuziehen sein. Gab er somit der Sorge um Eticho weiter nicht Raum, so sollte ihm Nanny's Aufführung um so größere Verlegenheiten zuziehen.

An der Rolle einer büßenden Magdalena fand Nanny keinen Geschmack, ja, das Talent dazu würde ihr gefehlt haben. Wenn sie bisher leichtsinnig und gedankenlos ihrer Laune gelebt, so verfolgte sie jetzt einen bestimmten Plan. Sie bekannte sich offen als die Tochter des Freiherrn von R., erzählte von ihrem Jahrgehalt und sprach, so oft sich eine Gelegenheit bot, mit Munterkeit von ihrem „Papa". Zu gleicher Zeit ließ sie sich öffentlich, zu Wagen und zu Pferde, mit einem jungen Manne sehen, der, zu einer Gesandtschaft gehörig, einen fremdartigen Namen und dazu den Fürstentitel trug. Er war sehr reich, hatte ein eigenes Hotel und gab große Gesellschaften, zu welchen er die Damen nach eigenem Geschmack wählte. Manche, die sie näher kannten, behaupteten, sie führe ihn nur

Digitized by Google

an der Nase herum und könne ihn eigentlich nicht ausstehen. Aber es machte Aufsehen, daß sie überall an seiner Seite erschien. Wie ihr dabei zu Muthe war, wußte niemand. Da kam es denn vor, daß Nanny auf der Promenade aus seinem Wagen den Freiherrn grüßte und ihm lebhaft zuwinkte, wie jemand, den man zu sehen sich herzlich freut, und daß der Freiherr, sie nicht gleich erkennend, seinen Hut abzog und den Gruß auf das angelegentlichste entgegnete. Es war kein geringer Schreck, als er seines Irrthums inne wurde; zumal man ihn auf seine Beziehung zu der vielgefeierten Cadoro mit boshaftem Lächeln anredete. Er war nun schon öfter darauf angesprochen worden, und das entdeckte Geheimniß wurde ihm äußerst unbehaglich. Als Geliebte durfte eine Dame, wie die Cadoro, mit dem Freiherrn von R. wol zusammen genannt werden; sie als seine Tochter bezeichnet zu sehen, war denn doch unerhört. Und es war mehr als das. Die Aufführung der Dame, die Rücksichtslosigkeit, mit der sie sich selbst in aller Leumund brachte, um in ausgelassenen Herrengesellschaften von ihrem Vater, dem Freiherrn von R., zu sprechen, dieses Treiben wirkte beängstigend; denn es drohte sogar seiner Stellung gefährlich zu werden. Daß bei Hofe Verstimmung auf der einen, kühle Verhöhnung auf der andern Seite sich um ihn geltend machten, begann er zu empfinden. Das letzte, sich zu Falle zu bringen, that er doch selbst. Er ging im Anfang des Winters auf einen Ball, von dem er hätte wegbleiben sollen. Die Herren aus der sogenannten guten Gesellschaft pflegten auf dergleichen Bälle ihre Damen nicht mitzunehmen. Kaum war er eingetreten, als Nanny fröhlich auf ihn zueilte, ihm um den Hals fiel, ihn als ihren Papa begrüßte, sich an seinen Arm hängte und den Erschreckten zwang, mit ihr die Promenade durch den Saal zu machen. Wer durfte es ihr verargen? Der Vater war ja auch bei dem Feste erschienen: hatte sie nicht das Recht, als Tochter an seinem Arme zu schreiten? Dieses Bewußtsein ließ sie durch ihr Benehmen blicken, und zwar mit ganzer Sicherheit. Zwar verschwand der Freiherr, nachdem er am Arme Nanny's die schönsten Glückwünsche zu einer solchen Tochter hatte empfangen müssen, nach einer Viertelstunde aus dem Saale. Aber am nächsten Tage wurden diese Scenen in tonangebenden Kreisen ruchbar, und da der Anstand denn doch zu stark verletzt worden war, so erhielt der Freiherr bald darauf den Bescheid, daß er seiner Stellung am Hofe enthoben sei. Es war ein Schlag, der ihn niederwarf.

Als Nanny, welche sich immer Nachrichten über ihn zu verschaffen wußte, erfuhr, daß er leidend sei, fuhr sie sofort an seinem Hause vor, um als Pflegerin bei ihm aufzutreten. Ob es vielleicht ein Stück wiedererwachender Gutmüthigkeit bei ihr war, in der Erkenntniß, daß sie an seinem Falle schuld sei? — Der Freiherr gerieth in Zorn über ihre Gegenwart, wies sie von sich, gab harte Worte zu hören. Jetzt aber blieb sie erst recht und richtete sich in seiner Wohnung ein. Er protestirte, aber er war wehrlos. Nanny empfing Besuche in den Räumen des Freiherrn, betrug sich als Tochter des Hauses, gab Auskunft über Papas Befinden, sah auch solche Besucher, die aus Neugier kamen, zu sehen, wie sie sich in dieser neuen Rolle ausnähme. Gegen Abend pflegte sie sich von Papa zu verabschieden, da sie auf die Bühne müsse, um irgendeine andere kecke Rolle zu spielen.

Trotz alles Aergers und alles Niederdrückenden genas der Freiherr doch, und

Digitized by Google

Nanny, welche viel durchgesetzt, was sie hatte durchsetzen wollen, zog sich freiwillig zurück. Das Familienspiel war ihr bereits unerträglich geworden. Sie brauchte jetzt mehr Aufregungen als bisher; es war, als suchte sie nur durch Betäubungen von einem Tage zum andern zu kommen. Das rieb ihre Kräfte auf. Nachdem sie noch ein Jahr der Bühne angehört, zuletzt schon nicht mehr als die „schöne" Nanny, erlag sie schnell einem heftigen Fieberanfall. Der Freiherr aber lebte noch lange. Als er es, mancher Unannehmlichkeiten wegen, angemessen fand, die Hauptstadt zu verlassen, um einen andern Ort zum Aufenthalt zu wählen, wurde er von vielen, die einst mit ihm gelebt hatten, um seines Geschickes willen doch sehr beklagt. Der einst von ihnen gefeierten Cadoro hatten sie keinen Seufzer nachgeschickt. Arme Nanny! —

In das entlegene Gebirgsthal drang nichts von diesen Geschichten. Das Städtchen zählte jedes Jahr ein paar Sommergäste mehr, die in seiner Umgebung in der Stille leben wollten; im Walde wuchsen die Tannen höher, die Buben des Försters waren größer geworden, und Seppl ging schon auf Freiersfüßen, wie die Leute in seinem Dorfe ihm nachsagten. Wenn der Sommer begann, fragte er im Forsthause an, ob der Herr Doctor in diesem Jahre wiederkäme? Wirklich schickte Hartmut alljährlich seine Familie in das waldige Thal, dessen frische Luft den Seinen gutthat, und kehrte zu kürzern Besuchen bei ihnen ein. So erschien er eines Tages bei dem Förster und seiner Frau. Sie zeigten ihm schöne Geschenke, die, wie schon öfters, von ihrem ehemaligen Gaste aus der Ferne gekommen waren, und er konnte aus Briefen mancherlei über ihn mittheilen. Eticho hatte auf seine eigene Hand jahrelang ein rauhes entbehrungsvolles Leben geführt, indem er die Hochgebirge Norwegens durchwanderte, durchmaß und studirte. Dann wieder lebte er an einsamen Fjorden mit den Fischern in ihren Hütten, fuhr mit ihnen auf das Meer, um zu erforschen, was sich aus seinen Tiefen zu Tage fördern läßt. Bis hoch nach Lappland richtete er seine Wanderungen, verkehrte mit den Bewohnern und theilte Leid und Freude mit ihnen, suchte ihre Natur, ihre Gewohnheiten zu erkennen und alles, was der Norden hervorbringt, in seinen Forschungen aufzufinden. Er schrieb einmal an Hartmut: „Die Natur, auch in ihren gewaltigsten Erscheinungen, übt keine Heilkraft, wenn man sie nur beschauen, nur als Bild in sich aufnehmen will. Man muß sie ganz erfassen, sich bis in ihre kleinsten Einzelheiten ihr hingeben, sich in sie versenken, wie in eines Freundes Seele, oder sie sondiren wie eines Feindes Charakter, den man zu überwinden hofft. Hat man sie so in ihren Geheimnissen belauscht, dann zeigt sie erst, was man im großen All der Erscheinungen selbst darstellt, und gibt es auf, sich mit seinem kleinen Schmerz zu überschätzen." Axel Lindquist aber schrieb an den Arzt, daß zu seiner Freude Eticho nach Jahren arbeitsvollen Umherschweifens sich nun entschlossen habe, in Stockholm seinen Wohnsitz zu nehmen und die Ausbeute seiner Studien der Wissenschaft zugute kommen zu lassen. Nach Deutschland werde er fürs erste nicht zurückkehren. Ihn aber luden die beiden Freunde ein, seinen Besuch im Norden nicht mehr hinauszuschieben, zu welchem Hartmut ihnen bereits Aussicht gemacht hatte.

Digitized by Google

Der russisch-chinesische Conflict.

Die Nachrichten aus China über dessen umfangreiche Kriegsrüstungen und Truppenansammlungen an der Grenze des Iligebiets treten mit immer größerer Bestimmtheit auf. Berücksichtigt man die politische Situation in Centralasien, wie sie sich seit dem letzten englisch-afghanischen Kriege und der verunglückten Expedition Rußlands gegen Merw herausgebildet hat, so gewinnt die Kuldschafrage eine ganz besondere Bedeutung; denn ein ernstes Zerwürfniß zwischen China und Rußland kann nicht verfehlen, die Plane der petersburger Regierung auf Mittelasien, wenn auch nicht zu vereiteln, so doch den Zeitpunkt ihrer Verwirklichung hinauszuschieben und dadurch die Schwierigkeiten der Durchführung zu vermehren. Dies geht schon aus der Willfährigkeit Rußlands hervor, ein ihm so hochwichtiges Gebiet auszuliefern, dessen Erwerb ihm zur größten Befriedigung gereicht haben mußte.

Was das Verhältniß Chinas zu Rußland betrifft, so hatten schon im 17. Jahrhundert die Russen an dem Amur Niederlassungen gegründet, die sie jedoch wieder aufzugeben gezwungen wurden. Man hatte die große Wichtigkeit der Amurländer gegenüber Japan und China schon damals in Petersburg vollauf gewürdigt, jedoch den Versuch, sie an sich zu reißen, bis zu dem Jahre 1798 nicht erneuert. In jenem Jahre wurde die russisch-amerikanische Hansa gegründet, welche die Aufgabe verfolgte, Handelsbeziehungen in jenen fernen Gegenden anzuknüpfen und diese zur Verschmelzung mit dem eigenen Reiche vorzubereiten. Sie war befugt, die Ländereien im nordöstlichen Asien und nordwestlichen Amerika zu cultiviren und auszubeuten, Factoreien zu errichten, Forts zu erbauen, Waaren dahin zu senden und Colonien anzulegen.

Nachdem die Engländer 1840—42 sich China mit Waffengewalt erschlossen und es in dem Friedensschlusse von Nanking dem europäischen Handel eröffnet hatten, strebte die Hansa an dem chinesischen Handel theilzunehmen. Bis dahin war Rußland der Handelsverkehr mit dem Himmlischen Reiche nur zu Kiachta gestattet gewesen. Die russischen Handelsschiffe, welche vor Shanghai erschienen, mußten jedoch unverrichteter Dinge wieder absegeln. Dieser misglückte Versuch entmuthigte die russische Regierung nicht nur nicht, sondern sie ergriff zur Erreichung ihres Zieles die denkbar wirksamsten Mittel, indem sie, einen Augenblick der vollständigsten Ohnmacht Chinas ausnützend, die Reichsgrenzen nach Osten und Süden dergestalt vorschob, daß sie China gegenüber eine dominirende Stellung gewann.

Digitized by Google

Schon zu Beginn unsers Jahrhunderts waren Kaufleute aus Rußland, diese rastlosen Pionniere seiner Machterweiterung in Asien, unter dem Schutze von Kosackenabtheilungen an dem obern Amur erschienen. Sie dehnten ihre Unternehmungen immer weiter gegen Osten aus, bis es endlich im Jahre 1849 Murawjew unternahm, ein dauerndes Fundament für die russische Herrschaft in den Amurländern zu legen, indem er an der Mündung jenes Flusses die Festung Nikolajewsk erbaute. Die Ansiedelungen, welche nun auch dem untern Amur entlang entstanden, vermehrten sich durch Zuzüge aus Daurien in der günstigsten Weise, und mit dem Wachsthum des russischen Elements hielt die Errichtung von Kosackenposten gleichen Schritt. Die innern Wirren des chinesischen Reiches machten es diesem unmöglich, die Streiche abzuwehren, welche Rußland gegen seine Integrität in unblutiger Weise führte. Es sah sich an seinen nördlichen Grenzen immer mehr eingeengt, ohne daß es auch nur den Versuch zu machen vermocht hätte, sich der verhängnißvollen Umarmung zu entziehen. In wenigen Jahren hatte Rußland seine Grenzpfähle um 400 Meilen nach Osten und 200 Meilen nach Süden weiter getragen; es trat mit Korea in unmittelbare Berührung und umklammerte die Mandschurei und Mongolei, nachdem es von diesen beiden Gebieten selbst ungeheuere Strecken absorbirt hatte.

Während des Krieges der Westmächte gegen China hatte Rußland zwei Tage vor der Einnahme von Tientsin, am 18. Mai 1858, aus der allgemeinen Verwirrung Nutzen ziehend, China zu dem Vertrage von Aigun zu bewegen verstanden, welcher die russisch-chinesische Grenze in den Amurländern definitiv regelte und ihm für seine neuen Besitzungen den Rechtsboden schuf. China trat sämmtliche Ländereien nördlich des Amur sowol als auch östlich des Usuri an Rußland ab und gestattete ihm die freie Schiffahrt nicht nur auf diesen beiden Flüssen, sondern auch auf dem Songari. Als die Friedensunterhandlungen der Westmächte mit China in Tientsin im Gange waren, ließ sich dieses herbei, einen zweiten Vertrag mit Rußland zu unterzeichnen, welcher das Verhältniß der beiden Reiche zueinander festsetzte. Im Sinne dieses Vertrages wird der diplomatische Verkehr zwischen Rußland und China, wie es zwischen ebenbürtigen Staaten üblich, nicht mehr von dem russischen Senat und dem chinesischen Colonialbeamten, sondern von dem russischen Staatsminister für auswärtige Angelegenheiten direct mit dem chinesischen Ministerpräsidenten geführt. Rußland wurde das Recht eingeräumt, Gesandte nach Peking zu senden zu Lande über Kiachta und Urga und zu Wasser über Taku, an der Mündung des Peho, oder irgendeine den Fremden geöffnete Hafenstadt. Der Handelsverkehr zwischen den beiden Reichen geschieht zu Lande via Kiachta, zu Meer in den hierzu bestimmten Orten. Rußland ist berechtigt, in den geöffneten Städten Consulate zu errichten und Kriegsschiffe dahin zu schicken, um die Ordnung unter seinen Unterthanen aufrecht zu erhalten. China gestattet den russischen Missionaren Zutritt in das Land, erlaubt ihnen ihre Religion zu lehren und die Unterthanen des Himmlischen Reiches zu bekehren. Zu diesem Zwecke sind die Missionare von den Consuln mit Pässen zu versehen. Der Aufenthalt der russischen Gesandtschaft ist an keine bestimmte Frist gebunden; sie kann

Digitized by Google

jederzeit nach Rußland zurückkehren, eine andere in Peking erscheinen. Zwischen Kiachta und Peking wurde eine regelmäßige Postverbindung eingerichtet.

In dem Ergänzungsvertrage von Peking, ratificirt am 20. Nov. 1860, resp. 1. Jan. 1861, wurde den Russen der Handelsverkehr längs der ganzen Grenzlinie ohne Zollabgabe gestattet. Die chinesischen Grenzbeamten sind gehalten, den Handelsverkehr in jeder Weise zu fördern. Russische Kaufleute können zu allen Zeiten im ganzen Chinesischen Reiche Handel treiben und sich nach Belieben in den Städten aufhalten; doch sollen ihre Karavanen auf einmal an einem einzigen Ort die Zahl von 200 Personen nicht überschreiten.

Die Erfolge, welche General Ignatjew, der damalige Gesandte Rußlands am Hofe von Peking, in so sehr kurzer Zeit, ohne daß auch nur ein einziger russischer Soldat in Bewegung gesetzt worden wäre, erzielte, sind im Hinblick auf die Resultate der kostspieligen kriegerischen Unternehmungen Englands und Frankreichs geradezu erstaunlich, und stehen sicherlich einzig da in der Geschichte diplomatischer Actionen.

Nachdem wir die Beziehungen Rußlands zu China in großen Zügen geschildert, gehen wir auf den eigentlichen Gegenstand meiner Aufgabe über.

China reclamirt schon seit dem Augenblicke, in welchem es sich Ostturkestan wieder unterworfen, von Rußland das Gebiet von Kuldscha, und um diese Forderung durchzusetzen, schickte es im Frühlinge 1879 eine außerordentliche Gesandtschaft nach Petersburg. Schon damals wußten Journale zu melden, daß die Retrocession Kuldschas im Princip beschlossen worden sei. Die strategische Wichtigkeit dieses Gebietes für Rußland ist so sehr in die Augen springend, daß man alle auf dessen Herausgabe bezüglichen Notizen und Andeutungen nur als Phantastereien sensationssüchtiger Redactionsbureaux zu betrachten geneigt war; denn man sollte glauben, Rußland müßte das Quellengebiet des Ili sofort erobern, wenn dies nicht schon geschehen wäre. Aber im September 1879 meldete der „Golos" die Rückgabe eines Theiles von Kuldscha als vollendete Thatsache, indem er schrieb: „Das Project des neuen Vertrages mit China ist in seiner Schlußredaction ausgearbeitet, und der außerordentliche Repräsentant Sr. Maj. des Kaisers von China, Zun-Hoe, begibt sich in diesen Tagen nach Livadia, um dem Kaiser von Rußland den Dank seines Monarchen für den Freundschaftsbeweis zu überbringen, welcher dem Chinesischen Reiche durch die Abtretung des ihm so nothwendigen Iligebietes seitens Rußland gegeben wurde. Und in der That hätte China keinen größern Beweis des Vertrauens und der Freundschaft von Rußland erhalten können. Indem dieses nämlich den Chinesen ein für uns selbst höchst wichtiges Territorium abtritt und dieselben zum Schaden unserer eigenen dortigen Position in den Besitz einer von der Natur selbst geschaffenen Festung des asiatischen Continents gelangen läßt, beweist es vor allem, wie sehr es der friedliebenden Politik seines Nachbars und der Dauerhaftigkeit des neuerdings abgeschlossenen Vertrages vertraut. Das Wesen des neuen Tractats mit China besteht in Folgendem: In den Besitz der Chinesen gelangt der ganze nördliche Theil des Kuldschadreiecks, durch welchen das westliche Ende ihrer alten, schon am Schlusse

Digitized by Google

des vorigen Jahrhunderts zur Verbindung der Provinz Ili mit den innern Provinzen errichteten Militärstraße (der Kaiserstraße) läuft. Diese Straße zieht sich, indem sie ihre Richtung von der Stadt Karkaraus nach der Bergspitze Talki nimmt, bis zur Stadt Altkuldscha hin, welche gleichfalls zum abgetretenen Territorium gehört. In Rußlands Besitz bleibt der südliche Theil des Kuldschagebietes mit dem Flußthale des Tekes, eines Nebenflusses des Ili; folglich verbleiben uns auch die nach Kaschgar führenden Bergpässe im Thian-schan, unter ihnen der berühmte Musartpaß, welchem der frühere Beherrscher von Kaschgar (Ostturkestan), Jakub-Bei, eine so große Bedeutung beilegte. Für uns hat unstreitig eine weit wichtigere Bedeutung der südliche Theil des Kuldschadreiecks, welcher einerseits an das Ferganagebiet, andererseits an Kaschgar grenzt. In den neuen Vertrag sind auch einige Erläuterungen unserer Rechte an der chinesischen Grenze aufgenommen worden, welche, obschon sie durch die vorhergegangenen Tractate festgesetzt waren, doch beständig Anlaß zu Streitigkeiten und Misverständnissen gaben. Die Regierung von Peking hat an Rußland 5 Mill. Rub. abzuführen. Die englischen Blätter faßten diese Vertragsbestimmung dahin auf, daß China das ihm abgetretene Territorium mit dieser Summe bezahle; diese Annahme ist aber eine irrige, indem die Summe von 5 Mill. dadurch zu Stande kommt, daß gegen $1^1/_2$ Mill. von der russischen Regierung während der Besetzung und Verwaltung des Gebiets im Laufe von sieben Jahren (1872—79) verausgabt wurden, $3^1/_2$ Mill. aber jene Verluste betragen, welche russischen Kaufleuten und andern russischen Unterthanen zur Zeit des muselmanischen Aufstandes sowie durch Bedrückungen und Eigenmächtigkeiten seitens der chinesischen Beamten erwachsen sind. Demnach kann unser neuer Vertrag mit China Europa gegenüber mit Recht als Beweis dafür dienen, daß die Abtretung des Kuldschagebietes keineswegs einen Vergleich mit China bedeute, sondern im Gegentheil ein vollkommen freiwilliges, durch keinerlei Umstände abgezwungenes Opfer (?) von unserer Seite und überdies ein, vom staatlichen Gesichtspunkte betrachtet, höchst bedeutendes Opfer sei, welches wir einzig und allein im Namen des Friedens und der guten Beziehungen zum chinesischen Nachbarreiche gebracht haben, obschon unsere eigenen Interessen in Asien dadurch Schaden nehmen. Wie bekannt, haben sich unsere Asienkenner, Militärs, welche an der Spitze der Administration von Turkestan gestanden haben, folglich besser als jeder andere den Werth der beabsichtigten Abtretung zu beurtheilen im Stande sind, gegen die Retrocession des Kuldschagebietes ausgesprochen; schließlich gab auch das Kriegsministerium seine Meinung in demselben Sinne ab. Wenn es nun trotzdem als nothwendig erkannt wurde, einen Theil des in strategischer Beziehung wichtigsten Gebietes in Asien den Chinesen ohne irgendwelche materielle Entschädigung zu überlassen, so kann man doch wahrhaftig eine solche Abtretung nicht anders als ein von Rußland gebrachtes Opfer nennen. Dieses Opfer wird sich in nächster Zukunft nur durch die Erwerbung eines treuen Bundesgenossen in der Person des chinesischen Kaisers bei unserm an Heftigkeit beständig zunehmenden Kampfe auf dem asiatischen Continent gegen England bezahlt machen können."

Es ereignete sich aber das Erstaunliche, daß China von dem Opfer, welches ihm Rußland zu bringen gewillt war, sich durchaus nicht erbaut zeigte, daß es

Digitized by Google

im Gegentheil seinen Gesandten nach dessen Rückkehr aus Rußland in das Gefängniß werfen ließ und ihn in der Erbitterung, von Rußland übervortheilt worden zu sein, zum Tode verurtheilte. Gleichzeitig begann es mit der ihm eigenthümlichen Schwerfälligkeit, Truppen nach der Grenzbarrière des Iligebietes zu dirigiren in der Absicht, mit Waffengewalt zu erreichen, was es auf diplomatischem Wege zu erlangen nicht vermocht hatte; denn nicht einen schmalen von Rußland umklammerten Gebietsstreifen strebt es an, sondern das ganze Quellengebiet des Ili.

So nichtssagend diese Kuldschafrage auf den ersten Blick, und wenn man sie von den übrigen Vorgängen in Centralasien loslöst, erscheinen mag, so glauben wir ihr doch eine außerordentliche Tragweite zuschreiben zu müssen.

Das Kuldschagebiet ist ein Theil der Tschungarei. Diese war im Jahre 1759 unter die Herrschaft der Chinesen gekommen, welche dort Militärcolonien anlegten und die Bevölkerung durch Ansiedelung von Verbrechern mit chinesischen Elementen zu zersetzen trachteten. Im Jahre 1857 reichte die chinesische Tschungarei von dem Kurtschumgebirge im Altai bis zum Himmelsgebirge, Thian-schan, von 49° bis 42° nördl. Br. Die Westgrenze gegen Rußland lief dem westlichen Rande des Saisansees entlang, durchschnitt das Tarbagataigebirge, folgte östlich von Alakul dem schneebedeckten tschungarischen Alatau, ging östlich der Alemankette nach Süden, durchschnitt den Ili etwa in 98° östl. L., lief östlich des Issikul nach der Südkette des Thian-schan und diesem entlang gegen Südwest bis zum Bolor.

Unter chinesischer Herrschaft befanden sich im Norden dieses Territoriums 12 Militärposten und an 30 Forts, welche unter den Befehlen chinesischer Offiziere kalmückische Besatzungen hatten. In Kuldscha lag eine Garnison von 6000 Mann; Alt-Kuldscha war von 7 Forts umgeben, von denen 2 von Manschuren, die übrigen 5 von Chinesen occupirt waren; in Tarbagatai oder Tschugutschak waren 1000 chinesische Soldatenfamilien angesiedelt. Unter dem Oberbefehlshaber, dessen Hauptquartier in Kuldscha war, standen drei Ambals für die Angelegenheiten der Chinesen, der chinesisch sprechenden Mohammedaner und der Truppen.

Die Diplomatie Chinas konnte natürlicherweise nicht den Gedanken fassen, die Gebiete der ehemaligen Provinz Thian-schan-pe-lu, welche Rußland einverleibt wurden, in ihrem ganzen Umfange herauszufordern. Sie beschränkte sich daher darauf, die Herausgabe des Quellengebietes des Ili aus dem Grunde anzustreben, weil dieses Gebiet gleich einem Keil in das westliche China eingeschoben ist, seitdem die chinesischen Horden aus der Mongolei an den südlichen Hängen des Thian-schan vordringend den von Jakub-Bei aufgebauten Staat Ostturkestan in Trümmer schlugen und sich wieder in Kaschgar und Jarkand einnisteten. Es wäre von der pekinger Regierung in der That mehr als chinesisch gewesen, würde sie an Rußland mit der Zumuthung herangetreten sein, die Flußbecken des Schwarzen Irtysch, der Emil und des Ili, diese drei Einfallsthore in seine südöstlichen Besitzungen in Centralasien, dem chinesischen Völkergewimmel zu öffnen und einen bedeutenden Theil seiner natürlichen Bastionen gegen das Himmlische Reich zu räumen. Es ist überraschend genug, daß sich Rußland entschloß, den nördlichen Theil des Chabirgangebirgsstocks preiszugeben und in seinen gewaltigen Grenzwall selbst Bresche

Digitized by Google

zu legen, um so überraschender, als China seine Forderungen nicht gut auf einen plausibeln Rechtsgrund zu basiren vermochte. Kuldscha wurde nämlich von Rußland nicht den Chinesen abgejagt, sondern als selbständiger Staat erobert. Nachdem die Revolution der Taiping China in seinen Grundfesten erschüttert hatte, erhoben sich im Westen des Reiches auch die Mohammedaner. Die Ziele, welche diese verfolgten, hatten mit denen der Taiping nichts gemein, waren ihnen im Gegentheil diametral entgegengesetzt; denn während erstere im Interesse einer nationalen Dynastie die Mandschuren verdrängen wollten, fochten letztere für ihre eigene Selbständigkeit, für die Abschüttelung des Joches, das ihnen von den Chinesen aufgelegt worden war. Von 1857 bis 1863 standen Jun-nan, Han-su, Ostturkestan und Kuldscha in Waffen gegen die Regierung in Peking.

Es liegt uns fern, die Phasen dieser Erhebungen zu verfolgen. In Kuldscha, um das es sich hier handelt, war nach Vernichtung des chinesischen Elements Abil-Oglja von den siegreichen Mohammedanern zum Sultan proclamirt worden. Zwischen dem jungen Staate und Rußland ergaben sich jedoch bald Differenzen. Abgesehen von räuberischen Einfällen aus dem Gebiete von Kuldscha in russisches Territorium, welche Abil-Oglja mindestens duldete, verleitete dieser in dem Wunsche, die Zahl seiner Unterthanen zu vermehren, 1000 kirgisische Familien, aus dem russischen Bezirke Semirjetschensk nach dem obern Ili auszuwandern. Zum Zwecke des Grenzschutzes stand ein russisches Detachement an dem Flusse Borochudir, welcher vertragsmäßig die Grenze zwischen Rußland und China gebildet hatte. Abil-Oglja verlangte die Zurückziehung dieses Postens, und da seinem Wunsche nicht Folge gegeben wurde, legte er dem russischen Handel Schwierigkeiten in den Weg und begünstigte in jeder Weise die Raubzüge in den Nachbarstaat.

Anfang 1871 wurde der Generalstabshauptmann Kaulbarß nach Kuldscha abgeschickt, den Sultan zur Raison zu bringen, und als diese Mission keinen günstigen Erfolg hatte, überschritt Generallieutenant Kolpakowski am 19. Mai mit $6^1/_2$ Compagnien Infanterie, $4^1/_2$ Sotnien Kosacken und 10 Geschützen die Grenze. Die Streitkräfte, welche Abil-Oglja zur Verfügung standen, beliefen sich auf 3—4000 Mann. Es kam zu mehrern Gefechten, in welchen die Tarantschen von den russischen Truppen geschlagen wurden. Am 3. Juli erschien unter Führung des Sohnes Abil-Oglja's eine Gesandtschaft im russischen Lager, um die Unterwerfung des Sultans anzuzeigen. Kolpakowski besetzte Kuldscha, wo 19 montirte Geschütze und eine Menge von Kriegsmaterial und Proviant vorgefunden wurden. Binnen sechs Wochen war das ganze Gebiet militärisch occupirt. Der russische Verlust hatte 7 Mann an Todten, 76 an Verwundeten und 17 an Vermißten betragen. Abil-Oglja wurde in Orel internirt und sein kaum erstandenes Reich Rußland einverleibt.

Der Bezirk von Kuldscha hat etwas über 70 Quadratmeilen cultivirbaren Bodens, dessen Ertragsfähigkeit durch Bewässerungskanäle gehoben wird. Der fruchtbarste Theil der Oase ist im Osten von Kuldscha; doch findet man auch im Westen blühende Landstrecken, namentlich an den dem Iren-Chabirgan enteilenden Flüßchen. Alle nördlichen Abzweigungen des Thian-schan sind in dem Bezirke Ili erzhaltig und die Chinesen gewannen dort Eisen, Kupfer, Silber und Blei. Der

Digitized by Google

größte Reichthum ist aber die Steinkohle, welche nördlich des Ili an den südlichen Hängen des Iren-Chabirgangebirges vorkommt. Ein sibirischer Kaufmann machte den Versuch, den Ili zu befahren, indem er ein kleines Dampfschiff auf dem Flusse vom Stapel ließ.

Die Bevölkerung des Ilibezirkes setzt sich aus Kirgisen, Kalmücken, Tarantschen, Dunganen und Russen zusammen.

Die Kirgisen, deren Gesammtzahl auf 22000 Seelen veranschlagt wird, leisten keinen Kriegsdienst, aber wenn sich ein Detachement marschfertig macht, werden ihm einige kirgisische Reiter beigegeben, welche den Post- und Patrouillendienst versehen und in den wenig bekannten Gegenden als Führer dienen. Zur Gefechtsthätigkeit ist die kirgisische Miliz nicht geeignet, und eine größere Anzahl von Kirgisen bei einem Detachement wird diesem zur Verlegenheit. Die Kirgisen sind Nomaden, beschäftigen sich aber auch theilweise mit Ackerbau und bekennen sich zum Islam.

Die Kalmücken, gleich den Kirgisen Nomaden mit geringem Ackerbau, sind im Ilibezirk äußerst arm, sind Buddhisten, gehorchen theilweise Stammesoberhäuptern, theilweise Lamas und Chutuchten und sind uralte Feinde der Kirgisen.

Die Tarantschen, Mohammedaner, umfassen im Iligebiete ungefähr 39000 Seelen. Sie sind um Alt-Kuldscha gelagert, indem sie sich im Norden, Osten und Süden dieser Stadt ausbreiten und 19 Dörfer bewohnen. Die Tarantschen sind halb und halb Bocharen und wurden vor 100 Jahren aus dem östlichen Turkestan nach dem Ili verpflanzt. Sie beschäftigen sich mit Ackerbau, Handel und Gewerbe und sprechen eine dem Türkischen verwandte Sprache. Im Jahre 1867 besiegten sie ihre Glaubensgenossen im Ilibezirke, die Dunganen, und beherrschten das ganze Territorium, nachdem sie sich auch die Kirgisen, die Reste der Kalmücken, Chinesen, Solonen und Sibo unterworfen hatten. Sie wurden von Sultanen, welche aus dem Volke selbst hervorgingen, und von Beis, die ihnen untergeordnet waren, regiert.

Die Dunganen sind Auswanderer aus den nordwestlichen Provinzen des eigentlichen Chinas, wo sie sich chinesische Gebräuche, Kenntnisse und Sprache aneigneten, den mohammedanischen Glauben ihrer aus Turkestan dahin übersiedelten Vorfahren jedoch bewahrt haben. Es ist ein fähiges, energisches, an geistiger Entwickelung die Tarantschen übertreffendes Volk. Sie waren es, welche in Kuldscha die Macht der Mandschuren über den Haufen warfen, 1867 aber, wie gesagt, ihrerseits von den Tarantschen besiegt wurden. Infolge ihrer Niederlage wanderte ein großer Theil von ihnen zu ihren Stammesgenossen um Manaß und Urumzi aus, während ein Theil in befestigten Dörfern im Nordwesten von Kuldscha verblieb. Wenn auch den Tarantschen unterworfen, vermischten sie sich doch nicht mit ihnen, sondern verharrten vielmehr in ihrer feindlichen Gesinnung. Bis auf 5000 Seelen verdrängt, treiben sie Handel, Garten- und Ackerbau.

Die übrigen Völkerschaften, welche vor der großen Taipinginsurrection am Ili lebten, nämlich die Mandschuren, Chinesen, Tschacharen, Sibo und Solonen, wurden während des Aufstandes der Mohammedaner als Repräsentanten der chinesischen Herrschaft in der Tschungarei größtentheils vernichtet. Ein Theil der Solonen und Sibo zog sich auf russisches Gebiet und wohnt jetzt in Sarkan, wo sie den

Digitized by Google

griechisch-katholischen Glauben annahmen und zu den Kosacken gezählt werden. Funfzehnhundert Seelen blieben in dem Ilibezirke und ein dritter schwacher Theil kehrte zu den Chinesen in Tarbagatai zurück. Die Mehrzahl der Russen gehört dem Militärstande an und sind Soldaten und Kosacken, von welchen letztere auch Ackerbau treiben und nicht selten bedeutende Viehheerden besitzen. Kaufleute und Handwerker gibt es wenige unter ihnen. Im Jahre 1872 waren an russischen Colonien vorhanden: 1) zwischen dem Irtysch und Ili 26 Dörfer mit 12000 Einwohnern, theils Kosacken, theils Bauern; 2) im Süden des Ili 10 Dörfer mit 9000 Einwohnern. Im ganzen betrug die Anzahl der Russen mit den regulären Truppen um jenes Jahr an 37000 Köpfe. Davon befanden sich aber nicht mehr als 12000 auf der weiten Fläche zwischen dem Irtysch und Ili; es wurde jedoch zur Verstärkung des russischen Elements seit jener Zeit viel gethan. Die südlich des Ili gelegenen Colonien namentlich waren in raschem Aufschwunge begriffen, was ihrer glücklichen Lage an der Handelsstraße zwischen Kuldscha, Taschkend, Kaschgar und Semipalatinsk zuzuschreiben ist. Der Hauptort des Gebietes von Kuldscha liegt an dem rechten Ufer des Ilislusses inmitten einer ziemlich dichtbevölkerten Oase, hat 4000 eigentliche Einwohner und ist der Mittelpunkt der Verwaltung des Bezirks.

Aus dem bisher Gesagten erhellt, daß der Bezirk von Kuldscha nicht China abgenommen wurde, sondern an Rußland fiel, nachdem er sich von dem chinesischen Reiche losgerissen und zu einem selbständigen Staatswesen emporgeschwungen hatte; ferner daß die Bevölkerung derselben aus mohammedanischen Volksfragmenten und Russen besteht, das chinesische Element aber verschwunden ist. Die pekinger Regierung konnte daher bei ihren Forderungen auch nicht das ethnische Moment zur Geltung bringen. Was aber die Auslieferung des obern Ilibeckens an China ohne die allerzwingendste Nothwendigkeit, vom militärischen Standpunkte betrachtet, auf das äußerste überraschend erscheinen läßt, ist seine von schwer zugänglichen Gebirgsmassen gegen das chinesische Reich fast hermetisch abgeschlossene Grenze, welche die russischen Besitzungen gegen die Fluten des chinesischen Völkermeeres schützt, gleichzeitig aber auch Rußland gegenüber den Westprovinzen Chinas eine dominirende Stellung einräumt.

Die Gebirgszüge, welche das Gebiet von Kuldscha gegen China abschließen, sind: im Norden der tschungarische Alatau, im Osten der Iren-Chabirgan und im Süden der Thian-schan. Der Hauptrücken des tschungarischen Alatau zieht sich fast längs des 45. Parallels hin, und dort gibt es in einem Abstande von etwa 200 Werst Schneegipfel mit äußerst wenigen Uebergängen. Im Westen bei dem Piket Akitschke fällt dieser Gebirgszug fast plötzlich ab und nur kleine Hügel, die sich bald in der Steppe verlieren, ziehen von hier aus weiter; im Osten bietet der Urotschischtsche-Kaptagai, wo der Absturz noch steiler ist, dieselbe Erscheinung. Mitten zwischen diesen über 300 Werst voneinander entfernten Punkten gibt es im ganzen nur zwei zugängliche Gebirgspässe, den Tentekskii und Lepsinskii. Diese Eigenthümlichkeit macht den Gebirgszug zu einer vorzüglichen Reichsgrenze für Mittelasien, während die ausreichend vorhandene Bewässerung der am nördlichen Abhange liegenden Ebene es ermöglicht, nahe an der Grenze eine dicht angesessene

Digitized by Google

Bevölkerung und Truppen in bedeutender Menge zu halten. Indessen ist die Configuration der Gebirgsgegend des tschungarischen Alatau nicht so einfach, daß man sich nur darauf beschränken könnte, diesen einen Hauptrücken als Reichsgrenze anzuführen. In seiner Westhälfte schon von den Quellen der Flüsse Koksu und Sarkan ab fangen leicht auseinandergehende, aber fast parallele Ketten, die größtentheils eine bedeutende Höhe haben und wenig zugänglich sind, sich abzuzweigen an. Der südlichste und längste dieser Zweige ist der Kungei-tau, Aleman-tau oder Altyn-Imelskiigebirgszug, welcher von den übrigen Theilen des Systems durch den 6400 Fuß hohen Gebirgspaß Uigentasch getrennt ist und fast bis zum Ilifluß hinzieht. Hier ist in einer Höhe von 3500—4000 Fuß der bequeme mit Wagen zu passirende Altyn-Imelpaß bemerkenswerth.

An der obern Koksu schließt sich an die Hauptkette des tschungarischen Alatau, von der Vereinigung ihrer westlichen Verzweigungen abgesehen, von Osten her die lange Bergkette Borochoro, Iren-Chabirgan oder der Talkinskiirücken an. Er hat anfangs keine Schneegipfel, wenn auch auf einigen der Schnee bis zum Juni liegen bleibt; weiter östlich aber von dem talkinskischen Uebergange und besonders in der Nähe der Quellen des Kaschflusses reicht er in die Schneelinie. Ein Saumpfad führt von Kuldscha über den boro-bossunskischen Uebergang direct nach Kur-Karaussu. Der Iren-Chabirgan schneidet den tschungarischen Alatau unter einem spitzen Winkel; innerhalb dieses letztern liegt auf einem über 7000 Fuß hohen Plateau der See Sairam, von dessen Ufern ab die chinesische Poststraße nach Kuldscha in südlicher Richtung auf den talkinskischen Gebirgszug hinabzuführen anfängt.

Auf der südlichen Seite des Ili beginnen die Verzweigungen und Vorberge des Thian-schansystems. Sie haben alle dieselbe Richtung von Westen nach Osten und erreichen nicht selten die Schneegrenze. Die diametrale Configuration des kolossalen Gebirgssystems des Thian-schan ist nicht überall eine gleichartige. Als gemeinsamer Zug erscheint nur der Umstand, daß die Breite des Gebirges von Westen gegen Osten allmählich abnimmt. So hat man, um von Kaschgar in die Iliebene zu gelangen, eine Strecke von mindestens 375 Werst zurückzulegen und dabei nicht eine, sondern acht Parallel- und größtentheils Schneeketten zu durchschneiden, während die Grundlage des Gebirgszuges zwischen Barkul und Chami von dem Fuße des einen Abhanges bis zu dem des andern kaum breiter als 70 Werst ist. Wir haben es nur mit dem Abschnitte westlich des Katundaba, welcher den Iren-Chabirgan mit dem Thian-schan verbindet, bis an den Abzweigungspunkt des transilischen Alatau zu thun, d. h. mit dem großen Gebirgsknoten im Norden von Kutscha: dies ist der Anfang jenes Theiles des Thian-schan, welchem seiner Höhe wegen die Benennung „Himmelsgebirge" am meisten zukommt. Zwischen den Quellen der rechten Nebenflüsse des Tekes im Norden und der Flüßchen Sarydjaß, Musart und Kisil-su im Süden erheben sich die kolossalsten Pics des Thian-schan, von welchen der Chan-tengeri wahrscheinlich über 21000 Fuß hoch ist. Hier sind auch die hohen Vorberge oder weniger bedeutenden Ketten, welche mit der Hauptkette parallel laufen, im Norden und Süden bemerkenswerth; die erstere heißt der Temurlikrücken, die letztere bildet den Altyn-chussu. Die aus dem Ilibezirke

Digitized by Google

nach Karaschar führenden Uebergänge wurden von den Russen recognoscirt; es sind der Musart, Koksu, Dagyt und Narat.

Der Musartpaß, der bekannteste und schwierigste von allen, bietet nicht nur großen Karavanen und Truppenabtheilungen, sondern selbst einzelnen Reitern die größten Schwierigkeiten. An einigen Stellen führt der Pfad über kleine Brücken aus hingestreckten Hölzern, welche man nur hinabzustoßen oder anzustecken braucht, um den Weg unpassirbar zu machen. Südlich von diesem Uebergange liegt dann ein weites Meer von Gletschern, aus welchem nach Ostturkestan hin nur ein einziger Ausgang existirt, der so schwierig ist, daß an einer Stelle Menschen und Thiere an Stricken herabgelassen werden müssen. Es bleibt kein Zweifel mehr, daß dieser Paß nur von Kurieren und kleinen Reiterkaravanen benutzt werden, aber nie eine Communication im eigentlichen Sinne werden kann. Die Nomaden benutzten auf ihren Zügen von dem südlichen Abhange des Thian-schan nach dem nördlichen viel weiter östlich gelegene Uebergänge, besonders den Dagyt und Narat. Sie liegen zwischen schneebedeckten Bergen, obwol sie selbst bisweilen von Schnee frei sind. Nähert man sich von Norden her dem zwischen den Quellen der Koksu und der Barun-Juldus liegenden Uebergange Koksu, so muß man noch einen der Zweige des Naratdaba auf dem felsigen, schwierig zu passirenden Passe Babrjuku durchschneiden.

Während die Natur um das Becken des obern Ili im Norden, Osten und Süden so ungeheuere Gebirgsmassen aufgethürmt hat, daß Rußland auf diesem Grenzabschnitt vollkommen gesichert ist, liegt das Gebiet von Kuldscha gegen Nordwesten hin offen. Der Ili tritt, nachdem er die westlichen Ausläufer des tschungarischen Alatau bespült, in die unermeßlichen Steppen des russischen Turkestan. Wenjukow sagt über diesen Grenzabschnitt: „Die Hauptschauplätze der statthaften Operationen sind durch die Natur selbst bestimmt; es sind die Thäler des Ili, der Emil und des Schwarzen Irtysch. Das erstere gehört uns übrigens jetzt ganz, und da es von allen Seiten, nur nicht von Westen, mit Gebirgen umgeben ist, «kann man nur wünschen, daß sein südlicher, östlicher und nördlicher Rand endgültig zur Reichsgrenze werde». Auf jedem der drei möglichen Kriegsschauplätze nach der Tschungarei hin, d. h. am Fuße des Himmelsgebirges und in den Thälern der Emil und des Irtysch, muß eine Befestigung angelegt werden; außerdem sind die Becken der Emil und des Ili durch fortificatorische Werke zu verbinden. In Sergiopol, Kopal und Wiärnyi sind Militärposten errichtet. Am Ili ist an der Uebergangsstelle in der Nähe der Mündung des Flusses Talgar ein Brückenkopf erbaut."

Wenjukow selbst ist also mit dem ganzen Schwergewicht seiner Autorität für die Erhaltung des Iligebietes in seiner Gesammtheit eingetreten. Es kann darüber kein Zweifel mehr bestehen, daß China die Verweigerung der Retrocession des Kuldschagebietes als casus belli zu betrachten drohte und daß Rußland in der Besorgniß, es könnte durch einen Krieg mit dem Himmlischen Reiche in seinen Schachzügen gegen das angloindische Reich in der turanischen Tiefebene lahm gelegt werden, mit schwerem Herzen den Entschluß faßte, den Forderungen Chinas wenigstens theilweise Folge zu geben. Die chinesische Streitkraft kann zwar weder

Digitized by Google

durch das geistige und moralische Moment noch durch Schulung und Bewaffnung imponiren; aber die numerische Kraft an Streitern, welche China nöthigenfalls auf die Beine zu bringen vermag, ersetzt vielleicht deren bis an die Lächerlichkeit streifende Gebrechen.

Nach Generalmajor Upton's trefflicher Schilderung der Wehrverfassung Chinas, welche auf persönliche Anschauung basirt ist, zerfällt das chinesische Heer in so viele voneinander unabhängige Armeen, als das Reich Provinzen zählt. Das Kriegsministerium hat den Souverän in dem Schutze des Volkes zu unterstützen, indem es die militärischen Angelegenheiten in der Hauptstadt sowol als auch in den Provinzen leitet, über Anstellungen oder Amtsentsetzungen entscheidet, die Erbfolge im militärischen Range controlirt oder neu schafft, das Post- und Kurierwesen überwacht, die aus den Provinzen einlaufenden Berichte prüft und endlich die Verdienste an höchster Stelle zur Kenntniß bringt. Das Kriegsministerium ist eine Civilinstanz und wird von einem Oberpräsidenten, welcher gewöhnlich einer der Cabinetsminister ist, zwei Präsidenten und vier Vicepräsidenten geleitet. In der Regel gehören alle Mitglieder dem Civil an; ihre Mehrzahl sind Mandschuren. Die Commandanten der einzelnen Armeen und der Seemacht, die mit dem Getreidetransport und der Sicherheit der Uferdämme, mit der Regelung der Angelegenheiten der Nomaden und halb unabhängigen Wilden, mit der Aufsicht über die Pferde- und Kamelweiden betrauten Persönlichkeiten sind mit ihren Berichten an diese Stelle gewiesen.

Das Ministerium zerfällt in vier Bureaux, welche wieder in Unterabtheilungen gegliedert sind, und zwar in:

1) das Wu-sinen oder erste Bureau, welches aus 13 Functionären besteht und über Beförderungen entscheidet;

2) das Tschih-fang oder zweite Bureau. Es ertheilt Belohnungen und verhängt Strafen, leitet die Truppeninspicirungen und erläßt die Verordnungen. Das Personal zählt 17 Individuen;

3) das Tschay-ma oder dritte Bureau besorgt die Remontirungsgeschäfte und zählt 9 Beamte;

4) das Wu-hu oder vierte Bureau leitet das Artilleriewesen und die Geschäfte des Generalstabes, führt die Dienstregister, stellt den Armeevoranschlag zusammen, sorgt für Ausrüstung und Munition, überwacht die Prüfung der Offiziersaspiranten und besteht aus 7 Functionären.

Dem Kriegsministerium unterstehen außerdem mehrere Abtheilungen, von denen einer die Leitung des Kurier- und Postwesens obliegt; eine andere unterbreitet die an den Kaiser gerichteten Bittschriften, siegelt und versendet die Antworten sowie die Schreiben des Staatsrathes. Der Gesammtetat des Kriegsministeriums in Peking, einschließlich der Schreiber aller Grade, deren Namen als Gagisten in das Rothbuch eingetragen sind, beträgt 197, von denen ungefähr zwei Drittel Mandschuren, der Rest Chinesen sind.

Die Bannerleute und andere in Peking und Juen-ming-juen garnisonirte Truppen unterstehen dem Kriegsministerium nicht, und da die Leitung und Ab-

Digitized by Google

ministration der Truppen in jeder Provinz den Localbehörden obliegt, so ist dessen Ressort im Vergleich mit jenem der Kriegsministerien europäischer Staaten ein sehr beschränkter.

So wie die Garden europäischer Armeen als Elitetruppen und gewissermaßen als Werthmesser der ganzen Armee betrachtet werden, kann in China von der Organisation, Ausrüstung und Disciplin der Truppen in Peking auf den Werth der Armee geschlossen werden.

Die Infanterie zählt: 4 Bataillone zu 875 Mann, armirt mit gezogenen Vorderladegewehren russischen Fabrikats; diese Bataillone sind theilweise in europäischer Taktik unterrichtet, indem vor einigen Jahren 400 Mann nach Tien-tsin geschickt wurden, um dort, von Europäern ausgebildet, als Instructoren verwendet zu werden; ein Bataillon oder Cadettencorps steht zur Disposition des Hofstaates; dieses besteht aus 500 jungen Leuten, welche mit Bogen, Pfeilen, Speeren und verschiedenen andern chinesischen Waffen armirt sind; 1 Bataillon von 500 Mann ist mit kleinen Luntengewehren, 2 Bataillone zu 500 Mann sind mit großen Luntengewehren, Gingal, bewaffnet, von denen je ein Stück auf zwei Mann kommt; der Lauf ist 6 Fuß lang und wird im Anschlag auf die Schulter eines Mannes gelegt, welcher eine hockende Stellung einnimmt, indem er seine Hände auf die Knie stützt; ein Corps von 1200 Mann, mit Schwertern und Schildern ausgerüstet; 1 Bataillon von 200 Mann mit verschiedenen chinesischen Waffen armirt. Dieses bildet die Leibwache des siebenten Prinzen, Tschun.

Die Cavalerie besteht aus 2 Divisionen à 1000 Mann, mit Carabinern und Chassepots; 3 Bataillonen à 500 Mann, mit Luntengewehren bewaffnet.

Die Artillerie zählt 24 Feldgeschütze; jedes Geschütz hat eine Bespannung von 2 Pferden und 6 Mann zur Bedienung. Die Geschütze sind russisches Fabrikat, glatte Vorderlader von Bronze, mit Ausnahme zweier, welche gezogen sind. Die Artilleriebrigade ist den 4 mit gezogenen Vorderladegewehren armirten Bataillonen zugewiesen. Außer der Artilleriebrigade gibt es 1000 Mann, welche die Drehbasse führen, eine Art kleiner Schiffskanonen, welche während des amerikanischen Secessionskrieges von einem bostoner Kaper erfunden wurde. Das Projectil wiegt zwischen 125—500 Gramm, alle Geschütze werden mittels Zündschnur abgefeuert; bei den Uebungen wird nur mit blinden Patronen geschossen.

In der Nähe Pekings sind garnisonirt in Hai-tien, in der Nähe des Sommerpalastes Juen-ming-juen: 2 Bataillone Infanterie à 875 Mann, mit gezogenen Vorderladegewehren russischen Fabrikats; 1600 Mann Infanterie, mit großen Luntengewehren; 2000 Mann Cavalerie, mit Luntengewehren und kurzen Schwertern bewaffnet; eine Batterie von 4 Feldgeschützen mit 125 Mann, welche von Europäern unterrichtet sind; endlich eine Batterie von 4 Haubitzen.

Die Gesammtstärke der Truppen in und um Peking betrug im Jahre 1874: Infanterie 10250, Cavalerie 5500, Artillerie 1750, zusammen 17500 Mann mit 32 Feldgeschützen. Diese Truppen repräsentiren die reguläre Armee von Peking.

Außer dieser existirt eine erbliche oder privilegirte Soldatenkaste, welche sich aus Mandschuren, Mongolen und eingereihten Chinesen zusammensetzt. Letztere sind die Abkömmlinge jener chinesischen Truppen, welche sich 1643 dem Invasions-

Digitized by Google

heere der Mandschuren anschlossen. Diese privilegirte Kaste zerfällt in 8 Banner, welche zwei Flügel oder Divisionen bilden, indem das 1., 3., 5. und 7. Banner den linken, jene mit geraden Nummern den rechten Flügel formiren. Jedes Banner führt eine dreieckige Fahne, deren Farbe bei dem linken Flügel je nach der Nummer gelb, weiß, roth oder blau ist; die Banner des rechten Flügels haben Fahnen derselben Farbe, jedoch mit einem schmalen, verschiedenfarbigen Streifen eingefaßt. Aus den Bannern der Mandschuren und Mongolen sind zwei Elitetruppen hervorgegangen, von denen die eine den Namen Tsien-fung oder Vorhutdivision, die andere die Bezeichnung Hu-kiun-jing oder Seitenhut führt. Diese auserwählten Truppenkörper bewachen den Palast des Kaisers innerhalb der jedem Unberufenen verschlossenen Stadt und bilden dessen Bedeckung, wenn immer er sich öffentlich zeigt. Die Vorhutdivision zählt ungefähr 1500 Mann; die Seitenhutdivision ist viel stärker und erreicht zuweilen die Ziffer von 15000 Mann. Diese entspricht der europäischen Polizei, indem sie für die Aufrechthaltung der Ordnung und Sicherheit innerhalb der Stadt und Vorstädte sorgt. Die Anzahl der Bannerleute in und außerhalb der Hauptstadt wird, die beiden Elitecorps ungerechnet, auf 60000 Mann geschätzt.

Die Stadt Peking ist ein von der Regierung der Provinz Tschihli völlig unabhängiges Gebiet, welches der Militärverwaltung untersteht. Die bisjetzt geschilderte Armee ist ausschließlich zu dessen Vertheidigung berufen. Mit ihren Befestigungswerken, zwei- und dreifachen Wällen, hat die Stadt den Charakter eines ausgedehnten befestigten Lagers.

In der Provinz Tschihli sind mit Ausschluß Pekings noch andere 25 Banner, größtentheils aus Infanterie bestehend, garnisonirt, welche annäherungsweise 40000 Mann zählen. Die Banner werden selten geübt, und wenn sie ausrücken, erscheinen sie mit verrosteten Schwertern, mit Bogen, Speeren und Waffen verschiedener Gattung. Da sie einen sehr geringen Sold beziehen, ist es ihnen gestattet, Handelsgeschäfte zu betreiben.

In 12 Provinzialhauptstädten, wo Banner liegen, wie in Wu-tschang, Kanton, Futschau, sind die Leute mit ihren Familien in abgesonderten, gewöhnlich fortificirten Stadttheilen untergebracht, in der Absicht, sie nach Möglichkeit von der Bevölkerung abzuschließen. Aber trotz aller Vorsichtsmaßregeln, die Reinheit der Abstammung und die Anhänglichkeit an die Dynastie zu bewahren, haben sie sich im Laufe der Jahre mit dem Volke dergestalt vermischt, daß sie die Sprache, die Sitten und Gebräuche der Chinesen angenommen und jene militärischen Charakterzüge eingebüßt haben, welche ihre kriegerischen Vorfahren ausgezeichnet hatten. Als Soldaten haben sie schon lange aufgehört von Nutzen zu sein, und solange sie nicht reorganisirt und disciplinirt werden, sind sie nur als müßige Kostgänger der Regierung zu betrachten.

In vielen der größern Städte besteht außer der privilegirten Kaste der Bannerleute eine Truppe, welche den Namen Luh-jing oder grüne Bannerdivision führt und nur aus Chinesen besteht. Diese Truppe leistet nur nominell Dienste, indem sie sich das Recht erkaufte, jeder Art Erwerb nachzugehen. Diejenigen, welche im Dienste bleiben, werden nicht als Garnisonstruppen, sondern vielmehr als Land-

Digitized by Google

und Seeconstabler, als Kuriere, als Wachen bei den Kornkammern, Münzen und Steuerämtern und als Bedeckung von Verbrechern verwendet.

Die Truppen, denen die Vertheidigung der Reichsgrenzen, die Erhaltung der Ruhe und Sicherheit in den Provinzen obliegt, sind mit Luntengewehren, Pfeilen, mit Weidmessern und Speeren bewaffnet. Im Fall das Räuberunwesen oder eine Insurrection zu große Dimensionen annimmt, als daß die regulären Truppen allein dagegen aufkommen könnten, werden Freiwillige angeworben, welche nach Lösung ihrer Aufgabe wieder entlassen werden.

Die numerische Stärke der Armee läßt sich nicht bestimmt angeben, da die Centralregierung jeder einzelnen Provinz die Pflicht auferlegt, nicht nur für die Vertheidigung ihres eigenen Territoriums, sondern auch des Gesammtreiches die erforderlichen Land- und Seestreitkräfte aus eigenen Mitteln aufzubringen. Das Resultat dieser Decentralisation ist, daß jede Provinz ihre Armee in Friedenszeiten aus ökonomischen Gründen auf ein Minimum reducirt, indem sie sich für den Kriegsfall darauf verläßt, durch Freiwillige die Lücken ausfüllen zu können.

So variirt der Etat der in den Dienst gestellten Truppen unaufhörlich. Im Jahre 1823 wurde derselbe amtlich genau erhoben: es stellte sich dabei heraus, daß 1,263000 Mann in die Soldlisten eingetragen waren, von denen jedoch reichlich ein Drittel, als nur im Nothfalle dienstpflichtig, keinen Sold bezogen. Bei einer spätern Erhebung ergab sich, daß die Cavalerie des Gesammtreiches 87000 Mann, die Infanterie im Felde 195000, jene in den Garnisonen 320000 Mann zählte, sodaß die Gesammtarmee die Höhe von 602000 Mann erreichte. Man kann daher annehmen, daß die numerische Stärke der Armee zwischen 500000 und 1 Mill. Mann differirt, je nach den innern Bedingungen der Provinzen, da es den Generalgouverneuren anheimgestellt ist, die Ziffer ihrer Armeen den augenblicklichen Bedürfnissen anzupassen. Abgesehen von diesen Ursachen der Fluctuationen in den Etatsziffern halten sich diese beständig tief unter ihrer gesetzlichen Höhe, da den Offizieren das Recht eingeräumt ist, ihre Mannschaften auf unbestimmte Zeit zu beurlauben und deren Gebühren einzustreichen. Infolge dessen müssen bei Ausbruch eines Krieges Leute von dem Pfluge und aus den Werkstätten geholt werden, um die Truppen zu ergänzen. Man drückt ihnen irgendeine Waffe in die Hand und ohne daß sie mit dieser vertraut gemacht oder irgendwie unterrichtet würden, werden sie den Gefahren des Krieges und seinen Strapazen preisgegeben. Die Truppen, welche bei der letzten Expedition nach Formosa in Shanghai eingeschifft wurden, bestanden zum größten Theile aus solchen Leuten. Durch falsche Vorspiegelungen auf die Schiffe gelockt, sprangen viele von ihnen, als sie ihre Bestimmung und die ihrer harrenden Gefahren erfuhren, über Bord und ertranken.

Wie in ihrer Bewaffnung ist die Armee auch in der Taktik zurückgeblieben. Seit 1860 wurden in den großen Seehäfen einzelne Abtheilungen zeitweise von Europäern abgerichtet und das Erlernte ward zum Theil nach dem Innern des Reiches verpflanzt; aber die chinesischen Offiziere haben auch nicht die leiseste Ahnung von dem Umfange des Unterrichts, welchen der moderne Krieg bedingt, noch haben sie irgendeine Kenntniß von der Truppenführung im Felde. Sind ihre Befestigungen

Digitized by Google

aufgeworfen, so postiren sie ihre Leute, sodaß sie im Stande sein sollen, einen auf ihre Front anrückenden Gegner zu vernichten; einen Flankenangriff betrachten sie, wenn nicht als einen Act der Feigheit, so doch als ein Zeichen niedriger Gesinnung. Die Manöver in Peking, sagt Generalmajor Upton, waren eine reine Hanswurstiade. Ungefähr 1200 Mann, mit großen und kleinen Luntengewehren bewaffnet, waren außerhalb der Stadtmauer versammelt. Die höhern Offiziere saßen gemüthlich unter Zelten längs der Schlachtlinie. Die Truppen bildeten eine dichte Masse oder Colonne und auf ein gegebenes Zeichen entwickelten sie sich rechts und links in die Front; ohne Ordnung und Schritt marschirten die Leute zu zweien, dreien und vieren, lachend, scherzend und ihre Gewehre in die Luft abfeuernd, nach der Front. Das Feuer wurde in entwickelter Linie fortgesetzt und richtete sich gegen die Zelte der Offiziere. Die Musikbande mit Gongs, Trommeln, Cymbalen und andern Instrumenten hatte hinter der Mitte ihre Aufstellung und trug zur Vermehrung des allgemeinen Lärms das Ihrige bei. Auf ein Zeichen machte die entwickelte Linie kehrt, die Musik zog sich durch die Mitte zurück und die Leute mit den großen Luntengewehren, welche bis dahin nicht geschossen hatten, rückten in Schwärmen einige Meter in der Front vor und eröffneten das Feuer. Vor diesen kauerten in einer Linie Fahnenträger, welche während des Feuers ihre Fahnen in wagerechter Lage bewegten. Alle Signale wurden entweder durch Fahnen oder die Musik gegeben. Keinesfalls ist diese Art der Befehlgebung complicirter Natur, da sich die Uebung auf die Entwickelung in die Linie und das abwechselnde Feuern der kleinen und großen Luntengewehre beschränkt. Nach beendigter Uebung löste sich die Linie auf und die Leute wanderten einzeln und in Gruppen nach der Stadt zurück.

Die Artillerie wird in Peking mit ebenso wenig Verständniß geübt wie die Infanterie, und aus schlecht verstandener Sparsamkeit wird fast nie scharf geschossen. Die Cavalerie, wie sie sich bei dem letzten kaiserlichen Leichenbegängniß zeigte, ritt ponieartige Pferde und war größtentheils mit Bogen und Speer bewaffnet. In China ist die Armee gebrandmarkt als der Abschaum der Gesellschaft, und die Regierung ist bestrebt, sowol Offiziere als Mannschaft in absoluter Ignoranz zu erhalten, in ihnen jedes Gefühl der Großmuth und Ehre zu ersticken. Indem man an Traditionen festhält, welche in die Zeiten vor Erfindung der Feuerwaffen zurückgreifen, müssen die Offiziere geübte Athleten sein; physische Entwickelung allein gibt bei ihren Ernennungen den Ausschlag. Diese Anschauung beherrscht die Regierung und Armee so vollständig, daß bei den Offiziers-Aufnahmeprüfungen nur Geschicklichkeit im Bogenschießen zu Fuß und zu Pferde, im Säbelfechten und die physische Kraft beansprucht wird, schwere Gewichte zu heben und zu schwingen. Die militärische Befähigung des aus einem solchen System hervorgegangenen Offiziers kann leicht gefolgert werden. Da ihm jeder Sporn zu Studien fehlt, ist er in Unwissenheit ebenso tief versunken wie der gemeine Mann, und zeigt häufig ebenso wenig Achtung vor dem Gesetze und der militärischen Disciplin. Diese Ignoranz, gepaart mit dem ihm aufgezwungenen Müßiggang, treibt ihn in die Arme des Lasters, namentlich zum Genusse des Opiums, welches seine phy-

Digitized by Google

sische Kraft zerstört und ihm die Befähigung nimmt, die Strapazen und Entbehrungen des Krieges zu ertragen.

Die Entlassung des Offiziers ist gewöhnlich eine summarische und wird auf Antrag des Gouverneurs von dem Kriegsministerium verfügt. Diese summarische Procedur findet bei allen Chargengraden statt und erfolgt gewöhnlich wegen Misbrauchs der Amtsgewalt, wegen Unterschleif, Sorglosigkeit und Körperschwäche. Die Belohnungen bestehen in Geldspenden, in einer Audienz bei dem Kaiser, und in der Erlaubniß, innerhalb der abgeschlossenen Stadt zu reiten; letztere Begünstigung jedoch nur für höhere Offiziere.

Jede Provinz hat für den Sold, für Feuerung, Fourrage, Waffen und Monturen ihrer Armee aufzukommen. Die Erfordernisse werden von den Truppencommandanten und den Generalen geprüft, welche für die Auslagen verantwortlich sind. Die Gelder fließen aus den Provinzialkassen und werden durch die Truppencommandanten ihrer Bestimmung zugeführt. Lange andauernde kriegerische Unternehmungen stürzen die Provinzen, welche die Operationstruppen zu erhalten haben, in Armuth. Sind sie völlig ausgesaugt, so werden dem Kriegsschauplatze entferntere Provinzen in Anspruch genommen. Im Norden des Reiches und vornehmlich außerhalb der Mauer dient das doppelhöckerige Kamel als Tragthier, welches mit einer Belastung von 270 Kilogramm 4,3 Kilometer in der Stunde zurücklegt. In den dichtbevölkerten Provinzen besteht der Train aus Karren, von Mauleseln oder Ochsen gezogen, welch letztere auch häufig als Tragthiere verwendet werden; im Innern des Reiches wird der Transport übrigens durch die vielen Flüsse und Kanäle erleichtert, auf denen der Nachschub mittels kleiner Boote bewerkstelligt wird. Das größte Hinderniß rascher Operationen ist der Mangel an guten Straßen, und da es keine Brücken gibt, hemmt jeder Bach, jeder Fluß und Kanal die Truppen in ihrer Concentrirung nnd in ihrem Marsche. Die Schlagfertigkeit der Armee hängt von den Generalgouverneuren oder Gouverneuren ab; die Beförderung oder Degradirung der Offiziere, Aenderungen in der Organisation erfolgen auf ihren Vorschlag. Alle Nachweise, Berichte und Gesuche gehen durch sie an das Kriegsministerium. Alle drei Jahre findet eine Art Musterung statt; die Gouverneure erhalten vom Kriegsministerium den Auftrag, die Truppen zu inspiciren und über ihre Wahrnehmungen Bericht zu erstatten. Der Gouverneur von Tscheh-kiang erklärte sich 1874 in seinem Berichte wohl befriedigt von der Geschicklichkeit im Schießen, Schildexerciren, im Gebrauche des Speers und im Leiterklettern, ebenso in der Handhabung des Luntengewehres und des Gingal. Diese Provinz liegt an der See und ihre Hauptstadt 240 Kilometer von Shanghai; man kann daher aus diesem Bericht folgern, daß moderne Ideen in der Armee noch keinen Eingang gefunden haben. Die Generalgouverneure können, wenngleich sie thatsächlich Armeecommandanten sind, für die Untüchtigkeit ihrer Armee, für den Mangel an Disciplin und für die allüberall herrschende Unordnung doch nicht allein verantwortlich gemacht werden. Es gibt einige unter ihnen, welche in Berührung mit fremden Offizieren den Werth moderner Waffen und Heereseinrichtungen vollauf zu schätzen wissen; aber ihre Vorschläge finden in Peking, wo der Conservatismus sich jedem Fortschritt entgegenstemmt, nur taube Ohren. Soweit aber ihre Macht

Digitized by Google

reicht, haben es doch einige versucht, Verbesserungen einzuführen und das Unterrichtswesen zu heben.

In Tientsin war im Jahre 1875 ein Arsenal nahezu vollendet, in welchem Remington-Patronen und Projectile für Geschütze jeden Kalibers erzeugt wurden; englische Apparate zur Fabrikation von Hinterladegewehren wurden erwartet. Das Arsenal mit seinen verschiedenen Gebäuden, welche einen Flächenraum von 1,5 Quadratkilometer bedecken, erbaute ein Engländer, und Fremde dienen als Instructoren. Remington- und Spencer-Gewehre werden in Shanghai, Nanking und Kanton erzeugt, jedoch „mit einem Kaliber von 1 Zoll und einem 2 Meter langen Laufe". Diese großkaliberigen Hinterlader werden gleich den großen Luntengewehren von zwei Mann getragen.

Trotz dieser Fabriken führen die Truppen selbst in den Seestädten noch immer höchst antiquirte Waffen, welche je nach der Entfernung von der Küste schlechter werden. Es ist übrigens fraglich, ob den Chinesen Waffen mit empfindlichem Mechanismus anvertraut werden können. In schmuzigen, finstern Lehmhütten, welche von dem ersten Wolkenbruche hinweggeschwemmt werden können, untergebracht, konnten die chinesischen Soldaten unmöglich ihre Waffen rein erhalten, selbst wenn sie für Reinlichkeit Sinn hätten.

Der chinesische Mann ist kaum mehr als ein Mann mit einer Muskete; auf seine Ausbildung wird keine Mühe verwandt, und niemand denkt daran, ihn aus seiner moralischen Versumpfung emporzuheben. Die Uniform trägt auch nicht dazu bei, sein Selbstgefühl zu heben. Sie besteht aus einer Baumwolljacke, gewöhnlich von blauer Farbe, und außerordentlich weiten Beinkleidern. Die Corruption, welche alle Zweige der Civilverwaltung ergriffen hat, drang auch in die Armee, und macht diese sogar zum Mittel der Erpressung. Man erblickt im Kriege das geeignetste Feld, die Habsucht zu befriedigen, und die Behauptung ist nicht zu gewagt, daß die Armeen von den Gouverneuren zu dem Zwecke auf einem so niedrigen Etat wie möglich gehalten werden, damit im Falle eines Krieges dieser in die Länge gezogen und den einzelnen Functionären die Gelegenheit geboten werde, Reichthümer anzusammeln. Volkserhebungen, welche durch eine Compagnie disciplinirten Militärs hätten unterdrückt werden können, ließ man eine Ausdehnung gewinnen, bis ganze Provinzen verwüstet und zerstört waren.

Während der großen Taipingrevolution wurden die kaiserlichen Truppen von undisciplinirten Horden wiederholt in die Flucht geschlagen. Ohne Vertrauen in sich selbst und seine Offiziere gelang es dem Heere nicht, die Bewegung, welche aus seinen Reihen selbst Nahrung erhielt, zu bewältigen, und die Regierung sah sich zu ihrer tiefsten Beschämung gezwungen, ihre Sache in die Hände fremder Abenteurer zu legen. So wenig militärisches Wissen diese auch mit sich brachten; es gelang ihnen doch, eine Stadt nach der andern zu erobern. Auf die unmenschlichste Weise wurde den Rebellen der Garaus gemacht und jede Lust zu erneuerten Aufständen in Strömen Bluts ersäuft.

Um das Bild zu vervollständigen, wollen wir einige Daten aus dem letzten Kriege der Westmächte gegen China herausgreifen. Das Expeditionscorps der Alliirten

Digitized by Google

zählte einschließlich der Train- und Sanitätsmannschaften 20093 Mann gegen ein Reich von nahezu 400 Mill. Einwohnern. Frankreich hatte 7480, England 12613 Mann gestellt; unter diesen waren 4830 Mann der indischen Eingeborenenarmee. Obwol China durch die Alliirten schon die schwersten Niederlagen erfahren hatte, hielt man in Peking doch noch immer an der Ansicht fest, daß die chinesischen Streitkräfte im Stande wären, die Eindringlinge zu vernichten. Mit asiatischer Schlauheit ließ sich die Regierung in Friedensunterhandlungen ein, um Zeit zu gewinnen, ihre Vertheidigungsanstalten im umfassendsten Maßstabe zu treffen. Als dies den Alliirten klar wurde, beschlossen sie, auf die Hauptstadt selbst zu marschiren und durch deren Besetzung die Regierung zur Annahme der Friedensbedingungen zu zwingen. Es wurden zu diesem Zweck drei Colonnen in Bewegung gesetzt, und zwar die erste bestehend aus 1000 Engländern, die zweite aus 3000 Franzosen und die dritte aus 2000 Engländern. Im ganzen wurden daher, um mit der Hauptstadt China zu Boden zu werfen, 6000 Mann aufgeboten, welchen plötzlich am 18. Sept. bei Tschang-kia-uang eine chinesische Armee von 50000 Mann gegenüberstand. In dieser kritischen Lage beschlossen die Alliirten, ohne Verzug die Offensive zu ergreifen. Obwol die französische Colonne infolge der Schwerfälligkeit der Engländer den Kampf fast allein auszukämpfen hatte, wurde dennoch die feindliche Armee unter großen Verlusten in die Flucht geschlagen. Sechzig Geschütze fielen in die Hände der Alliirten, welche an Todten einen Offizier, an Verwundeten einen Offizier und wenige Mann verloren hatten. Am 21. Sept. hatte dieses Häuflein nach der Behauptung des Generals Ignatjew, welcher, wie ich schon eingangs erwähnte, damals als Gesandter Rußlands in Peking weilte, den Angriff von 55000 Mann, worunter 30000 Mann Cavalerie, bei Pa-li-kiao auszuhalten. Die Chinesen erlitten einen Verlust von mehr als 2000 Mann, 27 Geschützen, einer enormen Menge von Gewehren und flüchteten in wilder Flucht. Die Franzosen hatten 3 Mann an Todten und 17 an Verwundeten, die Engländer ungefähr ebenso viel eingebüßt. Die Wirkung dieser beiden Niederlagen war eine so außerordentliche, daß die Chinesen am 13. Oct. den Alliirten die Thore Pekings ohne Schuß öffneten, obwol diese absolut nicht im Stande gewesen wären, mit ihrem unzulänglichen Artilleriematerial sich die Uebergabe der Hauptstadt zu erzwingen. Der Festungswall Pekings hat an seiner Basis eine Breite von 26 Meter und verjüngt sich um 6 Meter. Die Futtermauern erreichen an der Außenseite die Höhe von 14,40 Meter, an der Innenseite von 13,50 Meter. Der Erdwall erhebt sich bei einer Breite von 19,20 Meter bis zu 13 Meter, sodaß die äußere Mauer diesen um 1,40 Meter überragt. Geschützscharten sind in Abständen von 3,40 Meter eingeschnitten. Viereckige Halbthürme, 33,60 Meter breit und 13,15 Meter vorspringend, sind von 2—300 Meter zum Zweck der Flankirung angebracht. Der Zwischenraum zwischen den Verkleidungsmauern ist mit Beton, Steinen und Erde ausgefüllt und hat eine außerordentliche Widerstandsfähigkeit.

Nach allen bisherigen Mittheilungen ist es wol klar, daß der Besitz des Ilibeckens mit seiner gewaltigen Gebirgsbarrière für Rußland in seiner centralasiatischen Stellung von unermeßlicher Wichtigkeit ist, daß China keinen plausibeln

Digitized by Google

Rechtsgrund für die Auslieferung dieses Gebietes geltend machen kann, und daß dieses bei seiner bis zur Lächerlichkeit verrotteten militärischen Verfassung kaum im Stande ist, ein Gebiet von der Grenzconfiguration Kuldschas durch Waffengewalt an sich zu reißen.

Was konnte also Rußland zu dem Entschlusse gebracht haben, den nördlichen Theil Kuldschas an China auszuliefern und dessen Horden zu gestatten, über den Iren-Chabirgan nach den Ufern des Ili herabzusteigen, um ihr verlottertes Regierungssystem Völkerschaften aufzuzwingen, welche heute schon von russischen Elementen durchzogen sind, mit den Chinesen durchaus nichts gemein haben und gegen ihre Auslieferung an das Himmlische Reich protestirten? „Dieses Opfer wird sich in nächster Zukunft nur durch die Erwerbung eines treuen Bundesgenossen in der Person des chinesischen Kaisers bei unserm an Heftigkeit beständig zunehmenden Kampfe auf dem asiatischen Continent gegen England bezahlt machen können", sagt der „Golos". Es liegt aber auf der Hand, daß, wenn die russischen Regierungskreise an die Möglichkeit einer russisch-chinesischen Allianz gegen das indische Kaiserreich überhaupt auch nur einen Augenblick gedacht haben sollten, sie eine wesentliche Förderung ihrer Plane im Hinblick auf die militärische Hinfälligkeit Chinas unmöglich erwarten konnten, und daß diese demonstrative Betonung des Freundschaftsverhältnisses zwischen China und Rußland nur den Zweck hatte, eine Nachgiebigkeit zu beschönigen, welche auf die centralasiatischen Völker nothwendigerweise den ungünstigsten Eindruck machen mußte. Der wahre Grund der Willfährigkeit Rußlands liegt ohne Zweifel darin, daß es nicht die Gefahr heraufbeschwören wollte, auf der ganzen Linie seiner centralasiatischen Besitzungen gleichzeitig in kriegerische Unternehmungen verwickelt zu werden. Es mußte sein Hauptaugenmerk auf die Vorgänge in Afghanistan richten und dort um jeden Preis der Aggressionspolitik Englands entgegenarbeiten. Da seine Concessionen an China jedoch in Peking auf das entschiedenste zurückgewiesen und mit ernsten Kriegsrüstungen beantwortet werden, kommt es England gegenüber in Nachtheil, weil es in seinen militärischen Actionen in der Richtung auf Afghanistan gelähmt wird. Die Tragweite dieser Lähmung ist bei der Unberechenbarkeit des Charakters der centralasiatischen Völker gar nicht zu ermessen, und aus diesem Grunde ist die Kuldschafrage und der sich aus ihr entwickelnde Krieg von eminenter Bedeutung.

Digitized by Google

Adolf Friedrich Graf von Schack als Dichter.

Von

Albert Moeser.

II.

Ich beginne mit „Heliodor", einem Werke, welches weniger ein strenges Bühnenstück als vielmehr ein dramatisches Gedicht mit geschichtsphilosophischem Anfluge und großartigen Weltperspectiven ist. Das Stück spielt gegen Ende des 4. Jahrhunderts n. Chr., in einer Periode, welche man recht eigentlich ein Dämmerungs- und Uebergangszeitalter nennen kann. Denn es stoßen in demselben aufeinander die Gegensätze des untergehenden Alterthums und des andringenden Germanenthums, des Heidenthums und des Christenthums, Gegensätze, welche in dem Schack'schen Stücke sämmtlich durch gut charakterisirte Gestalten mit den mannichfaltigsten Schattirungen vertreten sind. Heliodor selbst aber ist ein vornehmer Hellene von Athen, einem Geschlecht entstammend, welches Jahrhunderte hindurch in dieser Stadt in Ansehen gestanden hat, und seine Absicht ist keine geringere, als Griechenland zu gleicher Zeit vom Joche des Römerthums und des Christenthums zu befreien und nach der staatlichen und religiösen Seite in alter Herrlichkeit wiederherzustellen. Für dieses Unternehmen ist bereits alles im stillen vorbereitet und die Römer werden so vollständig überrascht, daß der römische Proconsul rasch entweichen muß und am Ende des ersten Actes Griechenland wirklich frei genannt werden kann. Nun aber entspinnen sich nach mehrern Seiten hin Conflicte. Heliodor übt gegen die Christen in Griechenland vorläufig Toleranz, und ein individuelles Motiv zu dieser großmüthigen Gesinnung liegt für ihn noch im besondern darin, daß er Makrina, die Tochter einer angesehenen Christenfamilie, liebt, welche Tochter aber ihrerseits durchaus dem alten Göttercultus zugethan ist und sich für denselben erklärt. Durch diese Liebe und den Abfall der Schwester wird aber der eine fanatische Bruder derselben, Gregor, aufs höchste gereizt und er ermordet die eigene Schwester, als sie beim erneuerten Panathenäenfeste dem Festzuge als Priesterin voranzieht. Hierdurch wird der Gegensatz zwischen den Neuhellenen und den Christen aufs äußerste verschärft, und Heliodor verfährt von nun an mit rücksichtsloser Strenge gegen die Christen, welche durch Wüthen gegen die antiken Tempel und Statuen sich auch im übrigen der anfänglichen Schonung unwürdig erweisen. Während Heliodor das zur Rache anrückende Römerheer besiegt, tritt ein neuer Factor auf den Schauplatz in dem Westgothenkönige Alarich, welcher von Norden her heranrückt. Seiner Bundesgenossenschaft suchen sich sowol die Hellenen wie die Christen

Digitized by Google

durch Gesandtschaften zu vergewissern, Alarich aber erklärt, von der Bundesgenossenschaft der erstern nichts wissen zu wollen, vielmehr die Absicht zu haben, ganz Griechenland in einen Schutthaufen zu verwandeln und dadurch den von Griechen vollbrachten Mord seines Vaters zu rächen. Mit den Christen hingegen macht er listigerweise zum Schein Gemeinschaft, um von ihnen die Uebergänge durchs Gebirge zu erfahren. Nachdem er diese aber mit ihrer Hülfe passirt, wendet er sich feindselig sowol gegen sie wie gegen die Partei des Heliodor. Dieser aber erfährt von den Priestern der eleusinischen Geheimnisse, daß die antiken Götter, für die er gekämpft, dem Untergange verfallen sind, daß aber auch der zornige Gott, den die christlichen Fataniker predigen, nicht in alle Zukunft Sieger und Weltbeherrscher sein wird, sondern daß der älteste aller Götter, Eros, auch dauernd der allein gewaltige sein und in kommenden Jahrhunderten die allgemein anerkannte Herrschaft erringen wird. Und so endet denn auch dies dramatische Gedicht mit einem Triumphliede auf die allgemeine Menschenliebe und bringt in dramatischer Gestalt dieselben Ideen zur Anschauung, welche Schack an vielen andern Stellen seiner Werke und im besondern auch in dem schönen Hymnus auf den Eros (in den „Weihgesängen") ausgesprochen hat.

Bereits vor dem „Heliodor" waren erschienen „Die Pisaner", ein Trauerspiel in fünf Acten, womit wir auf den Boden des eigentlichen Bühnenstücks kommen. Wer hätte in seiner Jugend nicht einmal den „Ugolino", das bekannte Schauerstück von Gerstenberg, gelesen und sich von den haarsträubenden Scenen im Hungerthurm durchrütteln lassen? Das ganze Stück aber ist genau genommen nur ein fünfter Act, es führt uns lediglich die Katastrophe vor, läßt hingegen die im Interesse der poetischen Gerechtigkeit zu fordernden dramatischen Voraussetzungen durchaus beiseite. Aus diesem Grunde hat sich Schack des Stoffes aufs neue bemächtigt und unter Beobachtung aller Regeln der Technik ein lebensfähiges Bühnenstück daraus zu gestalten versucht.

Im ersten Acte sehen wir Welfen und Ghibellinen sich feindlich gegenüberstehen. An der Spitze der erstern steht Ugolino als erwählter Oberherr der Republik Pisa, an der Spitze der letztern der Erzbischof Ruggieri, welcher von Ugolino in mehrfacher Art tödlich beleidigt ist. Nach dem Vertrage hatten beide die Republik Pisa gemeinsam zu leiten:

Im Stadtpalast war schon das Volk versammelt,
Ruggieri stand bereit, mit seinem Schwur
Die neue Würde zu besiegeln: plötzlich
Tritt Ugolin, umringt von Söldnern, ein,
Mißt stolzen Blicks den Erzbischof und spricht:
„Was soll dies Possenspiel? Ich will allein
In Pisa Herr sein; mische sich der Priester,
Der nie das Schwert geführt, nicht in mein Amt!"

Und als das Volk ihm Beifall zollt und sich hiermit einverstanden zeigt, spricht Ruggieri:

Nur auf den Wunsch des Volks war ich bereit,
Die Lasten dieses Amts mit Euch zu theilen;

Digitized by Google

Ihr glaubt allein Euch stark genug für sie,
So tragt sie denn allein! Und denkt mitnichten,
Ich sei gekränkt.

Und damit geht er scheinbar ruhig hinweg. Aber er ist ein heuchlerischer und scheinbar gebrechlicher Greis in der Art wie Papst Sixtus V., und wie dieser verbirgt er in sich seine tiefe Leidenschaft und die erfahrene Kränkung. Diese liegt, wie gesagt, vor Beginn des Stückes, und desgleichen noch eine zweite. Beide haben eine und dieselbe Dame, mit Namen Blanca, geliebt; dem Ugolino ist sie eigentlich verlobt gewesen, hat sich aber von ihm losgesagt, sich Ruggieri ergeben und diesem einen Sohn, Ato, geboren:

Da eben nun
Sie mir dies Pfand der Liebe schenken sollte,
Traf mich von Ugolin der Bann; zur Nachtzeit
Ward von Gewaffneten mein Haus umringt,
Sie warfen Feuer auf das Dach — — — —
Denk', wie emporgeschreckt vom Flammenprasseln,
Ich in die Wintersturm-durchheulte Nacht,
Das kranke Weib auf meinen Armen, floh,
Wie gleich gehetztem Wild die rohen Söldner
Uns jagten, bis ich mit der halb Entseelten
Erschöpft hinsank! Dort auf dem Bett von Schnee
Gebar die Unglücksel'ge mir den Sohn;
Sie selbst den Odem in die eis'ge Luft
Verhauchend, starb u. s. w.

Hierin liegen für Ruggieri die Motive zu unversöhnlichem Hasse, und er arbeitet im stillen an Ugolino's Sturze. Es handelt sich um einen Krieg mit der Republik Genua, dessen ehrenvolle Durchführung Ugolino für unbedingt geboten hält. Dem Ruggieri aber wird die Nachricht gebracht:

Nächstens schon
Schickt Genua einen Friedensunterhändler.
Auch hat Eu'r Gold alldort gewirkt. Ein Schließer
Der Kerker, drin die edelsten Pisaner
So lang schon schmachten, ist bereit gewesen,
Das Schloß zu dem Gefängniß des Lombardo
Zu öffnen —
Der Flüchtling ist in Pisa schon und wirbt
Von Haus zu Haus die Herzen für den Frieden,
Das Elend schildernd, welches seine Brüder
In unterird'schen Zwingern fern von Luft
Und Sonne tragen. Trocken bleibt kein Auge
Bei dem, was er erzählt —
Wenn allgemeiner Ruf
Von Groß und Klein den lang ersehnten Frieden
Mit Genua ertrotzt und die gefangnen
Pisaner in die Heimat wiederkehren,
So ist auch Ugolin gestürzt; denn alle,
Die bei Meloria in der Genuesen
Gewalt geriethen, sind zum Tod ihm feind.

Digitized by Google

Dieses Programm wird nun in Scene gesetzt bei einem Siegesfest, welches Ugolino veranstaltet zu Ehren seines eben siegreich heimgekehrten ältesten Sohnes Guelfo. Bei diesem Siegesfest, dem auch Ruggieri beiwohnt, erscheint Lombardo und schleudert dem Ugolino eine Flut von Vorwürfen ins Gesicht, darunter auch den, daß er bei Meloria auf seiten der Feinde gekämpft habe. Zugleich haben Lombardo's Reden in der Stadt bereits einen Aufruhr erregt; die Gegner haben den wichtigsten Punkt, die Sanct-Martinshöhe, besetzt und halten sich hier für unangreifbar, weil dort die Kornspeicher der Stadt sind, deren Vernichtung, wie sie meinen, Ugolino nicht wagen werde. Dieser aber befiehlt Einnahme des Platzes um jeden Preis, und damit schließt der Act.

Im zweiten reinigt sich Ugolino seinem Weibe gegenüber von der Beschuldigung, bei Meloria auf seiten der Feinde gekämpft zu haben, und gibt offen seine Absicht kund, sich die Herzogswürde zu erringen und Italien einig zu machen. Dann tritt mit dem Sieger Guelfo der Sohn des Erzbischofs, welcher aber als dessen Neffe gilt und mit Guelfo zärtlich befreundet ist, auf, um bei Ugolino nachträglich um Verzeihung zu bitten, daß er ohne besondere Erlaubniß mit Guelfo ins Feld gezogen. Ugolino aber kennt und haßt denselben als den Sohn der einstigen Geliebten, und da derselbe beim Anblick Ugolino's wieder an alle die Schreckensscenen erinnert wird, die beim Niederwerfen des Aufstandes und der Verbrennung der Kornspeicher vorgekommen sind, und da er demgemäß dem Ugolino die beleidigendsten Worte sagt, so läßt sich dieser von der Leidenschaft hinreißen und ersticht ihn.

Nachdem der Conflict auf diese Art bedeutend verschärft ist, sehen wir denselben auf seinem Höhepunkte anlangen im dritten Act. Den Mittelpunkt desselben bildet die große Rathsversammlung, in welcher der genuesische Gesandte seine Friedensbedingungen darlegt. Er verlangt 100000 Unzen Goldes für die Freilassung der 5000 Gefangenen, und da der Staatsschatz leer ist, so kann von Annahme dieser Bedingung keine Rede sein. Da tritt Ruggieri in die Versammlung und erklärt, nach dem Tode seines Neffen stehe er allein und vermache sein sämmtliches Vermögen der Stadt. Nun ist Geld zur Genüge vorhanden; alle sind für den Frieden, nur Ugolino nicht, und dieser beschließt, mit den Waffen in der Hand seine Ansicht durchzusetzen und die Stadt vor dem unehrenhaften Frieden zu bewahren.

Kampfgerüstet begegnen sich denn die Parteien im vierten Acte; Ugolino wird besiegt und dem Erzbischof zur Urtheilsfällung übergeben. Ugolino spricht:

Unterlegen bin ich,
Und rechtlos ist der Ueberwundene.
Du gibst mir Frevel schuld, nicht ziemt es mir
Zu sagen, daß ich schuldlos sei, doch du
Bist nicht mein Richter, und von deinem Stuhl
Leg' ich Berufung ans gesammte Volk
Von Pisa ein; für seine Macht und Ehre
Hab' ich gestrebt, und wenn ich fehlte, war's
Durch das Zuviel.

Der Erzbischof aber lechzt nach Rache, läßt ihn sammt den Söhnen in den bekannten Thurm werfen und schleudert den Schlüssel in den Arno.

Die erste Scene des fünften Actes drängt auf $5^1/_2$ Seiten den ganzen Inhalt

Digitized by Google

des Gerstenberg'schen „Ugolino" zusammen. Inzwischen zieht Guelfo, welcher nach Erstechung seines Freundes Ato seinen Vater gemieden hat und aus Pisa geflohen ist, zur Hülfe heran; Ruggieri wird von Gewissensbissen gepeinigt und läßt den Thurm öffnen; sämmtliche Kinder sind todt, Ugolino steigt noch lebend heraus, stirbt aber gleich darauf sammt dem von den Leidenschaften aufgeriebenen Erzbischof.

Wie diese Skizze beweist, ist der Aufbau des Stückes durchaus stilgerecht; die Motivirung zeigt keine merkbaren Lücken, die Charaktere sind scharf umrissen und genügend individualisirt, und das Ganze enthält eine Reihe wirksamer Scenen. Nichtsdestoweniger wird nicht abzuleugnen sein, daß die Leidenschaften bei aller versuchten Milderung immer noch einigermaßen craß und die Färbung des Ganzen eine ziemlich grelle ist. Es dürfte das im Stoffe selbst liegen und von demselben unzertrennlich sein. Ueber die Bühnenwirkung läßt sich nach der bloßen Lektüre bekanntlich nie ein absolut sicheres Urtheil fällen; den Berichten nach ist diese Bühnenwirkung bei der münchener Aufführung eine erfreuliche gewesen. Da aber, wie Schack in der Vorrede zur „Timandra" sagt, neue Trauerspiele den Intendanzen nur „als Lückenbüßer zwischen Oper und Posse" gelten, so ist das Stück nach wenigen Vorstellungen zurückgelegt worden, und andere Bühnen sind, soviel mir bewußt, gar nicht zu einer Aufführung geschritten.

Die ebenerwähnte Tragödie „Timandra" führt uns wieder in die Kreise des Alterthums, und zwar spielt dieselbe in der Zeit nach der Schlacht von Platää. Wir alle kennen aus der Geschichte das bekannte Schicksal des Pausanias und die Tradition, daß seine eigene Mutter den ersten Stein zur Vermauerung des Athenetempels, in welchem er Schutz gesucht, herbeigetragen habe. Außer der kurzen Notiz wird, soviel ich weiß, über diese Mutter weiter nichts berichtet. Es läßt sich aber schon hieraus abnehmen, daß dieselbe kein gewöhnliches Weib gewesen sein kann; es lassen sich aus dieser einen Notiz Rückschlüsse auf die Vergangenheit machen; jener schließliche Endact mütterlicher Strenge kann nicht ohne Prämissen gewesen sein, und diese Prämissen dichterisch zu erfinden und sie in Verbindung mit jenem Endact zu einer einheitlichen Tragödie zu gestalten, hat sich Schack angelegen sein lassen.

Im Beginn des ersten Actes sehen wir Pausanias als Sieger aus Byzanz zurückkehren. Die Ephoren zeigen sich gleich in der zweiten Scene als seine Gegner, weil er „Gesetz und Recht von Sparta mit Füßen tritt", und auch seine Mutter, die Titelheldin des Stückes, tritt ihm alsbald mit der Frage entgegen:

Sprich, dem Hang,
Der ehmals für die Bräuche fremder Länder
Die strenge Heimatsitte dich verschmähn ließ,
Entsagst du ihm und gibst fortan dich ganz
Dem Vaterland zurück?

Pausanias aber erwidert:

Braucht man das Fremde
Zu hassen, um das Vaterland zu lieben?
Nur was sich von den Ahnen schon auf euch
Vererbt, gilt euch für heilig, und indeß

Digitized by Google

Rings Völker, Sitten sich verwandelten,
Blieb diese Stadt wie vor Jahrhunderten
Rauh, edler Bildung feind, ja nennt es gar
Preiswerth, wenn sie durch Ringen, Discuswurf,
Wettlauf von früh bis spät den Geist verdumpft.

Timandra entgegnet hierauf:

Durch solche Uebungen erwuchsen Männer,
Wie die Dreihundert von Thermopylä.

Pausanias aber fragt weiter:

Und Meister auch wie jene, die Athen,
Persepolis gebaut? Mich, der ich Hellas
Durchschweift, der ich Joniens, Persiens
Glanzvolle Städte sah, wie müssen hier
Die Hütten Lehms, die Sparta heißen, mich
Bedünken? Als ich Lacedämons Boden
Betrat und wilden Thieren gleich das Landvolk
In Höhlen hausend fand, unwillig wandt' ich
Den Blick hinweg; und da ich weiter nun
An die Helotenjagd, die Sklavenfolter,
Den Mord schwächlicher Kinder, mitleidlos
Zum Fraß den Bären ausgesetzt, gedachte,
Schwoll wildempört mein Herz empor.

In dieser Unterredung ist der dramatische Gegensatz, um den es sich handelt, hinreichend scharf präcisirt. Pausanias ist nicht lediglich der durch seinen Sieg hochfahrend gemachte Mann, wie ihn uns die Geschichte schildert, vielmehr vertritt er ein vollkommen berechtigtes Princip; es handelt sich um einen Kampf des Altverjährten und des Neuen, der Genialität und der praktischen Nüchternheit, des edlern Menschenthums und beschränkter Starrheit. Pausanias handelt denn auch durchaus in Gemäßheit seiner ausgesprochenen Grundsätze und schützt namentlich Heloten und zum Morde bestimmte Kinder. Denn wenn die letztern auch, sagt er, keine Muskeln für den Faustkampf haben, so ist ihnen doch vielleicht von den Göttern „mehr Hirn" verliehen „als sonst Spartanern". Dadurch aber reizt er die Ephoren aufs neue, und als er entdeckt, daß auch seine Verlobte Diotima während seiner längern Abwesenheit sich vollständig dem strengern Spartanerthum zugeneigt hat, da sieht er, wie einsam er in Sparta dasteht; er sieht den Kampf als unvermeidlich an, erhofft aber den Sieg:

Gebrochen vor die Füße will ich mir
Die Macht der tückischen Ephoren legen,
Daß mir stumpfsinn'ge Sklaven nicht die Hand
Mehr binden. Wo des Faustkampfs wüster Lärm
Jetzt schallt, da soll die Himmelstochter Muse
Einziehn. Nicht mehr ein Wohnsitz plumper Bauern
Sei diese Stadt! Mit Säulenhallen prangen
Soll sie wie Ephesus, Athen, Korinth,
Und ihr Theater von der Masken Scherz,
Dem Chor des Dionysos widerhallen!

Digitized by Google

Daß er diese Absichten nicht ohne fremde Hülfe ausführen kann, ist ihm leicht klar, und sie mit Hülfe des Perserkönigs auszuführen, wird ihm um so näher gelegt, als ihm mitten in seinen Ueberlegungen die Nachricht zugeht: Mandane, des Perserkönigs Tochter, mit der er in Byzanz ein Verhältniß eingegangen und die wegen ihrer Liebe zum Pausanias vom eigenen Vater verbannt worden, sei ihm nachgereist und in Sparta eingetroffen. Hiermit schließt der erste Act.

Im zweiten Act sehen wir Pausanias und Mandane, die sich aber in Sparta vorläufig als Massagetenfürstin eingeführt hat, in vertrauter Unterredung. Mandane ist eine leidenschaftliche Orientalin, die alles geopfert hat, dafür aber auch alles verlangt. Durch das Erscheinen dieser aber wird in den Ephoren neuer Verdacht erweckt, und da die alten Anstöße nicht gehoben sind, so verlangen sie von Pausanias innerhalb zwölf Tagen Erfüllung aller Forderungen. Der letztere, hierdurch gedrängt, zaudert nicht länger, sich die Hülfe des Perserkönigs zu erbitten, und mit Absendung einer Gesandtschaft an diesen schließt der zweite Act.

Der dritte Act beginnt mit einer Versammlung der Ephoren, in welcher der schlimmste Gegner des Pausanias beantragt:

Entsetzt sei seines Amts Pausanias
Und von der Richterwage, wie's gebührt,
Ihm Leben zugewogen oder Tod.

Da aber tritt Timandra vor die Ephoren hin und spricht:

Gebt mir Gehör! Wenn jemals ich gezeigt,
Daß mehr als mein und als der Meinen Leben
Das Vaterland mir gilt und sein Gesetz,
So steht von dem Beginnen ab und schändet
In diesem Einen, größten Sprößling nicht
Den ganzen Heraklidenstamm; nein, laßt mein Amt
Es sein, Sparta vor der Gefahr zu hüten,
Die es, ihr sagt's, von ihm bedroht. Was selbst
Die Götter nicht, die ewigen, vermögen,
Vermag die Mutter über ihren Sohn.
In keines Gottes Heiligthume, glaubt,
Ruht Sparta's Wohl so sicher als bei mir,
Und hier gelob' ich: wer es immer sei,
Der es bedrohen mag, mehr noch als ihr
Will ich ihm feindlich sein. Hört mich! ich schwöre
Bei Himmel, Sonn' und Mond und bei der Erde,
Der großen Mutter aller: ehe durch Verrath
Mein Sohn dem Vaterland, dem theuren Sparta
Das kleinste Unheil nur bereiten soll,
Eh' geb' ich selbst, ich, seine Mutter, ihn
Dem Untergange preis.

Darauf hin wird das Urtheil über Pausanias suspendirt, der Conflict aber alsbald unheilbar verschärft, als die leidenschaftliche Mandane die unabsichtliche Lauscherin Diotima, in welcher sie rasch die Nebenbuhlerin erkannt hat, ersticht. Nunmehr kann Pausanias nicht mehr zurück.

Im vierten Acte will Mandane mit ihm fliehen, er aber spricht:

Ich fliehen! mit der Herrschaft steh' und fall' ich.

Digitized by Google

Und Mandane erkennt, daß er „nur die Macht, die sie ihm bringen soll", nicht sie geliebt hat. Zugleich sendet Pausanias einen zweiten Boten an den Perserkönig ab, da der erste nicht früh genug wiederkehrt. Dieser zweite Bote aber wird abgefangen; damit sind die entscheidenden Beweise gegen Pausanias erbracht, und Timandra befindet sich in der tragischsten aller Situationen. Sie selbst reicht dem Ephoren Thrasymedes den Brief des Pausanias und spricht:

Sorge du,
Daß nicht das Vaterland verloren sei.

Die Ephoren schreiten mit den Waffen gegen Pausanias ein, und Mandane, die nun auch ihrerseits alles verloren gibt, verbrennt sich mitsammt der Halle des Palastes.

Im fünften Act finden wir Pausanias im Hause seiner Mutter, wohin er bewußtlos aus dem Kampfe gebracht ist. Noch hofft sie ihn retten und doch ihrem gethanen Eide treu bleiben zu können. Zu dem Erwachten spricht sie:

Wohlan, im heil'gen Haine dort will ich
Ein Opfer zünden und — auf den Altar
Die Hand gelegt — schwör' du den großen Eid,
Den schrecklichen, bei dem Olymp und Tartarus
Erzittern, jeglichen Gedanken,
Der wider Spartas Sitten und Gesetz
Sich sträubt, in deiner Seele auszureuten
Und diesen Boden nie mehr zu betreten.

Also ewige Verbannung aus Sparta! Pausanias aber will hiervon nichts wissen und entflieht aus dem Hause der Mutter in demselben Moment, als ihm die Ankunft des erhofften persischen Hülfscorps gemeldet wird. Er wird verfolgt und flüchtet sich nach Zurücktreibung der Perser in den Tempel, zu dessen Vermauerung dann die Mutter in bekannter Weise den ersten Stein herbeiträgt, die aber ihrerseits in diesem tragischen Verlust des Sohnes auch für sich nur ein göttliches Strafgericht sieht:

So rächt die alte Schuld sich, die am Sohn
Melitta's ich geübt, als für den meinen
Ich aus des Vaters Herzen ihn verdrängte
Und in Kleombrotos den Jähzorn schürte,
Daß für geringen Fehltritt in den Tod
Sein Fluch ihn trieb.

Mit dieser letztern Wendung will Schack offenbar der Forderung der poetischen Gerechtigkeit genügen. Ich glaube aber, daß das mit diesen wenigen Versen nicht möglich ist; vielmehr müssen wir, wenn einmal das Schicksal der Timandra eine Folge von Verschuldung sein soll, diese Schuld im Stücke sehen, weil sonst die factisch vor unsern Augen sich vollziehende Buße zu der blos gehörten Schuld in einem Misverhältniß steht. Ich glaube aber mit vielen andern, daß die ganze Theorie der sogenannten poetischen Gerechtigkeit im gewöhnlichen Sinne nicht haltbar ist, daß sich vielmehr auch ohne besondere Verschuldung zwei gegensätzliche einseitige Bestrebungen aneinander aufreiben können und daß somit jene Verse ohne Schaden für das Stück eigentlich hätten wegbleiben können. Sodann ist das

Digitized by Google

Stück nicht ganz von dem Vorwurf freizusprechen, daß sich das Interesse des Zuschauers eigentlich nicht genug auf eine Hauptperson concentrirt, vielmehr zwischen Timandra und Pausanias getheilt ist, und daß die erstere nicht durchgängig activ genug in die Handlung eingreift. Im übrigen läßt sich an dem Aufbau des Stückes, der Charakteristik und Motivirung kaum etwas aussetzen, und wenn neue Stücke von stilvoller Haltung und höherer Tendenz überhaupt auf der deutschen Bühne noch etwas gölten, so würden sich die Intendanzen des Stückes wol annehmen. Wie es aber nach dieser Richtung bestellt ist, darüber spricht sich eine Vorrede zu dem Stück in hinreichend deutlicher und ziemlich unwiderleglicher Art aus.

Ein höchst eigenthümliches Stück von frappanter Originalität ist das zunächst zu nennende Trauerspiel „Atlantis", welches wie „Timandra" erst vor kurzem erschienen ist und einen höchst spröden Stoff der dramatischen Poesie mit Erfolg dienstbar macht. Das Stück bewegt sich in einer ganz eigenthümlichen Atmosphäre, ist aber aus Schack's innerstem Geiste und Ideenkreise herausgeboren. Er ist, wie schon mehrfach bemerkt, ein Anhänger der Darwin'schen Entwickelungstheorie; danach klimmt die Menschheit aus niedern Anfängen allmählich zu höhern Stufen empor, ihre Wiege ist angenommener- und allbekanntermaßen Asien gewesen, darauf ist Europa der Sitz aller höhern Cultur geworden, und wenn nun die Bildung ihren Rundgang durch die Continente vollendet, so muß sie demnächst folgerichtig nach Amerika übersiedeln, und Schack hat bereits in einer gleichnamigen Hymne der „Weihgesänge" den großen Hoffnungen Ausdruck gegeben, welche er für die Zukunft der Menschheit auf Amerika setzt. Es handelt sich nun in der Tragödie „Atlantis" um nichts Geringeres als einen verfrühten Versuch, das goldene Zeitalter, welches die Zukunft möglicherweise einstmals heraufführen kann, bereits zu lebendiger Gegenwart zu machen. Das Stück beginnt kurz vor Ausbruch der Französischen Revolution, zu einer Zeit, wo die deutschen Zustände so kläglich als möglich waren und Europamüdigkeit für alle edlern Geister in der Luft lag. Einer dieser edeln Geister, Schwärmer und Idealisten ist der Held des Stücks, Fürst Wolfgang, welcher, angewidert von der Stagnation und dem Verfall des europäischen Lebens, beschlossen hat, nach Amerika auszuwandern, dort eine Colonie zu gründen und ein Paradies freien Menschenthums in Scene zu setzen. Trotz der Abmahnung seines Erziehers und eines miterzogenen Jugendfreundes (seines jetzigen Secretärs), welche die Welt mit praktischern Augen ansehen, sind bereits alle Vorbereitungen getroffen, ein Aufruf ist in alle Lande ergangen, Theilnehmer aller Art haben sich eingefunden, und durch des Fürsten Hauptagenten, einen Spanier, de Castri, ist in Amerika das nöthige Landgebiet angekauft. Dieser de Castri freilich muß uns gleich bei seinem ersten Auftreten mit bösen Ahnungen in Betreff der Zukunft des Unternehmens erfüllen; denn er stellt sich uns in einem Monolog als ein geldgieriger Schurke dar, der lediglich egoistische Zwecke verfolgt, bereits einen Doppelmord auf der Seele hat und Wolfgang nur im Interesse seiner persönlichen Plane auszunutzen gedenkt, wohin namentlich dessen Verheirathung mit seiner Tochter Bertha gehört. Unter den übrigen Theilnehmern ist als Träger

Digitized by Google

der Handlung vor allen zu nennen der polnische Graf Sobanski mit seiner deutschen Gemahlin Mathilde.

Am Ende des ersten Actes geht die Colonie zu Schiffe und im zweiten Acte befinden wir uns im westlichen Amerika. Vorläufig ist es mit dem Reiche des Friedens und Glückes nichts. „Man hört Schüsse", sind die ersten Worte des zweiten Actes, es handelt sich um Kämpfe mit den Indianern, welche die Colonie bedrohen:

Hier, dacht' ich, sollte ew'ger Friede herrschen,
Hier traulich bei dem Lamm der Löwe liegen
Und „heil'ge Sabbatruhe auf uns thaun".
Um das Verbrüdrungsfest der Menschheit würdig
Zu feiern, ganze Ladungen Champagner
Verschreiben wollt' ich schon — und nun statt dessen
Krieg, ew'ger Krieg!

So spricht der etwas sarkastische Secretär Raimund; Wolfgang aber erwidert:

Erkämpfen erst
Von diesen wilden Horden müssen wir
Des Friedens Gut —

und entwirft im weitern ein utopisches Gemälde von seinen Zukunftshoffnungen. Raimund aber setzt denselben sofort einen Dämpfer auf, indem er ihm mittheilt, daß de Castri doch eigentlich der Löwenantheil zugefallen sei:

Schade!
Die Minen Goldes auf dem Länderstrich,
Der ihm verbrieft war, machen ihn statt Ihrer
Zum wahren Herrscher dieses Landes.

Und als solcher hat sich de Castri schon erwiesen, indem ihm für Geldsummen, die er vorgestreckt hat, ein Stück Landes verpfändet ist. Im idealistischen Zukunftsstaate darf ferner selbstverständlich keine Sklaverei existiren, und so ist es nicht mehr als natürlich, daß Wolfgang den aus den spanischen Besitzungen entflohenen Negersklaven Schutz gewährt, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß er dadurch mit der spanischen Regierung in Conflict geräth. Von den Theilnehmern der Expedition verlangt Wolfgang, wie nicht anders zu erwarten, unbedingte Unterordnung, findet dabei aber die lebhafteste Opposition von seiten des Grafen Sobanski, der freilich sehr tapfer, aber durchaus eigenwillig ist und ihm erklärt:

Kein Eidschwur bindet mich an Ihre Fahnen,
Aus freier Wahl mich Ihnen zugesellt
Hab' ich und weiß von keinem über mir,
Der mir gebieten könnte. Wie's zum Heil
Für alle dient und wie der Sieg mir winkt,
Wähl' ich mir selber Ort und Zeit zum Kampf.

Und als Wolfgang ihm hierauf eine entschiedene Erwiderung zutheil werden läßt, wird er von dem Polen gefordert und im Duell von ihm verwundet. Wie? sagt Raimund —

Sie, der Kämpfer
Für Freiheit, Fortschritt, Sie, der Held des neuen
Jahrhunderts, fügten sich dem rohen Brauch?

Digitized by Google

Und in der That kommt hier Wolfgang mit seinen eigenen Grundsätzen in Widerspruch und die Umstände erweisen sich mächtiger als er. Mit dem Duell schließt der zweite Act.

Inzwischen haben sich schon vorher, um die Verwirrung und Verwickelung zu erhöhen, eigenthümliche Herzensbeziehungen angesponnen. Der Pole Sobanski, welcher nur Krieger ist, und seine idealistisch-schwärmerische Frau passen nicht zusammen; der erstere fühlt sich ebenso sehr von der feurigen Tochter de Castri's angezogen, wie die letztere vermöge der Verwandtschaft des Naturells sich mit Nothwendigkeit zu Wolfgang hinneigen muß. Vermöge dieser Herzensbeziehungen gelangt das Drama am Ende des dritten Actes auf seinen Höhepunkt. De Castri wird von Sobanski als Schurke entlarvt und, von ihm vorläufig großmüthig geschont, schwört er ihm Rache und wird Veranlassung, daß derselbe in einen Indianerhinterhalt geräth. Wolfgang empfängt früh genug hiervon Nachricht, sendet aber, weil er in ihm den schlimmsten Feind seines Unternehmens sieht und zugleich dessen Frau liebt, keine Hülfe und wird so indirect sein Mörder. Während Wolfgang dadurch die Schranken zwischen sich und Mathilde weggeräumt glaubt, erklärt im vierten Act Mathilde, die seine Motive kennt, jene Schranken für „doppelt und dreifach hoch emporgethürmt". Inzwischen wird die Leiche Sobanski's gebracht, und de Castri's Tochter, Bertha, tödtet sich vermittels eines vergifteten Indianerpfeils, nachdem sie Wolfgang offen als Mörder bezeichnet hat. So kommt der letztere innerlich und äußerlich immer mehr ins Gedränge und sieht sich überdies am Ende des vierten Actes in die Nothwendigkeit versetzt, aufs neue mit den Indianern und zugleich mit den Spaniern Krieg zu führen. Der fünfte Act zeigt ihn selbst uns als Sieger über die Indianer; hingegen ist eine zweite Truppe von den Spaniern vollständig geschlagen; diese rücken mit Uebermacht gegen die Colonie, und da Wolfgang so sein Werk vollständig gescheitert sieht und infolge der Weigerung Mathildens die Lust am Leben verloren hat, so vergiftet er sich und stirbt mit den Worten:

Das bunte Schattenbild
Des Lebens sinkt in Nacht, allein im Scheiden
Fühl' ich: vergebens nicht hab' ich gerungen;
Was wir gewollt, gewollt aus tiefster Seele,
Das lebt unsterblich fort und wir mit ihm.
Mein Name mag, ein leerer Hauch, verhallen,
Doch reifen wird die Saat, die ich gestreut,
Und über mein gesunknes Haupt hin sehe
Ich ganze Heere stürmen, um das Banner
Der Freiheit, welches meiner Hand entsank,
Auf der Atlantis Boden aufzupflanzen;
In ihm will ich begraben sein. Lebt wohl!

Sicherlich ein eigenthümlich fesselndes Werk von ungewöhnlichem Inhalt und erschütternder Tragik! Das dramatische Gefüge ist durchaus kunstgerecht und greift mit guter Geschlossenheit ineinander, und wenn der Verfasser das Stück für bühnenmöglich hält, so ist dagegen nichts zu sagen; wie die Theaterdirectionen aber sind, so dürften sie von dem ganzen Geiste der Tragödie allzu fremdartig

Digitized by Google

berührt werden, als daß große Hoffnung auf eine scenische Darstellung vorhanden wäre.

Ich schließe meine Betrachtung, indem ich dem Dichter noch einmal auf das komische Gebiet folge und seinen beiden bereits früher erschienenen politischen Lustspielen eine kurze Würdigung zutheil werden lasse. Sie heißen „Der Kaiserbote" und „Cancan" und bewegen sich im allgemeinen in den Formen des Aristophanischen Lustspiels. Was zunächst die metrische Seite dieser Lustspiele betrifft, so gibt die Mannichfaltigkeit der Versarten, die in der Aristophanischen Komödie üblich ist, dem Grafen Schack die vortrefflichste Gelegenheit, seine Formvirtuosität von der glänzendsten Seite zu zeigen, und die bekannten anapästischen Systeme der Parabase, die trochäischen und iambischen Tetrameter und die sonst vorkommenden rhythmischen Maße sind von tadelloser Schönheit. Und weiterhin ist in Betreff des Inhalts zu sagen, daß die Schack'schen Lustspiele sich auch nach dieser Richtung hin mit den besten Mustern der in Deutschland bisjetzt allerdings nicht allzu häufig cultivirten Gattung messen können, und der Dichter dürfte vielleicht nicht unrecht haben, wenn er in der Vorrede die Hoffnung ausspricht, daß den Stücken möglicherweise ein längeres Leben beschieden ist als den Literaturkomödien, „die schon nach wenigen Jahren dem Verständniß entrückt sind". In der That hat ja bisjetzt einer der Hauptgründe, warum keine der vorhandenen Aristophanischen Komödien zu dauernder und nicht alternder Anerkennung gelangt ist, wesentlich darin gelegen, daß es an allgemein interessanten, in ganz Deutschland gleichen Anklang findenden Stoffen gefehlt hat. Nun hat aber Schack die Stoffe zu seinen Komödien den Ereignissen der Jahre 1848 und 1870 entlehnt, und da diese Ereignisse ganz Deutschland beschäftigt haben, noch in aller Gedächtniß sind und nicht so leicht vergessen werden können, so haben Komödien, welche diese Ereignisse verwerthen, vorausgesetzt, daß sie den Stoff künstlerisch wirklich bewältigen, in der That mehr Anspruch auf längere und allgemeinere Beachtung als Komödien, welche etwa Eintagshelden der immer nur von einem Bruchtheile des Volkes beachteten Literatur verspotten. Und wie Schack seinen patriotischen Sinn schon in früher angeführten Dichtungen nebenbei aufs deutlichste documentirt hat, so muß nun auf Grund dieser Lustspiele seinen übrigen poetischen und menschlichen Verdiensten auch noch das Lob hinzugefügt werden, daß ihm unter den Dichtern und Verherrlichern des neuen Deutschen Reiches eine der ersten Stellen gebührt. Schack hat sich weder 1848 mit politischer Poesie vernehmen lassen, noch hat er sich 1870 unter die patriotischen Kriegsliederdichter gemischt. Bei vielen der damals hervorgetretenen Dichtungen mußte die gute Gesinnung oft die fehlende Poesie ersetzen; bei Schack aber findet sich nicht blos gute Gesinnung, sondern auch wirkliche dichterische Gestaltung des Stoffs, und der Grund davon wird kein anderer sein, als daß er die Dichtungen, mögen sie im ersten Entwurf auch sofort unter dem Eindrucke der Ereignisse niedergeschrieben sein, doch hinterher wieder eine Reihe von Jahren hat ausreifen lassen und erst dann in die Welt hinausgesandt hat. Auf eine speciellere Analyse der Stücke brauche ich mich hier nicht einzulassen, da die Beurtheilung hier nicht von der Controle des technischen Baues abhängt und der Uebermuth

Digitized by Google

der komischen Muse und die Phantastik des Inhalts dem dramatischen Schema nicht unterliegt. Was das erste Stück: „Der Kaiserbote", anlangt, so ist der Titelheld desselben niemand anders als der Diener des Kaisers Barbarossa, welcher letztere im Kyffhäuser von dem 1848 angeblich angebrochenen Völkerfrühling gehört hat und nun einen Boten aussendet, um zu erkunden, ob Deutschland für ein neues Kaiserthum reif ist. Aber leider macht dieser Bote auf seinem Rundgange durch Deutschland die bösesten Erfahrungen; die Deutschen zeigen sich allerseits dem großen Moment nicht gewachsen, jede Partei gibt sich die empfindlichsten Blößen und thut die verkehrtesten Schritte, und während die Kaisersehnsucht ursprünglich einer der Hauptfactoren der Bewegung des Jahres 1848 gewesen, kommt es im Stücke schließlich so weit, daß auf den Kaiser Barbarossa, falls er sich etwa in Deutschland betreten lasse, polizeilicherseits gefahndet werden soll, und somit kehrt denn schließlich der Kaiserbote wieder in den Kyffhäuser zurück und räth enttäuscht dem Kaiser, sich aufs neue dem gewohnten Schlafe zu überlassen. Doch endet das Ganze nicht ohne einen freundlichen Blick in die Zukunft; vielmehr wird die Wiedererneuerung des Reiches durch die Hohenzollern prophezeit, und da diese Prophezeiung gleich nach dem Jahre 1848 geschrieben und hier „ohne die mindeste Veränderung" abgedruckt ist, so können wir vor dem darin zu Tage getretenen Weit- und Scharfblick des Grafen Schack nur die größte Hochachtung empfinden. Die Zustände des Jahres 1848 selbst aber werden überall mit köstlichem Humor und stets im freiheitlichen Sinne dargestellt; weder die Fürsten noch die Völker werden geschont, und das Ganze verräth eine so intime Kenntniß der Verhältnisse, wie sie vielleicht nur jemand erwerben konnte, der wie Schack von 1841—49 beim Bundestage in Frankfurt thätig war und dort Gelegenheit hatte, die politischen Verhältnisse bis ins Kleinste kennen zu lernen. Die noch lebenden Zeugen des Jahres 1848 werden in der Dichtung mit nunmehr ruhigem Gemüthe und objectivem Behagen ein getreues Spiegelbild jenes merkwürdigen Jahres finden, und wir Jüngern werden hier mit demselben auf anschaulichere und vergnüglichere Weise bekannt gemacht, als wenn wir unsere Kenntniß aus blos historischen Darstellungen schöpfen. Das zweite Stück: „Cancan", spielt sich, wie schon bemerkt, auf dem Hintergrunde des Jahres 1870 ab; sein Schauplatz ist Paris, und es wird uns im Gewande der Komik die ganze Erbärmlichkeit und Verkommenheit der Napoleonischen Schwindelgesellschaft vorgeführt, die auf bereits vollkommen unterminirtem Boden steht und schließlich durch die frivole Kriegserklärung den unvermeidlichen Zusammenbruch der künstlich aufrecht erhaltenen Napoleonischen Kaiserherrlichkeit herbeiführt. Das Stück schließt mit einer Apotheose des Kaisers Wilhelm, welcher vom Chorus also angeredet wird:

Doch du, dem alle deutschen Herzen schlagen,
Der du von Riesenschlacht zu Riesenschlacht
Das Banner deinem Volk voraufgetragen
Und es zur Einheit neu geführt und Macht,
Wer dürft' ein Denkmal dir zu bauen wagen?
Zu groß dafür ist, Herr, was du vollbracht;
Dein Werk steht selbst an des Jahrhunderts Ende
Als Markstein einer großen Zeitenwende.

Digitized by Google

Auf daß dein Reich in Herrlichkeit gedeihe,
Daß frei dein Volk und einig sei und groß,
Mag deiner Enkel eine lange Reihe
Sie schirmen treu wie du und wandellos!
Herab auf sie ruf' ich des Himmels Weihe,
Und was auch birgt der Zukunft dunkler Schos,
Es sei ihr Thron dem Frieden und dem Rechte
Ein Bollwerk von Geschlechte zu Geschlechte.

Und auch Frankreich gegenüber ist der allerletzte Klang nicht der des Hasses, sondern, entsprechend der ganzen Lebensanschauung des Grafen Schack, ein Wort mildversöhnlicher Liebe. Denn in Bezug auf die Franzosen heißt es:

Und wenn die Kunde kommt: Frankreich erwache
Vom wüsten Rausch, der es bethört so lang,
Es schreie nicht wahnsinnig mehr nach Rache
Für Thaten, die zu thun es selbst uns zwang,
Friedlich zu leben unter eignem Dache
Den Nachbarn gleich sei seines Volkes Drang:
Dann mag, auch über seiner Söhne Leichen,
Deutschland die Hand ihm zur Versöhnung reichen.

Hiermit ist meine Würdigung der bis jetzt erschienenen Werke des Grafen Schack beendigt. Seine literarischen Vorräthe sind, wie schon die Vorrede zur „Timandra" anzeigt, auch jetzt noch nicht erschöpft, und unablässige Arbeit ist auch jetzt noch die größte Freude seines Lebens, sodaß wir uns in Zukunft noch manches Erfreuliche von ihm versprechen dürfen. Aber selbst wenn wir nichts weiter empfangen würden, so müßten doch auch schon die bisher erschienenen Werke vollauf genügen, um ihrem Schöpfer einen der ersten Plätze unter den zeitgenössischen Dichtern zu sichern. Und wenn trotz des Mangels jeder Reclame die Zahl der Leser von Schack's Werken in stetem Zunehmen begriffen ist und die meisten seiner Dichtungen bereits mehrere Auflagen erlebt haben, so dürfte Hoffnung vorhanden sein, daß diese stille und allmähliche Wirkung des Guten auch fernerhin sich mächtig erweisen und Schack zu der gebührenden Anerkennung verhelfen werde. Daß er diese verdient, glaube ich in den vorstehenden Auseinandersetzungen zur Genüge erwiesen zu haben, und kein wahrhaft für Poesie Empfänglicher wird sich in seine Schriften vertiefen, ohne von der Schönheit der Form, dem Adel der Gesinnung, den hohen und weiten Perspectiven, der selbstlosen Herzenswärme und der ehrlichen Liebe zu allem Guten und Großen sympathisch berührt und im Innersten gefesselt zu werden, und zugleich wird er vermöge der bei Schack herrschenden Einheit von Dichtung und Leben mit dem Dichter auch den Menschen liebgewinnen und sich freuen, einer Persönlichkeit begegnet zu sein, welche im Universalismus der Bildung und im unablässigen Streben nach dichterischer und menschheitlicher Vollendung dem großen Goethe'schen Vorbilde mit Erfolg nachgestrebt hat.

Digitized by Google

Der Krieg in Südamerika.

Schon über ein Jahr dauert der erbitterte, von Chile an Bolivia und Peru erklärte Krieg, und dem patriotischen Pflichtgefühl sind inzwischen zu Wasser und zu Lande viele Hunderte von Menschenleben zum Opfer gefallen, ja es hat den Anschein, als ob noch manche Hekatombe gebracht werden müsse, bevor man zu einem Abkommen geneigt sein wird, das dem Rechte Rechnung trägt.

Nach erfolgter Besetzung des streitigen, zwischen dem 23. bis 25.° südl. Br. gelegenen Gebietes durch chilenische Truppen, jetzt unter dem Oberbefehl des Generals Escala, welche in Antofagasta ausgeschifft und dort zu anderweitiger Verwendung bereit gehalten worden waren, kam es in dieser wasserarmen, aber salpeter- und guanoreichen Wüste, abgesehen von dem blutigen Ueberfall von Calama, nur zu unbedeutenden Scharmützeln am Loa. Anders zur See, wo das Kriegsglück längere Zeit ein schwankendes war: den Chilenen wurde anfänglich bei Iquique ihre Corvette Esmeralda in den Grund gebohrt, ihr heldenmüthiger Commandant Prat bei seinem waghalsigen Versuch, den peruanischen Monitor Huascar zu entern, erschossen und ihre Mannschaft, soweit sie nicht mit dem Schiff versunken war, zu Gefangenen gemacht. Die Peruaner dagegen verloren am gleichen Tage ihr bestes Schraubenpanzerschiff, die Independencia, das in Verfolgung der chilenischen Goelette Covadonga auf eine submarine Klippe stieß und unterging. Darauf folgte die Bedrohung der Küsten durch plötzliches Erscheinen feindlicher Fahrzeuge, unter andern durch die peruanische Union, die ihre Flagge vor Caldera und vor Punta-Arena an der Magellansstraße zeigte, jedoch mit Mäßigung von ihrer Macht Gebrauch machte; sodann die Wegnahme des chilenischen Transportschiffes Rimac sammt der darauf befindlichen Schwadron berittener Grenadiere; Kämpfe zwischen mehrern chilenischen Kriegsschiffen und dem peruanischen Monitor Huascar, der vermöge seiner Unberechenbarkeit in allen chilenischen Hafenorten Schrecken verbreitete; die endliche Ueberwältigung desselben durch das vereinte chilenische Panzergeschwader, wobei der ebenso tapfere als ritterliche Befehlshaber des Huascar, Contreadmiral Grau, sowie die Nächstcommandirenden den Heldentod fanden; die Wegnahme der peruanischen Corvette Pilcomayo; die Einnahme von Iquique; die Blokade von Arica; die Einschiffung der chilenischen Armee in Antofagasta nach Pisagua; die Erstürmung der dortigen, von bolivianischen Truppen vertheidigten Hafenschanzen seitens der Chilenen; das Treffen bei Dolores, an welchem Truppen aller drei Republiken Antheil nahmen, und schließlich die weiter unten geschilderte Schlacht von Tarapacá: dies waren bis zu Ende des Jahres 1879,

Digitized by Google

abgesehen von den Vorgängen in Lima und Santiago und von der Stellungnahme anderer südamerikanischer Staaten, die Hauptereignisse des Feldzuges, der auch zu Lande, wo doch die chilenische Armee größere Schwierigkeiten zu überwinden hatte, zu Ungunsten der Verbündeten von Peru und Bolivia ausfiel, die übereingekommen waren, daß der Oberbefehl in den Händen des Präsidenten derjenigen Republik liegen solle, auf deren Gebiet die Kriegsoperationen vor sich gingen. Indessen haben sich nach den Kämpfen von Dolores und Tarapacá die beiderseitigen Präsidenten, obgleich sie in denselben nicht persönlich befehligt, von ihren Truppen entfernt: Prado schiffte sich in Callao an Bord des englischen Postdampfers, angeblich nach Europa, ein, und Daza verschwand aus Arica infolge einer Meuterei, ohne daß man bisher erfahren, wohin er sich gewendet. An Stelle des letztern wurde in Bolivia Oberst Camacho zum Präsidenten ausgerufen, und die Regierungsgewalt in Peru riß der klerikale Piérola an sich, dem sich auch Admiral Montero unterordnete. Dictator Piérola beabsichtigt eine neue Armee zu schaffen und ruft alle Wehrfähigen zu den Waffen. Aber auch von Osten her zieht eine Gewitterwolke gegen Chile heran: Argentinien macht Miene, sich in den Streit zu mischen, und in diesem Falle dürfte Chile genöthigt sein, sein Heer aus dem entlegenen Peru zur Vertheidigung des bedrohten heimatlichen Bodens, der seiner ganzen Länge nach Argentinien zum Nachbar hat, zurückzuziehen.

Es war ohnehin gewagt genug von Chile, fast sein ganzes Landheer den ungetreuen Wogen anzuvertrauen und dasselbe, nur auf die Flotte gestützt, gerade auf jenen Theil von Peru zu setzen, der so ganz entblößt ist von Hülfsmitteln, und noch dazu am Anfang der heißen Jahreszeit. Dieser Entschluß beruhte offenbar auf der Geringschätzung der verbündeten Streitkräfte. Allein die angestrebte Veränderung der Landkarte beim Friedensschlusse, wo man sich dann gern auf das uti possidetis berufen möchte, wird ja sicher auch bei andern Staaten auf Widerspruch stoßen. Soll denn in dem so schon dünn bevölkerten Südamerika das Blut vergeblich vergossen, sollen die Qualen so vieler verwundeten und hülflos verschmachteten Soldaten vergeblich erduldet worden sein? Wie der Krieg dort geführt wird, davon entrollt uns ein chilenischer Berichterstatter, Augenzeuge der Kämpfe bei Pisagua, Dolores und Tarapacá, das nachstehende anschauliche, aber zugleich wehmüthig ergreifende Bild.

Der Huascar, die Säule der peruanischen Seemacht, die einzige Stütze der ganzen Herrlichkeit, lief den auf ihn schon lange fahndenden chilenischen Schiffen vor dem Hafen von Mejillones de Bolivia, einige Meilen nördlich von Antofagasta, in den Weg, und der Huascar ward genommen. Commandant Grau hatte keine Gelegenheit, Heldenthaten zu verrichten. Schon in der ersten Viertelstunde des Kampfes fiel er auf seinem Posten; er sollte nur für sein Vaterland sterben, auf dem eigenen Schiffe. Gegen 40 Mann der Besatzung, unter ihnen die obersten Offiziere, fielen; der Rest, etwa 160 Mann, ließ die Chilenen ohne Widerstand das Deck erklettern, die geöffneten Klappen, durch welche bereits viel Wasser ins Schiff gedrungen war, wieder schließen, ein ausgebrochenes Feuer löschen und gab sich dann ihnen gefangen.

Digitized by Google

Jetzt befindet sich der Huascar, rasch und gut reparirt, vortrefflich armirt, bereits wieder unter chilenischer Flagge an der peruanischen Küste.

Nicht lange nach dieser Affaire ward vor dem Hafen des nördlichern Arica ein anderes peruanisches Schiff, der Pilcomayo, mit ungefähr 150 Mann Besatzung, ebenfalls genommen. Der einzige Heldenmuth, der bei dieser Gelegenheit von den Peruanern bewiesen ward, bestand darin, daß sie das Schiff in Brand steckten und sich in die Boote flüchteten. Doch ward auch dieses Feuer gelöscht.

Chile hatte inzwischen seinen Heerbestand in dem ehedem bolivianischen Gebiete von Antofagasta, Caracoles u. s. w. auf etwa 18000 Mann gebracht, und hielt den Augenblick für gekommen, auf die Prahlereien seiner Feinde zu reagiren, zumal es vom Meere aus keine Ueberraschung mehr zu befürchten hatte.

Peru und Bolivia hatten ihre Landmacht über das ganze Wüstengebiet von Tacna, auf dem 18. bis herab nach Iquique, das etwas südlicher als der 20. Grad liegt, ausgebreitet. Das Quartier des Generalissimus, des Präsidenten und seines Adlatus, des bolivianischen Präsidenten Daza, befand sich im Norden. Sie hielten Arica und Tacna fest, westlich vom See Titicaca, die beiden Hauptpunkte auf der natürlichen besten Verbindungsstraße Bolivias mit dem Ocean. Zwischen Arica und Iquique, ungefähr unter 20½ Grad, liegt der Hafen von Pisagua. Beide, Pisagua und Iquique, sind die Haupthäfen der salpeterreichen Provinz Tarapacá. Der erbärmliche Ort Tarapacá selbst liegt einige 20 Leguas von der Küste, nahe am Ausgange eines sich von den Cordilleren herabziehenden, nicht ganz unfruchtbaren Thales, das spärlich von einem bald im Sande der Wüste verschwindenden Flüßchen bewässert ist. Die Wüste, welche sich vor die Ausläufer der Cordilleren lagert und welche die Salpeterschätze in weiter Ausdehnung zwischen den Breitegraden von Pisagua und Iquique enthält, heißt die Pampa del Tamarugal. Von Pisagua sowol als Iquique führen Eisenbahnen in östlicher Richtung ins Land, von ersterm Hafen vielleicht bis zu zehn Meilen in directer Entfernung, von letzterm etwas weiter. Dort biegen dieselben in fast rechtem Winkel, die nördliche nach Süden, die südliche nach Norden um; ihre Verbindung ist projectirt, aber noch nicht hergestellt; die Endpunkte liegen noch ungefähr einen guten Tagemarsch oder etwas mehr auseinander. An diesen Bahnen befinden sich die zahlreichen Etablissements, in denen der in größerer oder kleinerer Entfernung gewonnene Salpeter gesammelt und von denen er nach der Küste spedirt wird. Ohne diese Industrie wäre das Ganze ein Bild des Todes.

Das Heer der Alliirten war in zwei Hauptdivisionen getheilt, die eine unter Prado's und Daza's unmittelbarem Commando im Norden, die andere unter dem Oberbefehl des peruanischen Generals Buendia und des Generalstabschefs Suarez in Iquique. Diese letztere, eingerechnet ein paar tausend Mann, welche Pisagua besetzt hielten, mochte insgesammt ein Heer von 11—12000 Mann geben. Genaues läßt sich bei der Unzuverlässigkeit selbst der officiellen Zahlenangaben nicht bestimmen. Die Kräfte, meinen einige, seien deshalb von den Alliirten getheilt worden, um, falls die Chilenen auf irgendeinem Punkte zwischen Iquique und Arica mit einer Invasionsmacht das Land betreten sollten, vom Norden und Süden zugleich gegen sie vorgehen und sie erdrücken zu können. Vielleicht wurde

Digitized by Google

es sogar gewünscht, Chile zu einer Invasion gerade bei Pisagua verlocken zu können; denn Pisagua hatte den Ruf eines uneinnehmbaren Gibraltar und für Chile schien dort eine erste Schlappe in Aussicht zu stehen.

Nichtsdestoweniger haben die Chilenen nicht nur Pisagua zu ihrem Landungsplatze gewählt, sondern auch, was als eine ganz unwahrscheinliche Eventualität von den Alliirten ins Auge gefaßt wurde, den Ort genommen, und zwar, man kann wol sagen, mit einer bloßen Hand voll Soldaten; ja, was noch mehr ist, trotz so großer Fehler und eines solchen Mangels an Vorsicht seitens der Leiter der Invasion, daß selbst Laien der Kriegskunst davor erschrecken müssen und daß hier eine jener Affairen vorliegt, die nichts rechtfertigen kann als der Erfolg.

Das reichlich mit Landungsbooten versehene Geschwader Chiles brachte über 8000 Mann Truppen vor Pisagua. Der vorher berathene Angriffsplan soll der folgende gewesen sein: erst in Junin, einer einige Stunden südlich von Pisagua gelegenen Landungsstelle, ein paar tausend Mann auszuschiffen, dieselben zu Lande auf verhältnißmäßig guter Straße nach Pisagua zu dirigiren und dann zur Zeit ihrer Ankunft dort den Hauptangriff mit Beschießung von den Schiffen aus und gleichzeitiger Truppenlandung zu beginnen. Durch diese combinirte Attake hoffte man den Feind sicher zu überwältigen, ihn vielleicht zur Aufgabe jedes Widerstandes und zum Rückzuge ins Innere auf der zu seiner Disposition stehenden Bahn zu zwingen. Aber anstatt diesen, wie man versichert, authentischen Plan auszuführen, ward sogleich mit der Landung in Pisagua begonnen und zwar nur mit dem dritten Theil der Landungsboote, welche wenig mehr als 400 Mann ans Land schaffen konnten. Noch in den Booten waren diese paar Leute schon dem verheerenden Gewehrfeuer der an Zahl weit überlegenen und durch vorzügliche Höhenstellungen und Befestigungen geschützten Feinde ausgesetzt gewesen, und hatten den größten Theil ihrer Munition längst, bevor sie zum eigentlichen Angriffe übergehen konnten, verschießen müssen. Aber wie haben sich diese Leute darauf geschlagen! Bewundernswürdig! Wie die Katzen sind sie die steilen Abhänge hinaufgeklettert; spät erst verstärkt, spät erst wieder mit Munition versehen, die ihnen ausgegangen war, mehr als die Hälfte der Ihren auf dem Wege zum Ziele todt zurücklassend, ist der Rest doch oben angelangt, hat die chilenische Fahne aufgepflanzt und seine Stellung festgehalten, bis ihm Verstärkung kam, und hat seinem Vaterlande einen Tag des Ruhmes geschenkt. Der Feind, welcher sich auf weiter zurückliegende starke Positionen zurückzog, ward auch dorthin verfolgt und aus ihnen geworfen, er floh und verließ das mit Hunderten von Todten und Verwundeten bedeckte Schlachtfeld.

Das war für Chile ein Sieg, doch mit vielen, wol zu vermeidenden, Opfern erkauft, und dann kam noch das schreckliche Finale dieser Action! Die Verwundeten, Freund und Feind, haben eine ganze Nacht in Kälte und Thau, und einen großen Theil des folgenden Tages unter unerbittlichen Sonnenstrahlen hülflos auf offenem Felde liegen müssen, denn das chilenische Obercommando hatte es abgelehnt, die in Antofagasta zu seiner Disposition stehende Ambulance des Rothen Kreuzes mit nach Pisagua zu nehmen, weil — man höre — angeblich an Bord der Schiffe kein Raum für sie gewesen.

Digitized by Google

Als alle Details dieses Kampfes im Süden Chiles bekannt wurden, erstickte der Siegesjubel fast in einem allgemeinen Entrüstungsschrei. Die armen Soldaten! Die armen Rotos, d. h. Abgerissene, Lumpen, wie die Peruaner den gemeinen Mann Chiles nennen! Seit diesem Tage ist es ein geflügeltes Wort in Chile geworden: „Unsere Schlachten gewinnt der General Roto.“

Und dennoch möge man nicht zu streng urtheilen Woher sollte das seit Menschenaltern nur an Friedensthätigkeit gewöhnte Chile die alles ins Auge fassenden, alles bedenkenden, alle Folgen praktisch erwägenden Kriegslenker nehmen? Kriegstüchtigkeit wird nur mit Blut erkauft.

Die aus Pisagua geworfenen alliirten Truppen wurden nicht eigentlich verfolgt. Hätte man die Cavalerie rechtzeitig ausgeschifft, so wäre es wahrscheinlich ein Leichtes gewesen, gegen 2000 Mann Gefangene zu machen; doch eine Gefangennehmung so großer Massen kann aus einleuchtenden Gründen unter den Verhältnissen, unter welchen dieser Krieg geführt wird, nicht wünschenswerth sein. Die Besiegten sammelten sich also beinahe ungehindert, zogen sich zurück, und als nach einigen Tagen die Chilenen die Stationen der ins Innere führenden Eisenbahn besetzten, stießen sie auf keinen Widerstand, da sich die Feinde bereits mit ihrem Gros, das unter General Buendia aus dem südlichen Departement Iquique heran zog, in Fühlung befanden.

Die südlichste feindliche Truppenmasse führte, wie man hieraus ersieht, ihrerseits die Aufgabe, die Chilenen durch einen combinirten Angriff zu erdrücken, ziemlich rasch aus. Sie war am 18. Nov. bereits bis an den Biegungswinkel der sich von dort nach dem Süden ziehenden Pisaguabahn gekommen und stand dem ebenfalls bis in diese Gegend vorgerückten einen Theile des chilenischen Heeres (kaum 4000 Mann), dessen Hauptmasse mit dem Oberbefehlshaber General Escala noch bei Pisagua stationirt war, gegenüber. Aber die alliirten Nordtruppen ließen vergeblich auf sich warten. General Daza hatte mit seinen bolivianischen Legionen (gegen 4500 Mann) von Tacna-Arica aus allerdings den Marsch durch die Wüste angetreten; doch schon nach wenigen Tagen bemächtigte sich Muthlosigkeit dieser Truppen; sie begriffen die Unmöglichkeit, mit ihrer mangelhaften Verproviantirung in solcher Anzahl ein Wüstengebiet zu durchziehen, in welchem nur an wenigen Stellen schlechtes Wasser und dies auch nur in einer kaum für 100 Mann und ihre Maulthiere ausreichenden Menge angetroffen wird; Streitigkeiten zwischen den Führern mochten noch hinzukommen; genug, 3000 Mann kehrten wieder um, und nach ein paar weitern Tagen machte Daza auch mit dem Reste von 1500 Mann kehrt.

Das alliirte Südheer, das inzwischen seine Ueberlegenheit über die ihm gegenüberstehende chilenische Division in Erfahrung gebracht hatte, hielt sich aber auch allein für stark genug, mit derselben fertig zu werden, und beschloß den Angriff gegen sie. Am 19. ward die Schlacht auf einem bergigen Terrain, nordöstlich von der Bahnlinie bei Dolores, wie die Chilenen, bei San-Francisco, wie die Peruaner sagen, geschlagen.

Die Chilenen standen einer fast dreifachen Macht gegenüber, aber der Generalstabschef Emilio Sotomayor hatte diesmal gut disponirt, den Truppen gute Stellungen

Digitized by Google

angewiesen, und dann der General Roto war da, und der General Roto siegte. Es war wieder ein blutiger Sieg; vom ganzen Regiment Atacama, dieser Legion, die fast aus lauter an Entbehrungen und schwere Arbeit gewöhnten Bergleuten der chilenischen Nordprovinzen besteht und den Tod zu verachten gewohnt ist, blieben nur vereinzelte Trümmer übrig. Die chilenischen Sieger waren aus Erschöpfung unfähig, den Feind zu verfolgen und den Sieg auszubeuten; erst von Verwundeten und einzelnen Gefangenen, welche am nächsten Tage von der ausgeschickten Reiterei eingebracht wurden, erfuhren sie, in welche Auflösung die Niederlage ihre Feinde versetzt hatte. Unter diesen vollzog sich eine förmliche itio in partes, fast das ganze bolivianische Element strebte durch das östliche Thal von Tarapacá seiner Heimat zu; die Namen bolivianischer Bataillone tauchen in peruanischen Militärberichten seit der Affaire von Dolores nicht mehr auf, auch die von einigen peruanischen scheinen verschollen zu sein. Im chilenischen Lager, wo inzwischen der Generalissimus Escala post festum angekommen war, gab man sich infolge der nach und nach einlaufenden Nachrichten dem Glauben hin, die ganze feindliche Macht sei in Atome aufgelöst und zu einem für jede Verfolgung unfaßlichen, einheits- und körperlosen Wesen geworden. So weit ging nun aber die Panique der Peruaner doch nicht. Besonders General Buendia und der tüchtige Generalstabschef Suarez verloren nicht die Hoffnung, die südlichen Truppen mit den nördlichen von Arica vereinen zu können. Ihrer Ordre gemäß zogen die 1500 Mann, welche in Iquique stationirt waren, in Eilmärschen dem Norden zu, ihren Weg durch das Terrain der Cordillerenabdachung suchend, in dem wenigstens die Thäler theilweise Trinkwasser enthalten. Dazwischen war Suarez eifrig bemüht, die zerstreuten Truppen einigermaßen um ihre Fahnen zu sammeln, und als die Division von Iquique am Morgen des 26. in Tarapacá, wohin sie beordert war und wo die beiden Generale schon Tage vorher eingetroffen waren, anlangte, war bereits vereint, was gerettet werden konnte. Ueber die Höhen und durch die Thäler, die, wie gesagt, fast alle etwas Wasser enthalten, sollte der beschwerliche Marsch bergauf bergab zum Norden fortgesetzt werden, was natürlich zur Zurücklassung aller den Marsch erschwerenden Gegenstände (zwölf Kanonen und des entbehrlichen Proviants) zwang. Dieselben fielen bald darauf auch in der That in chilenische Hände.

Die der Division von Iquique ertheilte Marschordre führte indessen zu einem die fanatischen Patrioten Perus gewaltig aufregenden Ereigniß. Der Präfect des Ortes, der von chilenischen Schiffen neuerdings wieder blokirt war, begreifend, daß er der zu erwartenden Aufforderung zur Uebergabe keinen thatkräftigen Widerstand würde entgegenstellen können, verließ den Ort, und die auswärtigen Consuln stellten sich und ihre Nationalen unter chilenischen Schutz.

Damit glaubten die Chilenen den Besitz der ganzen Provinz Tarapacá errungen zu haben, denn das peruanische Heer wähnten sie vollständig zersprengt und unsammelbar. In unentschuldbarem Leichtsinn ward von den Führern der chilenischen Truppen jeder systematische Eclaireurdienst vernachlässigt, und sie glaubten nichts Besseres thun zu können, als sich harmlos von der nunmehr sichern Landverbindung zwischen Pisagua und Iquique zu überzeugen. Am 23. langte beim Heere die Nachricht von der Uebergabe Iquiques an, und zugleich erhielt der

Digitized by Google

Generalstabschef den Auftrag, zu Lande mit 400 Reitern dorthin aufzubrechen. Unterwegs, noch am selben Tage, erhielt er Kunde von dem Zuge der 1500 Mann von Iquique nach Tarapacá, meldete ihn sogleich dem Kriegsminister nach Iquique mit dem Hinweis auf die Möglichkeit, diesen Truppen den Weg zu verlegen. Doch der Kriegsminister, der überhaupt von seiner Vollmacht, die Kriegsoperationen persönlich zu beaufsichtigen und zu beeinflussen, unheilvollen Gebrauch gemacht zu haben scheint, legte der Nachricht keine Bedeutung bei, und die 1500 Mann, die durch zerstreute Truppen, die auf dem Marsche zu ihnen gestoßen waren, auf 1800 angewachsen, langten am 26. daher glücklich in Tarapacá an, von wo noch an demselben Tage zwei kleinere Abtheilungen der dort angesammelten peruanischen Macht mit dem Abzuge nach Norden begannen.

Hier mag dieser betrübenden Selbstgenügsamkeit der chilenischen Heerführer die blinde Erregtheit des peruanischen Nordens, wo eine gewissenlose Presse das Volk in besinnungsloser Trunkenheit erhielt, zur Seite gestellt werden. In dieser ganzen Zeit, in der doch ein Unglück dem andern auf dem Fuße folgte, hat sich im Norden Perus keine Stimme erhoben, die dem Volke den Ernst der Situation und die Tragweite der Ereignisse in irgend heilsamer Weise klar zu machen bemüht gewesen wäre. Es handelte sich für Regierung und Presse nur darum, das Urtheil des Volkes zu verwirren und die durch die Trauerkunden naturgemäß hervorgerufene Aufregung in unfruchtbaren Demonstrationen verpuffen zu lassen. Wer Chile am meisten schmähte, es am tiefsten zu verachten und zu hassen schien, galt für den größten Patrioten, den größten Helden, den größten Politiker, den klarsten Kopf, und jedes Bewußtsein der wirklichen Situation und der eigenen Ohnmacht verschwamm in den Weihrauchwolken der Selbstvergötterung.

Der Regierung sagte man: wir sind die patriotischste, opferbereiteste Nation Amerikas und der Welt, unser Land besitzt unerschöpfliche Hülfsquellen, unsere Soldaten sind alle Helden, alle bisherigen Miserfolge machen uns nicht arm und Chile nicht reich, alle sind große moralische Triumphe für uns, das Volk, wenn auch nicht für unsere Führer. Wer mit uns nicht siegen, aus peruanischem Boden nicht siegreiche Heere stampfen kann, ist ein Unfähiger und ein Verräther, und wehe denen, die wir schon als solche kennen, wir werden ein furchtbares Gericht über sie halten.

Und die eingeschüchterte Regierung antwortete: verlaßt euch darauf, wir werden siegen! und setzte einen Theatercoup nach dem andern mit immer schlechtern Statisten in Scene.

Der Präsident Prado ahnte das traurige Schicksal, das ihm bevorsteht, und daß er der Sündenbock sein werde, wenn es ihm nicht gelänge, seine Person in Sicherheit zu bringen. Inzwischen hat er das Land bereits verlassen. Sein Abgang vom Südheere nach der Schlacht von Dolores und seine Rückkehr nach Lima sagt deutlich: ich weiß keine Rettung.

Die siegreiche chilenische Division von Dolores glaubte aus den wenigen Nachrichten, welche die kleinen, vorzüglich nach Süden, der Eisenbahn entlang, ausgeschickten Recognoscirungsdetachements einbrachten, abnehmen zu können, daß die

Digitized by Google

dürre Wüste ihnen vorläufig keine Lorbern mehr bieten könne. Sie wollte dem fliehenden Feinde goldene Brücken bauen und ließ ihm Zeit, durch das Thal von Tarapacá, das man allerdings als seinen Zufluchtsort vermuthete, sich in Sicherheit zu bringen.

In dem am 21. nach Santa-Catalina, einer wenige Meilen südlich von Dolores gelegenen Eisenbahnstation, vorgeschobenen, unter Oberst Arteaga stehenden Detachement ward endlich am 24. daran gedacht, sich doch auch einmal nach Tarapacá umzusehen, den Ort nach Kriegsgebrauch zu occupiren, die chilenische Flagge aufzuziehen und sich der etwa anzutreffenden Nachzügler oder der Vorräthe und Waffen zu bemächtigen. Als glücklichsten Fall nahm man an, dem abziehenden Feinde noch einmal eine Schlappe beibringen zu können. Der kleine hierzu bestimmte, aus 115 Reitern, 25 Artilleristen mit 2 Krupp'schen Feldgeschützen und 270 Sappeurs, im ganzen 410 Mann bestehende Trupp marschirte am ersten Tage bis zum Punkte Dibujo, wo noch Wasser ist, und am Nachmittage des nächsten und der darauffolgenden Nacht bis 3 Meilen vor Tarapacá in der Wüste, wo er am Morgen des 26. ankam. Wasser hatte er nur so viel bei sich gehabt, als die Feldflaschen enthielten, und Proviant überhaupt in demselben Verhältniß. Die Erschöpfung erreichte den höchsten Grad; doch hoffte man in Tarapacá sich erholen, stärken und vor allem trinken zu können.

Hier war es, wo von den Reitern einige Individuen, wahrscheinlich vom Feinde ausgestellte Wachen, aufgegriffen wurden, von denen man die Anwesenheit peruanischer Truppen in Tarapacá erfuhr. Ihre Aussagen waren widersprechend, einige gaben die Zahl der Feinde auf 4000, andere auf nur 1000 an; rechten Glauben schenkte man den Aussagen nicht, doch hielt man es für gerathen, schleunigst von Oberst Arteaga 500 Mann Verstärkung zu erbitten. Die Ankunft derselben mußte unter Durst und Hunger, im Sonnenbrande des Tages, in offener Wüste abgewartet werden.

Oberst Arteaga ward durch die erhaltenen Nachrichten etwas mistrauischer, als es der Commandant des Trupps der Vierhundert gewesen zu sein scheint. Er selbst empfing die Botschaft in Dibujo, wohin er mit dem 21. Linienregiment unter dem später noch oft rühmlich zu nennenden Commandanten Ramirez, dem Bataillon Chacabuco, einer Batterie Artillerie (6 Krupp-Geschütze), 25 berittenen Jägern und der von Santa-Catalina noch rasch herbeigezogenen Marineartillerie mit 4 Feldgeschützen von Bronze, mit im ganzen gegen 1900 Mann, vorgerückt war, setzte sich mit dem Hauptquartier in Rapport und zog infolge dessen spät nachmittags am 26. mit seiner ganzen Mannschaft auf Tarapacá zu, statt die verlangten 500 Mann zu schicken. Von Dibujo bis zur Lagerstelle der kleinen Avantgarde ist eine Entfernung von 11—12 Leguas. Der Weg ist beschwerlich, theilweise steinig und überall durchschnitten von Gruben und Gräben der Salpeterarbeit; ein feiner salpeterhaltiger Staub belästigte besonders die Artillerie auf dem Marsche. Dennoch herrschte freudige Stimmung in der Mannschaft, man hoffte einen Coup machen, einen numerisch schwachen Feind als Gefangenen einbringen zu können. Wasservorräthe und Proviant ließ man in der Eile zurück und beorderte sie nach; und als man nach elfstündigem Marsche nachts 2 Uhr

Digitized by Google

auf die halbverschmachteten Kameraden stieß, reichten die Wasserreste in den Feldflaschen kaum aus, diesen die Lippen zu netzen. Wie sich die Armen nach dem Wasser von Tarapacá sehnten! Eine Stunde Rast und dann, um 3 Uhr, ward der Marsch fortgesetzt.

Das Tarapacáthal zieht sich von den Anden in meist östlich-westlicher Richtung und macht nur in seinem letzten Theile, vor der Mündung in die Wüste Tamarugal, eine scharf ausgeprägte Schwenkung nach Süden. Es wird von einem Bache durchflossen, der eine Vegetation begünstigt, die zwar nicht üppig ist, aber dem vom Wüstenanblick ermüdeten Auge doch paradiesisch erscheint. Der Bach geht allmählich in Lachen über und verliert sich am Ende in der Wüste völlig. Die spärliche Bevölkerung des Thales vertheilt sich auf den Hauptort Tarapacá und eine Anzahl von Weilern. Für uns hat nur die Mündung des hier etwa 5—600 Meter weiten Thales Bedeutung, und hier treffen wir etwa 2 englische Meilen vor Tarapacá auf den Weiler Huaraciña, darauf am Fuße der östlichen Abhänge auf Tarapacá selbst, und endlich hinter diesem Orte auf den Weiler Quillahuasa. Tarapacá läßt sich von Huaraciña aus auf einem sehr beschwerlichen Wege über den westlich, d. h. links liegenden Höhenzug umgehen; auf denselben hinauf führen steile, nur für einen Mann betretbare Fußpfade; oben zieht sich eine Reihe oder mehrere von oft nur mannshohen Kegeln hin, zwischen denen man sich durchwindend in ein ehemaliges Flußbett gelangt, aus dem sich bei Quillahuasa ins Thal herabsteigen läßt. Rechts auf den Höhen ist ein ähnlicher, nur noch beschwerlicherer Weg, der gerade Tarapacá gegenüber über einen Bergrücken führt, welcher seiner Form wegen Visagra (Charnier) heißt. An seinem Abhange waren von den Peruanern in aller Eile der Sicherheit wegen leichthin mehrere Reihen von Gräben gezogen. Am Ende dieses Visagrarückens mündet eine kleinere Schlucht ins Thal bei einem San-Lorenzo genannten Gehöft, bei dem es auch Wasser gibt.

Das kleine Heer (2300—2400 Mann) ward in drei Divisionen getheilt. Die erste unter Oberst Eleuterio Ramirez begriff den größten Theil des 2. Linienregiments, die zweite unter Commando des Chefs der ganzen Division, Oberst Arteaga, bestand aus dem Bataillon Chacabuco, der Marineartillerie mit 4 Stück Bronzegeschützen und 2 Sectionen Krupp; die dritte unter dem Commandanten Santa-Cruz enthielt die zuerst abgesandten 400 Mann, denen noch eine Section Krupp und die 4. Tirailleurcompagnie vom 2. Linienregiment beigegeben war.

Diese 3. Division trat ihren Marsch zuerst an. Ihre Aufgabe war, Tarapacá auf den Linkshöhen umgehend, den dahinterliegenden Weiler Quillahuasa zu gewinnen, einen vortrefflichen Wasser- und Erholungsplatz für die ermüdeten Truppen und eine vorzügliche Position, um dem Feinde den Rückzug zu verlegen.

Die 2. Division sollte geradeswegs im Thale Tarapacá angreifen und die Höhen zu seiner Rechten behaupten.

Die 3. Division unter Ramirez sollte Huaraciña, den Weiler am Auslaufe des Thales, besetzt halten, wo ebenfalls Wasser vollauf ist, und gleichzeitig die Höhen auf der feindlichen Linken, von wo die Stadt und die gegenüberliegenden Höhen beherrscht werden konnten, gewinnen.

Digitized by Google

So hoffte man den Feind von allen Seiten einzuschließen, ihm jedes Entweichen unmöglich zu machen und ihn zu zwingen, sich auf Discretion zu ergeben.

Die 3. Division eilte fort gleich Dürstenden zur Tränke. Aber die Spitze, bestehend aus vier Reitern und der halben Sappeurcompagnie, verlor bei dem in diesen Gegenden gewöhnlichen dichten Nachtnebel, der schon auf vier Schritte Entfernung alles unkenntlich macht (Camanchaca genannt), die Richtung, und man sah sich gezwungen, eine Stunde halt zu machen.

Um 4 Uhr meinte man, sich zurechtgefunden zu haben, und setzte den Marsch fort; aber man irrte sich: der Weg, welchen man zwischen den Bergkegeln verfolgte, führte bei Tarapacá hinaus an den Rand der Thalschlucht, und als um $6^1/_2$ Uhr morgens der Nebel geschwunden war, erblickte man bereits unten im Thale das Gros der feindlichen Macht. Die Sonne brach durch, auf die Kälte der Nacht folgte unvermittelt die drückende Tageshitze, und nun machten sich Hunger, Durst, Schlafmangel und Ueberanstrengung furchtbar geltend. Die Zahl der wie Leichen zu Boden Sinkenden mehrte sich von Schritt zu Schritt. Nichtsdestoweniger ward weiter gezogen, und als es $8^1/_2$ Uhr war, befand man sich in 1500 Meter Entfernung von Tarapacá. Um diese Zeit war die Erschöpfung der Truppen so groß, daß sie sich ihrer Mäntel, Tornister und Schnappsäcke entledigen mußten, um nur weiter zu kommen.

Da bemerkte man Bewegung unter den Feinden. Reiter sprengten im Thale hin und her, wie wenn Ordres ausgetheilt würden, und ob man es schon dem Commandanten als Nothwendigkeit bezeichnete, sich vom Thalrande zurückzuziehen und den verlorenen Weg zu gewinnen, bestand er doch auf forcirtem Weitermarsch am Rande.

Man war zur Zeit eine Legua weit von der 1. und 2. Division entfernt, sie hätten keinenfalls unter einer Stunde herbeikommen können; aber auf die lauten Ausrufe der Soldaten: „Da kommt der Feind!“ hatte der Chef keine andere Antwort als den Befehl, Deckung zu suchen.

Um $9^1/_4$ Uhr befand man sich Tarapacá gerade gegenüber. Man konnte den ganzen Ort deutlich überschauen, sah Linien formirt auf dem Hauptplatze und Offiziere wie zum Kriegsrathe neben der Kirche zusammenstehen. Wir selbst, kaum 500 Mann stark, bildeten eine Linie von mehr als vier Cuadras Länge und konnten kaum noch schleichen.

Und jetzt füllten sich die unsere Seite dominirenden gegenüberliegenden Höhen der Thalschlucht mit peruanischen Bataillonen, und als endlich unsere Artillerie, die fast ebenso weit zurückgeblieben, als die Cavalerie vorausgeeilt war, Tarapacá gegenüberstand, da erkletterten die Feinde auf den schmalen Bergpfaden auch schon unsere Anhöhen.

Und noch kein Rückzug! Und noch keine Ordre zum Feuern, das von oben, auf die heraufkletternden Feinde abgegeben, doch vernichtend für sie hätte sein können! Noch kein Gedanke daran, unsere verlassen hintennach ziehende Artillerie zu schützen! Noch immer der Wahn, der ursprüngliche Bestimmungsort würde ohne Feuer in forcirtem Marsche zu erreichen sein!

Da war es, wo Artillerie und müder Nachtrab durcheinanderriefen: „Wir

Digitized by Google

werden abgeschnitten, werden abgeschnitten!" und wo die erstere auf den Feind, der jetzt schon die Höhen erstiegen hatte, blindlings drei Schüsse abbrannte.

In der That standen um 9½ Uhr schon zwei peruanische Bataillone auf dem Rande der Schlucht und eröffneten ein verheerendes Schnellfeuer auf unsere erschöpften Truppen. Eine wahre Sturmflut von Feinden brach in wenig Minuten über uns her und schnitt die ungeschützte Artillerie von uns ab. Ihre Mannschaft war neben ihren Kanonen gefallen; nur vier Mann von ihr und ein Offizier retteten sich flüchtend.

Nachdem die Geschütze genommen, concentrirte der Feind sein Feuer auf die Sappeurs und die eine Compagnie vom 2. Regiment. Von vorn und von beiden Seiten angegriffen, hätten sich die Braven vielleicht rückwärts flüchtend retten können: doch daran dachte keiner. Selbst die vor Ermattung zu Boden Gesunkenen feuerten, unfähig, sich aufrecht zu halten, von dort aus auf den Feind.

So hielten die Unsern dreiviertel Stunden dem Feinde stand, der trotz neuer Verstärkungen schon zu erlahmen begann.

Aber da fing der furchtbare Durst an, seine Opfer zu fordern. Sonne, Staub, Pulverdampf und Anstrengung steigerte ihn von Minute zu Minute, und es sind Soldaten unter schrecklichen Leiden nicht von Feindeskugel getroffen, sondern erstickt in der Trockenheit todt zu Boden gesunken. Worauf sie verfielen, ihren Durst zu stillen, das sagt sich nicht. Es gab Scenen, die ins Herz schnitten: Verwundete schlürften ihr eigenes Blut, um die Qualen zu stillen.

Die Offiziere, fast verzweifelnd an der Möglichkeit des Widerstandes, riefen den Truppen laut zu: „Victoria, Jungens! Da kommt Hülfe!" Dann hätte man sehen sollen, wie die Ermatteten sich aufrafften, die Verwundeten sich halb aufrichteten, wieder zu ihren Gewehren griffen und feuerten. Lieutenant Bahamondes von den Sappeurs sank selbst zuletzt, überwältigt von Durst und Anstrengung, in den Staub. Die wenigen, welche noch im Stande waren, das Feuer zu unterhalten, hatten Stimmen, die auf zwei Schritte Entfernung kaum noch verständlich waren; grünlicher Schaum trat auf Aller Lippen und sie ächzten gleich Sterbenden.

Und jetzt begann die Munition zu fehlen; 150 Kapseln hatte jeder gehabt; wenn man alles zusammensuchte, was bei den Gefallenen noch aufzufinden war, so blieben für jeden Lebenden kaum noch fünf Schüsse.

Da endlich trat man den Rückzug an, geordnet soviel als möglich, immer noch feuernd auf den jetzt 50 Meter entfernten Feind.

Ergreifende Scenen bot dieser Rückzug. Viele, die noch liegend gefeuert hatten, vermochten sich nicht aufzurichten, und zogen es vor, den sichern Tod zu erwarten.

Kapitän Baquedano, der bis dahin zu Pferde gekämpft und ermuthigt hatte, sprengte an alle regungslos Daliegenden heran, um sie zu bewegen, ihnen zu folgen. Er fand den Sergeanten Irrarázaval, einen alten Veteranen von herculischer Figur, ausgestreckt, das Gewehr im Arm, hinter einer Bodenerhöhung. „Sergeant", sagte er, „was treibt Ihr hier? Geht zu Euerer Mannschaft."

„Ich bring's nicht fertig, mein Kapitän."

„Was? Habt Ihr Furcht? Die traute ich Euch nicht zu."

Digitized by Google

„Furcht — ich? — Seht hier.“ Und mit Mühe sich halb aufrichtend, gab er Feuer, nachdem er gut gezielt.

„So kommt also, Sergeant! Die Peruaner kommen uns auf den Hals.“

„Bring's nicht fertig, mein Kapitän. Laßt sie nur kommen und uns den Rest geben. Macht Euch fort, man könnte Euch treffen.“

Es war nicht möglich, den Sergeanten fortzubringen, und feindliche Soldaten tödteten ihn später mit Kolbenschlägen. Ein gleiches Schicksal traf den Sergeanten Hermosilla und den Soldaten Doro vor den Augen ihrer Gefährten. Die Peruaner in ihrer Wildheit gaben keinen Pardon, wollten keine Gefangene machen, sondern erschlugen ohne Erbarmen die Verwundeten und Todmüden. Von der einen Sappeurcompagnie unter Kapitän Baquedano blieben nur 12 Mann übrig, wenig mehr von der andern unter Kapitän Zañartu, der Rest ward aufgerieben.

Lieutenant Bahamondes, zwei Sergeanten und vier Soldaten von den Sappeurs sowie einige Soldaten vom 2. Linienregiment wurden von den Grenadieren zu Pferde gerettet. Die Cavalerie nämlich, nachdem sie selbst als Vortrab auf der eingeschlagenen Straße nach Quillahuasa gekommen war, hatte, da der Rest der Division ihr nicht folgte und sie begriff, daß diese aufgehalten worden sein müsse, wieder kehrt gemacht.

Da das Terrain einen Angriff auf den Feind unmöglich machte, so beschränkte sie sich auf den Schutz der Weichenden, und wirklich schüchterte sie den Feind so ein, daß er seine gewonnenen und geschützten Stellungen nicht verließ und die Uebriggebliebenen der Division vor gänzlicher Vernichtung bewahrt blieben. Als sie sich dann am Rande der Schlucht sammelten und ihnen von unten das frische Grün zuwinkte, da war kein Halten; haufenweise stürzten sie hinab, um ihre lechzenden Kehlen mit dem Wasser des Flusses zu benetzen, und manchen von ihnen erreichten dort noch die feindlichen Kugeln.

Mittlerweile war auch die 2. Division unter Oberst Arteaga, dem Obercommandanten, ins Feuer gekommen. Um $9^3/_4$ Uhr gab die Marineartillerie ihre erste Charge auf den auf dem Visagrabergrücken hinter aufgeworfenen Gräbenrändern sich deckenden Feind ab. Eine Viertelstunde später feuerte das Bataillon Chacabuco auf die feindlichen Truppen, welche den Sappeurs der 1. Division den Weg verlegen wollten.

Aber auch diese Soldaten waren matt. Als die ersten Schüsse bei Tarapacá fielen, waren sie noch eine Legua davon entfernt, und erschöpft, wie sie schon durch den Nachtmarsch, den Durst und dann durch die brennende Sonne waren, mußten sie noch im Laufschritt auf den Kampfplatz eilen. Viele blieben da zurück oder fielen, von Durst paralysirt, auf dem Marsch zu Boden, und vom 1. Bataillon, das ins Gefecht kam, waren anfangs kaum 80 Mann zur Stelle; andere aber, als sie der grünen Vegetation und des Wassers ansichtig wurden, stürzten, ohne auf Warnungen, Befehle, Drohungen zu hören, ohne die feindlichen Kugeln zu beachten, wie toll darauf zu. Die, welche nicht aus der Reihe wichen, gaben inzwischen ihr Feuer gutgezielt ab und wurden trefflich von der Artillerie secundirt, die 3—400 Meter vom Feinde postirt war.

Digitized by Google

Das 1. Bataillon der Marineartillerie nahm eine Winkelstellung ein; der eine Schenkel perpendiculär zur Richtung des Thales, der andere parallel auf der Höhe, weil auch die Bergwand mit Feinden besetzt war; rechts lehnte sich das 2. Bataillon an. Das Bataillon Chacabuco stand dem peruanischen vom 2. Mai gegenüber. Aber während die Marineartillerie sogar Fortschritte machte, trotzdem die Gegner stets Verstärkung erhielten, sah das Bataillon Chacabuco seine Flanke ernstlich von dem frisch anrückenden peruanischen Bataillon Zepita bedroht und suchte Zuflucht in der kleinen Schlucht, welche bei San-Lorenzo ins Thal mündet. Erst um 12½ Uhr hatte es sich so weit erholt, daß es wieder auf der Linken am Kampfe theilnehmen konnte. Von seinen Offizieren waren der Sergeantmajor Valdivieso und Lieutenant Urriola gefallen.

Die 1. Division, d. h. das 2. Linienregiment, war auch auf das Feuern der 3. Division im Laufschritt zur Stelle geeilt und stieg um 9 Uhr ungefähr bei Huaraciña (im Anfange des Thales) von den Höhen in dasselbe hinab. Obgleich auch von feindlichen Kugeln belästigt, konnte sie hier doch ihren Durst stillen. Bei immer stärker werdendem Feuer der 3. Division bildete das 2. Linienregiment zwei Colonnen, deren eine unten im Thal geradeswegs auf Tarapacá losging, während die andere ihr Augenmerk auf den Visagrabergrücken richtete, auf dessen Abhang, Tarapacá gegenüber, der Feind verschanzte Stellungen hatte. Die im Thale marschirende Colonne nahm zwei kleine Gehöfte, die an dem Wege lagen.

So ungefähr stand der Kampf um 12½ Uhr. Die Peruaner, empört über die kleine Anzahl ihrer Angreifer, näherten sich oft bis auf 20 Meter, kamen aber nie in den Bereich der Bajonnete und wurden überall zurückgewiesen. Auf den Höhen schlugen sich das Bataillon Chacabuco und die Marineartillerie wie die Löwen und im Grunde des Thales drang das 2. Linienregiment vor und begann den Feind auf dem Visagrarücken, den Berg erkletternd, zu umgehen.

Um diese Zeit machten die oft zum Umsinken erschöpften Soldaten immer unter dem elektrisirenden Rufe „Viva Chile!“ unerhörte Anstrengungen. Der Feind wich Schritt für Schritt und ließ das Feld besäet mit seinen Todten zurück. Zwei Laufgräbenlinien hatte das 2. Linienregiment am Bergabhange bereits genommen, zwei peruanische Bataillone waren bereits beinahe aufgerieben, die Artilleristen, welche wegen der großen Nähe keinen Gebrauch von den Kanonen machen konnten, griffen mit ihren Carabinern ins Gefecht ein; die Chilenen waren, wie gefangene Peruaner sagten, gleich hungerigen Tigern, und um 1 Uhr war der Feind allenthalben in weichender Bewegung.

Aber wie litten sie auch, diese Braven, von Ermüdung und Durst! Wie toll sah man immer einige unter dem Kugelregen zum Flusse stürzen und das Wasser schlürfen. Viele traf die tödliche Kugel, bevor sie ans Ziel kamen; andere, die tranken, ohne daß ihr Durst gestillt werden konnte, fühlten plötzlich ein neues, noch schrecklicheres Durstgefühl, die gewöhnliche Folge des übermäßigen Trinkens nach langem Dürsten in der Wüste, und ein Starrwerden bemächtigte sich ihrer Glieder, das sie zwang, regungslos und apathisch den Tod zu erwarten.

Und dann ging auch die Munition von 150 Patronen für den Mann, so

Digitized by Google

sehr auch die Offiziere zur Sparsamkeit mahnten, rasch ihrem Ende entgegen. Es mußten Leute beordert werden, die Patrontaschen der Gefallenen zu leeren; wer noch Patronen besaß, mußte dem andern davon geben.

Trotz alledem waren wir im Vortheil und der Feind wich zurück. Unser 2. Linienregiment hatte ihn bereits aus der fünften Grabenlinie getrieben und deckte sich hinter den kleinen Kegeln am Rande des Abhanges. Der Visagraberg-rücken war beinahe ganz umzingelt und man sah Flüchtlinge der Stadt zustreben.

Um 2 Uhr — die Unsern hatten kaum noch Kraft, die Gewehre zu laden und zu zielen, die Mittagssonne brannte wie geschmolzenes Blei auf den Köpfen — zogen neue feindliche Scharen den Fliehenden zu Hülfe. In dieser kritischen Lage ertheilte der Sergeantmajor Wood den Grenadieren zu Pferde den Befehl zum Angriff auf diesen das Thal herabkommenden Zuzug. Das Häuflein Cavalerie hatte bis dahin theils wegen Unebenheit des Terrains, weil der Kampf sich an den Bergabhängen hinzog, theils weil im Streitgewühle im Thal ihr Eingreifen unmöglich war, nichts leisten können. Jetzt aber, da der Visagrarücken gesäubert war, da der feindliche Zuzug sich in geordneter Linie präsentirte und eine regelmäßige Front bot, war der Zeitpunkt für die Grenadiere gekommen. Es ertönte das Commando „Charge!" und blitzschnell, mit dem Schrecken einflößenden „Chibateo!" (das furchtbare Kriegsgeschrei indianischer Krieger) überritten die Grenadiere die ganzen feindlichen Compagnien und richteten ein großes Blutbad unter ihnen an.

Die peruanischen Soldaten haben eine unbezwingliche Furcht vor chilenischer Reiterei. Die meisten standen wie gelähmt; einige ließen sich widerstandslos niederhauen, ein anderer Theil warf dann die Waffen fort und floh mit Windeseile dem zurückliegenden Tarapacá zu; die wenigsten hielten stand, um den Anprall aufzuhalten. Ohne von ihren Carabinern Gebrauch zu machen, sprengten die Grenadiere auf diese Haufen, bis sich alles in regellose Flucht aufgelöst hatte und kopfüber an den Bergabhängen herabstürzte. Gegen 70 Leichen der Feinde bedeckten das kleine Schlachtfeld. Diese glänzende Charge vollzog sich vor den Augen unserer bereits todesmatten Soldaten und gab ihren sinkenden Kräften einen neuen Impuls, während sie die Peruaner erlahmen ließ.

Im Thale avancirten die Marineartillerie und das Bataillon Chacabuco, auf den Höhen das 2. Linienregiment; einige Compagnien des letztern hatten noch mit dem Bajonnet gefochten und um $2^1/_2$ Uhr nachmittags waren wir unbestritten Herren des Schlachtfeldes: der Visagrarücken war unser, die ganze linke Seite des Thales von Tarapacá; der Feind hatte das vertheidigte Feld geräumt, unsere Schüsse knallten den Fliehenden nach; nur die Höhen der gegenüberstehenden Seite waren noch von Peruanern besetzt. Aber Kampf gab es nicht mehr. Fünf lange Stunden war Uebermenschliches geleistet worden; zur Verfolgung reichte die Kraft nicht aus, und die chilenischen Führer, in dem Glauben, alles sei für heute zu Ende, meinten, den Soldaten Ruhe gönnen zu müssen.

Auch abgesehen von der physischen Unmöglichkeit für die von Ermüdung, Durst, Nachtmarsch und Tageskampf bis zur Ohnmacht entkräfteten Soldaten gebot noch

Digitized by Google

der Mangel an Munition, den Truppen Ruhe zu gönnen; denn noch immer war keine neue Zufuhr, nach der man geschickt hatte, angelangt.

Man gab sich also der Erholung hin, und die Soldaten gingen massenweise nach den Wasserstellen, um vor allem zuerst den Durst zu löschen. Einige suchten auch an den wenigen Bäumen des Thales nach Feigen und Kirschen, und die Chefs schickten sich an, ein ländliches, frugales Mahl einzunehmen, während sie sich über die Vorfälle des Gefechts unterhielten, wie wenn dasselbe eine abgethane Sache und die gegenüberliegenden Höhen bereits alle im sichern Besitz unserer Truppen wären.

Die mit so viel Anstrengung und Blut erkämpften Positionen blieben, wie gesagt, scheinbar völlig geräumt. Allen Soldaten, Offizieren und Commandanten galt die Action für beendet, und ihr einziger Gedanke war Erholung von der Mühe und Hitze des Tages.

Plötzlich, es mochte $3^1/_2$ Uhr nachmittags sein, entlud sich in allen Richtungen von unsern zerstreuten Truppen ein aufschreckendes Gewehrfeuer. Die vor Minuten noch menschenleeren Höhen des Visagrabergrückens, die Kegel nördlich von Tarapacá, die Berge auf der entgegengesetzten Seite, die gegen das Thal Front machende Hügelreihe: alles war wieder mit Feinden wie besäet.

Die Soldaten griffen ohne Verzug wieder zu ihren Büchsen; aber es war ein Augenblick schrecklicher Verwirrung in diesem ungeordneten Menschengewühle.

Die Zerstreuten, die Maroden, die, welche ihre Munition verschossen hatten, suchten eine Zuflucht an den Thalwänden; aber viele Chefs bewiesen exemplarische Kaltblütigkeit und Courage, indem sie aus den Soldaten der verschiedenen Regimenter Trupps formirten und sie zum Kampfe gegen die Höhe führten. Oberstlieutenant Benavides, zweiter Commandant der Marineartillerie, und Secondelieutenant Manuel Blanco von demselben Corps waren diejenigen, welche sich am meisten auszeichneten in dem Bemühen, die Soldaten zusammenzuraffen, ihren Muth anzufachen und sie auf das Actionsfeld zu führen. Auch Oberst Vergara hat es hierbei nicht an Anstrengungen fehlen lassen und auf jede Weise den schwankend gewordenen Muth des Soldaten von neuem angefacht. Der Attaché des Ingenieurcorps Laiseca formirte auf eigene Hand kleine Trupps, entflammte sie durch sein Beispiel, erklomm mit ihnen die Höhen, überließ sie dort ihren Offizieren und kehrte dann ins Thal zurück, um von neuem zu sammeln.

Glücklicherweise war wenige Augenblicke vorher Munition von Santa-Catalina angekommen, mit der die Truppen nothdürftig versehen werden konnten und mit der sie die ersten Chargen des Feindes beantworteten. Es waren nur 8000 Patronen, die, vertheilt unter 400 Mann, jeden Mann in Besitz von 20 Schüssen brachten. Die Veteranen des 2. Regiments, die beim ersten Zusammenstoß möglichst ökonomisch in der Abgabe ihrer Schüsse gewesen, hatten noch einen Rest in ihren Patrontaschen, den man durchschnittlich auf fünf per Kopf rechnen konnte, und erhielten daher keine Nachlieferung.

Zugleich mit der Munition waren sechs Maulthierladungen Wasser und ein bedeutender Posten gedörrten Fleisches (Charqui) eingetroffen; aber letzteres ward größtentheils unbeachtet auf dem Boden zurückgelassen, während die Wasserfässer

Digitized by Google

in einem Nu geleert waren. Verschmachtend vor Durst spürte in diesen Augenblicken kein Soldat den geringsten Hunger.

Das feindliche Feuer ward keinen Augenblick unterbrochen, und räumte furchtbar auf unter denen, die noch im Thale blieben, mehr aber noch unter jenen, die mit heldenmüthiger Entschlossenheit die Ränder der kleinen Schlucht, welche sich bei San-Lorenzo aufthut, emporklommen.

Diese Schar war ein buntscheckig aus Leuten aller Corps, mit Ausnahme des 2. Linienregiments, zusammengewürfelter Haufe, aus dessen Mitte die Gestalt des sie durch seinen Zuruf und sein Beispiel lenkenden und anfeuernden Oberstlieutenants Maximilian Benavides hervorragte, des einzigen Chefs, der, dem feindlichen Kugelhagel die Stirn bietend, in diesem Augenblick die Soldaten auf die Höhen führte und diese im Sturm nahm. Es war ihm gelungen, seine Soldaten, die zu dieser Zeit, 3 Uhr 45 Minuten nachmittags, sich auf 300 Mann verschiedener Regimenter belaufen mochten, in Schlachtlinie zu ordnen. Im Nachtrabe vermochten einige Offiziere auch noch kleine Pikets zu bilden, unter andern Lieutenant Luco eins von 30 Mann. Dieser Offizier wollte sein Commando einem Sergeantmajor, der, von seinem Regiment getrennt, ihm begegnete, abtreten, doch hielt dieser es für räthlicher, den Befehl nicht zu übernehmen. Es war das der Major Liborio Echanco. Die Sache ist vor eine Untersuchungscommission gekommen und hat mit Unschuldbefund und Ehrenerklärung geendet.

Bald darauf sprengte auch Oberst Arteaga in Begleitung von Major Wood, dem Kapitän Garfias und den Secondelieutenants Smith und Aluarza das Thal hinauf. Den schlecht geordneten Truppen vorausreitend, schien er seine frühere Kopflosigkeit sühnen zu wollen und einen ehrlichen Soldatentod inmitten des feindlichen Kugelregens zu suchen. Seine Todesverachtung und Bravour elektrisirten die Unsern, welche das feindliche Feuer mit so gut gezielten Schüssen erwiderten, daß wenige Kugeln ihr Ziel verfehlt haben mögen.

Die Offiziere ihrerseits ließen nicht nach, ruhiges Zielen zu empfehlen und vor Munitionsvergeudung zu warnen, und auf diese Weise machte diese spärliche Abtheilung es den Feinden unmöglich, ihre Absicht auszuführen, der aus Leuten des 2. Linienregiments bestehenden Division die Rückzugslinie zu verlegen und sich der San-Lorenzoschlucht zu bemächtigen.

Nach und nach gelang es den Anstrengungen der bei Huaraciña zurückgebliebenen Offiziere, noch andere kleine Haufen, freilich im Zustande großer Erschöpfung, aus den Zerstreuten und Verwundeten zu bilden und mit ihnen auf die Höhen zu kommen.

Der Feind machte keine Fortschritte, wenn auch sein Feuern nicht nachließ. Ebenso wenig getraute er sich eine Flankenbewegung zu machen aus Respect vor der chilenischen Cavalerie, die am Fuße der Hügel operirte, doch ohne in den Kampf des coupirten Terrains wegen eingreifen zu können.

Der neue Vorstoß der Peruaner war einestheils die Folge davon, daß wir unsere Stellungen auf den Höhen aufgegeben hatten, anderntheils daß ein Zuzug neuer Truppen unmittelbar vor Wiederaufnahme des Kampfes angelangt war.

General Buendia hatte die, wie schon gesagt, am vorhergehenden Tage nach

Digitized by Google

Pachica abmarschirte Vorhutdivision und das 2. Regiment, im ganzen vier Bataillone, schleunigst zurückgerufen, und diese trafen in demselben kritischen Moment ein, als die peruanischen Reihen ins Weichen kamen und die Höhen auf unserer Linken verließen.

Ihre Ankunft hob den Muth des feindlichen Führers, und nachdem der rastlose Suarez die Zersprengten wieder vereint, ließ er die angekommenen neuen Bataillone, verstärkt mit Truppen, die bis dahin noch nicht im Feuer gewesen waren, die Höhen auf unserer Linken wieder einnehmen. Aber gelang es ihnen auch, auf den von den Unserigen verlassenen Positionen Fuß zu fassen, so ward ihnen doch bei der San-Lorenzoschlucht durch die dortigen Chilenen halt geboten. Und nicht allein anhalten mußten sie, sondern auch Schutz hinter den Erdkegeln suchen, weil, wo sich einer sehen ließ, er von den trefflich gezielten Schüssen unserer Soldaten niedergestreckt ward.

Sobald sich peruanische Rotten in gedeckter Stellung vorwagten, indem sie sich hinter den kleinen Unebenheiten des Bodens zu verstecken suchten, formirten sich sogleich unter den Unsern kleine Genossenschaften, um sie in ihrer neuen Stellung anzugreifen. So rückten vier vom Bataillon Chacabuco gegen zehn Peruaner, die sich aus den Reihen abgelöst hatten, um einen nahen Terrainvortheil zu benutzen.

Diese vier Braven unter der Führung desjenigen von ihnen, der den Plan entworfen, griffen plötzlich die zehn Peruaner an, schossen zwei derselben nieder, gingen zum Bajonnetangriff auf die andern über, trieben sie in die Flucht und durchbohrten weitere vier mit ihren Yatagans.

Zwei der Unsern fanden dabei einen glorreichen Tod, Kugeln aus den feindlichen Reihen streckten sie nieder.

Während unsere Truppen auf den Höhen standhielten, vollführte das 2. Linienregiment unter Führung zweier seiner Chefs, der Obersten Ramirez und Vivar im Thale eine Reihe rühmenswerther Großthaten.

Commandant Ramirez ließ, als der Donner des ersten peruanischen Feuers verhallt war, heiter inmitten der Gefahr, seinen Soldaten das Signal zum Sammeln geben, bestieg sein Roß und durchsprengte in allen Richtungen das Thal, die Seinen zusammentreibend. Keiner fehlte auf seinem Posten; wie sollte er es auch beim Anblick seines verehrten Commandanten, der den feindlichen Kugelregen zu verachten schien?

In wenigen Minuten stand die Mannschaft beisammen, wohlgeordnet wie zur Parade, und selbst die vor Ermüdung in Schlaf Gesunkenen und die Rückzügler eilten herbei und nahmen ihren Platz in Reih und Glied ein. Mit der Munition konnte es nicht spärlicher aussehen, als es aussah, aber alle waren durch das Beispiel ihres Chefs angefeuert, und dieser rief ihnen statt jeder Anrede nur die Worte zu, die jedes chilenischen Soldaten Wahlspruch sind: „Siegen oder sterben!", disponirte augenblicklich im Hinblick auf das Terrain und die feindliche Stellung über sein Corps und wies jeder Compagnie ihren Streitplatz an.

Es waren einige feindliche Compagnien hinter gegenüberliegenden Maisfeldern versteckt, und um diese zu vertreiben, detachirte er den Secondelieutenant Arrieta mit 40 Mann seiner Compagnie.

Digitized by Google

Die Kapitäne Garreton und Necochea erhielten die Ordre, zwei kleine, etwas links im Thale gelegene Baulichkeiten, hinter denen ebenfalls zwei feindliche Compagnien Deckung fanden, zu nehmen, und hier fand der Secondelieutenant Gajardo, der zum Detachement der erstern gehörte, einen rühmlichen Tod beim Bajonnetangriff auf den gedeckten Feind.

Diese beiden Pikets, sowie das zuerstgenannte führten ihre Aufgaben rasch aus. Der aus seinen Stellungen geworfene Feind floh bergan zurück zu der Hauptmacht, die neuerdings wieder die fünf Linien Laufgräben auf dem Visagrarücken besetzt hatte, von wo sie unausgesetzt auf die Unsern feuerte.

Schon hatte sich ein Piket von 20 Mann, nachdem es die Gegner geworfen, eines Steinzaunes, der vom Abfall des Visagrarückens sich bis mitten ins Thal erstreckt, bemächtigt und unterhielt von dort ein wirkungsvolles Feuer auf die Peruaner in ihren Laufgräben. Das Feuer, das von diesen letztern abgegeben ward, wirkte verwüstend in unsern Reihen, und da der Grund des Thales vom Feinde gesäubert war, so ordnete Commandant Ramirez seine Leute zum Sturm auf die schrecklichen Positionen. Gerade im Augenblick, als der herzhafte Anführer seine linke Hand ausstreckte und auf den Weg wies, den seine Soldaten zu nehmen hätten, durchbohrte sie eine Kugel dicht über der Wurzel.

Ramirez stieg darauf vom Pferde, hieß seine Truppen Angriffscolonne formiren, schwenkte den Säbel, rief ihnen nun sein „Gerade drauf!“ zu und schritt ihnen voran. Nun begann das Erklettern des steilen Abhanges auf allen Vieren mitten durch die dichtgesäeten feindlichen Kugeln. Auf zehn Schritte vorm ersten Laufgraben angekommen, ertönte das Signal „Halt!“ und auf Commando ihres Führers gaben die Soldaten ihre erste Salve auf den Feind ab. Dann mit dem Schrei „Viva Chile!“ stürzten sie vor mit einer Gewalt, der nichts standhalten konnte, und warfen die peruanischen Soldaten, die den Laufgraben mit Todten und Verwundeten besäet zurückließen. Kaum im Besitz desselben, ging es zum zweiten; nicht des nahen Todes und der erschöpften Munition gedenkend, nur die Augen auf den Helden von Anführer gerichtet, der strahlend an der Spitze der Seinen voranstürmte.

Ihm zujauchzend „Viva el comandante!“ standen sie bald vor dem zweiten Laufgraben; wieder Halt! und wieder stürzten sie vor, wieder nahmen sie ihn und warfen den Feind mit dem Bajonnet. Hier empfing der Commandant Ramirez die zweite Wunde; eine Kugel fuhr mitten durch den linken Arm, das Blut quoll in Strömen. Leicht mit einem Tuche verbunden, und obschon der Oberstlieutenant Vivar ihm zuredete, sich zurückzuziehen, schritt er unaufhaltsam weiter auf den folgenden Laufgraben zu.

Damals waren schon viele Soldaten vor Erschöpfung von dem ihre Kräfte fast übersteigenden Berganstürmen zusammengesunken. Doch beim neuen Rufe „A la bayoneta!“ und durch die Bravour ihres Commandanten fortgerissen, folgten sie dennoch den Kameraden.

Aber alle diese Soldatenhelden waren nun ans Ende ihrer Munition gekommen und nichts hatten sie auf 20 Schritte Distanz dem schrecklichen Gewehrfeuer des in dem nächsten Laufgraben zusammengedrängten Feindes entgegenzustellen.

Digitized by Google

Selbst in den Patrontaschen der Gefallenen ward vergebens nach Munition gesucht, nur noch mit dem Revolver der Offiziere ward das Feuer erwidert, und dann hatte der Feind jetzt neuen Zuzug von denen, die auf der Höhe kämpften, erhalten.

Die Stellung festzuhalten, war unmöglich; daher ward die Ordre ertheilt, rechts nach den im Thale gelegenen Häusern abzuschwenken, um sich in ihnen zu verbarrikadiren und gegen die neuen Truppen der Feinde, die von den Höhen der andern Seite herabkamen und uns von dort aus umgehen wollten, zu vertheidigen.

Während jenes ganzen Angriffes, dessen Kühnheit selbst die Feinde bewunderten, hielt das Beispiel des Commandanten Ramirez in seinen Untergebenen den Heldenmuth wach. Der Kapitän Garfias, beim Sturm auf den ersten Laufgraben am linken Arme verwundet, ließ ihn sich oberflächlich verbinden und ging zum zweiten vor. Als dieser genommen ward, erhielt er eine zweite Verwundung an der Brust, die ihn fast leblos zu Boden warf. Wieder zur Besinnung gekommen, ließ er auch diese verbinden und schleppte sich weiter fort, den Revolver in der Hand, um im dritten Laufgraben glorreich zu sterben. Hier fiel er entseelt zu Boden, eine Kugel drang in die Stirn.

Der Fahnenträger, Secondelieutenant Telésforo Barbosa, der die Fahne hoch mitten durch den Kugelregen trug, erhielt ebenfalls beim ersten Sturm eine Wunde in die Schulter. Geschwächt von Blutverlust, weigerte er sich doch, das Banner einem der Sergeanten der Fahnenwache zu überlassen, und klomm weiter den steilen Abhang hinan, während die feindlichen Geschosse einen nach dem andern um ihn niederstreckten. Bei dem zweiten Laufgraben erhielt er einen Schuß mitten in die Brust, während ein anderer die Fahnenstange zerschmetterte. Der Stoß der Kugel warf ihn rücklings bergab, sodaß er leblos die rauhe Bergwand hinab bis auf den Boden des Thales rollte; aber die Standarte hielt er fest und klammerte sich an sie mit dem Krampfe der Ertrinkenden. Von der Fahnenwache, die aus zwei Sergeanten, zwei ersten und zwei zweiten Unteroffizieren und zwei Soldaten, im ganzen ihrer acht, besteht, waren sechs geblieben, die zwei übrigen, schwer verwundet, sanken beim zweiten Laufgraben zu Boden und blieben dort.

Auch die Wissenschaft hat ihren Antheil an diesem heroischen Angriff. Der Chirurg des 2. Regiments, Dr. J. Kidd, verließ die Mannschaft nicht während des Höhensturmes und leistete den am Abhange verwundet Niedersinkenden seine rettenden Dienste, blutstillend, Wunden verbindend, unbekümmert um den Kugelregen, nur den an ihm vorbeireitenden Truppen gelegentlich zurufend: „Gebt's ihnen! Gebt's ihnen! Gut gezielt!“ Dem auf der Höhe verwundeten Kapitän Silva Renard, der ins Thal geschafft ward, legte er im Kampfgewühl den ersten Verband an, ebenso dem Commandanten Ramirez bei dessen erster Verwundung. Dr. Kidd ist während der ganzen Schlacht respectvoll von den peruanischen Kugeln gemieden worden.

Wieder im Besitz ihrer Laufgräben, begannen die Peruaner das kleine Piket der 20 Mann vom 2. Regiment, die hinter dem Steinwall sich bergend einzelne

Digitized by Google

Schüsse auf den in den Maisfeldern versteckten Feind gefeuert hatten, von der Flanke aus zu beschießen. Obschon einer nach dem andern von ihnen fiel, dachten diese Veteranen doch keinen Augenblick daran, die ihnen angewiesene Stellung aufzugeben; und später boten diese zwanzig mit ihren Gewehren in einer Linie nebeneinander auf dem Felde der Ehre liegenden Soldatenleichen ihren sie überlebenden Kameraden einen ergreifenden und erhebenden Anblick. Keiner kam davon, kein blos Verwundeter; denn die Peruaner, die während langer Minuten keinen andern Feind als diese von ihren Barrikaden aus in Sicht hatten, hatten ihr ganzes Feuer auf sie concentrirt.

Im weitern Verlauf beeilten sich die Feinde, indem sie sich auf den Höhen nach links zogen, den Boden des Thales zu gewinnen und hier, Tarapacá gegenüber, vereinten sie sich mit den Truppen, welche die Gebäude attakirten, in welchen die Unsern sich verbarrikadirt hatten.

Drei Bajonnetangriffe hatten unsere Truppen unter Führung des Commandanten Ramirez und des Obersten Vivar von hier aus auf die Peruaner gemacht, und in einem derselben ward der letztere auf den Tod verwundet. Bewegungslos ausgestreckt auf dem Boden neben ein paar Sträuchern, die in der Nähe des einen Hauses standen, ward einer der peruanischen Offiziere seiner dort gewahr. Begierig, ihm den Garaus zu machen, näherte er sich Vivar, und als er ihn bewegungslos und vermuthlich unfähig zur Vertheidigung sah, trat er ihm noch näher und drückte aus nächster Nähe seinen Revolver auf ihn ab. Er verfehlte ihn, und das war sein Unglück, denn Vivar, alle seine letzten Kräfte zusammenraffend, sprang auf, stürzte sich auf ihn, entriß ihm seinen Revolver und schoß nun seinerseits auf ihn. Der peruanische Offizier ward getödtet; Vivar fiel wieder auf den Boden, diesmal besinnungslos, und starb am folgenden Tage unter furchtbaren Leiden.

Bald darauf fiel auch Kapitän Silva, der mit der Büchse und der Munition eines gefallenen peruanischen Soldaten noch manchen trefflichen Schuß abgegeben hatte, ebenfalls dicht vor dem Hause. Auch Kapitän Garreton und Secondelieutenant Gajardo fanden dort einen rühmlichen Tod nebst vielen andern Offizieren und Soldaten des 2. Regiments — eine wahre Heldenlegion.

Der Feind, ermuthigt durch seine Ueberzahl und die vereinzelten Schüsse der Unsern, kam bis auf 20 Schritt nahe, und verstärkt durch den ganzen Rest seiner Bataillone stand er vor uns — eine Mauer von Blei und Bajonneten.

Um diese Zeit, 4 Uhr nachmittags, ertönte zum letzten mal des Commandanten Ramirez Befehl zum Bajonnetangriff; er selbst, trotz seiner Wunden, schritt an der Spitze seiner Soldaten. Sie durchbrachen die erste, die zweite und die dritte feindliche Linie, und als sie hinter derselben keinen Gegner mehr fanden, warfen sie sich zurück unter die Peruaner, Tod und Schrecken nach allen Seiten sendend. Es war das Bild eines Löwen in eisernem Cirkel, der wundenbedeckt vor dem Sterben seine Mähne schüttelt und einen Tod, würdig seines Lebens, suchend, mit seinen Krallen schreckliche Verwüstung unter seinen Feinden anrichtet.

So war der Tod des Commandanten Eleuterio Ramirez, der mit zwei Todeswunden, eine in der Brust, die andere im rechten Schenkel, neben dem zweiten Hause, in dem noch viele der Unsern verbarrikadirt waren, während dieser letzten

Digitized by Google

Attake hingestreckt ward. Die Soldaten vom 2. Regiment, die ihren Commandanten stets wie einen Vater geliebt hatten und ihn jetzt als einen Helden anbeteten, eilten, als sie ihren Chef fallen sahen, haufenweise herbei, um ihm aufzuhelfen. Den Braven wurden die Augen feucht. Der Commandant aber, die Gefahr erwägend, welcher die Seinen neben ihm ausgesetzt waren, hieß sie mit klarer Stimme sich ins Haus zurückziehen und ihn seinem Schicksal überlassen. Mehreremal mußte er den Befehl wiederholen. Viele todte und verwundete Soldaten und Offiziere, unter denen die Lieutenants Lira Errázuriz und Párraga, lagen um ihn herum, als Ramirez, sich auf seine linke Schulter stützend, stoisch mit seiner verwundeten Hand seinen Revolver zu laden begann und, um die letzten Patronen, die ihm blieben, zu benutzen, auf den 20 Schritt entfernten Feind feuerte. Er schoß kaltblütig, wie nach der Scheibe, und bei jedem Schusse fiel ein Feind, als wäre er mitten ins Herz getroffen. Wieder lud er mit Mühe seinen Revolver und fuhr fort, sorgfältig auf die näher kommenden Feinde zu schießen. Die nicht weit von ihrem Chef hingestreckten Lieutenants Lira Errázuriz und Párraga haben 14 Schüsse gezählt, von denen 12 ihr Ziel trafen. Nur die letzten beiden gingen fehl, dem Obersten fehlten die Kräfte oder die Schmerzen machten das Zielen unsicher. Der letzte Schuß war einem peruanischen Lieutenant zugedacht, der an der Spitze eines Pikets sich vorwagte. Als der Schuß fehlte, eilte derselbe auf den schon ohnmächtigen Ramirez zu, ergriff den Revolver, und ohne auf den Ruf des Lieutenants Lira Errázuriz zu hören, der für seinen Chef um Schonung bat, drückte er denselben dicht vor dem Kopfe des Helden ab und machte seinem Leben ein Ende.

Dann richtete sich der peruanische Offizier gegen den Lieutenant Errázuriz und forderte ihn in prahlerischer Weise auf, Pardon für sich zu erbitten. Als dieser, die Insulte stolz zurückweisend, dies verweigerte, zog der Peruaner seinen Degen und verlangte von ihm, er solle ihn küssen. Der am Boden liegende, von Blutverlust entkräftete Lieutenant hob den Kopf und stieß damit die Waffe des Feindes zurück, der ihm darauf mit dem Degenknopfe so lange den Mund zerstieß, bis Schmerz und Zorn ihn besinnungslos machten.

Derselbe Offizier, getäuscht durch die Todtenstille, welche jetzt in dem Hause herrschte, in dem sich die Unsern verschanzt hatten, ging auf dasselbe zu und getraute sich durch eine Fensteröffnung ins Innere zu blicken. Kaum hatte er es gethan, als von innen ein Schuß ertönte und den Mörder des heldenmüthigen Commandanten Ramirez tödtete.

Jetzt begann der Rückzug der glorreichen Reste jenes herrlichen Regiments, das weit unter die Hälfte seines frühern Bestandes zusammengeschmolzen war.

Das Haus, neben welchem Ramirez' Leiche lag, war voll von Todten und Verwundeten. Drinnen und draußen lagen nicht weniger als 80 Leichen und die ungefähr gleiche Zahl von Verwundeten. Die Todten bildeten eine Barrikade, und die das Haus verließen, mußten über die zuckenden Glieder ihrer unglücklichen Kameraden hinwegschreiten.

Unter den nicht zu entfernenden Verwundeten befanden sich zwei der Marketenderinnen des Regiments, die während des ganzen Kampfes die nützlichsten Dienste

Digitized by Google

geleistet hatten. Sie waren es gewesen, die unter Kugelregen die Verwundeten ins Haus schleppten, die Patrontaschen der Gefallenen untersuchten, um die Lebenden mit Munition zu versehen, und allenthalben waren, wo es Wunden zu verbinden gab.

Als die Peruaner gleich nach der Entfernung der Unsern in das Haus eindrangen und den Verwundeten mit Kolbenstößen den Rest gaben, sahen sie diese Weiber mit militärischen Abzeichen, und verwundert riefen die Cholos (das gemeine Volk Perus): „Schau! Sieh! Sogar Weiber als Mannsvolk verkleidet haben diese Teufel!"

War es aus Wildheit oder war es aus Furcht, die Unsern möchten sich des Platzes wieder bemächtigen wollen, steckten sie, unbekümmert um etwa noch drinnen gebliebene Verwundete, das Haus in Brand und warfen die umherliegenden Leichen ebenfalls ins Feuer. Auch alle Einfriedigungen der Umgebung steckten sie an und viele Leichen gefallener Helden, unter ihnen die des Commandanten Eleuterio Ramirez, sind dabei verkohlt. Von dort wandten sie sich dem zweiten Hause zu, das noch von einigen der Unserigen besetzt war, die, unbekümmert um den Feind, als treue Kameraden ihre verwundeten Genossen in Sicherheit zu bringen suchten. Dort ward eine Anzahl abgeschnitten und von der Uebermacht zu Gefangenen gemacht; darunter eine Marketenderin, Namens Maria, die der peruanische General Buendia, der sie während seines Aufenthalts zu Iquique kennen gelernt hatte, zu seiner Köchin machte. Eine andere, ein Soldatenweib, deren Mann gefallen war, hatte dessen Gewehr ergriffen, brav gekämpft und gefeuert und nahm am Rückzuge theil; ihr ward in Anerkennung ihres Muthes im Lager Sergeantenrang ertheilt.

Während sich diese Scenen auf dem blutigen Theater des Thalgrundes abspielten, näherte sich auf den Höhen der verzweifelte Kampf, den der Rest unserer Truppen dort bestand, ebenfalls seinem Ende. Diese fochten dort ohne Zusammenhang, oder, besser gesagt, nicht in geordneter Schlachtlinie, sondern in einzelnen, sich aus verschiedenen Truppentheilen zusammensetzenden Gruppen. Nichtsdestoweniger hielten sie durch gewandte Benutzung des unebenen und gespaltenen Terrains die Vorwärtsbewegung des Feindes in Schranken und fesselten ihn, trotz der fortwährenden Verstärkungen, welche er erhielt, auf seiner Linie. Viel trug zur Anregung des erlahmenden Muthes der Truppen die Gegenwart des Divisionschefs Arteaga bei, der stets mit seinem Gefolge auf den gefährlichsten Punkten erschien und die Kämpfenden anfeuerte.

Leicht hätten einige Truppenführer hier ein übles Beispiel geben können; denn statt sich, wie es die Ordonnanz vorschreibt, stets auf 40 Schritt Nähe hinter den Truppen zu halten, und statt dem Beispiel des Commandanten Ramirez zu folgen, vermieden sie fast durchgehends jeden gefährlichen Punkt unter nichtigen Vorwänden.

Hier war auch die Fahne der Marineartillerie nahe daran, ein gleiches Los wie die des 2. Regiments zu erleiden. Der Fahnenträger Victor A. Bianchi, durch sein Ungestüm fortgerissen, eilte von Punkt zu Punkt auf dem Kampfterrain, um durch den Anblick unserer Tricolore überall den Muth anzustacheln und,

Digitized by Google

immer das Ziel der feindlichen Schüsse, gerieth er auf einer dieser Excursionen an eine Stelle, wo wenig fehlte, daß er abgeschnitten wurde. Schon war der Fahnenschaft zersplittert und Bianchi sah sich genöthigt, sie einzuwickeln, um sie weiter zu schaffen. Das Gewicht der Fahne, die große Anstrengung und der Marsch der vergangenen Nacht hatten seine Kräfte fast aufgezehrt.

Der Kapitän Miguel Mocoso von demselben Regiment, der auf einem Maulthiere auf dem Kampfplatze hin- und hersprengte, um Ordres zu ertheilen, zu organisiren und zu ermuntern, sah die Gefahr, in welcher die Fahne seines Corps schwebte, erblickte Bianchi von den Feinden verfolgt, setzte seinem Pferde die Sporen ein, kam unter dem Kugelregen bis zu Bianchi und nahm ihm die Fahne. Die Hälfte der Fahnenwache war bereits gefallen, die Fahne vielfach durchlöchert: Lieutenant Bianchi selbst erhielt wunderbarerweise keinen Schuß.

Währenddessen formirte Kapitän Alamos, der die Ordre hatte, die Tränkstelle von San-Lorenzo zu hüten und gegen die wiederholten feindlichen Angriffe zu vertheidigen, nachdem er sie verschiedenemal zurückgewiesen, eine Angriffscolonne gegen ein gegenüber postirtes feindliches Detachement, indem er einem Theil seiner Mannschaft die Bewachung des angewiesenen Postens überließ. An der Spitze des kleinen Haufens begann er den Kegel, hinter dem die Peruaner Deckung hatten, zu umgehen, und plötzlich griff er sie im Sturmschritt mit dem Bajonnet an. Der Feind ward nach kurzem Widerstande zur wilden Flucht genöthigt und Kapitän Alamos setzte ihm heftig nach, bis ihn das Gros der gegnerischen Truppen aufnahm. Bei dieser Gelegenheit wurden von den Unsern fünf Gefangene gemacht, ein Oberoffizier, zwei Kapitäne und zwei Subalterne, worauf der brave Alamos auf seinen Posten zurückkehrte. Auf chilenischer Seite kämpfte an dieser Stelle ein Namensvetter des berühmten deutschen Feldherrn, ein Secondelieutenant von Moltke.

Mittlerweile war es $4^1/_2$ Uhr nachmittags geworden und die Ermüdung der chilenischen Soldaten hatte ihren Höhepunkt erreicht. Unmöglich konnte man von diesen Männern von Eisen, die sieben Stunden lang, in denen nur wenige Glückliche eine kurze halbe Stunde der Erholung und des Verschnaufens gefunden hatten, im Kampfe gewesen waren, mehr verlangen. Bei weitem nicht alle hatten an der Tränke ihren Durst löschen können, da die zuerst Gekommenen das Wasser bald erschöpft hatten. Andererseits war auch der kleine Vorrath der zuletzt vertheilten Patronen beinahe völlig verbraucht, und vergebens schweiften die sehnsüchtigen Blicke in der Richtung von Dibujo; nicht das geringste Anzeichen von Hülfe und von nahender Munition ward wahrgenommen.

Auch diejenigen feindlichen Bataillone, die dem heroischen Angriffe unsers 2. Regiments in den Laufgräben vom Thale aus ausgesetzt gewesen waren, kamen ihren Gefährten, die sich kaum in ihren Positionen hatten halten können, zu Hülfe. Der Feind schien eine entscheidende Anstrengung machen zu wollen, indem er seine zahlreichen Kräfte zu einem gleichzeitigen Angriff auf unsere Position an den Rändern der San-Lorenzschlucht vereinte.

Konnten die Chilenen unglücklicherweise solchem Angriff nicht widerstehen — und angesichts des Mangels an Schießbedarf und des numerischen Uebergewichts

Digitized by Google

des Feindes war dies das Wahrscheinlichere — so mußten die Braven vom 2. Regiment im Thale ganz abgeschnitten, völlig vernichtet oder zu Gefangenen gemacht werden.

Jetzt ward die Ordre zum Rückzuge gegeben, nach links von dem Visagrarücken, hinter die Kegelreihe, ins trockene Flußbett, und dorthin begann man die Verwundeten, die Abgefallenen und Gefangenen zu schaffen. Die Cavalerieschwadron der Carabiniers rückte auf dem Bergrücken vor und formirte eine Linie parallel dem Tarapacáthal, um unsern Rückzug zu decken. Derselbe fand in voller Ordnung statt: im Centrum das Bataillon Chacabuco und das Regiment der Marineartillerie, auf den Flügeln das 2. Regiment in zwei Fractionen und hinterher die Reste des Pionnierbataillons und die zwei Kanonen, die vor dem Feinde gerettet waren, eine Krupp'sche und eine von Bronze. Der Feind besetzte die von den chilenischen Truppen definitiv aufgegebenen Positionen, und bald waren die Höhen von seinen Bataillonen bedeckt; dort formirten sie Schlachtlinie und rückten langsam auf uns zu. Doch schienen die Peruaner trotz ihrer numerischen Ueberlegenheit keinen Kampf im offenen Felde zu beabsichtigen. Bei der letzten Hügelkette angekommen, etwa zwei Kilometer von unserer Linie, machten sie halt und trafen hier Anordnungen, wie um einem Angriff unsererseits zu begegnen. Die erste feindliche Linie war als Tirailleurkette am Fuße der Hügelreihe aufgelöst und das Gros war bataillonsweise auf den Spitzen der Hügel sichtbar. Gegen $5^1/_2$ Uhr nachmittags aber sah man ein feindliches Bataillon einen Vormarsch gegen unsere Rechte antreten, als wenn es einen Flankenangriff beabsichtige, und alsbald ward ihm auch das Bataillon Chacabuco entgegengeworfen. Dieses gab auf kaum 100 Meter Distanz eine Vollsalve auf den Feind ab, worauf dieser nach Verlust von einigen Todten sogleich zurückwich und seine frühere Stellung wieder einnahm. Auch das chilenische Bataillon zog sich auf seinen Posten zurück.

Der Plan des chilenischen Divisionschefs für den Fall eines Vormarsches der Peruaner war, sie festen Fußes in den neuen Stellungen zu erwarten, sie vollständig von der sie schützenden Kegelreihe herabsteigen, sie auf 200 Meter Distanz nähern zu lassen und dann nach Abgabe einer Vollsalve auf der ganzen Linie mit gefälltem Bajonnet auf sie loszugehen. Deshalb blieben alle Gemüther in nervöser Aufregung; doch der Feind zog es vor, in der Defensive und ruhig in seinen Positionen zu bleiben. So verhielten sich beide Heerkörper, bis der kalte Abendnebel die Bewegungen eines jeden den Blicken des andern entzog und gleich einem Trauerflor den Schauplatz so vieler kühnen Thaten der chilenischen Soldaten verhüllte.

Mit Einbruch der Nacht räumten die Reste der chilenischen Divisionen das Feld. Das 2. Regiment und die Sappeurs hatten furchtbar gelitten; an Todten allein hatte das erstere 32, die letztern 36 Proc. Mühsam schleppten sie Verwundete, einige Gefangene und zwei Kanonen mit sich; der Rest der Artillerie war in Feindeshand. Beim Tagesgrauen des 28. Nov. waren sie wieder in Dibujo, wo sie General Baquedano mit einer Division vorfanden, die einigermaßen gegen Verfolgung Sicherheit gewährte.

Doch die Peruaner dachten daran nicht; an Todten hatten sie selbst noch mehr

Digitized by Google

als die Chilenen verloren, und als wichtigsten Erfolg der Schlacht erachteten sie die gewonnene Möglichkeit, ihren Abzug nach dem Norden vorläufig unbelästigt fortsetzen zu können. In der That machten sie auch schon am Abend des 28. Nov. damit den Anfang, und als am 29. Nov. vier chilenische Reiter, die zum Recognosciren ausgeschickt waren, nach Tarapacá kamen, fanden sie von der ganzen peruanischen Macht nur noch gegen 100 Verwundete vor, die man im Stiche gelassen hatte. Sichern Nachrichten zufolge betrug die bei Arica und Tacna angekommene peruanisch-bolivianische Streitmacht der ganzen Provinz Tarapacá höchstens 4000 Mann in kläglichem Zustande. Die von ihnen erbeuteten und darauf eingescharrten Kanonen sind, mit Ausnahme von zweien, schon wieder aufgefunden worden, sodaß alles, was sie in dem Gefechte erkämpft haben, sich auf eine Fahne, einige Gefangene und das Bewußtsein beschränkt, einen tollkühnen Angriff mit überlegener Macht blutig zurückgewiesen zu haben.

Chile trug das Gefecht den vollen Besitz der ganzen reichen Provinz Tarapacá ein.

Seither wurde chilenischerseits eine neue Expedition unternommen, über deren Ausgang man in Europa noch ohne Nachricht ist. Mit ihrer Flotte zur See frei gebietend, haben die Chilenen Arica, Islay und selbst Callao blokirt und am 27. Febr. 1880 mit ihrem eroberten Huascar einen dreimaligen Angriff auf den ersten dieser drei wichtigen Hafenorte gemacht, der aber abgeschlagen wurde und auch dem Commandanten des Huascar das Leben kostete, demselben tüchtigen frühern Führer der Covadonga, welcher seinerzeit bei Iquique mit letzterm Schiff der dasselbe verfolgenden Independencia zu entkommen wußte. Arica wurde mehrere Tage lang heftig beschossen, doch gelang es den Chilenen nicht, festen Fuß zu fassen, noch sich der im Hafen liegenden peruanischen Schiffe zu bemächtigen; vielmehr wies eins derselben, der Monitor Manco Capac, alle Angriffe energisch zurück, und die von Callao ausgelaufene peruanische Panzercorvette Union, mit Admiral Montero an Bord, bestand sogar das Wagniß, die Blokade von Arica zu durchbrechen, um im dortigen Hafen eine sehnlichst erwartete Ladung von Waffen und Kriegsmaterial zu löschen, und machte sich darauf bei Nachtzeit, unbemerkt von dem feindlichen Geschwader, wieder davon.

Am 26. Febr., dem Tage vor dem mislungenen Angriff auf Arica, hatten die Chilenen, offenbar um die peruanisch-bolivianischen Streitkräfte zu theilen, in dem nördlich von Arica gelegenen Doppelhafen Ilo-Pachoca 12000 Mann ausgeschifft, bedrohten damit zunächst die Departementshauptstadt Moquegua, dann aber auch Tacna und Arequipa, die nächst Lima wichtigsten Städte des Landes, und scheinen selbst einem Versuche nicht abgeneigt, in La-Paz den Frieden vorzuschreiben. Innerhalb des Gebietswinkels von Arica, La-Paz und Arequipa dürften die ehernen Würfel rollen, die den Streit zum Austrag bringen sollen. Die Chancen liegen aber nicht gerade auf seiten der Chilenen, da sie von der zaudernden Strategie ihrer Gegner zu fürchten haben, und den Kriegsschauplatz, ohne sich aufs neue einzuschiffen, nicht so leicht verlegen können.

Digitized by Google

Man hat dem Obergeneral Escala freilich auch die Absicht untergelegt, das verbündete Heer erst an das südliche Litorale zu bannen, um mit mehr Aussicht auf Erfolg dann plötzlich einen Hauptschlag gegen Callao-Lima führen zu können, der dem Kriege ein Ende machen müßte; allein hierzu scheinen die Kräfte Chiles nicht ausreichend zu sein, und ein bloßer Verwüstungszug wäre seiner unwürdig. Es ist überhaupt die Frage, ob eine Schlacht mehr den Knoten lösen wird in einem Lande, wo die Heerkörper getrennt operiren und wo der Bandenkrieg von jeher eine große Rolle gespielt hat. Die Zerrüttung aller Verhältnisse an der Westküste Südamerikas macht sich heute schon recht fühlbar, sodaß das eigentliche Kriegsobject sich als geringfügig dagegen ausnimmt. Zumal betrübend ist der Streit für die Freunde des wahren Republikanismus.

Digitized by Google

Die Familie der Sonne.

Von

Dr. M. Wilhelm Meyer.

II.

Wir gelangen zu unserer mütterlichen Erde, dem geliebten Asyl des strebenden Menschengeschlechts. Ihr blühendes Rund nennen wir oft schlechtweg „die Welt" und staunen über die Großartigkeit und die Schönheit ihrer Einrichtung. Wir besteigen ihre höchsten Gipfel, um die weiten Landstrecken zu überschauen, wo die wildzerrissene und mächtig aufgethürmte Erdkruste von den Revolutionen der Urzeit erzählt, welche einst die Erde zittern machten. In schwanken Schiffen wagen wir uns tollkühn in das weite Weltmeer hinaus, dessen Ausdehnung uns unendlich schien; aber weiter und weiter in die Ferne strebend, wurden wir von seinen Wogen immer wieder an unsern Ausgangsort zurückgeführt und mußten so erkennen, wie das Rund, welches dem Menschen angewiesen ist, seiner mächtig in die Weite strebenden Energie fast zu eng ward. Heute umsegelt er seine Welt so schnell, daß diese selbst von ihrer jährlichen Reise um die Sonne in der gleichen Zeit kaum den dritten Theil vollendet. Sein unruhiger Geist schwingt sich empor, um in den unendlichen Räumen andere, mächtigere Welten zu suchen, zu deren Erforschung sein Stolz ihn antreibt, und wenn er dann, gleichwie ein zurückkehrender Weltumsegler, der, mit vielartigsten Wissensschätzen aus allen Erdtheilen ausgestattet, sich in seiner geliebten Heimat beengt fühlt, die unbedeutende Rolle erkennt, welche seiner „Welt" in der großen Vielheit der Schöpfungen angewiesen ist, von denen er im eilenden Fluge seines Geistes flüchtige Kenntniß erhalten konnte, wenn er sieht, wie selbst die Sonne in Regionen, welche dem forschenden Vordringen seines Geistes nicht verschlossen sind, alle Kraft und Bedeutung verloren hat, dann mag er diese Scholle wol unmuthig seinen Kerker und den Leib die schwere Kette nennen, welche ihn an diese Mauern lebenslang fesselt. Aber nur für einen Augenblick, während uns der Vergleich zwischen jener Unendlichkeit von Weltsystemen mit diesem kreisenden Erdrund noch zu lebhaft vorschwebt, dürfen wir solchen geringschätzenden Gedanken Raum geben; denn ehe wir nicht den Umkreis ewig wechselwirkenden Geschehens, welcher unsere unmittelbare Umgebung bildet, erforscht, verstanden haben — und wer wäre vermessen genug, zu behaupten, daß solches jemals vollständig möglich sei? — ehe wir nicht die Kraft

Digitized by Google

und Wirkung des Kleinsten im Kleinen erkennen, ehe wir endlich nicht uns selbst und die Gesetze der Thätigkeit unserer Organe ganz beherrschen, welche die Vermittler zwischen der zu ergründenden Außenwelt mit der unergründlichen Welt in uns sind, wie sollte es möglich sein, in diesen unbekannten Fernen sichern Schrittes vorzudringen? Es ist kein Zweifel, daß auf dieser kleinen Erde der Forschung Unendlichkeiten offen stehen, denen gegenüber das, was wir von ihr wissen, zum äußersten dürftig erscheint. Wir sind weit davon entfernt, auch nur die Umrisse aller Landfesten unsers Planeten zu kennen, geschweige denn die Reliefgestaltung der Innenlande, und es ist sicher, daß ein Astronom auf dem Monde unsere Geographie bei weitem besser kennen würde als wir. Ueber die Größe der Erde, ihre wahre Gestalt, die Dichtigkeit ihrer Masse, die Höhe ihrer Atmosphäre, sind wir keineswegs so genau unterrichtet, als es der erste Anschein vermuthen ließe. Von alledem aber, was wir davon wissen, haben wir an diesem Orte dasjenige herauszusuchen, was uns in astronomischer Beziehung gelegentlich einer Vergleichung mit außerirdisch beobachteten Erscheinungen interessant werden könnte.

Die Größe der Erde dürfte jedem bekannt sein; man gibt gewöhnlich die Entfernung eines Oberflächenpunktes am Aequator vom Mittelpunkte gleich 859 $^1/_2$ geographischen Meilen, die des Pols vom Centrum aber 3 Meilen geringer an. Diese Zahlen folgen aus den Untersuchungen Bessel's, welcher alle glaubwürdigen diesbezüglichen Messungen zu einem allgemeinen Mittelresultat verband. Welche enorme Arbeitskraft aber diese wenigen Zahlen vereinigen, wissen nur wenige zu schätzen. Es galt dabei, durch Combination auf Combination das für unsere menschlichen Verhältnisse ungeheuere Erdenrund ganz zu umspannen, mit unsern kleinen Maßstäben auszumessen. Denn welche andere Vergleichung als mit Längen, die im alltäglichen Leben uns bekannt wurden, blieben uns? Man mußte nothwendig von einer beliebigen Maßeinheit ausgehen, für welche man seinerzeit die berühmte Toise von Peru, ungefähr 1,9 Meter lang, wählte, und man hatte nun zu bestimmen, wie vielmal man diesen Maßstab auf dem Erdumkreise umschlagen könne; mehr noch, man hatte zu bestimmen, in welchem Verhältniß die dem Aequator parallelen Kreise an Umfang abnehmen, indem man sich beiderseits den Polen nähert. Alle diese dazu nöthigen Operationen hatten sich aber auf das kleine Gebiet der Continente zu beschränken, während auf der weiten wogenden Meeresfläche, welche bekanntlich ungefähr vier Fünftel der ganzen Oberfläche einnimmt, selbstverständlich keine Messungen möglich sind. Es wird Interesse für den Leser haben, flüchtig die Methode kennen zu lernen, welche die große Aufgabe zum Ziele führen soll.

Zu diesem Ende hat man zunächst eine möglichst ebene Strecke auf der Erde mit Maßstäben, deren Länge in Bezug auf das Urmaß man genau ermittelt hat, direct auszumessen. Die Ausführung solcher Basismessung, welche allen weitern Bestimmungen in einem weiten Umkreise um jene Fläche herum später zu Grunde liegt und deren Fehler also, bedeutend vervielfältigt, in alle folgenden Messungen eingehen, bietet bereits bedeutende Schwierigkeiten und nimmt viel Zeit in Anspruch. Man nimmt ihre Länge selten größer als eine geographische Meile. Die geringfügigen Unebenheiten des Bodens werden mittels genauer Niveaus,

Digitized by Google

welche auf den Maßstäben befestigt sind, bestimmt und in Rechnung gezogen. Aber diese Maßstäbe selbst haben keine constante Länge. Nachdem man sie bei einer bestimmten Temperatur mit dem Urmaße verglichen hat, werden sie sich zufolge der Temperaturschwankungen, denen man sie während der Arbeit aussetzen muß, verkürzen oder verlängern. Es muß folglich jedesmal, wenn man einen folgenden Maßstab an einen vorhergehenden legt, die Temperatur desselben bestimmt werden, um nachträglich die wahre Länge jedes einzelnen nach Maßgabe ausführlicher Experimente in verschiedenen Temperaturen, die man mit ihnen auszuführen hat, zu berechnen. Weiter hat man die Vorsicht anzuwenden, die Maßstäbe nicht direct aneinanderzulegen, weil man dann niemals sicher sein würde, daß kleine zufällige Unebenheiten, Staub u. s. w., einen minimen Raum zwischen ihnen lassen könnten, der beim mehrere tausend mal wiederholten Aneinanderlegen einen fühlbaren Fehler hervorbringen könnte. Man läßt einen gewissen Raum zwischen je zwei Stäben, den man jedesmal mittels eines graduirten Keils von Glas oder Krystall möglichst genau ausmißt. Endlich legt man gewöhnlich mehrere Maßstäbe an ihrer Breitenseite nebeneinander, um die Länge zwischen einem und dem folgenden Fußpunkte mehreremal zu bestimmen.

Ist so die mühsame und wenig interessante Arbeit der Basismessung vollendet, so hat man an beiden Enden der Basis ein genaues Winkelmeßinstrument aufzustellen, mit welchem man die Winkel zwischen einem dritten Punkte, welcher von den beiden ersten aus zu sehen ist, und jenen Endpunkten bestimmt. So erhält man zwischen den drei erwähnten Punkten ein großes Dreieck, dessen Dimensionen nach den Regeln der Trigonometrie zu ermitteln sind; es wird die Entfernung des dritten Punktes von den zwei Endpunkten der Basis in Einheiten des gegebenen Urmaßes bekannt. Nun wählt man einen vierten Punkt, welcher von zweien der vorherbestimmten aus gesehen werden kann, mißt wieder die Winkel des neuen Dreiecks und berechnet den Abstand des vierten Punktes von den drei vorhergehenden. Auf dieselbe Weise wird ein drittes, viertes Dreieck u. s. w. über die Erdfläche gezogen, dessen Dimensionen im Anschluß an das schon bekannte, die Entfernungen immer weiter abstehender Punkte von den ersten der Basis im Urmaße ergibt. Derart breitet man ein vielverzweigtes Dreiecksnetz über weite Länderstrecken aus, und findet durch die Arbeit der Triangulation die lineare Entfernung zweier Sternwarten voneinander. Damit ist der erste Theil der Arbeit vollbracht.

Nun haben die beiden Sternwarten ihre gegenseitigen Lagen zu gewissen Fixpunkten am Himmel, welche die Abspiegelung irdischer Fixpunkte sind, zu bestimmen. Durch die Rotation der Erde nämlich treten am Himmel gewisse Kreise und Punkte auf, die sich ohne diese tägliche Umwälzung durch nichts von den übrigen Punkten der Himmelskugel unterscheiden würden. Wir erkennen zunächst die Himmelspole, die Punkte, gegen welche die Umdrehungsachse der Erde gerichtet ist, um welche herum sich scheinbar alle Sterne bewegen müssen. Gleichweit von ihnen entfernt bildet sich ein größester Kreis, in welchem die Sterne ihre schnellste tägliche Bewegung zeigen und der die Abspiegelung des Erdäquators ist. Man sieht nun leicht ein, daß der Himmelspol für einen Beobachter auf dem irdischen Pole sich

Digitized by Google

gerade senkrecht über ihm befinden würde, während der Aequator (von dem Scheineffect der Refraction abgesehen) mit dem Horizont zusammenfällt. Auf dem Erdäquator dagegen passirt der himmlische unsern Scheitelpunkt, während beide Pole sich im Horizont befinden. Aus dieser einfachen Betrachtung erkennen wir, daß eine Messung der Höhe des Pols über dem Horizont uns über unsern Standpunkt in Bezug auf Pol und Aequator der Erde, d. h. über die geographische Breite des Beobachtungsortes directen Aufschluß gibt. Um die Differenz der geographischen Länge der beiden Orte zu finden, beobachtet man dasselbe fixe Object am Himmel in dem Augenblicke, wo es den Meridian jedes Ortes passirt, und vergleicht diese Zeiten mittels des Telegraphen, welcher beide Stationen verbindet. Da sich die Erde in 24 Sternstunden einmal um sich selbst bewegt, so beschreibt also ein Fixstern in derselben Zeit einen vollständigen Kreis am Himmel, und die Zeitdifferenz, welche während des Eintritts des Sterns in den Meridian des ersten und den des zweiten verstreicht, gibt folglich den zwischen den Erdmeridianen beider Stationen parallel mit dem Aequator liegenden Bogen an.

Aus diesen beiden Bögen, von welchen der Breitenbogen senkrecht auf dem letztbesprochenen steht, läßt sich, wie leicht einzusehen, die Entfernung beider Endstationen der Triangulation voneinander im Bogen angeben, d. h. in bekannten Theilen des ganzen Umfanges des untersuchten Parallelkreises. Da wir aber dieselbe Entfernung bereits als gewisses Vielfache des gegebenen Urmaßes ermittelt haben, so erfahren wir dadurch gleichzeitig, wie vielmal dasselbe in dem ganzen Umfang des Parallelkreises aufgeht.

Dieselbe Arbeit, unter verschiedenen Breiten ausgeführt, erlaubt eine Vergleichung der verschiedenen Parallelkreise unter sich und läßt das Gesetz erkennen, nach welchem die Erde nach den Polen hin an Umfang abnimmt. Wir finden dieselbe von der Kugelgestalt abweichend und bestimmen ihre Abplattung an den Polen.

Eine leichter auszuführende und sicherere Bestimmung der Abplattung hat man indeß durch eine vollständig verschiedene Methode machen können, welche allerdings nur das Verhältniß des Umfangs der Parallelkreise zueinander, nicht ihre wahre Größe angibt: das Experiment des Pendels. Das Pendel schwingt unter dem Einflusse der auf der Oberfläche der Erde wirkenden Anziehungskraft ihrer ganzen Masse und verändert seine Schwingungsdauer gleichzeitig mit einer Variation dieser Kraftäußerung, welche scheinbar sich im Centrum der Erde concentrirt. Wäre die Erde eine vollkommene Kugel und ohne Bewegung, so würde dasselbe Pendel an allen Orten der Erde eine gleich große Schwingungsdauer haben. Es schwingt in der That aber am Aequator langsamer, erstens weil es dort weiter vom Erdmittelpunkte entfernt ist als in der Nähe der Pole, zweitens weil durch die Rotationsgeschwindigkeit der Erde eine Fliehkraft erzeugt wird, welche im Aequator als dem größesten Parallelkreise ein Maximum hat, während sie an den Polen gleich Null ist. Hier ist deshalb jeder Gegenstand schwerer als am Aequator. Diese Zunahme der Schwerkraft, zu gering, um direct am Fall oder Druck der Körper gemessen werden zu können, ist dagegen durch die zunehmende Geschwindigkeit der Pendelschwingungen mit größester Genauigkeit zu beobachten. Man fand, daß die Schwerkraft nach dem Aequator hin schneller abnimmt, als es eine

Digitized by Google

kugelförmige Gestalt derselben erklärbar machte, und wies so abermals die Abplattung nach.

Es gibt aber noch eine dritte Beobachtungsmethode hierfür, die rein astronomischer Natur ist und zu übereinstimmenden Resultaten geführt hat. Dieselbe beruht auf einer genauen Untersuchung der Anziehungskraft, welche die Erde auf den Mond ausübt. Bekanntlich ist die Bahn des Mondes nicht unbedeutend zur Ebene des Erdäquators geneigt, und zwar oscillirt diese Lage zwischen gewissen engen Grenzen hin und her, sodaß diese Neigung eine Zeit lang etwas größer oder kleiner als die mittlere Neigung sein kann. Es ist nun begreiflich, daß die Wulst der Erdkruste am Aequator einen Einfluß auf die Mondbewegung derart haben muß, daß der Mond stärker angezogen, d. h. schneller umlaufen wird, wenn er sich dem Aequator längere Zeit näher befindet, was dann stattfindet, wenn seine Bahn mit der Ebene des Aequators einen kleinern Winkel einschließt als den mittlern. Andererseits übt aber auch der Mond einen merklichen Einfluß auf die Lage der Erde aus, der je nach der Lage seiner Bahn ein verschiedener sein muß. So gut die Erde den Mond anzieht, gravitirt auch die Erde dem Monde entgegen. Die über der Kugelform hervorragenden Erdstrecken am Aequator werden aber diese Anziehungskraft des Mondes energischer empfinden als die übrigen Theile; die Erdachse wird sich so zu stellen bestreben, daß die Gestalt der Erde symmetrisch zur Mondbahn zu liegen kommt, und dieses Bestreben wird wieder von der Dicke der äquatorialen Wulst abhängen. Nach dem ersten Raisonnement, der Mondgleichung, fand Laplace die Abplattung der Erde gleich $^1/_{299}$ des Radius, aus der zweiten Methode, der Nutation, fand von Lindenau $^1/_{316}$. Aus den Pendelversuchen folgte $^1/_{289}$, während Bessel aus der directen Messung eines Grades nach der zuerst besprochenen Methode im Mittel $^1/_{299}$ findet.

Diese Abplattung wird bekanntlich als die Folge der Centrifugalkraft auf den umwälzenden feuerflüssigen Erdball der Urzeit angesehen. Unter dieser Voraussetzung kann man denselben Werth durch eine einfache Rechnung theoretisch bestimmen, da man aus der Zeit des Umschwungs und dem bekannten Umfange die Centrifugalkraft auf dem Aequator sehr leicht finden kann. Diese theoretische Abplattung ist gleich $^1/_{292}$.

Trotzdem alle diese Resultate sehr schön miteinander übereinstimmen, ist es keineswegs ohne weiteres sicher, daß sie die wahre Abplattung der Oberfläche mit einiger Sicherheit angeben. Wenn wir allerdings nur von der uns zugänglichen Oberfläche der aus der weiten Meeresfläche hervorragenden continentalen Inseln reden wollen, so würden obige Ziffern ohne Zweifel bedeutende Annäherung an die Wahrheit bezeichnen; aber wir haben dabei gänzlich die vier Fünftheile der Oberfläche außer Augen gelassen, welche unter dem Meeresspiegel liegen, und es scheint sich in der That herauszustellen, daß die Meerestiefe in verschiedenen Breiten einer gewissen Gesetzmäßigkeit unterworfen ist, welche jener gefundenen Abplattung geradezu entgegenwirkt. Je näher dem Aequator man sondirt, je größer findet man den Abstand zwischen Erd- und Meeresoberfläche. Im Süden des südlichen Wendekreises hat man Tiefen von 1,9 geographischen Meilen vorgefunden; in den Gegenden des Atlantischen Oceans, welche das amerikanische

Digitized by Google

Kabel passirt, und dessen Boden zum Zwecke der Legung desselben dort genau untersucht worden ist, existiren sicher keine Abgründe, welche eine halbe Meile übersteigen; wogegen in nördlichern Breiten von etwa 70 Grad nördlich oder südlich an durchgängig nur sehr geringe Meerestiefen vorkommen, ein bis zwei Zehntel Meilen. Es scheint der Meeresgrund deshalb durchaus nicht demselben Gesetze der Abplattung zu folgen, welches für die Continente allerdings unzweifelhaft erkannt ist. Es ist vielmehr durch die genannten Sondirungen angedeutet, daß der Meeresgrund, also der bei weitem größere Theil der festen Kruste, ganz bedeutend weniger abgeplattet ist. Dürften wir hierauf Consequenzen bauen, was uns allerdings gewagt erscheint, so kämen wir zu dem Schlusse, daß nicht, wie bisher vielseitig angenommen wird, die Continente sich aus dem Meere gehoben haben, sondern vielmehr der Meeresboden sich unter die ursprüngliche Oberfläche herabgesenkt hat, da $^1/_{292}$ die theoretisch nothwendig gefundene Abplattung einer flüssigen Erdkugel ist und dieselbe mit der für die Continente gefundenen übereinstimmt. Neuere Untersuchungen über die Constitution des Erdinnern, welche zur Grundlage die Gesetze der mechanischen Wärmetheorie haben, machen es höchst wahrscheinlich, daß zwischen der festen Erdkruste und dem feuerflüssigen Innern ein mit Gas ausgefüllter Zwischenraum existirt: ein Nachlassen der Gasspannung in diesem Zwischenraume könnte dann sehr wohl das Herabsinken des Meeresbodens unter das Niveau der Continente erklären. Das nur im Vorübergehen.

Von unserm Gesichtspunkte aus halten wir jedenfalls eine Abplattung von etwa $^1/_{290}$ fest, welche die Fernwirkung der Erde auf den Mond documentirt und die von Astronomen außerhalb der Erde gefunden werden würden, da die Krümmung der Meeresoberfläche ohne Zweifel diesem Gesetze folgt. Wir haben bei dieser Gelegenheit einzuschalten, daß die beiden früher betrachteten Planeten Mercur und Venus keine Spur einer Abplattung an den Polen zeigen. Der Theorie zufolge konnte auch keine solche für unsere Meßinstrumente noch auffindbare bei diesen Körpern existiren. Da Venus denselben Umfang und dieselbe Umlaufsgeschwindigkeit wie die Erde besitzt, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß sie eine ellipsoidische Gestalt besitzt, welche der der Erde gleich ist; jedoch hat die Beobachtung nur ermitteln können, daß ihre Abplattung jedenfalls nicht größer als $^1/_{150}$ ihres Radius sein kann.

Um mit unsern Betrachtungen über die Gestalt der Erde abzuschließen, müssen wir noch erwähnen, daß noch eine dritte Abweichung von der Kugelform vermuthet wird, derart, daß der Aequator kein vollkommener Kreis sei. Nach Clarke würde der äquatoriale Durchmesser der Erde in 15° 34′ östl. L. von Greenwich um 1000 Toisen größer sein als der auf ihm rechtwinkelig stehende. Aber diese Untersuchungen bedürfen noch der Bestätigung durch die neuern Gradmessungsarbeiten, welche gegenwärtig eine große Anzahl Astronomen Europas und der andern Continente lebhaft beschäftigt.

Wir haben noch einen Blick auf die Dunsthülle zu werfen, welche unsern Planeten schützend umgibt, welche das organische Leben auf demselben ermöglicht und die mannichfaltigen meteorologischen Schauspiele hervorbringt, deren Ge-

Digitized by Google

walt uns in Staunen und Schrecken versetzen und deren Lieblichkeit andererseits uns den süßesten Träumereien überläßt. Die jagenden Wolken, welche ängstlich den Mond umflattern, oder die weit ausgedehnten ruhig lagernden Wolkenstreifen, welche den Purpurmantel des scheidenden Sonnengottes bilden, das wild aufwogende Meer und das liebliche Spiel der schwankenden Blüten im Gesträuch, der niederkrachende Blitzstrahl und der stillglühende Lichtschein, welcher öfters am nördlichen Himmel aufglimmt, der strömende Regen, die verderbenbringenden Hagelschauer, die Schneestürme, der Nebel, welcher uns mit seiner eindringenden Feuchtigkeit eng einhüllt, oder jener leichte Schleier, der an klaren trockenen Sommertagen die fernen Contouren des Gebirges in märchenhafter Unbestimmtheit erscheinen läßt, die großartigen Gestaltungen der Gletscher, und tausend andere Erscheinungen und Gebilde werden durch diese Lufthülle hervorgebracht oder vermittelt und können nur durch ihre Existenz zu Stande kommen. Es ist die schwierige und bis heute sehr undankbare Aufgabe des Meteorologen, den wechselvollen Zustand der Atmosphäre zu registriren und die Gesetze aufzusuchen, nach denen sich die Veränderungen derselben vollziehen. Von seinen Messungen interessirt uns nur die, welche er mit dem Barometer macht. Das Barometer ist eine Wage, welche die Schwere der über uns lastenden Luft angibt. Das Quecksilberbarometer entspricht einer Balkenwage; in der einen Schale ist das Quecksilber befindlich, welches dem Gewichte der über ihm lastenden Luftsäule genau gleichkommt; das Aneroidbarometer entspricht dagegen einer Federwage. Die Luft drückt hier auf eine luftleere Blechbüchse und preßt den Deckel derselben um so mehr ein, je schwerer sie ist. Diese Instrumente sagen also durchaus nichts direct über die Höhe der Atmosphäre, wie man schlechtweg anzugeben pflegt. Allerdings, wenn der Zustand der Luft in allen Höhen derselbe wäre wie hier auf der Oberfläche der Erde, so würde ein einfacher Vergleich der specifischen Schwere des Quecksilbers mit der der Luft ohne weiteres die Höhe der über dem Barometer lastenden Luftsäule angeben; aber jedermann weiß, daß diese Bedingung nicht erfüllt ist, daß die Luft in größern Höhen immer verdünnter, leichter wird; verwegenen Luftschiffern, welche sich zu weit über die Oberfläche gewagt hatten, kostete diese Thatsache das Leben, und schon Bergreisende empfinden auf den Gipfeln unserer Alpen sehr deutlich die dort herrschende Luftarmuth an der zunehmenden Thätigkeit ihrer Lungen. Man kann nun zwar diese Abnahme der Dichtigkeit als eine im Allgemeinen einem bestimmten Gesetze Folge leistende betrachten, und dieses Gesetz bestimmen; aber solche gleichmäßige Schichtung der Atmosphäre ist natürlich nur ein idealer Zustand, um den die wirklichen Zustände in sehr verschiedenen Intervallen unaufhörlich oscilliren. Um deshalb die mittlere Dichte und Schwere der Atmosphäre zu erhalten, hat man den mittlern Stand des Barometers aus einer sehr langen Reihe von Beobachtungen abzuleiten. Selbst dieses Resultat wird aber nur eine vage Annäherung für die Höhe der Atmosphäre geben. In der That ist es von vornherein unwahrscheinlich, daß sie eine gegen den Weltraum hin so scharf begrenzte Oberfläche besitzt wie z. B. das Meer gegen die Luft. Es ist vielmehr anzunehmen, daß diese Hülle, welche nur durch die stetig mit der Entfernung abnehmende Anziehungskraft der Erde von der Verflüchtigung in den leeren Raum zurückgehalten wird, sich in stetiger Verdünnung unmerklich verliert, sodaß man

Digitized by Google

die Grenze der Atmosphäre, strenggenommen erst dort setzen kann, wo die Anziehungskraft anderer Weltkörper, des Mondes, der Sonne, derjenigen der Erde die Wage hält. Die verschiedenen Angaben über die Höhe der Atmosphäre, welche wir vorfinden und die oft voneinander nicht unbeträchtlich abweichen, sind nur Resultate von Untersuchungen, denen gewisse nicht verbürgte Voraussetzungen zu Grunde liegen und die immer nur kleinste mögliche Werthe sind. So fand E. Schmidt unter der Annahme einer stetigen Wärmeabnahme bis zu einer anderweitig bestimmten Grenze, daß die Atmosphäre 7,7 Meilen über dem Aequator und 5,8 Meilen hoch über den Polen sei. Julius Schmidt in Athen hat eine Reihe von Beobachtungen des Dämmerungsbogens gemacht; derselbe gibt insofern Aufschluß über die Höhe der Atmosphäre, als er zeigt, bis zu welcher Entfernung von der Oberfläche hin die Luft noch die Fähigkeit der Reflexion des Sonnenlichtes besitzt. J. Schmidt fand diese 8,7 Meilen. Weil, wie bemerkt, dieses kleinste Werthe sind, und man nichts mit Sicherheit über diesen Punkt erfahren kann, so ist es ganz gerechtfertigt, wie es gewöhnlich geschieht, diese Höhe rund zu 10 Meilen anzugeben. Daß indeß noch weit darüber hinaus atmosphärische Luft existirt, zeigen deutlich die Sternschnuppen und Feuerkugeln, welche durch die Reibung an dieser Luft während ihres Vorüberziehens erglühen und deren Aufblitzen zuweilen 40 Meilen über der Oberfläche beobachtet wird. Jedenfalls aber muß diese widerstandleistende Luft in jenen Höhen eine sehr verdünnte sein, sodaß wir von ihrer Existenz, wenn es sich um vergleichende Betrachtungen mit andern Planeten handelt, vollkommen absehen dürfen. Auch aus diesem Gesichtspunkte können wir uns mit Vertrauen an die aus den optischen Erscheinungen folgende Höhe von 8—10 Meilen halten, und wir erinnern bei dieser Gelegenheit daran, daß diese Zahl derjenigen nahe gleichkommt, welche für Venus aus weiter oben angeführten Beobachtungen die Grenze der optisch wirksamen Atmosphäre angibt.

Die wichtigste optische Erscheinung, welche unsere Atmosphäre hervorbringt, ist die der Ablenkung der sie durchdringenden Lichtstrahlen der Himmelskörper, die astronomische Strahlenbrechung oder Refraction. Wie jedermann leicht beobachten kann, wird das Licht stets in seiner geraden Richtung unterbrochen, wenn es durch verschiedene dichte durchsichtige Massen, Glas, Wasser u. s. w. geht. Während es auf seinem Wege durch die weiten Räume des Universums nur jenen Aether vorfindet, welcher eben sein Träger ist, so trifft es dagegen, ehe es zu uns gelangt, eine gegen den Aether ungemein schwere und dicke Materie, die Luft, an, welche seine ursprüngliche Kraft schwächt und seinen Weg einbiegt. Je schräger die Strahlen auffallen, je mehr Luft haben sie zu durchdringen, je mehr bemerkbar wird also der Einfluß der Refraction werden, und wir erkennen deshalb, daß sie ihr Maximum im Horizont haben muß. Die Sonne erscheint uns aus diesem Grunde ungefähr $2^1/_2$ Minuten früher, als sie geometrisch genommen aufgeht, und geht ebenso viel später unter. Wenn so die Atmosphäre wohlthätig unsere Tage verlängert, so verschluckt sie andererseits in der Nähe des Horizonts bedeutende Quantitäten Sonnenlicht. In der Höhe, welche die Sonne zur Zeit des Wintersolstiz bei uns mittags einnimmt, ist ihre Lichtkraft kaum mehr als die Hälfte derjenigen, welche sie auf der Erde im Maximum besitzen kann, während sie bei

Digitized by Google

5 Grad Höhe über dem Horizont kaum noch 20 Proc. davon besitzt. In der That kann man den rothglühenden Sonnenball bei solchem Stande, ohne die Augen besonders zu schützen, betrachten, wodurch solche bedeutende Schwächung seines Lichtes deutlich bemerkbar wird.

Aber wir müssen uns beeilen, den Besuch abzubrechen, welchen wir unserm Erdball gewidmet haben. Wir gehen zum Monde über, ihrem Sohne: es mag wol heute niemand mehr an der Kant-Laplace'schen Entwickelungstheorie zweifeln, sodaß wir uns den Mond aus einem in Urzeiten vom Erdäquator losgelösten Ringe gebildet zu denken haben. Wenn also in der That der Mond ein Kind der Erde ist, haben wir deshalb nöthig zu schließen, daß die Einrichtungen auf seiner Oberfläche gleiche oder doch sehr ähnliche sein müßten? Durchaus nicht. So sehr die Erde von der Sonne verschieden sein muß, so verschieden kann der Mond von der Erde sein. Wir haben hier drei Generationen vor uns: Mutter, Kind und Kindeskind; die Generationen sind sich innerlich verwandt, zeigen aber zunächst Altersunterschiede, deren absolute Werthe allerdings hier den relativen und für uns in Betracht kommenden diametral entgegenstehen. Der Mond, der absolut jüngste der Reihe, ist relativ das älteste Wesen, die Sonne, welche all diese Körper gebar, ist relativ am jüngsten. Diese Eigenthümlichkeit hat ihren Grund in den Größenunterschieden der drei Körper, welche ihre Lebensdauer bedingt, wovon ihr relatives Alter also abhängt. Die Sonne ist noch selbstleuchtend und flüssig oder gasförmig. Die Erde und der Mond haben dieses Stadium überschritten. Beide sind starr, aber die Erde beherbergt noch ein reges organisches Leben, während der Mond ausgestorben ist und dem Ende seiner Mission entgegengeht. Da wir demnach erkennen, daß dieser Satellit in eine dritte Klasse von Welten gehört, welche in verzweigter Wechselwirkung von zwei Centralpunkten abhängt, so müssen wir von vornherein mit der Ueberzeugung an sein Studium gehen, daß wir wesentlich verschiedene Bildungen auf demselben entdecken werden, als sie die Erde aufweist, und daß von den gemeinschaftlichen Zügen, welche die Brüder der Erde mit dieser zeigen, bei ihm nur wenige wiederzufinden sein werden.

In der That sehen wir auf dem nahen Monde eine so große Anzahl der eigenthümlichsten Oberflächengestaltungen und Gebilde so seltsamer Art, daß wir durchaus nicht mehr im Stande sind, dafür auf der Erde Analogien zu finden oder ihre Entstehung Processen zuzuschreiben, deren einstmalige Arbeit uns das Erdrund lehrte. Wir haben es mit einer gründlich verschiedenen Welt zu thun.

Wir bemerken auf dem Monde kein Wasser, keine Spuren, welche die vielartige Thätigkeit dieses Elements in frühern Zeiten andeuteten, wenngleich Flußgebiete, den größern der Erde ähnlich, mit den optischen Hülfsmitteln der Neuzeit ganz gut zu beobachten wären. Die wohlthätige Anwesenheit des Wassers im Verein mit der atmosphärischen Luft ist die nothwendige Bedingung zur Erhaltung des Lebens auf unserm Himmelskörper. Auf dem Monde existirt kein wahrnehmbares Leben, keine dunkeln Wald- oder grünen Wiesengebiete. Ob er eine Atmosphäre besitze, ist lange zweifelhaft gewesen. Gegenwärtig scheint durch verschiedenartige Beobachtungen eine solche von sehr verdünnten lichtbrechenden Gasen angezeigt zu

Digitized by Google

sein. Schon Bessel hatte diese Meinung vertheidigt, weil er die Zeitdauer, während welcher der Mond vor einem Fixstern vorübergeht, die Dauer der Sternbedeckungen um ein sehr Geringes kürzer fand, als es die Rechnung ergibt. Hieraus würde folgen, daß eine unbekannte Gasart, welche den Mond umgibt, die Strahlen des an seinem Rande befindlichen Fixsterns bricht und in ganz derselben Weise, wie bei uns der Aufgang der Sonne verfrüht, der Untergang verspätet beobachtet wird, bewirkt, daß der Eintritt des Sterns scheinbar zu spät, der Austritt zu früh erfolgt. Jedoch würde die Dichte dieser Mondluft kaum $^1/_{1000}$ der unserigen erreichen können.

Wenn schon diese theilweise negativen Resultate eine charakteristische Typenverschiedenheit offenbaren, so begegnen wir andererseits einer Anzahl der positivsten Thatsachen auf dem Monde, welche dafür die eminentesten in die Augen springenden Belege bilden. Die Oberflächengestaltung des Mondes hat mit der Erde kaum irgendwo Parallelen. Allerdings redet man von Gebirgszügen, von Meerbecken, von Kratern auf dem Monde; aber die Gebilde, welche man mit diesen, den irdischen Gebilden entlehnten Namen belegt hat, haben mit den letztern kaum eine entfernte Aehnlichkeit der äußern Form. Namentlich sind es diese Mondkrater, welche genetisch nothwendig gänzlich von den Erdvulkanen verschieden sein müssen.

Es ist nicht möglich, von diesen kreisförmigen Gebilden eine Beschreibung zu geben, welche sie den Lesern vor Augen führte, wenn er nicht schon irgendwo eine jener vortrefflichen Abbildungen ein wenig studirt hat, die von einzelnen Partien des Mondes, sei es auf photographischem Wege oder durch anderweitige Reproduction, heute vielfach angefertigt werden. Wenn wir deshalb hier die charakteristischen Merkmale der Gebirgsmassen des Mondes trotzdem wiedergeben, so ist dies vorzugsweise, um dem Leser die Abbildungen wieder ins Gedächtniß zurückzurufen.

Die kreisförmigen Gebilde, mit welchen der Mond förmlich übersäet ist — Julius Schmidt, gegenwärtig wol der beste Kenner des Mondes, schätzt ihre Anzahl auf nicht weniger als 100000 — kann man ihrer Größe nach in vier Klassen theilen, welche gewisse charakteristische Verschiedenheiten trennen. Die erste Klasse nehmen die Wallebenen ein, die größten zusammenhängenden Gebirgsmassen dieser Gattung. Eine ringförmige Gebirgswand, gewöhnlich von außen sanfter ansteigend als vom Innern des Ringes, umgibt ein, relativ zur übrigen wildzerrissenen Mondoberfläche, ebenes Gebiet von 10—30 Meilen Durchmesser. Eine gewisse Aehnlichkeit mit diesen Gebilden zeigen Erdlandschaften, wie Böhmen, Siebenbürgen, jedoch sind die Gebirgswälle dieser irdischen Wallebenen bei weitem mehr abweichend von der Kreisform wie die des Mondes. Die Wälle steigen gewöhnlich in verschiedenen Abstufungen terrassenförmig auf und variiren in ihrer Höhe nicht bedeutend. Ihnen folgt der Größe nach die Klasse der Ringgebirge. Diese besitzen oft wildgroteske Gestaltungen. Als schönstes Beispiel derselben ist der Kopernikus anzuführen, welchen man am häufigsten in astronomischen Werken abgebildet findet. Ein ungefähr kreisförmiger Wall oder vielmehr ein System von übereinander chaotisch aufgeworfenen vielfach zerrissenen Böschungen umgibt ein kesselförmiges Gebiet, in welches der umschließende Wall nicht viel steiler, aber scheinbar etwas regelmäßiger abfällt als nach außen. Im Innern befindet sich außer einigen

Digitized by Google

unbedeutenden Bergrücken und Gräben ein centraler Bergkegel, welcher plötzlich und sehr steil aufsteigt und vielfach zerklüftet ist. Die Höhe dieses letztern zu der innern Fläche der umschlossenen Ebene ist viel geringer als die des Ringwalles. Die erstere beträgt etwa 2500 Fuß, während der letztere sich bis zu 10600 Fuß erhebt. Die innere Ebene liegt, wie bei vielen ähnlichen Gebilden des Mondes, beträchtlich höher als die äußere Umgebung. Diese eigenthümliche Thatsache tritt namentlich bei denjenigen Ringgebirgen auf, welche sich in der Nähe von sogenannten Meeren befinden, tiefen dunklern Stellen, die eine große Fläche des Mondes, ohne beträchtliche Erhebungen zu besitzen, einnehmen. Namentlich sind die innern Ebenen der Ringgebirge beim Mare Humorum — Gassendi heißt das bedeutendste — viel höher gelegen als der Boden der angrenzenden Theile. Im Gegensatz zu der innern Ebene trifft man die nähere äußere Umgebung der Wälle seltsam chaotisch zerrissen. Verschlungene Bergrücken, plötzliche Vertiefungen, kleinere unvollkommene Umwallungen, davon ausgehende ungefähr radiale Adern, welche sich allmählich in der Ebene verlieren, kurz ein unbeschreibbares Gewirr von Gestaltungen, die auf der Erde keinen Repräsentanten haben, erfüllen uns mit Staunen und sind angethan, uns zu erschrecken, wenn ihr Anschauen uns an die ungeheuern geheimnißvollen Revolutionen denken läßt, welche diese unentwirrbaren Zerklüftungen hervorbrachten.

Zu den Ringgebirgen werden noch die Bergkränze gezählt, welche man sich durch mehrfache Zerreißung des Walles derselben entstanden denkt; endlich die Sinusgebilde, Halbkreise, welche gegen ein Meer hin offen sind.

Von den Ringgebirgen führt die nächste Größenstufe absteigend zu den eigentlichen Kraterbergen, welche den vorigen in allem wesentlichsten ähnlich sind und mit unsern Vulkanen entfernte Verwandtschaft der Form zeigen. Als kleinste Gebilde des Mondes schließlich finden wir über seine ganze Fläche tausendfach vertheilt die Kratergruben, Vertiefungen, welche an ihrem Rande keine Wulst haben, sondern ganz plötzlich und oft sehr tief unter die Oberfläche eindringend auftreten.

Gebirgszüge, welche sich nicht kreisförmig darstellen, kommen auf dem Monde selten vor und unterscheiden sich von denen der Erde, deren Namen sie vorzüglich tragen, wesentlich dadurch, daß sie keine seitliche Ausläufer, keine Querthäler bilden. Es ist immer ein großer sierrenartig ausgezackter Zug, der sich oft zwischen zwei Meeren hinzieht; so bilden die mächtigen Massen des Kaukasus und der Alpen die Scheide zwischen dem Mare Serenitatis und dem Mare Imbrium, jenen großen dunkeln Flecken, welche einen beträchtlichen Theil der nördlichen Hälfte der Mondscheibe einnehmen. Diese langgestreckten Gebirgsformationen, welche mit denen der Erde noch am meisten Aehnlichkeit zeigen, kommen vorzugsweise auf dem nördlichen Theile des Mondes vor, wo die kraterförmigen Gebilde seltener sind als auf der südlichen davon geradezu übersäeten Seite.

Wollen wir zunächst die hauptsächlichsten Thatbestände vor Augen führen, welche uns die Mondscheibe zeigt, ehe wir über ihre genetische Erklärung einige Worte sagen, so werden wir zu den eigenthümlichen Strahlensystemen hingeleitet, welche von einigen größern Ringgebirgen ausgehen und deren Entstehung mit der jener Kratergebilde nothwendig im Zusammenhange stehen muß. Das bedeutendste dieser

Digitized by Google

Systeme strahlt vom Tycho, einem großen Ringgebirge der südlichen Mondhälfte, aus. Helle Streifen gehen in gerader Richtung von hier aus und das Gebiet, welches sie so überstrahlen, nimmt nicht weniger als den vierten Theil der leuchtenden Scheibe ein. Die Strahlen sind breiter und intensiver in der Nähe des Kraters und verlaufen sich allmählich. Die Bodengestaltung, welcher sie auf ihrem Wege begegnen, zeigt gar keinen Einfluß auf ihre Richtung, die glänzenden Streifen gehen über Berg und Thal ungestört geradlinig weiter. Den Charakter des allgemeinen Anblicks solch eines Systems hat Nasmyth ganz treffend mit den sternförmig geordneten Rissen verglichen, welche durch einen Wurf in einer Glastafel entstehen. Diese Strahlen sind am besten während des Vollmonds sichtbar, also während der Zeit, wo die übrige Configuration der Oberfläche am wenigsten klar sichtbar ist, weil dann die Sonnenstrahlen, nahezu senkrecht auffallend, nur kleine Schatten hervorbringen. Zu andern Zeiten können sich diese Systeme jeder Nachforschung entziehen. Es geht schon hieraus hervor, daß sie weder Erhöhungen noch Vertiefungen auf der Oberfläche des Mondes sein können, weil sie sonst gerade bei schräger Beleuchtung, gleich den Berggestaltungen, am plastischsten hervortreten müßten. Diese Streifen sind Gebiete, strahlenförmige Adern, welche mehr Reflexionsfähigkeit besitzen als die umliegenden Theile der Oberfläche.

Endlich haben wir der sogenannten Rillen zu gedenken, jener schmalen, oft sehr lang hingestreckten Risse in der Oberfläche, die je nach der Beleuchtung als äußerste feine Licht- oder Schattenlinien erscheinen und theils das flache Land durchsetzen, theils Gebirgswände plötzlich durchbrechen, theils ihnen ausweichend um sie herumziehen. Von diesen Gebilden, die nicht weniger seltsam sind als die übrigen Objecte und auf der Erde keine Analogie finden, hat man an 500 gezählt, und es scheint nicht, als ob ihre Vertheilung auf dem Monde irgendwelche Beziehungen zu der übrigen Configuration offenbaren könnte.

Damit hätten wir die hauptsächlichsten Bodengestaltungsformen, denen wir auf unsern Trabanten begegnen, beschrieben. Wir sahen überall Eigenthümlichkeiten, die keine Parallele auf der Erde haben, und der Mond, dem wir am nächsten sind, welcher ein Kind der Erde ist, kommt uns fast fremdartiger, wunderbarer vor als alle die übrigen Gestirne, welche unsern verschärften Blicken eine detaillirte Untersuchung erlauben. Wie sollen wir all diese Gestaltungen erklären, da uns die Entstehungsweise unserer Gebirgszüge noch keineswegs klar vorschwebt? Die Geologie stellt uns dar, wie man die großen Gebirgsketten der Erde durch eine Contraction ihrer Kruste denken kann. Aber die gewaltsamen Wirkungen, Aufschürfungen, von welchen wilde Zerklüftungen unserer Hochgebirge sprechen, wenn sie denn überhaupt durch obige Annahme bis ins Einzelne wirklich erklärbar sein sollten, können durch keine langsam arbeitende Kraft, wie die der Zusammenziehung durch langsamen Wärmeverlust hervorgebracht sein. Es muß hier eine plötzliche vehement auftretende Wirkung die Oberhand gehabt, beispielsweise ein Stoß stattgefunden haben. Durch einen central von innen heraus durch die Mächte des glühenden Kerns hervorgerufenen Stoß ist diese Erklärung wieder nicht möglich; es muß eine seitliche Kraft zu Hülfe genommen werden; namentlich in Bezug auf die Alpen haben das neuere Forscher nachzuweisen versucht. Mit diesem Blick auf

Digitized by Google

irdische Zustände, welche mit denen auf dem Monde eine gewisse Verwandtschaft zeigen, müssen wir die Frage nach der Entstehung jener Gebirgszüge verlassen.

Was dagegen die kraterähnlichen Gebilde betrifft, so scheinen diese zunächst um vieles leichter genetisch erklärbar. Haben sie doch eine auf den ersten Blick augenfällige Aehnlichkeit mit unsern Vulkanen, Feuerbergen, deren wir selbst viele entstehen sahen. Leider aber wird dieser Eindruck mehr und mehr verwischt, je eingehender man sich mit diesen Gegenständen beschäftigt. Dann erscheint es dem vorurtheilsfreien Forscher immer fraglicher, ob diese augenscheinliche Aehnlichkeit der Mondvulkane mit den irdischen wirklich eine innere sei. Zunächst ist es die große Ausdehnung dieser Gebilde, welche solche Zweifel entstehen läßt und auf der Erde kein Analogon findet. Diese ungewöhnliche Größe würde, mit der ebenso stark gegen irdische Verhältnisse contrastirenden großen Anzahl der Mondvulkane, auf eine ganz bedeutend intensivere Thätigkeit des glühenden Kerns schließen lassen, wofür wir wiederum keinen innern Grund finden können. Es ist wol wahr, daß eine gleiche Kraft bedrängter Gase auf dem Monde stärkere Wirkung hervorbringen muß als auf der Erde, weil dort die Stoffe leichter sind; aber dieses Verhältniß, das von 6 : 1, ist bei weitem nicht im Stande, eine hinlängliche Erklärung jener Frequenz zu geben. Das Hauptargument gegen die Identität der Mondvulkane mit den irdischen sehen wir in dem Verhältniß des Durchmessers der Krateröffnungen zu der Dicke der Ringwände. Wenn diese, wie auf der Erde, Auswurfsproducte sein sollen, so müssen sie, bei einer einige Zeit lang fortgesetzten Thätigkeit des Vulkans, im Verhältniß zur Krateröffnung sehr breit werden, weil die Massen, mit ungleichmäßiger Kraft emporgeschleudert, in Ringgebieten von sehr verschiedenem Durchmesser niederfallen. Die Grenzen zwischen der geringsten und der größten Auswurfsvehemenz werden aber um so weiter ausgedehnt sein, je stärker die Maximalkraft ist; es folgt daraus, daß die Kraterwände der Mondvulkane im Vergleich zu dem Durchmesser der Ringe sehr dick sein müßten, gerade das Gegentheil des Thatbestandes. Die einzige schwache Möglichkeit einer Rettung der vorgefaßten Idee wäre demnach die, anzunehmen, daß die größern Vulkane nur ein einziges mal in Thätigkeit gewesen seien, für deren während des Ereignisses constant gebliebenen Kraft der Durchmesser des Ringes ein Maß gibt. Aber diese Annahme einer constanten und dann plötzlich ganz erlöschenden Kraft gibt sofort wieder neue Räthsel auf und setzt gleichzeitig einen charakteristischen Unterschied zwischen den Erd- und Mondvulkanen. Zu alledem kommt noch, daß gerade diesen größern Ringgebilden öfters ein centraler Auswurfskegel fehlt. Im Krater Schickhardt beispielsweise, der eine diametrale Ausdehnung von 23 Meilen besitzt, sieht man eine fast ebene Fläche, die seitlich allerdings durch einige Kratergruben unterbrochen ist; Plato, nur wenig kleiner, zeigt dagegen auf der herrlichen Zeichnung in dem 8. Bande der „Annalen“ des Harvard College nicht die geringste Unebenheit oder Oeffnung im Innern des Walles, während dieser letztere selbst und seine Umgebung wild zerrissen und durchlöchert erscheint. Wargentin endlich, ein etwa 10 Meilen kreisförmig umfassendes Gebilde, ganz in der Nähe des erstgenannten Ringgebirges, ist eine gerade Fläche, welche sich über das umliegende Gebiet allseitig gleichmäßig erhebt, dessen Wall also nach innen

Digitized by Google

nur wenig abfällt und in dessen Umkreise Nasmyth und Carpenter wenigstens keine Oeffnung verzeichnen, wenngleich hier der Boden sehr uneben, körnig erscheint. Wie aber solche ungeheuere Wälle durch Auswürfe entstehen können, welche aus unentdeckbar kleinen Oeffnungen emporgetrieben wurden, ist unerklärlich. Man könnte zwar erwidern, daß auf der Erde Vulkane aufzuweisen sind, deren Auswurfsöffnungen sich durch einen Deckel wieder geschlossen haben. Jedermann weiß, daß der Vesuv vor dem unheilvollen Ausbruche, der drei blühenden Städten des Römerreiches das Leben kostete, auf seinem Gipfel ein Plateau besaß, welches den Verderben bringenden Schlund mit einem blumigen Wiesenteppich überdeckte, und heute noch befindet sich in seiner Nähe ein kleiner beinahe erloschener Vulkan, die Solfatara, dessen Krater bis auf einige kleine Oeffnungen, die heißen Schlamm oder Dampf ausstoßen, von einer ebenen Erdfläche verschlossen ist. Diese Fläche liegt ziemlich viel tiefer als der Gipfelkranz des Kraters, aber höher als die äußere Umgebung, ähnlich wie die meisten Ebenen der Ringgebirge auf dem Monde. Diese Bildungen ließen sich durch Verschüttung und Hebung erklären. Der einmal verschüttete Krater wird dann das Bett eines Sees — ein Beispiel solches Kratersees ist der gleichfalls in dem sehr interessanten vulkanischen Gebiete bei Neapel befindliche Lago averno —, dessen Arbeit das Nivellement des Bodens vollendet. Aber eine solche Erklärung ist für die Vielheit der großen Gebilde des Mondes durchaus nicht mehr zulässig, schon weil sich sonst auf dem Monde nirgends die einstmalige Thätigkeit des nivellirenden Wassers offenbart.

Die vulkanische Erklärungsweise der Beschaffenheit des Mondes stößt noch auf mancherlei andere Schwierigkeiten. Bekanntlich spielt bei den hier fortwährend in Vergleichung gezogenen irdischen Erscheinungen das Meer eine Hauptrolle, dessen Wasser zu tiefern Schichten herabsickert, durch die dort angetroffene Wärme in Dampf verwandelt wird, dessen gewaltsame Befreiung die Eruptionen hervorbringt. In der That hat man schon einen Vulkan Seefische in großer Menge auswerfen sehen. Auf dem Monde aber fehlt das Wasser. Endlich begreift man nicht, wie die Reactionen des Innern eines so kleinen Körpers, welche dienen sollten, den Druck der äußern erkaltenden Schale auszugleichen, so ungeheuere Dimensionen annehmen konnten, daß sie gegen 100000 Oeffnungen in der letztern hervorbrachten, während die Erde sich mit einer dagegen äußerst kleinen Zahl von Ventilen begnügte. Schmick hat zwar darauf hingewiesen, daß die Anziehung der Erde auf den Mond ganz bedeutende Revolutionen seines glühend-flutenden Innern hervorbringen mußte; aber so viel Mühe er sich auch in seinen verschiedenen Schriften über diesen Gegenstand gegeben hat, die Oberflächenbeschaffenheit des Mondes nur durch diese Anziehung zu erklären, so glückliche Ideen er auch in dieser Beziehung stellenweise entwickelt, so wenig ist er im Stande, die Vorgänge, aus welchen wir jene Gebilde entstanden denken, auf irdische Analogien zurückzuführen. Er nimmt an, daß den Mond eine Flüssigkeit überflutet habe, welche bis in sehr bedeutende Tiefe durchsichtig sei, daß diese erst dickflüssig, jetzt aber hart und spröde geworden sei und den ganzen Mond wie eine gläserne Hülle umgebe. Die Strahlensysteme sind Sprünge in derselben, welche durch die Hebung von Kratergebilden entstanden sind. Diese Flüssigkeit, ihre Bewegungen, ihre Flut und Ebbe, ihre Strömungen,

Digitized by Google

durch die einst viel bedeutender als jetzt wirksame Libration, d. h. oscillirende Bewegung des Mondes um seine Achse, hervorgebracht, endlich ihre Erstarrung muß die Formation der Oberfläche erklären. Wir können uns hier auf keine eingehende Kritik einlassen und erwähnen nur, daß man bei Aufstellung einer Hypothese Annahmen, welche durch keine Art von Beobachtung wahrscheinlich gemacht werden und von irdischen Verhältnissen große Abweichungen einschließen, unserer Ansicht nach niemals acceptiren sollte.

Dagegen stehen wir nicht an, von einer Idee zur Erklärung der Mondringgebirge günstiger zu reden, welche ein anonymer Autor, der sein Laienthum in astronomischen Dingen allerdings nicht zu verbergen wußte, in der kleinen Schrift: „Die Physiognomie des Mondes. Von Asterios", niederlegte. Obgleich wir wohl wissen, daß das Studium des Mondes zu den schwierigsten gehört und daß mit Recht verschiedene Autoritäten der Selenographie den Versuch einer genetischen Erklärung jener Gebilde nur bei vollkommener Vertrautheit durch jahrelange Forschung für möglich hielten, verleitet doch in diesem Falle ein logisch zwingendes Argument zur längern Verweilung bei dieser neuen Idee. Unser Pseudonymus hält die Mondkrater für Resultate des Aufsturzes kosmischer Massen auf unsern Satelliten. Es ist in der That factisch, daß feste kugelförmige Massen von sehr verschiedener Größe im Raume schweben und mit den größern Körpern zusammenstoßen können. Unsere Erde begegnet sehr häufig Feuerkugeln, welche oft von bedeutendem Durchmesser sind, und es stürzen auf unsere Oberfläche unter Donnergetöse schwere Steinmassen, tief in den Boden schlagend, herab. Da also solche Körper nothwendig auf die Mondoberfläche gestürzt sein müssen, als dieselbe noch dünn und nachgiebig war, so ist die weitere Untersuchung von Wichtigkeit, welchen Effect eine große Feuerkugel hervorbringen mußte, indem sie unter solchen Umständen auf den Mond stürzt. Der gewaltige Stoß, welcher durch eine relative Geschwindigkeit der Feuerkugeln bis zu 10 Meilen in der Secunde hervorgebracht wird, bringt zunächst eine rapide Wärmeerhöhung in der Umgegend des Stoßes zu Stande; die Kruste schmilzt und läßt die Kugel in das glühend-flüssige Innere tauchen, worin sie nach kurzem vollständig aufgeht. In der Kruste entsteht also ein kreisförmiges Loch, dessen Ränder, gleichfalls während des Stoßes erhitzt, sich aufgeworfen haben und nothwendig nach außen zerrissener und weniger steil sein müssen als nach innen, wo die aufstürzende Kugel das Gestein direct getroffen hat. Das glühend-flüssige Innere füllt das Loch nach verschiedenen Niveauschwankungen, welche die Folge des eingetauchten Körpers sind, wieder aus. Manchmal, als die Mondkruste schon etwas mehr Widerstand leisten konnte, tauchte der Meteorit nicht ganz in das Innere ein und es blieb ein Rest davon im Centrum des aufgetriebenen Ringwalles, dem zerklüfteten Kegelberge entsprechend, welcher sich an dieser Stelle oft findet. Viele Einzelheiten, auf die wir hier nicht näher eingehen können, lassen sich mit dieser Hypothese in der That recht einfach erklären, namentlich die Kratergruben, welche an manchen Stellen zahlreich wie Regentropfen die Oberfläche bedecken und — worauf übrigens schon der englische Sternforscher Proktor aufmerksam machte — durch einen Steinregen entstanden

Digitized by Google

gedacht werden können, wie wir solche in allerdings kleinerm Maßstabe auf der Erde stattfinden sahen. Aber die Hypothese unsers Pseudonymus ist unvollendet.

Wir begegnen heute keinen Feuerkugeln von 22 Meilen Durchmesser mehr, wie sie zur Hervorbringung jener Ringgebilde unter den gemachten Voraussetzungen nöthig waren, und es ist höchst unwahrscheinlich, daß sich derer in den Regionen, welche wir jetzt durchfliegen, überhaupt befinden. Eine weitere Annahme, welche ich hier vortragen will, würde uns allerdings aus der Verlegenheit helfen.

Der Mond hat sich aus einem äquatorialen Ringe von der Erde abgelöst. Dieser kann nun entweder nur an einer Stelle zerplatzt sein und eine Kugel gebildet haben, welche durch weitere Contraction den Mond formte, oder der Ring hat viele Knoten, Verdichtungen der ursprünglichen gasförmigen Materie besessen, welche eine große Anzahl kleinerer Kugeln hervorbrachten. Die letztere Annahme ist aber aus Analogiegründen die plausiblere. Die Ringe des Saturn — wir sprechen davon später ausführlich — bestehen aus einzelnen getrennten festen Partikeln; die Schar der kleinen Planeten zwischen Mars und Jupiter hat sich ohne Zweifel gleichfalls aus einem von der Sonne abgeschleuderten Ringe gebildet; den Milchstraßengürtel kann man sich ebenso ursprünglich nur als zusammenhängenden Materienring denken, dessen Knoten sich einzeln zu diesem ungeheuern Kranze von Sonnen condensirt haben. Man kann sich also sehr wohl ursprünglich eine große Anzahl von kleinen Monden der Erde bestehend denken, worunter einer an Größe vorherrscht. Diese Betrachtung vorangeschickt, wissen wir nun leicht die aufstürzenden Feuerkugeln zu finden. Wirklich kann es theoretischerweise nicht ausbleiben, daß die kleinern Satelliten durch die Störungen des größten über kurz oder lang mit ihm vereinigt werden.

Ob es möglich sei, auch die seltsamen Strahlensysteme aus diesem neuen Gesichtspunkte zu erklären, wage ich nicht zu entscheiden. Schmidt in Athen, der im Jahre 1878 auf Kosten der königlich preußischen Regierung eine sechs Fuß im Durchmesser besitzende Mondkarte, die größte bisjetzt existirende, herausgegeben hat, sagt kategorisch über dieselben: „Die Lichtstreifen des Tycho, des Kopernikus u. a., die jeder Beobachter kennt, sind nicht erklärt, und wer mit der Sache vertraut ist, wird sich vor übereilten Schlüssen hüten.“ Aber es drängt jeden Denkenden unwiderstehlich nach Erklärung, und wenn der unruhige Geist von diesem Durst nach dem Quell der Erkenntniß angetrieben wird, so ist ihm wol solche Uebereilung zu vergeben. Wir haben den Mond vor uns, den Sohn der Erde, das große stille wundervolle Licht der Nacht, welches alle Augen erquickt und die Seele in sehnsuchtsvolle Bewegung setzt. Ist etwas erklärlicher als jener Trieb, die Geheimnisse dieser nahen kleinern Welt zu deuten?

Wir haben gesehen, daß sie von Geheimnissen erfüllt ist. Nur sehr wenige Züge fanden wir den älterlichen irdischen ähnlich, und eben gerade diese Strahlensysteme sind immer als ihre auffälligsten Räthsel betrachtet worden. Da sie stets von Ringgebirgen ausgehen, muß ihr Ursprung mit dem der erstern eng zusammenhängen. Mädler, dessen berühmte und bis auf die neue Schmidt'sche als vorzüglichste anerkannte Mondkarte der beste Beleg für seine Autorität in dieser Angelegenheit ist, konnte sich nur eine ganz dunkle Idee über die Entstehungsweise dieser Strahlen

Digitized by Google

bilden. Er meinte, daß von jenen Kratern aus unter der Oberfläche in Adern Gasströme stattgefunden hätten, welche durch Erhitzung eine chemische Veränderung der überliegenden Gesteinsmassen hervorbrachten, sodaß diesen Regionen eine größere Reflexionsfähigkeit ertheilt wurde. Das ist aber gar keine Erklärung, denn damit wird die Fragenlast nur auf die andere Schulter gewälzt, weil es nun unerklärlich bleibt, wie solche radiale Kanalsysteme unter der Oberfläche entstanden sind. Nasmyth hat eine dünnwandige Hohlkugel von Glas anfertigen und mit Wasser füllen lassen. Dieselbe wurde erhitzt, bis das sich ausdehnende Wasser die Wandung sprengte. Darauf zeigte die Glaskugel ein System von Rissen, dessen Figur den fraglichen Mondgebilden ähnlich war. Ein solches demonstratives Experiment aber läßt sich viel einfacher machen. Man braucht nur einen Stein auf eine Glasplatte zu werfen. Allerdings sind aus diesem zweiten Experiment andere Schlüsse zu ziehen. Wir werden wieder zu unsern aufstürzenden kleinen Satelliten geführt, welche, das Ringgebirge bildend, die schon spröde werdende Oberfläche auseinanderrissen. Die Risse aber wurden sofort von dem glühend-flüssigen Innern wieder ausgefüllt, welches reflexionsfähiger zu denken wäre. Aber genug hiervon.

Wir müssen noch einige Worte über die Rillen sagen. In Schmidt's neuer Karte, welche beiläufig 32856 Krater enthält, sind deren 348 verzeichnet. Der athener Beobachter sagt aber aus, daß man bei sechshundertfacher Vergrößerung wol 500 Rillen sehen könnte. Ich habe schon bemerkt, daß auf der Erde keine analogen Gebilde auftreten. Allerdings sieht man in der Nähe von Vulkanen öfters Risse entstehen, welche offenbar Erschütterungen des Bodens sind. Diese Risse sind aber bei weitem unbedeutender. Allerdings sind andererseits auch auf dem Monde die Kratergebilde bedeutender, und wie man sich dieselben auch hervorgebracht denken mag, immer wird ihre Geburt von ungeheuern Erschütterungen des Bodens begleitet gewesen sein, als deren Folge man diese Risse vielleicht betrachten darf. Auch hier, wie bei fast allen Bildungen des Mondes, bleibt man der Gewißheit fern. Schmidt glaubt, daß die Rillen aus ganz kleinen aneinandergereihten Kratergruben beständen, welche man aber ihrer Kleinheit wegen nicht einzeln unterscheiden könne. Ich weiß den Grund nicht, welcher ihn zur Aufstellung dieser Hypothese bewogen hat. Die Rillen, von denen manche zu den feinsten und delicatesten Beobachtungsobjecten gehören, können in der Entstehungsgeschichte des Mondes kaum eine bedeutende Rolle gespielt haben; wir lassen es deshalb bei diesen wenigen Bemerkungen darüber bewenden.

Wenn wir zwar gezeigt haben, daß viele Bildungen der Mondoberfläche, ganz besonders die augenfälligsten, sich durchaus nicht aus vulkanischen Vorgängen, den irdischen vergleichbar, entwickelt haben können, so ist damit keineswegs die Möglichkeit einer vulkanischen Thätigkeit auf dem Monde in Abrede gestellt, und diese kann sogar einen beträchtlichen Theil der sichtbaren Objecte geformt haben. Es wäre fehlerhaft, die vielartigen Erscheinungen einer Schöpfung aus einer einzigen Ursache erklären zu wollen, wie es die Art vieler Forscher ist, die eine in gewisser Richtung glücklich angewandte Idee nun in unglücklicher Consequenz gewaltsam über das ganze Gebiet auszubreiten suchen, wodurch sie gewöhnlich die Idee überhaupt in Miscredit bringen. Da vulkanische Eruptionen auf der Erde vorkommen,

Digitized by Google

so sind dieselben auch auf dem Monde wahrscheinlich. Derselbe besitzt ohne Zweifel noch jetzt, gleich der Erde, einen glühend-flüssigen Kern, aber das Verhältniß der Dicke seiner Kruste zu jenem muß ein größeres sein als bei der erstern. Die Wärmeausstrahlung des Mondinnern wird deshalb gegenwärtig eine geringere sein als die der Erde, weshalb eine Ausgleichung des überhandnehmenden Druckes der sich zusammenziehenden Kruste durch die Ventile der Vulkane auf dem Monde jetzt weniger oft von nöthen sein muß. Denn nur von einer vulkanischen Thätigkeit dieser Art kann hier die Rede sein. Die Erklärung der vulkanischen Vorgänge durch die Mithülfe der Meere ist für den Mond natürlich nicht zulässig. A priori unmöglich ist es also nicht, daß noch gegenwärtig auf dem Monde vulkanische Vorgänge stattfinden, an Lavaausflüssen, Bodenumgestaltungen, plötzlichen Erhebungen oder Senkungen von uns aus vielleicht wahrnehmbar. Allerdings muß man die Wahrscheinlichkeit einer solchen Wahrnehmung als eine äußerst geringe ansehen, da wenigstens die verhältnißmäßig sehr geringfügigen analogen Umgestaltungen der Erdoberfläche vom Monde aus mit den uns dienenden optischen Mitteln gar nicht oder doch nur durch einen sehr glücklichen Zufall entdeckt werden könnten. Da nun in letzterer Zeit namentlich verschiedene Mondbeobachter behauptet haben, vom Zufall wirklich derart begünstigt worden zu sein, d. h. Veränderungen der Mondoberfläche wahrgenommen zu haben, so hat man guten Grund, gerade wegen der Mehrheit solcher Beobachtungen, welche sich auf verschiedene Punkte beziehen, an ihrer Richtigkeit zu zweifeln. Dazu kommt noch, daß die verwickelte Bodenstructur oft bei sehr wenig verschiedener Beleuchtung ein ganz anderes Aussehen annehmen kann, was leicht zu Irrthümern Anlaß gibt. Eine in dieser Beziehung interessante Reihe von Zeichnungen haben Lord Lindsay und Dr. Copeland in den „Monthly Notices" vom Januar 1879 veröffentlicht. Dieselben wurden in einer sehr klaren Octobernacht 1878 mit Hülfe eines 15zölligen Refractors ausgeführt und stellen den Krater Hyginus mit Umgebung dar. Man sieht hierauf, wie im Verlaufe von nicht ganz fünf Stunden beim erwähnten Krater ein neuer aufgetreten war, der unbekannt, obgleich noch größer als Hyginus ist. Daß aber dieser Krater, welcher bald darauf wieder verschwand, unter den Augen der Beobachter wirklich entstanden sei, ist leicht zu verneinen, da die Reihe von Zeichnungen deutlich erkennen läßt, daß das Erscheinen des Gebildes nur die Folge wechselnder Beleuchtung war. Da diese für die genannte Landschaft selten günstig genug gewesen ist, hat man jenen Krater bis dahin nicht wahrgenommen.

In derselben Gegend hat nun Hermann J. Klein am 19. Mai 1877 ein Object gesehen, welches vordem von keinem Selenographen bemerkt worden ist. Es ist eine wenig tiefe Kratergrube, die später von andern, namentlich aber von Schmidt wiedergesehen wurde.*) In der Nähe des Kraters aber ist jetzt ein sehr brei-

*) In dem neuen Werke von Klein: „Anleitung zur Durchmusterung des Himmels", gibt derselbe S. 160 zwei Zeichnungen von dem Gebiete des neuen Kraters mit, die eine von Neison am 28. April 1879 bei aufgehender Sonne über jener Mondlandschaft, die andere von Pratt am 17. Oct. 1878 bei untergehender Sonne aufgenommen. Beide lassen den neuen Krater erkennen. Wir fügen hinzu, daß auch wir selber denselben am 22. März

Digitized by Google

tes Thal sichtbar, welches gleichfalls auf keiner Karte verzeichnet steht. Klein war von vornherein überzeugt, daß es sich hier um eine wirkliche Neubildung handelte, aber die Astronomen waren keineswegs sogleich seiner Meinung: hatten doch Beer und Mädler, Nasmyth und Carpenter und viele andere Beobachter während jahrzehntelanger, fast unausgesetzter Forschung nicht die geringste Veränderung wahrnehmen können. Klein ist indeß seiner Ueberzeugung treu geblieben und hat jüngst noch neue Argumente herbeizuschaffen gewußt, welche ihn schließlich zu dem Ausspruch veranlaßten: „Man darf jetzt behaupten, daß diese Neubildung mit einem so hohen Grade von Gewißheit constatirt ist, wie solche überhaupt durch menschliche Beobachtungen dieser Art erreicht werden kann.“*)

Indeß scheint es uns, daß der Umbildung eines bekannten Objects noch weniger skeptische Conjecturen entgegengestellt werden können, als den Erscheinungen, welche Schmidt an dem Krater Linné beobachtet hat. Der athener Astronom schreibt hierüber in seiner „Kurzen Erläuterung zu J. Schmidt's Mondkarte“, S. 6: „In dieser Ebene (dem Mare Serenitatis) lag vormals ein auch an sehr schwachen Fernrohren sichtbarer Krater, Linné benannt, von nahe 5000 Toisen Durchmesser und 1000 Fuß Tiefe, der wegen seiner vorzüglichen Sichtbarkeit in allen Phasen von Lohrmann und Mädler bei ihren selenographischen Ortsbestimmungen als Fixpunkt erster Ordnung benutzt ward. Bis 1843 konnte Linné noch in früherer Gestalt gesehen werden. Im October 1866 ward es durch Beobachtungen zu Athen klar, daß Linné verschwunden sei. Man erkannte ihn mit den gewöhnlichen Refractoren jetzt zwar leicht als Lichtfleck und bei hoher Beleuchtung. Aber sehr mächtige Instrumente sind erforderlich, eine Spur von ihm an der Phase aufzufinden, und zu bemerken, daß sich in der Lichtwolke ein sehr feines Kraterloch von 2—300 Toisen Durchmesser befinde.“ Die Gesammtheit der Beobachtungen ist nach Schmidt nur durch die Hypothese erklärbar, daß aus dem Kegel des ehemaligen Kraters eine zähe Masse ausgeflossen sei, welche die äußere Umgebung desselben ziemlich gleichmäßig abgeflacht habe, indem sie die Ebene bis nahe an den Gipfel ausfüllte. Hier wäre also eine vulkanische Thätigkeit constatirt, deren Möglichkeit, wie bemerkt, a priori nicht bestritten werden kann.

Dieselben Leute, welche, entschlossen, eine vorgefaßte Idee bis zum Extrem zu vertheidigen, all diese Beobachtungen für Irrungen erklären, wollen auch nichts von dem gelegentlich wahrgenommenen nebelhaften Verschwimmen kleiner Gebiete des Mondes wissen, das seinen Grund in leichten und feuchten Dünsten haben mag. Diese Beobachtungen tangiren noch einmal die Frage nach einer Mondatmosphäre und machen eine solche in sehr verfeinertem Zustande unzweifelhaft, wie sie gleichfalls die Existenz eines Restes von Feuchtigkeit auf der Mondoberfläche constatiren. So haben Schröter und Schmidt bemerkt, daß der Schatten

---

1880 mit dem großen 10zölligen Refractor der genfer Sternwarte gesehen zu haben glauben. Am 23., als die Sonne höher über jener Gegend stand, war von jenem Gebilde nichts mehr zu entdecken, obgleich fast alle Einzelheiten, welche die Schmidt'sche Karte aufweist, wiedererkannt wurden.

*) Vgl. „Astronomische Nachrichten“, Nr. 2275, vom 4. Sept. 1879.

Digitized by Google

einiger tiefer Krater öfters von einem grauen Rande umgeben erscheint, welcher bei völligem Aufgange der Sonne für jene Gegend wieder verschwindet. Neison hat einige tiefere Gegenden von Schleiern eingehüllt gesehen, welche mit der in denselben herrschenden (aus der Dauer der Bestrahlung geschlossenen) Temperatur an Merklichkeit zu- oder abnahmen.*) Zöllner ist durchaus der Meinung, daß auf dem Monde bedeutende Eismassen existiren, und Falkland sagt, in einem ausführlichen Werke über die Eiszeit der Erde, daß ihn ein specielles Studium des Mondes zu der Ueberzeugung zwinge, unser Satellit habe eine ähnliche Periode auch überstanden. Andere, Secchi, Schmick, Rapin, haben den Eindruck gehabt, als seien wenigstens einige der sogenannten Meere weit ausgedehnte Eismassen, welche stellenweise den Blick in ihre Tiefe dringen lassen. Wenn auf solche Eismassen die Sonne, welche für den Mond bekanntlich 14 Tage über und 14 Tage unter dem Horizont bleibt, ihre erwärmenden Strahlen wirft, müßte allerdings durch Evaporation eine leichte nebelige Dampfschicht über diesen Stellen entstehen, wodurch diese uns verschwommen erscheinen. Wir dürfen uns auf die Discussion dieser Frage aber hier nicht weiter einlassen.

Wir haben noch einige Worte über die allgemeine Gestalt des Mondes zu sagen. Sein Durchmesser ist ungefähr 3,7 mal kleiner als der der Erde. Seine Oberfläche ist deshalb etwa $13^1/_2$ mal kleiner und kommt ungefähr den beiden Amerika gleich. Da das Volum seiner Kugel ungefähr den 49,4 Theil des Erdvolumens beträgt, dessen Masse dagegen nur gleich einem Achtzigstel der Erdmasse befunden wurde, so zeigt sich, daß der Mond aus bedeutend leichtern Stoffen aufgebaut ist als die Erde; die Dichtigkeit der beiden Körper verhält sich wie 6 : 10. In der That war zu erwarten, daß ein von der Oberfläche der Erde sich loslösender und später den Satelliten bildender Ring specifisch leichter sei als der übrigbleibende Kern. Der Mond zeigt keine Abplattung an den Polen; wohl aber hat Hansen gefunden, daß er eine Verlängerung gegen die Erde zu besitzen müsse, eine Wulst, welche in der Mitte der sichtbaren Mondscheibe nicht weniger als acht Meilen stark ist. Wenn bei der Erde und den größern Planeten die Abplattung an den Polen ein Beweis für ihren einstmals glühend-flüssigen Zustand ist, so haben wir hier ein Argument für dieselbe Behauptung bezüglich des Mondes in jener Verlängerung nach der Erde zu. Der Mond, welcher gegenwärtig sich bekanntlich während eines Umlaufes um die Erde auch nur einmal um seine Achse dreht, hat früher jedenfalls eine etwas schnellere Rotationsbewegung besessen. Als seine Oberfläche noch glühend-flüssig war, hat die Anziehung der Erde eine Flut der glühenden Massen hervorgebracht, und ähnlich wie jetzt der Mond in regelmäßigem Rhythmus Wasserberge über unsere Meere hinrollt, welche, von ihm angezogen, seiner Umlaufsbewegung folgen, so bewirkte die Erde, aber in bedeutend stärkerm Maße, daß sich ihr gegenüber auf dem Monde eine ungeheuere Woge glühend-flüssiger Materie bildete, welche natürlich bei der Erstarrung der übrigen Oberfläche erhalten blieb.

*) Vgl. die treffliche Arbeit über den Mond von Rapin: „Analyse de quelques ouvrages récents relatifs à la topographie et la constitution de la lune. Archives des sciences physiques" (Genf 1879), S. 203 fg.

Digitized by Google

Dieser Berg stellte aber der Umdrehung des Mondes um sich selbst ein erhebliches Hinderniß entgegen, da er von der Erde besonders stark angezogen, jedesmal, wenn er sich seitlich stellte, in die ursprüngliche Stellung gegen die Erde hin zurückstrebte. Diese Hemmung suchte, wie leicht einzusehen, die Rotationsbewegung mit der Umlaufsbewegung um die Erde gleichzumachen, damit jene Anschwellung der Erde möglichst nahe sein konnte. Zu einer bestimmten Epoche war die ursprüngliche Rotationsenergie so weit geschwächt, daß jene erstarrte Woge keinen vollen Umschwung mehr zu vollenden vermochte; ihre Bewegung kehrte sich um, und sie begann nun gegen die Erde hin- und herzupendeln. Die Ausschwingungen wurden immer kleiner und sind augenblicklich nur noch so schwach, daß man statt der Hälfte der Mondoberfläche während verschiedener Perioden nacheinander etwa drei Fünftheile beobachten kann. Man nennt diese Pendelbewegung des Mondes seine Libration.

Es ist eine eigenthümliche Thatsache, daß uns von der Oberfläche des nächsten aller Himmelskörper — der Mond befindet sich bekanntlich nur 51800 Meilen von uns entfernt und ein Schiffsmann, der die Erde zehnmal umsegelt, hat bereits einen längern Weg zurückgelegt — zwei Fünftheile für immer gänzlich unbekannt bleiben müssen. Jene Regionen mit üppigster Vegetation, mit verwandtem Leben, mit noch schönern und wunderbarern Gebilden, als sie die irdische Natur gebar, zu bevölkern, steht unserer Phantasie frei. Theoretischerseits kann ihr deswegen kein Einspruch gemacht werden. Hansen selbst, der jene Anschwellung der Mondkugel gegen die Erde zu nachwies, hält es für möglich, daß sich Meer und Atmosphäre, um die symmetrische Figur wiederherzustellen, auf jene abgewandte Seite zurückgezogen haben könnten. Da wir aber am Rande des Mondes keine charakteristische Verschiedenheit oder sonstige Andeutung wahrnehmen, welche uns einen Anhaltepunkt für diese schöne Hypothese bieten könnte, so dürfen wir uns hier damit nicht länger beschäftigen und unsern Satelliten für den todten Körper einer tertiären Welt erklären, welcher mit einer kleinern Zeitspanne ihrer Existenz auch eine schwächere Entfaltung vorbestimmt war.

Ueber den Bereich unsers mütterlichen Erdsterns jenseit der Sonne weiter hinausstrebend begegnen wir dem röthlichen Mars, jenem wandelnden Strahlpunkte, der, nach Intervallen von je zwei Jahren ungefähr regelmäßig wieder die vorgeschriebene Bahn durchlaufend, dann unsern mitternächtlichen Himmel schmückt. Er ist der erste und nächste unter allen Brüdern der Erde, welcher von ihr aus bei tiefdunkler Umgebung untersucht werden kann, also alle die Schwierigkeiten nicht entgegenstellt, deren wir in Bezug auf Venus und Mercur erwähnten. Wenn Mars um Mitternacht den Meridian des Beobachtungsortes passirt, wenn er also, astronomisch gesprochen, in Opposition zur Sonne ist, befindet er sich oft der Erde viel näher als Venus in der Lage, welche einer Untersuchung ihrer physischen Beschaffenheit günstig ist. Er kann sich uns bis auf 8 Mill. Meilen nähern. Unsere Nachbarwelt ist kleiner als die, an welche unser Leib gebannt ist. Die Oberfläche, über welche sich das irdische Leben ausbreitet, ist $3^1/_2$ mal größer als die des Mars. Alle Körper sind auf dem letztern mehr als $2^1/_2$ mal leichter als bei uns, und die Licht- und Wärmestrahlung der Sonne hat dort nicht mehr

Digitized by Google

die halbe Kraft der irdischen. Die Bahn, in welcher sich Mars um die Sonne bewegt, ist sehr excentrisch, sodaß seine Entfernung von dem Centralgestirn bedeutenden Schwankungen unterliegt. Bisjetzt haben wir bei Gelegenheit der übrigen Planeten der Figuren ihrer Bahnen nicht gedacht, weil dieselben uns von unserm Gesichtspunkte aus an jenen Orten kein Interesse darboten. Es mag hier aber nachträglich erwähnt werden, daß Mercur die excentrischste, d. h. am meisten von der Kreisform abweichende Bahn unter allen Planeten besitzt, nach welcher die des Mars in dieser Eigenschaft folgt. Die Bahn der Venus ist die dem Kreise am nächsten kommende, weshalb auch die Geschwindigkeit ihrer Bewegung den geringsten Schwankungen unterworfen ist. Die Excentricität der Erde ist gleichfalls sehr wenig beträchtlich. Wir befinden uns gegenwärtig zum Jahresanfang immer der Sonne am nächsten, während wir uns von ihr Anfang Juli am meisten entfernt haben. Wenn wir ihr näher sind, wirkt natürlich die Anziehungskraft der Sonne stärker auf uns und bewirkt, daß sich die Erde schneller in ihrer Bahn bewegt. So kommt es, daß die Zeit des astronomischen Winterhalbjahres sieben bis acht Tage kürzer ist als das Sommerhalbjahr, während dessen die Erde sich träger fortbewegt, und es wird durch diese Ungleichheit der Zeitdauer zugleich der Ueberschuß von Wärmezufuhr vollständig compensirt, welchen die Erde zur Zeit des Winters auf der nördlichen Halbkugel durch die größere Nähe der Sonne erhält. Sie wird eben weniger lange intensiver bestrahlt. Die Richtung der kürzesten Distanz ändert übrigens ihre Lage zu den Nachtgleichenpunkten, sodaß in $10^1/_2$ Jahrtausenden die nördliche Halbkugel gerade während ihres Sommers der Sonne am nächsten sein wird.

Für den Mars sind diese Verhältnisse derselben Natur, nur bedeutend ausgeprägter. Der Winter auf der nördlichen Halbkugel des Mars ist um 76 Marstage kürzer als der Sommer. Ein Marstag ist 24 Stunden und 34,4 Minuten lang, das Marsjahr 687 irdische Tage. Während der Winterszeit der nördlichen Halbkugel sendet die Sonne dem Mars eine beträchtlich größere Wärmemenge; die Extreme derselben verhalten sich etwa wie 2 : 3. Wir beeilen uns hier mitzutheilen, daß die Ebene des Marsäquators gegen die Ebene der Bahn des Planeten etwas mehr geneigt ist als der Erdäquator gegen die Ekliptik. Bekanntlich hängt hiervon der Wechsel der Jahreszeiten ab. Es wäre hieraus also zu schließen, daß auf dem Mars unter gleichen sonstigen Verhältnissen wie auf der Erde die Temperaturextreme des Jahres noch weiter auseinanderliegen würden wie bei uns. Durch den Wechsel der Entfernungen aber wird für die nördliche Halbkugel der kürzere Winter gemäßigt, während auf der südlichen dagegen der Sommer kurz und besonders heiß, ihr Winter lang und kälter als der nördliche ist. Das alles läßt sich aus rein theoretisch gegebenen Daten a priori folgern. Eine eigenthümliche Wahrnehmung hat zeigen können, daß diese Verhältnisse der wechselnden Wärmevertheilung, wie wir sie hier aus irdischen analogen Beziehungen ableiten, dort wirklich stattfinden.

Wir werden damit zu der Behandlung der Beobachtungen über die Oberfläche des Planeten hingeleitet. Daß dieselbe feste Flecke verschiedenartiger Beleuchtung oder besserer Reflexionsfähigkeit besitzen müsse, geht schon aus der mitgetheilten

Digitized by Google

Kenntniß der Rotationsdauer und der Lage der Pole hervor, welche nur aus der Umlaufsbewegung ebensolcher Flecke ermittelt werden können. Diese Flecke sind von verschiedenartiger Farbe und Form. Zunächst interessirt uns eine gewisse Art davon, welche besonders starkes Licht zurückstrahlt und nur an den Polen des Mars vorgefunden wird. Diese Flecke sind auf den ersten Blick auffällig und waren deshalb die ersten Objecte, welche man auf der Marsscheibe, seit man das Fernrohr gegen dieselbe wandte, entdeckt hat. Maraldi erwähnt ihrer 1716 und behauptet, daß sie bereits 50 Jahre früher gesehen worden seien.

Außer ihrer starken Reflexionsfähigkeit für das Licht ist es eine charakteristische Eigenschaft dieser Bildungen, daß sie ihre Gestalt und Ausdehnung langsam und in regelmäßigen Intervallen nach einer ganz bestimmten Gesetzmäßigkeit verändern, und zwar derart, daß die nördliche Halbkugel des Mars anders beeinflußt wird als die südliche. Wenn sich der nördliche Fleck erweitert, so schrumpft der südliche zusammen, und umgekehrt. Diese Abwechselung von Ausdehnung und Zusammenziehung der Flecke wiederholt sich in regelmäßigen Intervallen eines Marsjahres so, daß sich jedesmal derjenige Fleck ausdehnt, dessen Halbkugel Winter hat, daß endlich der südliche Fleck sich schneller vergrößert und eine bei weitem bedeutendere Ausdehnung annehmen kann als der nördlichere, während der erstere allerdings zur Sommerszeit des Südpols schnell und oft bis zu minimaler Ausdehnung abnimmt.

Alle diese Eigenthümlichkeiten lassen sich nun durch die sehr natürliche Annahme vollständig erklären, es schneie auf dem Mars wie bei uns und der gefallene Schnee werde nach Maßgabe der Sonnenbestrahlung in den verschiedenen Zonen jener Nachbarwelt aufgethaut wie bei uns. Einige Zahlenangaben mögen das weiter illustriren. Mädler fand am 31. Aug. 1830 die Ausdehnung des Südpolfleckens etwa 13 Marsgrade. Der Zeitmoment entspräche etwa unserm 16. Dec., was die Vertheilung der Sonnenwärme anbetrifft; es war also 5—6 Tage vor Sommersanfang der südlichen Halbkugel. Um diese Zeit war jene Halbkugel demnach bis etwa zum 84.° südl. Br. eis- und schneefrei. Bis zum 5. Oct. 1830, entsprechend dem 9. Jan., also 19 Tage nach Sommersanfang, war der Fleck bis auf sechs Grad zusammengeschmolzen, die Südpolargegenden also bis gegen den 87. Breitengrade offen. Es mag hier übrigens gleich eingeschaltet werden, daß jene Flecke keineswegs vollkommen rund sind, und daß ihr Mittelpunkt nicht genau mit den Polen zusammenfällt. Auch die Erde scheint Kältepole zu besitzen, welche von den geometrischen verschieden sind. Während der Opposition 1837 war der Südpol des Mars uns abgewandt; dennoch konnte Mädler am äußersten Rande der Scheibe die Grenzen des Südpolflecks erkennen, und schloß daraus, daß in der ersten Hälfte des März jenes Jahres, welche für Mars dem Anfang des Juni entspricht, wo auf der südlichen Halbkugel der Winter im Anzuge ist, sich der Schnee bis zum 55. Breitengrade ausgedehnt habe. Im Jahre 1877 hat Schiaparelli, welcher damals seine berühmte Arbeit über jenen Planeten ausführte, von der wir später eingehender zu sprechen haben, den südlichen Fleck sorgfältig gemessen. Er fand ihn am 23. Aug., 26 irdische Tage vor dem Sommersanfang der südlichen Halbkugel, 28,6 Grad im Durchmesser haltend. Zur Zeit des Solstizes selbst,

Digitized by Google

welches am 18. Sept. stattfand, maß der Fleck nur noch 19 Grad. Obgleich von diesem Tage an die Sonne für jene Gegenden wieder tiefer herabsank, also die zugesandte Wärmemenge abnahm, verminderte sich doch noch fortwährend die Ausdehnung des Flecks, bis zum 7. Nov., 47 Tage nach Sommersanfang, an welchem Tage er nur noch 7 Grad maß. Um diese Zeit war der geometrische Südpol von Schnee vollständig frei, da die übrigbleibende Schneezone etwas excentrisch zu demselben lag. Von nun an erst schien der Fleck wieder langsam zu wachsen. Jedermann weiß, daß auf der Erde ganz ähnliche Verhältnisse stattfinden. Obgleich für uns die Sonne am 21. Juli ihren höchsten Stand erreicht, so tritt doch die größte Hitze erst Mitte August ein, wie umgekehrt die kältesten Monate Januar und Februar sind; aus ganz demselben Grunde sind auch die Tagesstunden zwischen 2 und 3 Uhr die wärmsten.

So erkennen wir zunächst in dieser Beziehung eine vollständige und höchst überraschende Aehnlichkeit jener nahen Nachbarwelt mit der unserigen. Ist in der That aber diese Annahme, daß die Marsoberfläche stellenweise mit Schnee bedeckt werde, richtig, so müssen wir auch alle Consequenzen daraus zu entwickeln vermögen, und wenn wir dabei nothwendig auftretenden Erscheinungen begegnen, welche von der Erde aus wahrzunehmen sind, so würden bestätigende Beobachtungen eine kräftige Stütze für die vertheidigte Annahme werden müssen. Folgern wir also aus dem Vorhandensein von Schnee, welcher zu zeiten wieder aufthaut, die Nebenumstände, deren Existenz er nöthig macht. Zunächst sieht man ein, daß eine zum Theil mit Wasserdampf erfüllte Atmosphäre, der unserigen ähnlich, nothwendig ist. Dieser Wasserdampf muß sich zu Wolken oder Nebelschleiern verdichten können, in welchen die Bildung der niederfallenden Schneekrystalle vor sich geht. Endlich, wenn der Sommer herankommt und der Schnee schmilzt, muß sich das frei werdende Wasser an den tiefsten Stellen ansammeln, um mit dem sonst gebildeten sich zu vereinigen. Es müssen Meere entstehen, aus denen die Sonnenwärme später wieder den Wasserdampf in die Atmosphäre zu entführen vermag, von welcher aus er dann, den Kreislauf schließend, als Schnee niederfällt. Alle diese drei Consequenzen aber: die Lufthülle, die Nebel, die Meere, sind Gegenstände, deren Existenz von unserm Beobachtungsstandpunkte aus mit Sicherheit wahrzunehmen wären; sehen wir also, ob sie nachzuweisen sind.

Was die Atmosphäre betrifft, so muß sich dieselbe auf verschiedene Weise zu erkennen geben und man sieht mit dem Fernrohr ihren Einfluß auf eine deutliche Art. Die scheinbare Scheibe des Mars wird am Rande lichtheller. Bewegen sich aber vermöge der Rotation des Planeten die auf seiner Oberfläche sichtbaren Flecke von dem Mittelpunkte gegen den Rand hin, so werden sie immer unklarer und verschwinden endlich ganz, schon lange bevor sie über die Grenze der theoretisch geschlossenen Sichtbarkeit herausgerückt sind. Das rührt daher, daß die von den am Rande gelegenen Punkten der Oberfläche zu uns zurückkommenden Strahlen eine bedeutend größere Strecke in der Marsatmosphäre zurückzulegen haben als die aus der Mitte kommenden, und dabei zum Theil verwischt, absorbirt werden. Die allgemeine Helligkeit des Randes aber entsteht durch das von den Nebeln der Atmosphäre zurückgestrahlte Sonnenlicht. Endlich weist das Spectroskop nach Vogel,

Digitized by Google

Huggins, Secchi u. s. w. Linien im Marsspectrum nach, welche auch unserer Atmosphäre eigen sind. Der erstere sagt in seiner schon mehrfach citirten Schrift: „Hieraus dürfte mit Bestimmtheit hervorgehen, daß Mars eine Atmosphäre besitzt, deren Zusammensetzung von der unserigen nicht beträchtlich abweicht, und daß vor allem diese Atmosphäre reich an Wasserdampf sein muß."

Wenn dieser Wasserdampf Wolken oder Nebel bildet, so werden sich diese erstens dadurch zu erkennen geben, daß sie die darunter befindlichen Stellen der Oberfläche für uns verhüllen oder doch verschleiern, zweitens aber das auffallende Sonnenlicht reflectiren, drittens, daß ihre Gestalt sich schnell verändert, sie überhaupt ephemerer Natur sind.

Die Frage, ob sich dergleichen auf der Marsoberfläche habe beobachten lassen, führt uns zu den Resultaten jener speciellern Untersuchungen, welche namentlich in jüngster Zeit durch das in dieser Richtung durchaus epochemachende Werk von G. V. Schiaparelli: „Osservazioni astronomiche e fisiche sull' asse di rotatione e sulla topografia del pianeta marte fatte nella reale specola di Brera coll' equatoriale di Merz durante l'opposizione 1877" (Rom 1878), eine überraschende Bereicherung erfahren haben. Aus diesen Beobachtungen führen wir vorgreifend an, daß man auf dem Mars eine große Menge unveränderlicher Flecke unterscheiden kann, deren Form genau zu zeichnen dem mailänder Astronomen ein damals herrschender vorzüglicher Zustand der Marsatmosphäre erlaubte. Aber er konnte gelegentlich bestimmt wahrnehmen, wie gewisse Partien der Oberfläche zeitweise durch überliegende weiße Schleier undeutlich erschienen oder auch ganz verschwanden. Diese Schleier schienen in den Gegenden um die Pole herum am häufigsten zu sein, traten aber auch am Aequator auf. Da sie, wie bemerkt, öfters die Contouren der Marsoberfläche doch nicht ganz zu verhüllen vermochten, so muß man diese Nebel als sehr wenig dicht annehmen, was wiederum auf einen verdünnten Zustand der Marsatmosphäre hinweist.

Derartige mit Wolken zu identificirende Objecte haben auch alle Beobachter des Mars vor Schiaparelli wahrnehmen können und zwar zum Schaden ihrer Untersuchungen über die Topographie dieses Planeten leider nur zu viele. Unter diesen Beobachtern haben wir namentlich Mädler, Kaiser, Lockyer und Proktor hervorzuheben. Aber die Arbeiten dieser Astronomen, so ungemein sorgfältig sie auch ausgeführt sind, werden durch die soeben herangezogene Arbeit von Schiaparelli derartig verdunkelt, daß wir an diesem Orte nur noch ihrer Namen ehrend zu erwähnen hatten. Ja, die große Karte des Mars in Mercator's Projection, welche der mailänder Astronom seinem Werke beigibt, enthält im Vergleich zu den vorher existirenden Zeichnungen so viel Detail, daß man im ersten Augenblicke sehr geneigt ist, aus dem Staunen darüber in bedenkliche Zweifel zu verfallen. Diesen Eindruck haben wol die meisten Astronomen bei dieser Gelegenheit gehabt. Struve, der berühmte Director der pulkowaer Sternwarte, beginnt seine Kritik dieser Arbeit, welche in dem ersten Hefte von 1879 der „Vierteljahrsschrift der Astronomischen Gesellschaft" erschienen ist, mit den Worten: „Der erste Blick auf die der vorstehend genannten Schrift beigegebenen Karten wird wahrscheinlich bei vielen und namentlich auch bei solchen Astronomen, die nur von Zeit zu Zeit den Mars

Digitized by Google

beobachtet haben, ohne aus seiner Oberfläche ein besonderes Studium zu machen, die Fragen erwecken: ist es möglich, solche Mannichfaltigkeit der Configurationen auf Mars deutlich zu erkennen? Hat nicht bei Anfertigung der Karten die Phantasie ein zu freies Spiel gehabt? Ist nicht vielleicht das, was hier als topographisches Detail aufgeführt wird, nur locale Wolkenbildung oder überhaupt vorübergehende Erscheinung gewesen?" Noch mehr mag man bestärkt werden, diesem ersten Eindruck Glauben zu schenken, wenn man die kleinere Karte des Mars, welche von Hall in Washington mit Hülfe des 26zölligen Objectivs des 10 Meter Brennweite besitzenden Riesenrefractors jener Sternwarte gezeichnet und in den „Monthly Notices" vom November 1879 veröffentlicht worden ist, mit der erstern vergleicht. Die Karte von Schiaparelli ist mittels eines 8zölligen Objectivs ausgeführt. Beide Karten stellen den Mars während seiner Opposition von 1877 dar, aber, wenn auch beide in den Hauptzügen unverkennbare Aehnlichkeit zeigen, so muß andererseits die erstaunliche Menge Detail sofort ins Auge springen, welches die Schiaparelli'sche Zeichnung aufweist und wovon auf der Karte Hall's keine Andeutungen zu finden sind. Trotz alledem bleibt nach eingehendem Studium der Arbeit von Schiaparelli kein Zweifel über die Exactheit seiner Zeichnung übrig, die auf einer großen Anzahl Messungen basirt wurde. Es muß namentlich den Laien allerdings eigenthümlich erscheinen, daß diese Beobachtungen in Mailand mit einem Instrument von mittlerer Kraft so unvergleichlich besser gelungen sind, als diejenigen in Washington mit dem ungeheuern Refractor, dessen Kraft wir die Entdeckung der kleinsten selbständigen Weltkörper unter den bisher bekannten, die der Marsmonde, verdanken; aber der Astronom weiß wohl, wie ungemein wichtig für solche Untersuchungen eine günstige Beschaffenheit der Luft ist, da man auch bei den mächtigsten Fernröhren durchaus erfolglos starke Vergrößerungen anwendet, sobald die Luft nicht vollständig ungestört die Lichtstrahlen passiren läßt. Das Klima von Nordamerika ist aber ein sehr ungünstiges. In Deutschland gibt es nur wenige Sommernächte im Jahre, in welchen die teleskopischen Bilder vollkommene Ruhe zeigen, aber der schöne Himmel Italiens scheint in dieser Beziehung ganz besonders bevorzugt zu sein. Genug, daß wir von der Existenz jener Details auf dem Mars überzeugt sein müssen.*)

Es ist uns hier natürlich unmöglich, jene mannichfaltigen Configurationen der uns vorliegenden Karte zu beschreiben. Wer einen speciellern Einblick in diese Welt thun will, mag, falls ihm das Originalwerk unzugänglich ist, sich die kleine Schrift von Schmick: „Der Planet Mars, eine zweite Erde" (Leipzig 1879), verschaffen, welche eine Copie der Schiaparelli'schen Karte enthält, oder auch das größere soeben erschienene Werk von Hermann J. Klein: „Anleitung zur Durchmusterung des Himmels" (Braunschweig 1880). Um nur die charakteristischen

*) In einem Privatschreiben Schiaparelli's an den Verfasser theilt der erstere mit, daß er den Mars auch während der Opposition von 1879 und mit noch größerm Glücke beobachtet habe. Er sei gegenwärtig mit der Ausarbeitung einer Schrift beschäftigt, welche die im Text besprochene Monographie vervollständigen soll. Wir erwarten mit größter Spannung das Erscheinen dieser vielversprechenden Arbeit des scharfsinnigen Forschers.

Digitized by Google

Züge hier aufzufassen, erwähnen wir, daß die Anordnung der hellern und dunklern Flecke kaum einen Zweifel übrigläßt, daß wir es hier mit einer Vertheilung von Wasser und Land zu thun haben. Die hellern gelblich oder röthlich schimmernden Flecke heben sich inselartig von der übrigen dunklern Oberfläche ab, welche einen Anflug von Blau zeigt. Zwischen jenen hellen Flecken, den Continenten und der wenig Licht reflectirenden Oberfläche der Meere sah Schiaparelli Abstufungen der Schattirung, welche er Untiefen nennt, überschwemmtes Land.

Der verschiedene Grundzug der Weltkarte des Mars mit der der Erde tritt aber auf den ersten Blick vor Augen. Das Land vertheilt sich über die Marskugel in einer breiten Zone, deren Mittellinie ungefähr einen Winkel von 20 Grad mit dem Marsäquator einschließt, ohne bedeutende Unterbrechungen durch Meere zu erfahren, nur ist dieser Gürtel von einer großen Anzahl verschieden breiter Kanäle in nordsüdlicher Richtung durchzogen. Alle diese Kanäle verbinden das große offene Meer der südlichen Halbkugel mit einem besonders breiten Kanal, der ungefähr die Mitte des Landgürtels durchzieht, auf welchen also die kleinern Wasserstraßen mehr oder weniger senkrecht von Süden her einmünden. Schiaparelli hat diesen großen Längskanal Oceanus Fluvius genannt. Durch all diese Wasserfurchen ist also das Festland in eine große Anzahl von Inseln abgetheilt. Unsere Karte enthält deren einige dreißig. Manche dieser Inseln hängen miteinander durch lange Landengen zusammen, die alle südwestlich hinziehen. Das Land ist auf der nördlichen Halbkugel vorherrschend, und zwar in bedeutend höherm Grade als auf der Erde, und überhaupt befindet sich auf dem Mars im Verhältniß viel mehr festes Land.

Dürfen wir es wagen, diese charakteristischen Verschiedenheiten oder andererseits diese anscheinende Gesetzmäßigkeit der Configuration zu deuten, durch bekannte Vorgänge genetisch zu erklären? Uns würde das bei der Jugendlichkeit des vorliegenden Materials jedenfalls kühn erscheinen müssen, und wenn man in der That sich nicht erwehren kann, einige vage Conjecturen zu machen, so müssen wir ihnen von vornherein ihre hypothetische Natur auf die Stirn schreiben. Daß zunächst Mars weniger Meer als die Erde besitzt, ist auf eine fortgeschrittene Absorption des Wassers durch die Gesteinschichten seiner Kruste erklärbar, da unsere jenseitige kleinere Nachbarwelt nicht nur absolut, sondern auch relativ älter ist als die unserige. Die Marskruste muß dicker, die von innen ausstrahlende Wärme eine geringere sein, weil ein kleinerer Körper seine innere Wärme schneller verliert als ein größerer, ein solcher deshalb schnelllebiger ist.

Was ferner die speciellere Formation des Festlandgürtels betrifft, so hat darüber Schmick in der vorhin erwähnten Schrift eine Hypothese aufgestellt, die sich auf die in mehrern andern seiner Schriften des nähern ausgeführte Idee von der secularen Umlegung verschiebbarer Theile der Erde u. s. w. durch Veränderungen der Richtung der Gravitationswirkung stützt. Ohne hierauf besonders eingehen zu können, sagen wir nur, daß sie eine von den Geologen constatirte Thatsache zu erklären sucht, nämlich die wiederholt stattgefundene Verschiebung der Meerbecken gegen die Continente. Dieselbe ist offenbar ohne Katastrophen langsam vor sich gegangen, und ein Engländer Croll hatte gemeint, diese Verschiebung sei durch eine

Digitized by Google

veränderte Vertheilung der Wärmestrahlung der Sonne über die beiden Halbkugeln entstanden. Wie wir nämlich vorhin sahen, befinden wir uns der Sonne gegenwärtig im Winter am nächsten, während diese Beziehung sich in $10^1/_2$ Jahrtausenden umgekehrt haben wird. Man hat aber die Unhaltbarkeit dieser Hypothese leicht dadurch zeigen können, daß die Jahressumme der Wärmezufuhr für beide Halbkugeln stets genau gleich ist. Schmick ersetzt die Wärme durch die Gravitation; es ist hier nicht der Ort, diese Hypothese zu kritisiren; wir können aber auf das entschiedenste sagen, daß ihre Anwendung auf den Marskörper eine recht unglückliche ist. Schmick sucht nachzuweisen, daß sich der Schwerpunkt der Weltkörper langsam mit der Lage der Sonnennähe verändern müsse, so zwar, daß er in nordsüdlicher Richtung hin- und herschwanke. Hierdurch müsse sich deshalb das Niveau der Meere in gleichem Tempo verändern und bald die nördliche, bald die südliche Halbkugel mehr Land besitzen. Nehmen wir ohne Kritik an, diese Voraussetzungen seien richtig, und wenden wir uns nun wieder zum Mars. Die in nordsüdlicher Richtung den Festlandsgürtel durchbrechenden Kanäle deuten allerdings auf eine heftige Strömung der Meere von dem einen zum andern Pole hin, aber eben nur eine heftige Wirkung könnte diese Eigenthümlichkeit erklären, keineswegs eine unmerkliche fortschreitende Veränderung der mittlern Meereshöhe für eine Halbkugel, welche durch die oben gemachte Annahme bewirkt würde; denn in diesem Falle wäre gar kein Grund vorhanden, weshalb diese Ausgleichung nicht durch irgendeine bereits vorhandene offene Stelle langsam geschehen wäre. Alles, was aus jenen Configurationen sich also vorderhand muthmaßen läßt, ist doch wol nur, daß die Katastrophentheorie, welche die geologische Wissenschaft zur Erklärung der irdischen Thatsachen mit allem Rechte für unnütz und sogar falsch erklärt hat, den Planeten Mars vielleicht zum Fürsprecher anrufen könnte.

Die Atmosphäre des Mars ist ohne Zweifel bedeutend dünner als die unserige. Sie enthält im ganzen auch weniger sich zu Wolken ballende Dünste. Dagegen scheinen Nebel häufiger vorzukommen, welche dem klaren Durchblick auf die Oberfläche bis zur Untersuchung Schiaparelli's viele Schwierigkeiten entgegengesetzt hatten. Während der Opposition von 1877 aber herrschte zum großen Theile schönes Wetter auf unserer Nachbarwelt. Nur hier und da lagerten, namentlich über den Untiefen, verhüllende Nebel. Der Schnee, welcher sich in den Polarregionen aus diesen Nebeln bildet, fällt, wie wir bemerken, reichlich, dennoch schmilzt er im Sommer fast vollständig wieder weg, eine Folge des höhern Standes der Sonne über diesen Regionen als bei uns, wo sie eine ziemlich beträchtliche Decke ewigen Eises zurücklassen muß. Aus jenen Nebeln fällt in den wärmern Regionen jedenfalls Regen herab; jedoch scheint eine Wahrnehmung Schiaparelli's darauf hinzudeuten, daß auf dem Mars, selbst in Länderstrichen, welche wir tropische nennen, Schnee fallen kann. Der berühmte italienische Forscher sah nämlich einen bestimmten äquatorialen Landstrich, der eine kurze Zeit hindurch von Wolken ganz verhüllt gewesen war, als die letztern verschwanden, bedeutend weißer strahlend als gewöhnlich. Erst nachdem einige Tage hindurch die Sonne ungehindert diese Gegenden beschienen hatte, verlor sich diese weißliche Färbung wieder und machte der röthlichgelben Platz, in welcher die Landstrecken des Mars gewöhnlich glänzen. Hieraus würde

Digitized by Google

also hervorgehen, wie das noch aus vielen andern leicht zu findenden Gründen wahrscheinlich gemacht wird, daß die mittlere Wärme der Marsoberfläche eine bedeutend geringere ist als die der Erde; dagegen ist unzweifelhaft, daß der Zwischenraum zwischen der höchsten und niedrigsten in besondern Fällen auftretenden Temperatur größer ist, als bei uns vorkommen kann.

Alle diese Beobachtungen und daran geknüpften Muthmaßungen zusammengefaßt, dürfen wir uns wol der Ueberzeugung hingeben, unsere Nachbarwelt beherberge ein dem uns bekannten ähnlich entwickeltes Leben, welches allem Anschein nach allerdings wegen der rauhern und wechselvollern klimatischen Verhältnisse sich heute nicht mehr zu so üppiger Fülle entfalten kann wie das des schönen mannskräftigen Erdsterns. Der Mars beginnt nun zu altern. Große Flächen Wald- und Wiesenwuchses würde Schiaparelli, wenn sie nur einen größern Flächenraum wie Sicilien einnehmen, entdeckt haben. Solche existiren also nicht, wenn sie nicht, wie bei uns gewisse Baumarten beim Anbruch des Herbstes, einen röthlichgelben Blätterschmuck besitzen. In der That hat man diese dem Mars unter allen Planeten eigenthümliche Färbung seinerzeit solchem Umstande zuschreiben wollen. Da aber alle Länderstrecken in ihrer ganzen Ausdehnung ungefähr dieselbe Farbe besitzen, so ist es wol wahrscheinlicher, die Marsoberfläche aus röthlichen Gesteinschichten aufgebaut anzunehmen, die nur sehr spärlich mit Vegetation überzogen sind.

Auf jeden Fall wird das Klima der Tropen des Mars ein angenehmeres, gleichmäßigeres sein als das unserer gemäßigten Zonen, und, den weniger dichten Zustand seiner Atmosphäre vielleicht ausgenommen, wissen wir keinen Grund anzuführen, weshalb dort nicht uns ähnliche geistbegabte Wesen sollten leben können, da wir ja alle Bedingungen, welche das Leben unterstützen und von unserm Standpunkte aus nachweisbar sind, dort vorfinden. Sollte aber die Natur den weiten Raum einer großen schönen Welt nutzlos so weit ausgebildet haben?

Den Bewohnern des Mars, wenn sie zu dem schönern tiefer blauenden Himmel emporschauen, der ihnen wie uns die Unendlichkeit des Universums vor Augen stellt, bietet sich dort ein Schauspiel dar, dessen eigenthümlicher Charakter für unsere Planetenwelt kein Analogon besitzt. Es ist der Anblick der beiden Marsmonde. Wie schon erwähnt, sind dieselben mit Hülfe des riesigen washingtoner Refractors von Hall entdeckt worden, und zwar der erste am 11., der zweite am 17. Aug. 1877. Sie erschienen als äußerst schwache Lichtpünktchen ganz in der Nähe des Mars. Wenn aber auch nur einer derselben einen Durchmesser von 20 Meilen besäße, so würde man seine Abweichung vom durchmesserlosen Punkte damals deutlich erkannt haben; diese Körper müssen also jedenfalls kleiner sein; aus andern Gründen kann man jedoch mit großer Wahrscheinlichkeit schließen, daß sie nicht mehr als zwei Meilen Durchmesser haben.*) Sie sind also die kleinsten

*) Während diese Arbeit in den Händen des Setzers war, sind den europäischen Sternwarten sehr gründliche, in Cambridge (Nordamerika) ausgeführte photometrische Beobachtungen zugesandt worden, welche mit dem 15zölligen Refractor des Harvard College von Pickering und seinen Assistenten ausgeführt sind. („Annals of the astronomical observatory of Harvard College", Vol. XI, Part II.) Diese Beobachtungen umfassen das Bereich aller Satelliten des Sonnensystems und geben die relative Lichtstärke dieser zum

Digitized by Google

bekannten Himmelskörper nicht ephemerer Natur. Es ist aber nicht allein diese äußerste Kleinheit der Trabanten unsers Nachbarn Mars, welche an ihnen bemerkenswerth ist. Man kennt bereits andere Himmelskörper, die sogar einen Rang höher stehen als diese Monde, welche um nicht viel größer sind: die Schar von Planetoiden, die einen breiten Ring innerhalb der Bahnen von Mars und Jupiter bilden und die Sonne direct, als selbständige Weltkörper, umkreisen. Wir werden uns mit denselben im nächsten Abschnitt besonders zu beschäftigen haben. Es ist vielmehr die äußerst schnelle Bewegung der neuentdeckten Monde um ihren nahen Centralkörper und ihre große Nähe zu seiner Oberfläche, welche dieselben als ganz eigenthümliche Geschöpfe charakterisirt. Der nächste befindet sich nicht mehr als etwa 800 Meilen von der Oberfläche des Mars entfernt, also noch nicht so viel, als wir vom Mittelpunkte unserer Erde abstehen. Eine solche Strecke zu durchreisen ist heutzutage eine unbedeutende Sache, die Tausende ausführen. Von einem Punkte des rotirenden Mars aus gesehen, bewegt sich dieser erste Mond in etwa 11 Stunden einmal um den ganzen Himmel, also in viel kürzerer Zeit, als Mars selbst einen Umschwung vollendet, oder als astronomisch gedacht, indem wir uns auf denselben versetzt denken, die Sterne zwischen zwei aufeinanderfolgenden Aufgängen gebrauchen. Hierdurch entstehen aber ganz eigenthümliche Beziehungen. Während nämlich alle übrigen Gestirne auf dem Mars wie bei uns im Osten auf- und im Westen untergehen, so ist dieses Mönchen originell genug, im Westen auf- und im Osten unterzugehen, und zwar, um sich ganz von den übrigen Gestirnen zu unterscheiden, zweimal während eines Tages. Da auch er, wie alle regierten Körper des Sonnensystems, an sich dunkel ist und sein Licht von der Sonne borgt, so zeigt er für die Bewohner des Mars nacheinander dieselben Phasen wie unser Mond: Vollmond, Neumond, erstes und letztes Viertel. Dieser Mondwechsel ist jedenfalls noch immer recht auffällig zu erkennen, denn selbst wenn wir annehmen, daß dieser Sonderling nur etwa zwei Meilen von Pol zu Pol mißt, erscheint er wegen seiner großen Nähe auf der Oberfläche des Mars immerhin noch als eine Scheibe von nur dreimal kleinerm Durchmesser, als wir die unsers Mondes sehen. Die Marsbewohner können an der schnellen Veränderung der Gestalt der Mondscheibe deshalb ebenso genau die Tageszeiten, die Stunden bestimmen, wie verschollene Nationen der Erde einst ihre Tage nach dem Wechsel unsers Trabanten zu Monaten geordnet haben. Wenn auf dem Mars z. B. zur Zeit der Nachtgleichen mit der Sonne zugleich morgens 6 Uhr der Mond als volle Scheibe und zwar der letztere im Westen aufgeht, so nähern sich die Gestirne

großen Theil so schwierig zu beobachtenden Körper. Unter der Voraussetzung nun, daß die Licht reflectirende Kraft der Oberfläche der Satelliten die gleiche sei wie die der zugehörigen Planeten, kann man aus dem Unterschiede der Lichtstärke zwischen Planet und Satellit auf das Verhältniß ihrer Oberflächen schließen, d. h. photometrisch ihre Größe bestimmen. Diese Methode ist die einzig anwendbare für astronomische Objecte von der Klasse der Marsmonde. Jene amerikanischen Beobachtungen derselben haben nun auf diese Art den Durchmesser des entferntern und hellern Mondes im Mittel gleich 8,9 Kilometer, also kaum mehr als eine geographische Meile ergeben. (Vgl. S. 317 der angezogenen Schrift.) Diese Werthe sind nach aller Wahrscheinlichkeit höchstens um ein Fünftel zu klein.

Digitized by Google

nun, beide zum Meridian aufstrebend, einander schnell. Nachdem sich der Mond schon wieder dem Untergange zugewendet hat, begegnet er im Südosten der Sonne. Es ist Neumond. Gegen Mittag geht er dann im Osten unter und zwar im ersten Viertel. Wenn sich dann abends die Sonne wieder dem Untergange zuneigt, erscheint der Mond abermals im Westen im letzten Viertel, nahe dem Neumonde, passirt die scheidende Sonne aufsteigend, wächst schnell und glänzt, nachdem er seine höchste Höhe erreicht hat, noch denselben Abend im Südosten als Vollmond, um gegen 11 Uhr abermals unterzugehen. Am folgenden Morgen erscheint er dann wieder als Vollmond am Westhimmel.

Der zweite, entferntere Mond ist dagegen bei weitem nicht so interessant, obgleich auch er seine Eigenthümlichkeiten besitzt. Er befindet sich 3130 Meilen vom Mittelpunkte des Mars oder 2670 Meilen von seiner Oberfläche entfernt und vollendet einen Umlauf um denselben in 30 Stunden 14 Minuten, von uns aus gesehen. Für einen Beobachter auf dem Mars wird die eigene Bewegung des Mondes einen großen Theil der Bewegung des Marskörpers um sich selbst, wodurch der scheinbare Tageslauf der Gestirne, ihr Auf- und Untergang bewirkt wird, scheinbar aufheben: der Mond steigt von Osten her viel langsamer zum Meridian auf als die übrigen Gestirne. Vom Aequator des Mars aus gesehen, wo für alle Gestirne, wie bei uns, 12 Stunden oder ein halber Marstag zwischen Auf- und Untergang verfließen, bleibt er nicht weniger als zwei volle Tage und eine Nacht fortwährend über dem Horizont und geht, nachdem er sehr langsam im Westen untergetaucht ist, ebenso lange gar nicht wieder auf. Dabei wechselt er seine Phasen derart, daß immer $1^1/_4$ Marstage zwischen einem und dem folgenden Vollmonde verfließen; er durchläuft also zweimal alle Phasen zwischen Aufgang und Untergang. Diese Erscheinung wird aber durchaus nicht so auffällig sein als der Lichtwechsel seines lebhaftern Collegen, des ersten Mondes, da seine Scheibe etwa um zehnmal kleiner erscheinen wird, als die unsers Mondes sich uns darstellt. Immerhin muß es aber ein äußerst interessantes Schauspiel darbieten, diese beiden schnell wechselnden Monde zu verfolgen, welche unter den Sternen in entgegengesetzten Richtungen dahinziehen, zugleich verschiedene Phasen zeigen, sich gegenseitig verfinstern oder bedecken können, und so täglich die seltsamsten Abwechselungen im Anblick des Sternhimmels hervorbringen.

Die Entdeckung der Marsmonde kam den Astronomen unerwartet. Theoretisch war ihre Existenz, wenn sie mit den bekannten Satelliten unsers Systems Aehnlichkeit hätten, unwahrscheinlich. Außerdem hatte man die Umgebung des Mars fleißig durchforscht und bis dahin nichts Verdächtiges entdeckt. In der ersten Auflage von 1871 des „Handbuchs der Himmelsbeschreibung" von Klein finden wir z. B. folgende Stelle am Schlusse des Kapitels über Mars: „D'Arrest hat die Umgebung des Planeten mit dem großen Aequatoreal der kopenhagener Sternwarte genau und andauernd untersucht; aus seiner Arbeit ergibt sich, daß kein Marsmond existirt, der einen Durchmesser von zwei bis drei Meilen besitzt." Hier hätte hinzugefügt werden müssen, wenn derselbe sich nicht außerordentlich nahe bei der Oberfläche befindet. Diese beiden Facten, die ungemeine Kleinheit der Marsmonde und ihre Nähe zum Hauptplaneten unterscheiden sie so wesentlich von

Digitized by Google

allen übrigen Satelliten, daß ihnen ein ganz besonderer Rang eingeräumt werden muß; besonders aber kann ihr Ursprung nicht derselbe gewesen sein wie der der übrigen Monde. Diese sind, nach der Kant-Laplace'schen Idee, aus einem vom Aequator des Hauptplaneten losgelösten Dunstringe entstanden. Es folgt daraus, daß ihre Umlaufszeit um den Mutterkörper nicht kürzer sein kann als die Rotationsbewegung dieses letztern. In der That sind diese Umlaufsperioden für alle übrigen Monde bedeutend größer. Dagegen bewegt sich der erste Marsmond, wie angeführt, mehr als noch einmal so schnell um den Mars, wie dieser um sich selbst, der zweite aber nur um ein ganz Geringes langsamer. Der erste kann also keinesfalls seinen Ursprung aus dem Mars genommen haben, für den zweiten ist es mindestens unwahrscheinlich. Wir müssen uns deshalb zu der Annahme entschließen, unser Nachbarplanet habe sich diese Wesen auf irgendeine eigenthümliche Art angeeignet. Es könnten recht wohl Boliden, Feuerkugeln sein, wie wir sie öfters nahe an uns vorüberziehen sehen, deren regulären Lauf gegen die Sonne irgendwelche planetarische Störungen derart verändert haben, daß sie nun zeitweise die Rolle von Satelliten des Mars spielen müssen. Auf ganz ähnliche Art hat die Sonne aus den Tausenden von schnell vorüberziehenden Kometen eine sehr kleine Anzahl dauernder an sich gefesselt, zu periodischen Kometen gemacht. Daß diese aber trotzdem ephemerer Natur unter den stabiler situirten übrigen Gliedern der Planetenfamilie bleiben und später durch dieselbe oder ähnliche Ursachen wie die, welche sie einst in engere Bahnen fesselten, wieder in das weite Weltall hinausgeschleudert werden können, haben wir in einem frühern in dieser Zeitschrift erschienenen Artikel bewiesen. Auch die Marsmonde sind wahrscheinlich nicht beständige, sondern vorübergehende Erscheinungen und werden früher oder später während kommender Oppositionen nicht wiedergesehen werden. Einige Zeit nach der Opposition von 1877 verschwanden die Marsmonde unsern Blicken, weil sich Mars einerseits von uns zu sehr entfernte, andererseits dem Sonnenlichte zu nahe kam. Während der im Winter 1879 stattgehabten Opposition konnte sich der Planet uns nicht so bedeutend nähern wie 1877. Damals befand er sich außergewönlich nahe bei der Erde. Seine kürzeste Entfernung, welche am 3. Sept. statthatte, betrug nur etwas mehr wie 8 Mill. Meilen, während seine kürzeste Entfernung 1879, am 12. Nov., mehr als $9\frac{1}{3}$ Mill. Meilen betrug. Aus diesem Grunde war wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden, die Marsmonde wiederzusehen. Aus Amerika ist uns keine diesbezügliche Nachricht bekannt, während von den europäischen Beobachtern unsers Wissens Ainslie Common in London der einzige ist, welcher den äußersten Satelliten wiedergesehen hat, und zwar nur an Einem Tage, dem 21. Sept.*) Aus seiner Schätzung des Abstandes von Haupt- und Nebenkörper würde folgen, daß sich die Bahn des letztern merklich erweitert habe, sich also wirklich als sehr wenig stabil erweist. Die Beobachtung ist mit einem

*) Vgl. „Astronomische Nachrichten", Nr. 2283. Die schon in der vorigen Anmerkung erwähnte amerikanische Arbeit, welche erst nach Vollendung dieses Artikels in Europa ankam, enthält die Mittheilung, daß 1879 beide Satelliten, der innere nur an wenigen Tagen, in der Neuen Welt beobachtet worden sind.

Digitized by Google

36zölligen Silberspiegelteleskop gemacht. Es wäre recht bedauerlich, wenn diese Angaben über die Position des Satelliten die einzigen für 1879 blieben, da man aus ihnen allein nichts mit Sicherheit schließen kann, und für die folgenden Oppositionen 1881/82, 1884, 1886, in welchen Mars noch bedeutend weiter von uns absteht, sehr wenig Hoffnung ist, die seltsamen Neulinge wiederzusehen. Erst 1892 tritt Mars wieder in eine günstige Lage zur Erde, dann wird es sich ausmachen lassen, welcher Natur diese Geschöpfe sind. Vielleicht auch gehörten dieselben ursprünglich jenem Schwarme kleiner Planeten an, der einen breiten Gürtel zwischen Mars und Jupiter bildet. Was ihre Größe anbetrifft, so reihen sie sich diesen gut an und es wäre wol möglich, daß die Störungen des Mars im Stande waren, sie aus ihrer damals verfolgten Bahnellipse zu ziehen, um ihnen jene secundäre Bahn um den Hauptplaneten anzuweisen. In unserm nächsten Aufsatze wollen wir uns zunächst mit diesen kleinen Planeten beschäftigen, um dann unsere Betrachtungen mit den mächtigsten Brüdern der Erde: Jupiter und Saturn, abzuschließen. Denn über Uranus und Neptun ist von unserm Gesichtspunkte aus wenig oder gar nichts zu sagen.

Digitized by Google

Skizzen aus Vorarlberg.

Von

Otto Speyer.

II.

Der Bregenzerwald.

Acht Tage waren verflossen, seitdem wir Schruns zu unserm Hauptquartier gemacht, und noch immer wollte der Himmel kein freundlicheres Gesicht zeigen und seine Schleusen auf mehr als wenige Stunden schließen. Des Wartens müde, beschlossen wir, den beabsichtigten Hochgebirgstouren zu entsagen und nach Norden zurückzukehren. Aber während wir wieder auf der Vorarlberger Bahn dem Bodensee zueilten, klärte sich das Wetter auf; ein frischer Nordwind strich durch das Rheinthal, und die hohen Gipfel des Alpsteines leuchteten im Sonnengolde. Schnell war unser Entschluß gefaßt: auf der Station Schwarzach verließen wir den Zug und wanderten zwischen den früchtebedeckten Zwetschenbäumen auf rasch ansteigender weißer Kalkchaussee dem engen schluchtartigen Thale zu, das den Höhen des Bregenzerwaldes entgegenzieht.

„Bregenzerwald" heißt das Berggebiet, welches sich, von der Bregenzer Ache und ihren Zuflüssen bewässert, von dem Bodensee und dem Rheinthal östlich bis zu den allgäuer Alpen und dem Stromgebiet der obern Iller über $9\frac{1}{2}$ Quadratmeilen erstreckt. Der größere Theil, der vordere oder äußere Bregenzerwald, besteht im wesentlichen aus langgestreckten Rücken, die, von Nordost nach Südwest streichend, sich allmählich zu Hochebenen verflachen, von tiefen und engen, der Cultur wenig zugänglichen Erosionsthälern durchfurcht, sodaß die Bewohner fast allein auf die Plateaux und die sanftern Berghänge beschränkt sind. Weiter südlich werden jene Bergrücken höher und steiler und nehmen, oft in jähen Felswänden nordwärts abstürzend, bestimmtere Formen an. Alle diese Rücken durchbricht der Hauptfluß, zwischen denselben weite Kessel, beim Durchbruch selbst enge finstere Schluchten bildend, zu zahllosen Krümmungen gezwungen. In jenen Weitungen liegen nun die Dörfer auf der Thalsohle selbst. Bis hierher bezeichnen Molasse und Grünsandstein den geognostischen Charakter des Gebirges; noch weiter südlich und östlich steigt zwischen den Quellen der Bregenzer Ache und dem obersten Lechthal der Alpenkalk in gewaltigen schneefleckigen Bergkolossen bis über 8000 Fuß empor.

Digitized by Google

Dieser höchste und innerste Theil des Waldes bildet eine schauerliche menschenarme Oede, die aber an Großartigkeit der Scenerie mit den berühmtesten Gegenden der Nordalpen wetteifern kann. Der charakteristische Zug des ganzen Bregenzerwaldes ist, was ihm den Namen gegeben, sein kolossaler Holzreichthum, wie er sich kaum in irgendeinem andern Alpengebiet ähnlich wiederfinden dürfte. Fast alle Baumarten der Zone, zumal des Laubholzes, sind hier zahlreich vertreten. In ihrem Schatten bekleidet eine üppige Pflanzendecke den ewig feuchten Boden. Naturgemäß bildet das Holz auch das Haupterwerbsmittel der Bewohner, sei es, daß dasselbe als Bau- und Brennholz oder als Schnitzwaare und Rebstecken zum Bodensee und ins Rheinthal gebracht wird. Im innern Walde herrscht die Viehzucht vor; im Sommer sind die Männer als Sennen auf den Hochalpen, soweit sie nicht gleich den Montavonern als Maurer und Steinmetzen ins Ausland gehen, während Mädchen und Frauen mit unermüdlichem Fleiße die feinsten Stickereiarbeiten ausführen, um sie für kärglichen Lohn an ihre Auftraggeber in den Städten abzuliefern.

Die Sprache der Waldbewohner ist von der des Montavon nicht unwesentlich verschieden, weicht aber auch im äußern Walde wieder beträchtlich von der des innern ab. Die erstere ist dem Nordländer verständlicher und soll nach dem Zeugniß von Sprachforschern sich dem Mittelhochdeutsch unserer Classiker des 13. Jahrhunderts ähnlicher erhalten haben als irgendeine andere oberdeutsche Mundart. Wir müssen freilich bekennen, daß uns die behaupteten häufigen Anklänge an das Nibelungenlied in Wortform und Ausdrucksweise nirgends aufgefallen sind. Die Sprache des innern Waldgebiets nähert sich mehr der des Allgäus und Nordtirols.

In vielfachen Windungen führt die Straße an den Abhängen der Bergschlucht aufwärts, zu unsern Füßen die tosende Schwarzach, die wie mit verdoppelter Freiheitslust immer von neuem aus den Schranken hervorbricht, in denen man sie zwingt, zahlreiche Sägemühlen zu treiben. Der Boden des Laubwaldes zu beiden Seiten ist mit hochstengeligen Pflanzen dicht bedeckt; neben den Blütentrauben des blauen Eisenhutes leuchten die zu Schirmen geordneten rosigen Köpfchen des Alpendosts. Anfangs entfaltet sich dem Rückblickenden mit jedem Schritte aufwärts weiter und weiter die grüne Ebene des Rheinthales mit dem westlichen Hochgebirge; weiterhin umfangen uns die steilen Hänge dicht von beiden Seiten, bis wo ein einsames Gasthaus das obere Ende der Waldschlucht bezeichnet. Eine flache baumlose Thalmulde breitet sich jetzt vor uns aus, auf der, zu beiden Seiten des hier geräuschlos dahinfließenden Baches, die weitzerstreuten Häuser und Gehöfte des freundlichen Dorfes Alberschwende liegen. Im Gasthof Zur Taube, den wir, wie immer, in diesen Gegenden in der nächsten Umgebung der Kirche finden, tritt uns die Wirthin in der Landestracht des Bregenzerwaldes entgegen. Auf dem Kopfe sitzt eine große Pelzmütze; der lange faltige Rock zeigt über dem Knie einen hellen ringsum laufenden Streifen und geht in halber Brusthöhe in das aus demselben Stoffe bestehende Mieder über, welches den obern Theil des Busens und den Hals eng umschließt, während wiederum ein heller Streif vom Nacken bis zur Taille herabläuft. Zuweilen umgibt die letztere ein schwarzlederner, silberbeschlagener

Digitized by Google

Gürtel, und an Festtagen erblickt man noch vielfach den früher allgemein getragenen Goller, ein weißes, meist fein gesticktes Busentuch. Dann tritt auch an die Stelle der Pelzmütze ein häßlicher steifer Kegel von dickem schwarzen Wollstoff mit rauher Außenseite, Schapel genannt, bei den Jungfrauen („Schmelgen" im Landesdialekt) aber ein hohes Krönchen von Flittergold, das wir ähnlich, aber nur bei besonders festlichen Gelegenheiten, im Montavon fanden. Die eigentliche Nationaltracht der Männer: seidene Zipfelmütze, kurze Sammt- oder Tuchjacke, dunkle Kniehosen von gleichem Stoff mit Schuhen und Gamaschen, fanden wir nur noch bei einigen alten Bauern, bei andern schwarze, bis zur Hälfte des Unterschenkels hinabreichende Röcke. Das jüngere Geschlecht schien sich vollständig davon emancipirt zu haben, wenn es sich für Geld und gute Worte auch wol noch einmal darin photographiren läßt. Ist es doch eine allgemein beobachtete Thatsache, daß die männliche Jugend, die am meisten mit der Außenwelt in Berührung kommt, sich zuerst der eigenartigen Tracht entäußert; allmählich, wenn auch oft erst nach mehrern Generationen, folgt auch die conservativere weibliche nach. So verschwinden die auf den Aussterbeetat gesetzten Nationaltrachten, schon jetzt in Mitteleuropa zu den Ausnahmen gehörig, nach und nach ganz und gar — wol nur ein Vorspiel zu der, wenn auch ungleich langsamer, doch unaufhaltsam vordringenden Abschleifung der nationalen Eigenthümlichkeiten in Sitte und Lebensart, vielleicht am Ende gar auch in Sprache, Denk- und Auffassungsweise.

Die Straße, der wir bisher gefolgt, umzieht in weitem Bogen über Lingenau und Großdorf, in dessen Nähe am 4. Jan. 1647 die tapfern Wäldlerinnen eine schwedische Kriegsschar besiegten und vernichteten, den Bergrücken der Lorene, der Alberschwende von Schwarzenberg trennt. Wir schlugen den ungleich kürzern Fußpfad ein, der über Matten und durch Tannenwald ziemlich steil den etwa 1000 Fuß hohen Bergrücken hinansteigt. Auf der Höhe eröffnete sich eine herrliche Aussicht, um so überraschender, als unsere Reisebücher ihrer gar keine Erwähnung thaten. Unter uns senkte sich der grüne Abhang in eine tiefe Waldschlucht, über der sich jenseit die freundliche Kirche von Schwarzenberg erhebt; weiterhin erscheint noch tiefer der schmale Thalgrund, den die vielgewundene Bregenzer Ache durchströmt. Jenseits steigen die Berge mit steilen waldbedeckten Hängen bis zu 6000 Fuß hinan, alle überragend die Felsenwände der Kanisfluh und Mittagsspitze; noch weiter hinaus ragt durch die Thalspalte eine prächtige Pyramide herüber, hinter welcher mächtige Schneegipfel den Prospect schließen, denen in der Nähe der grünen Matte des Schröckens die Quellen der Bregenzer Ache und Iller entströmen. Weiter links treten die westlichen Ausläufer der Allgäuer Gebirge hervor, voran der seltsam gestaltete Rücken des Hohen Ifer, ja in den Dünsten des östlichen Horizonts glauben wir, wol ohne allzu große Berechtigung, den Culminationspunkt der nördlichen Kalkalpen, das gewaltige Felsenhorn der Zugspitze zu entdecken.

Unser Weg führt anfangs über Matten, dann durch eine tiefe Waldschlucht am Ufer eines schäumenden Baches, endlich wieder aufwärts zu dem freundlich am sonnigen Abhang gelegenen Schwarzenberg. Der Wirth zum stattlichen Hirschen wies uns aus seinem vollbesetzten Hause zum nahen Lamm, dessen Herrin uns zwar freundlich aufnahm, aber zum Abendessen wieder an den Nachbar verwies,

Digitized by Google

„weil sie uns nichts Besonderes vorzusetzen habe". Brotneid scheint also hier wenigstens noch nicht Mode zu sein. Als wir zum Nachtisch im Salon unserer Wirthin noch einige Flaschen Vöslauer Traminer ausstachen, erzählte uns dieselbe, sie sei eine Verwandte der Angelika Kaufmann, deren Aeltern ihr Haus früher besessen hätten. Bis vor kurzem habe dasselbe auch noch eine Menge Reliquien von der berühmten Künstlerin enthalten, die jetzt in das kleine Museum von Bezau, dem Hauptorte des Bregenzerwaldes, gewandert seien. Nur noch Ein Bild war der gegenwärtigen Besitzerin verblieben. Der Stolz der Schwarzenberger aber, das Aeltern-, wenn auch nicht das Geburtshaus Angelika's zu besitzen, verkündet eine prunkende Marmortafel am Eingange der Kirche.

Der Weg von Schwarzenberg zum Schröcken, unserm Reiseziel für den folgenden Tag, beträgt 11 Wegstunden. Wir beschlossen deshalb, die erste Hälfte zu Wagen zurückzulegen. Vor der nahegelegenen Kirche — es war ein Sonntagsmorgen — stand bei unserer Abfahrt ein dichter Haufe von Männern, alt und jung durcheinander. Solche Versammlungen vor und nach dem Gottesdienste scheinen im Bregenzerwalde wie im Montavon zur Volkssitte zu gehören. Die Bewohner der weit umher zerstreuten Häuser, die in der Woche kaum Gelegenheit finden, sich zu sehen, benutzen die Gelegenheit, sich zu begrüßen und die Neuigkeiten des Tages auszutauschen, auch wol geschäftliche Angelegenheiten zu bereden.

Die Fahrstraße, die uns zunächst durch dichten Wald abwärts in das Thal der Ache führt, dem wir nun fast bis zur Quelle des Flusses folgen werden, leidlich chaussirt, aber oft steil und vielfach in Curven von kürzestem Radius gewunden, ist so schmal, daß der Wagen sie ganz ausfüllt und von Ausweichen bei etwaigen Begegnungen keine Rede ist. Ebenso wenig bemerkten wir an geeigneten Orten besondere Ausbiegestellen, wie sich deren auf ähnlichen Bergwegen der Schweiz zu finden pflegen. Auf unsere Frage, was werden solle, wenn uns ein Wagen entgegenkäme, antwortete der Kutscher trocken: „Dann muß eben einer zurück; es kommt aber keiner, am wenigsten am Sonntag." Er behielt glücklicherweise recht.

Jetzt öffnet sich auf wenige Augenblicke die finstere Schlucht; jenseit der Ache erscheinen auf lieblicher, waldumhegter Terrasse die Häuser von Bezau. Sechshundert Fuß höher zeigt sich ein zweites Plateau, die Hochebene der Bezeck, wo in frühern Zeiten in einer auf Säulen ruhenden, nur vermittels Leitern erreichbaren Halle die Volksversammlungen und Gerichtstage des innern Waldes gehalten wurden.

Das Thal schließt sich von neuem: bald in Stromschnellen herabstürzend und an den Felsblöcken seines Bettes weiß aufschäumend, bald an ruhigern Stellen leuchtend grüne Flächen bildend, die das Sonnenlicht des heitern Morgens strahlend zurückwerfen, rauscht der Fluß zu unsern Füßen. Dichtes Gestäude bedeckt in saftigster Fülle den dunkelfarbigen Boden. Der Wald zeigt alle heimischen Baum- und Laubformen im buntesten Gemisch von dem zarten schlanken Gezweig der Birke bis zu den mächtigen knorrigen Aesten der Eiche; von dem einfach ovalen Blatte der Buche und Ulme bis zu den zierlichen Fiedern der Esche und Vogelbeere; von dem hellfarbigen, zackengeschmückten Laube des Bergahorns bis zu den

Digitized by Google

tief dunkelgrünen Nadeln der Roth- und Weißtanne und den bläulichen Büscheln der Kiefer. Hier und da durchbricht eine nackte Felswand den Wald und tritt, die Thalöffnung scheinbar verschließend, dicht an den Fluß heran oder der Weg windet sich mühsam durch ein Gewirr von Felsblöcken hindurch, den Resten eines gewaltigen Bergsturzes, der dort von der kahlen, hohen Wand zur Rechten das Thal verwüstend hereinbrach.

Wider liegt die Bergenge hinter uns; der schmale Thalgrund erweitert sich zur ebenen Matte, ein freundliches Dörfchen in ihrer Mitte, rings umgeben von steilen Bergwänden, die gleich einer Riesenmauer die kleine grüne Oase von der übrigen Welt abzuschließen scheinen. So folgen einander in stetem Wechsel bald liebliche, bald großartig wilde Landschaftsbilder. Die auf der frischen Aue liegenden Dörfer haben alle von ihr den Namen angenommen: Mellau, Hirschau, Schnepfau, Aue bis Schopernau am obern Ende des Thales. In dem kleinen Stahlbade Mellau wird kurze Frühstücksrast gehalten. Gewaltige Bergeshäupter von mehr als 6000 Fuß Höhe umstehen von allen Seiten den grünen Plan. Südlich dicht über dem Dorfe ragt steil die felsige Mittagsspitze, von welcher der hier einen 250 Fuß hohen Wasserfall bildende Fluhbach herabkommt. Im Sommer zeigt sie den Mellauern die Mittagslinie durch die senkrecht über ihrem Gipfel stehende Sonne, die sich im Winter hinter demselben verbirgt.

Das Thal schließt sich von neuem, wieder umgibt uns das Dunkel des Waldes. In der nächsten Weitung, zwischen Hirschau und Schnepfau kommen uns Züge von sonntäglich geputzten Kirchgängern entgegen, die Frauen in der schwarzen Kegelmütze, die Mädchen mit der goldschimmernden Krone geschmückt, der Brustlatz oft mit Silber- und Goldstickerei verziert, der schwarze Unterrock mit leuchtenden Zacken von scharlachrother Wolle besetzt.

Der Ueberredungskunst unsers Automedon, der uns gern bis zum obersten Dorfe des Thales gefahren hätte, widerstehend, wandern wir von Schnepfau aus zu Fuße weiter. Je höher wir kommen, um so großartiger wird die Umgebung. Zwar wechseln auch jetzt noch Waldschlucht und Wiesenplan; aber immer gewaltigere Gipfel erscheinen im Hintergrunde des Thales, immer steiler und zackiger ragen die Wände zu beiden Seiten empor, an denen bald ein kleiner Bach in vielgebrochenem Sturze herabschäumt, bald weiße Streifen, den Wald und die graue Felsenoberfläche unterbrechend, auf frischgerissene Runsen deuten. Herrlich vor allem ist die Lage des Dörfchens Aue: rechts auf schimmernder Matte die weitzerstreuten Häuser, links am Fuße des waldbedeckten Berges, der weiterhin vorgebirgsartig mit steilem Felshang in das Flußbett abstürzt, die weiße Kirche sich scharf abhebend von dem dunkeln Tannengrün; jenseit jenes Vorsprungs, wo eine gedeckte Holzbrücke den Fluß überspannt, eine kreisförmige grüne Ebene, umstanden von den mächtigen ernsten Berggestalten, darunter alle überragend und den Blick stets von neuem fesselnd die prächtige Doppelpyramide der Künzelspitze. Diese kleine Ebene ist die letzte oder vielmehr erste Ausweitung des Flußthales; am jenseitigen Ende liegt das oberste Dorf, Schopernau. Die ganze Umgebung trägt schon deutlich den Stempel des Hochgebirges. Nicht nur daß die Berge ragender, nackter und felsiger, hier und da mit einer von Schneestreifen weiß leuchtenden

Digitized by Google

Stirn erscheinen: auch die zahlreichen Wasserfälle, die am Fuße aufgehäuften Trümmerhalden, die weiten kiesbedeckten Geröllbetten der Bergströme mahnen daran, daß wir in die Regionen eintreten, wo die übermächtigen Naturgewalten der ordnenden und umschaffenden Menschenhand nur noch einen geringen Spielraum verstatten.

Auf echten Alpenstegen, aus einem unbehauenen Baumstamme bestehend, überschreiten wir die schäumenden Gießbäche und die in mehrere Arme getheilte Ache selbst und betreten jenseits die schmuzige Dorfstraße von Schopernau mit ihren ärmlichen grauen, von weit ausladenden steinbeschwerten Schindeldächern überragten Holzhäuschen. Nach kurzer Rast in dem kleinen, aber reinlichen Wirthshause Zur Krone geht es in die nahe walddunkle Schlucht hinein, durch welche unser Weg uns in drei Stunden zum Schröcken führen soll. Der stets verhältnißmäßig bequeme, in einer gewissen Höhe über dem Flusse am Abhange hinziehende Saumpfad steigt längere Zeit kaum merklich im tiefen kühlen Waldesschatten empor. Allerdings sind die Hänge, an denen er herläuft, so steil, daß es kaum begreiflich ist, wie die Arbeiter die mächtigen Stämme, deren frisch abgesägte Stümpfe wir erblicken, zu fällen und dem Flusse, der sie den Sägemühlen des untern Thales zutragen soll, zu übergeben vermögen. In der Mitte des Weges, jenseit des tiefen Tobels, den ein wilder Bergstrom, von den Bergen zur Linken herabkommend, gerissen hat, liegt am Abhange ein einzelnes bescheidenes Holzhaus, das kleine Schwefelbad Hopfreben bezeichnend. Es gehört wahrlich ein großer Entschluß dazu, in dieser wilden Einöde, in der einsamen Hütte, deren Räumlichkeiten, wie die Speisen und Getränke des Wirthes kaum die allerbescheidensten Ansprüche befriedigen können, wochenlang zur Cur zu verweilen. Vor der Thür stehen ein paar schwerbeladene Saumthiere, eine jetzt sogar im Hochgebirge selten werdende Erscheinung.

Jenseits beginnt der Wald sofort von neuem; die Ache schäumt und tobt in lauter Wasserfällen und Stromschnellen zu unsern Füßen, sodaß man die Stimme erheben muß, um sich verständlich zu machen, und immer näher leuchten gleichsam drohend die schneegefleckten Felsenstirnen der Berge durch die Baumzweige. Dort blickt auch schon aus dem Hintergrunde freundlich die weiße Kirche des Schröckens zwischen den dunkeln Tannen hervor; wir verlassen das zur engen Felsspalte gewordene Thal und steigen auf steilem Zickzackpfade zu dem Plateau empor, auf dem sie liegt. Der vorher helle Himmel hatte sich inzwischen mit einem grauen Wolkenflor übersponnen und leiser Regen rieselte hernieder, als wir in etwa 3800 Fuß Meereshöhe die grüne Matte erreichten, auf der sich die wenigen Häuser des Weilers um die Kirche gruppiren, und die hohe Freitreppe des verhältnißmäßig stattlichen Wirthshauses erstiegen. Während wir uns hier unsers Gepäcks entledigten und erfrischten, durchbrach die Sonne abermals die Nebelmassen und ihre letzten Strahlen verklärten die Stirn der Berge mit goldigrothem Schimmer.

Der Schröcken gilt mit Recht für den Glanzpunkt des ganzen Bregenzerwaldes, dessen Ostgrenze er bezeichnet. Er bildet eine fast kreisrunde rasenbekleidete Fläche, auf deren wenig erhöhtem Mittelpunkt sich die Kirche erhebt. Ringsher fassen dunkle Felsschluchten mit schroffen tannenbewachsenen Hängen, in deren Tiefe die dem nahen Körbersee entstürmende Ache und ein ihr tributpflichtiger Bergstrom

Digitized by Google

tosen, das inselartige Plateau ein, das nur durch eine schmale Landzunge mit den nördlichen Bergen zusammenhängt. Auf allen Seiten umgibt uns, zum Theil in unmittelbarer Nähe, zum Theil durch niedere mit dichtem Nadelwalde bekleidete Höhen von uns getrennt, ein Kranz mannichfach geformter Hochgipfel, einige derselben fünfthalbtausend Fuß über unsern Standpunkt hinausragend und, wie die felsige Monenfluh und die davorliegende Juppenspitze, breite hellschimmernde Schneestreifen zeigend. Am schönsten tritt auch hier die nahe Künzelspitze hervor, deren Doppelgipfel im wechselnden Spiele sonnenbeleuchteter Nebel erscheint und verschwindet. Kaum irgendwo in den Alpen mag sich wie hier ein Bild großartiger Gebirgseinsamkeit in so malerischem Abschluß und ohne die oft erschreckende und herzbeklemmende Erscheinung wildzerrissener Felsen und öder gestaltloser Trümmerfelder — selten mag sich Liebliches und Erhabenes in so harmonischer Vereinigung wiederfinden.

Bei dem Abendessen in dem für die hohe einsame Lage und die Schwierigkeit der Herbeischaffung von Lebensmitteln und Bequemlichkeiten ebenso comfortabeln wie billigen Gasthause wurde die Marschordre für den folgenden Tag festgestellt. Es galt, den Gebirgskamm, welcher das Gebiet der Bregenzer Ache und des Lechs von dem der Iller und damit den Bregenzerwald von dem Allgäu scheidet, zu erklimmen, um jenseit in das schöne Thal des bairischen Oberstdorf hinabzusteigen, wo die drei Quellflüsse der Iller, aus den Bergschluchten hervorbrechend, einen der besuchtesten und besuchenswerthesten Standorte für Touristen in den nördlichen Kalkalpen bilden, und von dort weiter stromabwärts in Sonthofen am Fuße des Gründten, des allgäuer Rigi, wieder die Eisenbahn zu erreichen. Von den drei Pässen, die sich uns darboten, wählten wir den mittlern, der über das felsige Gentschenjoch in acht Stunden vom Schröcken nach Oberstdorf führt.

Die Sonne des folgenden Morgens erhob sich in strahlender Klarheit am tiefblauen wolkenlosen Himmel. Wir umwanderten nochmals das kleine Plateau, das bei der glänzenden Morgenbeleuchtung der Gipfel, während die tiefen Schluchten umher noch fast in nächtlichem Dunkel lagen, einen ganz veränderten Anblick darbot. Dann klommen wir am Rande einer tiefen Felsschlucht in dichtem Waldschatten die östliche Bergwand empor. Mit jedem Schritt aufwärts wird das Bild, das sich dem Zurückschauenden enthüllt, schöner und großartiger, zumal wo wir, den Wald verlassend, über die bematteten Hänge zu dem Plateau von Hohenkrumbach emporsteigen. Imposant treten zumal aus dem vielgipfeligen Berghintergrunde der hohe Kleinspitz und der Schaafberg hervor, von dessen felsigem Rücken der breite blauschimmernde Schröckengletscher herabzieht. Das Plateau selbst, zum Theil von einem kleinen See ausgefüllt, wird vor uns durch einen seltsam gestalteten einsam aufsteigenden grünen Hügel, einem riesigen Hünengrabe ähnlich, abgeschlossen, an dessen Abhänge sich in nahezu 5000 Fuß Meereshöhe die Kirche und die wenigen ärmlichen Hütten von Hohenkrumbach lehnen. Weit und breit ist kein Baum, kein Strauch sichtbar, sodaß die Bewohner im Herbste ihr Brennholz, ehe der Winter sie mit seinen unüberschreitbaren Schneemassen gefangen nimmt, mühselig von den entfernten Waldhängen herbeischleppen müssen. Jenseit des Hügels eröffnet sich der Blick auf die zahlreichen vielgestaltigen Gipfel des

Digitized by Google

Allgäus. Rechts zieht über das Dörfchen Warth hin das Rappenalpenthal zur Mädler Gabel, gerade vor uns ragt in größerer Nähe die mächtige abgestumpfte Pyramide des Biberkopfes hoch hervor. Zur Linken steigt der mattenbekleidete Abhang steil zu dem Kamme des Gentschenjochs hinan, über welches die weißgrauen Felsmassen des Widdersteins, durch ihre wildzerrissenen zackigen Hörner auf das nun betretene Gebiet des Dolomits deutend, noch gegen 1800 Fuß hoch emporsteigen.

In dem kleinen Wirthshause Zum Adler, wo uns das Töchterchen der Wirthin mit einem frischgepflückten Strauße von Edelweiß beschenkt, während die Mutter den echten, abscheulich schmeckenden Enzianbranntwein credenzt, fanden wir einen Mann, der von Warth aus vier Stunden weit über das Gebirge wanderte, um einen Arzt für seinen durch einen Sturz gelähmten Arm aufzusuchen. Trotz des kranken Gliedes übernahm er es, unser Gepäck zu tragen und uns als Führer über das Gentschenjoch zu dienen. Wol eine Stunde lang führt der kaum sichtbare Pfad in ermüdend einförmiger Steilheit die Grashalde hinan, bis wir den Fuß des Widdersteins und damit die Paßhöhe erreichen. Die kühn dem Gebirgskamm aufgesetzte Felspyramide, deren 2540 Meter hoher Gipfel dem Wanderer nach zweistündigem beschwerlichem Klimmen südwärts nicht nur den ganzen Bregenzerwald, sondern auch die weißen Häupter der Silvretta und die weiten Eisfelder der ötzthaler Ferner, nordwärts das ganze schwäbische Gebirgs- und Hügelland bis zum fernen Donauthale enthüllt, reich an den mannichfaltigsten Schätzen der Hochalpenflora, reizt fast unwiderstehlich zur Besteigung. Aber schon spielen wieder weißgraue Wolken um die Spitze, und der Führer verkündet mit Sicherheit, daß binnen einer Stunde die Nebel den ganzen Berg einhüllen würden. Während wir noch, am Fuße eines Felsens auf der Paßhöhe gelagert, zaudern, geht seine Prophezeiung schon in Erfüllung: mit jener unglaublichen Schnelligkeit, wie derartige Wechsel nur im Hochgebirge stattfinden, haben binnen wenigen Minuten alle die noch eben im Sonnenglanze funkelnden Hochgipfel ringsher die graue Nebelkappe aufgesetzt.

Der Widderstein steht wie ein gewaltiger Eckpfeiler und Grenzstein auf der Höhe des Gebirges, westlich in das Thal der Bregenzer Ache, östlich in das des Lechs, nördlich in das der Iller und ihrer Quellflüsse hinabschauend. So bilden er und das Gebirgsjoch, auf dem wir stehen, zugleich die Wasserscheide zwischen dem Rhein und der Donau, der Nordsee und dem Schwarzen Meere. Vor uns im Norden öffnet sich ein neues Gebiet. Wie mit einem Zauberschlage erscheint der ganze Charakter der Landschaft verwandelt. Statt der einförmigen Grasmatten hinter uns thut sich ein tiefer Felsspalt auf, der Gentschentobel, an dessen jähen zerklüfteten Wänden einige dürftige krüppelhafte Knieholzbüsche die einzigen Vertreter der Pflanzenwelt sind. Erst tief unten treten wieder einige Hütten und sparsame Alpweiden hervor, und in weiter Ferne erscheint das sonnenbeglänzte grüne Walserthal, über das jenseits die kahlen felsigen Gottesackerwände aufsteigen. Der Wald, der uns zwei Tage lang fast unablässig begleitet, dessen kühle Schatten wir nur ganz vorübergehend verlassen haben, scheint vollständig verschwunden. Allerdings belehrte uns später die Umgegend von Oberstdorf, daß keineswegs alle

Digitized by Google

Theile des Allgäues so kahl sind wie das Thal von Mittelberg und die es einschließenden Berge; aber jene Fülle und Ueppigkeit des alle Schluchten und Abhänge bedeckenden Baumwuchses kehrt doch nirgends wieder.

Der Weg abwärts an der Felswand, meist über loses Steingeröll, war steil und beschwerlich, wenn auch keineswegs mit Gefahr verbunden. An einer Stelle, wo links die Wand senkrecht aufsteigt, schützt zur Rechten des schmalen Pfades eine kleine Mauer den Wanderer vor dem Hinabstürzen in den Abgrund. Ueber sie hinabblickend sehen wir in schwindelnder Tiefe auf dem Grunde eines finstern Felsspaltes die Gewässer eines Bergstromes weiß aufschäumen. Es ist eine jener Klammen, wie sie zahllose Hochthäler mehr oder weniger großartig, aber fast alle in größter Familienähnlichkeit zeigen. Die enge düstere Kluft, oft nach unten zu, wie die Taminaschlucht bei Pfäffers und die Via Mala bei Thusis, gewölbartig erweitert, das über Felsblöcke tosende und schäumende Gewässer, einzelne Büsche und Ranken, die aus den Spalten des Gesteins hervorwachsen und auf deren ewig feuchten Blättern ein verlorener Sonnenstrahl spielt, der sich von oben hineingestohlen: das sind die stets wiederkehrenden Elemente des Bildes.

Endlich liegt das nackte Geklipp und Felsgeröll hinter uns. Der purpurblütige Alpendost mit den großen herzförmigen Blättern, die zu leuchtenden Dolden geordneten Korbblüten des goldfarbigen Alants, die dunkelblauen Trauben des Eisenhutes mit dem gefingerten düstergrünen Laube umgeben in dichten Massen die obersten Alphütten und bringen mit den sie umweidenden kurzhörnigen Kühen von der berühmten allgäuer Rasse wieder Leben in die Landschaft. Weiter abwärts wirft ein einzelner riesiger Ahornbaum seinen Schatten zur Ruhe ladend über den Weg, und bald treten wir in das hier ziemlich breite offene Hauptthal, das die junge Breitach, einer der Hauptflüsse der Iller, durchfließt. Wie wir das so häufig aus leichtbegreiflichen Gründen im Hochgebirge finden, liegt, im Gegensatz zum innern Bregenzerwalde, keins der Thaldörfer unten am Flußufer, sondern alle mehr oder weniger hoch auf den Stufen und Terrassen der Abhänge zur Rechten und Linken, zunächst Mittelberg mit seinem schmucken Wirthshause — neben der Kirche, versteht sich — dessen Küche und Keller sich eines weitverbreiteten wohlverdienten Rufes erfreuen.

Hier beginnt wieder die Fahrstraße. Der Weg thalabwärts, erst am linken, dann am rechten Ufer der Breitach, stets über Matten, rechts und links ziemlich einförmige kahle Bergwände, ist mehr bequem als großartig und malerisch. Anders mag es vielleicht sein, wenn links die zerklüfteten trümmerbesäeten Massen der Gottesackerwände, rechts die grünen Abhänge des Schlapolt und Söhlereck bis zu den Gipfeln sichtbar sind. Uns verbarg sie damals ein dichter Wolkenschleier, obwol unten im Thale ununterbrochen die Sonne schien. Den stattlichen Dörfern Hirscheck zur Linken und Riezlern zur Rechten mit dem gewaltigen Passionskreuz, an dem alle erdenklichen Gegenstände, die in der Tradition eine Rolle in der Leidensgeschichte Jesu gespielt haben, in naturgetreuer Nachahmung angebracht sind, vorüber, erreichen wir nach siebenstündiger Wanderung vom Schröcken aus oberhalb der Thalenge, wo die Breitach schäumend 200 Fuß unter der kühnen Brücke des Zwingsteges durch die nachtdunkle Felskluft bricht, das „Schänzli", die

Digitized by Google

Stelle, wo die jetzt nur als Mauth und Wirthshaus dienenden Gebäude eine alte österreichische Grenzfeste bezeichnen. Unsere Wanderung durch Vorarlberg hat ein Ende; sobald wir um die Waldecke biegen, sind wir im Königreich Baiern auf deutschem Reichsboden.

An den schönsten Erinnerungen reich, kehren wir in die Heimat zurück und dürfen kühn versichern, daß keiner unserer Leser, der mit Sinn und Liebe für die Schönheiten der Hochgebirgswelt und das Volksleben ihrer Bewohner das Montavon und den Bregenzerwald durchwandert, es bereuen wird, unsern Spuren gefolgt zu sein.

Digitized by Google

Balladen

von

Albert Moeser.

I.

Der Templer auf Cypern.

(1310.)

Die Nacht ist lau und lüstern,
Fern schimmert des Olympos Schnee,
Durch Myrten geht ein Flüstern,
Als klagte Liebesweh;
Es wallt im Mondenstrahle
Geheimnißreich das Meer zum Strand,
Wie da zum ersten male
In ihrer Muschelschale
Die Göttin aus der Flut erstand.

Das ist, o Melisonde,
Die Zeit zu süßer Liebeslust,
Dein Haupt nun neig', das blonde,
An meine starke Brust;
Hier, wo am Waldgelände
Gespenstisch ragt der Venus Bild,
Reich' stumm mir deine Hände
Und laß mich sonder Ende
In Küssen schwelgen heiß und wild.

Die Blicke dein, die feuchten,
Verkünden süßer Sehnsucht Pein,
Die weißen Schultern leuchten
Gleich lichtem Marmorstein;
Wenn ich dein Bild umfange
Im Hain der Amathusia,
Ist mir's, ob Wang' an Wange
Bei weichem Flutgesange
Mir ruht die Griechin Helena.

Digitized by Google

O Glück, als süße Feste
Einst Hellas übt' an Kypros' Strand,
Wo Marmortempelreste
Jetzt trauernd ruhn im Sand;
Doch Hauch der Griechenschöne
Verklärt noch heut dich hehr und mild;
Drum jauchz' ich Jubeltöne
Zu Venus' Ruhm und kröne
Zum Venusfest dein theures Bild.

Stets fällt der Zeit zum Raube,
Was allverehrt auf Erden prangt,
Auf Glaube folgt stets Glaube,
Altar und Tempel wankt.
Auch Götter rafft von hinnen
Des flücht'gen Wechsels Allgewalt,
Doch ewig währt das Minnen,
Und machtvoll stets den Sinnen
Siegt ob der Venus Huldgestalt.

Ich weiß: ich bin ein Ketzer
Und sünd'ge wider Templerpflicht;
Des Ordensrechts Verletzer,
Bald steh' ich vor Gericht;
Vor seines Bluthofs Schranken
Die Brüder mein mit grimmem Muth
Ruft Philipp, Herr der Franken*),
Und viel Genossen sanken
Schon todt durch grauser Flammen Glut.

Doch mag die Glut mich sengen,
Von Henkershänden schnöd entfacht,
Brust will an Brust ich drängen,
Solang' das Licht mir lacht;
Schon an den Pfahl gebunden
Noch denk' ich deines Angesichts,
Der süßen Liebesstunden,
Die ich durch dich gefunden,
Und lächelnd geh' ich ein ins Nichts.

*) Philipp der Schöne.

Digitized by Google

Das Grab im Passeierthal.

In dem Thale von Passeier
Liegt ein Grab in tiefem Schweigen,
Bar des Schmucks und grüner Zierde
Ragt es wüst an öder Stelle.

Drinnen ruhet, der verrathen
Einst den Sandwirth Andre Hofer,
Daß er, sein Versteck verlassend,
Sprach: „Ich bin es, den ihr suchet.“

Auf dem Grabe des Verräthers
Blüht kein Baum und keine Blume,
Ob auch oft schon Menschenhände
Es geschmückt mit Florens Kindern.

Ob mit Fleiß des Todten Sippe
Still sie pflanzte, tränkte, pflegte,
Stets nach kurzer Blüte neigten
Sie die Häupter und erstarben.

Ob Hesperiens linder Lenzhauch
Rings erneutes Leben weckte,
Auf dem Grabe des Verräthers
Weckt' er Knospen nicht noch Blüten.

Wie verfemt, verflucht, geächtet
Ist der Platz des grausen Schreckens,
Der Natur allgegenwärt'ge
Schöpferkraft geht ihm vorüber.

Wie zum Hohn nur von den Bergen,
Die im Kreis das Thal umkränzen,
Auf den Hügel rollt hernieder
Kahler Steine wüste Menge.

So den treusten aller Söhne
An dem Gauch, der ihn verrathen,
Rächt ergrimmt die Muttererde,
Rächt voll Haß das Land Tirol.

Digitized by Google

Chronik der Gegenwart.

Revue der bildenden Künste.

Auf der pariser Weltausstellung von 1878 hatte die deutsche Kunst einen vollen Erfolg gehabt, sie hatte gezeigt, daß sie den Vergleich mit der französischen nicht zu scheuen brauche. In der Internationalen Ausstellung zu München im Jahre 1879, die für unsere „Revue" zunächst in Betracht kommt, war der Gesammteindruck der deutschen Abtheilung kein ebenso günstiger wie in Paris; man konnte bei leidenschaftlichen Discussionen über den Werth der deutschen Ausstellungsobjecte sogar sehr abfällige Urtheile über sie hören. Sicher ist, daß man von deutscher Seite hier nicht, wie in Paris, nur Elitetruppen ins Feld geführt hatte; des Mittelmäßigen gab es nicht wenig und es fiel, trotz der nicht unbeträchtlichen Zahl bemerkenswerther Leistungen, im Totaleindruck der Ausstellung sehr stark ins Gewicht. Die berliner und düsseldorfer Künstler, die für die „akademische" Herbstausstellung in Berlin zu sorgen hatten, waren bei der münchener nur schwach betheiligt; am reichsten war die Münchener Schule vertreten. Eine Anzahl von Werken, die bereits in Paris excellirte, großentheils der berliner Nationalgalerie gehörig, hatte auch hier sich eingefunden.

Was die Malerei betrifft, so zeigte sich ihre Stärke auch hier am entschiedensten im Genrehaften und Genreähnlichen und in der Landschaft. Diese drei Gattungen behaupten gegenwärtig noch immer den ersten Rang. Zwar fehlt es nicht an einzelnen Talenten, die sich an Aufgaben der „historischen" Kunst, an der grande peinture, wie die Franzosen sie nennen, versuchen. Das aber, wodurch die heutige deutsche Malerei vorzugsweise ihre Signatur und Bedeutung erhält, liegt ohne Zweifel in den drei genannten Gebieten. Neben den Hauptvertretern derselben, neben einem Menzel, Knaus, Vautier, Defregger, neben den Achenbachs, Schleich, Lier u. a. werden die heutigen Vertreter der historischen Kunst auch in den geschichtlichen Schilderungen einer spätern Zeit sicher nur in zweiter und dritter Linie genannt werden.

Mit immer größerer Entschiedenheit ist in den bevorzugten Gebieten der Malerei die coloristische Tendenz und das Streben nach einer möglichst reichen Entwickelung der technischen Mittel zu Tage getreten in einer wohl begreiflichen Reaction gegen die frühere Epoche. Der Idealismus der letztern war zuweilen eine Art künstlerischer Ascese gewesen; die Geringschätzung der sinnlichen Wirkung, die Betonung des Gedankenhaften streifte mitunter hart an das unkünstlerisch Abstracte und bei gar manchem, der vom „Technischen" mit großer Verachtung sprach, war der stolze Titel des Idealismus eigentlich nur der Deckmantel künstlerischen Unvermögens. Nach und nach fing man an, dem technischen Theile der Kunst, ohne den sie doch nur eine halbe Sache ist, wieder größere Beachtung zu schenken, und niemand wird leugnen, daß die Malerei in dieser Beziehung während der letzten Jahrzehnte rasche Fortschritte gemacht hat. Zugleich trat unter den

Digitized by Google

bestimmenden Einflüssen der allgemeinen Sinnesrichtung der Zeit eine decidirte Wendung zum Realismus ein; man verlangte von der Malerei den Reiz und die Fülle farbigen Lebens; das Auge, die Sinne wollten eine Befriedigung, die sie an den matt- oder hartfarbigen Bildern der frühern Zeit schwer hatten finden können. Die Gefahren einer solchen Richtung zeigten sich freilich sehr bald. Das Streben der Malerei, dem Auge gefällig zu sein, hatte nicht selten einen empfindlichen Verlust an innerm Gehalt zur Folge; hinter der berauschenden Farbenpracht Makart'scher Bilder verbarg sich zumeist eine bedenkliche geistige Oede. Doch fanden die Extreme der coloristischen Richtung noch immer ein glückliches Gegengewicht in den Werken eines geistreichen, gehalt- und stimmungsvollen Realismus.

Von den Stoffgebieten der idealistischen Kunst steht das mythologische jetzt fast gänzlich verlassen; in einem andern, dem biblischen, ist die Umwälzung, die sich in den künstlerischen Anschauungen vollzog, mit besonderer Schärfe hervorgetreten. Zum Theil, wie man aus zahlreichen Darstellungen weiß, war der Realismus, der sich desselben bemächtigte, sehr äußerlicher und oberflächlicher Art, indem er die Schilderung des historischen Costüms und des historischen Locals zur Hauptsache machte und außer dem ethnographischen Interesse höchstens noch ein allgemein malerisches beanspruchen konnte. Weit bedeutender erscheint die realistische Auffassung in den biblischen Darstellungen E. von Gebhardt's, von denen bekanntlich das Abendmahl in der berliner Nationalgalerie eine der ergreifendsten ist. Er geht darauf aus, den rein menschlichen Inhalt der biblischen Geschichten in scharf gezeichneten Charakteren zum Ausdruck zu bringen, und behandelt dieselben, auf jene äußere historische Richtigkeit gänzlich verzichtend, in der Weise Dürer's und Rembrandt's, wie Ueberlieferungen des eigenen Volkes. Er selbst war in der münchener und berliner Ausstellung nicht vertreten; an seine Auffassungsart konnte aber auf der erstern ein lebendiges, mit dramatischem Sinn behandeltes Bild von E. Zimmermann: Der zwölfjährige Christus im Tempel, erinnern. Die widerwärtige Darstellung desselben Gegenstandes in einem Bilde von M. Liebermann ist der allgemeinen Verurtheilung anheimgefallen.

Die Neigung, auf die Vorbilder altdeutscher und altniederländischer Meister zurückzugehen, macht sich jetzt bei unsern Malern nicht selten bemerklich. Häufig allerdings ist es zumeist der malerische Reiz des Costümlichen, was sie an jenen Mustern anlockt. Ein tieferes Studium derselben zeigte auf der münchener Ausstellung das vorzügliche mit dem Titel Geiz und Liebe bezeichnete Gemälde von Löfftz, eine Composition von drei lebensgroßen Halbfiguren in der Art des Quentin Massys und trotz des alterthümlichen Anhauchs von entschiedener Selbständigkeit und Originalität. An die Niederländische Schule des 17. Jahrhunderts erinnerte ein feines, malerisch wirksames Bild von F. A. Kaulbach (Familienscene im Garten), welches für die dresdener Galerie angekauft wurde. Von den übrigen münchener Malern waren im Gebiet des Genre der geistreiche W. Diez, Gabl und Matth. Schmid, die Rivalen Defregger's, in der Landschaft Schönleber, Baisch u. a. in bekannter Weise vertreten. Defregger hatte seine ergreifende Schilderung vom letzten Gange Andreas Hofer's, die schon auf der berliner Ausstellung von 1878 einen bedeutenden Erfolg gehabt, nachdem er einige wirksame Aenderungen daran vorgenommen, in München aufs neue ausgestellt. Die Geschichtsbilder kleinern Formats, wie sie vornehmlich die Schule Piloty's producirt, gewöhnlich halb Historie, halb Genre und meist mit großer antiquarischer Sorgfalt gemalt, vermögen in der Regel nur wenig zu interessiren; sie leiden häufig an ähnlichen Gebrechen wie der historische Roman; der geschichtliche Apparat macht sich zu sehr bemerklich, die Composition hat etwas theatralisch Arrangirtes. Auch an Bildern dieser Art war in München kein Mangel. In Genrescenen aus dem classischen Alterthum die höchste archäologische Genauigkeit mit dem überzeugenden Eindruck vollster Lebenswahrheit zu verbinden und damit zugleich die interessan-

Digitized by Google

teste malerische Wirkung zu erzielen, ist bekanntlich dem berühmten Tadema wie keinem zweiten gelungen. Siemiradzki, der in dem mehrfach besprochenen Bilde der münchener Ausstellung: Das Weib oder die Vase, etwas Aehnliches wie dieser anstrebte, ist ihm trotz aller Virtuosität der Behandlung nicht gleichgekommen.

Zu den wenigen, die berufen schienen, die Malerei des großen Stils neu zu beleben, gehörte Anselm Feuerbach, der erst vor kurzem in Venedig vereinsamt starb. Der von ihm für die wiener Kunstakademie gemalte Titanensturz, eins seiner letzten Werke, das sich in der münchener Ausstellung befand, vermochte keinen großen Erfolg zu erringen. Die Bedeutung seines ungewöhnlichen Talents läßt aber die vor einigen Wochen in der berliner Nationalgalerie veranstaltete Ausstellung von Werken desselben im vollen Umfange erkennen. Der Zug zum grandios Dramatischen tritt in ihnen wiederholt hervor, in der Amazonenschlacht wie in dem Titanensturz, und die Skizzen zu diesen Compositionen haben sämmtlich einen kühnen, mächtigen Wurf; aber die Kraft, das Feuer der ersten Conception in die Ausführung ungeschwächt überzuleiten, wollte dem Künstler nicht gelingen. Am vollkommensten und reinsten zeigt sich sein Talent in jenen ruhigen, stimmungsvollen, im großen Stil gehaltenen Situationsbildern, von denen zwei aus der frühern Zeit: Dante, mit edeln Frauen in Verona lustwandelnd, und die Pietà, aus der spätern die Iphigenien die bedeutendsten sind. Von eigenthümlicher Schönheit ist sein letztes, nicht ganz zur Vollendung gelangtes Gemälde: Das Concert, das in überaus einfacher Composition vier musicirende venetianische Mädchen darstellt, ein Werk voll seltsam ergreifender, feierlicher Stimmung.

Die berliner akademische Ausstellung im Jahre 1879 zeichnete sich gegen manche der frühern sehr vortheilhaft aus. Zu ihren Glanzpunkten gehörte in erster Linie das vielbesprochene Ballsouper Menzel's, welches alle Vorzüge des Meisters, die erstaunliche Schärfe und schlagende Wahrheit seiner oft humoristisch, zuweilen auch satirisch gefärbten, stets aber geistreichen Charakteristik und die ganze Virtuosität und Brillanz seiner malerischen Technik in sich vereinigt zeigte; dann das prächtige Genrebild von Ludwig Knaus, welches mit dem zwingenden Ausdruck des frischesten Humors einen alten jüdischen Handelsmann schildert, der sein Söhnchen in die Geheimnisse des Gelderwerbs einweiht; ferner Gustav Richter's durch die mannichfachsten Reproductionen allgemein bekanntes und schon populär gewordenes Bild der Königin Luise, ein Gemälde von außerordentlicher Zartheit der coloristischen Behandlung und wahrhaft adeliger Anmuth des Ausdrucks; in vollem Maße gelang es dem Künstler, der Vorstellung, die vom Wesen der hohen Frau wie ein poetischer Typus weiblicher Schönheit und Tugend im Gedächtniß des Volkes lebt, die zutreffende Gestalt zu geben. Unter den Landschaften nahm Oswald Achenbach's Golf von Neapel bei Mondschein eine ungewöhnlich hervorragende Stelle ein; das so unzähligemal behandelte Motiv erschien hier in einer wesentlich neuen Auffassung und war mit einer Kraft der coloristischen und poetischen Stimmung behandelt, wie sie der Künstler in keinem seiner letzten Werke erreicht hatte. Das anmuthige, mit echt künstlerischer Noblesse durchgeführte, von warmem sinnlichen Leben erfüllte, aber von den Zügen einer lüsternen Koketterie völlig freie Venusbild von Gustav Gräf, die farbenglühende reichbewegte Scene aus dem Volksleben Algiers von Wilhelm Gentz, die Testamentseröffnung von Bokelmann, ausgezeichnet durch eine seltene Feinheit der Charakteristik und eine außerordentliche Eleganz und Delicatesse der malerischen Behandlung, und das meisterhafte Jagdstück von Kröner waren mit den vorher genannten Werken die von den Beschauern vielumlagerten Hauptgemälde der Ausstellung, denen sich noch eine beträchtliche Reihe nicht blos tüchtiger, sondern auch interessanter und sehr bemerkenswerther Gemälde anschloß.

In der Plastik hat die ins Malerische übergreifende Richtung, die schon in

Digitized by Google

der Sculptur der Renaissance so unzweideutig hervortrat, sich immer entschiedener geltend gemacht, trotz des Widerspruchs, den die Doctrin gegen sie erhebt. In Berlin ist es namentlich Reinhold Begas, der diese Richtung in einem Naturalismus von unzweifelhaft großartigem Gepräge vertritt und daselbst, wie es scheint, immer mehr an Einfluß gewinnt. An den classischen Traditionen hat die vorzügliche dresdener Bildhauerschule am meisten festgehalten. Daß indeß auch bei ihr eine der genannten ähnliche Richtung Eingang gefunden, bewies auf der münchener Ausstellung die Genrefigur von R. Diez: Der Gänsedieb, ein ungemein lebensfrisches, in allen Formen mit größter Sorgfalt durchgebildetes Werk, welches von der münchener Jury die Medaille erster Klasse erhielt.

Von plastischen Denkmälern sah das letzte Jahr mehrere zur Vollendung gelangen. In Düsseldorf ward das Cornelius-Denkmal von Donndorf enthüllt, an welchem namentlich die Hauptfigur, das Standbild des großen Meisters, in seinen markigen, scharf und energisch ausgeprägten Zügen von bedeutender Wirkung ist; das Denkmal Schumann's in Bonn, von demselben Künstler ausgeführt, schloß sich dem genannten in würdiger Weise an; in Köln ward die Statue Bismarck's aufgerichtet, ein kraft- und charaktervolles Werk von Schaper, in Berlin das schöne, von der Hand Encke's ausgeführte Standbild der Königin Luise.

Die große, erst kürzlich von der berliner Nationalgalerie erworbene Statuengruppe von Eduard Müller: Der gefesselte Prometheus und die Okeaniden, durch zahlreiche Photographien schon allgemein bekannt, hat einen ungewöhnlichen, vielfach fast enthusiastischen Beifall gefunden. Anmuthig ohne Zweifel sind die Nebengestalten der Gruppe, die beiden Töchter des Okeanos, ihre zarten, völlig unverhüllten Körperformen sind fein modellirt und zeigen besonders eine sehr reizvolle, weiche Behandlung der Oberfläche des Marmors. Die Hauptfigur aber kann Ansprüchen höherer Art schwerlich genügen; sie entbehrt in Haltung und Ausdruck entschieden jener Energie und heroischen Größe, die Composition überhaupt der dramatischen Kraft, die durch den Charakter des Gegenstandes gefordert war. Weder die Geberde des Prometheus noch die der Okeanide, die den Geier abzuwehren strebt, ist von wirklich ergreifender Wirkung.

Nicht weit von der Stelle, wo dieses Werk moderner Plastik sich befindet, harren, im alten berliner Museum, die Pergamenischen Sculpturen der Aufstellung — eine gefahrvolle Nachbarschaft für jenen modernen Prometheus. Im ganzen Umkreise der Plastik ist nichts, was sich an dramatischer Kühnheit und Gewalt, an Wucht und Größe im Ausdruck der Leidenschaft mit den riesigen Reliefs der Gigantomachie vergleichen ließe. Sie haben in das Wesen der griechischen Kunst einen neuen ungeahnten Einblick eröffnet, und mit Recht hat man gesagt, daß sie zuerst ganz bestimmt den Wendepunkt bezeichnen, in welchem im griechischen Alterthum Anschauungen hervortreten, die dem modernen Empfinden verwandt sind. Die Antike in der Gestalt, in der sie hier auftritt, erscheint uns gleichsam in gigantische Nähe gerückt, und vielleicht bleibt die Entdeckung dieser grandiosen Werke, die für die archäologische Wissenschaft von so eminenter Bedeutung ist, auch nicht ohne Einfluß auf die Kunst unserer Tage.

Digitized by Google

Politische Revue.

19. Mai 1880.

Am 10. Mai ist der Deutsche Reichstag geschlossen worden, nachdem er durch die große Rede des Fürsten Bismarck, die einzige, welche dieser während der ganzen Sitzung gehalten, gegen den Schluß hin noch ein dramatisches Interesse gewonnen hatte, indem auch die Führer der einzelnen Parteien sich gedrungen sahen, sich über ihre Stellung zur Reichsregierung auszusprechen. Diese Rede selbst gab ein trüb beleuchtetes politisches Stimmungsbild und kann überhaupt als eine denkwürdige Illustration unserer parlamentarischen Zustände in jeder Hinsicht betrachtet werden. Ehe wir auf die Arbeiten des Reichstages im einzelnen eingehen, müssen wir einen Blick auf das Gesammtbild der parlamentarischen Lage werfen, wie es sich in den letzten Sitzungen vor uns entrollte.

Der äußere Anlaß zur Rede des Fürsten Bismarck war die zweite Berathung über die revidirte Elbschifffahrtsacte am 8. Mai. Preußen hatte einen Antrag beim Bundesrathe gestellt, dem zufolge aus dem hamburgischen Freihafencomplex Altona und ein Theil der Vorstadt Sanct-Pauli ausgeschieden und dem Zollverein einverleibt werden sollte. Schon in der Interpellation am 1. Mai kam die Angelegenheit zur Sprache. Sie hat eine doppelte Seite, eine materielle und eine rechtliche. Die Hamburger sehen sich überhaupt in ihrer Freihafenstellung bedroht: die wichtigere rechtliche Frage dreht sich darum, ob diese Aenderung der Zollvereinsgrenze durch die Mehrheit des Bundesrathes ohne die Zustimmung von Hamburg beschlossen werden könne. Hiergegen richtete Dr. Lasker seinen Antrag, der erklärte, daß der Art. 34 der Reichsverfassung eine solche Entscheidung nicht gestatte. Dieser Artikel lautet: „Die Hansestädte Bremen und Hamburg mit einem dem Zweck entsprechenden Bezirke ihres oder des umliegenden Gebietes bleiben als Freihäfen außerhalb der gemeinschaftlichen Zollgrenze, bis sie ihren Einschluß in dieselbe beantragen.“ Obschon diese Bestimmung durchaus klar ist, so entwickelte sich doch aus ihr ein ganzes Nest von Competenzconflicten und Verfassungsfragen. Die erste war: ob sich Hamburg dürfe majorisiren lassen durch die Mehrheit des Bundesrathes? Wer die frühern Vorgänge im Bundesrathe ins Auge faßt, der mußte sich sagen, daß der Reichskanzler gerade in Bezug hierauf besonders empfindlich sei. Im April hatte er seinen Abschied verlangt, weil der Bundesrath es abgelehnt hatte, die Postanweisungen von der Pflicht eines Quittungsstempels auszunehmen. Am 6. Mai richtete Fürst Bismarck ein Circular an die preußischen Gesandten bei den deutschen Regierungen, das auch durch den „Reichs-Anzeiger“ sogleich veröffentlicht wurde; es handelte sich darum, in welchen Formen der Geschäftsordnung ein Antrag Preußens und ein Gegenantrag Hamburgs zu behandeln sei. Zu diesen innern Fragen in den Verhandlungen des Bundesrathes, welche den Reichskanzler in eine erregte Stimmung versetzten, kam nun noch der Conflict im Reichstage selbst, dessen Commission durch eine Resolution erklärte, daß für eine etwaige Verlegung der Zollgrenze auf der Elbe die gesetzliche Zustimmung erforderlich sein solle. Diese Resolution wurde von Delbrück, dem langjährigen Mitarbeiter des Fürsten, bevorwortet. Darin sah nun der letztere die Ueberschreitung der dem Reichstage durch die Verfassung beigelegten Befugniß, eine Art von Pression, die auf die Regierung ausgeübt werden solle und der sich diese in keinem Falle fügen werde; die Reichsverfassung spreche sich unzweideutig dahin aus, daß das Zollgebiet des Reiches mit seiner äußern Grenze zusammenfallen solle. Der Bundesrath aber habe das Recht, die Zollgrenze zu bestimmen, die Elbe mit einer Zolllinie zu durchschneiden. Delbrück selbst habe früher diese Ueberzeugung vertreten, diese Verhandlungen geleitet. „Falls der Beschluß der Commission zur Annahme gelangt, kann dies keine Gültigkeit erlangen; wir werden uns fragen müssen, was

Digitized by Google

daraus folgt; aber das Recht des Bundesrathes wird dadurch in keiner Weise alterirt."

Fürst Bismarck stellt also einen tiefgreifenden Verfassungsconflict in Aussicht in einer Sache, welcher er selbst „eine ungewöhnliche Bedeutung" nicht einräumen kann. Von diesem Standpunkt aus wirft nun der erste deutsche Staatsmann einen Blick auf die allgemeine parlamentarische Lage und stellt sich der wachsenden Ermattung gegenüber als den unbeugsamen Vorkämpfer für die nationalen Bestrebungen gegenüber den particularistischen hin, welche der Entwickelung des Reiches entgegenstehen; eine rückläufige Bewegung in der Begeisterung für die nationale Entwickelung sei eingetreten; er selbst habe den Kampf für die deutsche Einheit seit 30 Jahren gekämpft; seit 18 Jahren befinde er sich in einer Stellung, welche ein französischer Historiker näher präcisirt habe, daß auch der beste Minister durch den Haß der Parteien aufgerieben werde; er könne nicht ruhig zusehen, daß das Deutsche Reich, das er mit Aufwand seiner ganzen Lebenskraft begründet, zurückgehe.

Die Spitze dieser Rede war aber gegen das Centrum gerichtet, und diese Wendung mußte allerdings befremden, wenn man die Vorgänge der vorletzten Session ins Auge faßte, in welcher der Reichskanzler ja selbst dem Centrum die Hand zum Bunde gereicht hatte. Am befremdendsten klang der Vorwurf gegen die liberale Partei, daß sie dem Centrum Heeresfolge leiste, während diese doch gerade durch das Centrum mit Hülfe des Reichskanzlers aus ihrer tonangebenden parlamentarischen Stellung verdrängt wurde. Es ist wahr, daß die Parteien zerfahren und zerrissen sind, daß es keine sichern Majoritäten im Reichstage mehr gibt, daß alles in Fractionen und Fractiönchen zerspalten ist, und daß einzelne hervorragende Führer durch einen Ausscheidungsproceß isolirt werden oder sich selbst isoliren; ja selbst das Centrum, das der Reichskanzler für unüberwindlich erklärt, hat nicht immer geschlossen gestimmt: doch wer trägt die Schuld an diesem Zerreibungsproceß der Parteien? War es nicht der Kanzler selbst, der immer eine gegen die andere ausspielte? Der durch seine Wirthschaftspolitik, die er mit Hülfe des Centrums durchsetzte, einen Keil in die einzelnen Parteien selber schob, der die klerikal-conservative Mehrheit, die jetzt wieder im Zerbröckeln ist, inaugurirte? Das ganze System, daß die Parteien sich mit principiellen Gegnern zur willkommenen Opposition verbinden, erklärt der Reichskanzler für außerordentlich verderblich im Sinne der liberalen Partei, namentlich aber auch im Sinne der Conservativen. Wie aber, wenn die Regierung ebenfalls sich mit principiellen Gegnern verbindet, um irgendeine wichtige Maßregel durchzusetzen? Macht sie damit nicht das Compromiß in jedem einzelnen Fall zur Regel für die parlamentarische Verhandlung?

Constante Majoritäten sind überhaupt nur möglich in gesetzgebenden Versammlungen, aus deren Mitte die Regierungen hervorgehen mit ausgesprochener politischer Farbe. Unser Reichstag erinnert aber mehr an die Parlamente unter Richelieu und Mazarin als z. B. an das englische. Die Macht und der Wille eines großen Staatsmannes drücken auf ihn, und bisweilen mit solcher Wucht, daß er alle innere Cohäsion verliert. Der Reichskanzler selbst fühlt sich zu sehr Eins mit dem Reiche, welches begründet zu haben sein unvergängliches Verdienst ist, um nicht in jeder Abstimmung gegen irgendeine Regierungsvorlage, wie z. B. die über die Samoainseln, einen Act der Reichsfeindlichkeit zu erblicken. Und wenn der Reichstag Lust zeigen sollte, sich als eine autochthone Volksvertretung zu geberden, so hält er ihm seinen Ursprung vor; er ist ja nur aus einem Vertrage hervorgegangen, den die Regierungen miteinander abgeschlossen haben.

Die Unterschiede zwischen einer wahrhaft parlamentarischen Verfassung wie die englische und der deutschen Reichsverfassung werden auch noch in anderer Hinsicht durch die Bismarck'sche Rede illustrirt: man vergleiche die Vorgänge bei dem jetzigen englischen Cabinetswechsel mit der Auffassung, die der Reichskanzler von

Digitized by Google

einem deutschen, etwa von seinem Rücktritt hegt. Lord Beaconsfield würde schwerlich einem Parlament mittheilen, daß er müde, todmüde sei: solche persönliche Herzensergüsse würden in England und in dem neuen Imperium des Orients sowie in allen Colonien einen sehr befremdenden Eindruck machen. Noch weniger aber könnte er mittheilen, wo er seinen Nachfolger suchen und welche Vorschläge er dem Monarchen machen wolle: denn sein Nachfolger gehört selbstverständlich der Partei an, die sein Regiment zu Falle gebracht hat. Alle diese Causeries liegen nicht nur außerhalb der politischen Gewohnheiten Englands; sie würden dort ja auch wider die Verfassung verstoßen. Bei uns ist dies nicht der Fall, und bei einer Rede des Fürsten Bismarck erwartet man, daß er seine Persönlichkeit mit einsetzt wie einen rocher de bronze.

Hat aber diese letzte Rede die Beziehungen des Fürsten zum Centrum geklärt, auf die Lösung des Culturkampfes irgendein aufklärendes Licht geworfen? Fürst Bismarck sagte: „Vor einem Jahre verließ ich den Reichstag mit der aufrichtigen Ueberzeugung, daß die Herren vom Centrum ihrerseits sich zu einem Compromiß nicht blos über Schutzzollfragen, sondern auch über Fragen, die ihm nicht fern liegen, verstehen würden. In dieser Ueberzeugung hielt ich mich ermuthigt, mit Vertrauen an die Verhandlungen mit der Römischen Curie zu gehen, und ich versprach mir damals ein erfreuliches Ergebniß davon. Dieses Vertrauen ist durch das ausnahmslos oppositionelle Verhalten des Centrums im Reichstage und im Abgeordnetenhause erschüttert worden. Für mich liegt in dem Auftreten des Centrums gegen die deutsche, resp. preußische Regierung eine Interpretation der Intentionen des römischen Stuhls, und wir können daraus folgern, was wir von Rom zu erwarten haben. Die meisten unter Ihnen sind ja unter dem Einfluß von Priestern gewählt worden, also dies mein Bedenken ist ganz gerechtfertigt. Ich glaube, darauf wird Rücksicht zu nehmen sein bei denjenigen Intentionen, die darauf gerichtet sind, den Frieden zu machen. Wenn die Friedenshoffnungen von Ihnen zerstört werden, so ist das Ihre Sache."

Dies klingt im ganzen mehr wie eine Kriegserklärung und läßt sich mit der Gesetzvorlage, die dem preußischen Landtage zugehen und die Zustimmung zu einer discretionären Behandlung der Maigesetze erlangen soll, nicht recht vereinigen. Man mag indeß dabei an die Aeußerung des Fürsten Bismarck in seiner parlamentarischen Soirée denken: „Wir wollen die Waffen niederlegen, doch nur auf dem Fechtboden." Jedenfalls stand Fürst Bismarck in seiner Reichstagsrede dem Centrum gegenüber wieder wohlgerüstet auf der Mensur. Im ganzen enthielt dieselbe indeß weniger ein Programm als einen kritisch-elegischen Rückblick und Anklagen gegen alle Parteien. An Erwiderungen konnte es nicht fehlen. Windthorst protestirte dagegen, daß das Centrum ein weniger warmes Herz habe für den Bestand den Reiches als der Reichskanzler selbst, und berief sich auf die 130 Millionen neuer Steuern, die es im vorigen Jahre bewilligt habe. Im übrigen verlangte er die Beendigung des Culturkampfes nach wie vor. Schorlemer-Alst wehrte sich besonders gegen die Voraussetzung, daß das Centrum mit sich handeln lasse. Die Nationalliberalen witterten wieder einmal Morgenluft. Bennigsen sprach in einer seiner gefeilten und glatten Reden sich zu Gunsten einer Combination der gemäßigten Conservativen und Liberalen aus und für die in Aussicht stehende Beseitigung der gestörten Beziehungen der Parteien untereinander und zur Regierung; er schöpfte aus der Erklärung des Reichskanzlers die Hoffnung, daß dieser sich auf eine klerikal-conservative Combination nicht stützen werde, und daß daher im nächsten Jahre gesunde Zustände eintreten würden. Er rügte zwar in mildesten Worten, daß der particularistischen Strömung eine gewisse Nachhülfe gegeben durch Annahme des Franckenstein'schen Antrags; aber er glitt leicht über eine Combination hinweg, durch welche doch, wie er selbst sagt, „ein wichtiger Abschnitt der wirthschaftlichen und finanziellen Gesetzgebung zu Stande gekommen

Digitized by Google

ist"; er verherrlichte die Verdienste Bismarck's um die Verwirklichung des deutschen Einheitsgedankens und hob hervor, daß nicht blos in materiellen, sondern auch in idealen Dingen dem deutschen Volke das Gefühl der Einheit und die Verwirklichung der Einheit wiedergebracht worden sei. Virchow, ein neugewähltes Mitglied des Reichstages, sprach für die Fortschrittspartei, hob hervor, daß die particularistischen Bestrebungen nicht ohne die Mitwirkung des Reichskanzlers zum Ausdruck gekommen seien und daß das Verderbliche die Augenblickspolitik des Reichskanzlers sei: ihm fehle die Stetigkeit der Politik. Virchow nennt die Methode desselben, innere Politik zu treiben, eine unorganische; er vermißt das regelmäßige politisch-verfassungsmäßige Leben, da der Reichskanzler sich aus der Summe von Factoren, die sich im Reichstage darbieten, durch ein gewisses mechanisches Zusammenfügen eine Majorität bilde.

In diesen Verhandlungen am 8. und 10. Mai gab das eigentliche Thema, die Elbschiffahrtsacte, wol den Ausgangspunkt der Debatten; doch dieser wurde stets baldmöglichst verlassen, um der vom Reichskanzler herausgeforderten Programmpolitik gerecht zu werden. Die Commission hatte, wie erwähnt, beantragt, der veränderten Elbschiffahrtsacte die verfassungsmäßige Genehmigung mit dem Vorbehalte zu ertheilen, daß die zur Zeit auf der Elbe bestehende Zollgrenze nur durch Gesetz an eine unterhalb dieser Grenze gelegene Stelle verlegt werden könne. Gegen diesen von Delbrück vertheidigten Vorbehalt hatte sich vorzüglich Bennigsen gewendet und die Zurückweisung der Vorlage zu schriftlicher Berichterstattung an die Commission beantragt. Diese Vertagung einer immerhin etwas verfahrenen Frage wurde bei der dritten Lesung mit Mehrheit angenommen.

Man konnte nicht sagen, daß in dieser Angelegenheit die Regierung einen Sieg davongetragen; doch war ihr wenigstens zum Rückzug eine goldene Brücke gebaut worden. Ein entschiedener Lieblingsplan des Kanzlers aber, die Einführung des Tabacksmonopols, wurde durch eine von Richter beantragte Resolution, die allerdings etwas vom Zaun gebrochen erschien, vom Reichstage abgelehnt. Zwar wurde nur die motivirte Tagesordnung der Abgeordneten Buhl, Delbrück und Graf Fugger am 28. April angenommen, welche eingeführt wird mit den allerdings nicht wenig ins Gewicht fallenden Worten: „in Erwägung, daß über die künftige Besteuerung des Tabacks bei der Berathung des Tabackssteuergesetzes in der letzten Session des Reichstages ein volles Einverständniß zwischen den verbündeten Regierungen und dem Reichstage herbeigeführt worden ist und daß erwartet werden muß, daß dieses durch Verkündigung des Gesetzes vom 16. Juli 1879 erst neuerdings beurkundete Einverständniß nicht wieder durch einen Antrag auf Einführung des Tabacksmonopols in Frage gestellt werden wird." Doch die große Mehrheit (181 gegen 69 Stimmen), mit der diese Resolution gefaßt wurde, und die geringen, ja lauen Sympathien, welche sich auch bei den Anhängern des Monopols für dasselbe äußerten, konnten immerhin diesem parlamentarischen Schachzuge eine gewisse Bedeutung sichern, sowenig man die Meinung Richter's theilen mag, daß damit über das Monopol definitiv zur Tagesordnung übergegangen sei.

Auch die Unterstützung der Deutschen Seehandelsgesellschaft wurde am 21. April in zweiter Lesung mit 128 gegen 112 Stimmen abgelehnt. In der That hat dies wol die Beredsamkeit Bamberger's bewirkt, welcher mit großer Entschiedenheit und Schärfe gegen die Vorlage sprach, die phantasmagorischen Aussichten der Colonialpolitik auf ihren wahren Werth zurückzuführen und besonders die Täuschung zu zerstören suchte, daß der Sturz des Hauses Godeffroy und seiner wesentlich in Plantagen consolidirten Interessen identisch sei mit dem Sturze des deutschen Handels und der deutschen Politik in der Südsee. Indeß beherrscht die letztere Meinung nach wie vor die Regierungskreise und, wie es scheint, wird der Reichskanzler, der in dieser Abstimmung etwas wie eine Kreuzung seiner auswärtigen Politik erblickt

Digitized by Google

und sich daher auch in seiner Reichstagsrede besonders empfindlich dafür zeigte, die Samoafrage in irgendeiner andern Form wieder zur Sprache zu bringen suchen.

Auch bei den Verhandlungen über die Münzfrage (24. April) über die Abänderung des Art. 4 des Münzgesetzes vom 9. Juli 1873: „Der Gesammtbetrag der Reichs-Silbermünzen soll bis auf weiteres 12 (bisher 10) Mark für den Kopf nicht übersteigen", zeigte sich Bamberger als sachgemäßer bis ins Detail eingehender Redner; er warnte vor dem Uebermaß unterwerthiger Scheidemünze, bei welchem die ärmern Klassen am meisten litten.

Die Ergänzungen und Aenderungen des Reichs-Militärgesetzes vom 2. Mai 1874 kamen in dritter Lesung zur Annahme am 16. April. Dabei fand der in zweiter Lesung abgelehnte Commissionsantrag, die auf Grund der Ordination oder der Priesterweihe dem geistlichen Stande Angehörenden von der Dienstpflicht der Ersatzreserve zu befreien, ein Antrag, den Schorlemer-Alst zu dem seinigen gemacht hatte, Annahme mit 161 gegen 151 Stimmen.

In der Berathung über Verlängerung des Socialistengesetzes (17. und 19. April) wurde dasselbe in zweiter Lesung angenommen, doch soll die Verlängerung nach dem Vorschlage der Commission nur bis zum 30. Sept. 1884 stattfinden, nicht, wie die Regierung verlangte, bis zum 31. März 1886. In dem §. 1 der von der Commission abgeänderten Vorlage wurde auch auf Mitglieder einer gesetzgebenden Körperschaft, welche sich am Sitze dieser Körperschaften während der Session aufhalten, der Schutz gegen polizeiliche Ausweisungsmaßregeln ausgedehnt.

Mit großem Eifer unterzog sich der Reichstag den Berathungen über das Wuchergesetz; die zweite fand am 10. April, die dritte am 7. Mai statt. Der Gesetzentwurf besteht aus drei Artikeln. Art. 1 will hinter dem §. 302 des Reichs-Strafgesetzbuches einen neuen Paragraphen einschalten, nach dem der Wucher, die Verschleierung desselben, der Erwerb wucherlicher Forderungen und der gewohnheits- und gewerbmäßige Betrieb wucherlicher Geschäfte bestraft werden soll. Der Art. 2 bedroht die Pfandleiher mit Strafe, wenn sie die für dieses Gewerbe erlassenen Anordnungen übertreten; Art. 3 enthält Bestimmungen über die vermögensrechtlichen Folgen des Wuchers: Ungültigkeit wucherlicher Geschäfte, Rückgewährung der Vermögensvortheile, welche der Wucherer aus dem Geschäft zieht.

Es soll dem Wucher criminal- und civilrechtlich entgegengetreten werden; selbst die naivsten Anhänger des wirthschaftlichen laisser-aller werden nur laue Vertreter der Wucherfreiheit sein, die sich als ein socialer Krebsschaden hinlänglich bewährt hat. Im wesentlichen waren die Ansichten nur darüber getheilt, ob gesetzlich ein besonderes Zinsmaximum festzusetzen sei. Ein Antrag des Grafen Wilhelm von Bismarck, der sich in der Wucherdebatte seine parlamentarischen Sporen verdiente, hatte ein solches verlangt und dasselbe auf 8 Proc. bei hypothekarisch gesicherten Darlehen, auf 15 Proc. bei andern Darlehen festgesetzt. Doch die Mehrheit des Reichstages entschied sich dafür, es dem richterlichen Ermessen zu überlassen, ob eine ungebührliche Ueberschreitung des normalen Zinsfußes stattgefunden habe. Bei der dritten Lesung brachte Graf Bismarck eine auf Einschränkung der Wechselfähigkeit ausgehende Resolution ein; er will mit derselben die Gefahren beseitigen, die gerade dem kleinen Grundbesitz und dem kleinen Handwerk drohen. Der Wechsel in seiner jetzigen Gestalt habe den Ruin ganzer Klassen der Gesellschaft herbeigeführt; er sei jetzt theils zu einem Schuldschein des kleinen Mannes herabgesunken, der sich damit, wie im Mittelalter, dem Gläubiger zu Hand und Halfter verpflichtet habe, theils zu einem Mittel für leichtsinnige Leute, um sich zu unproductiven Zwecken Geld zu verschaffen. Reichensperger wies darauf hin, daß die allgemeine Wechselfähigkeit in den Motiven zum Wuchergesetz als ein Vorschub zum Wucher bezeichnet werde; man müsse deshalb daran denken, auch die Quellen des Uebels zu beseitigen. Die Resolution wurde mit

Digitized by Google

136 gegen 99 Stimmen angenommen; ebenso erhielt das ganze Gesetz die überwiegende Majorität.

Das Wuchergesetz in der vom Reichstage angenommenen Fassung mag gerechte Bedenken erregen: es wird sich in der juristischen Praxis wol herausstellen, daß Graf Bismarck das Rechte getroffen hatte und daß die Ablehnung fester Bestimmungen für das Zinsmaximum der Willkür der Richter Thür und Thor geöffnet hat, sie in hundert Einzelfällen ganz rathlos läßt und außerdem den Widerspruch zwischen Entscheidungen der Criminal- und Civilrichter oft in eclatanter Weise zum Ausdruck bringen wird.

In zweiter und dritter Lesung wurde am 26. April und 31. Mai auch das die Theaterfreiheit beschränkende Gesetz angenommen; jedenfalls zum Heile des deutschen Theaterwesens. Die Reden der Gegenpartei gewährten eine geringe sachliche Ausbeute. Wenn Abgeordneter Richter sagt, es liege kein Material vor, so würde ihn der vom Abgeordneten von Kleist-Retzow citirte Artikel unserer Zeitschrift am besten widerlegen, da er eine reiche Ausbeute an statistischen Thatsachen gibt. Und wenn er meint, daß die Autoren langweiliger Stücke gegen die Theaterfreiheit seien, so fehlt hier jede logische Begründung; was kann diesen daran liegen, ob eine Bühne mehr ihre Stücke nicht gibt? Die Schriftsteller haben sich gegen die Theaterfreiheit erklärt, weil ihre durch das Urhebergesetz ihnen bewilligten Rechte gegenüber den fortwährend in Bankrott verfallenden Theaterdirectionen illusorisch bleiben, abgesehen von der Ueberzeugung, daß der Aufschwung der Bühne durch das Theaterproletariat und durch die ordinärste Speculationswirthschaft unbefugter und unbefähigter Theaterleiter gehemmt wird. Dafür wurden in den Berathungen selbst ausreichende Daten vorgeführt. Daß aber die Associationen der Directoren, Schauspieler und Dichter, also die drei großen Vereinigungen, die auf dem Boden des realen Theaters stehen, sich gleichmäßig gegen den Unfug des durch die Theaterfreiheit erzeugten Schaubudenwesens erklärten, hätte doch ernster genommen werden sollen, als es z. B. von dem Abgeordneten Richter geschah. Eine Wiedergeburt der deutschen Bühne wird durch ein Polizeigesetz allerdings nicht bewirkt werden; darin sind ja auch die Petenten mit den Rednern einverstanden, welche einen idealen, aber in unfruchtbaren Allgemeinheiten sich haltenden Standpunkt einnehmen.

Für die Reform der Gewerbeordnung und der Innungen entschied sich der Reichstag durch seine Zustimmung zu den gemäßigten Vorschlägen der Commission betreffs des Innungswesens am 5. Mai. Unerledigt blieben die Steuerreformen in dieser Session des Reichstages: in den Verhandlungen über Erhebung von Reichs-Stempelabgaben am 29. und 30. April wurde über das Steuerprogramm des Reichskanzlers, über das Verhältniß der directen und indirecten Steuern verhandelt. Rickert erklärte sich mit eingehender Begründung zu Gunsten der erstern, von Benda gegen die Stempelsteuer und Brausteuer. Das Resultat war die Verweisung der Vorlage an eine Commission von 21 Mitgliedern. Die Verhandlungen über die Anträge, welche die Abgeordneten von Seydewitz und von Hertling auf Correctur einzelner Theile der Gewerbeordnung gestellt hatten, standen zuerst am 26. April auf der Tagesordnung: die Beschlußunfähigkeit des Reichstages hinderte damals den Fortgang der Verhandlungen. Diese sich so oft wiederholende Beschlußunfähigkeit, ein Zeichen des erlahmenden Interesses und der Muthlosigkeit bei den zerfahrenen politischen Verhältnissen, drückt besonders der letzten Zeit der Reichstagssitzungen ein melancholisches Gepräge auf; nur das Erscheinen des Reichskanzlers vermochte den Reichstag aus seiner Lethargie aufzurütteln: in der That will man die Schuld an der zunehmenden Indifferenz der Reichstagsmitglieder dem Fernbleiben des Reichskanzlers von den Sitzungen zuschreiben. Darauf stützte sich ein beabsichtigter Antrag von Virchow, welcher außer Diäten auch die Anwesenheit des Reichskanzlers verlangte, während Völk vorher die zur Beschlußfähigkeit des Reichstages erforderliche Anzahl von Mitgliedern ein für allemal oder doch für gewisse

Digitized by Google

Fälle herabsetzen wollte. Jedenfalls ist die bei den Lesungen so schwankende Ziffer der Abstimmungen, die fortwährende Verwandlung der Minoritäten in Majoritäten und umgekehrt, eine das Ansehen des Reichstages herabsetzende Thatsache.

Die europäische Situation wird durch den Cabinetswechsel in England beherrscht, wo das Parlament am 29. April eröffnet wurde; doch können dadurch die Factoren derselben nicht umgestaltet werden. Die Rivalität Englands und Rußlands in Konstantinopel und in Asien wird durch das neue Cabinet nicht aus der Welt decretirt werden. Indeß hat Gladstone nicht das Auswärtige Amt übernommen; als ein sehr unglückliches Debut auf dem Gebiete der auswärtigen Politik muß indeß sein Schreiben an den Grafen Károlyi betrachtet werden, in welchem er für seine frühern Aeußerungen gegen Oesterreich um Entschuldigung bittet. Der Minister verleugnet den Ministercandidaten: niemals ist mit größerer Offenheit und Naivetät eingestanden worden, daß der Grundsatz „Ôte-toi que je m'y mets" den Parteiführern das Recht ertheilt, die unbegründetsten Gerüchte und Annahmen mit Fanatismus zu verbreiten und aus ihnen Kapital zu schlagen, während der Minister dann dafür einfach Abbitte zu leisten hat. Der Ton, in welchem dies hier geschieht, gibt dem englischen Cabinet kein besonderes Lustre, und der consequente Imperialismus des Lords Beaconsfield muß einen imponirendern Eindruck machen als das pater peccavi Gladstone's. Jedenfalls ist dasselbe ein Zeichen dafür, daß der Minister Gladstone den Umständen Rechnung tragen und seine türkenfreundlichen Sympathien für die Völker der Balkanhalbinsel mit der allgemeinen politischen Constellation in Einklang bringen wird. Der Staatssecretär des Aeußern, Lord Granville, hat inzwischen die Congreßmächte in einer Note aufgefordert, in Gemeinschaft mit England die noch nicht erfüllten Bedingungen des Berliner Vertrags durchzusetzen. Im Grunde hat der französische Minister Freycinet in seinem Rundschreiben, in welchem er die friedliche Politik der Regierung betonte, dasselbe ausgesprochen; doch wird Lord Granville den Worten die That folgen lassen. Die Albanesen kümmern sich nicht um die Decrete der Grünen Tische; die albanesische Liga rüstet unaufhörlich und kann es bis auf 30000 Mann bringen; die Miriditen strömen ihr zu; die Montenegriner wagen nicht den Angriff und harren der Intervention der Cabinete. In gleicher Weise ist die griechisch-türkische Grenzregulirung noch immer in der Schwebe; zwischen Bulgarien und Rumänien entsteht eine Differenz nach der andern: die Friedenspolitik Gladstone's wird vielleicht noch eher in ernste Verwickelungen gerathen als die Kriegspolitik des Lord Beaconsfield.

Die Opposition, welche, wie die Adreßdebatten im Ober- und Unterhause bewiesen, dem neuen Cabinet seine Stellung in hohem Maße erschweren wird, war im Oberhause besonders durch Lord Beaconsfield selbst, im Unterhause durch Northcote vertreten. Im Oberhause erwiderte Lord Granville, der Staatssecretär des Auswärtigen: er gab ein Programm der Regierung, das im Grunde auf einen Ausbau der Beaconsfield'schen Unternehmungen im Orient, auf Grundlage des Berliner Vertrags, herauskam; er erläuterte damit die diplomatischen Noten, die er an die Cabinete gerichtet hatte. Außer der griechischen und montenegrinischen Grenzregulirung hob er besonders das organische Statut für die türkischen Provinzen hervor. Die Adresse wurde übrigens im Oberhause wie im Unterhause angenommen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Ewe. Eine litauische Dorfgeschichte von Ernst Wichert. I—V. 1
Ovid. Von Rudolf von Gottschall. 22
Der Aberglaube in der Wissenschaft. Von Wilhelm Wundt. 26
Zur Charakteristik der Parteien im Deutschen Reichstage. Von H. B. Oppenheim. 48
Stand und Aufgaben der heutigen Paläontologie. Von Carl Vogt. 69
Hans Makart. Von Friedrich Pecht. 91
Petersburger Reflexe des Deutsch-Französischen Krieges. Eine Reminiscenz von Friedrich Meyer von Waldeck. 105
Das neue deutsche Lustspiel. Ein literarischer Essay von Rudolf von Gottschall. 124

Chronik der Gegenwart:

Literarische Revue: Literarische Zustände. — Gedichte, Romane und Novellen des Literaturjahres 1879. 143
Politische Revue: Die politische Lage im Innern und nach außen. — Die Sitzungen des preußischen Abgeordnetenhauses. — Russische Experimente. — Die Parlamente in Wien und Budapest. 153

Ewe. Eine litauische Dorfgeschichte von Ernst Wichert. VI.—X. (Schluß.) . . . 161
Deutschthum und Judenthum. Von Ludwig Bamberger. 188
Zur innern Geschichte Norwegens seit 1814. 206
Heinrich Leuthold. Von J. J. Honegger. 234
Die Rebengeisel. Von Wilhelm Ritter von Hamm. 249
Kant als Vater des Pessimismus. Von Eduard von Hartmann. I. 262
Schiller und das deutsche Rechtsgefühl. Von Rudolf von Gottschall. 276
Das Militär-Eisenbahnwesen Deutschlands. 286

Chronik der Gegenwart:

Musikalische Revue: Rubinstein's „Nero", Neßler's „Rattenfänger von Hameln", Goldmark's „Königin von Saba" und andere Opern. — Hervorragende Erzeugnisse der Concertmusik. 299

Digitized by Google

Seite

Politische Revue: Aus dem preußischen Abgeordnetenhause. — Der Landesausschuß in Elsaß-Lothringen. — Die Ministerkrisis in Frankreich. — Russische Zustände. — Das Wehrgesetz in Oesterreich. — Die Engländer in Afghanistan. 313

Josa Dario. Novelle von E. Vely. I.—VI. 321
Christenthum, Katholicismus und Civilisation. Von Ferdinand Gregorovius. 347
Die Familie der Sonne. Von Dr. M. Wilhelm Meyer. I. 370
William Lloyd Garrison, der Sklavenbefreier. Eine biographische Skizze von Rudolf Doehn. 396
Eine Weltausstellung in Berlin. Von Julius Lessing. 418
Kant als Vater des Pessimismus. Von Eduard von Hartmann. II. . . . 429
Metternich's Memoiren. Von Walter Rogge. 442
Anselm Feuerbach. Von Friedrich Pecht. 463

Chronik der Gegenwart:

Politische Revue: Eröffnung des Reichstages; Aufgaben desselben. — Der preußische Landtag; die Culturdebatte; die Verwaltungsreform; der schlesische Nothstand. — Die österreichischen Delegationen und das Coalitionsministerium Taaffe. — Neues aus Frankreich, England und Rußland. . . 472

Karl von Holtei. Ein literarischer Essay von Rudolf von Gottschall. 481
Josa Dario. Novelle von E. Vely. VII.—XIII. (Schluß.) 509
Die neueste Phase der anglo-russischen Streitfrage in Centralasien. Von Hermann Vámbéry. I. 540
Parlamentarische Größen Oesterreichs. Von Walter Rogge. I. 553
Oberschlesien. Land und Leute. Von Richard Steiner. 582
Das fünfte Jahr der Ausgrabungen von Olympia. Rede am Geburtstage Sr. Maj. des Kaisers 22. März 1880 in der Aula der Universität zu Berlin gehalten von Ernst Curtius. 607
Am Manzanares. Von Robert Waldmüller (Eduard Düboc). 616

Chronik der Gegenwart:

Revue der Erd- und Völkerkunde: Reisen und Entdeckungen im nördlichen Polarmeere, in West-, Ost- und Nordafrika, in China, der Mongolei und in Guiana. 619
Politische Revue: Die Parteien im Reichstage. — Die Militärvorlage. — Die Etatsberathung. — Der Reichsrath und das Ministerium in Oesterreich. — Die Jubiläumsfeier des russischen Kaisers und die Dictatur des Grafen Loris-Melikow. — Türkische Verwickelungen. — Die Auslieferungsfrage und der Culturkampf in Frankreich. — Das englische Parlament, seine Auflösung und die Neuwahlen. 630

Wer trägt die Schuld? Novelle von Otto Roquette. 641
Ein französischer Sensationsroman. Von Rudolf von Gottschall. 661
Beaconsfield und Gladstone. Eine historisch-politische Parallele. Von Friedrich Althaus. 670

Digitized by Google

Seite

Die neueste Phase der anglo-russischen Streitfrage in Centralasien. Von Hermann Vámbéry. II. 685
Cyprische Reisestudien. Von Max Ohnefalsch-Richter. I. 699
Adolf Friedrich Graf von Schack als Dichter. Von Albert Moeser. I. . . . 711
Schopenhauer's Theorie von der Musik. Von Kurt Bruchmann. 730
Skizzen aus Vorarlberg. Von Otto Speyer. I. 749
Ludmilla Assing. Ein literarischer Essay. 773

Chronik der Gegenwart:

Theatralische Revue: Die Intendanzen und die Tragödie. — Arthur Fitger's „Hexe", Trauerspiele von Ferdinand von Saar, Martin Greif, Hugo Krebs. — Massinger's „Herzog von Mailand". — Schauspiele von Lindau, Wilbrandt u. a. — Lustspiele von Moser, Rosen, L'Arronge u. a. 783
Politische Revue: Die Reichstagsverhandlungen über die Militärnovelle, das Socialisten- und Wuchergesetz. — Die Reichskanzlerkrisis. — Die Verhandlungen mit Rom. — Lasker und die Nationalliberalen. — Neues aus dem Auslande. 794

Meine neuesten Ausgrabungen in Troja. Von Heinrich Schliemann. 801
Wer trägt die Schuld? Novelle von Otto Roquette. (Schluß.) 819
Der russisch-chinesische Conflict. 837
Adolf Friedrich Graf von Schack als Dichter. Von Albert Moeser. II. . . . 856
Der Krieg in Südamerika. 870
Die Familie der Sonne. Von Dr. M. Wilhelm Meyer. II. 896
Skizzen aus Vorarlberg. Von Otto Speyer. II. 929
Balladen von Albert Moeser. I. **Der Templer auf Cypern. Das Grab im Passeierthal.** 939

Chronik der Gegenwart:

Revue der bildenden Künste: Die Internationale Ausstellung in München. — Die berliner akademische Ausstellung. — Die Plastik in Berlin und München. — Die Pergamenischen Sculpturen. 942
Politische Revue: Die Reichstagsrede des Fürsten Bismarck. — Der Reichskanzler und die Parteien. — Beschlüsse des Reichstages. — Die europäische Situation. 946

Digitized by Google

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google